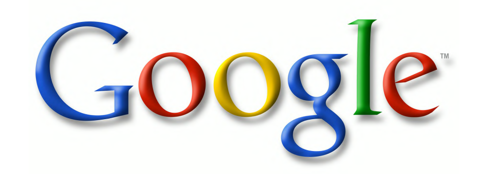


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

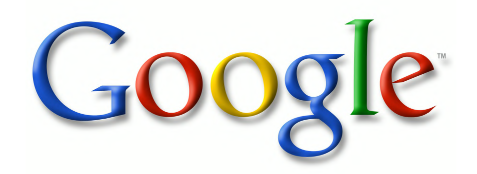
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

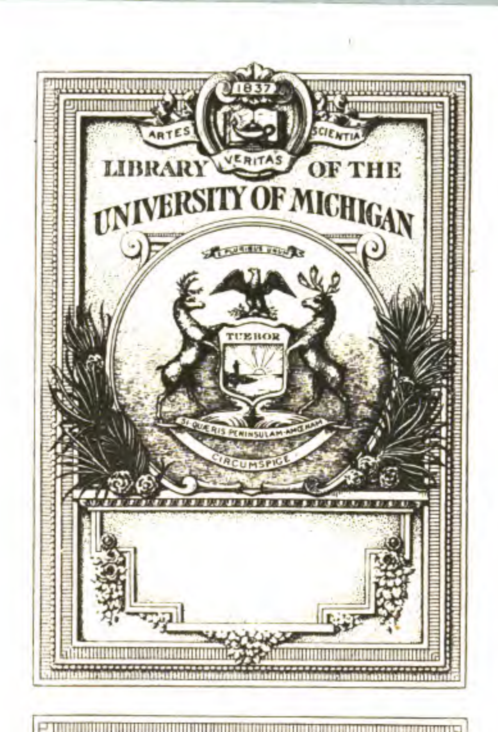
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

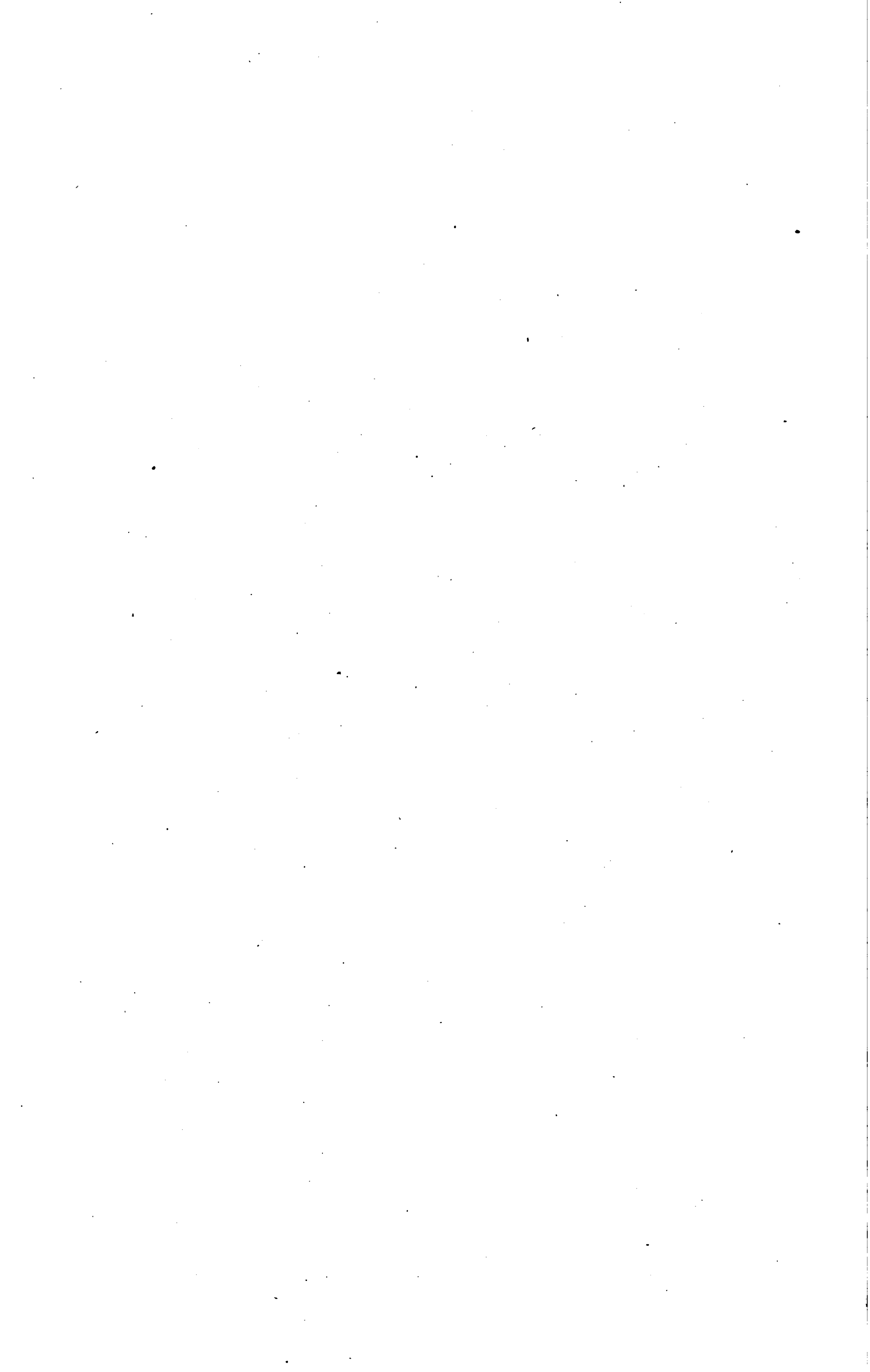


Zi 38588



THE GIFT OF
Prof. L. C. Karpinski

CB
83
.H47
1883



KULTURGESCHICHTE

IN IHRER

NATÜRLICHEN ENTWICKLUNG

BIS ZUR

GEGENWART.

VON

FRIEDRICH VON HELLWALD.

DRITTE NEU BEARBEITETE AUFLAGE.

ZWEITER BAND.



AUGSBURG
LAMPART & COMP.
1884.

Alle Rechte vorbehalten.

Prof. L. C. Karpinski
8-4-1926

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

ZWEITER BAND.

MITTELALTER UND NEUZEIT.

Anfänge des Mittelalters.

Würdigung des Mittelalters.

An dieser Stelle, in den meisten Darstellungen als Beginn des Mittelalters bezeichnet, mag der Leser zu hören erwarten, wie sich auf Grund der natürlichen Entwicklungslehre eine Beurtheilung dieses Zeitraumes gestaltet. Seit hundert Jahren hat diese drei Stadien durchlaufen: ein bekämpfendes, ein bewunderndes, ein verstehendes. Die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hatte ein Interesse daran, das Mittelalter möglichst herabzusetzen; die Zeit wollte derart ihre eigene Vollkommenheit inne werden. Man suchte zusammen, was ernste Satyriker, was begeisterte Prediger des Mittelalters ihren Zeitgenossen Schlechtes nachsagten; alle Klagen über sittlichen Verfall wurden herbeigeholt. Man schilderte die mittelalterlichen Verfassungen und Rechtsordnungen und hatte leichte Mühe zu beweisen, dass sie den Staatszweck wenig erfüllten, für Wohlfahrt, Rechtspflege, äussere und innere Sicherheit der Unterthanen schlecht gesorgt war, dass ein System gegenseitiger Ausbeutung herrschte, in welchem der Schwache nirgends Schutz fand, — die Begriffe Feudalismus und Faustrecht bezeichneten das Aergste, was sich ein gebildeter Politiker vorstellen konnte. Man wies darauf hin, dass eine Menge nützlicher Erfindungen nicht gemacht waren, daher Industrie und Bequemlichkeit des Lebens sehr im Argen lagen. Man glaubte vollends gewonnen Spiel zu haben, wenn man den Zustand der Religion und Wissenschaft prüfte, man konnte die blindeste Ergebung in die Autorität, den krassesten Aberglauben verzeichnen, der Stand der Naturwissenschaften war der niedrigste, die Philosophie nicht produktiv, die Philologie ärmlich bestellt, die Alles beherrschende Theologie konnte nicht zur Befreiung der Geister führen.

So urtheilte man noch Ende des vorigen Jahrhunderts. Kaum ein Dutzend Jahre später hatte sich bereits ein grosser Umschwung der Ansichten vollzogen, das Mittelalter einen ganz anderen Sinn gewonnen. Die romantische Schule sah ein glänzendes Lichtmeer von blendender Pracht dort, wo man früher nur dunkle Schattenmassen erblickt hatte. Gegenüber diesen beiden Standpunkten, gegenüber Abscheu und Verehrung, Verdammung und Anbetung, gibt es aber noch

einen dritten, den Standpunkt des Verstehens, des Begreifens, der objektiven historischen Durchdringung, — den Standpunkt der Gerechtigkeit. Wir werden weder lauter Schatten noch lauter Licht erblicken, auch für uns ist der mittelalterliche Zustand ein Zustand relativer Unvollkommenheit, auch wir können die Bezeichnung der Nacht für das Mittelalter acceptiren. Aber es ist eine helle, eine glänzende Nacht, in der unzählige Sterne mit theils mildem, theils kräftigem Lichte leuchten [1]). „Das alte Indien und Aegypten mit ihrer Kasteneinrichtung, sowie das alte Griechenland mit seiner Sklaverei und mit der Abgeschlossenheit der Frauen bieten zweifelsohne, trotz aller schönen Phrasen, im Grossen und Ganzen doch weniger Freiheit dar, als das europäische Mittelalter. Auch die Rechtsverhältnisse und das Rechtsbewusstsein des germanischen Mittelalters müssen, trotz zahlreicher individueller Rechts- und Machtüberschreitungen und trotz der Rauheit der Sitten, dem Alterthum gegenüber als ein Fortschritt anerkannt werden" [2]). Das Völkerrecht, im weitesten Sinne des Wortes, ist ein Produkt des Mittelalters. Im Alterthume herrschte nach dieser Richtung die Gewalt und der Kampf um's Dssein in seiner rohesten Gestalt. Gewöhnlich werden die Einbrüche roher Horden in die Gebiete gesitteter Völker als grosse Drangsale angesehen. Vielleicht genügt aber, so belehrt uns ein trefflicher Kenner, ein wenig Nachdenken zu der Ueberzeugung, dass die meisten, wenn nicht alle erspriesslich gewesen sind. „Wo solche Kämpfe um das Dasein sich entzünden, wird unser Geschlecht ruckweise einer höheren Entwicklung näher gebracht, sie mögen enden wie sie wollen, denn entweder gelingt es den älteren Kulturvölkern, dem Vordringen der neuen Volksfluth eine Mauer zu ziehen, und sie erstarken während der Bewältigung, oder es gilt, wenn sie aus Schwäche unterliegen, die Regel, dass der Verdrängende rüstiger gewesen sein müsse, als der Verdrängte. Stürzt selbst eine edle Kultur in Trümmer, werden ihre Herrlichkeiten vom Erdreich bedeckt und geht zuletzt der Pflug über das verschüttete Mosaikgetäfel, eins hatte jedenfalls der siegreiche Barbar vor dem bedrängten Römer voraus, nämlich seine Jugend und die Anwartschaft auf eine höhere Zukunft" [3]),

Die „neue Gestaltung der Welt," angeblich mit dem verscheidenden V. Jahrhundert beginnend, umfasste nur einen winzigen Bruchtheil derselben: Europa's Westen und Süden. Hier war's, wo neue Völker mit neuen Sitten und Gebräuchen, jedenfalls anderen Geistesgaben und ethnischen Eigenschaften, sich auf der breiten, festen Basis der alten Civilisation erhoben. Die alte Kultur war nicht in Trümmer gegangen, das stolze Römerthum, als Volksthum längst dahin, als Kulturmoment nicht vernichtet, vielmehr, wie schon betont, fortlebend und pulsirend in tausend Adern, begierig aufgesogen von den germanischen Eindring-

---

1) Professor Dr. Wilhelm Scherer, *Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich.* Berlin, 1874. 8°. S. 322—328.

2) Lilienfeld, *Gedanken über die Sozial-Wissenschaft der Zukunft.* II. Bd. S. 340.

3) Peschel, *Völkerkunde.* S. 447.

lingen. Trotz der Mode, die Völkerwanderung als Epoche unsäglicher Gräuel, Verwüstung, wilder Zerstörungslust zu schildern, mit der die furchtbaren Horden sich nacheinander über das Römerreich ergossen, und zu behaupten am Ende sei fast jede Spur römischer Kultur verschwunden gewesen, Regierungsformen, Gesetze, Sitten, Kleidung, Sprache, Namen von Menschen und Gegenden, kurz, Alles erscheine neu, hat man doch sich vor übertriebenen Auffassungen zu hüten. Unsere Kenntniss jener Epoche beruht auf Geschichtschreibern, deren Treue keineswegs jeglichem Zweifel trotzt. Möchte es doch darnach scheinen als ob es ganze Völkermassen gewesen, die ihren Weg mit Blut und Verwüstung gezeichnet, als ob die alten Einwohner mit beispielloser Grausamkeit ausgerottet, ein neues Volk plötzlich an deren Stelle getreten wäre. Vom ostgothischen Reiche in Italien möchte man meinen, es sei damals Italien gothisch gewesen, während doch nur Adel, Grossgrundbesitzer, Herrscherfamilie und Grosswürdenträger dieser Nation angehörten, die sich im alten Gothenlande, nördlich vom Kaukasus und am Schwarzen Meere bis ins XVI. Jahrhundert forterhielt. Nur die überschüssige, auswanderungslustige Menge, nach den gothischen und langobardischen Stammessagen ein Drittel der Bevölkerung, zog nach Westen, und diese Schaaren waren oft numerisch schwach genug, jedenfalls zu schwach zu solch ausgedehnter Verheerung. Sie wollten aber nicht einmal verheeren. Die Westgothen schonten Athen seiner Erinnerung willen, der Ostgothe Alarich, den Ruhmsucht oder Rache, nicht Zerstörungswuth unwiderstehlich vorwärts trieb, schmückte seine prachtvolle Beute und schützte sie in Aquileja vor den barbarischen Hunnen [1]). Endlich lag damals die alte Kultur schon fast ausschliesslich in christlichen Händen, das Heidenthum verkroch sich in seine letzten Schlupfwinkel; die meisten Germanen waren aber ebenfalls Christen und achteten desshalb, wie Alarich, ihre christlichen Brüder; die Zerstörung traf die Heidentempel, schonte aber die christlichen Kirchen [2]). An der Vernichtung der heidnischen Denkmäler arbeiteten jedoch, mehr als die fremden Barbaren, unter der Anleitung ihrer Priester die römischen Christen selbst, die ja in den Provinzen über den Fall Rom's, i. J. 430 n. Chr., frohlockten [3]). Mag immerhin die Zeit von Theodosins' I. Ableben bis zur festen Niederlassung der Langobarden düster gewesen sein, die Periode, während welcher der Zustand des menschlichen Geschlechtes der furchtbarste, elendste der ganzen Weltgeschichte war, war sie kaum. Und dass sie nicht jegliche Spur römischer Gesittung begrub, diese erst ein langwieriger Prozess aufzehrte, zeigen die Kulturzustände der neuen, unter germanischer Herrschaft erstandenen Reiche.

---

1) Bryce, *Das heilige römische Reich.* S. 18.

2) Siehe Ferdinand Gregorovius, *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter*, Stuttgart, 1869. 8°. I. Bd. S. 145, 149—155.

3) Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 231. — Gregorovius, a. a. O.

Das Christenthum im Orient.

Ehe wir der Entwicklung der germanischen Welt uns zuwenden, müssen wir noch dem Christenthume einige Betrachtungen widmen. Dieses war im Zeitalter Justinians zu grosser Macht und hohem Ansehen gelangt und erstreckte sich ausnahmslos über alle künftigen Kulturvölker. In seinen Ursprüngen neigte es stark zu kommunistischen Tendenzen und Lehren, die sich nur für kleine Mengen und kurze Zeiträume eignen. In dieser Form wäre es trotz aller inneren Vorzüge nimmer Weltreligion geworden. Selbst noch unter Konstantin herrschte die bischöfliche Form vor, in die seit Ende des I. Jahrhunderts die Macht der ersten Versammlungen sich allmählig konzentrirt hatte; ein sichtbares Oberhaupt der Kirche gab es noch nicht; alle Bischöfe standen einander in Rang und Ansehen völlig gleich. Wohl ist nachweislich, wie allerdings nach der Auffassung der alten Kirche (deren Ansicht übrigens selbst wieder einer Prüfung bedürftig ist) schon von Anfang ein Primat in der Kirche vorhanden war, dass ihn aber nicht Petrus und seine angeblichen Nachfolger in Rom, sondern Jakobus der Gerechte in Jerusalem und seine Nachfolger inne hatten. Die bevorzugte Stellung Jerusalems ging naturgemäss verloren, als diese Stadt nach zweimaliger Zerstörung im Jahre 135 in die römische Soldatenkolonie Aelia Capitolina verwandelt wurde. Darin darf man grossentheils die Ursache der vielfachen Spaltungen und Sekten der christlichen Urzeit erkennen. Einheitliche Leitung ist in allen Dingen, im Religions- wie im Staatswesen, nur dort möglich, wo ein Oberhaupt eventuell seinem Willen jede abweichende Meinung zu beugen vermag. *Tot capita, tot sensus;* genoss jeder Bischof gleiches Ansehen, so konnte jeder auch für seine abweichende Auffassung einzelner Lehrsätze die gleiche Berechtigung beanspruchen. Alle Spaltungen der Kirche gingen in der That von Bischöfen oder hervorragenden kirchlichen Personen aus; zwar sollten die Konzilien, die Versammlung aller Bischöfe, dem Uebel Einhalt thun, natürlich vergeblich, da erfahrungsgemäss in solchen Versammlungen die Meinungen nur desto heftiger auf einanderplatzen. Ein Blick auf das Zustandekommen von sogenannten „Beschlüssen" im modernen Vereinsleben und deren Werth oder besser Werthlosigkeit ist in dieser Hinsicht sehr belehrend. Die Geschichte dieser theologischen Streitigkeiten verdient in einer allgemeinen Kulturgeschichte keine weitere Beachtung und ist nicht wichtiger als andere Zänkereien über Meinungsverschiedenheiten. Schon frühe suchten dagegen die römischen Bischöfe an die Stelle der jerusalemischen zu treten. Es gelingt ihnen die Annahme, dass sie die Nachfolger Petri seien, in die weitesten Kreise zu verbreiten, dagegen findet ihr Bestreben, darauf einen Primat über die ganze Kirche zu gründen, vielen und erfolgreichen Widerstand. Dass die angeblich geschichtliche Begründung der geistlichen Macht des römischen Bischofs auf sehr schwachen Füssen steht: dass dem Stifter der christlichen Kirche nie in den Sinn gekommen ist, dem Simon Petrus eine Herr-

scherstellung in der Gemeinde der Gläubigen anzuweisen, dass ferner dieser Petrus sicherlich niemals Bischof von Rom gewesen, ja, dass überhaupt seine Anwesenheit in dieser Stadt höchst unwahrscheinlich, jedenfalls von sehr unzulänglichen Gewährsmännern überliefert sei, dass der alte katholische Episkopat, ein Tertullian, ein Cyprian, sowie die Väter der nicaenischen Kirchenversammlung von einer päpstlichen Oberherrschaft noch nichts gewusst, ja theilweise gegen die damals keimenden Herrschergelüste des römischen Bischofs sich aufs kräftigste und erfolgreichste im Bewusstsein ihres guten Rechts gewährt haben, das alles ist längst ein Gemeingut der Wissenschaft geworden. Höchst merkwürdig ist aber die Beobachtung, welchen Aufschwung das Ansehen des Petrus schon im II. und III. Jahrhundert gewonnen hat. Ganz ähnlich wie die römischen Bischöfe suchen nämlich jetzt auch die Bischöfe der zwei nächstgrossen Städte des Reichs (Alexandrien und Antiochien) ihre Stühle als von Petrus gestiftet auszugeben, und die Kirchenversammlung von Nicäa (325) erkannte thatsächlich den Besitzstand dieser drei sogenannten Petrinischen Stühle an. Jetzt beginnt eine neue Entwicklung: die drei Petrinischen Stühle werden locirt und der römische erhebt sich ohne Widerspruch über die zwei andern, da der politische Rang und die Grösse der Städte entscheidet, und damit ist im Laufe des IV. Jahrhunderts die sichere Grundlage für die mit bewundernswerther Zähigkeit, Besonnenheit und Folgerichtigkeit erstrebte neue geistliche Weltherrschaft der alten Herrscherstadt gewonnen [1]). Aus diesen Kämpfen ging also, noch unter den weströmischen Kaisern. der römische Bischof durchweg als Gewinner hervor, und man beachte, dass er es verdiente, denn sein Verfahren war stets würdevoll, oft edel. Hatte er so die hochangesehene Stellung eines *primus inter pares* gewonnen, so fiel die weitere Entwicklung zur päpstlichen Macht nicht schwer. Aus dem *Primus inter pares* wird allemal gern ein Alleinherrscher, wie die Geschichte der hellenischen Freistaaten und das Entstehen der *Boss* in Amerika sattsam beweist. Warum also nicht auch hier, zumal der römische Bischof gar bald von der kaiserlichen Regierungsmacht eine Unterstützung empfing, die auch fortdauerte, als das byzantinische Kaiserthum allein die alte Reichsidee verkörperte.

„Wenn man aufmerksam betrachtet, wie viele alte Institutionen fortdauerten, und wenn man die Anschauungen jener Zeit, wie sie uns dürftig in ihren wenigen Urkunden erhalten sind, eingehend studirt, scheint es kaum zu viel gesagt, dass im VIII. Jahrhundert das römische Reich im Westen noch fortbestand: es lebte im Gedächtniss der Menschen als eine zwar geschwächte, übertragene, unterbrochene, aber doch nicht zerstörte Macht fort". Weit mehr war dies natürlich noch im Osten der Fall, ja so sehr, dass selbst die heutigen Griechen sich noch Romäer, ihre Sprache die romäische nennen. In Byzanz thronte der Kaiser fort, an dessen Anwesenheit man sich schon seit den Zeiten des getheilten Reiches gewöhnt hatte; hier fand sich an

---

1) Vergl. J. Friedrich, *Zur ältesten Geschichte des Primates in der Kirche.* Rom 1879. 8°.

römischen Kulturelementen ein, was etwa der Germanenherrschaft im Westen entfloh; hier endlich floss, wie seit Jahrtausenden, zusammen, was die Berührungen mit dem Orient liebte. Wenn das allgemeine Urtheil über das byzantinische Kaiserreich dahin lautet, dass es die durchweg gemeinste und verächtlichste Form war, welche die Civilisation jemals angenommen hat, so ist dies theils aus der geographischen Lage, welche die Verquickung abendländischer Ideen mit orientalischen Anschauungen mehr wie irgend anderwärts befördert, theils aus den ethnischen Wandlungen des ursprünglichen hellenischen Elementes erklärlich. War diese Civilisation auch gemein und verächtlich, sie war doch immerhin noch besser als edle und achtenswerthe Rohheit. Und in der That strahlte im VI. Jahrhundert Byzanz als Brennpunkt aller Civilisation und wahrlich keiner geringen. Das Zeitalter der Barbarei machte sich hier nicht fühlbar; denn nunmehr kam die erste umfassende Gesetzessammlung, d. h. die Verschmelzung der gesammten Masse des vorhandenen Rechtsstoffes im *Corpus juris* zu einem Ganzen, zu Stande; nunmehr schmückte sich Byzanz mit dem Neubau der Sophienkirche, wurden die Manufakturinteressen durch die von Mönchen aus Asien gebrachte Seidenfabrikation unterstützt und die Raupenzucht über ganz Griechenland eifrig verbreitet. Andererseits musste in Byzanz das Christenthum vom Hauche des Orients, seiner Wiege, getroffen werden. Dieser Einfluss des Morgenlandes, zur allmähligen Verheidnischung der christlichen Lehre führend, ist in der einen oder der anderen Weise stets wirksam gewesen. Im alten Griechenland trafen zuerst asiatischer und europäischer Geist zusammen; unsere gesammte Kunst, soweit sie hellenischen Ursprungs, beruht auf asiatischer Grundlage; all unsere ethischen und metaphysischen Systeme sind nur neue Adaptirungen altorientalischer Philosophie; der ganze hierarchische Bau der Gesellschaft, soweit derselbe auf der Idee der Uebereinanderschichtung verschiedener Klassen, nicht auf blosser Machtüberlegenheit beruht, ist nur die Entwicklung, sei es unter dem Namen des Feudalismus, des Clanwesens oder der Aristokratie, eines Begriffes, der in die ältesten patriarchalischen Zeiten hinaufreicht. Nicht anders ist es mit unserer Religion. Die Bibel ward von Anfang bis zu Ende von Asiaten geschrieben, die ersten allgemeinen Konzilien waren asiatisch, und sowohl der Glaube als die leitenden Ideen der Kirchenorganisation stammen aus dem Orient.

Das Christenthum besass wie keine Lehre zuvor die innere Eignung zu einer Weltreligion, daher die Frage, ob es als solche angelegt gewesen, ziemlich überflüssig. Diese ausserordentliche Fähigkeit brachte mit sich, dass, nachdem — Dank dem wachsenden Ansehen des Bischofs in Rom — die theologischen Streitigkeiten endlich beigelegt und das Christenthum in seiner Form als Katholizismus festgestellt ward, die vom Orient erhaltenen Einflüsse d. h. die Verheidnischung über die ganze Christenheit, also auch über den Westen, verbreitet wurden. Die alten Götter wurden allmählich mit Dämonen identifizirt und ihr Dienst als Magie gebrandmarkt. Daran knüpfte sich logisch die Verfolgung der alten Philosophie und ihrer Hüter, endlich die Unterdrückung und Ausrottung

der alten Gelehrsamkeit, welche mit jener lügenhaften Philosophie in unlöslicher Verbindung zu stehen schien, gleichwohl aber die Grundlage der antiken Kultur bildete. Ganz unmerklich hatten nämlich zwei Ansichten die Allgemeinheit der Menschen, und zwar von unten nach oben ergriffen; sie waren ihr von keinerlei Gewalthabern auferlegt, und hatten sich doch fester eingenistet als es je auf Befehl eines Despoten geschehen wäre; sie waren zum völligen Gemeingute geworden und es gab nur eine verschwindende Minderheit, die ihnen nicht huldigte. Diese zwei Ansichten waren erstens, dass die heiligen Schriften Alles enthielten, was dem Menschen zu wissen nöthig und nützlich sei, — dies erklärt die Unterdrückung der alten Wissenschaft — zweitens, und dies ist wieder nur konsequent, dass es recht sei, die Menschen zu zwingen, das zu glauben, was die Mehrheit der Gesellschaft jetzt als Wahrheit angenommen habe, und dass, wenn sie sich weigerten, es recht sei, sie zu strafen; dies erklärt die Verfolgung der alten Philosophen. Dazu kamen bei Zerstörung der vornehmlichsten Wissenssitze die Betrügereien an's Licht, womit die Priesterschaft des Alterthums, wie jene späterer Zeiten, die gläubige Menge bethörte; man darf demnach mit Recht sagen, dass die griechische Philosophie eine Lüge gewesen und gleich anderen Lügen aus der Welt verjagt worden sei, als man sie entdeckt habe. Die neue Lüge, die sich an Stelle der alten setzte, galt darum nur desto sicherer für Wahrheit. So führte denn der Einfluss des Orients in durchaus richtiger Verkettung zur Vernichtung der Gedankenfreiheit, welche unter den römischen Cäsaren unumschränkte Achtung genoss [1]).

Diese unmittelbare Wirkung der christlichen Intoleranz ist von sehr verschiedener Bedeutung für die christlichen Völker und deren Entwicklung gewesen; aus ihr werden die schärfsten Waffen gegen die kulturhistorische Höhe des Christenthums geschmiedet. Indess ist diese Unduldsamkeit keine vereinzelte Erscheinung; seit den urältesten Zeiten wohnt fanatische Intoleranz dem Judenthum inne, und noch intoleranter als das Christenthum trat der Islâm auf, mit Feuer und Schwert die angebliche Wahrheit seiner Lehre verkündend. Wenn nun nur bei solchen Religionen, die der Schooss des Semitenthums gezeitigt, eine so hervorspringende Unduldsamkeit wahrzunehmen ist, so wird man diese wohl für einen spezifisch semitischen Charakterzug, für ein Produkt des semitischen Geistes halten dürfen. Dies wird sicherlich nicht durch die Bemerkung widerlegt, dass „die Ursache davon in der Beschaffenheit der semitischen Religion, aber nicht in dem Charakter der Träger derselben“ liege [2]); „eine Religion, welche jede andere negirt und für Lüge erklärt, könne nicht so tolerant sein, wie eine Religion, welche einen mehr nationalen Charakter habe“; vielmehr darf man dies als Zugeständniss betrachten, denn die Beschaffenheit

1) Siehe hierüber das Kapitel: „Europäisches Zeitalter des Glaubens im Osten“ bei Draper. A. a. O. S. 232—246.

2) Chwolson, *Semitische Völker*. S. 26.

einer Religion geht stets aus dem Charakter des Volkes hervor, das sie gebar. Bei Uebertragung auf fremde Stämme werden die Religionen gleich anderen Institutionen, je nach Geist und Rassenanlage modifizirt, wobei dann die eine oder die andere Eigenschaft zu besonderem Ausdrucke gelangt.

Das Christenthum bei den germanischen Völkern.

Dem entsprechend musste das Christenthum auf die germanischen Stämme eine total verschiedene Wirkung äussern, als auf Römer und Griechen oder gar Asiaten und Afrikaner, und nur absoluter Mangel an kulturgeschichtlichem Verständnisse kann von einer allgemeinen Wirkung des Christenthums sprechen. Auf die alten Kulturvölker hat es sicherlich keinen wohlthätigen Einfluss geübt, und wenn auch nicht die alte Kultur zerstört, doch gewiss ihren Untergang beschleunigt. Indess die Völker des Alterthums hatten sich ausgelebt: sie mussten sterben, denn Völker sterben wie Individuen; sie wären auch gestorben ohne Christenthum, ohne Erscheinen der nördlichen Barbaren; günstigsten Falls wären sie kurz darauf dem wuchtigen Anpralle des Islâm erlegen. Andererseits ward viel von der alten Kultur in die mittelalterlichen Epochen hinübergetragen, wozu der Umstand mithalf, dass Sieger wie Besiegte der Mehrzahl nach das gemeinsame Band des Christenthums umschlang. Es thut nichts zur Sache, dass dieses sehr frühzeitig entartet, entstellt und entweiht ward. Die Ursachen dieser unausweichlichen Entartung sind schon bekannt. Religionen sind Erzeugnisse der menschlichen Phantasie, keine höheren, etwa übernatürlichen Eingebungen, theilen daher das Loos aller irdischen Institutionen, deren keine lang die ursprüngliche Reinheit zu bewahren vermag. Vom Christenthume fordern, es sollte diesem allgemeinen Gesetze sich entziehen, ist sinnlos oder heisst ihm eine übernatürliche Stellung zuerkennen, womit man sich lossagt von den wissenschaftlichen Erkenntnissen. Die Entartung des Christenthums blieb vorzugsweise auf die absterbenden antiken Völker als Bewohner wärmerer Himmelsstriche beschränkt. Dass Letztere jeder Entartung überhaupt günstiger sind, möchte eine Rundschau der heutigen Subtropenbewohner genügend illustriren. Unparteiische räumen indess ein, dass dennoch das Christenthum sogar noch unter den Alten Anschauungen gezeigt, die nach modernen Begriffen höhere genannt zu werden pflegen, wie z. B. in Bezug auf Geburtsabtreibung, Kindermord, Aussetzen der Kinder, Selbstmord; es trug endlich bei zur Unterdrückung der Gladiatorenspiele, erweckte Widerwillen gegen die Todesstrafe und einen ausgedehnten Sinn für Wohlthätigkeit, dem klassischen Alterthume durchaus fremd. Ueberhaupt ist die „Humanität“ eine fast ausschliessliche Errungenschaft der christlichen Epochen. Unläugbar entwickelte es die servilen Tugenden, Demuth und Gehorsam, die im Alterthume wenig Achtung genossen und vor den gerne überschätzten bürgerlichen Tugenden weit zurückstanden. Ging aber die Entwicklung der ser-

vilen Tugenden naturgemäss nur auf Kosten der bürgerlichen vor sich, so führte sie andererseits zu einer Milderung des Looses der Sklaven. Kirchendisziplin und gottesdienstliche Gebräuche brachten Herrn und Sklaven einander näher und beförderten die Sklavenbefreiung. Das Mittelalter zeigt an Stelle der Sklaverei die Leibeigenschaft, jedenfalls ein namhafter Fortschritt in den Augen Jener, die an Vervollkommnung und Veredlung der Menschheit glauben.

In Betreff der Grundanschauung des Christenthums standen die germanischen Völker, Angelsachsen, Deutsche und Nordländer, in vollständiger Uebereinstimmung mit einander. Die den Deutschen von jeher eigene Antipathie gegen alles Fremde, der stolze ungebrochene Trotz der deutschen Natur und die an geistige Arbeit völlig ungewöhnte Lebensweise der alten Deutschen seien ebensoviele Hindernisse gewesen, die sich der Ausbreitung des Christenthums entgegengestellt haben. Andererseits aber habe die den Deutschen eigene Treue im Familienleben und in der Heerfolge sowie Innerlichkeit des Wesens und Charakters der Deutschen und eine gewisse angeborene Frömmigkeit dem Christenthum den Eingang bei den germanischen Nationen erleichtert. Sie gehen aus von einem allerdings einseitigen, oft recht unbändigen, immer aber kräftigem Persönlichkeitsgefühle. Männlich energischer Wille, Freiheit, Ehre, Keuschheit sind hoch geachtet; das Haus und die Heimath mit der sie umgebenden Natur liebt man. Dies war der Fruchtboden, in welchen die Saat des Evangeliums fiel. Daher das Christusbild, wie es sich dem germanischen Gemüthe eingeprägt hat, wie es aus der christlichen Dichtung uns entgegen leuchtet: Christus der Heldenkönig, tapfer, mannesmuthig, huldvoll und aufopfernd. Dem entspricht das Bild des Christenvolkes als eines mannhaften Heergefolges, dessen Beruf ist, Streiter des Herrn Christi zu sein (denn das Christenleben ist ein Kampf), und dessen Ehre in seiner Treue steht. Und je mehr die Seele freiwillig und ohne Vorbehalt dem himmlischen König sich hingibt und Alles von seiner Huld erwartet, wie diese Gesinnung nicht selten in den Gesängen hindurchbricht, desto gewisser liegt darin schon eine evangelische Gesinnung, ein verborgener protestantischer Grundzug. Einstweilen aber gelang es dem römischen Kirchenthume auch die Geister der Franken in seinen Zauber zu bannen und mit ihrer Hülfe eine geistige und weltliche Macht zu erringen, die bis in die Gegenwart hinein vom grössten Einfluss auf die Geschicke Europas geblieben. Darin besteht die doppelte Bedeutung des Bonifazius: indem er seine Missions- und Reformationsthätigkeit an das Papstthum anknüpfte, gab er dem fränkischen Staate zugleich jene Richtung, welche zur Einmischung in die politischen Angelegenheiten Italiens führte. Die Beseitigung des gallischen Irrlehrers Aldebert und die Bekämpfung des Langobardenkönigs Aistulf stehen dadurch in engem Kausalzusammenhange und so wurde damals der Grund zu jener Entwicklung Italiens und der Kirche gelegt, welche erst 1870 zum Abschlusse kam. Bonifazius war zwar nicht der Begründer des Christenthums in Deutschland, aber er gab den vorgefundenen christlichen Gemeinden einen den Verhält-

nissen seiner zeit entsprechenden christlichen Zusammenhang, welcher das Bewusstsein religiöser Einheit in ihnen belebte, um sie mit der Zeit auch zur dauernden religiösen Freiheit durch gemeinsame innere Kraftanstrengung gelangen zu lassen. Auch in Betreff der kirchlichen Entwicklung der Nationen gilt das Gesetz: dass die Freiheit, welche vom Menschen errungen werden kann, nur durch das Zuchtmittel der Einigung unter einer gesetzlichen Ordnung, die als göttliche Autorität geachtet wird, sich verwirklichen lässt. Es ist zwar ausser Zweifel, dass die christlichen Gemeinschaften, welche Bonifazius vorfand, in Wirklichkeit besser waren als er sie von seinem römischen Standpunkt aus charakterisirt hat. Aber ebensowenig kann auch in Abrede gestellt werden, dass diese ersten Pflanzungen des Christenthums in Deutschland der kirchlichen Eroberungspolitik Roms einen siegreichen Widerstand entgegenzusetzen vermochten, obschon einzelne Landeskirchen, wie die bayerische sehr lange ihre Unabhängigkeit von Rom zu erhalten wussten. Es fehlte ihnen, um diesen Kampf gegen einen durch wissenschaftliche Bildung, sittliche Lauterkeit und kirchliche Begeisterung so übermächtigen Gegner, wie Bonifazius war, siegreich durchzuführen, sowohl an der hierzu unentbehrlichen landeskirchlichen Verfassung als an den durchschlagenden Waffen einer höheren wissenschaftlichen Bildung, als an dem Schutze des Staates. Die Zeit war noch nicht reif zum Gedeihen eines nationalen Kirchenthums; diese Reife konnte erst eintreten nachdem die reichen Erfahrungen des Mittelalters den Genius der deutschen Nation hinreichend gekräftigt hatten, selbständig sich sein kirchliches Leben zu ordnen, und für diese Ordnung die göttliche Autorität zu finden und aufzustellen, welche eine kirchliche Gemeinschaft nie entbehren kann [1]).

Prüft man, worauf es hauptsächlich ankommt, die Wirkungen des Christenthums bei den nördlichen Barbaren, so ist sein wohlthätiger „veredelnder" Einfluss unverkennbar. Die alten Völker eilten ohnehin ihrem nothwendigen Untergange entgegen und wie ihre letzten Tage sich noch gestalten möchten, blieb für die fernere Kulturentwicklung von untergeordnetem Belang. Die Barbaren aber wären beim Vordringen nach den Kulturländern des Südens wahrscheinlich moralisch zu Grunde gegangen und physisch erschlafft, hätte ihnen das Christenthum nicht einen moralischen Halt gegeben [2]). Wohl konnte es nicht fehlen, dass unter den Händen der Germanen das Christenthum eine ihrem Geiste und ihrer Kulturstufe entsprechende rohere Form annahm und in der That äusserte es sich später nur wenig als Religion der Liebe. Ein gut Theil der inhumanen Ausschreitungen der Kirche darf man diesen barbarischen Einflüssen zuschreiben: immerhin blieb selbst dann ihre Wirkung stark genug, um einige der oben erwähnten civilisatorischen Ideen sogar den rohen Nordländern einzuimpfen. Selbst

---

1) Siehe August Werner, *Bonifazius, der Apostel der Deutschen und die Romanisirung von Mitteleuropa.* Leipzig 1875. 8°.

2) Chwolson, A. a. O. S. 2.

die sogenannten finstersten Jahrhunderte zeigen viele Züge grossen und echten Seelenadels. Wenn sie in bürgerlichen und patriotischen Tugenden, in Liebe zur Freiheit, in Zahl und in Glanz ihrer grossen Männer, in Würde und in Schönheit ihres Charaktertypus tief unter den heidnischen Civilisationen standen, so übertrafen sie deren edelste Zeiten weit in thätigem Wohlwollen, im Gefühle der Ehrfurcht und der Unterthanentreue, während sie in der Humanität, welche vor der Auferlegung des Schmerzes zurückschreckt, der römischen und in Bezug auf Keuschheit der griechischen Gesittung überlegen waren. Sowohl an der Schatten- wie der Lichtseite dieser Charakteristik hat das Christenthum zweifellos wesentlichen Antheil, und eben so lächerlich als verkehrt ist es zu sagen, es lasse sich keine furchtbarere Anklage gegen das Christenthum, wie es damals allgemein aufgefasst wurde, denken, als die, alle Nationen und Völker eines vollen Jahrtausends dermassen in geistigen Banden und Fesseln gehalten zu haben, dass die ganze Menschheit nach dieser langen Periode zu dem gleichen Grade von Bildung noch nicht wieder gelangt war, den die Barbaren — der Mehrzahl nach bereits Christen — mit dem Römerthum vernichtet hatten. Denn die Barbaren hätten die alte Civilisation gerade so vernichtet, wären sie keine Christen gewesen, wie das Beispiel der Hunnen beweist; was aber von ihnen geschont ward, ist grossentheils auf Rechnung eben ihres Christenthums zu setzen. Dann vergisst diese Anklage, dass die germanische Welt in der Kultur von vorn anfangen musste, dass es kein Mittel gibt die Kultur auf neue Völker zu übertragen, ihnen gleichzeitig aber den langen mühevollen Weg der Arbeit zu ersparen. Sind auch die heutigen Kulturvölker die Erben geschichtlich begrabener Nationen, die ihnen als Lehrmeister in der Kindheit dienten, die gegenwärtige Gesittung musste doch durch eigene Arbeit erworben werden, wie jedes Wissen nur durch Studium erlangt wird. Die Zeit des Lernens, dieser härtesten Arbeit des Kindes, nicht des Wissens war das Mittelalter für die germanischen und neuromanischen Völker, und es ist durchaus unzutreffend, wenn nicht tendenziös, die Blüthezeit der Hellenen damit in Parallele zu stellen. Diese müsste als höchste Kulturentfaltung der Alten mit der modernen verglichen werden und dieser Vergleich fällt kaum zu Gunsten der klassischen Hellenen aus. Der hellenischen Blüthezeit ging aber eine unberechenbare Periode voran; wie lange die Griechen zu ihrer höchsten Kulturentfaltung bedurft haben, wissen wir nicht. Und nur diese dunkle Periode darf man dem Mittelalter zur Seite stellen; von ihr aber ist sicher keine höhere Meinung gestattet.

Wer über den Entwicklungsgang der Kultur im ersten Jahrtausende klare Anschauung gewinnen, wer für das Mittelalter den verstehenden Standpunkt einnehmen will, darf nicht einerseits an totale Zerstörung der alten Civilisation glauben, andererseits ausser Acht lassen, dass er vollkommen neuen, jugendlichen, also noch barbarischen Völkern begegnet. Diese Barbarei gereicht den Völkern so wenig zum Vorwurfe als dem Kinde seine Jugend. Sind auch nicht alle barbarischen Völker der Gegenwart jugendliche, so sind doch umgekehrt jugendliche Völker

allemal barbarische (im Gegensatze zu den kultivirten.) Wie ein Kind Vieles von den Sitten seiner erwachsenen Umgebung annimmt und doch seine Eigenart bewahrt, wie es gläubig nachspricht, was man ihm vorsagt und doch plötzlich mit noch Ungesagtem überrascht, wie mit unverständigen Händen mitunter es zerstört, was seiner Väter Stolz und Mühen gewesen, ja was zu eigener Zukunft Nutz und Frommen, und dennoch später wieder selber Grosses schafft, so tritt das Mittelalter uns entgegen. Die Geschichte jedweder Entwicklung in der organischen Welt, also auch der menschlichen Kultur, besteht darin ein Stadium zu erreichen, um es wieder zu verlassen. Alle Momente nun, welche ein bestimmtes Stadium herbeiführen, wirken an dessen Forterhaltung mit, d. h. sind Hindernisse für dessen Ueberwindung [1]). So darf es nicht befremden, dass das Christenthum, welches den nordischen Stämmen aus tiefer Barbarei die Stufe der mittelalterlichen Gesittung wesentlich erklimmen half, sich später als Hemmniss weiterer Entwicklung erwies und erst wieder überwunden werden musste. Desshalb ist es doch nicht statthaft die Bedeutung des Christenthums für diese Jugendperiode unserer Vorfahren zu unterschätzen oder etwa gar dasselbe zu verurtheilen. Was vom Christenthum im XV. und XVI. Jahrhundert gesagt werden kann, findet nimmer auf jenes des V. bis X. Anwendung. Durch dieses, welches jene Völker physisch und moralisch erhalten hat, ist die moderne Kultur möglich geworden.

Mönchthum und Klosterwesen.

Noch erübrigt es einer Institution zu gedenken, die mit dem frühesten Christenthume im innigen Zusammenhange stand, des Mönchs- und Klosterwesens. Keiner meiner freundlichen Leser wird darüber im Zweifel sein, dass die Heimat dieser seltsamen Institution im Süden gesucht werden müsse. Die Schwärmerei, der das Mönchs-, Eremiten- oder Anachoretenthum seinen Ursprung verdankt, ist bei den erregten Phantasien des Südens, und zwar des südlichen Orients, zu Hause. Die Vorläufer des Mönchthums haben wir in der That schon in den asketischen Essäern unter den Juden [2]) gefunden. Bei der grossen

1) Da ich erklärt habe, wie dem Römerthume von Anfang an ein ethnologischer Prozess zu Grunde liege, der sowohl dessen Bildung als dessen Untergang bedingt habe, so möchte hier ein Widerspruch vorliegen. Dieser Widerspruch ist indess blos ein scheinbarer. Denn eine Nationalität ist kein Kulturstadium; der ethnologische Prozess erklärt aber zunächst den Untergang des römischen Volksthums, womit allerdings in diesem Falle der Kulturgang eng verknüpft war.

2) Dass die Askese nicht blos eine Ausgeburt des christlichen Mönchthums ist, sondern von Juden sogar heute noch geübt wird, zeigt folgender sehr lehrreicher Fall: In Wien wohnte seit mehreren Jahren ein armer jüdischer Religionslehrer, welcher eine Zeitlang sein Leben durch Unterricht im Hebräischen fristete. Der Mann, J. Rosenbaum mit Namen, trug bei jeder Gelegenheit grosse Frömmigkeit zur Schau, welche sich später zur Manie steigerte. Das Leben Rosenbaum's war jetzt nur noch der Busse geweiht. Tagelanges Beten wechselte mit Fasten. und Schlafen auf hartem

Masse war mit der Annahme des Christenthums eine Aenderung des Lebens keineswegs verbunden, in der Christenheit selbst aber machte sich eine tiefgreifende Veräusserlichung in allen Gebieten des Lebens geltend, die sich besonders in einer abergläubischen Ansicht von der Kraft der Taufe, in abgöttischer Werthschätzung des Kreuzzeichens, der Reliquien, der Wallfahrten kund gab, zu welch letzteren die Kaiserin Helena durch Erbauung der heil. Grabeskapelle den Anlass gab. Die sittlichen Wirkungen, welche die Religion im Leben hervorbringen soll, traten immer mehr zurück; sehr begreiflich, weil der Glaube, der früher im Herzen einer nur kleinen aber auserlesenen Schaar loderte, nunmehr die Allgemeinheit, die Gesammtheit mit ihren so mannigfaltig zusammengewürfelten Elementen ergriffen hatte. Die früher so hochgerühmte Bruderliebe der Christen nahm ab, an ihrer Stelle traten hässliche Parteiungen, eine verweltlichte Geistlichkeit freute sich des äusserlichen Pompes ihrer Stellung und mischte sich in Hof- und Staatsintriguen, in den grossen Städten blieb der Pöbel so sittenlos wie zuvor und auch in den besseren Ständen zeigten sich die bedenklichsten Erscheinungen. Ein Rückschlag gegen diese Verweltlichung war nothwendig, er bestand in einer allgemeinen Weltflucht der ernsteren Gemüther; zu stark drängte sich jedem aufmerksamen Beobachter der Eindruck auf, dass es mit der alten Welt abwärts gehe, ungestüm

---

Lager, und bald vereinigte der Unglückliche gar alle diese Bussarten, betete und fastete oft acht Tage lang ununterbrochen und schlief während der Nächte auf einer harten Bank. So ging es Monate hindurch fort bis zum 13. Februar 1876. An diesem Tage wurde der Arzt Dr. S. Kreissler zu einem „Kranken" berufen. Er folgte dem Dienstmann in die obere Donaustrasse, stieg hier mit ihm mehrere Treppen, die zu einem Keller führten, hinab und befand sich bald in einem niedrigen, von Miasmen erfüllten Raume, in welchem ein mattes Flämmchen spärliches Licht verbreitete. In einem Winkel dieses Raumes lag angekleidet auf einer Holzbank eine männliche Gestalt, der Patient. Derselbe regte sich beim Eintritte des Arztes nicht mehr, auf seinem Antlitze lagerte die Blässe des Todes, die Augen waren starr und weit geöffnet. Was diese Erscheinungen dem Arzte verriethen, bestätigte ein Griff nach der Hand, der Puls schlug nicht mehr, der Mann auf der Bank war ein Todter. Während der Wiederbelebungsversuche, welche erfolglos verliefen, erzählte die Umgebung des Todten dem Arzte die Krankengeschichte dieses Mannes, des Fanatikers J. Rosenbaum, welcher sich buchstäblich zu Tode gequält hatte. Die letzte Fastenperiode des Bedauernswerthen hatte, wie die Leute sagten, n e u n b i s z e h n T a g e angedauert. Während dieser Zeit hatte Rosenbaum weder Speise noch Trank zu sich genommen und bis zum vorletzten Tage vom Morgen bis zum Anbruche der Nacht in einem Nebengemache des Tempels in der Schiffgasse gebetet. Abends begab er sich von hier hinweg zu seinem Lager, welchem selbst ein Kopfkissen fehlte. Die Stelle des letzteren vertrat eine viereckige, schief an die Wand gelehnte Holztafel, über welche er stets vor dem Schlafengehen jenes kinderschürzenartige mit Schaufäden versehene Gewand breitete, welches der strenggläubige Jude als einen Talisman ununterbrochen am Leibe behält. Die Aufregung des Arztes war in Folge dieser Schilderung so gross, dass er den Hausleuten zurief: „Ihr seid Mörder, warum habt Ihr den Mann verhungern lassen?!" Doch diese, im Gemüthe zwar bewegt, entgegneten einfach: „Er war ein *Baltschuwe* (ein Büsser). *(Neues Wiener Tagblatt* vom 17. Februar 1876). Wenn ein solcher krasser Fall von religiösem Fanatismus unter Christen sich zugetragen hätte, welch herrliche Leitartikel hätten wir darüber zu lesen bekommen!

klopften die Barbaren an die Pforten des Römerreichs, alles was die antike Welt auch an Gelehrsamkeit und Bildung besessen, schien dem Untergange geweiht, so schien es besser, sich vor der Welt zurückzuziehen und zu scheiden. Ohnediess war die gefährliche Unterscheidung einer höheren und niederen Tugend aufgekommen und diese Ansicht von grösserer Vollkommenheit verlangte immer allgemeiner die Ehelosigkeit der Geistlichen. Beinahe wirkungslos, wenigstens ohne sichtbaren Erfolg verhallten die Stimmen nüchterner Kirchenlehrer wie Aërius, Jovinian, Vigilandus. Gerade jene Weltflucht, die in der Trennung von der menschlichen Gesellschaft ein Verdienst sah, nahm zu, das Beispiel von Paul von Theben und Antonius, die in der ägyptischen Wüste ein ernstes Einsiedlerleben führten, fand unzählige Nachfolger. Längst steht fest, dass die Thäler des sinaitischen Alpenlandes, vor allem die herrliche Oase Feirân, den Christen des II. und III. Jahrhunderts eine willkommene Zufluchtsstätte boten. Die ganze Gegend füllte sich mit Flüchtlingen aus den angrenzenden Ländern, namentlich Aegypten, in solcher Menge, dass ein Bischofssitz in Feirân entstand. Eifriges Studium der heiligen Geschichte, tiefe Spekulation über das Wesen Gottes und Christi, und Bussübungen ernstester Art zeichneten die Sinaichristen aus. Von hier ging das Mönchsleben und Einsiedlerwesen aus. Am Dschebel Serbâl lebte Paulus der Eremite, der 253 n. Chr. die erste Kongregation der Mönche gründete, hier der Freund des grossen Bischofs Athanasius, Antonius von Koma, hier versammelte der Bischof von Pharân die edelsten Männer und Glaubenshelden, die begeistertsten Redner, welche Tausende von Christen an sich zogen, die im Drange gottgefällige Askese zu üben oder aus Ueberdruss an der Welt Freuden in die Höhlen und Klüfte des Sinai flüchteten.

Man irrt gewiss nicht, wenn man die Erscheinung des Einsiedlerwesens mit der natürlichen Eigenthümlichkeit des Berges in einen gewissen Zusammenhang bringt. Der Serbâlgranit zeigt nämlich ein höchst ausgeprägtes, kugelförmiges Gefüge, welches einer strahlenförmigen Anordnung der Feldspathkrystalle entspricht, in Folge deren auch die Verwitterung der Granitmasse in Kugelform vor sich geht. Die weitere Folge davon ist die auch einem Geognosten wirklich überraschende Erscheinung eine Granitwand voll Höhlen und Grotten zu sehen. Der Laie hält dieselben für Menschenwerk, um so mehr als in die natürlichen Grotten Sitzbänke, Nischen, Rauchabzüge und Treppen eingehauen sind und in der Umgebung der Grotte Geschirrscherben und Wasserleitungsröhren die Hand des Menschen bekunden. Die natürlichen Wohnstätten im Serbâl, in einem ewig milden Klima, in der Nähe von Oasen, die ohne Mühe dem Ansiedler Nahrung boten, waren einladend genug, ein einsiedlerisches Leben zu führen und unbekümmert um die Sorgen dieser Welt einem beschaulichen Geistesleben sich hinzugeben.

Ebenfalls in Aegypten ging das Einsiedlerleben in das Klosterleben über durch Pachomius, der auf einer Nilinsel die erste Klostergemeinschaft gründete; rasch breiteten sich die neuen Vereine über

Kleinasien und Syrien aus und Basilius der Grosse gab ihnen die Organisation, welche im Grunde bei den Mönchen des Morgenlandes heute noch Geltung hat. Im Abendlande fand das Mönchsthum viel später Eingang. Athanasius brachte die ersten viel angestaunten Mönche nach Rom, Cassianus in Marseille gab ihnen eine feste Ordnung, aber der eigentliche Organisator des Klosterlebens war Benedikt von Nursia [1]), der seine Regeln den klimatischen Verhältnissen Italiens und den geistigen Bedürfnissen seiner Landsleute anpasste und so der Stifter des Benediktinerordens ward, der so wichtig geworden ist für das Klosterwesen des Mittelalters wie für die ganze Kulturgeschichte des Abendlandes.

Es sind namentlich zwei Staaten in Europa, wo der Benediktinerorden, unbeschadet seiner universellen Bedeutung, zu einer historisch-nationalen Institution geworden ist, die in der Kulturgeschichte der betreffenden Länder eine hervorragende, angesehene Stellung einnimmt. Es sind dies Frankreich und Oesterreich. Benediktiner erschienen als Missionäre des Christenthums und der Kultur auf dem seit dem Sturm der Völkerwanderung verwüstet liegenden Boden Oesterreichs und begannen hier ihr Werk, ehe noch an die Anfänge staatlicher Gründungen selbst gedacht werden konnte. Unter dem Schutz und Schirm der mächtigen Volksherzoge Bayerns nahmen sie das von slavischen Stämmen dünnbesetzte Land in Besitz und sind nicht bloss die Verkünder des deutschen Christenthums, sondern auch die Pionniere der deutschen Kolonisation, der deutschen Gesittung und der deutschen Herrschaft. Als ältestes Benediktinerstift in Oesterreich nimmt bekanntlich jenes von St. Peter in Salzburg den Vorrang des Seniorats in Anspruch. Direkt aus dem Mutterkloster Monte Casino kamen um die Mitte des achten Jahrhunderts die Benediktiner um das Kloster in Mondsee zu beziehen, das ihnen der Bayerherzog Odilo auf den Trümmern römischer Wohnsitze errichtet hatte. Und im Jahre 777 gründete der gewaltige Herzog Thassilo in Kremsmünster die reichste und grossartigste seiner zahlreichen Klosterstiftungen zu dem ausdrücklichen Zwecke, mit dem Christenthume seine Herrschaft über die damals slavischen Gebiete der österreichischen Ost-Alpen auszudehnen. Bis über die karantinischen Slaven erstreckte sich das Machtgebiet Kremsmünsters, bei dessen Gründung wohl hauptsächlich jener Bischof Virgil von Salzburg mitgewirkt haben mag, der als getreuer Sohn der britischen Kirche nichts vom Cölibat und päpstlichen Primat wissen wollte und in dieser Beziehung schroff seinem Gegner Bonifazius, dem Vertreter der römischen Kirche in Deutschland, gegenüberstand. Schritt für Schritt bezeichnen dann in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunders die Gründungen der übrigen Benediktinerstifte das Vordringen der deutschen Herrschaft unter den Babenbergern in der den Ungarn abgerungenen Ostmark: Lambach (1056), Göttweih (1083) und Melk (1089), das auf jenem Burgfels an der Donau errichtet war, von dem

1) In Umbrien; geb. 480 n. Chr.

aus noch im zehnten Jahrhundert die Ungarn das Land beherrscht hatten. Diese, sowie die später noch errichteten Stifte waren von Anfang an Mittelpunkte einer ausgedehnten Bewirthschaftung und Kolonisation des ringsum noch wüst liegenden Bodens. Auch in der Geschichte der Wissenschaft in Oesterreich nehmen die Benediktiner mit Recht eine ehrenvolle Stellung ein. Die österreichischen Benediktiner-Stifte waren stets Stätten der wissenschaftlichen Forschung, der literarischen Thätigkeit und des künstlerischen Schaffens und haben zu den 15,700 Schriftstellern, deren sich der Orden in der Reihe seiner Mitglieder rühmt, ein ansehnliches Kontingent gestellt. Das grösste wissenschaftliche Verdienst der österreichischen Benediktiner beruht aber darin, was sie für die österreichische Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung geleistet haben. In Melk entstanden jene Annalen, welche als die Urquelle für die Kenntniss der österreichischen Geschichte betrachtet werden müssen. Ebenso wie die Geschichte wurden Philologie und Philosophie, die Naturwissenschaften, Mathematik und Astronomie gepflegt und die Sternwarte in Kremsmünster ist ein Ehrendenkmal der Leistungen der dort arbeitenden Astronomen, unter denen Fixlmiller und Reslhuber den ersten Platz einnahmen. Mit dieser Thätigkeit sind die Benediktiner bis heute hinter den Fortschritten der Wissenschaft nicht zurückgeblieben.

Das Auseinandertreten der organischen Gebilde lässt sich beim Ordenswesen eben so genealogisch verfolgen wie in der übrigen Natur. Wie wir sahen, besitzen die Orden ihren Ahnherrn in dem eigentlichen *Monachus* oder Einsiedler der Wüsten Aegyptens und Palästinas. Streng genommen hatte auch er seine Vorgänger in dem noch scheueren Anachoreten oder Zurückweicher, der die Annährung von Menschen nicht erträgt. Konnte der Anachoret nicht mehr gerade aus, so suchte er steile Felsen. Die Gebirgswände Süditaliens wimmelten einst von solchen Bewohnern. Als indess die Menge der Anachoreten und Einsiedler ein gewisses Maass überschritten hatten, mussten sie sich nach physischen Gesetzen anziehen. So entstand in Oberägypten eine organisirte Kolonie von mehr als 10000 Einsiedler, die sogenannte *Tabenna*, und nächst Jerusalem zählte die Laura des hl. Sabas 5000 Mönche. Alsbald verdichteten sich diese Institute zu förmlichen Cönobien unter einem Dach und von einer Mauer umschlossen. Einige Klöster — man kann sie wohl bereits so nennen — suchten das Cönobium und die Einsamkeit mit einander zu verbinden, indem man bei Beginn der Fastenzeit die Thore öffnete, und so zu sagen „austrieb." Ganz den nämlichen Vorgang können wir in der Gegenwart bei den siamesischen *Phra* oder Talapoinen beobachten, welche nur die Regenzeit über in ihrem Kloster bleiben, sonst aber als Bettelmönche im Lande umherschweifen[1]). Analoge Erscheinungen sind auch die

1) Das Nähere über das Leben der *Phra* und ihre Klöster siehe in meinem Buche: *Hinterindische Länder und Völker. Reisen in den Flussgebieten des Irawaddy und Mekong; in Annam, Kambodscha und Siam.* Leipzig 1876. 8°. S. 327—331.

Derwische oder Bettelmönche des Islâm. Vollauf ist man daher berechtigt zu sagen: „So fallen die Anfänge des Mönchswesens in Gegenden und Zeiten, wo an ein Papalsystem noch gar nicht zu denken war; man hat es also ursprünglich nicht mit einem hierarchischen Manöver, sondern mit einem Stadium der menschlichen Geistesentwicklung zu thun.

Die Klöster, dieses Vorbild des Sozialismus, sind also nicht eine spezifisch christliche Institution. Eine dem Mönchsthume überaus ähnliche Ercheinung besassen in den *Vanaprastha's* die sinnenden Hindu, an deren Weisheit die Völker Europas zehren. Der Zweck ihrer Entfernung von dem geräuschvollen Treiben der Welt war Reinigung der Seele und Erreichung des höchsten Grades von Vollkommenheit, dessen die menschliche Natur fähig ist. Für die mit solcher Lebensweise verbundenen Konsequenzen gibt die Physiologie die nöthigen Erklärungen; kein Wunder, wenn ähnliche Folgen bald beim christlichen Mönchs- und Einsiedlerleben auftraten. Nun beachte man, dass es für den Menschen zweierlei Arten von Wahrheiten gibt, eine objektive und eine subjektive. Die seltsamen Behauptungen göttlicher Inspiration u. dgl. seitens mancher Mönche oder Einsiedler beruhten auf Visionen und Hallucinationen, welche von keinem Arzte oder Naturforscher geläugnet werden, für die unter ihrem Einflusse Stehenden also jedenfalls subjektive Wahrheit waren. Die Sinnestäuschungen beruhen auf einer falschen Verwerthung des sinnlichen Eindrucks, der offenbar da ist, nur nicht von Aussen angeregt. Die Illusion wird um so grösser, je mehr Menschen daran theilnehmen, und die feste, weil auf subjektiver Wahrheit fussende Ueberzeugung der Begnadeten verfehlte nicht auf die Menge die tiefste Wirkung auszuüben. Was das früheste Mönchsthum am meisten in modernen Augen zu diskreditiren geeignet ist, war eine vollkommen natürliche, physiologische Erscheinung. Genau dasselbe war das Orakelwesen der alten Hellenen, denen so wie den Römern nachgerühmt wird, dass sie keine dem Mönchswesen ähnliche Einrichtung hatten, wofür wohl die Gründe unschwer zu finden sind.

Unter den Gluthen einer heissen Sonne, in einem erschlaffenden Klima, wo der Boden der Obsorge für die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse enthebt, d. h. das Nichtsthun begünstigt, entartete das Mönchsthum eben so naturgemäss wie das Christenthum. Die Reinheit der ursprünglichen Institution ward getrübt durch den Hinzutritt von Elementen aus den niederen Volksklassen, denen eine sorgenfreie d. h. mühelose Existenz Hauptsache war; damit riss auch Zügellosigkeit in den Sitten ein, denn, der Masse des Volkes entnommen, hatten Mönche und Nonnen keine anderen Sitten als jene der grossen Menge.

Wie die christliche Religion nahm auch das Mönchswesen mit dem Uebergange in kühlere Himmelsstriche und unter nüchterne Völker andere Formen an. Unbestreitbar verlieh es dem Gehorsam und der Demuth neuen Werth; Gehorsam aber ist vor Allem zur Bildung eines Staates und Volkes nöthig, und man lebte in einer Epoche des Völkerwerdens. Die Nationen des Alterthums waren abgestorben, die germanischen und neuromanischen wurden. So lange die Germanen

freie Horden freier Männer waren, bildeten sie weder Volk noch Staat; Freiheit war gleichbedeutend mit Rohheit, Unkultur. Auch der den Urwald durchschweifende Indianer ist frei. Um zum Staats- und Volksthume zu gelangen, musste diese Freiheit vernichtet werden und zu dieser Kulturleistung trug das Klosterwesen Vieles bei, indem es leidenden Gehorsam und Demuth als das sittliche Ideal der Zeit hinstellte und dieses im Mönche verkörperte. Ist der Gehorsam ein eminent volksbildender Faktor, so verdanken wir dem eifrigen Einschärfen der Demuth die Milderung mancher ursprünglichen Rohheit.

An und für sich war das Mönchs- und Klosterwesen ein Gewinn, wenn auch seine Leistung nur darin gipfelte, einen Zustand zu schaffen, aus dem die spätere Entwicklung mit allen Kräften herauszukommen trachten musste, der aber zweifelsohne ein nothwendiges Durchgangsstadium war. Wohin wir blicken, wir sehen diesen Satz allenthalben bestätigt. Jene Völker Amerikas, die durch höhere Gesittung und staatliche Organismen über die freien Indianer hervorragten, schmachteten unter dem Joche grausamster Despotie, d. h. sie hatten das Stadium des Gehorsames erklommen. Unter dem milderen theokratischen Regimente in Perú war die Unterwürfigkeit des Volkes nicht geringer als im blutigen Tenochtitlan. Später gelang das Experiment, ein indianisches Staatswesen zu schaffen, bloss den Jesuiten in Paraguay, indem sie das Volk zum Gehorsam erzogen. Azteken, Peruaner und Paraguiten stehen aber unzweifelhaft höher als die ungezähmten Apatschen, Komantschen oder selbst die freien Germanen des Alterthums. Die Civilisation ist in der That nichts anderes als die Zähmung des Menschengeschlechtes. Wie jede Zähmung entwickelt sie gewisse Eigenschaften um gleichzeitig andere zu unterdrücken, und Alles, was diesem Zwecke frommt, verdient die Anerkennung des Kulturhistorikers. Ich habe nicht zu untersuchen ob aus solcher Auffassung der Civilisation etwa der Pferdehuf des krassen Materialismus hervorblickt. Thatsache ist, dass sie der Wahrheit entspricht. Die rohen Stämme der Germanen mussten demnach gezähmt, zum Gehorsam, zur Unterwürfigkeit gebracht werden, damit aus ihnen staatliche Gemeinwesen, zu höherem Kulturaufschwunge befähigt, erwachsen konnten. Niemand hat aber die zähmende Macht des Christenthums in Europa mehr verbreitet als die Klöster, deren sittlicher Entartung hier schon das rauhere Klima zum Theile Schranken zog. So untersagte es z. B. das süsse Nichtsthun, welches die Mönche im Süden, bei den Budhhisten in China und Hinterindien und bei den Azteken — denn selbst diesen fehlt das Klosterwesen nicht[1]) — zu einer Heerde von Faullenzern machte; vielmehr konnte sich das Mönchsthum der Arbeit nicht entziehen. Zwei Hauptverdienste pflegen die Klöster für sich zu beanspruchen: Urbarmachung

1) Es gab Mönchs- und Nonnenklöster, dem Quetzalcohuatl geweiht Der Orden nannte sich *Tlamacaxcayotl.* Bei den Totonaken bestand ein Mönchsorden, welcher dem Centeotl und der Tonacayohua gewidmet war. (J. W. v. Müller, *Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico*. Leipzig 1865. 8°, S. 115—116.)

des Bodens und Erhaltung der klassischen Schriften des Alterthums. In beiden Punkten überschätzen die Verehrer des Klosterwesens dessen Verdienste, während seine systematischen Verkleinerer den umgekehrten Fehler begehen. Vergebens wird das alte Germanien als kultivirter Boden dargestellt. Die kaum sesshaften Germanen beachteten den Ackerbau, eine wilde und ganz extensive Feldgraswirthschaft [1]), wenig, überliessen dessen Betrieb den Sklaven, zumal auch Klima, Nässe, ausgedehnte Sümpfe, — Folgen der ausgedehnten Waldungen — denselben nur schwach begünstigten. An die grossen Forste Galliens schlossen sich die ausgedehnten Koniferen-Wälder Germaniens, wie die *silva Marciana, Barcensis, Caesia, Hercynia* u. a. unmittelbar an. Für die deutsche Landwirthschaft brach eine günstigere Zeit im Süden und Südwesten erst mit dem Christenthume heran, als viele Klöster und andere geistliche Stiftungen in noch unbebauten Gegenden sich ansiedelten; durch sie wurden viele Oedungen urbar gemacht und bebaut, durch sie kamen viele noch unbekannte Kulturpflanzungen in das Land. Man wendet nun ein, die Bekehrungen worauf das Mönchsthum es abgesehen, bedingten an sich das Aufsuchen der volkreichsten, gewerbsamsten und blühendsten Landschaften; Wildnisse wären dazu nicht geeignet gewesen; auch hätten die meisten Klöster schon bei ihrer Begründung verstanden, in den Besitz einer Masse bereits angebauter Ländereien zu gelangen. Doch gibt es auch für das Gegentheil genugsam beglaubigte Zeugnisse. So wurden der Jura und die Wildnisse des Schweizer Oberlandes durch Mönche urbar gemacht; eine Menge Klöster in der Schweiz, z. B. St. Gallen und das berühmte Einsiedeln haben keinen andern Ursprung. Auch noch später unter Karl d. Gr. leisteten die Klöster solche Dienste. Der weitere Vorwurf, dass, wo ein Kloster bestand, sei ringsum alles freie Privateigenthum verschwunden, ist für die spätere Zeit richtig; kulturgeschichtlich falsch bleibt aber, ohne diese Zeitangabe, der Schluss, die Wirkung der Klöster sei eine höchst schädliche, oft geradezu verderbliche gewesen. Anfänglich waren die Klöster ein Kulturgewinn, von entschiedenem Nutzen für die Bodenbebauung; allmählig schlichen sich Missbräuche ein, die den gestifteten Nutzen wieder aufhoben und endlich in sein Gegentheil verwandelten. Diese Missbräuche mit den allgemeinen sozialen Verhältnissen zusammenhängend, lassen die Aufhebung der Klöster als einen eben solchen Kulturgewinn erscheinen wie es einstens ihre Gründung gewesen [2]).

Die Verdienste der Klöster um Erhaltung der klassischen Schriften sind gewiss nicht hoch anzuschlagen, denn die meisten Schätze des

1) Vgl. Wilh. Roscher, *Nationalökonomie des Ackerbaues und der verwandten Urproduktion*. Stuttgart 1873. 8°. S. 57.

2) Dass übrigens selbst in der Gegenwart noch nicht aller Nutzen des Klosterlebens erloschen, zeigte die Wirksamkeit der Ordensschwestern im jüngsten deutsch-französischen Kriege, deren Auftreten wohlthuend von dem der freiwilligen Krankenpflegerinnen abstach. Vergl. Prinzessin Felix zu Salm-Salm, *Zehn Jahre aus meinem Leben*. 1862 bis 1872. Stuttgart, 1875. 8°. III. Bd. S. 197—198.)

Alterthums sind durch die Byzantiner und Araber erhalten worden. Man übersieht nur, dass die Konservirung dieser Schriften gar nicht Aufgabe der Klöster und Mönche sein konnte; weder darf der Kulturforscher dies gerade von ihnen fordern, noch sie für die etwaige Zerstörung der heidnischen Schriften verantwortlich machen. Diese mussten vielmehr ein Gräuel in christlichen Augen sein und das Bestreben, sie durch fromme Betrachtungen im Style damaliger Mönchsweisheit, des Inbegriffs der höchsten Bildung jener Epoche, zu ersetzen, war eben so am Platz, wie heute die Verdrängung der „Traktätlein" etwa durch naturwissenschaftliche Abhandlungen. Die Unwissenheit der Mönche war gewiss tief genug; doch rohe Zeiten werden nur durch rohe Völker bedingt und das Mönchsthum wie die Priesterschaft ging aus dem Volksthume hervor. Die Ignoranz des weltlichen und klösterlichen Klerus, die Barbarei der Kirche, die grausamen Verbrechen der Fürsten, sie zeugen von der tiefen Rohheit, worin die Gesammtheit noch befangen war, und der einzige statthafte Schluss ist der, dass es in den übrigen Volksschichten noch viel trüber aussah. Nichts ist verkehrter, als aus diesem allgemeinen Zustande die schwerste Anklage gegen das Mönchsthum zu erheben. Unwissenheit, Rohheit und Unsittlichkeit waren gross im Klerus und in den Klöstern, grösser noch aber ausserhalb derselben und man hat kein Beispiel, dass der Klerus eines Landes je einen aparten oder anderen als einem allgemeinen Volkslaster gehuldigt hätte[1]). Seltsam ist es, einen Karl d. Gr. über die Unwissenheit der Mönche klagen zu hören und dieserhalb in neueren Schriften anführen zu sehen, während bekanntlich dieser Fürst erst in vorgerücktem Alter zu lernen begann, es aber nimmer zu etwas bringen konnte. Haben die Klöster nur wenige hervorragende Namen hervorgebracht, so sind unter den Laien jener Epoche deren noch weniger bekannt. Man kann die Unwissenheit der Geistlichkeit beklagen und doch erkennen, dass sie immer noch gebildeter war als die Massen und unteren Schichten des Volkes. Zweifelsohne lehrt die vergleichende Völkerkunde den stetigen Zusammenhang zwischen der Bildung der Massen und ihrer Priesterschaft; das Niveau Beider steigt und sinkt gleichzeitig, immer aber steht es bei Letzterer um etwas höher. So war es auch Anfangs des Mittelalters; die ersten Schulen waren die Kathedralschulen der Bischöfe im VI. Jahrhundert, im VII. öffneten die Aebte dem Schulunterrichte die Pforten ihrer Klöster. Was hier erlernt wurde, war wenig, doch aber mehr als die grosse Menge wusste und die Gesammtsumme des Wissens zu jener Zeit bei den germanischen Völkern unbedingt grösser als zuvor, ehe Geistlichkeit und Mönchsthum diese belehrende Thätigkeit eröffnet. Genau den nämlichen Segen ver-

---

1) Sehr schön weist dies nach Thomas Wright, *Homes of other days*. Die Angelsachsen waren grosse Trinker, auch der Klerus (S. 41); die Jagd war die Hauptlust des Volkes, ihr lag auch der Klerus ob (S. 81); am wenigsten konnte aber die aus dem Volke hervorgegangene christliche Priesterschaft sich mit dem Cölibat befreunden und die Beschuldigung der Unsittlichkeit beschränkte sich darauf, dass die angelsächsischen Geistlichen fortfuhren, wie in der Heidenzeit, Weib und Kind zu behalten. (S. 69.)

breitet in Birma und Siam das buddhistische Mönchsthum. Das Volk hängt mit grosser Ehrfurcht an diesem Ordensklerus, und nur ein einziges Mal hörte Bastian aus dem Munde eines verstockten Weltkindes, es würde in Siam Vieles besser werden, wenn man nicht mehr die Bäuche so vieler Mönche füttern müsste. Allein es ist ganz klar, dass die gesammte Bildung des Volkes von diesem Klerus sich herleitet, und wenn auch diese Bildung vorzugsweise eine religiöse ist, wer wollte überhaupt läugnen, dass selbst eine ausschliesslich religiöse ganz unvergleichlich besser wäre als gar keine? Die Rückwirkung der Ignoranz des Klerus auf die allgemeine Volksbildung ist unverkennbar, aber was nicht genug betont werden kann, ist, dass alle sozialen Erscheinungen, Religion, Priesterwesen, Regierungsform und viele andere Dinge aus dem Volke heraus, nicht der Zustand des Volkes aus diesem zu erklären sind. So wie überall die ethnischen Verschiedenheiten ursprünglich, angeboren und bleibend sind, keineswegs Ergebniss der politischen und religiösen Formen oder des Bodens und Klimas, so beruhen die sozialen Erscheinungen auf den ethnischen Bedingungen. Der grosse Irrthum besteht darin, lediglich als Faktor anzusehen, was selbst schon Produkt ist. Alle Beschuldigungen wider das Mönchsthum sind also unbedenklich zuzugeben, ohne desshalb dessen kulturgeschichtliche Bedeutung zu verkennen. Einmal freilich musste der Moment kommen, dem keine menschliche Einrichtung entgeht, wo nämlich ihr Untergang eben so nützlich und nothwendig wird, als es ihr Entstehen gewesen. Dieser zweite Moment darf nicht blind machen für den ersten und es ist kaum wissenschaftlich, von der Gesammtwirkung lang andauernder Institutionen zu sprechen, deren Wirkungen selbstverständlich von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselnde sein mussten. Lassen wir es an der Erkenntniss genügen, dass für die Anfänge der Gesittung das Klosterwesen ein Kulturgewinn [1]) war.

Die germanischen Reiche.

Die Wirkung der Völkerwanderung war die Bildung germanischer Reiche unter Modifikation des germanischen Königsthums durch Annahme der Regalien der römischen Kaiser. Der Adel, das Lehenswesen und die Christianisirung der Germanen stehen nicht in nothwendigem Verbande mit der Völkerwanderung; ihre bleibende Folge war die Entstehung der drei grossen romanischen Nationen und Sprachen, die

1) Unnöthig auf die Frage einzugehen, welches das eigene Loos der Klosterbevölkerung gewesen. Wir wissen, dass jeder Kulturgewinn sich nur auf Kosten des einen Theiles der Menschheit vollzieht. Das Klosterleben ist keine in unserem Sinne glückliche Existenz, allein jedes Urtheil hierüber ist nothwendigerweise subjektiv, also kulturhistorisch werthlos; ferner steht fest, dass trotz des häufigen Zwanges äusserer Verhältnisse im Allgemeinen der Eintritt in's Kloster freiwillig geschah. Jeder demnach seines eigenen Glückes Schmid war; wer zählt endlich selbst in unserer aufgeklärten Gegenwart die Opfer eines verfehlten Berufes?

Gliederung der europäischen Staaten mit der Centralstellung der ungemischten Deutschen, und die überwiegende Kultur der von der Völkerwanderung betroffenen Nationen.

In Italien waren aus Pannonien ostgothische Schaaren schon 488 eingewandert, erst 493 nach Odovaker's Tode aber gelangten sie unter Theodorich zur Herrschaft, die dieser bald über die ganze Halbinsel ausbreitete. Auch er erkannte die Lehenspflicht gegen den oströmischen Hof an, auch er strebte nur darnach, Rom's alte Regierungsform zu erhalten, zu kräftigen, ihren verfallenden Institutionen frischen Lebensgeist einzuhauchen, — freilich ein vergebliches, weil unmögliches Beginnen — und ohne das militärische Uebergewicht seiner Gothen zu gefährden, die alte Bevölkerung durch Milde zu versöhnen, sie nach und nach zu der Höhe ihrer Gebieter zu erheben, die sich durch Tapferkeit, Thatkraft und Treue, die Merkmale eines jugendlichen Volkes auszeichneten. Gleiche Gesetze ergingen für Römer und Gothen, Befehle an die Eroberer, Gut und Blut ihrer Mitbürger zu schonen. Recht und Verwaltung blieben in den Händen der Eingeborenen; zwei auf ein Jahr gewählte Konsuln, einer von Theodorich, der andere vom oströmischen Kaiser ernannt, stellten ein Bild der alten Staatsverfassung dar, und während Ackerbau und Künste in den Provinzen wieder auflebten, feierte Rom selbst die Besuche seines Gebieters, 'der die Bedürfnisse seiner Bewohner befriedigte, mit Sorgfalt die Denkmäler seines früheren Glanzes erhielt. Mit dem Frieden und dem Ueberflusse erwachte die Hoffnung und lebte das Studium der Wissenschaften wieder auf. Der letzte Strahl der klassischen Literatur vergoldet die Regierung dieses „Barbaren."

In sozialer Hinsicht gelang indess die Verschmelzung der beiden Volksstämme nicht. Glaubensunterschiede mochten das Haupthinderniss bilden. Die Gothen waren Arianer, die Römer Katholiken, unter welchen schon der Bischof von Rom eine hervorragende, gebietende Stellung einnahm. Auch der Ursprung der päpstlichen Macht reicht noch in die Zeiten des Römerthums zurück, ist lange vor Ende des Westreiches schon deutlich erkennbar. Die Glaubensverschiedenheit zwischen Gothen und Römern führte zu inneren Zwistigkeiten, welche den byzantinischen Machthaber veranlassten, seine schlummernden Rechte über Italien, dessen Bevölkerung den Feldherrn Belisar als Befreier begrüsste, geltend zu machen. In den Augen der Römer blieben die germanischen Gothen stets Fremdlinge, ein Gegensatz, den die Verschiedenheit des Glaubens und der Machtstellung im Staate noch steigerte. In den folgenden Kämpfen erloschen Stamm und Name der Ostgothen für immer, was nur bei ihrer ausserordentlichen Minorität erklärlich ist; wahrscheinlich blieben sie vorzugsweise auf das Heer beschränkt. Ihre soziale Fremdlingsstellung schliesst indess nicht aus, dass sie in ethnischer Hinsicht gewisse, selbst sprachliche, allerdings kaum nennenswerthe Spuren in Italien hinterliessen. Nach dem Untergange des ostgothischen Reiches mit dem oströmischen Kaiserthume wieder in Wirklichkeit vereinigt, ward Italien in Grafschaften und Herzogthümer getheilt, und gehorchte dem Exarchen zu Ravenna,

dem Vizekönige des byzantinischen Hofes, bis diesen die 527 in Pannonien und 568 in Norditalien auftretenden Langobarden, gleichfalls von germanischer Abkunft aber geringerer Kultur als die Gothen, aus einzelnen Theilen vertrieben und ihm in den übrigen nur ein geschwächtes Ansehen überliessen. Sie trugen wesentlich zur Umwandlung des römischen in das heutige italienische Volk bei. Ihnen gelang es nicht nur ein mächtiges Reich zu gründen, sondern auch sich in der Lombardei dauernd niederzulassen und ihre Herrschaft allmählig bis an die Südspitze Italiens auszudehnen. Wahrscheinlich hatten um das Jahr 800 die Langobarden schon die romanische Sprache ihrer Unterthanen angenommen, und vom Arianismus dem Katholizismus sich zugewandt; fest steht, dass seit 900 n. Chr. auf der Halbinsel in ihrer ganzen Ausdehnung bis nach Sizilien Dialekte gesprochen wurden, die nur wenig von einander abwichen und schon als italienisch gelten dürfen.

Auch jenseits der Alpen bestanden die alten Rechte des Reiches theoretisch fort, wurden nie gesetzlich aufgehoben, und stets von den durchgehends germanischen Eroberern, den Vandalen, Alanen, Sueven, Westgothen und Franken, anerkannt. Ihnen Allen, mit Ausnahme der Letztgenannten, begegnen wir auf der iberischen Halbinsel, wo sie verschiedene, meist ephemere Reiche bildeten, ein Beweis, dass stets nur numerisch schwache Kriegerhorden, nicht ganze Völker diese Staatswesen schufen. Die Vandalen liessen sich mit den Sueven in Gallizien um 411 nieder und gründeten im alten Baetika ein zweites Reich, sind aber 419 schon auf Letzteres beschränkt, während die Sueven das grosse Reich der Alanen verschlungen hatten. Doch bald bemächtigen sich die in Gallien, besonders in Aquitanien eingewanderten Westgothen des Suevenreiches, von dem nur ein kleiner Theil in Gallizien sich erhält, und verdrängen 429 die Vandalen nach Afrika, wo diese sich, obgleich nur eine Handvoll Leute, 50,000 Mann, den ganzen nördlichen Küstensaum, Algerien und Tunesien, dann die Mittelmeereilande Sizilien, Sardinien, Korsika und die Balearen unterwerfen. Unzweifelhaft waren die Vandalen einer der rohesten germanischen Stämme, allein was über ihre Verwüstung den Berichten erbitterter Gegner gläubig nachgeschrieben wird, ist grösstentheils Fabel. Sie behandelten die alten Einwohner des Landes, die Berber, mit Güte, rotteten sie keineswegs aus, trachteten jedoch, den unter den Römern eingerissenen sittlichen Zuständen zu steuern. Die öffentlichen Dirnen mussten heirathen und auf Ehebruch stand Todesstrafe. Was sie Grosses verrichteten geschah mit Hülfe der Berber, die von Hass gegen Rom beseelt, mit ihnen eine Art Schutz- und Trutzbündniss eingingen; Rom, von Geiserich mit Hülfe dieser Berber 455 erstürmt, ward nicht zerstört, sondern sie begnügten sich mit systematischer Ausraubung; die Schätze der geplünderten und verödeten Stadt dienten theilweise zur Verschönerung der Königsburg in Karthago. Fast ein Jahrhundert lang blühte das Vandalenreich in Afrika, bis es durch innere Unruhen und Verweichlichung des kräftigen Volkes in dem üppigen Klima unterging und 553 von Belisar für Byzanz erobert

ward. Obwohl seither aus der Geschichte verschwindend, will man ihre Spuren in einigen blauäugigen, blondhaarigen, berberischen Kabylenstämmen Nordafrikas erkennen.

Die Westgothen, vor den Ostgothen in Italien, dann nach Gallien und Hispanien gezogen, sahen sich um die Mitte des V. Jahrhunderts als fast alleinige Herren der Halbinsel und eines grossen Theils Galliens jenseits der Loire; nur einige baskische und kantabrische Völkerschaften in den Pyrenäen und den Gebirgen Asturiens blieben ununterworfen; erst drei Jahrhunderte später wich die westgothische Herrschaft dem ungestümen Andrange des Islâm, nicht ohne theilweise das heutige Idiom der Halbinsel vorbereitet zu haben. So mannigfach auch Hispaniens wechselnde Schicksale im V. und VI. Jahrhunderte, die hereingebrochenen Kriegerschaaren waren wieder numerisch zu gering, um eine gründliche Veränderung der Zustände zu bewirken. So blieb die römische Provinzialeintheilung der späteren Kaiserzeit unter den germanischen Königen; auch die *conventus juridici* wurden von den Westgothen und in der ersten Zeit von den Sueven beibehalten. Das römische Recht erhielt sich in Spanien und Südgallien, verbesserte Ausgaben des Theodosianischen Kodex wurden von Fürsten der Westgothen und Burgunder veröffentlicht und die ersteren gestatteten den Städten des Mittelmeeres Tribut nach Byzanz zu senden, welches nach dem Falle des Vandalenreiches auch auf Sizilien, Sardinien, Korsika, den Balearen und an einigen spanischen Küstenplätzen herrschte. Ja, das afrikanische Tanger (Tingis) mit seinem Gebiete blieb oströmisch bis 711.

Die Franken in Gallien und Deutschland.

Ganz ähnlich verliefen die Dinge in Gallien, in spätester Kaiserzeit die vornehmste Wiege römischer Dichtkunst und Wissenschaft, denn kaum irgendwo war die Romanisirung tiefer ins Volk gedrungen. Nicht bloss die materielle Kultur hatte sich ansehnlich gehoben, wie das Aufkommen der Glaserzeugung im IV. Jahrhundert bezeugt, sondern die Gallier, seit lange durch die Phokäerstadt mit griechischem Schriftthume in Berührung, schufen im IV. Jahrhunderte, als in Rom selbst die lateinische Sprache und Literatur unterzugehen drohten, eine neue Schule, die in Ausonius und Rutilius ihre hervorstechendsten Vertreter besass; Augustodunum, das alte Bibrakte, die Städte Vienne, Arles, Toulouse, Lyon, Bordeaux, Poitiers, Angoulême, Besançon, Trier waren, Dank den weströmischen Kaisern, mit Schulen und Gymnasien ausgestattet, wo in der Zeit angeblicher Barbarei Rechtskunde und die schönen Wissenschaften eifrige Pflege fanden. Die Kaiser, wie Konstantin, Julian, auch Theodosius, Valentinian, liessen es an keiner Unterstützung fehlen und zeichneten Literatur und Schöngeister dermassen aus, dass die Professur das sicherste Mittel war zu grossem Vermögen zu gelangen. Vielleicht niemals stand die Wissenschaft in solchem Ansehen und fand sie gleichzeitig so glänzende Entlohnung

als eben zur Zeit, wo die germanischen Horden Europa überschwemmten und man die Herrschaft der römischen Machthaber wie ein Kulturhinderniss darzustellen sich bemüht.

Dies der Zustand des blühenden Gallien, als zu Anfang des V. Jahrhunderts die deutschen Stämme der Burgunder und Franken eindrangen. Erstere um 407 n. Chr. zwischen Aar und Rhône das alte burgundische Reich gründend, waren bei ihrer Ankunft nur beiläufig 80,000 Köpfe stark, erschienen keineswegs als gewaltsame Eroberer, sondern von der römischen Bevölkerung in der Franche-Comté, dem romanischen Helvetien und Savoyen gerufen, erhielten sie von diesen freiwillig die zwei Drittel des Landes, allerdings den gebirgigen Theil, während diese die fruchtbare Ebene für sich behielt, und brachten zuerst Kultur und Leben in die bisher unbewohnten Einöden. Wahrscheinlich verhielt es sich ähnlich mit den Franken.

Gewöhnlich gelten die Germanen des Tacitus und die Deutschen nach der Völkerwanderung für das nämliche Volk. Von den zwei grossen Gruppen der Sueven und Sachsen wurden die Letzteren von der Völkerwanderung am wenigsten berührt, ja, die Friesen blieben in ihrem frühesten Stammlande wohnen, die Sueven hingegen nahmen vorwiegend die alten Keltensitze in Süddeutschland ein, nicht ohne hier ausgiebige Blutmischung zu erleiden. Hier blieb auch wohl das Gros der Nation sitzen, während der überschüssige, wanderlustige Bevölkerungstheil durch Gallien nach Hispanien schweifte. Was in früherer Zeit schon an Sueven nach Süddeutschland gekommen war, lebte hier unter römischer Botmässigkeit und nahm manches von der römischen Gesittung an. So stand denn der germanische Norden auf einer tieferen Stufe des gesellschaftlichen Kulturzustandes als der Süden. Es war im III. Jahrhundert, da einen sich die mittelrheinischen Stämme der Tubanten, Tenkterer und des Donauvolkes der Juthungen zum Bund der Alemannen und ihre Schaaren erfüllen weit ab bis zur Rheinenge bei Bingen die rheinischen Gaue. Die chattischen Stämme hatten sich unterdessen unter dem Kollektivnamen Franken konzentrirt, drangen nach Trier und Metz vor und nahmen das Moselland dauernd in Besitz. Im Norden sassen die Sachsen nebst ihren Stammesgenossen, den Warnern, dem Joche ihrer fränkischen Nachbarn mit Gewalt widerstrebend. Auf der cimbrischen Halbinsel lagen die noch nicht vereinigten dänischen Reiche. Im Süden der Sachsen wohnten die Thüringer mit den Warnern und einem Zweige der Angeln, das mächtige thüringische Königreich bildend. Noch südlicher sass der Stamm der Alemannen oder Schwaben zwischen Iller und Lech, östlich streiften bereits bis an die Berge hin Juthungen und Markomannen, die mit höchster Wahrscheinlichkeit ein Jahrhundert später — also um 550 n. Chr. als das deutsche Volk der Bojoarier erscheinen sollten.

Linguistisch wandelt ein grosser Unterschied zwischen Gothen und Germanen, obwohl beide der germanischen Völkerfamilie angehören. Aus dem unbekannten Urgermanischen entwickelten sich das Gothische, Skandinavische (oder Altnordische) und das Germanische oder Deutsche

als vollkommen selbständige Individualitäten; alles spricht für einen gleichen Vorgang bei den Völkern, worunter die Gothen am höchsten, die Deutschen am tiefsten standen, als fast gleichzeitig (407 und 449 n. Chr.) fränkische Auswanderer nach Gallien, sächsische Eroberer nach Britannien zogen.

Die Wirkungen der fränkischen Einwanderung in Gallien waren sehr verschiedener Art; die gleichzeitigen Quellen gestatten nicht, von förmlicher Eroberung zu reden, sie erwähnen Verheerungen, Unruhen, Invasionen, Kämpfe zwischen gallischen Städten und germanischen Banden, häufiger noch Bekriegung der Germanen unter einander, nichts aber von dem, was auf Eroberung, auf Unterwerfung unter einen fremden Volksstamm schliessen liesse. Obwohl viele feste Plätze zerstört, Mauern eingerissen und nicht wieder aufgebaut wurden, die römischen Heerstrassen verfielen, der Handel ins Stocken gerieth, und Wiesen und Aecker vereinzelt in Wälder und Jagdbezirke umgewandelt wurden, ging doch nicht alle römische Kultur zu Grunde. Wohl übte die Berührung und allmähliche Verschmelzung beider Völker die Rückwirkung auf die rohen Franken, dass sie zunächst die Laster der verfeinerten, romanisirten Kelten annahmen. Aehnliches beobachtet man überall, wo zwei sehr verschiedene Kulturstadien mit einander in Kontakt gerathen. Unsere heutige Civilisation tödtete viele Naturvölker, die vor ihrem Gifthauche trotz aller humanitären Bestrebungen dahinschwinden. Zu solchen heftigen Reaktionen, die sich meist in epidemischen Krankheiten äussern, bedarf es nicht einmal einer geschlechtlichen Vermischung, sondern sie pflegen selbst bei grossen Festen, Schaustellungen, die eine Ansammlung von Menschenmassen bedingen, in Kriegen u. dgl. einzutreffen. Es befremdet daher keinen Kenner dieses anthropologischen Phänomens, die Franken bald als ein weichliches, feiges, räuberisches und treuloses Volk bezeichnen zu hören, unter dem Mord durch Gift und Dolch, Völlerei und unnatürliche Laster herrschten. Dagegen waren römische Sprache und Schrift und Christenthum, das dort schon viele Anhänger zählte, wichtige Geschenke der Gallier. Die lateinische Sprache senkte manche Begriffe in den Geist der Franken, die ihnen sonst noch lange würden unbekannt geblieben sein. So geschah es, dass die nach Gallien gezogenen Franken, die Salier, in Bälde ihre Brüder diesseits des Rheins, die Ripuarier, an Kultur namhaft überragten. Unter diesen, mit den keltischen Galliern sich allmählig vermischenden salischen Franken, ward unter Chlodovech (Chlodwich, Clovis) das fränkische Reich gegründet, welches Mitte des VI. Jahrhunderts seine höchste Machtentfaltung erreichte, gleichwie unter ihnen das Christenthum am frühesten (496 n. Chr.) Eingang fand. Auch Chlodovech erkannte die Rechte des römischen Reiches an, als er wenige Jahre nur nach Augustulus und nachdem die Vertreter der alten Regierung, Syagrius und die armorikanischen Städte überwältigt waren, von Kaiser Anastasius zur Bestätigung seiner Herrschaft eine Würde erhielt: das Konsulat, welches, in Rom bis auf Justinian stets die höchste Reichswürde, im IV. Jahrhunderte wenigstens den altrepublikanischen Glanz noch bewahrte. Selbst die Kaiser in

ihrer Allmacht neigten sich vor den Nachfolgern des Brutus, und mehr denn Einen sah man zu Fusse dem konsularischen Tragstuhl voranschreiten. Gleich einem Fabius oder Valerius ritt nun der sikambrische Häuptling in dem gestickten Konsulengewande durch die Strassen von Tours, von den Provinzialen mit lautem Jubel als Augustus begrüsst. Längst gehorchten sie ihm, jetzt erst aber erhielt seine Macht in ihren Augen die gesetzliche Weihe.

In jener Zeit gab es kein Gallien mehr und kein Germanien, es gab aber noch kein Frankreich und kein Deutschland. Das grosse fränkische Reich besass keinen homogenen Nationalcharakter, es besass gallische und germanische Unterthanen und bildete eine Periode der Gährung, aus der sich später zwei bestimmte Nationen: Franzosen und Deutsche abklärten. Clodovech — von seiner eigenen Person abgesehen — war weder ein deutscher, noch ein französischer Herrscher, sondern lediglich ein fränkischer. Die fränkische Herrschaft, Gallien und Germanien bis zu den Sachsen und Slaven umfassend — drang indess eigentlich nie jenseits der Loire oder hat wenigstens dort nie Dauerhaftes geschaffen, sich vielmehr fast nur durch Raubzüge geäussert. Auch ward durch Niederlassung der numerisch schwachen Germanen der eingeborne freie Mittelstand begreiflicherweise nicht vertilgt. Nichts deutet an, dass die Gallo-Römer ihrer Grundstücke überhaupt beraubt worden wären; sie wurden nicht unterjocht, ja kaum in politischer Hinsicht untergeordnet. Im Rathe der Könige, im Heere, in den öffentlichen Aemtern, bei Gericht, selbst in den Nationalversammlungen waren beide Stämme unter einander gemischt. Die Chronisten zeigen uns beständig den Franken neben dem Gallier, niemals aber, dass der erstere höhere politische Rechte oder — Dank seiner fränkischen Abkunft — besondere Achtung genossen hätte. Die Gallo-Römer gehorchten einfach fränkischen Königen und diese änderten sehr wenig an der römischen Verfassung. Sie liessen nach wie vor den Galliern den Gebrauch der römischen Gesetze, den Städten ihre eigene Munizipalitäten, ihre eigene Miliz, die alte Ordnung ihrer Stände, Rechte, Privilegien und Würden, nur dass bald ein Herzog, bald ein Graf mit Civil- und Militärgewalt in des Königs Namen zur Oberaufsicht in den Städten residirte. Nirgends aber wird ersichtlich, dass die Gallier dem fränkischen Volke als solchem unterthan gewesen; es gab Freie bei Galliern wie bei Franken; bei Beiden Sklaven. Die in den fränkischen Gesetzen ausgedrückte Ungleichheit des „Wergelds" scheint in der Praxis nicht angewandt worden zu sein, wenigstens schweigen davon alle Chroniken. Unter der Aristokratie, dem Adel, werden öfter Gallier als Römer genannt, wenngleich die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass den Adel die Franken, die Massen des Volkes aber die Gallier bildeten. In dem grossen fränkischen Reiche, das 534 n. Chr. das burgundische sich einverleibte, ging unvermeidlich während der ganzen Merowingerherrschaft ein gewaltiger Amalgamirungsprozess vor sich, der den Unterschied zwischen Franken und Galliern immer mehr verwischte, so dass die germanischen Franken zu Ende des VIII. Jahrhunderts in den Galliern aufgegangen und von diesen nicht mehr zu

unterscheiden waren. Nur die Sprache sollen sie bis auf Karl d. G. bewahrt haben; später aber siegte, namentlich auch Dank dem Einflusse der lateinischen Geistlichkeit, das alte Römeridiom, woraus das Französische mit seinen verschiedenen Mundarten hervorging. Die gallischen Franken wurden also in relativ kurzer Frist romanisirt, eines der ethnischen Elemente des heutigen, in seiner Wesenheit noch stark keltischen Volkes Frankreichs bildend.

Bedeutung der Herrschermacht.

Die Anfänge aller arischen Völker zeigen bekanntlich einen König an der Spitze des Volkes, ihm zur Seite aber eine Raths- und eine Volksversammlung. Dieser Charakterzug beherrscht sämmtliche von Germanen gegründeten Reiche, deren weiter geographischen Verbreitung die seitherige Gleichartigkeit der Kultur im westlichen Europa lediglich zuzuschreiben ist, im vollendeten Gegensatze zu jener des Orients, welcher sich von asiatischen Einflüssen niemals zu befreien vermochte. Die arische Einrichtung der Abhängigkeit des Volksoberhauptes von dem in den Volksversammlungen sich kundgebenden Volkswillen, namentlich der ursprüngliche Modus, sich frei gewählte Oberhäupter zu geben, ist jedoch an sich kein Merkmal höherer Gesittung. Unwillkürlich gemahnt er an den Thierstaat, wo die Stelle des Leitthieres nicht erblich ist, sondern sie jeweilig der Stärkste, Kräftigste der Heerde einnimmt. Der Gehorsam, womit die anderen Heerdenthiere ihm folgen, darf wohl als stillschweigendes Einverständniss der Gesammtheit gedeutet werden. Die Erblichkeit der obersten Gewalt führt allemal in ein höheres Stadium der Gesittung,[1]) wie ein vergleichender Blick auf die Naturvölker lehrt. Nichts ist irriger als die Vorstellung, dass die Wilden ihrem Häuptlinge nur den sklavischesten, kriechendsten Gehorsam zollen. Von den Indianern Nordamerikas wissen wir, dass „die monarchische Regierungsform ziemlich selten bei ihnen war und meist nur von kurzer Dauer, die oligarchische häufiger, am weitesten verbreitet aber die Einrichtung, dass erbliche Häuptlinge an der Spitze des Volkes standen, deren Macht von ihrer persönlichen Autorität und nächstdem von dem Ansehen und dem Willen der Männer aus dem Volke abhing, die sich durch Kriegsthaten ausgezeichnet hatten. Diese letzteren dünkten sich dem Häuptlinge nicht unterworfen, sondern vollkommen frei und selbständig, sie thaten seinem Ansehen oft grossen Eintrag und konnten Unternehmungen fast jeder Art auf eigene Hand organisiren, sobald sie Andere zur Theilnahme daran zu gewinnen wussten: die Versammlung des Volkes, d. h. der selbständigen Männer, war die souveräne

1) Dieser Ansicht scheint auch Peschel. Siehe *Ausland* 1867. S. 869, wenn er von den Guaycuru in Brasilien sagt: „In so fern sich erbliche Häuptlinge unter ihnen befinden, stehen sie gesellschaftlich höher als andere Stämme.“

Macht"[1]). Wie man sieht, führt diese Beschränkung der Alleinherrschaft in ziemlich tiefe Kulturstufen, und ihre Konsequenzen bei den Indianern äusserten sich wie folgt: „bald war es die Intrigue, bald die Beredsamkeit, welche hier (in den Volksversammlungen) den Ausschlag gaben; vielfache Unschlüssigkeit, langes Schwanken im Entschluss, allgemeine Planlosigkeit, Zersplitterung der Kräfte waren die häufigen und natürlichen Folgen dieser Verhältnisse"[2]). Wen mahnt dieses Bild nicht an die hellenischen Freistaaten des Alterthums und selbst an manche Staaten der Gegenwart!

Immerhin stehen die nordamerikanischen Indianer auf der tiefsten Stufe der Gesittungsleiter nicht; dort gewahren wir vielleicht die Eingeborenen Australiens und hier schwindet auch jede Spur von Erblichkeit der Häuptlinge; zwar gibt es solche, welche einen gewissen Einfluss auf mehrere Familien ausüben; ihre Macht ist aber nur vorübergehend und beschränkt. Aehnlich verhält es sich mit den Botokuden Brasiliens, wo sich keine Spur einer monarchischen Regierungsform nachweisen lässt, und bei den südafrikanischen Hottentotten; auch bei den Negervölkern ist die Königswürde wohl in der Regel, aber nicht immer erblich; häufiger die Sitte, den Thron dem Aeltesten der Familie zuzusprechen; mit dem Tode des Königs pflegt eine Zeit der Anarchie einzutreten, die so lange dauert, bis der neue König installirt ist. Die Barea in Ostafrika erfreuen sich einer völlig demokratischen Verfassung[3]), ein Beweis dass an sich die Demokratie kein Erbgut einer höheren Entwicklung ist. Das auffallendste Beispiel bieten aber die asiatischen Turkomanen, bei denen es nicht Einen gibt, der befehlen, aber auch keinen Einzigen, der gehorchen will. Der Turkoman selbst pflegt von sich zu sagen: „Wir sind ein Volk ohne Kopf, wir wollen auch keinen haben, wir sind alle gleich, bei uns ist Jeder ein König." Eine unausweichliche Folge dieses Mangels an Oberhäuptern, dieses schönen Versuches, die „Gleichheit" Aller praktisch in Szene zu setzen, ist der Zustand ewiger, blutiger Fehde, worin die Turkomanenstämme nicht nur mit allen ihren Nachbarn, sondern auch unter sich leben. Mit steigender Kultur pflegt die Unterwürfigkeit gegen den Fürsten zu wachsen. Die Kimbunda, durch seine geistigen Fähigkeiten eines der ausgezeichnetsten Völker Südafrikas, zollt seinen Königen ausnehmende Verehrung; diese gelangen durch Erbschaft nach dem Erstgeburtsrecht zur höchsten Würde, bedürfen aber der Anerkennung durch die Volksversammlung[4]). Ein anderes Beispiel. Während in

---

1) Waitz, *Anthropologie der Naturvölker.* III. Bd. S. 147—148.

2) A. a. O. S. 148.

3) Jeder Barea fühlt sich dem anderen gleich und frei; die Gemeinde allein beschränkt die persönliche Freiheit durch den Ausspruch der Greise, denen Niemand widerspricht. (Siehe darüber: Leo Reinisch, *Die Barea-Sprache. Grammatik, Text und Wörterbuch. Nach den handschriftlichen Materialien von* Werner Munzinger Pascha Wien 1874. 8°).

4) Ladislaus Magyar, *Reisen in Südafrika in den Jahren 1819 bis 1857. Aus dem Ungarischen.* Pest und Leipzig 1859. 8°. I. Bd. S. 270—273.

dem von allen asiatischen Nationen am meisten fortgeschrittenen China die allerunumschränkteste Herschergewalt seit Jahrhunderten eingebürgert ist, besteht in dem halbbarbarischen Malayen-Reich Atschin auf Sumátra eine Regierungsform, die den *Panglima* oder *Tuwanku*, den Rathsmitgliedern, alle Macht in die Hände gibt. Ohne sie kann der Sultan nur wenig beschliessen; sie wählen ferner nicht nur seinen jeweiligen Nachfolger, sondern haben sogar die Befugniss, den Monarchen abzusetzen, wenn er sich gegen die Landesgebräuche vergeht oder sonst etwas unternimmt, das sie für die allgemeine Wohlfahrt nachtheilig erachten. Diese eigenthümliche Staatsform hat aber dort abwechselnd zur Anarchie und Tyrannei geführt, je nachdem die Gewalt in Folge von grösseren oder geringeren Fähigkeiten, Reichthum oder Einfluss, in den Händen der nationalen Häupter oder des Sultans sich befindet.

Die Aufzählung dieser Beispiele schien nicht überflüssig, um die Meinung zu verscheuchen, als ob die altgermanische Beschränkung der Fürstenmacht an sich ein Kulturmerkmal gewesen wäre. Es ist ganz richtig, dass, bei unserer Rasse wenigstens, Freiheit älter als Knechtschaft ist, aber nur desshalb, weil die Anfänge der Rasse entfernt von jeder Kultur lagen; je näher den thierischen Zuständen, je absoluter die Freiheit; allein der Gang der Kultur ist ein anderer, umgekehrter, er führt zuerst zur Knechtschaft und dann zur Freiheit. Das Schwinden dieser rohen Freiheit bezeichnet den Beginn der Kultur; die Knechtschaft ist die nothwendige Schule für das nächste Stadium, welches aus derselben wieder heraus zu jener geläuterten Freiheit führt, die der heutigen Gesittung ihren Stempel aufdrückt. Für den Kulturforscher bleiben Bagehot's Worte unerschütterlich wahr: „Später kommen die Jahre der Freiheit, früher aber jene der Knechtschaft."

Das Gesagte beleuchtet den Werth der ursprünglichen Wählbarkeit der Oberhäupter, der Beschränkungen der königlichen Macht durch den Willen der Volksversammluugen, des Rechts derselben, die Fürsten abzusetzen u. dgl. Diese Einrichtungen charakterisiren mehr oder minder alle germanischen Völker, gerade so wie der Unterschied zwischen Edlen, Freien und Sklaven. Eigentliche Gleichheit existirte nirgends, und sogar dort wo, wie bei den alten Slaven, eine reine Demokratie als das Ursprüngliche nachgewiesen werden kann, ging dieselbe doch mit wachsender Gesittung sehr bald in Aristokratie über, denn das reale sowie das ideale Uebergewicht gestatten nirgends völlige Gleichheit, ausser vor dem Gesetze als solchem. Die ersten römischen Bürger waren unter sich gleich, und so die germanischen Freien; den Sklaven, selbst den unterworfenen Völkern gegenüber, bildeten sie eine Aristokratie, wie die Edlen *(Edlingi)* wenigstens an Ehren und gesellschaftlichem Rang den Gemeinfreien vorangingen, wenn auch nicht an Rechten. Das Altenglische speziell bezeichnet den Unterschied zwischen dem Adeligen und dem Freien durch die Ausdrücke *Eorl* und *Ceorl*. Die königliche Gewalt war hier durch die im Angelsächischen *Witenagemót* genannte Körperschaft[1]) von ursprünglich demokratischem Charakter beschränkt.

---

1) Nach Freeman hätte das englische Parlament sich direkt aus dem *Witenagmot*

Dennoch war die Kultur dieser Völker eine noch überaus tiefe; doch sei nicht vergessen, dass sie von vorne anfangen mussten. Ist dann zu wundern, wenn die Deutschen erst in der Merowingerzeit aus dem Kreise halbwilder Stämme heraustreten? Nun ward der erste Grund zur Entwilderung des inneren Deutschland durch das Predigen des Christenthums gelegt. Von den westlichen oder gallischen Franken gingen die Segnungen der dort aufgesogenen römischen Civilisation der Gallier und das Christenthum auf die rohen Nachbarstämme der deutschen Franken über. Fränkische Apostel bekehrten die heidnischen Sachsen in England, wanderten darauf in das heidnische Deutschland jenseits des Rheines bis in den skandinavischen Norden und führten nach und nach Alemannen und Baiern, Ostfranken und Thüringer, später endlich Sachsen und Friesen in den Schooss der Kirche. Unerweislich und Allem widersprechend, was sonst über die Ausbreitungsursachen der Religionen bekannt, zugleich aber total gleichgültig, ist die Behauptung, die Ausbreitung des Christenthums wäre nichts weniger als der Religion selbst wegen geschehen, sondern vielmehr bloss als das beste Mittel zur Befestigung der Herrschermacht. Wäre dem auch so, die Herrschermacht hätte der Kultur nie einen besseren Dienst geleistet.

Der Verfall der königlichen Macht bei den Merowingern und deren Uebergang auf die Hausmaier, die dadurch zu Grosshofmeistern wurden, ist sehr erklärlich. Ursprünglich war der Hausmaier wirklich nur, was sein Titel besagte; er stand an der Spitze des königlichen Hauses und der königlichen Leute *(Leudes)* und war Anführer des Lehensgefolges im Kriege, zunächst nach dem Könige. Durch den vom VI. bis zum X. Jahrhundert dauernden Prozess der freiwilligen Verwandlung der kleinen Grundstücke in Benefizien, der das meiste freie Grundeigenthum in unfreies (für die Insassen) verwandelte, wuchs auch die Zahl der Lehensleute, welche unter dem Hausmaier standen, damit seine Macht. Die unabhängigen freien Leute wurden immer weniger, die Macht der Hausmaier immer grösser, grösser selbst als jene des Königs. Wer aber die Macht hat, der übt sie aus, wenn er sie nicht missbraucht, was indess von den merowingischen Hausmaiern kaum behauptet werden kann. Im Uebrigen sei sogleich bemerkt, dass die Hausmaier keineswegs eine der fränkischen Monarchie eigenthümliche Erscheinung sind. Die Rolle der Wezyre, im Kalifate unter den Abbassiden war eine durchaus ähnliche [1]; denn sie übten faktisch die volle Herrschergewalt aus, und die nämliche Sitte herrschte schon bei den alten Arabern, wo sie bis in die Zeit hineinreicht, über welche uns die moslim'schen Geschichtsschreiber einigen Aufschluss geben. Sie hatte in Arabien denselben Ursprung

---

entwickelt; das Haus der Lords sei in der That dasselbe. Diese Ableitung des Parlaments verwirft aber vollständig Reinhold Pauli, *Bilder aus Altengland.* Gotha 1866. S. 66.

1) A. v. Kremer, *Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen.* Wien 1875. 8°. I. Bd. S. 185.

und dieselben Ursachen wie im Frankenreiche[1]). Auch die japanischen Shogune waren, beim Lichte besehen, nicht viel Anderes als die Hausmaier der Mikado. Das Hausmaierthum ist ein in der Natur der Dinge begründetes Phänomen.

Die Kultur im Frankenreiche.

Gleichwie die Kultur lag auch der Schwerpunkt der politischen Macht im Westen; Paris war schon Chlodovech's Residenz. Nach seinem Tode ward das fränkische Reich getheilt; der grössere, wichtigere Theil umfasste fast ganz Frankreich unter dem Namen Neustrien, jedoch unter drei Herrscher mit den Residenzen Paris, Orleans und Soissons zertheilt, der andere, Austrien oder Austrasien mit der Kapitale Metz umfasste nebst dem Stammgebiete der ripuarischen Franken die Herzogthümer der Friesen und Thüringer, Alemannen und Bayern mit allen Eroberungen längs der Donau hinab und im norischen Gebirge, nämlich ganz Deutschland, so weit es nicht von Slaven und Sachsen bewohnt war. Der fränkische Eroberungsgeist — dem römischen nicht unähnlich — hasste jedoch die Nachbarschaft der freien, rohen, in ihrer alten Kraft furchtbaren, wilden Sachsen und bald traten beide Völker in dasselbe Verhältniss, wie einst die welterobernden Römer zu allen freien Germanen. Der Gegensatz zwischen Nord und Süd machte sich schon deutlich fühlbar.

Unter den Merowingern, welche die neustrischen austrasichen Gebiete bald vereinigten, bald zertheilten, blieb lange das Uebergewicht auf Seite der westlichen Franken. Austrasien, der nicht romanisirte, deutsche Theil gewann erst an Macht, als das Regime der Schattenkönige und Hausmaier begann. Doch ist auch hierbei vor Täuschungen zu warnen; nicht die austrasischen Stämme erlangten höhere politische Wichtigkeit, sondern die austrasischen Hausmaier rissen in Neustrien die Macht an sich, von und durch Neustrien auch Austrasien beeinflussend, mitunter beherrschend. So gingen die Dinge fort, bis die Ankunft der Mauren in Europa und ihr Zug nach Frankreich durch die Gewalt der Thatsachen allen Schwerpunkt in dieses Land verlegten. In dem gedachten Zeitraume gestalteten sich die Verhältnisse demnach so, dass das fränkische Reich — ursprünglich Germanen und Gallier umfassend — allmählig in zwei sich immer mehr von einander unterscheidende Hälften hinsichtlich seiner Bevölkerung zerfiel, deren westliche einen immer homogeneren Charakter annahm, während in der östlichen die Mannigfaltigkeit der deutschen Stämme noch länger zu deutlichem Ausdruck gelangte. Wie viel an Kultur die Mitglieder des austrasischen Reiches von ihren westlichen Nachbarn bezogen, ist dermalen schwer zu ermitteln; sicher ist nur, dass diese schon damals früher an der Seine als am Rheine hauste.

---

1) A. Sprenger, *Die alte Geographie Arabiens als Grundlage der Entwicklungsgeschichte des Semitismus*. Bern 1875. 8°. S. 214.

Die Erscheinung, dass diese Kultur selbst bei den Franken in Gallien von barbarischen Ausschweifungen und grauenhaften Lastern begleitet war, ist nicht befremdlich. Nicht nur führt der Kontakt mit höherer Gesittung, wie sie in den noch zahlreichen Resten der römischen Civilisation vorhanden, bei barbarischen Völkern allemal eine Periode der Sittenverderbniss herbei, der Manche — z. B. die Bewohner der Südsee-Inseln — gänzlich unterliegen, sondern bekanntlich sind unnatürliche Laster nirgends häufiger als gerade bei wilden Stämmen [1]). Erwägt man, dass Tacitus von unseren Voreltern mehr als Rhetor denn als Historiker, endlich nicht aus eigener Kunde, sondern auf Grund der Darstellung Anderer schrieb, dass er auf das Gefühl und die Reflexion wirken und seinen Landsleuten einen Spiegel vorhalten wollte, etwa wie wenn man in früherer Zeit die idyllischen Zustände der Wilden Tahiti's unserer verfeinerten Civilisation entgegenstellte, so wird eine freiere Auffassung auch der gepriesensten Schriftsteller der Alten die germanische Urzeit in weniger reinem Lichte erscheinen lassen. So könnte die Behauptung desselben Tacitus, dass Kinder von ihren mütterlichen Onkeln mit der gleichen Zärtlichkeit betrachtet wurden wie von ihren Vätern, jenes Verwandschaftsband sogar als enger angesehen werde, beinahe ein zweifelhaftes Licht auf den Ruf der alten Germanen werfen. Todten-, darunter Menschenopfer, waren der germanischen Mythologie nicht fremd; Brynhild liegt an der Seite ihres geliebten Sigurd auf dem Scheiterhaufen, und Männer und Jungfrauen folgen ihnen auf dem Höllenwege nach. Bei den Herulern war die Mitbestattung der Frauen, die sich erhängen mussten, noch im VI. Jahrhundert n. Chr. Sitte; auch sonstige Abscheulichkeiten kamen vor [2]). Es wäre Wahnwitz zu fordern, das Christenthum hätte, den allgemeinen Entwicklungsgesetzen Hohn sprechend, auf einmal eine Milderung der Barbarei erzielen sollen. Im Anfange seiner Wirksamkeit verlangen, was das Ende derselben bezeichnen sollte, ist eben so ungereimt als ob man vom neugepflanzten Obstbaume Früchte erwarten wollte. Sehr natürlich erscheinen stets die Fürsten und Grossen aus jener Zeit in den dunkelsten Farben, da man ihre Handlungen aufzuzeichnen allein der Mühe werth hielt. Die Rohheit der Zeiten gestattet keinen Zweifel, dass es im Volke nicht erfreulicher aussah. Sicherlich war die um jene Epoche erfolgte Einführung der Todesstrafe ein wesentliches Mittel zur Milderung der damaligen Sitten. Nach dem heidnischen Rechte, worin sich das Gefühl des Werthes der Freiheit und Gleichheit angeblich kundgab — konnte jeder Mord, Königsmord ausgenommen, mit Geld und Gut, dem „Wergeld", gesühnt werden. Dabei existirte die vorgebliche Freiheit nur für die Freien, die angebliche Gleichheit nur unter Leuten gleicher nationaler Abstammung. Nun aber strafte

1) Kindermord und Fruchtabtreibung sind z. B. bei diesen überaus häufig; siehe darüber *Archiv für Anthropologie*. V. Bd. S. 451—455. Die Päderastie herrscht bekanntlich noch jetzt bei den orientalischen Völkern.

2) J. Grimm, *Deutsche Rechtsalterthümer*. S. 455.

das Gesetz jeden vorsätzlichen Mord mit dem Tode, ohne Rücksicht auf Rang und Abstammung beider Theile.

Je mehr man sich in das Studium jener Epochen versenkt, desto mehr befestigt sich die Ueberzeugung von dem rohen Zustande der germanischen Stämme; sie standen eben auf der Stufe mancher Naturvölker der Gegenwart. Diese Thatsache allein hilft uns die Zustände der Merowingerzeit vollständig begreifen und als durchaus natürliche betrachten. Wiederholt habe ich darauf hingewiesen, wie jede hochentwickelte Kultur unabänderlich Laster begleiten, welche die „Sittlichkeit" jener Epochen in keinem allzu günstigen Lichte erblicken lassen. Diese Laster sind jene der Naturmenschen, nur in verfeinerter Form; die Civilisation vermag weder neue Laster noch neue Tugenden zu schaffen, sie kann nur gewisse im Menschen vorhandene Keime und Anlagen fördern, entwickeln. Ihr Wesen besteht nun, gleich jenem der Zähmung bei den Thieren, darin, dass sie gewisse natürliche Anlagen besonders fördert, andere in den Hintergrund drückt; selbstverständlich entwickeln sich jene Eigenschaften am meisten, welche dem jeweiligen gesellschaftlichen Organismus am nützlichsten sind. Denn Einzelnen gegenüber ist die Menge, welche im Kampfe um's Dasein die Chancen fast immer für sich hat, Gesetzgeberin. Sie nennt daher alle jene Thaten, die ihr nützen, Verdienste, alle jene aber, die ihre Interessen zu Gunsten des Einzelnen schädigen — Verbrechen. Wo das Gesetz nicht mehr zukann, muss die Unterscheidung in Tugend und Laster mit allen weiteren Feinheiten nachhelfen. Alles zusammen ist das Sittengesetz, das sich die Menschheit zu ihrem eigenen Schutz gegeben hat — die Moral. Wohl zu erwägen ist aber, dass das Urtheil der Menge über das, was sie als Verdienst oder Verbrechen, als Tugend oder Laster anerkennen will, bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden ist. Denn die Civilisation oder Kultur vermag die primären Rasseneigenschaften niemals ganz zu verwischen und bildet jedes Volk im Sinne der vorhandenen Anlagen aus. Absichtlich greife ich zu dem trivialen aber passenden Beispiele vom Hunde, den die Zähmung im Allgemeinen aus einem Raubthier in ein frommes Hausthier verwandelte, der in der Entwicklung seiner besonderen Eigenschaften aber von primären Anlagen abhängig ist. Ein wachsames Schoosshündchen ist unbrauchbar als Jagdhund und der trefflichste Vorsteh- oder Hühnerhund gibt noch keinen Bernhardiner Lebensretter. Jede hervorragende Entwicklung irgend einer Eigenschaft geschieht jedoch überall in der Natur nur auf Kosten einer anderen; während die einen gedeihen, verkümmern die anderen. So auch in der Kultur. Es ist also nur sehr natürlich, dass mit der steigenden Gesittung, welche gewisse „Tugenden" fördert, sich auch unvermeidlich „Laster" zeigen, die ja nichts anderes, als der negative Ausdruck für die Verkümmerung gewisser Eigenschaften sind. Gewiss wird dieserhalb kein Billigdenkender die Kultur geringer achten, allein die nüchterne Wahrheit erfordert den entschiedensten Protest gegen das Bestreben, die Gesittung blos nur als Entwicklung der „guten" Eigenschaften darzustellen. Mit wachsender Kultur wachsen allerdings gewisse gute, aber auch gewisse böse Eigenschaften, die, in der mensch-

lichen Natur begründet, Beide ihr Recht gebieterisch geltend machen. Würde für diese gern verkannte Wahrheit nicht die Geschichte sprechen, welche über die tiefste „Entsittlichung“ klagt als die Kultur der Hellenen, der Römer, der Perser, der Araber am höchsten stand, sie würde laut verkündet durch die Lehren der vergleichenden Ethnologie. Wo immer Naturvölker mit der Civilisation in Berührung treten, vernehmen wir die Klage, dass dadurch Leidenschaften und Laster erregt werden, die der „wilde Naturmensch“ nicht kannte. Hier ein Beispiel statt vieler. An den hochromantischen Ufern des Telezki'schen Sees, den die türkischen Idiome den „goldenen“ nennen *(Altyn-kul)* und in den einsamen Thälern des Tschulyschman und der Baschkaus im Altaï hausen familienweise zerstreut nomadische Kalmüken noch im reinen „Naturzustande.“ Bei diesem armseligen Volke herrscht vollständige Standesgleichheit und ein ausgebildeter Kommunismus, das Kulturideal so mancher Phantasten, auf den niedrigsten Kulturstufen indess längst verwirklicht. Denn auch die waldbewohnenden, nomadischen Stiëng von Brelum, im Osten des Mekhong, die unter den hinterindischen Völkerschaften den niedrigsten Rang einnehmen, leben in Gütergemeinschaft,[1]) als ob sie bei einem Pariser Sozialisten Kolleg gehört hätten. Mit Schrecken wendet man sich ab von diesem Ideale; die Folgen der Gütergemeinschaft und Standesgleichheit haben hier zu absoluter Versumpfung und Unthätigkeit geführt. Doch sei nicht geläugnet, dass der Kalmük, um auf diesen zurückzukommen, dabei ausserordentlich zufrieden und nach seiner Meinung ein herrliches Leben führt. Von seinem Standpunkte aus hat er auch Recht, denn keine Sorge drückt ihn und kein Wunsch nach irgend einer Veränderung steigt in ihm auf. Beobachtet man nun die Einwirkungen der Kultur, wie sie die Nähe russischer Niederlassungen in neuerer Zeit angebahnt hat, so sieht man den Wunsch nach Besitz und das damit naturgemäss unlöslich verbundene Streben nach Standesunterschieden Wurzel schlagen, und in weiterer Folge auch grössere Rührigkeit in das einförmige Leben der Bergbewohner dringen. Dort beginnt Handel und Ackerbau; mit diesen Hauptfaktoren der Gesittung, Besitz, Standesunterschiede und Arbeit, halten aber auch viele Uebel ihren Einzug, und es eignen sich die Kalmüken in erster Linie die Laster ihrer civilisirteren Nachbarn an[2]).

Dieses Beispiel, das sich vielfach vermehren liesse, ist überaus lehrreich, denn es gestattet einen guten Einblick in die geheimnissvollen Pfade der Kulturentwicklung. Gesetzt, die Kalmüken hätten, wie die Germanen, die Kraft, die fremde Civilisation aufzunehmen, ohne daran zu Grunde zu gehen, so würde in einiger Zeit das gesellschaftliche Bild des Altaï ein total verändertes sein. Die innige Berührung der beiden Völker, Russen und Kalmüken, würde bei genügender numerischer Stärke der Letzteren zu theilweiser Kalmükisirung der Russen führen,

---

1) Henri Mouhot, *Travels in the Central parts of Cochin-China (Siam) Cambodia and Laos.* London 1864. 8°. I. Bd. S. 242.

2) Siehe W. Radloff, *Die Bergnomaden des Altaï. Globus.* XI. Bd. S. 277—278.

deren Kulturstufe darunter empfindlich leiden müsste; andererseits möchten die Kalmüken weit fortgeschrittener sein als jetzt; sie würden ihr Nomadenthum mit dem Ackerbau, die Gütergemeinschaft mit dem Privatbesitz, die barbarische Standesgleichheit mit dem civilisatorischen Standesunterschied, ihre „Demokratie" vielleicht mit einer „Aristokratie," ihr Faullenzen mit werkthätiger Arbeit, zugleich aber ihre apathische Gemüthsruhe mit aufregenden Wünschen, ihre Vertrauensseligkeit mit Misstrauen, ihre Ehrlichkeit mit Habgier, ihre Aufrichtigkeit mit Lüge vertauscht haben. Vielleicht würde sogar das eine oder das andere ihrer Laster noch schärfer zum Ausdrucke gelangen. Denn wenn es Lüge ist zu behaupten, die Kultur wirke nur veredelnd, so ist es nicht minder Lüge, die Verwirklichung des „Guten" im Naturzustande zu gewahren. Die gepriesenen Barbaren fröhnen den ausschweifendsten Lastern; Rohheit und Grausamkeit und was damit zusammenhängt, sind bei ihnen allgemein [1]), schon desshalb, weil ihnen der Begriff dafür fehlt. Die Natur verbietet keinem Menschen, seinen Nächsten zu peinigen oder zu tödten, erst die Kultur thut dies und bestraft den Mord, bloss darum, weil die ungestrafte Befriedigung der Mordlust die Gesellschaft selbst in Frage stellen würde. Der Diebstahl entsteht erst mit dem Eigenthum; der Kalmük stiehlt nicht, weil er keine Bedürfniss hat, kennt weder Lug noch Trug, weil es in seinen Bergen nichts zu verheimlichen gibt und er viel zu träge ist, sich zu verstellen; so wenig ihm dies als Verdienst anzurechnen ist, so sicher bleibt es, dass die im Menschen vorhandenen Keime dieser Laster erst mit der aufgehenden Sonne der Kultur zu reifen beginnen.

Die Wirkungen der Berührung der alten Germanen mit der römischen Kultur konnten keine anderen, als die oben geschilderten und in der Gegenwart beobachteten sein. Unter dem Einflusse der germanischen Barbaren musste die römische Civilisation verwildern [2]), die Gallo-Romanen, Hispanier und Italiker sinken; unzweifelhaft aber stiegen die Germanen; die merowingische Gesellschaft, barbarisch, wie sie heute uns däucht, stand an Gesittung hoch über den Germanen Hermanns, des Cheruskerfürsten. Alle Laster der römischen Kultur bildeten aber zugleich die ersten Errungenschaften der deutschen Stämme, die noch lange ihre ursprüngliche Rohheit bewahrten. Die Züge haarsträubender Grausamkeit jener Zeit sind Ueberbleibsel dieser ursprünglichen Rohheit, deren Ueberwindung nur das Werk tausendjähriger Kulturarbeit sein kann. Kein Wunder daher, dass mit den angenommenen Lastern der früheren Civilisationsperiode die dem Barbarenthume eigene Unmenschlichkeit sich paarte. Will man die Zustände jenes Zeitalters in ihrer natürlichen Entwicklung erfassen, so muss man sich

---

1) „Wir Wilden sind doch bessere Menschen", klingt ganz gut, aber ein edler Schwarzfüssler *(Blackfeet-)* Indianer kann das nicht von sich sagen. *(Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien* 1872. Wien 1873. 8°. S. 529.)

2) Dies ist um so sicherer, als wir positiv wissen, wie einzelne Mitglieder von Kulturnationen, wenn sie isolirt unter Naturvölkern leben, verwildern.

sorgfältig hüten, sie im Lichte unserer heutigen oder selbst der vorhergegangenen antiken Civilisation zu betrachten, vielmehr das neue herrschend gewordene Volksthum an seinem eigenen Ausgangspunkte messen. Dann werden wir beurtheilen können, wie sehr trotz aller Laster und Barbarei die germanische Welt in der Merowingerzeit schon gestiegen war.

Das Steigen der Germanen hatte wie gesagt nothwendig das Sinken der ältesten Nationen zur Folge, die sich mit ihnen vermischten. Es liegt dies eben im Entwicklungsgange der Kultur selbst, die unvermögend ist, den Naturmenschen anders, denn in sehr, sehr langen Fristen zum Kulturmenschen zu erziehen; bei vielen Völkern gelingt dieses Experiment gar nie. Angesichts dieser festbegründeten Thatsache weiss ich nur als kulturhistorischen Nonsens zu bezeichnen, wenn durch Herbeischleppung aller möglichen Beispiele von Barbarei die „christliche Wiedergeburt des Frankenreiches," die „wiedergeborene Sittlichkeit der Bekehrten" zu illustriren versucht wird. Die Religion ist nur eines der verschiedenen Kulturmittel, und bloss Gedankenlosigkeit kann von ihr eine „Wiedergeburt" fordern, die es gar nicht gibt. Das Frankenreich war niemals „christlich wiedergeboren," weil es unchristlich gar nie bestand; seine Zustände waren, wie wir sie kennen, nicht weil das Reich christlich, sondern weil es fränkisch war; ebenso wenig kommen die Bekehrten in den Besitz einer „wiedergeborenen Sittlichkeit," sondern die Sitten der Neubekehrten verblieben anfangs in ihrer früheren Rohheit und milderten sich erst im Laufe der Jahrhunderte. Der Antheil der Kirche und Religion an dieser Milderung der Sitten ist gross genug, wie die spätere Entwicklung, welche ohne sie nicht möglich gewesen wäre, lehrt, allein es war weder die *einzige* Aufgabe der Kirche, die Sitten zu mildern, noch war ihr bis dahin die nöthige Zeit dazu gegönnt gewesen. Offenbar muss es Leute geben, welche an die Religion und insbesondere an die christliche Kirche die Anforderung stellen, Völker im Handumdrehen aus Barbaren in gesittete Nationen zu verwandeln, sonst könnte man sich unmöglich in dem Nachweise gefallen, dass zur Zeit Karl d. Gr., also *nur drei* Jahrhunderte nachdem Chlodovech die Taufe empfangen, von der sittlichen Wirksamkeit der Kirche noch nichts oder nur sehr wenig zu verspüren war. Für Jeden, der die Entwicklung der Kultur mit vorurtheilslosem Blick betrachtet, ist dies so selbstverständlich, dass er sich vielmehr wundert, dass überhaupt schon Etwas davon zu merken ist. Nur wer die geoffenbarten Religionen nicht für Menschenwerk hält, wer also an Wunder glaubt, kann von ihrer Wirkung Wunder verlangen. Wenn zur Zeit der Merowinger und Karolinger das im Schoosse des Semitenthums gezeitigte Christenthum mit seinen idealen Höhen auf einen äusserlichen Aberglauben reduzirt erscheint, so sehen wir darin abermals eine Bestätigung des Satzes, dass jede Religon — als Menschenwerk — zu dem wird, wozu die verschiedenen Völker sie machen. Nicht das Christenthum machte die fränkische Zeit, sondern die fränkische Zeit machte das Christenthum barbarisch.

Um jede fernere Kulturentwicklung zu verstehen, ist festzuhalten

nöthig, dass dieses barbarische Frankenzeitalter, dieses barbarische Christenthum, die barbarische Sittlichkeit oder wenn man lieber will Unsittlichkeit, diese grässliche Unwissenheit, dieser finstere Aberglauben, Alles dies zusammengenommen einen hohen Kulturgewinn bedeuten im Vergleiche zu den Zuständen der frühesten Germanen. Und darauf kommt es an, denn das Abendland war germanisch geworden in demselben Sinne, wie die alte Welt römisch. Germanische Sitten, germanischer Brauch, germanisches Recht kamen auf in Gallien, Britannien, Hispanien, Italien. Die Wissensschätze der antiken Kultur, sie gingen nicht unter, sie zogen sich nur von den durch die rohen Eindringlinge barbarisirten Ländern Westeuropas zurück nach dem Osten, nach Byzanz und zu dem alten Kulturvolk der damals Pehlwi (oder Huzvaresch) redenden Perser, von welchem sie die Araber übernahmen. Hier im Osten ist die Kontinuität der altrömischen Gesittung zu suchen, nicht im Westen, wo sie übrigens nie so tiefe Wurzel geschlagen. Das nördliche Gallien, Britannien und Germanien waren, wenige Punkte abgesehen, auch zur Römerzeit barbarische Länder, hier war ohnehin noch kein Boden für die Fortpflanzung der Gesittung vorhanden. Im mittleren und südlichen Gallien, in Hispanien und Italien musste aber die bestehende Bildung sinken in Folge des Hinzutritts eines neuen, wilden Volkselements.

Dieser Prozess der Kulturverwilderung war, wir wissen es, kein von den germanischen Stämmen beabsichtigter; sie trachteten vielmehr die alte Kultur zu bewahren, konnten jedoch nicht anders als die antiken Kulturinstitutionen in ihrem barbarischen Sinne auffassen und deuten; eben so wenig mochten sie lassen von der eigenen alten Sitte, dem eigenen Recht. Die Verbindung solch heterogener Anschauungen musste von selbst zu allgemeiner Rohheit der Zustände führen; man erwäge nur beispielshalber, was eintreten müsste, wenn Dakota oder Apatschen die Herrscher über die gebildeten Weissen Amerikas werden könnten und ihre altindianischen Begriffe von Lebenssitte, Recht, Religion u. s. w. mit der Kultur ihrer Unterthanen verbinden wollten. Und selbst an thatsächlichen Beispielen der Gegenwart lässt sich studiren, wie die Beherrschung eines gebildeten Volkes durch ein mindergebildetes einen Kulturrückgang nach sich zieht; oder müssen wir nicht täglich die Klage vernehmen, dass die Gefährdung des Deutschthums in den Ostseeprovinzen durch die Russen, in Ungarn durch die Magyaren der Kultur jener Gebiete abträglich sei? Da aber alle Völker, so weit sie geschichtlich handelnd auftreten, einem inneren Antriebe gehorchen, den man passend als nationalen Instinkt bezeichnen kann, und dieser nationale Instinkt den Völkern zu herrschen gebietet, wo sie herrschen können, gerade wie dem Einzelnen auch, so begreifen wir, dass die germanischen Völker im ersten Jahrtausende unserer Zeitrechnung ebenso beflissen waren ihre Herrschaft zu sichern, wie heute in den angeführten Fällen Russen und Magyaren. Die Befestigung der fränkischen Herrschaft insbesondere, als des grössten und wichtigsten germanischen Stammes, ist daher, obwohl auf Kosten der antiken Kultur vollzogen, eine vollkommen natürliche Erscheinung. Denn natürlich

werden wir mit Recht ein Streben nennen, welches in ähnlichen Fällen alle Völker der Geschichte zu allen Zeiten an den Tag legen, und wer der natürlichen Entwicklung nachspürt, wird dasselbe auch als einen natürlichen Faktor in seine Betrachtungen aufzunehmen haben. Darin lasse man sich nicht durch den Umstand beirren, dass dieser Faktor manchmal, wie hier z. B., als Kulturhinderniss auftritt, denn in der That, so wie die Kultur durch natürliche Faktoren in ihrer Entfaltung gefördert wird, so stellen sich ihr auch natürliche Hindernisse in den Weg. Daraus entspinnt sich dann eben der „Kampf um's Dasein", den die Kultur im Allgemeinen durchkämpfen muss, wie jedes einzelne Kulturphänomen insbesondere, und Sieg oder Niederlage wird, wie in der Natur überhaupt, durch das Ueberwiegen der einen oder der anderen Faktorenreihe entschieden. „Die ganze Kultur ist nicht von unserem Bewusstsein, sondern von der Natur gezeugt und uns zum Bewusstsein gebracht. Was die Menschheit hervorbringt in allen Sphären ihres Lebens, gereicht ihr desshalb weder zum Verdienst noch zum Vorwurfe, der Geschichtsprozess ist ein Naturprozess. Unter allen Organismen und Geschöpfen geniessen wir den Vorzug, einen Theil dieses Geschichtsprozesses mit unserem Bewusstsein begleiten zu können. Auf seinen Verlauf hat jedoch das Bewusstsein keinen Einfluss, es ist kein schöpferisches, kein Organ der Initiative, es leitet diese Prozesse nicht, es erleidet sie, es ist ohne Fähigkeit der Einwirkung auf diese Geschichtsprozesse selbst. Wussten Aegypter, Griechen, Römer etwas von dem Ziele, das wir erreicht und wissen wir etwas von dem, dem unsere Nachkommen zustreben werden? Wir haben und kennen nur Ein Streben: zu leben — das Wie hängt nicht von uns, sondern von der Natur der Dinge ab".

War die Beseitigung der fränkischen Herrschaft im Abendlande ein naturgemässes Streben der Germanen, so liegt auf der Hand, dass sie hierzu sich der ihnen tauglichst dünkenden Mittel bedienten. Solche pflegen die Völker, wie die Geschichte lehrt, instinktiv zu ergreifen, daher sich denn für keinen Satz zu allen Epochen schlagendere und unwiderleglichere Beweise finden als für die ewige Wahrheit: der Zweck heiligt die Mittel, richtiger der Erfolg heiligt nachträglich die Mittel, und zwar, dies ist das Wichtigste, nicht nur im Auge des Siegers. Das treffendste Mittel ist das Beste. Diesem Worte wohnt eine so furchtbare Wahrheit inne, dass man nicht anstehen kann zu erkennen, wie alle Kulturentwicklung überhaupt sich um dieses Eine Wort dreht. Mag man damit alle Gewalten der Hölle entfesselt, das Heiligste erschüttert, den Boden der Ethik und Moral unter den Füssen wanken wähnen, der Beweis der Wahrheit wird dafür durch die ganze Weltgeschichte angetreten und es ladet schwere Verantwortlichkeit auf sich, wer die grosse Wahrheit zu verbergen sich nicht entblödet. Ich betone dies hier, weil, wie ein späterer Abschnitt darlegen wird, die Frankenherrschaft zu ihrer Befestigung nach Mitteln griff, welche Einige als die verwerflichsten brandmarken, thatsächlich aber die natürlichsten, wirksamsten, zweckentsprechendsten waren, nämlich die Fortsetzung des römischen Reiches, die Ausbreitung

des Christenthums und die damit Schritt haltende Entwicklung der päpstlichen Gewalt.

Das römisch-deutsche Reich.

Während aus dem merowingischen Reiche sich die späteren Völker der Franzosen und Deutschen abklärten, ging im VI. Jahrhundert durch die deutschen Stämme ein sprachlicher Riss, der sie in zwei Hälften theilte: die Scheidung in Niederdeutsche und Hochdeutsche. Sie ist nichts anderes als der sprachliche Ausdruck für die geschichtliche Thatsache, dass die hochdeutschen Stämme als Mitglieder des merowingisch-fränkischen Reiches in einen staatlichen Verband mit romanischen Völkerschaften und dadurch in dauernde Kulturbeziehung zu einer fremden Nationalität traten. Von der Lähmung früherer Jahrzehnte befreit, vollendete das fränkische Königthum unter Pippin und seinem Sohne die schon unter der ersten Dynastie begonnene Gründung eines romanisch-germanischen Weltstaates, indem es jeden Widerstand der einzelnen Stämme und Stammesfürsten niederwarf und gallisch-römische Kultur mit deutschem Wesen zu einer neuen Einheit zu verbinden strebte. Die Schöpfung war freilich nur von kurzem Bestande; ihre Wirkungen aber dauern bis auf unsere Tage fort, auch die weltbewegenden Ereignisse der jüngsten Zeit weisen auf sie zurück. Denn je inniger die verschiedenen Elemente sich damals bereits durchdrungen hatten, desto schwieriger wurde nach dem Zerfalle des Reiches die gegenseitige Abscheidung seiner zwei Hauptbestandtheile, und die Grenzgebiete wurden so ein Gegenstand der Rivalität, die der Politik beider Völker Jahrhunderte lang zur Richtschnur dienten, bis erst in unseren Tagen die Waage sich zu den Deutschen herüberneigte. Indem Pippin einst die Krone auf sein Haupt gesetzt, hat er nicht eitler Herrschsucht gefröhnt, sondern im vollen Bewusstsein seines inneren Berufes und der übernommenen Pflichten das schwere Herrscheramt angetreten.

Dass die Idee vom ewigen Bestande des römischen Reiches lebhaft fortlebte unter den Germanen, so lebhaft, dass die Annahme der Kaiserwürde durch Karl d. Gr. seinen Zeitgenossen nur eine natürliche Fortsetzung, keine Erneuerung des alten Reiches schien, ist meinen Lesern bekannt. Die damals mit dem römischen Kaiserthume verknüpften Begriffe eines Primates über alle übrigen Herrscher und Völker mussten eben dem fränkischen Fürsten die Erreichung dieses Zieles ersehnen und als eines der tauglichsten Mittel zur Befestigung der fränkischen Herrschaft im Abendlande erscheinen lassen. Die Annahme der römischen Kaiserwürde entsprach zu jener Epoche dem instinktiven Nationalgefühle und dem „Zeitgeiste“ eben so sehr als mehr denn ein Jahrtausend später jene der deutschen Kaiserwürde durch den König von Preussen. Zu der einen wie der anderen That drängten und lockten die Zeitverhältnisse. Niemand dachte daran, das Reich zu „erneuern“, wie Niemand seinerzeit in Augustulus den letzten römischen

Kaiser erblickt hatte; die Idee von dem römischen Reiche der Weltordnung war nicht verblichen, sie war von denjenigen anerkannt, die sie zu zerstören schienen, und von der Kirche sorgsam gehütet worden, wurde durch Gesetze und Gewohnheiten ins Gedächtniss gerufen und war der unterworfenen Bevölkerung theuer, die mit Freuden an die Tage zurückdachte, in denen wenigstens Frieden und Ordnung die Knechtschaft milderte. Den Germanen erfüllte stets das Bestreben, sich mit dem System, das er überwältigte, zu identifiziren. Zudem hatte in den letzten anderthalb Jahrhunderten die Erhebung des Islâms der gesammten Christenheit Europas einen höheren Aufschwung verliehen. Der falsche Prophet hatte eine Religion, ein Reich und ein Oberhaupt der Gläubigen zurückgelassen; die christliche Gemeinschaft bedurfte jetzt mehr denn je eines kräftigen Hauptes und Mittelpunktes. Einen solchen Anführer konnte sie nicht finden am Hofe zu Byzanz, der immer mehr entkräftete und sich dem Westen entfremdete. Dennoch bestanden die Rechte der byzantinischen Kaiser fort, sie waren Titularsouveräne von Rom und mussten es bleiben, so lange sie den kaiserlichen Namen führten. Auch war das geistige Oberhaupt der Christenheit, der Bischof von Rom, auf das weltliche angewiesen und konnte dasselbe nicht entbehren. Ausserhalb des römischen Reiches konnte es, wie man damals glaubte, keine römische und nothwendigerweise auch keine katholische und apostolische Kirche geben; denn die Menschen konnten nicht in der Wirklichkeit von einander trennen, was im Geiste unauflöslich war; das Christenthum musste mit dem grossen christlichen Staate stehen oder fallen, es waren nur zwei Namen für eine und dieselbe Sache. So fand denn die Krönung des Frankenkönigs bei der Kirche eben so viel Beifall als beim eigenen Volke.

Das zweite wesentliche Mittel zur Befestigung der fränkischen Herrschaft war die Ausbreitung des Christenthums. Noch lebte ein deutscher Stamm, das rohe, aber mächtige Sachsenvolk, und hinter jenem die Slavenwelt, dem Heidenthum ergeben. Auf Bekehrung dieser Völker richtete sich nunmehr die Aufmerksamkeit der Franken; solche aber konnte nur Waffengewalt vollbringen. Schon unter den Merowingern hatte stets erbitterte Fehde zwischen Franken und Sachsen getobt und oft röthete ihr Blut die Gefilde am Rhein. Dauerhaft unterjocht wurden die Sachsen aber nie. So fand Karl, der grosse Franke, für Manche nur ein „schlauer“ und „grausamer Eroberer“, das kühne Volk, das er zu beugen sich zum Ziele setzte. Die Geschichte erzählt, mit welchem Heldenmuthe die Sachsen ihre Unabhängigkeit verkauften, wie oft, wie lange der Frankenherrscher ihrem Starrsinne weichen musste, wie viele Ströme Blutes die staatliche Vereinigung der beiden deutschen Hauptstämme kostete. Die Besiegung der Sachsen erfolgte endlich nur mit Hülfe der Obotriten, eines slavischen Volkes.

So sehr nun die Unterjochung der Sachsen und später der Slaven dem fränkischen Interesse diente, so gibt es doch keinen Anlass zur Behauptung, die Ausbreitung des Christenthums sei nur im Dienste dynastischer Herrschergelüste vor sich gegangen. Auf der Kulturstufe der damaligen Franken pflegen die Völker von ihren angeblichen reli-

giösen Wahrheiten aufs Tiefste durchdrungen zu sein und deren gewaltsame Aufnöthigung an Andersgläubige für ein verdienstvolles Werk zu halten. In nämlicher Weise erwarb der Islâm seine Bekenner durch Flammen und Schwert; auch das Araberthum zog direkten Nutzen aus der Unterwerfung fremder Völker; es wäre aber sicher irrig, die Ausbreitungsursache des Islâm in der Herrschsucht der Araber zu suchen. Araber und Christen verbreiteten jeder ihre Religion dieser selbst willen, ohne Rücksicht auf andere Folgen; die Religion war in der That ein Mittel zur Machtbefestigung, wurde aber als solches nicht mit Bewusstsein gebraucht. Die Völker gehorchen einem Naturgesetze, indem sie instinktiv zu den passendsten Mitteln greifen.

Eine entschiedener politische Bedeutung besass der Kampf gegen das slavische Heidenthum, ob seiner Macht und Kulturstufe ein gefährlicher Gegner. Hier gesellte sich zum religiösen auch noch der ethnische Unterschied und führte zu Jahrhunderte langem blutigen, wechselreichen Kampfe, der als eine der wichtigsten Phasen in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes späterhin Erwähnung finden soll. Doch müssen wir zuvor die Zustände im Norden und Osten unseres Welttheiles kennen lernen.

Europas Norden und Osten.

Die Angelsachsen in Britannien.

Weniger denn in Gallien hatte die römische Kultur in Britannien Wurzel gefasst; nach Schottland war sie gar nicht gedrungen. Die römischen Siedlungen beschränkten sich auf wenige Punkte des waldreichen Landes, das sie 412 n. Chr. wieder verliessen. Diese dürftige und oberflächliche Gesittung war bald wieder verwischt und nach Einwanderung der Angeln das überwundene Volk ebenso barbarisch wie seine Eroberer[1]), die allmählig an den West- und Südküsten Britanniens erschienen und zur Zeit Justinians auf der Insel Wight, in West-, Est- und Sussex, in Estanglia, Mercia und Northumberland sich niederliessen. Dem tiefer noch als die Franken stehenden Sachsenstamme angehörend, brachten die Angeln sicher kein neues Kulturelement mit; doch ist es höchst unwahrscheinlich, dass sie die alten keltischen Bewohner vollständig ausgerottet. Dass keltisches Blut in den Adern der heutigen Engländer rollt, bezeugt übrigens selbst ihre Sprache. Licht wird es aber in der Geschichte der britischen Inseln erst mit der Einführung des Christenthums.

Die Zeit, wann die Angelsachsen nach England kamen, ist nicht genau zu ermitteln. Wie ihre Sprache beweist,[2]) waren sie ein rein germanisches, noch sehr rohes, abergläubisches Volk, welches keine anderen Bande als jene der Familie, des Blutes kannte. Bei dieser

---

1) Die allgemeine Ansicht, dass die heutigen Engländer die Nachkommen der Anglosachsen seien, ist durch die neueren Arbeiten von Thom. Nicholas und L. O. Pike stark erschüttert. (Siehe: Thom. Nicholas, *The pedigree of the English people; an argument, historical and scientific, on English Ethnology, showing the Progress of race amalgamation in Britain from the earliest times, with especial reference to the incorporation of the celtic aborigenes.* London. Dann L. O. Pike, *The English and their origin; a prologue to authentic English history.* London 1866. 8°.)

2) Die angelsächsische Sprache, ein besonderer Zweig des Niederdeutschen, zunächst verwandt mit dem Altsächsischen, Altniederländischen und Altfriesischen, entwickelte sich in zwei Hauptmundarten, der nordenglischen, in den von den Angeln besetzten Theilen Englands, und in der südenglischen oder sächsischen, in den von den Sachsen gegründeten Reichen der Heptarchie.

Schärfe der Familienbande standen die Kinder unter der absoluten Gewalt des Vaters, des Familienoberhauptes, dessen Wohnsitz ein *ham* war, welches Wort noch in vielen englischen Ortsnamen vorkommt. Da die Angelsachsen gleich den Griechen ihre patronymischen Formen hatten, so erfolgte die Namengebung nach den Geschlechternamen, nicht nach jenem des Individuums. Das Geschlecht des *Beorm* waren die *Beorming,* sein Wohnort *Beormingham* (das heutige Birmingham,) also eigentlich so zu sagen das Nest derer aus dem Geschlechte des Beorm. Bemerkenswerth ist, wie in diesen frühen Zeiten die Menschen sich mit dem Lande, das sie bewohnten, zu identifiziren suchten.

Unter „Ham“ ist keine besondere Art von Gebäude zu verstehen, vielleicht selbst eine Mehrheit von Gebäuden; *hamlet* ist möglicherweise ein kleines Ham. Den Ham umgab stets ein Erdwall mit einem Graben; Mauerwerk gab es nicht; der Angelsachse baute nur mit Holz, wesshalb sich keine Spur von den damaligen Häusern erhalten hat. Innerhalb des mit einer Hecke oder einer Reihe hölzerner Pallisaden versehenen Erdwalles gab es einen Hofraum und hier erhob sich das Ham, bestehend aus einem Gebäude *heal,* die Halle, wo die Familie wohnte und theilweise am Boden oder auf Bänken die Nacht zubrachte, dann seitwärts, und zwar meist für die Frauen bestimmt, aus kleinen, oft isolirt erbauten Zimmern, *bur* genannt, eine Bezeichnung, die erst nach der Normanneninvasion dem französischen Worte *chamber* wich. Diesen Charakter scheinen die Hams während der ganzen angelsächsischen Periode beibehalten zu haben. Mit der Zeit ward bei breiterer Aussprache aus dem alten Ham das moderne *home,* das Aequivalent für das deutsche Heim. Aehnlich ist aus dem römischen gepflasterten Wege, dem *stratum,* das angelsächsische *straet* und daraus das neuenglische *street,* Strasse, geworden, aus dem angelsächischen *tun,* der Bezeichnung für grössere oder mehrere Hams, das neuenglische *town* (Stadt) und die Endung *ton,* die in vielen Ortsnamen vorkommt, wie Weston, Sutton, Langton u. a. m. Anfänglich bauten die Angelsachsen ihre Hams mit Vorliebe auf Anhöhen, später, wahrscheinlich in Folge geistlichen Einflusses, in anmuthige Thalgründe.

Sitten und Gewohnheiten der Bewohner waren in England, wie fast allerwärts in Europa, ein Gemisch der ursprünglichen und der bei den unterjochten Römern angetroffenen Gebräuche, die je nachdem das Uebergewicht erlangten. Ueber die eigenthümlichen Sitten der Angelsachsen aber gewährt höchstens das Beowulfs-Lied einigen Aufschluss. In einer grossen, luftig hohen und zinnengekrönten Trinkhalle, zu der Stufen hinangeführt haben mögen, an deren hölzernen Wänden golddurchwirkte oder historische Ereignisse darstellende Tapeten hingen und deren Dach reiche Schnitzereien zierten, mit Bänken rings umher, versammelte der Führer seine Getreuen zu festlichem Gelage, wo Ale und Meth von der Königin kredenzt wurden. Die Zeit brachte die Gesellschaft mit Anhören der Bardengesänge und dem Erzählen eigener Heldenthaten zu. Ging es hoch her, so ward Wein getrunken bis es Schlafenszeit; dann belegten die Männer Bänke und Boden mit Kissen

und Betten, legten zu Häupten ihre Waffen nieder und überliessen sich der Nachtruhe.

Die in angelsächsischen Gräbern reichlich enthaltenen häuslichen Einrichtungsgegenstände bieten einen interessanten Beleg für die damals sich vollziehende Rassenmischung in England. Aus dem Beowulfliede erfahren wir von der Kleidung der Angelsachsen; dass sie Ringe, Armbänder und Schmuck zu tragen pflegten, worauf sie stolz waren, und dass sie Werth auf Trinkgefässe legten. Solche sind alle aus Glas und so gebaut, dass sie nicht aufrecht stehen konnten, also auf Einen Zug geleert werden mussten. Dass diese Gefässe spezifisch germanischen, nicht römischen Urspurungs sind, ergeben zahlreiche Vergleichungsstücke auf dem Kontinente. Dagegen weist die Töpferei der späteren angelsächsischen Periode eine Mischung der Formen auf, die sich theils von der ursprünglich sächsischen, theils von Kopien römischer Muster ableiten lassen. Auch findet man in den Gräbern häufig rein römische Töpferwaaren neben dem irdenen Geschirre der Angelsachsen; und neuere Forschungen haben die Identität des Typus bei den Letzteren und bei germanischen Funden festgestellt.

Sehr häufige Fundobjekte der ältesten Periode sind Metallschüsseln, meist aus Kupfer oder Bronze, oft dick vergoldet und von eleganter Form, die vielleicht den Römern entlehnt ist. Sie dienten zu Tafelzwecken. Bei männlichen Skeleten trifft man gewöhnlich Kübel, die wohl zum Transport von Bier oder Meth dienten; sie waren aus Holz, jedoch mit feingearbeiteten bronzenen Reifen und Handhaben versehen, die natürlich allein der Zerstörung widerstanden. Aexte und Messer glichen anfangs sehr jenen der Germanen, später nahmen sie eine sehr verschiedene Form an. Alles dies bezieht sich auf die vorchristliche Zeit.

Die meiste Ausschmückung verwandten die Angelsachsen natürlich auf die Halle, die nur sehr selten aus Stein gebaut war. Bei ärmeren Leuten waren Zahl und Grösse der um die Halle liegenden Bur oder Schlafzimmer geringer und bei noch Aermeren gab es überhaupt nur Einen Wohnraum, den der Erdwall gegen indiskrete Eindringlinge schützte; im übrigen herrschte die Gepflogenheit, die Thüren offen zu lassen. Bettler sammelten sich gerne am Walleingange und warteten auf Almosen. Nur selten besassen die Baulichkeiten ein zweites Stockwerk, zu dem eine Stiege hinaufführte; im allgemeinen waren sie ebenerdig. Die sehr flache Bedachung bestand aus Ziegeln verschiedener Form, offenbar den römischen nachgeahmt. Obwohl es nicht scheint, dass die Angelsachsen die römische Bauweise nachgeahmt hätten, so ist doch nicht ausgeschlossen, dass sie manchmal verlassene römische Wohnhäuser bezogen. Ihre eigenen Holzbauten gingen sehr schnell und meist durch Feuer zu Grunde; da der Boden aber noch keinen Werth hatte, an Raum auch kein Mangel war, so wurde viel rascher ein neues Haus auf einen neuen Fleck erbaut, als die Fundamente des alten unter dem Schutte wieder blosgelegt.

Die Halle, in die wir stets zurückkehren müssen, war auch die Hauptstätte der Gastlichkeit. Die Angelsachsen luden gerne Gäste zu Tische, und allein zu speisen galt stets für unschicklich, ja die Neigung

dazu bildete einen Mackel im Charakter des Mannes. Wenn nöthig, ward Feuer am Estrich angezündet und zweifelsohne gab es im Dache eine Oeffnung für den Abzug des Rauches. Als Feuerungsmaterial benützte man Holz, ja vermuthlich kannten Angelsachsen und Römer schon die brennbare Mineralkohle. In allgemeinem Gebrauche standen die Feuerzangen *(tangan.)* Die Einrichtung der Halle war überaus einfach; an den Wänden hingen an Nägeln und Haken die Gäste ihre Waffen, die Barden ihre Harfen auf. Teppiche und Kissen vervollständigten die Ausstattung. Vielleicht war schon damals das eine Ende der Halle, wo sich der Platz des Hausherrn befand, etwas erhaben; der Tisch dagegen wurde zu jeder Mahlzeit erst herbeigebracht, auf Schragen aufgeschlagen und nach vollendetem Mahle wieder entfernt. Es deckte ihn stets ein kostbares Tischtuch. Die Angelsachsen nahmen drei Mahlzeiten täglich ein, das Frühstück um 9 Uhr Morgens, das Mittagmal um 3 Uhr und das Abendmahl, dessen Stunde schwankte; doch war Letzteres anfänglich überhaupt nicht üblich. Der Tisch war für Jeden, auch für Fremde gedeckt, welche ohne weitere Einladung am Male theilnahmen. Männer und Frauen sassen dabei kunterbunt unter einander. Der Tisch war mit allerlei Geräthen, Schüsseln ausgenommen, ziemlich reich besetzt; die Nahrung selbst einfach genug, mehr durch die Masse als die Abwechslung und gastronomische Feinheit des Gebotenen sich auszeichnend. Hauptbestandtheile des Mahles bildeten Brod, Milch, Butter und Käse. Der Titel der Hausfrau lautete *hlaf-dige,* nämlich Brodaustheilerin, den Diener bezeichnete man als Brodesser. Brod, in Form runder Kuchen wie auf den Wandgemälden zu Pompeji, ward in grossen Mengen genosssen und die Leidenschaft für Butterbemmchen reicht bis auf die Angelsachsen zurück. Auch den Gemüsen, waren sie nicht abhold. Bohnen werden erwähnt, doch niemals Erbsen. Fische und Geflügel galten für hohe Leckerbissen. Speck gewannen sie von den unzähligen Schweineheerden ihrer Eichenwälder. Fleisch wurde meist eingesalzen, und dies erklärt auch, warum es dann später fast immer nur gesotten ward. Dies geschah, indem man ein Gefäss *(pan)* auf einen Dreifuss über das Feuer stellte, und zwar stets ausserhalb des Hauses. Wahrscheinlich haben sie in der Kochkunst viel von den Römern gelernt; sie kannten jedenfalls auch gebratenes und gebackenes Fleisch, wenn auch dieses weniger häufig vorkam. Drei Professionen waren zur Herstellung des Mittagstisches erforderlich: zuerst der Einsalzer, ohne den keine Butter zu haben gewesen wäre, denn man bediente sich immer gesalzener Butter; der Bäcker und der Koch, dessen Kunst indessen eben nicht weit her gewesen zu sein scheint.

Die Nahrung führten die Angelsachsen mit den Fingern zum Munde, wodurch sich auch die Sitte des Händewaschens vor und nach Tisch erklärt. Gabeln waren gänzlich unbekannt [1]) und selbst der

---

1) Ueber die späte Verbreitung der schon den Assyrern bekannten (siehe oben: I. Bd. S. 260) Gabeln in Nordeuropa siehe *Ausland* 1870. S. 882.

Gebrauch der Messer erscheint noch nicht üblich; gleichwohl kannte man Messer sehr gut; die angelsächsischen Messer hatten die eigenthümliche Form von Rasirmessern und ihre stählernen Klingen waren öfters mit Bronze eingelegt.

Wenn die Tafel aufgehoben und der Tisch entfernt war, begann das Trinken, wie es scheint, seit den ältesten Zeiten die liebste Nachmittagsbeschäftigung bei Laien und bei Geistlichen. Die Diener, welche mit dem Labetrunke aufwarteten, brachten eine Serviette mit, welche die Gäste über ihre Kniee breiteten. Grossen Werth legte man auf kostbare Trinkgefässe aus Edelmetall; silberne Becher und Vasen werden häufig erwähnt und auch gerne unter Freunden als Andenken oder zu sonstigen Geschenken verehrt. Sehr beliebt war das Trinkhorn, oft vom Büffel genommen.

Die Lieblingsgetränke der Angelsachsen sind Ale (Bier) und Meth, letzterer aus den ungeheuren Mengen von einheimischem Honig bereitet. Das Bier von Wales genoss besonderen Ruf. Wein, zwar hier und da getrunken, blieb aber stets ein kostbarer Artikel, den sich daher nur Reiche vergönnen konnten. Die Kaufleute brachten aus fernen Landen Wein und Oel, doch scheinen die Angelsachsen durch die Römer mit dem Weine vertraut worden zu sein, welche ihn auf den britischen Inseln zogen. Dem Weintrinken huldigte besonders der Klerus; die Mehrzahl der in jenen Zeiten in England bestehenden Weingärten gehörten den Klöstern und selten war ein solches ohne diesen. Im übrigen war der Weingenuss niemals allgemein, dafür aber trank man im Uebermasse dort, wo Wein kredenzt wurde. Verschiedene Ursachen wirkten dahin, den Weinbau in England aufzugeben, hauptsächlich wohl die Wahrnehmung, dass die Qualität erheblich schlechter als jene der festländischen Rebe sei; in der That war der englische Wein kaum trinkbar, es wurden daher bald fremde Weine eingeführt, die im XIII. Jahrhunderte in Menge und zu billigen Preisen in England überall zu haben waren [1]).

Beim Trinken beobachteten die Angelsachsen gewisse festliche Gebräuche; wurde Bier oder Wein zum erstenmal servirt, so stiessen die Trinker mit einander an, sich gegenseitig beglückwünschend; darauf küsste man sich. Den Trunk würzte man durch allerlei Vergnügungen, gab Geschichten zum Besten, sang nationale Lieder und jeder Gast musste es sich gefallen lassen, den Minstrel zu spielen. Neben der Harfe, dem Nationalinstrumente, erschollen auch die Klänge der Fiedel oder Zither, die Töne von Horn und Pfeife. Vom Tanze wissen wir nur, dass er sich in sehr heftigen Bewegungen erging. Obwohl Gesang und Harfenspiel sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten, genoss doch der professionsmässige Minstrel keine allzu hohe Achtung; er diente zur Belustigung und fand desshalb allerdings überall Zutritt, ohne dass man

---

1) Ueber die Weinpreise jener Zeit siehe James E. Thorold, *A history of Agriculture and Prices in England.* Oxford 1866. 8° I Bd. S. 619—624. Man trank meist südfranzösischen Wein.

sich viel um ihn bekümmerte. Ausser in Musik und Tanz war der Minstrel noch in allerhand Künsten oder Kunstfertigkeiten bewandert, die ihn mit dem französischen Jongleur auf gleiche Stufe stellten; die angelsächsischen Reichen und Grossen liebten es, solche Leute um sich zu sehen, die unter anderem Messer und Kugeln warfen, wie es heute noch umherziehende Clowns zu thun pflegen. Manche der von ihnen aufgeführten Possen und Geberden waren so zotenhaft, wie sie nur einem niedrigen Civilisationsstadium entsprechen. Indess war dies nicht die einzige Tafelunterhaltung; vielmehr füllte sie nur die Pausen aus; sonst lachte, schwatzte man, löste Räthsel auf, stritt und zankte sich, was oft mit Mord und Todtschlag endete. Doch war nicht alle Tage Festtag und so wird es wohl für die langen Winterabende noch anderen Zeitvertreib gegeben haben. Die Damen scheinen sich schon nach Ende der Tafel zurückgezogen zu haben.

Wenden wir uns nunmehr der inneren Häuslichkeit der Angelsachsen zu. Reiche und Wohlhabende besassen natürlich nebst der Halle mehrere Wohnzimmer, wo sie ihre Privatgeschäfte verrichteten oder Besuche empfingen; hier und da liessen sie sich auch das Mittagsmahl auf dem Zimmer serviren. Wie die sonstigen Vergnügungen hier beschaffen waren, ist ungewiss; man spricht von Glücksspiel und selbst vom edlen Schach. Die Einrichtung der Stuben war ziemlich dürftig; Bänke und höchstens ein Ehrenstuhl für den Gast dienten dem Sitzbedürfnisse. Solche Stühle hatten sehr verschiedene, meist einfache, hier und da sogar phantastische Formen und waren mit Kissen versehen. In den Frauengemächern traf man ausserdem noch den Schemel. Herr und Frau sassen oft neben einander auf demselben Stuhle. Der Tisch in den Stuben wich völlig von dem in der Halle gebräuchlichen ab, und war gewöhnlich rund, wie er sich bis in die Gegenwart in den englischen Parlours erhalten hat; er ruhte auf drei oder vier Füssen, gelegentlich auch nur auf einem Beine; in letzterem Falle drehte sich die Tischplatte wohl in einem Scharnier, in ersterem liessen sich die Füsse entfernen; allem Anscheine nach schob man ihn bei Seite, wenn man ihn nicht benöthigte und achtete darauf, dass er möglichst wenig Platz einnehme.

Wie wurden die Zimmer erwärmt? Wir wissen es nicht; für Beleuchtung sorgten die Kerzen, d. h. nichts anderes als um einem Docht gewickelte Fettmassen, die man auf einen Stock steckte; bis sehr spät kannte man nämlich die Einrichtung des die Kerze umfassenden Leuchters nicht, sondern spiesste diese auf. Die Kerzen selbst bestanden aus Wachs oder Talg; die Kerzenstöcke aus verschiedenem Material, aus Bein oder Metall, oft versilbert und sonst verziert. Den Gebrauch der Lampe erlernten die Angelsachsen von den Römern.

Das Bett bestand meist nur aus einem mit Stroh gefüllten Sacke, den man auf eine Bank legte. Diese Operation nahm man allabendlich vor und tagsüber barg man den Strohsack in einer Truhe; in gewöhnlichen Häusern stand die Bettbank in einem abgelegenen Zimmerwinkel; eigene Bettstellen waren sehr selten und höchstens bei Leuten von Range anzutreffen. Doch besass man schon Kopfkissen, freilich

mit Stroh ausgestopft, dagegen war die Bedeckung ärmlich genug; bis ins späte Mittelalter, ja in Deutschland noch zur Zeit der Reformation pflegte man allgemein ganz nackt zu schlafen. Doch werden ein paarmal Ziegen- und Bärenfelle als Bettdecken erwähnt.

Die Schlafstube diente zugleich als Empfangszimmer, denn im Mittelalter verband man mit dem Schlafgemach nicht die Idee der Zurückgezogenheit wie gegenwärtig. In diesem Zimmer wuchsen die Kinder unter der Obhut der Mutter auf. Die Unsitte des Wickelns der Kinder, heute noch an vielen Orten Europas gebräuchlich, reicht bis auf jene Zeit hinauf. Gewickelt lagen die Kinder in der Wiege, die mitunter von eleganter Form und reich verziert war [1]). Wann das Kind aus den Windeln befreit wurde, ist ungewiss; nachher liess man es gewöhnlich bis zu einem gewissen Alter nackt umherlaufen. Aus der Kindheit trat der Knabe in die *cnîthad,* welche meist vom achten Lebensjahre bis zur Mannbarkeit dauerte.

Die angelsächsischen Weiber waren aufmerksame Hausfrauen, liebreiche Ehegefährtinnen und Trösterinnen ihres Gatten und der Familie, edel und tugendhaft. Das Haus war der enge Kreis ihrer stillen Wirksamkeit und keine häusliche Arbeit däuchte ihnen je entehrend; sie spannen und woben, nähten und stickten, und ihre Stickerei war weithin berühmt auf dem ganzen Kontinent. Dabei hielten sie sich nicht in scheuer Zurückgezogenheit, sondern sahen Freunde beiderlei Geschlechts, und besassen bei aller Einfachheit doch eine ausgebreitete Kenntniss der Literatur.

Vor Einführung des Christenthums war die Ehe eine reine Civilsache, eigentlich ein Handel zwischen dem Vater des Mädchens und dem Freier; zum Vollzuge gehörten nur wenige Förmlichkeiten, von den Festlichkeiten und Vergnügungen abgesehen. Nach geschlossener Ehe verkehrten beide Theile auf dem Fusse der Gleichheit mit einander und die Bande waren so lose geschürzt, dass man sich leicht wieder trennte. Solchen Anschauungen war natürlich der höhere römische Klerus entgegen, und das Zusammenleben der Geschlechter ohne den Segen der Kirche sah er mit scheelen Augen an; die Nachkommenschaft solcher Verbindungen verlor sogar die Rechte der Legitimität. Die niedere Geistlichkeit aber, die ja aus den bekehrten Angelsachsen selbst sich rekrutirte, hatte für diese Auffassung keinen Sinn und begriff gar nicht, warum man von ihr das Cölibat verlange. Mit Einem Worte, was man in Rom für unmoralisch hielt, war es ganz und gar nicht in den Augen der Angelsachsen. Deutlich lehrt dies, wie vorsichtig man mit leichtfertiger Beschuldigung von Unsittlichkeit des Klerus sein müsse.

---

1) Die Gesetze jener Epoche weisen aber auf eine eigenthümliche Nachlässigkeit der angelsächsischen Mütter hin; sie setzen nämlich Strafen ein für die Unvorsichtigkeit, womit diese ihre Kinder leicht verbrennen liessen; demnach scheint die Wiege doch nur seltene Anwendung gefunden zu haben; vielmehr legten die Mütter häufig die Wickelkinder auf die Erde neben das Feuer, um sie warm zu halten, wobei dann leicht ein Unglück geschah.

Eine Schattenseite des angelsächsischen Charakters bildete die harte Behandlung der Sklaven und Diener; diese schmachteten in absoluter Knechtschaft, konnten gekauft und verkauft werden und waren jeden Schutzes gegen die Willkür ihrer Herren bar, die sie nach Belieben tödten konnten [1]). Diese Grausamkeiten kontrastiren seltsam mit der sonstigen Milde der angelsächsischen Gesetzgebung. Die Todesstrafe war ihrem Geiste ganz zuwider; man vollzog sie, wenn nöthig, mittelst Hängen. Man besass Fuss- und Handfesseln, und ähnliche Werkzeuge: an der Strasse, zu Eingang der Städte, befand sich gewöhnlich das Gefängniss, wo die Verbrecher in Ketten lagen. Allgemein trachtete man aber die Körperstrafen durch Geldbussen zu ersetzen [2]).

Die Toilettengeheimnisse der Angelsachsen sind noch nicht erforscht; wir wissen nur, dass sie sich fleissig wuschen und badeten. Den Gebrauch warmer Bäder erhielten sie von den Römern, doch galt er für verweichlichend. In Frauengräbern fand man Haarzängelchen, ein Beweis, dass die Damen schon damals dem Haarschmucke ein besonderes Augenmerk zuwandten; ja, es scheint, dass sie sogar die Kunst des Haarfärbens übten. Die jungen Gecken mögen aber auch dort die Putzsucht der Damen noch übertroffen haben. Diese erfreuten sich nebstdem an Blumen und Gartenzier, hatten selbst ein Auge für die landschaftlichen Schönheiten der Natur und übten eine ausgedehnte Wohltäthigkeit.

Auf niedrigen Kulturstufen haben die Menschen viel unbeschäftigte Zeit, die sie mit Vergnügungen aller Art zubringen. Desswegen nehmen in solchem Falle die öffentlichen Spiele eine so hohe Stelle ein, wie die Geschichte des alten Griechenvolkes lehrt. Auch die Angelsachsen gaben sich gerne allerhand Unterhaltungen hin, worunter jene des Amphitheaters oben anstehen. Die altrömischen Städte Verulamium (bei St. Albans) und Uriconium (bei Wroxeter) hatten Theater von ziemlicher Ausdehnung und jede grössere römische Niederlassung war mit einem solchen ausgestattet. Da nun erwiesenermassen die meisten römischen Städte auch nach der angelsächsischen Einwanderung fortbestanden, so blieben zweifelsohne auch die Amphitheater wenigstens eine Zeit lang ihrer Bestimmung erhalten, wenn auch an Stelle der römischen Gladiatorenkämpfe andere Spiele und Schaustellungen traten. Interessant ist zu wissen, dass der jetzt noch in England so populäre Tanzbär damals schon zur Belustigung dienen musste. Allmählig brachten indess die nationalen Sitten eine Vernachlässigung der römischen Amphitheater mit sich; jedes Dorf hatte seine Arena, seinen

---

1) Die Beispiele sind nicht selten, wo Sklaven oder Diener auf Befehl ihrer Herren und Herrinnen zu Tode gepeitscht wurden. Weibliche Sklaven behandelte man besonders grausam; der leiseste Anlass genügte, um sie mit Fesseln und Handschellen zu beladen, sie allen erdenklichen Torturen zu unterwerfen; ja die angelsächsischen Damen selbst zeigten in der Handhabung der Ruthe und Peitsche ausserordentliche Gewandtheit.

2) Es kostete das Abschneiden eines Ohres zwölf Schillinge, einer Nase neun Schillinge, ein Auge fünfzig Schillinge, ein Daumen zwanzig, ein Daumennagel drei und ein gewöhnlicher Fingernagel einen Schilling.

Spielplatz, einen meist durch den Volksglauben geheiligten Ort in der Nähe einer Quelle, wo sich am Feiertage beide Geschlechter einfanden. Diese Versammlungen sind der Ursprung der heutigen Dorfkirchmessen. Wandernde Minstrels liesen sich hören, die Dorfjugend übte sich im Laufen, Springen und Ringen, Kaufleute kamen herbei, ihre Waaren feilzubieten, und unmerklich entwickelte sich aus diesen ursprünglichen Vergnügungen das Marktwesen, welches grosse wirthschaftliche Bedeutung erlangte.

Ein Hauptvergnügen war die Jagd[1]) begünstigt durch die weiten, wildreichen Forste des Landes. Ihr lag selbst der Klerus mit nur schwer zu unterdrückender Leidenschaft ob, abermals ein Beispiel, dass dieser, wie kaum anders denkbar, im Guten wie im Bösen, die allgemeinen Neigungen des Volkes theilt, seine Laster daher fast überall auch nationale sind. Die angelsächsische Jugend war stolz auf ihre Gewandtheit im Reiten, gleichwohl waren Pferde nicht allgemein und zum Reisen bedienten sich ihrer nur Vornehme und Reiche. Damen ritten immer seitwärts wie in der Gegenwart. Zaun- und Sattelzeug pflegte der Schuhmacher herzustellen, der überhaupt alle Gattung Lederarbeiten besorgte. Man kannte Pferdegeschirre, Zügel und Halfter, und benützte Steigbügel und Sporn. Kranke wurden auch in Karren oder Wagen transportirt, die aber nichts anderes als die gemeinen Ackerkarren gewesen zu sein scheinen; andere Fuhrwerke sind eine Verbesserung der römischen zweiräderigen *Biga*. Eine Wagendeichsel ist auf den Zeichnungen jener Zeit nicht ersichtlich, dagegen schwang man die Peitsche. Vereinzelt kamen vierräderige Wagen vor, immerhin aber war das Reisen zu Wagen eine Seltenheit. Meistens reiste man zu Fuss. Dabei trug man stets einen Speer als Waffe[2]). Reisende trugen immer eine Kopfbedeckung, die allerdings mitunter die absonderlichste Form hatte; auch ein Mantel fehlte nicht; Regenschirme aber kannte man noch nicht. Das Reisen ward natürlich sehr erschwert durch den Mangel an Gasthäusern, doch gab es an den Hochstrassen im sächsischen England, den orientalischen Karawanserai ähnliche Gebäude, die sich bis in die Normannenzeit hinein erhielten; wahrscheinlich benützte man hierzu vorzugsweise Reste römische Bauwerke.

---

1) Die Jagd wurde sowohl mit Hunden als mit Falken betrieben; sehr beliebt waren Treibjagden, wobei das Wild in eine bestimmte Richtung getrieben wurde. Der Hundezucht wandte man grosse Sorgfalt zu; jeder Edelmann oder Gutsbesitzer hielt desshalb einen eigenen Hundemeister; die Thiere, unter denen sich die Windspiele der besonderen Vorliebe erfreuten und die man auch aus Wales bezog, koppelte man gerne zwei und zwei zusammen; das Wild selbst aber erlegte man dann mit Speer oder Pfeil und Bogen, oder fing es endlich im Netze. Jagdthiere waren Hirsche, Rehe, Dambirsche, Eber und mitunter auch Hasen. Mit gleichem Eifer trieb man die Falkenjagd und Falken werden nicht selten als werthvolle Geschenke erwähnt.

2) Ein eigenthümliches Gesetz König Alfreds bezieht sich auf dieses Speertragen, indem es bestimmt: wenn Jemand seinen Speer über der Schulter trägt und es spiesst sich Jemand daran, so ist über den Speerträger eine schwere Strafe zu verhängen, wenn die Speerspitze drei Finger höher stand als das untere Schafterde. Dagegen traf ihn keine Strafe, wenn er den Speer horizontal auf der Schulter getragen hatte.

Den Mangel an Gasthöfen wog indessen die ausgedehnte Gastfreundschaft auf, welche weltliche und geistliche Satzungen Jedermann zur Pflicht machten. Einem Priester Obdach zu verweigern, zog eine geistliche Rüge nach sich. Die erste Pflicht der Gastfreundschaft erheischte dem Fremden Hände und Füsse zu waschen, dann ihm Erfrischungen zu bieten; zwei Nächte hinter einander durfte er verweilen, ohne über sein Kommen und Gehen, seine Herkunft und Absichten gefragt zu werden; über diese Frist hinaus musste er Rede und Antwort stehen; der Priester durfte diese Wohlthat aber nur für Eine Nacht in Anspruch nehmen; längeres Verweilen galt für eine Vernachlässigung seiner Pflichten. Tavernen, nämlich Wirthshäuser niedriger Sorte, gab es allerwärts in England und das Volk brachte einen guten Theil seiner Zeit darin zu. Selbst Geistliche liessen sich zu deren Besuch verlocken.

Kaufleute reisten allemal in grösserer Gesellschaft, kleine Karawanen bildend, führten Zelte mit und schlugen an beliebigen Orten ihr Nachtlager auf; allein zu reisen war gefährlich und zugleich verdächtig. Man konnte dann leicht für einen Dieb gehalten werden. Diebstahl und Betrug herrschten nämlich so sehr bei den Angelsachsen und Besitzstreitigkeiten waren so an der Tagesordnung, dass jeder Kauf oder Verkauf, wenn ohne Zeugen vollzogen, dem Gesetze nach ungültig war. Am Eingange der Ortschaften mussten die Waaren einen Zoll entrichten und standen Waagen bereit, nicht um die Waaren, sondern um das Geld zu wägen. Das heutige in England noch übliche „Pfund" erinnert daran, dass das Geld einst gewogen wurde.

Die alte Kultur der Schweden.

Der nordgermanische Volksstamm drang bis nach Norwegen. Er ging ferner nach Dänemark hinüber und breitete sich von den Inseln über Jütland aus. Wann dies geschah, lässt sich nicht bestimmen, doch dürfte mit Sicherheit dies Volk erst nach Norwegen und Dänemark gekommen sein, als es in Schweden bereits seine Herrschaft befestigt sah. Gewiss ist, dass dieser Stamm zuletzt über ganz Dänemark, d. h. bis an die Eider herrschte, über ganz Schweden und Norwegen bis in jene Regionen, wo die finnische und lappische Bevölkerung mit ihren Renthierheerden umherzog.

Die Geschichte meldet nichts von dieser Zeit der inneren Thätigkeit, wo sich neue Zustände bildeten und befestigten. Die isländischen Sagen geben uns indess Nachricht von den am diesseitigen Gestade der Ostsee sitzenden Völkerschaften. Im Süden wohnten die slavischen Wenden, mit denen eifriger Verkehr obwaltete. Am Südende des östlichen Küstenstriches wohnten die Kuren. Nördlich von diesen sassen die Esthen, welche die vorbenannten oft auf ihren Heerzügen unterstützten. Viel weniger macht zu jener Zeit Finnland von sich reden, Von seinem Küstenlande weiss man wenig mehr, als dass Olaf Haraldson in seiner Jugend bei den Finnländern auf den Heerzug ging. Auch das innere Land wurde ab und zu vom Norden aus besucht,

doch seltener von den Schweden. Die Leute, welche von dem norwegischen Könige beauftragt wurden, den Finnschatz einzufordern, der hauptsächlich in Pelzwaaren bestand, unternahmen mitunter auf eigene Hand weitere Reise ins Inland. Noch weiter nordwärts fuhren zu jener Zeit die Nordmänner, nach Biarmaland an der Vina-Au (Dvina,) wo der Sage zufolge grosser Reichthum an Silber war — vermuthlich vom Süden, ursprünglich von Asien, kommend.

Nun kam auch die Zeit, wo die nordischen Völker den Ueberschuss an Kraft nach aussen richteten. Es war um das Jahr 800, als die Wikingfahrten begannen. In den Westländern wurden jedoch Schweden weniger gesehen als Dänen und Norweger. Die Schweden waren darauf angewiesen, den Schauplatz ihrer Thätigkeit nach dem Osten zu verlegen. Die steten Verbindungen mit dem Osten veranlassten schliesslich eine förmliche Auswanderung. Durch Russland zogen die Schweden nach Miklegård, „der grossen Stadt" des griechischen Königs. Die Verbindungen mit Russland wurden noch enger. Der Klosterbruder Nestor erzählt in seiner russischen Chronik von einem schwedischen Reiche auf russischem Boden, das circa um das Jahr 862 gegründet worden und dessen Gründer Rurik geheissen habe.

Doch fehlte nicht alle Berührung mit dem Westen. Ein Corveyer Mönch Ansgar kam nach Norden, um die Verbreitung des Christenthums zu befördern, um die Zeit, als dem Kleinkönige Harald Svarte in Norwegen ein Sohn geboren wurde, der den Namen Harald empfing und dazu ersehen war, alle im Westen der Kjölen sesshaften Stämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen, was in Schweden längst geschehen war. Die deutsche Mission hinterliess aber keine nachhaltigen Spuren im Volksbewusstsein. Schweden war noch nicht bereit, der christlichen Kultur seine Thore zu öffnen. Der erste der historisch beglaubigten Könige von Schweden ist Erik, genannt der Siegreiche. Nach Erik regierte dessen Sohn Olaf, aus unbekannter Ursache Skot- oder Schoosskönig genannt. Nun war Schweden endlich auch dem Volke bekannt geworden; dem wir die Nachrichten über jene Zeit verdanken, den Isländern. An König Olafs Hofe gasteten mehrere isländische Dichter. Zu jener Zeit entspann sich auch ein lebhafter Verkehr zwischen dem Westen und einer Landschaft des schwedischen Reiches, mit Westgotland nämlich, dessen Hauptort Skara, der Sitz eines Jarls des Sveakönigs war. Während in Norwegen und Dänemark das Christenthum bereits Wurzel geschlagen hatte, blieb Schweden noch seinem alten Glauben treu. Endlich wurde eine neue Mission nach Schweden ausgesandt. Bruno von Querfurt, ein sächsischer Edelmann, von Papst Sylvester II. zum Erzbischof über die heidnischen Länder im Osten eingesetzt, sandte, nachdem er den Petschenegen am Dnjepr das Christenthum verkündet, den Bischof Siegfried, den Klosterbruder Robert und mehrere andere Lehrer nach Schweden, wo ihr Werk mit dem Erfolg gekrönt wurde, dass Bischof Siegfried im Jahre 1008 dem Sveakönig Olaf die Taufe reichte, nachdem seine Gemahlin sich schon früher zum Christenthume bekannt hatte. Das Beispiel des Königs fand viele Nachfolger, aber auf der anderen Seite herrschte grosses Missver-

gnügen. Allein, es war ein wichtiger Schritt vorwärts, und das Land nähert sich von da ab mehr und mehr dem christlichen Westen.

Mit König Edmund erlischt der Königsstamm, der in so hohem Ansehen stand, dass man seine Ahnen bis zu den Göttern hinaufleitete. Dies berechtigt gewissermassen die Königsfolge der heidnischen Zeit mit ihm abzuschliessen, obwohl sie, streng genommen, weiter geht, bis das Christenthum im ganzen Lande festen Boden gewonnen.

In der Zeit, als die ältesten Landesgesetze der Schweden niedergeschrieben wurden, waren die Verordnungen bezüglich der Staatsangelegenheiten sehr unbedeutend im Vergleich zu allen denjenigen, welche die Privatverhältnisse betreffen; nichts desto weniger dürfen wir uns für das heidnische Schweden eine ausgeprägte Staatsverfassung denken, die auf genau bestimmten, von Regierung und Volk angenommenen Grundgesetzen ruhte und in regelrecht eingehaltenen, sorgfältig kontrolirten Richtungen thätig war. Ein sittliches und kein gesetzliches Band fesselte das Volk an seinen König, dem es willig folgte, so lange er treu zu herkömmlichem Brauche hielt und der Laune des Volkes wohl gefiel. War dies nicht der Fall, so wurde er ohne weiteres bei Seite geschafft, sei es infolge persönlicher Feindschaft oder durch allgemeine Volkserhebung. Darum trat kein Zustand der Gesetzlosigkeit ein; man wählte sogar bisweilen den Sohn des Ermordeten zu seinem Nachfolger.

Ein bewohnter Platz hiess im allgemeinen *By*. Die jetztige Bedeutung des Wortes: nachbarliche Genossenschaft (Dorf) war ursprünglich nicht damit verbunden, es konnte vielmehr von einem Einzelhofe gebraucht werden. Einzelne Gehöfte scheinen übrigens nur in später besiedelten Gegenden vorzukommen. Die *Byar* (Dörfer) waren verschiedener Art, einige durch natürliche Verhältnisse entstanden, andere einer systematischen Umwandlung unterworfen, indem sie nach dem Gesetz ausgelegt waren. Ausser dem unter den Dorfinsassen vertheilten Lande gab es noch einen Theil desselben, welcher der gesammten Dorfschaft gehörte, die sogenannten Allmende, wo ein Jeder gleiches Recht an Wald und Weide hatte.

Zu einer Wohnstelle gehören mehrere Gebäude, von einem freien Platz, dem *Tun*, umgeben. Dieses Wort *Tun* wurde später für Wohnstätte gebraucht. Der Tun war durch eine Einfriedung, *Gard*, begrenzt. Das alte schwedische Wohnhaus, wie es die isländischen Sagen beschreiben, war von Holz gebaut, mit spitzem Dache, oft ohne Bodenraum, so dass das Licht von oben durchs Dach fallen konnte. Man hatte ferner zweistöckige Häuser mit vorspringendem oberen Stockwerk.

Der Mann war Herr in seinem Hause. Ihm zur Seite stand die Frau und um beide wuchsen die Kinder auf, wenn sie nicht Anderen zur Erziehung anvertraut wurden. In dem Hause lebten ferner freie Diener und andere Genossen, welche durch verwandschaftliche oder freundschaftliche Bande oder eigener Mittellosigkeit halber zu dem Hausherrn hielten. Zu seinen Untergebenen gehörten ferner die Leibeigenen, welche mit Eifer und Unerschrockenheit aufzutreten pflegten, wenn es galt, ihren Herrn oder einen seiner Schutzbefohlenen zu vertheidigen.

Man macht sich im allgemeinen sehr verkehrte Vorstellungen von der Bildung des Volkes in vorchristlicher Zeit. Die alten Sagen zeigen, dass der Hausvater mit seinen Leuten den Acker bestellte, wenn er auch einige Jahre seines Lebens auf Wikingfahrten und Reisen von Land zu Land zugebrachte hatte, dass die Bildung weit vorgeschritten, der Bedürfnisse viele waren, und man letztere auch zu befriedigen verstand, dass der Mann, der in der Jugend seine Kraft auf der See versucht hatte, im ruhigen Mannesalter seine Scholle pflügte, seines Viehes wartete, wohl auch der Fischerei oblag, selbst sein Haus zimmerte und seine Werkzeuge schmiedete, während die Frauen die Wolle spannen und Zeuge woben, oft mit buntfarbigem Muster, und Kleider nähten, kunstvoll und prächtig. Sie zeigen ferner, dass schon in jener Zeit des allgemeinen Hausfleisses, mancher sich einem bestimmten Geschäfte ausschliesslich zu widmen pflegte z. B. dem Schmiedehandwerk, und umher wanderte, das Werk seiner Hände zu verkaufen, und zwar ohne dass dieses nichts weniger als kriegerische Gewerbe ihm den geringsten Spott zugezogen hätte. Mussten die Bewohner des alten Schweden arbeiten, so ergaben sie sich auch mit Lust dem Vergnügen. Wenn das Saalfeuer in heller Lohe flammte, liebte man lange am Tische zu sitzen und den Becher umgehen zu lassen in fröhlichem Gelage. Der Gast wird bewillkommt und nach Kräften bewirthet. Geiz ward allgemein verabscheut; die Bewirthung war, was Bier und Meth betrifft, reichlich, ja zu reichlich. Ein Rausch war keine Schande und kam häufig vor. Diese Trinklust wurde nicht mit dem Heidenthum begraben. Kam zuletzt der Tod, so wurde die Leiche hinausgetragen und verbrannt oder unverbrannt der Erde übergeben. Gegen Ende der heidnischen Zeit war, wenigstens im Svealande, das Verbrennen vorherrschend Die verbrannten Gebeine wurden in ein Gefäss gesammelt, über und neben demselben ein grösserer oder geringerer Theil von der Habe des Todten niedergelegt, bisweilen nur einige eiserne Nägel. Das Grabgefäss wurde auf den Boden gestellt; ringsherum und darüber her ein Steinhaufen aufgesetzt und mit Erde bedeckt. Oftmals umgab man den dergestalt aufgeschütteten Hügel mit einem Kreise von Steinen und bisweilen wurde auch auf den Gipfel desselben ein hoher Denkstein aufgerichtet. Der Begräbnissplatz pflegte gleichwie jetzt in der Nähe des Dorfes zu liegen.

Die Bande der Sippe waren mächtig. Der Vater war das Oberhaupt der Familie; starb er, so ging diese Würde auf den Sohn über. Wo ein Sohn lebte, erbte die Tochter nicht, aber sie fand in dem Hause des Bruders denselben Schutz wie im Vaterhause, und verheirathete sie sich, so erhielt sie von dem Bruder eine Mitgift, die somit als ihr Erbtheil zu betrachten ist. Das Band der Sippe umschlang oft mehr Glieder als unter einem Dache Raum hatten, die aber treu zu einander standen. Wurde Jemand erschlagen, so war das ein Leid, das von dem Geschlechte des Todtschlägers dem Geschlechte des Erschlagenen angethan ward. Ein auf eigenem Boden wohnhafter Mann oder Bonde war in jener Zeit, wo die Bildung eine gleichartige war und die Gesellschaft noch nicht so viele Abstufungen kannte, der eigentliche

schwedische Bürger. Dass er, um der Rechte desselben theilhaftig zu werden, ein Freigeborner sein musste, versteht sich von selbst.

Die nächste normale Einheit über Dorf und Bonde war die Hundertschaft oder Harde. Die Hunderttheilung ist allen germanischen Stämmen gemeinsam und desshalb als Erbe aus der gemeinschaftlichen Urzeit zu betrachten. In Südschweden, d. h. im Süden der grossen Grenzwaldungen, findet man keine Hundertschaften, sondern Harden, die indessen augenscheinlich mit den Hundertschaften identisch sind. Hundertschaft und Harde hatten zwei Mittelpunkte: einen persönlichen und einen lokalen. Die persönliche Einheit war der Hundschaftsvogt, die lokale das Thing, wo die Bauern sich mit ihrer Gefolgschaft versammelten, ihre Zwiste zu schlichten und mancherlei Angelegenheiten mit einander zu berathen. Es ist ziemlich sicher, dass der Hundschaftsvogt in ältester Zeit in mehrfacher Beziehung das Oberhaupt seines Volkes war, z. B. im Kriege und beim Gottesdienste. Hundertschaft und Harde besassen ein gemeinschaftliches Gut in der Allmende.

Ueber Hundertschaft und Harde stand die Landschaft oder „das Land". Bildeten die Bauern eine Staatsmacht, so repräsentirte der König eine zweite. Gegen Ende der Heidenzeit, als Schweden ein vereinigtes Reich geworden, besass jede Landschaft (oder jedes „Land") seine persönliche Einheit, nicht etwa in dem Könige, sondern in einem Lagmann, einem Manne des Volkes, gewissermassen ein Nachfolger der ehemaligen Kleinkönige, und wie sein Titel besagt, ein Mann des Gesetzes *(lag)*, der wissen und kennen musste, was von altersher im Lande Gesetz und Sitte gewesen. Er war in Schweden zugleich, was man auf Island Lögsögumadr nannte, indem ihm oblag, dem Volke zuweilen das Gesetz, nach dem es sich zu fügen hatte, vorzusagen. Es ist begreiflich, dass ein solcher Mann auch in anderer Beziehung bedeutenden Einfluss gewann. Die Landschaft musste sich gewöhnen, den Lagmann als ihr eigentliches Oberhaupt anzusehen, wenn sie sich mit dem gemeinschaftlichen Reichsoberhaupt, dem Könige, nicht einigen konnte. Wie Hundertschaft und Harde, so hatte auch die Landschaft *(Landet)* ihr Thing, dem der Lagmann präsidirte, und wo juristische und politische Angelegenheiten verhandelt wurden. Auf dem Landschaftsthing wurde z. B. den Königen gehuldigt.

Die verschiedenen Landschaften wurden schliesslich zu einem Reiche vereinigt, welches nach dem obsiegenden Volke das Reich der Svear *(Svearnes Rike,* später *Sverige)* oder Schweden genannt wurde. Gemeinschaftlich für das ganze Reich waren der König und die hohen Opferfeste zu Upsala, in allem übrigen war das Land ein Ganzes mit verschiedenen Landesabtheilungen. Ein Reichsgesetz gab es nicht, statt seiner aber verschiedene Landesgesetze. Auch eine gemeinsame Vertretung des Reiches, ein Allhardenthing, welches von allen Enden des Reiches beschickt wurde, gab es in der heidnischen Zeit nicht, sondern jede Landschaft hatte ihre gemeinsame Thingversammlung.

Der König wurde von dem Volke gewählt. Doch hielt man sich bei der Königswahl gern an das einmal herrschende Geschlecht. Das

natürliche Band zwischen König und Volk musste durch die Vereinigung verschiedener Länder zu einem Reiche eine Veränderung erleiden. König über ein gewaltsam erobertes Land zu sein, verursacht eine gewisse Entfremdung zwischen dem Könige und dem besiegten Volke, und diese Entfremdung, die, wenn sie richtig und weise benutzt wird, die königliche Macht kräftigen, entgegengesetzten Falls aber ihr gefährlich werden kann, gewann auch in dem eigenen ursprünglichen Lande des Königs Boden, wenn auch nicht in demselben Grade. In einem natürlichen Verbande hängt viel von der Persönlichkeit des Königs ab. War der König ein Mann von hohen Geistesgaben, so liess man sich auch einige Uebergriffe seinerseits gefallen und folgte ihm willig, selbst wenn man nicht mit allem einverstanden war. Auch der schwache König ward um seiner königlichen Würde willen heilig gehalten und die Kraft, welche in der Führung des Ganzen vermisst ward, durch Unternehmungen der einzelnen Grossen des Landes ersetzt. Wohl ward mitunter ein allzu heftiger oder allzu friedfertiger König gestürzt, allein der erste Schritt zu diesem Akte ging selbst dann eher von einem machtlüsternen Verwandten des Königs aus, als von dem Volke und dessen Vertretern.

Hatte schon der Bauer zahlreiche Hausgenossen, Dienstleute und Gäste, so lässt sich am Hofe des Königs schon im Voraus eine sehr grosse Gefolgschaft erwarten. Ausser den zahlreichen Dienern hielten sich viele Leute am Königshofe auf, weil sie dies für eine Ehre hielten. Doch selbst in den monarchischen Nordlanden sah der Bauer auf seine Selbständigkeit und mit scheelen Augen auf den Mann, welcher an den Königshof ging, sogar wenn er auf eigener angeerbter väterlicher Erde sesshaft war, und folglich ein freier, aller Vorrechte theilhaftiger Odalbonde blieb. Der Königsdienst hatte also zwei Seiten: Ansehen und Ruhm auf der einen — auf der anderen ein gewisses Misstrauen und eine gewisse bürgerliche Schwäche.

Die norwegische und schwedische Geschichte zeigen uns zwei Mächte im Staate: die Königsdiener und die Grossbonden. Beide massen unter sich ihre Kräfte. Anfänglich hatte die Bondenmacht wohl den sichersten Boden unter den Füssen; aber mit der Zeit schlossen die Grossbondengeschlechter sich mehr und mehr dem Könige an, und diejenigen, welche die Königsgunst verschmähten, büssten nach und nach ihr voriges Ansehen ein. Eigentliche Lehensmänner erwähnt die vorchristliche Geschichte Schwedens zwar nicht, doch geschah es, dass der schwedische König ein Lehen verlieh, ohne irgend welche Gegenleistung zu verlangen. Auf solche Art erhielten manche norwegische Flüchtlinge Lehensgüter in Schweden. Einen Dienstmann von grosser Wichtigkeit besass der König in dem Jarl, der Stellvertreter des Königs in einem bestimmten Landestheile, hauptsächlich in den Götalanden. Ein Schritt vorwärts zur Einigung des Reiches war es, als der Jarl, welcher bis dahin nur ein partielles, lokales Ansehen besessen, zum Jarl über das ganze Reich erhoben wurde.

Der König regierte ziemlich eigenmächtig, und so lange er die Liebe des Volkes sich zu erhalten wusste, konnte er dies ruhig wagen.

Bisweilen pflog er Rath mit dem Volke, hörte dessen Willensmeinung und suchte es für seine Beschlüsse zu gewinnen. Dies geschah auf dem Thing, entweder bei einer gewöhnlichen Versammlung, zu welcher der König sich einfand, oder in einer ausserordentlichen, vom Könige berufen, oder indem das ganze Volk *(Allmogen)* auf eigenen Antrieb sich versammelte, sobald es dem Könige etwas zu sagen hatte. Uebrigens stand auch dem Könige das Recht zu, durch seine Diener in diesem oder jenem Theile des Landes mit dem Volke zu unterhandeln.

Eine Hauptstadt des Reiches gab es nicht, obgleich der König sich bisweilen längere Zeit an einem Orte wohnhaft niederliess, je nachdem die Angelegenheiten eines Landes seine Gegenwart heischten oder er sich daselbst besonders gefiel. Man kann von rechtswegen sagen, dass er ein Wanderleben führte, der Gast seines Volkes war. Wenn er reiste, hielt er auf den Königshöfen Rast und die Vorräthe zu seinem und seines Gefolges Unterhalt wurden von den Bauern geliefert. Dies der hauptsächliche Schatz der ihm erlegt ward.

So war das bürgerliche Leben in Schwedens vorchristlicher Zeit. Wenden wir uns nun dem religiösen Leben zu.

Gleich wie Sprache, Sitte und Staatsordnung sich in ihren Grundzügen bis in die arische Urzeit verfolgen lassen, so auch die Gottanschauung, der Glaube an das Göttliche, das sich nach dem Glauben des Volkes in mehreren Göttern offenbarte. Den Vorfahren der Schweden und den stammverwandten Völkern gemeinsam war die Art und Weise, wie sie dem göttlichen Prinzip und dessen Offenbarungen Gestalt verliehen. Aus der arischen Urzeit stammt die strahlende Himmelsgottheit, der Zeus der Griechen, der Vater *Ju* (Jupiter) der Römer; und obgleich dieser Gott in Schweden keine so hervorragende Stellung einnahm wie die Genannten, so finden wir ihn auch im Norden, wo sein Name *Tyr* (gen. *Tys*) oder neuschwedisch *Ty* lautet. Er war der älteste Gott lange vor Spaltung des Volkes in Götar und Svear. In der nordischen Götterlehre gibt sich das Bewusstsein einer ursprünglichen Verschiedenheit der Göttergeschlechter kund. Freyr gehörte zu den Wanen, und diese, d. h. Freyr, Njördr und Freya waren, wie es in der Ueberlieferung heisst, in Folge eines besonderen Bündnisses unter die übrigen Götter, die Asen, aufgenommen. Zu den Asen, und zwar zu den vornehmsten derselben gehörte Thor, der populärste unter den Göttern.

Des Menschen Auge erkennt sofort einen steten Kampf zwischen Leben und Vernichtung, gut und böse. Als Vorkämpfer des Guten erscheinen die Götter, und es sind Ausdrücke bewahrt, welche ihre Heiligkeit und ihre Aufgabe zueinander zu halten hervorheben. Die bösen und finsteren Mächte sahen die heidnischen Schweden in den Riesen *(Jättnar)* verkörpert und deren Bekämpfer war vor allen Thor. Sein Wahrzeichen war der Hammer und noch heutigen Tages erblicken die Landleute an manchen Orten in den Steingeräthen den Hammer oder Keil Thors, mit dem er nach den *Trollen* (Zwergen) warf. Dass Thor in Schweden zahlreiche Verehrer gehabt, sehen wir aus den vielen Orts- und Personennamen, in welchen sein Name das

erste Glied der Zusammensetzung bildet. Noch fleissiger als in Schweden scheint sein Kultus in Norwegen geübt worden zu sein.

War Tyr ursprünglich ein arischer höchster Gott, war Freyr dem Anschein nach der vornehmste Lokalgott in Schweden, und Thor besonders in Norwegen der Gott der Lokalkulte, so stehen doch alle drei unter Odin. In ihm konzentrirte und reflektirte sich am vollständigsten das religiöse Bewusstsein des Nordmannes, welches in höherem Grade als man es sonst bei heidnischen Völkern findet, von einer Schuld redet und von einem durch die Schuld hervorgerufenen Kampf und von einer nach Kampf und Tod folgenden Wiedergeburt; Odins Andenken lebt noch jetzt bei allen germanischen Völkern fort. Im Norden kommt sein Name in vielen Ortsnamen vor, aber in keinem schwedischen Personennamen.

Neben diesen vier höchsten Göttern Tyr, Freyr, Thor und Odin und den übrigen Gliedern der Götterfamilien, gab es noch andere Wesen, die nicht in demselben Grade individualisirt, vielmehr als eine Gruppe erscheinen; Wesen, in welchen man die in der Natur waltenden rohen Kräfte erblickte und ihnen huldigte. Sie wurden mit einem Gesammtnamen Elben, altnorwegisch *Alfar,* genannt.

Zu den Religionsübungen gehörten selbstverständlich auch Opfer, denn das Schuldbewusstsein war im Norden sehr stark ausgeprägt. In dem gewöhnlichen Ausdrucke für das Opfer, *Blot,* spricht sich schon die Bedeutung desselben aus. Es gab verschiedenartige Opfer, auch blutige. In einigen Erzählungen ist sogar von Menschenopfern die Rede.

Eine Priesterkaste existirte im Norden nicht, selbst kein eigentlicher Priesterstand. Ein jeder trat mit seinen Göttern in unmittelbare Berührung, jeder Hausvater war der Priester der Familie, und der König der Priester des ganzen Volkes.

Auch die Opferstätten waren verschiedener Art; es ist die Rede von Hof und Harg *(Haruc).* Der Hof war gebaut wie ein gewöhnliches grösseres Haus, mit einem Ausbau an einem Ende, wo die aus Holz geschnitzten und mit Kleider und Schmuck behangenen Götzenbilder auf Fussgestellen sassen. In diesem Hause versammelte man sich zu den Opferfesten. Das Haus und der Gott wurden mit Blut bespritzt und man hielt die Opfermahlzeit und richtete während der Festlichkeit häufig seine Gedanken an die Götter, indem man deren Minne (zu ihrem Gedächtniss) trank und ihren ferneren Schutz für kommende Tage erflehte. Dass auch in Schweden derartige Höfe existirten, ersehen wir daraus, dass noch jetzt viele Ortschaften diesen Namen tragen.

Hinsichtlich der Beschaffenheit der Harge sind wir weniger gut unterrichtet. Aus der isländischen Literatur erfahren wir indessen, dass sie von Stein waren und die Steine beim Opfern mit Blut roth gefärbt wurden. Auch scheint es, dass diese Opferplätze die Gestalt von Steinhaufen hatten [1]).

---

1) Nach Dr. Hans Hildebrand. *Das heidnische Zeitalter in Schweden. Eine archäologisch-historische Studie. Uebersetzt von* J. Mestorf. Hamburg. Otto Meissner, 1873. 8°.

Die heidnischen Normannen.

Neben Götar und Svear, deren Sitten wir soeben kennen lernten, beherbergte die skandinavische Halbinsel, hauptsächlich auf ihrer dem atlantischen Ozeane zugekehrten Seite, also im heutigen Norwegen das unruhige Volk der Normannen, deren Züge und Wanderungen sich an die grossen kontinentalen Wanderungen der germanischen Völkermassen als ihre geschichtliche Ergänzung anschliessen. In den tiefen Fjorden Norwegens gelangte die Schifffahrt zu früher Entwicklung und ward nebst dem Kriege das Lieblingsgewerbe der Normannen, welche auf ihren wilden Wikinger-Fahrten (d. i. Kriegszügen) beides zu vereinen suchten. Es waren gemeiniglich die jüngeren Zweige königlicher Geschlechter, denen die See gewissermassen als Erbtheil zufiel und die vorzüglich die deutschen und französischen Küsten mit ihren Plünderungen heimsuchten. Seit Mitte des IX. Jahrhunderts wurden die Auswanderungen der Normannen häufiger, einmal wegen der Verbreitung und Befestigung des Christenthums, dann wegen dem Aufkommen eines nationalen Königthums. Gegen beide Bestrebungen richteten sich aber die Anhänger des Alten, und da sie sich nicht behaupten konnten, zogen sie meist den Verlust ihrer Heimat dem ihres Glaubens und ihrer Freiheit vor. Diese Emigrationen geschahen in Form von sporadischen Gefolgschaften über das Meer und nicht in zusammenhängenden grossen Völkerzügen, in denen einst die germanische Völkerwanderung auf dem Kontinente sich ausgebreitet hatte [1]).

Unter diesen heidnisch-germanischen Gründungen stünde der Zeit nach das Unternehmen Ruriks, worüber an anderer Stelle die Rede sein wird, voran, wenn es wirklich ausgemacht wäre, dass die Waräger Normannen gewesen. Der Wandertrieb führte einzelne Banden dann die Wolga hinab zum Kaspischen Meere, von wo sie über die Länder Erâns herfielen. Häufiger jedoch waren ohne Zweifel die näher liegenden Fahrten dieser Phöniker des Nordens in die westlichen Meere. Nach den Shetlands- und Orkney-Inseln bildeten die Far-öer eine weitere Etappe auf der Strasse nach dem arktischen Norden. Seit 874 endlich wurde Island auch von Normannen besucht, die seitdem hier dauernde Wohnsitze nahmen.

Jahrtausende unserer geschichtlichen Periode hindurch hat Island öde gelegen, von keines Menschen Fuss betreten; keine Spuren einer Steinzeit sind auf Island zu finden und auch von einem Bronze-Zeitalter ist auf jener Insel keine Rede. Erst gegen Ende des VIII. Jahrhunderts scheint sie dem Menschengeschlechte bekannt geworden zu sein; ihre ersten Entdecker waren die Kelten, welche in der angegeben Zeit sich auch im unbestrittenen Besitze der an der Nord- und Westküste Schottlands gelegenen Inselgruppen befanden. In

---

1) H. Dondorff, *Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter.* Berlin, 1875. 8° S. 1—8.

der That lassen auch die Angaben vollkommen glaubwürdiger isländischer Quellen erkennen, dass einzelne Männer keltischer Abkunft um das Jahr 795 auf der Insel sogar ihren bleibenden Aufenthalt genommen hatten, aller Wahrscheinlichkeit nach indess nur Einsiedler, welche sich die Einsamkeit des entlegenen Landes zunutze machen wollten. Erst 70 Jahre später wurde Island zum zweiten Male und zwar diesmal von Nordleuten entdeckt und erst von dieser ihrer zweiten Entdeckung ab datirt eigentlich deren Geschichte. Die Insel wurde von dem ersten norwegischen Entdecker, Nadvor mit Namen, in Folge eines heftigen Schneefalles, den der dahin verschlagene Schiffer erfuhr, zunächst Schneeland genannt. Später folgte Garvar Svavarson, der das Land umsegelte und den insularen Charakter desselben feststellte, die Insel selbst aber nach seinem Namen Garvarsholmr nannte. Als dritter segelte sodann Floki Vilgervarson hinüber, ein norwegischer Mann, welcher der Insel von dem vielen Treibeise, mit welchem er einen ihrer Meerbusen angefüllt fand, den Namen Island, d. h. Eisland, gab.

Alle drei Entdeckungsfahrten müssen in die Jahre 860—870 gefallen sein, bald darauf beginnt aber auch bereits eine massenhafte Einwanderung von Nordleuten, an deren Spitze Ingolfr Arnarson, ein angesehener Mann aus Norwegen, stand. Rasch folgten diesem ersten Ansiedler weitere Landsleute nach. Die wenigen Bewohner einzelner Punkte der Süd- und Ostküste waren die obigen Einsiedler, welche man Papar d. h. Pfaffen nannte; dieselben zogen sich scheu von der Insel weg, weil sie mit dem fremden Heidenvolke nichts zu schaffen haben wollten; aus einzelnen Büchern, Glocken u. dgl., die sie zurückliessen, schloss man hinterher, dass sie irischer Abkunft und christlichen Glaubens gewesen seien. Im Verlaufe von etwa 60 Jahren erhielt Island sodann seine volle nordische Bevölkerung, so viel deren das arme Land nur überhaupt zu ernähren im Stande war [1]).

Die Geschichte der Normannen auf Island ist von kulturhistorischer Bedeutung, denn sie berichtet über eine primitive Entwicklungsstufe für gewisse Elemente der gegenwärtigen europäischen Civilisation. Die norwegischen Normannen errichteten hier ohne Mühe einen Staat, der alle Einrichtungen, Ideen und Sitten des bisherigen Heidenthums Skandinaviens verkörperte [2]). Das Land ward in freie Gehöfte vertheilt und durch Thors Hammerwurf und Thors Feuerzeichen zum Eigenthume abgegrenzt. Wer Gelüste nach dem Gute des Anderen trug, forderte diesen wohl zum Zweikampfe mit Schwertern oder Aexten heraus, und wer Sieger blieb, trat in das Erbe des Unterliegenden ein. Das nannte man nach Thors Recht leben. Bald war die ganze Insel, anfangs nur im Südwesten bewohnt, mit Ansiedlungen umkränzt. Zu-

1) Konrad Maurer, *Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaates.* München, 1874. 8°

2) Näheres siehe bei: J. A. Blackwell, *Northern Antiquities; or a historical account of the manners, customs, religion and laws, maritime expeditions und discoveries, language and literature of the ancient Skandinavians. Translated from the french* of M. Mallet by Bishop Percy. New Edition. London 1859. 8° S. 276—362.

erst in sporadischer Zerstreuung, dann, als die Sitten sich milderten und die Bedürftigkeit des Lebens zu engerem Anschlusse trieb, vereinigten sich alle Ansiedlungen als kleine Souveränitäten zu einem gemeinsamen aristokratischen Freistaate mit einer ausgebildeten Gemeindeverfassung und wohlverbürgten Rechtsordnung. Eine gemeinsame Versammlung, der Althing, vereinigte von Zeit zu Zeit alle wehrhaften angesessenen Männer unter freiem Himmel zur Berathung und vom Felsen des Rechts herab wurden die gefassten Beschlüsse dem Volke verkündet.

Von den Zuständen jener Epoche geben die Sagas und die Gesetzessammlungen, wie das Landnama-Bok, Kunde. Letztere zeugen von dem Formalismus, welcher den isländischen Normannen, wie den Griechen und Römern eigen; sie zeigen uns Zweikampf und Wergeld in voller Anwendung, und wenn sich auch damit eine tiefe Kulturstufe charakterisirt, so bezeichnen doch beide Einrichtungen einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den Zeiten, wo die rohe Gewalt noch nicht einmal diese Beschränkungen erfahren. In den sogenannten *Quidr* endlich lernen wir die Vorläufer der Geschworenen bei Gerichte kennen. Ebenso wichtig sind die Sagas, wie sie uns in den Sammlungen der älteren und der jüngeren Edda vorliegen. Eine blutige Tragödie spielt sich in der Nial-Saga ab, von der Rohheit der Epoche, aber auch von den Keimen zukünftiger Gesittung lautes Zeugniss gebend. Weiterhin pflanzten sich in den Sagen und Dichtungen des Landes die Ueberlieferungen der Heidenzeit fort, und selbst als im Jahre 1000 die Insel zum Christenthume sich bekehrte, erhielt sich lange noch unter christlicher Hülfe altheidnisches Wesen in Sitte und Brauch. Die christlichen Priester, welche Einheimische waren, theilten die Neigung ihrer Landsleute für gewisse nationale Laster, aber auch für die poetischen Traditionen der Vorzeit, deren ausgetriebene Götter auf der fernen Insel eine Zufluchtsstätte fanden. So hat der Bruderstamm der Normannen den Erinnerungsschatz an die Kindheit, an den Kindheitsglauben dem deutschen Volke aufbewahrt. „Es begegnen uns da religiöse Vorstellungen wie von der Unsterblichkeit und dem Fortleben der Helden in einem seligen Jenseits, von dem Untergang der Welt am Ende der Tage und ihrer Wiedererneuerung zu besserem Leben, in welchem auch die Götter, wenigstens die Guten, wiedererstehen und in ungetrübter Klarheit walten werden. Es begegnet eine Auffassung des Göttlichen nicht bloss als eines gesteigerten Ideals von sinnlicher Schönheit und Kraft, wie bei den Griechen, sondern als des Guten, als des Heiligen, das im Kampfe über das Böse siegt und zuletzt alle Beschränkungen und Befleckungen anthropomorphischer Einkleidung abstreift. Das sind Züge, in denen der Geist des germanischen Heidenthums eine innere Verwandtschaft mit den Ideen des Christenthums zeigt und wie prädisponirt für die Aufnahme der christlichen Heilslehre erscheint."

Von Island aus fanden durch die Normannen die ersten Entdeckungsfahrten nach Amerika statt, worüber an späterer Stelle ge-

sprochen werden soll. Mit ihnen schliesst die Reihe germanischer Wanderungen in der heidnischen Zeit.

Urzustände der Slaven.

Auf dem Rücken der germanischen Welt erscheinen im Anfange des Mittelalters die über die Grenzen des alten Germanien und nach Bojenheim, dem Lande der Markomannen, gerückten Slaven, deren Urzustände darzustellen mir nunmehr obliegt [1]).

Soweit die Sprachforschung ihre Fackel leiht, sehen wir die Slaven als Glied der grossen arischen Völkerfamilie. Ihre Sprache ist sehr enge verbunden mit dem Litauischen, diese beiden Idiome mit dem Deutschen, das Deutsche mit dem Keltischen, das Keltische mit dem Italienischen, das Italienische mit dem Griechischen, das Griechische mit dem Indischen, das Indische endlich mit dem Erânischen [2]). Wir finden nun das Slavische zunächst in dem Stadium der nordeuropäischen Grundsprache. Wieder erfolgte eine Theilung und es blieben nach Ausscheidung der Deutschen die Slavolitauer (Litoslaven) noch länger im Verbande. Aus dem Slavolitauischen bildete sich nach abermals erfolgter Differenzirung einerseits die slavische, andererseits die litauische Grundsprache. Die durchgreifende Verwandtschaft des Litauischen und Slavischen lässt auf ein langes Zusammenleben dieser beiden Sprachen schliessen, auf ein entschieden längeres, als z. B. jenes es war, das in der slavodeutschen Grundsprache repräsentirt ist. Nachdem auch das Band mit den Litauern gelöst worden, stehen die Slaven ganz isolirt da, im Besitze einer Sprache, die als die Mutter aller jetzigen und einiger im Laufe der Zeiten ausgestorbenen slavischen Idiome anzusehen ist.

Als Sondervolk stehen uns nun also die Slaven gegenüber und zwar in Sitzen, die wir heute mit einiger Wahrscheinlichkeit anzugeben vermögen. Nach und nach besetzten die Slaven einen Landstrich, den ein Theil derselben noch bis zur Stunde sein eigen nennt, — das europäische Flachland zwischen dem oberen Don und Dnjepr und über letzteren Fluss hin gegen den Osten des Baltischen Meeres und der (mittleren) Weichsel, südlich wohl nicht über den Pripet. Von da aus erfolgten späterhin die Ausbreitungen nach Norden und Südwesten, in

---

1) Ich folge hierbei dem gelehrten Werke des Professors Dr. Gregor Krek, *Einleitung in die slavische Literaturgeschichte und Darstellung ihrer älteren Perioden.* Graz, 1874. 8. I. Bd. S. 85—137.

2) Schematisch stellen sich die Spaltungen des arischen Gesammtvolkes, nach der jetzt gangbarsten Annahme, folgendermassen dar:



Zeitabschnitten, die auch nicht annährend mehr ermittelbar sind. Der Norden und grossentheils auch der Osten war von finnischen Völkerschaften bewohnt und selbst der Süden bis zum Pontus scheint nichtarische Horden beherbergt zu haben, die aus ihren Sitzen durch die Skythen und Sarmaten, die letzten arischen Ansiedler in Europa, verdrängt wurden.

Wann die Slaven von den genannten Länderstrecken Besitz ergriffen, ist genauer schwer zu bestimmen. Nach Wocel scheint es, in der Bronzeperiode noch nicht der Fall gewesen. Zwischen Don und Weichsel bis an die Oder sind nämlich keine Alterthumsobjekte von antiker Bronze aufzufinden, die sonst von den Küsten des Atlantischen Ozeans bis zu den westlichen Abzweigungen der Karpathen zahlreich angetroffen werden. Oestlich der Karpathen treten sie erst jenseits der Wolga wieder auf. Dafür finden sich auf diesem slavischen Territorium neben Steindenkmalen einer spätern Periode vorherrschend Objekte aus Eisen, einem Metalle, das den griechischen Kolonien am Pontus und den mit ihnen im Verkehr gestandenen Nachbarvölkern schon zu Herodots Zeit wohl bekannt war und zu allerlei Geräthen verarbeitet wurde. Dass dergleichen Objekte auch dem noch ungetheilten Slavenvolke bekannt waren, bestätigt hinlänglich die linguistische Archäologie, denn eine grosse Anzahl aus Eisen verfertigter Gegenstände sind, weil in verschiedenen slavischen Sprachen übereinstimmend benannt, dem Wortschatze der slavischen Grundsprache einzuverleiben, und dies für eine Zeit, als diesseits der Karpathen die Bronze dem Eisen noch nicht gewichen war.

Daraus ergibt sich, dass in der antiken Bronzezeit diese Gegenden noch gar nicht bewohnt waren, dass diese Periode die Slaven überhaupt nicht berührte oder von so kurzer Dauer war, dass sie keine materiellen Spuren zurückliess, vielmehr, vielleicht durch die südliche, weiter vorgeschrittene Nachbarschaft veranlasst, sogleich in jene des Eisens überging. Meist menschenleer also fanden die Slaven ihre neue Heimat; nur einzelne Theile waren von Menschenmassen bewohnt, die zu den Werkzeugen noch Stein verwendeten, somit auf keiner sonderlich entwickelten Kulturstufe standen. Die Arbeiten der Kultivirung des Bodens mochten nur langsam vor sich gegangen sein, denn die Ankömmlinge stiessen meist auf ungeheure, von zahlreichen Flüssen durchströmte und von Seen und Sümpfen unterbrochene Urwälder, deren Lichtung Zeiträume beanspruchte, die sich der Berechnung entziehen, da uns nicht einmal die Mittel bekannt sind, mit denen sie bewerkstelligt wurden, geschweige denn die Intensität und Extensität der Arbeit. Immerhin vergingen bis zu einer halbwegs nennenswerthen Kolonisirung mehrere Jahrhunderte und dieser Umstand löst einigermassen das Räthsel, wieso die Slaven zuletzt unter allen arischen Völkern auf den Schauplatz der Geschichte treten. Die Zeit, nach der nicht die Slaven die oberwähnten Territorien besetzten, ist das V. Jahrhundert v. Chr. und wahrscheinlich ging diese Besetzung um eine geraume Zeit jener der Küstensäume des Pontus und der angrenzenden nördlichen Gebiete durch die Skythen und Sarmaten voraus. Schon in

jener Zeit sind sie auf diesem ursprünglichen slavischen Boden in die nachmals scharf hervortretende nordostsüdliche und westliche Gruppe gesondert, trotzdem sie die territoriale Gemeinschaft noch Jahrhunderte bewahren.

Auch wer die Slaven als Hirtenvolk von den neuen Wohnsitzen Besitz ergreifen lässt, wird unbedingt zugeben, dass sie diesen Zustand schon lange vor Ablauf unserer Zeitrechnung mit dem Ackerbau vertauschten. Die zahlreichen in die Viehzucht einschlägigen Benennungen weisen darauf hin, dass die Slaven diesem materiellen Kulturzweige eine grosse, ja ungleich grössere Aufmerksamkeit widmeten als selbst die Germanen, ein charakteristischer Grundzug, der auch nach der Theilung der Slaven in Einzelzweige seine Geltung bewahrt. Eine uralte Beschäftigung war die Bienenzucht. Mit der Liebe zur Viehzucht verband sich die Liebe zum Ackerbau, theils im Naturell des Slaven gelegen, theils durch die Beschaffenheit des zur Kultivirung wie eigens geschaffenen Bodens veranlasst. Der Ackerbau wurde intensiv betrieben, wie aus den Bezeichnungen für die verschiedenen Ackerwerkzeuge und Getreidearten erhellt. Es existiren diesfalls panslavische Benennungen für den Pflug und dessen einzelne Bestandtheile, ebenso für alle in Ost- und Mitteleuropa angebauten Getreidearten: Korn, Weizen, Gerste, Hafer, Hirse. Ueberdies kannte man die Feldrübe, von Hülsenfrüchten die Erbse, die Linse und die Bohne und noch andere Kulturpflanzen wie den Mohn, den Hanf, den Lauch.

Als Nahrungsmittel dienten auch Fleisch, Milch und Obst, namentlich Apfel, Birne, Weichsel, Pflaume, Nuss; als Getränke eine künstlich erzeugte berauschende Flüssigkeit, und der Wein, dessen Kenntniss man dem germanischen Westen verdankte. Von anderen Baumarten waren schon bekannt; die Eiche, die Linde, der Ahorn, die Buche, die Weide, die Birke, die Fichte, kurz die Baumarten, die in Europa zwischen dem 46. und 59.° n. Br. gedeihen. Der Ackerbau war somit schon in früher Zeit die Hauptbeschäftigung der Slaven und dieser Umstand reicht schon allein hin, ihren Kulturgrad als keinen geringen hinzustellen. An die dauernde Ansiedelung erinnert die Bezeichnung für Dorf und Haus, und die einzelnen Theile des letzteren werden scharf auseinander gehalten. Vermuthlich waren die Häuser noch hölzern, obgleich die Kenntniss des Kalkes gemauerte mindestens nicht ausschliesst. Zwischen dem Hause und dem Stalle mit der Tenne war der Hof und die Ansicht, dass die slavischen Urahnen mit den Thieren nicht nur unter demselben Dache wohnten, sondern auch die eigene Wohnung mit ihnen theilten, ist durch nichts begründet. Nebst Ackerbau betrieben einzelne Sippen noch vor der Abtrennung vom Gesammtstamme allerlei primitive Gewerbe. Allgemein verbreitet war die Kenntniss des Flechtens und Webens, der Anfertigung von allerlei Kleidungsstücken, des Zimmerns mit Anwendung von eisernen Instrumenten, wie des Meissels, der Zange, der Axt. Geld kannten aber diese alten Slaven nicht.

Von Natur aus kein kriegerisches Volk, war das Bestreben der Slaven lediglich auf Erhaltung des Besitzes gerichtet und zum Schutze

desselben dienten aus Holzwerk verfertigte Befestigungen sowie mit einem Walle versehene Schanzengräben, die überall dort überflüssig waren, wo Wälder, ein willkommene natürliche Schutzwehr, das Land umrahmten. Eroberungszüge machte man nicht, dafür vertheidigte man den heimathlichen Boden gegen fremde Einfälle und bediente sich dabei allerlei Waffen, Bogen und Schwert obenan. Die Vertheidigung war keine regellose, sondern es wurde die wehrhafte Mannschaft von Stammeshäuptern angeführt und hatte sich den Befehlen derselben genau zu unterordnen. Auch jetzt waren die Stammeshäupter (beziehungsweise die Volkshäupter) somit nicht nur die obersten Richter und Priester, sondern auch die obersten Anführer im Kriege — doch dies erheischt zunächst ein Eingehen auf die alte slavische Familienverfassung, aus der sich die Bedeutung der Stammes- und Volkshäupter naturgemäss entwickelte.

Die Familienverfassung war, was sie noch heute bei einigen slavischen Völkern zum Theile ist, eine patriarchalische; die Einwohner eines Ortes bildeten eine durch die Bande der gleichen Abstammung, der Blutsverwandschaft geknüpfte Sippe, trugen in Rücksicht auf diese Abstammung einen gemeinsamen Namen, besassen gemeinschaftliches Hab und Gut und standen unter einem durch Wahl bestimmten Aeltesten, dem die Leitung aller gemeinsamen Angelegenheiten der Sippe anvertraut war. Ursprünglich war dies das natürliche Familienoberhaupt, der Vater selbst und nach seinem Tode der durch Wahl bestimmte Fähigste, — bei weiterer Verzweigung der Sippe nur derjenige, den das allgemeine Vertrauen bezeichnete. Den gemeinsamen Namen erhielten die Mitglieder der Sippe von dem Ahnherrn, beziehungsweise Aeltesten.

Erweiterte sich die Sippe derart, dass ein Zusammenleben unmöglich wurde, so schied ein Theil aus dem Verbande und siedelte sich anderwärts an. Grundsätzlich wurde diese Zweigansiedelung von der im Ahnensitze gebliebenen Sippe unterschieden, indem sie eine neue Sippe bildete und als solche auch einen neuen Namen erhielt, ohne aber den sozialen Kontakt mit der Muttersippe aufzugeben, die vielmehr durch die ganze Organisation mit derselben in genauer Verbindung stand. Aus mehreren solchen Sippen bildete sich der Stamm und an dessen Spitze stand wieder ein Aeltester, das Stammesoberhaupt, das neben dem Rechte der Anführung im Kriege alle jene Rechte und Pflichten in sich vereinigte, die in der Sippe dem Geschlechtsältesten zukamen. Während also die Angelegenheiten der Sippe durch den gewählten Aeltesten geleitet wurden, lag die Erledigung der den ganzen Stamm betreffenden Fragen in erster Linie in der Hand eines von den Senatoren der einzelnen Sippen hierzu Erwählten, — des Stammeshauptes, in der Regel eines von dem Stammesahn in unmittelbarer Folge Abstammenden.

Die genannten Institutionen waren durchwegs darnach angethan, die persönlichen Rechte des Individuums und die individuelle Freiheit nicht verkümmern zu lassen; wurde ja doch demselben die Mitbestimmung, wer die Stelle des Starosten bekleiden sollte, genügend

gewährleistet und im Wesen der Verfassung die Gleichberechtigung aller Glieder virtuell ausgesprochen. Es huldigten also die Slaven der Demokratie, indem die Aeltesten nur die ersten unter den Gleichen, keineswegs Despoten unter rechtslosen Subjekten waren. Nichtsdestoweniger bildete sich bei einzelnen Stämmen in Folge fremden Einflusses schon ziemlich frühzeitig nicht nur ein Ständeunterschied, sondern auch die Erblichkeit der Fürstenmacht aus, namentlich bei Volkszweigen, die unmittelbare Grenznachbarn deutscher Volksstämme geworden waren, während andere an der Grundform der alten Rechtsinstitutionen noch durch Jahrhunderte festhielten. Die Aenderungen hatten auch die Leibeigenschaft und Sklaverei im Gefolge, so sehr beide dem Grundwesen des slavischen Volkes zuwider waren. Ermöglicht wurde die Erblichkeit der Fürstengewalt theilweise durch den Umstand, dass der grössere Besitz einzelnen Sippen zu grösserem Ansehen verhalf und man aus ihrer Mitte den Stammesältesten wählte, welcher Vorgang mehrmals nach einander wiederholt die Sitte aufkommen liess, den Stammesältesten nur mehr einer bestimmten Familiengenossenschaft zu entnehmen. Dies gerade erzeugte bald auch einen Unterschied der Stände, indem diese bevorzugten Familiengenossenschaften die erste Schicht zum nachmaligen slavischen Adel bildeten, neben dem übrigens anfänglich die ganze kompakte Masse des Nichtadels die Freiheit genoss. Somit ist auch der Adel im slavischen Grundwesen keineswegs begründet.

Diese ursprüngliche Organisation gewährte aber der Entwickelung des Familienlebens den freiesten Spielraum, wie dies wirklich zur Genüge die reichhaltige Familiennomenklatur schon für die Zeit des slavischen Gesammtverbandes erklärt, welche mehr als irgend ein anderes kulturhistorisches Moment die Slaven als ein gesittetes, der Monogamie ergebenes Volk vorführt. War auch die Vielweiberei, wie bei allen anderen Völkern, gestattet, wogegen ernstlich anzukämpfen erst dem Christenthum vorbehalten war, so steht doch nicht minder fest, dass man in Monogamie lebte, und davon nur die Vornehmern und die Häuptlinge eine Ausnahme machten. Dafür bewahrten aber auch die Frauen ihre eheliche Treue sorgfältig und besiegelten dieselbe häufig noch damit, dass sie mit dem Tode des Gatten freiwillig dem Leben entsagten.

Die Heiligkeit des Familienlebens bildet noch heute einen charakteristischen Grundzug der Slaven. Befestigt wurde diese nicht wenig durch die vollkommene Rechtsgleichheit aller Glieder innerhalb der Familie sowie in weiterer Ausdehnung der Sippe, des Stammes und Volkes. Von dieser Rechtsgleichheit waren die Frauen nicht ausgeschlossen, deren Stellung keine untergeordnete, zumal sie, wie die Männer, selbst zu Starosten gewählt werden konnten.

Auch gegen Kriegsgefangene waren die Slaven humaner, als sonst für diese Zeiten Sitte. Dieselben wurden nicht für immer der Freiheit beraubt, sondern man setzte ihnen eine Zeit fest, innerhalb welcher sie sich die Rückkehr in die Heimath erkaufen oder aber als Freie und Freunde im Lande bleiben konnten. Ferner genossen Greise die grösste Pietät, Kranke und Arme die sorgsamste Pflege und Unterstützung,

daher es unter ihnen eigentlich Vermögenslose nicht gab und arm nur derjenige war, der aus der Gesellschaft als böse hinaus gestossen wurde. Daneben rühmen alle Schriftsteller an den Slaven die ungewöhnliche Gastfreundschaft, die noch heute einen hervorstechenden Zug an ihnen bildet und bis zur Verschwendung ausgeübt wurde.

Noch vor Abtrennung in einzelne Zweige hatten die Slaven durch uraltes Herkommen befestigte Rechtsnormen, die im Gedächtnisse der Einzelnen in markanten Gnomen erhalten wurden. Ebenso reichen die heutigen, sehr zahlreichen Gewohnheitsrechte mit ihren Wurzeln in die Periode des ungetheilten Slavenvolkes hinüber. Mit Erbe und Eigenthum im Sinne etwa des römischen Rechtes waren die Slaven nicht vertraut. Die slavischen Sprachen nämlich können keine gemeinsame Bezeichnung für „erben“ und „Eigenthum“; somit sind diese beiden Begriffe der slavischen Grundsprache abzusprechen, womit es vollständig übereinstimmt, dass das slavische Grundvolk diese Begriffe gar nicht kennen konnte, weil ja dessen Familienverfassung Erbschaften und Vermächtnisse nothwendigerweise ausschliesst.

Mit dem Rechte in inniger Wechselbeziehung steht die Religion, unter deren Schutz man auch die Gesetze, die durch die Gottheit geheiligt wurden, stellte. Die Religion war, wie bei jedem der Sprossen des arischen Stammes, ein Naturkultus. In den Naturerscheinungen und Naturverläufen, besonders in den Phänomenen des Himmels, sah auch der Slave wirkliche Wesen, die er sich mit Denken und Empfinden ausgestattet dachte, worunter einige ihrer ganzen Wesenheit nach ebenso wohlthätig, als die anderen zerstörend wirken. Für die ersteren wählte er die Bezeichnung *Bogu*, für die letzteren *Besu*. Beide Bezeichnungen wurden bei Christianisirung der Slaven, wobei man auch mitgebrachte Anschauungen mit dem neuen Glauben zu verknüpfen bestrebt war, beibehalten und so wurde *Bogu* auf die Bezeichnung des christlichen Gottes und *Besu* auf jene des Teufels übertragen.

Im Einklange mit allen Ueberlieferungen verehrten die Slaven einen *Deus deorum*, einen höchsten Gott, den Urheber des Himmels und der Erde, des Lichtes und des Gewitters. Diesem waren, wie dem Sippenoberhaupt die Glieder, die anderen Götter unterthan. Der Name dieses Gottes ist Svarog, der sich bewegende Himmel, der Wolkenhimmel, in welchem Indra sowie der Donnerer Perun herrscht, für den Svarog gewissermassen nur ein anderer Name, eine andere Aeusserung ist. Der oberste Gott in der besonderen Aeusserung als Urheber des Donners heisst bei verschiedenen slavischen Völkern Perun. Als chthonisches Wesen steht ihm in den urverwandten Mythen die Erde entgegen und dies ist auch für den slavischen Mythos anzunehmen, wie solches die traditionelle Literatur ausser Frage gestellt hat. Als Söhne des obersten Gottes Svarog werden die Sonne und das Feuer angeführt, wobei eine partiell slavische Auffassung (die südslavische) an diese als dritten Bruder den Mond und als Schwester den Morgenstern anreiht. Für den Sonnengott ist urkundlich eine Anzahl von Namen erhalten geblieben, die auf eine besondere Verehrung desselben schliessen lassen. In den urverwandten Mythen hat ferner der Sonnengott auch

die Geltung des Kriegsgottes. Als Theomorphose der reinen, heitern Luft ist Svetovit anzusehen, bei den Polaben auch als Orakelgott verehrt und vierköpfig dargestellt. Als Gott der Heerden nennt man Veles, ursprünglich ebenfalls ein Sonnengott. Ausserdem sprechen die Quellen von einem Gott der Winde, des Sturmes und Ungewitters, Stribog und von anderen göttlichen Persönlichkeiten, die nur lokale Bedeutung beanspruchen. Dass auch Göttinen eine Verehrung gezollt wurde, liegt in der Natur der Sache. Mit Sicherheit darf hieher gezählt werden Vesna oder Lada, die Repräsentantin der heiteren Jahreszeit, und Devana, Deva die Göttin des Frühlings und der Fruchtbarkeit. Unter den bösen Gottheiten steht obenan Morana, die Repräsentantin des Winters und des Todes, sowie der Gott Stribog wohl zunächst hierher zu ziehen ist.

Als mythische Wesen niederen Grades wurden verehrt und sind uns zumeist durch die traditionelle Literatur überliefert die Vilen (Sing. *Vila*) und Rusalken (Sing. *Rusalka*), die Herrscherinnen über Flüsse, Wälder und Berge, die *Rojenice* und *Sojenice,* die Schicksalsgöttinnen, sowie die finsteren Mächte: *Jaga-baba, Bes* und *Ved,* welch' Letzerem die Mond- und Sonnenfinsternisse zugeschrieben wurden. Sind auch die hier angeführten Namen zwar lokaler Natur, so ist andererseits sicher gestellt, dass die Kenntniss der damit bezeichneten Wesen allen Slaven ohne Ausnahme zugesprochen werden müsse. Ingleichen war auch der Glaube an Truden *Mora* und Vampyre *Vlukodlak* ein unter den Slaven allgemein verbreiteter. Jede Sippe, sowie der Stamm, verehrte noch in den Seelen ihrer abgeschiedenen Häuptlinge besondere Gottheiten, ja jedes Haus hatte sogar seinen besonderen Hausgeist.

Den guten Göttern wurden Opfer dargebracht und dies von den Starosten, welche die Stelle der Priester, die als eigener Stand bei allen Slaven nie aufkamen, zu vertreten hatten. Es waltet rücksichtlich der Nichtexistenz einer Priesterkaste und eigener Tempel, für die frühesten Zeiten des slavischen Heidenthums eine Uebereinstimmung ob, für spätere Zeiten dagegen eine augenscheinliche Divergenz. Jene slavischen Völker, die verhältnissmässig frühe und freiwillig dem Heidenthume entsagten, an die also das Christenthum in seiner milden Form und nicht als eroberndes und die nationale Eigenart vernichtendes Medium herantrat, kennen einen eigenen Priesterstand und eigentliche Heiligthümer nicht, wohl aber jene, für die das Gegentheil davon konstatirbar ist (z. B. die Polaben und die baltischen Slaven.)

Von dem Leben nach dem Tode hatten sich die alten Slaven eine ziemlich genaue Vorstellung gebildet. Die Seele *(Dusa)* selbst anlangend, glaubten sie, es könne dieselbe zur Zeit des Schlafes den menschlichen Körper verlassen und verschiedene Gestalten annehmen. Nachdem sie sich vom Körper bleibend getrennt, irrte sie, nach Vorstellung einiger slavischer Völker, lange umher, kehrte zeitweise wohl wieder heim, woher der Gebrauch, zu gewissen Zeiten im Jahre allerlei Speisen für Dahingeschiedene zwischen die Fenster zu stellen. Uebrigens schrieb man auch den Leichnamen im Grabe, bis sie nicht völlig zer-

stört wurden, einen gewissen Grad von Leben zu und gab man desshalb den Todten Speise und Trank mit ins Grab. Unter den verschiedenen Weisen des Bestattens sind die beiden ältesten das Begraben und das Verbrennen, auch bei den Slaven in Uebung gewesen.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, dass die alten Slaven im Besitze einer figurativen Schrift waren und erst mit dem Christenthume eine Lautschrift empfingen.

Die nördlichen Slaven und der Kampf mit dem Germanismus.

Die grösste Ausdehnung der Slaven fällt zusammen mit der Machtanschwellung der Franken (550 bis 800 n. Chr.) Um diese Epoche sind die Slaven bis an und über die Elbe vorgerückt; sie sitzen in Wagrien bis gegen Kiel in Holstein, auf den Inseln Wollin, Rügen (slavisch: *Rana*) und Fehmern. Sie gehörten dem sogenannten polabischen Stamme (*Labe*=Elbe, also „Elbanwohner,") der jedoch nur geographisch zulässig ist. Die Polaben bildeteten keine eigene Spracheinheit, sondern sind eine Unterabtheilung der östlichen Polen oder Ljächen, deren Idiom sie auch redeten. Sie zerfielen in zwei Hauptvölker, in Lutizen (Weleter oder Wilzen), zwischen Oder, Ostsee und Elbe, in Brandenburg, wo sich heute auf altem Slavenboden Berlin mit seinem echtslavischen Namen erhebt, und in Bodrizen oder Obotriten, in Mecklemburg und Holstein. Von den Lutizern gelangten einzelne Haufen um 450—550 bis nach Batavien und Britannien. Im Osten der Polaben wohnten die Ljächen oder Polen (von *pole*, Feld, also Bewohner der Ebene,) in Russisch-Polen, Pommern, Altpreussen und Schlesien. Im Süden der Ljächen waren, wahrscheinlich zwischen 454 und 492 die Tschechen in Böhmen und Mähren eingewandert, das sie in seiner Gesammtheit in Besitz nahmen [1]). Auch ein Stück Oesterreichs wurde tschechisch, freilich ohne je zuvor deutsch gewesen zu sein.

Aehnlich erging es dem Süden. Noch waren die deutschen Baiern ihres neuen Besitzes am nördlichen Alpenfusse nicht völlig sicher geworden, als im VII. und VIII. Jahrhunderte die westpannonischen und norischen Slaven, das Volk der Slovenen in die Alpenländer hereinbrach. Jedoch nicht mit der Gewalt siegreicher Waffen erstritten sie sich ihre Wohnsitze daselbst, sondern geräuschlos füllten sie erst das verödete Flachland mit vereinzelten Weilern und Dorfschaften, machten allmählig auch höher gelegene menschenleere Thäler sich zum Eigenthume und drangen mit jugendlicher Rüstigkeit bald in die bisher fast alles Anbaues entbehrenden Berge. Fremde nannten sie Winden, sie selbst sich Slovenen oder als Gebirgsbewohner Korutaner, wo-

---

1) Die heute in diesen beiden Ländern ansässigen Deutschen sind Einwanderer späteren Datums.

von der Name Kärnten. Noch im XI. Jahrhunderte erstreckten sich die Sitze der Slovenen gegen West und Nord unendlich weiter als jetzt, bis zum Inn und den Drauquellen; sie erfüllten das Pinzgau und kamen bis in das Zill- und Wupperthal bis tief an die Saale hinab; verbreiteten sich von Pongau bis an den Obersee; erschienen an Steyer und Krems, an Loiben und Dietach, an Erlaf und Traisen. Ober- und Niederösterreich waren südlich vom Donaulaufe von Slaven bewohnt. Slavische Merkmale leben unverkennbar im Volkstypus um Lienz, im Kalserthale, in Tefferеggen und im Hochpusterthale; desgleichen im salzburgischen Lungau, wo auch noch Ortsnamen slavischen Ursprungs vorkommen; in Welschtirol und Friaul ist das Bestehen von Slavenresten ausser Frage gestellt.

Diese einstige Ausbreitung des Slaventhums und die lange Frist seiner Anwesenheit auf heute deutschem Boden gestatteten der slavischen Kultur feste, dauernde Wurzel zu fassen und es bedurfte hartnäckiger, langwieriger Kämpfe, um sie zu vertilgen, was oft nur sehr unvollkommen gelang. Die Spuren des alten Slaventhums sind desshalb fast noch allenthalben, in Norddeutschland wie in den Alpengebieten, wahrnehmbar. Das Deutschthum der letzteren, besonders des sogenannten Innerösterreich, ist also sehr jugendlichen Datums. Die Kulturstufe der Slaven war übrigens jener ihrer deutschen Nachbarn in jenen Epochen keinesfalls untergeordnet. Frühzeitig schon zog der Pflug des Slaven seine Furchen, als die Sueven noch ein nomadenhaftes Wanderleben führten; ursprünglich schon scheint er geneigter zu Landbau und ruhiger Freude am Dasein als viele germanischen Stämme, und zu Handel und Wandel haben die Slaven sich gleichfalls eher gewandt als ihre Nachbarn; die slavischen Stämme ragten durch grössere Beweglichkeit hervor, durch schnelleres Aufblühen von Handel und Gewerbe, welche als die Deutschen kaum erst die Ostsee kannten, hier sehr lebhafte durch die Sage gefeierte Verkehrsmittelpunkte herausgebildet hatten. Die Geschichtsschreiber jener Zeit rühmen gleichmässig die Thätigkeit der slavischen Völker an der Ostsee, die Fülle und Behaglichkeit ihrer Lebensverhältnisse, ihre Geschicklichkeit und Emsigkeit in Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Handel und Gewerbe. Die slavischen Sorben beuteten vielleicht zuerst die Salzquellen Halle's[1]) aus, die Pommeraner woben wollene und leinene Tücher, bauten Getreide, Flachs und Wein, brauten Meth und Bier; schon vor den Germanen übten die Slaven Bergbau und schmiedeten treffliche Geräthschaften und Waffen. Ihrer Sitten, besonders der Treue der slavischen Frauen, gedenkt rühmend Bonifazius. Die Ranen, die Bewohner Rügens, waren ein tapferes, mächtiges, durch Schifffahrt, die wie bei den germanischen Normannen wohl auch in Seeraub ausartete, Kunst und Reichthum ausgezeichnetes Volk, wofür wir das Zeugniss Widu-

---

1) Nach V. Hehn (*Das Salz*. Berlin 1873. 8°) wäre *Hall*, *Halle* indess keltisch und die Kunst der Salzgewinnung, den Germanen völlig unbekannt, diesen von ihren keltischen Nachbarn im Süden und Westen zugegangen.

kinds besitzen. Ihre Hauptstadt Orekunda oder Orekonda, deutsch Arkona, auf der Halbinsel Witow barg Swantowits weithin gefeiertes und berühmtes Heiligthum. Rethra, die Hauptstadt der Ratarier mit ihrem Tempel Radegasts, war viel besucht und „aller Welt bekannt". Zur Zeit als diese Stätten der alten Slaven gegründet wurden, lagen die deutschen Stämme noch in rohen Anfängen der Kulturentwicklung. Es geschah dies als das Grossmährische Reich zu weithin strahlendem Glanze sich erhob. Darf man auch nicht, wie Einige thun', in den Slaven die Lehrmeister der Germanen erblicken, eine Rolle, welche wohl den älteren Kelten zufällt, so ist andererseits eine Unterschätzung dieser antiken slavischen Kultur eben so wenig gerechtfertigt.

Dies waren die Slaven, welche in Güte oder mit Gewalt zu unterwerfen Karl d. Gr. jegliches Mittel recht war, wobei sie ihm durch innere Zwistigkeiten entgegenkamen. Gleichwie bei den Deutschen zwischen Franken und Sachsen uralter Nationalhass loderte, so fachte auch tief eingewurzelter Hass zwischen Bodrizern und Lutizern unausgesetzte blutige Kriege an. Vielleicht war dies die Hauptursache, wesshalb die Slaven bei all ihrer Ausdauer sich in den Ländern zwischen Elbe und Ostsee doch nicht zu halten vermochten. Am meisten ward durch die Errichtung von Marken oder Militärgrenzen die Unterjochung der Slaven vorbereitet, von denen jedoch erst zur Zeit der Herrscher aus sächsischem Hause das Kriegsglück wich. Mit rücksichtsloser Härte schritt der sächsische Stamm, ihr langjähriger Nachbar und Feind, zu deren Knechtung und Entnationalisirung. Otto der Grosse vermehrte, vervollkommnete die Anstalten zur Unterjochung und errichtete die drei Bisthümer zu Oldenburg (Stargard) in Wagrien, zu Havelberg und Brandenburg. Allein dauernde Erfolge wurden nicht errungen. Seit der blutigen Schlacht am Tongerflusse sank das Uebergewicht der Deutschen in den polabischen Ländern immer mehr bis Mitte des XIII. Jahrhunderts und die Slaven gingen von der Vertheidigung zum Angriffskriege über, wobei sich überall ihr Hass gegen das aufgedrungene Christenthum kundgab. In jener Zeit gewann die Insel Rügen ein Uebergewicht im Lande der Polaben. Der Tempel zu Arkona verdunkelte den uralten Glanz des ratarischen Heiligthums. Ja 1073 suchten die Deutschen sogar Hülfe bei den Slaven. Erst 1093, nach langem Frieden brach neuer Sturm über sie herein; nicht nur die Sachsen, auch die Dänen fielen verheerend ins Land. Noch einmal, unter obotritischen Fürsten, rafften sich die slavischen Völker empor; mit aller Macht stritten sie für Erhaltung des alten Kultus und der alten Sitte, bis Fürst Niklos, des Slaventhums letzte Stütze in dieser Gegend, 1160 gegen Heinrich den Löwen fiel.

An der südlichen Grenze ihres ehemaligen Landes bemächtigten sich die Slaven Brandenburgs und stifteten dort ein neues Reich, das letzte krampfhafte Zucken eines hinsterbenden grossen, starken Volkes; 1157 eroberte Albrecht der Bär Brandenburg und versetzte dem Slaventhume zwischen Elbe und Oder den Todesstreich. Als endlich

der Dänenkönig **Waldemar** Rügen, die letzte Zufluchtsstätte der heidnischen Slaven eroberte, stand ihrer Verdeutschung zwischen Elbe, Oder und Ostsee nichts mehr entgegen; sie ward auch mit ungewöhnlicher Raschheit betrieben und in kurzer Zeit zu Stande gebracht. Von Deutschen und Dänen theils vernichtet, theils in die Sklaverei verkauft, gab sich, was übrig blieb, dem Eroberer in Zins und Dienstpflicht. Gleiches Geschick hatte bereits die Sorben zwischen Saale, Elbe und Erzgebirge betroffen. Die germanische Gaueintheilung ward von den Eroberern beliebt und durchgeführt; überall slavisches Land als Lehen an deutsche Vornehme gegeben, die auf den an den slavischen Ortschaften gelegenen Anhöhen ihre Vesten aufrichteten und die Bezwungenen also im Zaume hielten; am rechten Elbufer wurde 1124—1157 die slavische Nationalität der Sorben durch Schwert und sonst jegliche Art bis auf den Grund ausgerottet. Es ist demnach an eine etwaige Blutvermischung im Westen der Elbe nicht zu denken. Besseres Schicksal harrte der Sorben am linken Elbeufer in den nachherigen Lausitzen, in welchen heute noch lebende Slavenreste vorhanden sind. Hier haben zweifelsohne früher zahlreiche Mischungen mit slavischem Blute stattgefunden, wie denn für hervorragende Persönlichkeiten eheliche Verbindungen selbst mit den entfernteren Tschechentöchtern historisch gut beglaubigt sind. Aber auch nach Befestigung der deutschen Herrschaft verfuhr man gegen die Sorben immer noch glimpflicher als gegen die übrigen Slaven, so dass sie den ersten Angriff des Deutschthums im XII. Jahrhunderte leichter ertragen konnten.

Den an den Ufern der Ostsee wohnenden **Pommern** war eine längere Erhaltung der Nationalität gestattet. Die Pommern haben seit Alters her mit den Polen Fühlung besessen. Was von einer frühen Ausdehnung deutscher Herrschaft über Pommern berichtet wird, scheint Alles mehr oder minder Fabel; auch die frühzeitigen Berührungen mit skandinavischen und dänischen Normannen waren von keinem ethnischen Einflusse; wir haben demnach allen Grund, die Pommern zur Zeit des ersten Kontaktes mit den Deutschen als reine polnische Slaven zu betrachten. Pommerns östliche Seite bleibt lange in dichtem Dunkel. Erst 1107 gelang es **Boleslaw** Schiefmaul den Fürsten von Pommern zu seinem Vasallen zu machen; bald darauf erfolgte die vollkommene Unterwerfung Vorder- und Hinterpommerns unter Polen (1120—1121). Bis dahin verblieb Hinterpommern in einem zwischen Christenthum und Heidenthum schwankenden Zustande, in Vorderpommern herrschte das alte Heidenthum unerschüttert. Erst seither fasste dort das Christenthum festen Fuss, nicht aber sogleich das Deutschthum. Das noch lange slavische Land ward bekanntlich sehr spät mit Deutschland vereinigt und besass bis 1637 eingeborne Herzoge, unter deren Schutz sich eine friedliche deutsche Einwanderung vollzog. Diese führte zu direkter Repression der slavischen Elemente gegen Osten, so dass zu einer gewissen Zeit der Gollenberg, östlich von Cöslin als Scheide galt, über welche nach Osten hin die Slaven zurückwichen, während der Westen nicht bloss in den Städten, sondern auch auf dem platten Lande

von deutschen Einwanderern aus Niedersachsen, Flandern und Holland besetzt wurde. Ob dabei jedwede Rassenmischung sich vermeiden liess, ist nicht so ganz ausgemacht; für Hinterpommern steht sie fest; ja, die dortige slavische Bevölkerung ist sogar erst sehr spät germanisirt worden. Die Anklänge an die slavische Vergangenheit sind längs der ganzen Ostseeküste noch überall wahrnehmbar. Von Lübeck bis nach Kolberg, dem alten Kolobreg, sind die bedeutendsten Orte slavische Gründungen. Auch die zahlreichen Familiennamen in „ow“ (z. B. Virchow, Bülow u. A.) mahnen noch lebhaft an die slavische Abkunft.

In den östlichen Hinterlanden Deutschlands fand gleichfalls eine theilweise Germanisirung statt. Schon zu Ende des XIII. Jahrhunderts gebieten der deutsche Ritter und der deutsche wehrhafte Kaufmann weithin an den baltischen Küsten, während der deutsche freie Bauer als bevorzugter Genosse des herrschenden Stammes zwischen dienstbarem lettischen Volke durch den frisch geordneten Waldboden des preussischen Landes seine Furche zieht; — freilich, in Kur-, Liv- und Esthland wenigstens, in so verschwindender Minorität, dass eine ethnische Umbildung dort nicht erfolgen konnte. In Riga, Reval bis nach Nowgorod waltete der hansische Kaufmann im grossen Ganzen mit gleichem Misserfolge. Seine Kultur machte sich selbst in Preussen nur in einem schmalen Küstenstriche heimisch. Bloss Städte und Herrensitze wurden deutsch, die ländliche Bevölkerung hat ihre lettische Nationalität bewahrt; desgleichen in Esthland. In Livland verschaffte der Schwertbrüderorden zwar dem Christenthume und der deutschen, damals noch ziemlich rohen Gesittung seit 1202 Eingang, in Litauen und Preussen aber opferten die Heiden noch Jahrhunderte lang im heiligen Haine zu Romove. Erst gegen Ende des XIV. Jahrhunderts, als Grossfürst Jagello, um die Hand der Erbin Polens zu erhalten, sich taufen liess, fand Litauens Bekehrung keinen Widerstand mehr. Auf Polens Ruf waren auch 1228 die ersten Deutschordensritter in das Land der heidnischen Preussen gekommen, erfüllt von durchaus staatsmännischem Trachten nach Herrschaft und Besitz. Dreiundfünfzig Jahre lang währte der Kampf mit dem heldenhaften Ernste, oft genug mit der erbarmungslosen Wildheit, welche die Völker einsetzen, wo es um Sein oder Nichtsein sich handelt, ehe das preussische Volk den deutschen Ordensrittern und Kreuzfahrern erlag. Auf jedem die Gegend beherrschenden Hügel, an jeder wichtigen Furth, an jedem Hafen erhob sich eine Burg, neben jeder Burg die mit Besitz und lübischem, magdeburgischem, kölnischem Rechte freigebig ausgestattete Stadt. Der freie Hof des zähen, behäbigen friesischen oder niederdeutschen Bauern gedieh wie das fränkisch-alemannische Dorf, starke Vertreter deutscher Sprache und Sitte unter hörigem slavischen Volk, eine neue geschichtliche Erhärtung der Thatsache, dass die Stammesverschiedenheit meist auch Standesverschiedenheit bedingt.

Das russische Slaventhum.

Die Gründung des russischen Reiches verdient, dass wir einen Augenblick dabei verweilen. Bekanntlich ist die Geschichte der Waräger, woraus das Haus Rurik entsprossen, in mystisches Dunkel gehüllt, lange Gegenstand eines gelehrten Streites gewesen, bis man sich dahin einigte, in den Warägern schwedische Normannen zu erkennen. In den mit Byzanz 911 und 944 geschlossenen Verträgen sind nämlich gegen 90 russische Eigennamen aufbewahrt; sie sind nicht nur skandinavischen Ursprungs, sondern weisen mit Bestimmtheit auf Schweden und speziell auf die Landschaften Upland, Södermannland und Oestergötland als ursprüngliche Heimat des sogenannten russischen Stammes hin. Ein reger Verkehr bestand schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zwischen den Küstenvölkern der Ostsee, mit dem IX. Jahrhundert nahmen die Schweden die Verbindung mit den am andern Gestade der Ostsee gelegenen Ländern wieder mit erneutem Eifer auf, am Ladogasee siedelten sich schwedische Einwanderer an, diese erlangten um die Mitte des Jahrhunderts die Herrschaft in Nowgorod über die Slaven, aber erst mit der Eroberung von Kijew, welche von den oben erwähnten Gliedern desselben Stammes ausging, ist die Gründung des russischen Reiches zu datiren; der Name Russen verschwand von Nowgorod, um sich ausschliesslich und für immer mit Kijew zu verknüpfen. Sich selbst hatten die alten Russen nicht so benannt, sondern die Finnen der Ostseeküste hatten den nordischen Einwanderern diesen Namen (Ruotsi) gegeben, von den Finnen überkamen die weiter landeinwärtswohnenden Slaven denselben, von dort nahm er seinen Weg zu den Griechen. Merkwürdigerweise wurde aber bei diesen die Benennung Rhos im Laufe des XI. Jahrhunderts abgelöst durch den der „Waräger, Waranger“. In jener Zeit dienten viele Schweden in der kaiserlichen Leibwache in Konstantinopel; mit dem allmäligen Aufhören der Wikingerzüge, mit dem Ueberhandnehmen der Dänen und Engländer in jener Truppe trat der ethnographische Name gegen die militärische Bezeichnung zurück, so dass im XII. Jahrhundert Waräger nichts anderes als eben „die nordische Fremdenlegion“ bedeutete. Nicht lange hielt das skandinavische Element, die eigentlichen Russen, ihre nationale Eigenthümlichkeit in Kijew aufrecht; höchstens bis zur dritten oder vierten Generation bewahrten sie dieselbe; die slavische Bevölkerung um sie war zu zahlreich und übermächtig, als dass nicht ihre Sitte und Sprache die normannische verdrängt hätten. Wladimir machte (um 1000) das Slavische zur Kirchensprache und betrachtete sich schon ganz als Slaven; noch einmal trat unter seinem Sohne Jaroslaw († 1056) eine nordische Auffrischung (durch Heirathen) ein, aber mit seinem Tode zerriss das letzte Band, das die russischen Fürsten an ihre skandinavische Nationalität und Heimat knüpfte. Die Russen waren ganz „slavisirt“, auch die Warägerzüge hörten mit dem Jahr 1043 auf, und es ist unmöglich, in Blut, Sitten und staatlichen Einrichtungen die Spuren und den Einfluss des ohnehin spärlichen skandinavischen Elementes

nachzuweisen und nur in der russischen Sprache finden sich noch einzelne Denkmale ihres Ursprungs [1]). Erwägt man, dass die heutige Volksmenge Schwedens etwas über 4 Millionen Köpfe beträgt, so kann dieselbe vor einem Jahrtausend keinesfalls gross genug gewesen sein, um die auswandernden Waräger als ein zahlreiches Volk erscheinen zu lassen. Kamen wirklich germanische Fremdlinge nach Russland, so waren sie entschieden nur in geringer Anzahl und trotz späterer Zuzüge von der den Slaven eigenthümlichen Resorptions- und Assimilirungskraft ethnisch aufgeschlürft. Beweis hierfür, dass uns 945 ein Fürst Swjatoslaw — also schon ein slavischer Name — begegnet. Nicht sie haben das russische Volk, sondern das russische Volk hat sie umgewandelt, gerade so, wie es dies noch in späteren Zeiten mit vielen finnischen Stämmen gethan. Die Rurik hat man demnach unter allen Umständen, mögen dieselben wirklich Normannen sein oder nicht, doch schon nach kurzer Zeit für gänzlich slavisirte Russen anzusehen. Die Verbindungen mit dem Mutterlande wurden zwar fernerhin noch aufrecht erhalten und dieses erwies sich stets produktiv. Die Alterthümerfunde zeigen nämlich unzweideutig von einem von Schweden ausgegangenen Einfluss auf Russland. Dennoch dürfen wir die Kultur jener Epoche in Russland durchaus als eine einheimische betrachten, denn wenn auch die Waräger Skandinavier waren, hätte sich dieselbe doch von diesem berüchtigten Raubgesindel keines veredelnden Einflusses zu rühmen gehabt. Wie hoch oder wie tief man das damalige Kulturstadium der Russen veranschlagen mag, man hat keinen Grund es für fremde Importation zu halten. Gibt doch selbst Nestor zu, dass, als die Waräger berufen wurden, 862, sie schon gesittete Zustände vorfanden. Ostrogord, das spätere Nowgorod, war schon ein bedeutender Platz und das ehrwürdige Kijew am Dnjepr, damals unter kosarischer Herrschaft, glänzte ebenfalls schon vor der angeblichen Ankunft der Normannen. Auch wohnte dem Volke eine eigenthümliche, Städte- und Staatengründende Kraft inne, die sich bis auf die Gegenwart erhalten hat. Gleichwie ein guter Theil der heutigen Städte Norddeutschlands von den Slaven gegründet wurde — die slavischen Namen sind in der Gegenwart noch überall, selbst in Thüringen deutlich zu erkennen — so fällt auch in eine Zeit, wo es in Mitteleuropa wüst und traurig aussah, die Glanzepoche der mächtigen Wolchow-Republik, des altslavischen Nowgorod. Nirgends haben die russischen Slaven in ihrer Bewegung nordwärts die Küste erreichen können, doch gelang es den Nowgorodern an einem geographisch-historischen Knotenpunkte, an dem Ausflusse des Wolchow aus dem Ilmen-See festen Fuss zu fassen. Schon früh wandte sich der Sinn der slavischen Ilmen-Anwohner kaufmännischen Unternehmungen zu. Lange vor der Festsetzung der Waräger vermittelten sie den Verkehr des Südens mit den finnischen

---

1) W. Thomsen. Der *Ursprung des russischen Staates. Drei Vorlesungen.* Vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe von L. Bornemann. Gotha 1879. 8°.

Völkerschaften, während ihnen die Karawanen der Bulgaren von der Wolga her die Schätze des Orients zum Umsatze gegen nordische Produkte brachten. Als die moskowitischen Fürsten hier ihre Herrschaft gründeten, Ende des IX. Jahrhunderts, brach aber die Handelsrepublik am Wolchow mit ihrer eigenartigen Lebensordnung zuzammen. Langsam verdichtete und breitete sich die agrikole slavische Bevölkerung aus, mit Beil, Sense und Pflug in harter Arbeit sich den Boden anschaffend; „mein die Erde, soweit Beil, Sense und Pflug gegangen,“ d. h. mein Besitzthum reicht so weit wie meine Siedlerarbeit, war die alte Rechtsformel für die Besitzergreifung des Bodens. Vom oberen Wolga-Becken (*Ros ow, Susdalj*) dehnte sich die russische Kolonisation nach Nordosten aus. Ging der Zug der angeblich normannischen Staatsgründung nach Süden den Dnjepr hinab, so sehen wir bald die Nowgoroder Slaven die Dwina hinab bis zum Weissen Meere vordringen, wo früh schon Cholmogory (Holmgard) den Mittel- und Schwerpunkt des slavisch-skandinavischen Seeverkehrs bildet. Wo heute Archangelsk steht, ward bereits im XII. Jahrhundert das Kloster S. Michael gestiftet, welches jenem des heil. Georg in Nowgorod zehntete. Sicherlich wäre die mächtige Slavenrepublik im Stande gewesen, eine den Deutschen gefährliche Thätigkeit zur See auf dem Baltischen Meere zu entwickeln, hätte sie nicht ihre ganze Kraft auf Eroberung und Kolonisirung des finnischen Nordens und der Uralgegenden geworfen. Reissend schnell dehnten sich die Nowgoroder über die Stromlandschaften des nördlichen Eismeeres aus und schon im XI. Jahrhunderte durchzogen ihre Handelskarawanen die Gegenden der Petschora, Permiens und Ugriens nach allen Richtungen, wobei die Befestigung dieser Herrschaft nicht immer ohne Blutvergiessen abging. In dem Freibriefe Wsewolods (XII. Jahrhundert) geschieht bereits des Handelsstandes an der Onega, in Karelien, Wologda und Permien Erwähnung. Die eigenartige Entstehung der Nowgoroder Ansiedlungen lernen wir sehr anschaulich aus der Chlinow'schen Chronik kennen, wollen hier aber nicht darauf eingehen. Wir begnügen uns hervorzuheben, dass diese Kolonisirung durch die Beweglichkeit und Unstätigkeit der zersplitterten und schlauen finnischen Bevölkerung ungemein erleichtert und die sesshafte, landbauende slavische und slavisirte Einwohnerschaft immer dichter wurde. Unterwerfung, Bekehrung, Slavisirung folgten immer dicht aufeinander. Das Russenthum slavisirte nach und nach den grössten Theil der Völker von der Wolga und den Donquellen bis zum Eismeere und gestaltete aus ihnen eine uniforme Masse. So entstand durch Kolonisation, Verpflanzung und allmählige Slavisirung das sogenannte grossrussische Volk, in dem das finnische Blut einen wahrscheinlich nennenswerthen Prozentantheil bildet. Ueber dieses Finnenthum der Russen sind unter dem Einflusse politischen Nationalhasses Uebertreibungen in Umlauf gesetzt worden, welche auch in deutschen wissenschaftlichen Werken Widerhall fanden; die parteilose Wissenschaft gestattet indess nur zu sagen, das der Slavismus des russischen Volkes von Norden nach Süden zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen so wie in der nach Osten abnimmt und in dem

Grade die Mischung mit fremden Bestandtheilen intensiver wird; doch hat in Russland das Slavische alles Fremde des Finnenthums völlig überwunden. Nur der Nordwesten blieb von der Slavisirung frei. Ausschliesslich im Osten beschäftigt, besiedelten die Nowgoroder das Küstenland des Baltischen Meeres nicht, daher sich Schweden, Deutsche und Dänen dort festsetzen und dasselbe dem westeuropäischen Kultursysteme unterwerfen konnten. Anders wäre das baltische Land schon in frühen Zeiten völlig slavisirt worden. Mit der Ausbreitung der russisch-slavischen Bevölkerung hielt die Ausbreitung des orientalischen Christenthums gleichen Schritt, welches bekanntlich bei den Russen unter Wladimir schon 988 Eingang fand. In diesem Punkte hatten die russichen Slaven selbst ihre westlichen Nachbarn in Litauen und Preussen überflügelt.

Das Christenthum, welches den Russen in seiner orientalischen Form zukam, fand jedoch erst nach reiflicher Ueberlegung Annahme. Die benachbarten muhammedanischen Wolga-Bulgaren waren bestrebt, den Grossfürsten Wladimir zum Islâm zu überreden, als dieser noch schwankte, ob er dieses oder das Evangelium annehmen solle. Doch der Bericht der Gesandten, die er zur Gewinnung näherer Kunde über die verschiedenen Arten von Religion hatte ausgehen lassen, lautete für den Islâm nicht günstig: „Wir sind, sagten sie, zu den Bulgaren gegangen und haben gesehen, wie sie in ihrem Tempel, das will sagen in ihrem *Ropat* sich verneigen, wie sie dastehen ohne Gurt, nach der Verneigung sich niedersetzen, rechts und links hinsehen wie Besessene. Lustigkeit ist bei ihnen nicht, sondern trauriges Wesen und hässlicher Geruch. Ihre Religion ist nicht gut.“ In der schwierigen Alternative ob Annahme der Religion, welche den Wein verbietet, oder der, welche die Vielweiberei untersagt, entschied sich der Russe für den Glauben, welcher dem Weingenusse nicht feind ist[1]). Und sicherlich brachte hierin der Fürst wieder nichts Anderes als die allgemeine Volksneigung zum Ausdrucke, wie sich dieselbe in zahlreichen *Skazki*, den im Munde des Volkes heute noch lebenden Märchen, beobachten lässt[2]).

Wenn selbst von Schriftstellern keineswegs parteiloser Färbung eingeräumt wird, es sei kein Zweifel, dass die Russen vor etwa achthundert Jahren in der Kultur hinter den Deutschen nicht zurückstanden, so ist der Kulturforscher nicht verlegen die Ursache aufzufinden, welche das Zurückbleiben der russischen Gesittung erklärt. Es ist eine total irrige Parallele, wonach manche Knaben in der Schule ein ähnliches Schauspiel bieten; anfangs, wo es sich um die Elemente des Wissens handle, halten die fleissigen alle ziemlich gleichen Schritt, erst in den höheren Stadien des Unterrichts, wenn die Ideen hervorbrechen sollen, mache sich der grosse Unterschied ihrer Begabung geltend. Die verschiedene Begabung erklärt sicherlich Vieles und ist ausschlaggebend in der Kulturentwicklung, allein die Parallele trifft desshalb

1) Rösler, *Romänische Studien*. S. 246— 247.

2) Vgl. hierüber W. R. S. Ralston, *Russian Folk-Tales*. London 1873 8° S. 22—35.

nicht zu, weil heute wohl kein Ethnologe mehr daran zweifelt, dass die Slaven zu den begabtesten unter den arischen Stämmen zählen. Die Ursache liegt demnach anderswo. Nicht einen Theil, sondern wohl die ganze Schuld trägt ein Naturereigniss, welches die Russen, nachdem sie kaum den gebildeten Völkern Europas beigetreten, auf geraume Zeit von deren Seite riss. Dieses Ereigniss war der Einfall der Mongolen und was demselben zunächst folgte. Man darf mit gutem Fug diesen Völkersturm ein Naturereigniss nennen, wie die Völkerwanderungen überhaupt, deren Ursache uns oft ein Räthsel sind. So wie aber jedes Naturereigniss eine Ursache hat, wenngleich wir sie nicht stets ermitteln, so dürfen wir auch für den furchtbaren Mongolen-Einbruch eine *causa efficiens* voraussetzen. Im Jahre 1209 war es, dass Temudschin, genannt Tschingizchan, an der Spitze seiner Mongolen in China einfiel und dieses weite Land im Fluge eroberte. Von hier aus unterjochte er die Reiche Mittelasiens und im Jahre 1224 wälzten sich seine Horden nach Südrussland, das sie alsbald unter ihre Botmässigkeit brachten. Ein weiterer Versuch nach Westeuropa vorzudringen — schon hatten sie Polen, Schlesien, Ungarn und Mähren überfluthtet — fand vor den Mauern Wiener Neustadts endlich sein Ziel. Die Räuber machten Kehrt, weniger vielleicht des tapferen Widerstandes der Oesterreicher und Böhmen halber als zurückgerufen in die Heimat, wo ihre Gegenwart des Todes des Gross-Chans wegen nothwendig war. In Russland aber behaupteten sie sich dritthalbhundert Jahre. Die Sitten der Mongolen, welche sich nicht scheuten das Fleisch erschlagener und selbst auch nicht erschlagener Feinde zu essen, werden als überaus roh geschildert und es lässt sich leicht ermessen, welche Wirkung, den unabänderlichen Gesetzen der Kulturentwicklung zufolge, die Herrschaft dieser Barbaren auf das russische Volk ausüben musste. Eine allgemeine Kulturverwilderung, ein gewaltsames Zurückdrängen der kaum entfalteten Kulturansätze, die durch die Noth erzwungene Ausbildung mancher Eigenschaft, wie Knechtsinn, Kriecherei, Heuchelei, Verschmitztheit, Bestechlichkeit u. s. w., welche einen späteren Aufschwung hintanhalten mussten, waren die unausweichlichen Konsequenzen. Manches Asiatische eigneten sich die Russen auch durch die Blutsverbindungen an, welche sie mit ihren Beherrschern und Nachbarn geschlossen. Manche Mongolin hat als Hausfrau in einem russischen Palast gesessen und es gibt heute noch in Russland sehr vornehme Familien, welche sich ihrer Herkunft aus einer Mongolenhorde rühmen, wenngleich die Masse des Volkes sicher nicht mongolisirt wurde. Zweifellos hat aber die mongolische Herrschaft den Russen ihren Stempel aufgedrückt und sie aus ihrem Joche auf einer sehr tiefen Kulturstufe entlassen. Die materielle und geistige Kultur war in Russland schwer geschädigt, schwerer vielleicht noch als jene des Alterthums durch den Einbruch der Germanen.

Selbst der Herrschaft dieser Barbaren verdankt übrigens die Kultur des Abendlandes eine ihrer Blüthen. Es ist nämlich zur vollsten Ueberzeugung nachgewiesen, dass die Hauptmasse der bei Indogermanen, Arabern und Türken verbreiteten Erzählungen und Märchen aus Indien

stammt, wo der Buddhismus der eigentliche Träger derselben ist [1]). Von Indien drangen sie durch Uebersetzung zu den Persern und Arabern. Letztere schufen ihnen durch ihre langjährige Herrschaft in Spanien und ihre vielfachen Berührungen mit den Völkern Italiens und des griechischen Reiches Eingang in den Süden Europas, in dessen Litteratur sie die Erzählungen und namentlich die heiteren Konzeptionen, vor Allem durch Boccaccio's *Decamerone*, in Spanien durch Don Manuels *Conde Lucanor* einbürgerten. Auf nördlichem Wege hingegen kamen diese Erzeugnisse indischen Geistes durch mongolische Vermittlung nach Europa. Die Mongolen, zum Buddhismus übergetreten, hatten mit dem neuen Glauben und seinen Boten zugleich auch deren Erzählungen und Märchen aufgenommen und verpflanzten dieselben durch ihre zweihundertjährige Herrschaft und andere Berührungen im Osten Europas zu den Slaven und Germanen, ja noch weiter, wie die fast wörtliche Uebereinstimmung eines alten französischen Fabliau mit einer der Erzählungen des *Siddhi-Kür* [2]) beweist.

Während nun Russland für seine Lage im Osten Europas und in der Nähe Asiens büsste, sollte gerade hierdurch zum grossen Theil der Grund zur zukünftigen Macht dieses Reiches gelegt werden. Auch hier bewahrheitet sich wieder, dass die ethnologischen Gesetze den Kulturpfad vorzeichnen. In der Gegenwart finden die Russen ihren Weg ruhig und friedlich nach China, und sind Herren in Centralasien, während die Engländer immer mit dem Kopf gegen die Mauer rannten und nie über diese wegkonnten, ohne sie einzureissen. Es kann keine Streitfrage sein: wer von den Beiden, Engländer oder Russen das grössere Kulturvolk sei. Eben so sicher ist aber, dass die hochcivilisirten Briten es nur schlecht verstehen, ihre asiatischen Unterthanen zu ihrer Kulturstufe hinanzuziehen, während die Russen mit ihrem weit geringeren Kulturstoffe viel grössere Erfolge bei den asiatischen Völkerstämmen erzielen, die sie sich in merkwürdiger Weise zu assimiliren wissen. Sie können sie natürlich nur auf jene Stufe erheben, welche sie selbst besitzen, das Geringe aber, was sie ihnen thatsächlich mittheilen, ist noch immer mehr als das Grosse, was die Engländer nicht an den Mann zu bringen verstehen. Unter der russischen Aegide sind die Kulturfortschritte der Asiaten zwar gering und langsam, aber stetig, und ihrer natürlichen Begabung und Rassenanlage angepasst; der britischen Civilisation stehen sie fremd gegenüber und begreifen sie

---

1) Benfey, *Pantschantantra*. Leipzig, 1859. 8°. 2 Bde.

2) Bernhard Jülg, *Die Märchen des Siddhi kür. Kalmükischer Text mit deutscher Uebersetzung und einem kalmükischen Wörterbuche.* Leipzig. 1866. Der *Siddhikür*, dieses beliebte Volksbuch der Kalmükensteppe, ist nichts anderes, als eine mongolische Bearbeitung der alten buddhistischen Rezension der indischen Märchensammlung, die den Namen *Vetâlapantschati*. d. i. fünfundzwanzig Erzählungen eines Vetâla führt. Vgl. auch Bernhard Jülg, *Mongolische Märchen. Erzählung aus der Sammlung Ardschi Bordschi.* Innsbruck 1867, die ein vollkommenes Seitenstück zu Gottfried's von Strassburg *Tristan und Isolde* enthalten.

schlechterdings gar nicht [1]). Mit vollem Recht bemerkt daher ein Ethnograph: der Beisatz monogolischen Blutes, der in den russischen Adern fliesst, ist hier der Gehilfe, dem die Erfolge zuzuschreiben sind und so rächt sich die ehemalige mongolische Unterjochung Russlands nach Jahrhunderten an Asien, indem sich das mongolische Erbtheil der Russen gegen die Asiaten als nützlicher Bundesgenosse erweist. Dieselben Ursachen also, welche Russland auf seinem Kulturwege zurückgehalten, führen es in der Gegenwart zu ungeahnter Grösse und helfen ihm die einstigen Bedrücker zu bändigen, aber auch zu erziehen, d. h. das Licht der Civilisation zu verbreiten. Die Kulturentfaltung gehorcht eben stets den nämlichen Gesetzen.

Die Slaven in Südosteuropa.

Die erste historisch beglaubigte Einwanderung slavischer Stämme in Europas Süden fällt ziemlich spät. Zwar erscheinen schon frühzeitig isolirte Slavenhaufen an den bastarnischen Alpen (Karpathen), allein das Reich der Gothen, darauf das der Hunnen hinderten einstweilen weiteres Vordringen. Erst nachdem die geschwächten Hunnen wieder nach Osten zurückwichen, nahmen die Slaven ihre Wohnsitze auf der ganzen Linie zwischen unterem Dnjepr und Donau ein und umstanden etwa ein Jahrhundert lang die Karpathen auswärts von allen Seiten. Wahrscheinlich schon um Mitte des VI. Jahrhunderts lebten Slaven im Savelande unter dem Schutze gepidischer Herrschaft, der bald jene der Avaren, eines gleich den Hunnen uralaltaïschen Volkes, folgte. Unter der avarischen Herrschaft war es wohl, dass die Slaven zwischen 568 und 592 n. Chr. Pannonien in seinem ganzen Umfange zur Zeit der Römer, Noricum und alles Land von der Donau bis Istrien erfüllten. Südlich von der Donau fanden slavische Ansiedlungen in den Gegenden Mösiens erst im VII. Jahrhunderte statt. Im Jahre 657 n. Chr. wurden sie steuerpflichtige Unterthanen des romäischen Reiches, in welcher Lage sie die Bulgaren trafen, mit deren Auftreten die romäische Herrschaft in Mösien ihr eigentliches Ende nahm [2]).

1) Friedrich v. Hellwald, *Die Russen in Centralasien. Eine Studie über die neueste Geographie und Geschichte Centralasiens.* Augsburg 1873. 8°. S. 195.

2) Rob. Rösler: *Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau.* Wien 1873. 8 (Jännerheft 1873 der *Sitzungsberichte der phil. hist. Kl. der k. Akademie der Wissenschaften.* LXXIII. Bd. S. 77 ff.) Von derselben nimmt aber merkwürdigerweise Konstantin von Jireček: *Geschichte der Bulgaren*, Prag 1876. 8° keine Notiz. Der sehr tüchtige Gelehrte folgt vielmehr dem bulgarischen Forscher Drinov, (Sasselenie balkanskawo poloustrowa Slavjanami. Moskau 1873. 8°. wonach die slavische Kolonisation der Balkanhalbinsel im Laufe von drei Jahrhunderten ganz allmählig stattfand. Sie begann darnach schon im III Jahrhundert, also vor der Völkerwanderung. Die Slaven liessen sich zuerst als Kolonen unter den Thrako-Illyrern, Rumunen und Griechen nieder, gewöhnten sich an das römische bürgerliche Leben und

Dass die alten **Bulgaren** Abtheilungen der Hunnen waren, unterliegt keinem Zweifel. Ob nun diese und die Bulgaren zum türkischen oder wie neuerlich behauptet wird zum samojedischen Stamme gehören, ist hier ohne Bedeutung; wichtig ist nur, dass die Bulgaren, gleich den Hunnen, Avaren, Chazaren und Petschenegen ein nicht arisches Volk, bei ihrer Ankunft Mösien schon von arischen Slaven besetzt fanden. Das hier von den Bulgaren gegründete Reich bestand demnach keineswegs aus bulgarischen Elementen allein, sondern aus einer beträchtlichen slavischen Bevölkerung, worunter die Bulgaren politisch die Herren, die herrschende Klasse bildeten. Was in solchen Fällen anderwärts einzutreten pflegt, geschah auch hier. Die slavische Majorität vermischte sich mit den Bulgaren und assimilirte sich dieselben im Laufe von zwei Jahrhunderten nicht blos durch ihre numerische, sondern auch durch ihre geistige Ueberlegenheit. Zu dieser Verschmelzung des herrschenden mit dem beherrschten Volke reichte ein Zeitraum von etwa 250 Jahren aus. Seit dem X. Jahrhunderte ging die Sprache der Bulgaren verloren, welche sich nur mehr des Slavischen bedienten. Die Slaven nahmen dagegen den Namen Bulgaren an [1]). Zwischen den alten und den jetzigen Bulgaren besteht also kein Verwandtschaftsverhältniss. In der **jetzigen** bulgarischen Sprache, die ein slavisches Idiom ist, finden sich nur mehr wenige uralaltaïsche Elemente, aber sie finden sich doch [2]). Dieser bulgarische Dialekt hat sich, wie kein anderer, im Laufe der Zeiten verändert, so dass er von den slavischen Idiomen am weitesten absteht und am schwersten verstanden wird Ganz dessgleichen gestattet der leibliche Typus des heutigen bulgarischen Volkes einige Unterschiede gegen die benachbarten slavischen Völkerschaften zu erkennen.

Während auf solche Weise der östliche Theil der Hämusländer sich slavisirte, nahm die serbisch-kroatische Einwanderung vom Westen der Halbinsel Besitz; Serben und Kroaten sind bekanntlich Ein Volk mit Einer Sprache, dermalen nur durch Glaubenskenntniss und Schrift verschieden. Zeitlich schon also begann der Prozess, welcher das romäische Reich in ein slavisches umwandelte. Seit dem VII. und VIII. Jahrhunderte waren die Gebiete nördlich vom Balkan slavisch und wir dürfen hierin sicherlich eine der Ursachen für den allmähligen Verfall und die politische Schwäche des oströmischen Reiches erblicken. Mochte auch das lange Waffenglück den Fürsten zu Konstantinopel hold sein und die feindlichen Schaaren von den Reichsgrenzen abwehren, endlich siegte doch zum sovielten Male in der Geschichte die rohe Kraft über die alte Kultur. Die Unterjochung der Slaven war eine Illusion, kein Sieg im Kampfe um's Dasein, denn in Bälde rissen sie sich los, eigene

---

gaben den Byzantinern nicht nur vorzügliche Feldherrn, sondern auch energische Kaiser. Am Ende des V. Jahrhunderts begann die massenhafte Einwanderung mit bewaffneter Hand. **Jireček** A. a. O. S. 94.

1) So erklärt den Vorgang auch **Jireček** A. a. O. S 137—138.

2) Dem widerspricht indess **Jireček**. A. a. O. S. 138.

Staaten gründend und später die Mauern Konstantinopels selbst bedrohend.

Mit der Einwanderung der Kroato-Serben und der mösischen Slaven ist die slavische Wanderung nach etwa zweihundertjähriger Dauer zum Abschluss gekommen; von den drei grossen Völkerwanderungen, der germanischen, slavischen und türkisch-ugrischen, welche unseren Erdtheil durch ein Jahrtausend in Schwingung versetzten, verlief die slavische Wanderung am ruhigsten. Sie ist ein Hinausströmen überreichen Menschensegens in leergewordene Räume, ohne Aufregung, ohne Heldenthum, ohne Schwung thatenkühner Kraft [1]; die Wanderung kittet die Schaaren nicht fester zusammen, sie schafft keine Heerkönige, keine Schwertreiche. Daher gibt es eine hunnische, eine osmanische Eroberungssage, ein germanisches Epos aus der Völkerwanderungszeit, aber keine slavische Völkerwanderungssage; erst die späteren Tage ernsten Kampfes um Boden und Freiheit haben bei Russen und Serben das Heldenlied gezeitigt. Die Slavenmassen, die sich gegen Süden wälzten, werden in der That als räuberische Horden geschildert, auf tiefer Stufe der Kultur; indess scheint daraus kein Schluss auf die Entwicklung der nördlichen Slaven in Germanien zulässig. Es besteht keine Nöthigung, sämmtliche Slavenstämme auf gleicher Entwicklungshöhe zu denken, vielmehr ist das Gegentheil weit wahrscheinlicher. Welch' gewaltiger Unterschied bestand doch zwischen den viel näher benachbarten Franken und Sachsen, Beide Germanen. Sah es doch vor neunhundert Jahren im alten Sachsenlande aus wie jetzt etwa im Westen Nordamerikas. Zudem besitzen wir eine triftige Erklärung für das Zurückbleiben der Südslaven in dem beständigen Kontakte mit den rohen türkisch-ugrischen Stämmen, die sich vom Kaukasus bis zur Donau das ganze südliche Russland hindurch Jahrhunderte lang in der Herrschaft ablösten und sie von den nördlichen Stammesbrüdern vollständig trennten. Die kulturhistorischen Wirkungen des Kontaktes mit fremden ethnischen Elementen niedrigsten Kulturschliffes genügen, um das Zurückbleiben der Südslaven zu begreifen.

Ungarn und die Avaren. [2]

In Ungarn tritt der Mensch, soweit uns bis jetzt bekannt, zuerst in der jüngeren Steinzeit auf, und diese hat hier schwerlich lange gedauert. Wir sehen allenthalben schon die feineren Formen und den

---

1) Jireček. A. a. O. S. 94 nennt indess diese Anschauung allzu idyllisch. In der Wirklichkeit, sagt er, waren die Slaven, als sie die Gefilde Thrakiens, Makedoniens, Mösiens und Illyriens besetzten, dasselbe kriegerische Volk, welches das ganze Mittelalter hindurch unaufhörlich die Byzantiner bekämpfte und in unseren Tagen den Türken mehr als einmal seinen Kriegsmuth fühlen liess.

2) Nach Franz Pulsky.

Uebergang in die Bronzezeit. Der letzteren geht indessen in Oberungarn wahrscheinlich noch eine Kupferzeit voran, denn insbesondere am Fusse der Tátra und um die Mátra herum kommen viele Geräthe aus reinem Kupfer ohne jede andere Metallbeimischung vor, grösstentheils Bergmannshauen und andere Bergbauwerkzeuge, was kaum auffallen kann, denn wo man gediegenes Kupfer fand, da verwendete man dieses natürlich früher als das schwerer schmelzbare Erz, welches mit anderen Metallen gemischt ist. Die Bronzezeit hat übrigens in Ungarn ebenso elegante Formen geschaffen wie in den skandinavischen Ländern, ja die lilienblattförmigen Schwerter Ungarns wetteifern an Schönheit mit jenen, welche die griechischen Künstler den Homerischen Helden in die Hand gaben und unterscheiden sich auch im Griff von den bronzezeitlichen Schwertern im nachbarlichen Deutschland.

Wann die Bronzezeit in Ungarn angefangen, lässt sich durchaus nicht bestimmen; ja es ist selbst nicht gewiss, wann sie zu Ende und in die Eisenzeit überging. Die historische Zeit, beinahe überall mit dem Anfange des Eisenalters zusammentreffend, fällt hier in die Epoche des Augustus, wo Tiberius den pannonischen Fürsten Batho nach achtjährigem Kriege besiegt, gefangen nach Rom führt und das Land jenseits der Donau zur römischen Provinz macht. Der Anfang der Eisenzeit ist indessen in Ungarn wahrscheinlich um 300 Jahre älter. Denn längs der Donau wurden häufig Silbermünzen ausgegraben, welche unzweifelhaft barbarische Nachahmungen der Tetradrachmen des Königs Philipp von Makedonien sind, demnach der Zeit dieses Königs angehören und vom Kontakt dieser Gegenden mit der griechischen Civilisation Zeugniss ablegen. Wir wissen ferner, dass Alexander's des Grossen Reich sich bis an die Donau erstreckte. Der Handel hat gewiss die Bewohner beider Donauufer zusammengebracht und die Civilisation in das Innere des Landes getragen. So wurden auch in Neograd barbarische Silbermünzen gefunden, deren Gewicht vom Gewichte des römischen Geldes abweicht und dem des griechischen nahekommt, die demnach der Zeit vor der römischen Eroberung angehören. Das Geldprägen aber zeugt für eine Stufe der Civilisation, welche der Eisenzeit nie vorangehen kann und auf Bekanntschaft mit den Kulturvölkern hindeutet. Wir lassen unerwähnt, dass in Siebenbürgen eine grosse Menge Geldmünzen von König Lysimachus und silberner Tetradrachmen mit dem Gepräge der Insel Thasos ausgegraben wurden. Beide Funde beweisen die Lebhaftigkeit des Handels und Verkehrs zwischen Griechenland und Ungarn, welche gewiss den Gebrauch eiserner Geräthe früher zur Folge hatte, als die Bekanntschaft mit dem Werthe des Silbergeldes.

Der Herrschaft Roms in Pannonien machte die Völkerwanderung ein Ende, wo dieses zu jener grossen Heerstrasse wurde, auf welcher die Barbaren bald von Osten, bald von Nordwesten her das Land durchzogen, um über die südlichen Staaten herzufallen. Die namhaftesten unter diesen Barbarenvölkern waren die Gothen, Heruler, Gepiden, Hunnen, Langobarden und Avaren. Sie haben sämmtlich auf ihren Wanderungen eine zeitlang in Ungarn Rast gehalten, aber Staaten gründeten hier nur Hunnen und Avaren. Nur sie sahen das Thal der

mittleren Donau als ihr Vaterland an. Die Hunnen haben zwar in der Geschichte einen grösseren Namen hinterlassen, aber die Dauer ihrer Herrschaft war kürzer als die der Avaren. Diese hatten wenigstens drittthalbhundert Jahre lang Ungarn im Besitz und sind um so interessanter, als sie von Karl dem Grossen zwar besiegt, aber keineswegs ausgerottet, noch aus dem Lande verdrängt worden sind. Die Avaren können demnach, wenngleich als besiegtes und gebrochenes Volk, Ungarn auch weiter bewohnt und sich mit den nur zwei Generationen später ankommenden Heeren Arpáds vereinigt haben, wiewohl die Chroniken davon schweigen. Was immer indessen schliesslich ihr Schicksal gewesen sein mag, soviel ist sicher, dass ihre Herrschaft viel länger währte, als die all jener Völker, welche seit den Römern ihnen auf diesem Boden vorangegangen waren. Wir werden daher nicht fehlgehen, wenn wir behaupten, dass ein bedeutender Theil jener in Ungarn gefundenen Denkmäler, welche als Zeugen der Völkerwanderung erkannt werden, aus der Zeit der Avaren stammen. Versuchen wir es also an dem Faden der aus der Avarenzeit übriggebliebenen wenigen Denkmäler, die Kulturstufe dieser alten Bewohner Ungarns zu bestimmen. Die grösste Merkwürdigkeit darunter sind zwei Steigbügel, welche mit goldenen Ohrgehängen gefunden wurden und demnach in das VI. oder VII. Jahrhundert zu setzen sind. Die Griechen und die Römer kannten den Steigbügel nicht. Der *Stapes* war ein Kreuzholz am Lanzenende, auf welches der Reiter auftrat, um sich leichter auf das Ross schwingen zu können. Da aber ohne Steigbügel der Sturmlauf geschlossener Reiterkolonnen unmöglich ist, so war die Kavallerie in den klassischen Zeiten im Kampfe niemals ausschlaggebend. Steigbügel und Hufeisen haben die alte Taktik und Kriegführung verändert. Bis zur Erfindung des Schiesspulvers entschied am öftesten die Reiterei das Schicksal der Schlachten. Und dennoch ist es noch immer unbekannt, aus welcher Zeit diese wichtige Erfindung datirt. Auf den Denkmälern und in den Schriften der Römer finden wir keine Spur davon. Selbst auf den Sassanidenreliefs im alten Ktesiphon sehen wir keine Steigbügel. Die Steigbügel des St. Andreer Grabes sind bis jetzt die ältesten, die wir kennen und zeigen, dass wir es mit einer Reiternation zu thun haben, bei welcher das Ross seinem Herrn selbst in das Grab folgt, wie auch bei den alten Magyaren. Wenn die Avaren wirklich die ersten sind, welche den Gebrauch des Steigbügels in Europa einführten, so erklärt dies nicht bloss das Kriegsglück ihrer Reiterschaaren, welche das wohlhabende, dichtbevölkerte, burgen- und städterreiche Kaiserreich in Schrecken setzten, sondern dann sind sie die grossen Neuerer in der Kriegsführung geworden und mit ihnen beginnt das Mittelalter, in welchem das Geschick der Schlachten, abweichend von der griechischen und römischen Taktik, durch die Reiterei entschieden wird. Dasselbe ist wesentlich Ritterzeit und dauert so lange, bis das Schiesspulver und insbesondere die Flinte, und bei dieser wieder der Schaft, der sie handbar macht, erfunden wird. Steigbügel und Hufeisen leiten die Ritterzeit, Gewehrschaft und Bajonnet die Neuzeit ein.

Die Ritterzeit ist immer und überall eine Räuberzeit. Der Vor-

theil, den der Reiter vor dem Fussgänger voraus hat und dem nur durch Gewehr und Bajonnet ein Ende gemacht wird, ward natürlich auch ausgebeutet und so würden, wenn die Geschichtsschreiber schwiegen, schon die Gesetze der Logik uns lehren, dass die Avaren Räuber gewesen. Dies beweisen auch die Goldschmucksachen in den Avarengräbern. Und diese bezeugen zugleich die Prachtliebe der Avaren, welche nicht kargten, ihre Gewänder mit ihren Schätzen zu behängen, damit jedermann ihren Reichthum sehe. Dieser Luxus ist ferner nicht rein barbarisch. In den Avarengräbern wurden bis jetzt jene massiven schweren Goldarmbänder nicht gefunden, welche in Ungarn bei mehreren anderen Funden vorkamen. Bei den avarischen Funden ist das Gold und Silber nur oberflächlich, es ist mit Kupfer und Bronze ausgekleidet. Auch ihre Prachtgefässe sind nicht aus lauterem Silber verfertigt, sondern aus dem sogenannten Potin, mit dem Chinasilber der Jetztzeit vergleichbar, einem unedleren Metallgemisch, welches sich für Silber ausgibt. All' dies deutet bereits auf Civilisation, aber auf eine im Verfalle begriffene Civilisation, eine solche wie sie von dem im Verfall begriffenen byzantinischen Kaiserreich entlehnt werden konnte. Aber auch von diesem entlehnten die Avaren nur die dem Luxus dienenden Kunstgewerbe. Ihre Kultur und ihr Staatsbewusstsein erhoben sich nicht so hoch, dass sie Geld geprägt hätten. Sie bedienten sich ausschliesslich byzantinischen Geldes, während doch Barbarenvölker, die mehrere Jahrhunderte vor ihnen längs der Donau in Ungarn wohnten, schon Geld geprägt haben, wie Münzen der keltische Namen tragenden geschichtlich unbekannten Könige Ajuntamarus, Biatio, Nonno bezeugen, welche die Münzen der makedonischen Könige nachahmten.

Bei den Avaren blühte demnach das Schmiede- und Goldschmiede-, das Riemer- und Schneidergewerbe. Doch all diese Gewerbe wurden nicht durch Gefangene und Byzantiner getrieben. Die betreffenden Arbeiten deuten nicht immer auf byzantinische Muster und Motive, trotzdem, dass sich unter ihnen kein spezieller Styl entwickelt hat. Byzantinische Schmucksachen wurden zwar oft nachgeahmt, aber in viel roherer Manier als die der Originale. Die schönsten Schmucksachen aber sind jene, deren Styl bei einer anderen Barbarennation entstand, an welchen in goldene oder silberne Fächer Granaten oder rothe Glasstücke eingefügt sind.

Im Ganzen genommen stand also die Civilisation der Avaren auf einer sehr niedrigen uralaltaïschen Stufe, was wieder ganz natürlich ist, denn auch sie haben sich mit den nachbarlichen besiegten Nationen und den zwischen ihnen wohnenden Unterthanen arischer Rasse nicht vermischt. Die Erfahrung beweist aber, dass die uralaltaïschen Völker sich auf einen höheren Standpunkt nur dann erheben, wenn sie vor den Fremden, namentlich vor den arischen Einflüssen sich nicht abschliessen. Kein geringer Ruhm des späteren Magyarenkönigs Stefan ist die Voraussicht, mit der er dieses Prinzip erkannte und die Einwanderung der Italiener und Deutschen begünstigte. Das magyarische Blut wurde durch Adaption und Einwanderung fortwährend aufgefrischt

in dem Grade, dass an der ungarischen Nation ausser der Sprache und der Indolenz kaum ein uralaltaïscher Charakterzug übriggeblieben ist.

Die Herrschaft der Avaren hat thatsächlich die Grenzen des ungarischen Tieflandes nicht überschritten; in die Nachbarländer pflegten sie nur auf Raubfahrten zu kommen, ohne sich dort je festzusetzen; so drängten sie bis an die Donau und verheerten von da aus die angrenzenden Länder, besonders Ostrom, die Gebiete der Franken, Baiern und Galizien. Wahrscheinlich von anderen mächtigeren Stämmen assimilirt, verschwinden sie nach und nach spurlos aus der Geschichte. Ein Theil der Avaren eroberte 598 n. Chr. die dalmatinische Küste, wurde aber später von den südllichen Slaven unterjocht. Diese sind die Morlaken, welche lange Zeit hindurch ihre Sprache und Sitten beibehielten, später aber beide ganz einbüssten.

Den Avaren folgten die Chazaren, Petschenegen und Magyaren. Die Chazaren, im VIII. Jahrhunderte mit den Muhammedanern am Kaukasus in erbitterten Kampf gerathen, erweiterten ihre Macht immer mehr, so dass das Reich dieses uralaltaïschen Volkes im IX. Jahrhunderte vom Jaik bis zum Dnjepr und Bug, und vom südlichen Ende des Kaukasus bis zur mittleren Wolga und Oka sich erstreckte. Die Chazaren unterlagen erst dem Einbruche der Mongolen, wobei sie ihre Sprache und Nationalität einbüssten. Noch im VIII. und IX. Jahrhunderte hatten sie aber die gleichfalls uralaltaïschen Petschenegen zu bekämpfen, wovon ein Theil sich den chazarischen Siegern unterwarf und im Lande zurückblieb, ein anderer Theil den Don überschritt und sich auf die damals den Chazaren tributpflichtigen Magyaren warf. Diese Nomaden, ein ugrisches, also wieder uralaltaïsches Volk, wurden durch sie über die Moldau und Siebenbürgen nach Pannonien gedrängt, von wo aus die Magyarenzüge die benachbarten Gebiete furchtbar verheerten. Die Petschenegen nahmen das Land zwischen Don und Donau, durch den Dnjepr in eine östliche und westliche Hälfte getheilt, ein, und waren ebenfalls ein Schreck für ihre Nachbarn: Russen, Bulgaren und Griechen. Nach Ende des XII. Jahrhunderts verschwinden die Petschenegen aus der Geschichte und verlieren Sprache und Nationalität. Gewiss wird Niemand anstehen, in dem Erguss dieser barbarischen Horden über das südöstliche Europa die Ursache der dort auffällig wahrnehmbaren Kulturstockung zu erblicken. Sind doch die in Bälde abgewiesenen Streifzüge der Ungarn auf die Entwicklung des deutschen Südens nicht ganz einflusslos geblieben uud die den Verwüstungen der Avaren preisgegebenen Ostmark[1]) tritt spät erst aus dem geschichtlichen Halbdunkel hervor.

---

1) Erst neueren Forschungen ist es gelungen, für den Zeitpunkt der Uebertragung der Ostmark an das Geschlecht der Babenberger das Ende 975 oder Anfang 976 zu ermitteln. Die Babenberger stammen auch nicht von dem sagenberühmten Frankenhelden Adalbert, sondern von einem anderen in der Gegend von Bamberg reich begüterten ostfränkischen Geschlechte ab.

Der Orient und der Islâm.

Blick auf das vorislâmitische Vorderasien.

Auch in Asien hatte das Weltreich der Römer die Erbschaft der Nachfolger Alexander d. Gr. angetreten und die meisten Landschaften Vorderasiens sich unterworfen. Unter Trajan, der des Reiches Grenzen am weitesten gegen Osten hinausschob, erstreckte es sich, zwar nur vorübergehend, über einen Theil der Kaukasusländer mit Armenien, Osroene und das zum Partherreiche gehörige Mesopotamien, nie jedoch über Medien und die erânischen Hochflächen. Vielmehr zeugen die mitunter glücklichen, doch stetig wiederkehrenden Partherkriege von dem heftigsten Widerstande. Unterstützt durch die Kaste der Magier, deren lichtvoller Sonnenkult sich nie mit dem Götterdienste der Griechen befreunden konnte, entwickelte sich bei den Parthern eine eigenthümliche Kultur, theilweise vielleicht noch auf jener des alten Perserthumes fussend, jedenfalls aber stark genug, ihre Selbständigkeit zu behaupten. Die grösstentheils von Gibbon genährte Auffassung, die Grenzen des römischen Weltreichs seien mit jenen der Gesittung identisch gewesen, steht in entschiedenem Widerspruche mit den Thatsachen. Stets gab es neben Rom eine zweite Macht, welche ihm in der Wirklichkeit politisch und kulturell gewissermassen das Gegengewicht hielt. Dies waren drei Jahrhunderte lang die Parther [1]). Geben dies die alten Schriftsteller in politischer Hinsicht alle gerne zu, so zeugen die wenigen erhaltenen Alterthümer, dass wir auch von der Kultur der Parther im Allgemeinen nicht allzu gering denken dürfen [2]), wenngleich die schönen Künste die Höhe der altassyrischen nicht erreichten.

Die Rolle der Parther übernahmen nach dem Sturze der Arsakiden die persischen Sassaniden, welche eine Reaktion gegen alles Ausländische sowie eine möglichst vollständige Wiederherstellung des altpersischen

---

1) George Rawlinson. *The sixth greath oriental monarchy; or the Geography, History and antiquities of Parthia.* London 1873. 8° S. VI.

2) Ein ausführliches Gemälde der parthischen Kultur veranschaulichen die Kapitel XXII. und XXIII. des ebenerwähnten Werkes von G. Rawlinson.

Wesens, auch der Lehre Zarathustras, mit Hülfe der Magier, des mächtigen Reichsadels, einleiteten. Offenbar bedeutet diese Reaktion nichts als den Sieg der durch die vielleicht uralaltäischen Arsakiden zurückgedrängten altnationalen Elemente. Den Römern wurden die Sassaniden bald eben so gefährlich wie die Parther. Zugleich wehrten sie dem Andrange der Araber, Hunnen und Türken. Im VI. Jahrhunderte erreichte ihre Macht die höchste Ausdehnung vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien, Aegypten und Libyen; die Kämpfe gegen Byzanz sahen sie in Chalkedon Angesichts von Konstantinopel, und dermassen blühte ihr Reich, dass es unter Chosru Nuschirwan kein zerstörtes Dorf darin gab. Die kleinen Staaten in Alhira im Iraq und Yemen in Arabien hingen von ihm ab, während der zwischen Syrien und Arabien gelagerte Staat der Ghassaniden Byzanz unterthänig war. Im Osten der Kaspisee und im Norden des Sassanidenreiches, breitete sich über die Steppenchanate Chiwa, Bochâra, Chokand, bis in die Hochgebirge Kâbûlistâns und der Pamir das Reich der Ephtaliten oder weissen Hunnen (Hejatilen) aus [1]), woran wieder im Norden das die Steppen der Kirgisen, die Gegenden am Balchasch- und Issi-kul-See im Alatau umfangende Reich der Turken (Saken) grenzte.

In Bälde sollten sich indess die Augen der orientalischen Welt auf die grossentheils unentschleierte Halbinsel Arabien lenken, deren alte Geschichte hier nachzuholen nunmehr zur Pflicht wird.

Arabiens Bewohner waren, gleichwie die Hebräer und andere Stämme Vorderasiens, Semiten. Die Mehrzahl derselben bewohnte das südlich von Palästina gelegene Gebiet des peträischen und auch des Glücklichen Arabien. Zweifelsohne haben die Araber ihr Semitenthum weit reiner erhalten als die alten Hebräer, in deren Adern entschieden kein reines Blut mehr floss [2]). Schon die Natur des Landes bringt es mit sich, dass in Arabien eine so dichte Bevölkerung kaum gedeihen kann, als im syrischen Palästina; die einwandernden Semiten vermochten daher in Arabien die etwas früher angesiedelten, sicherlich wenig zahlreichen Hamiten leichter zu verdrängen, ohne sich mit ihnen zu vermischen. Ganz ohne jede Vermischung scheint freilich auch hier dieser Prozess nicht vor sich gegangen zu sein. Die alten Araber in Yemen kamen nicht nur durch die kostbaren Naturprodukte ihres Landes, durch Gold, Edelsteine und Rauchwerk, sondern auch durch den Transithandel mit Zimmt von Ceylon, mit Elfenbein und Ebenholz aus Aethiopien frühe zu beträchtlichem Wohlstande. In grauer Vorzeit sind die Gegenden des südlichen Arabiens, die nunmehr der Schleier der Vergessenheit deckt, der Sitz einer merkwürdigen Kultur

1) Siehe dieselbe in Sprunner-Menke's *Historischem Handatlas des Mittelalters und der neueren Zeit*. Blatt 77.

2) Auch Prof. Friedr. Müller betrachtet den Araber und nicht den Hebräer annähernd als den Urtypus des Semiten. (*Novara-Reise. Ethnologie.* S. 195.)

gewesen. Was aber darüber vorliegt, beschränkt sich auf wenig genug [1]). So waren schon zur Zeit des blühenden phönikischen Handels auf der Südküste Arabiens Aden, Canna und Haran dann in Yemen Sena und Saba berühmte Stapelplätze, so wie auf der Ostseite die Inseln Aradus und Tyrus (Bahrein-Inseln) im persischen Meerbusen. Von diesen Niederlagen wurden die arabischen, indischen und äthiopischen Waaren durch Midianiter, Edomiter und wahrscheinlich noch durch andere arabische Beduinenstämme in das vordere Asien auf Kameelen gebracht. Vom südlichen Arabien ging die Karawanenstrasse über die Felsenstadt Petra, die sich wegen ihrer Festigkeit zu einem Stapelorte vorzüglich schickte, und über Albus pagus oder Hawra im Lande Nedschd, vom östlichen Arabien über die babylonische Kolonie Gerra. Zahlreiche Inschriften [2]) in himyaritischer, richtiger sabäischer Sprache, dem ältesten bis jetzt bekannt gewordenen Idiome Arabiens, belehren uns unzweifelhaft, dass fast der ganze westliche Theil von Yemen im Alterthume eine viel unbedeutendere Rolle gespielt hat, als der östliche. Dort, und nicht am Rothen Meere, lag die Wiege der sabäischen Kultur. Die Sabäer, nämlich die Bewohner von Yemen und Nedschran, waren civilisirte, ja für ihre Zeit hochkultivirte Völker, und ihre Herrschaft dauerte ziemlich unangefochten bis etwa ins I. Jahrhundert v. Chr., als die Römer in dem unglücklichen Feldzug unter Aelius Gallus (24 v. Chr.) nach Arabien gelangten. Sie drangen bis Radmân und eroberten wahrscheinlich nebst vielen anderen Plätzen auch die Hauptstadt der Sabäer, die sie wiederholt in offener Feldschlacht schlugen; während aber dergestalt die Römer das Ansehen der sabäischen Dynastie untergruben, wurden sie, vielleicht unter Beistand der südarabischen Himyariten, von jenen Stämmen zurückgeworfen, welche die Araber unter dem Namen der Madghij zusammenfassen. Die Herrschaft in Yemen ging aber an die mächtigen und zahlreichen Himyariten über, und seit jener Zeit vollzog sich ein bedeutender Umschwung in den Routen des arabischen Handelsverkehres; denn der Weihrauch und die Wohlgerüche, der Hauptreichthum des Landes, werden von nun an auch auf dem Seewege und nicht mehr als Monopol ausgeführt.

Die Bewohner des südlichen Arabiens, die Himyariten, sind von den im Norden wohnenden Arabern sprachlich geschieden; ihr Idiom

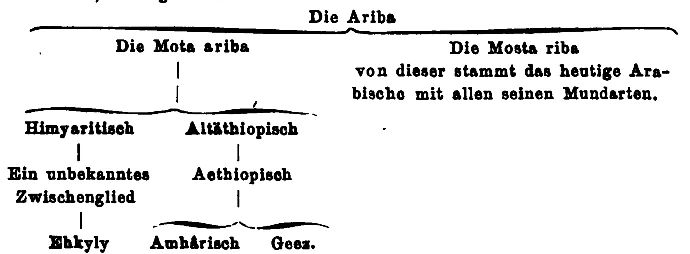
---

1) Die wichtigste auf die vorislamitischen Araber bezüglichen Arbeiten sind: L. Krehl, *Ueber die Religion der vorislamitischen Araber.* Leipzig 1863. 8° Alfred v. Kremer, *Ueber die südarabische Sage.* Leipzig 1868. 8" Viktor Langlois, *Numismatique des Arabes avant l'islamisme.* Paris 1859. Endlich in neuester Zeit: A. Sprenger, *Die alte Geographie Arabiens, als Grundlage der Entwicklungsgeschichte des Semitismus.* Bern 1875. 8°. Vergessen wir nicht, dieser kurzen Liste den Namen des französischen Archäologen Fresnel hinzuzufügen, der nebst einigen irrigen Ansichten doch vieles Treffliche im *Journal asiatique* veröffentlicht hat.

2) Die berühmte Inschrift von Naqb el Hadschr wurde schon 1835 von Wellstedt kopirt, jene von el Obne von Adolf v. Wrede im Juli 1843; es ist dies das einzige alte Denkmal, auf dem wir den Namen Hadhramaut in unzweifelhafter Form lesen.

ist eine eigene Sprache und kein Dialekt des Arabischen[1]; ein Theil dieser Himyariten zog schon mehrere Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung über das Meer und gründete in Abessinien, dem Lande oberhalb Aegyptens und Nubiens, eine Kolonie[2], deren alte Sprache, das sogenannte Aethiopische, die nächste Verwandte des Himyaritischen ist. Gegenwärtig ist sie aus dem täglichen Gebrauche verschwunden und gilt nur mehr als heilige Kirchensprache. Etwa 150 Jahre v. Chr. drang der Mosaismus nach Yemen und schwang sich auf den Thron; noch viel früher aber, schon zu Salomos Zeiten, gelangte der Kultureinfluss von Jerusalem bis in die abessinischen Hochlande. Nach der Tradition waren nämlich die Abessinier seit lange in Verkehr mit dem ihnen stammverwandten Juden und es scheint, dass ein grosser Theil des Reiches einst die mosaische Religion angenommen hatte, von der noch manche Spuren selbst in der jetzigen christlichen Landeskirche verblieben sind[3]. So weit sich die nur von fahlem Schimmer beleuchteten Kulturverhältnisse jener Länder im Alterthume beurtheilen lassen, wanderten mit den aus Arabien herübergekommenen Sabäern auch die Sagen ihres Vaterlandes nach Aethiopien ein, und seither ist dieses auch die Szene der Begebenheiten, welche die späteren arabischen Geschichtsschreiber von dem früheren Arabien erzählen. So lassen die Aethiopier die Königin von Saba, welche Salomo besucht haben soll (i. J. 991 v. Chr.) aus Aethiopien nach Jerusalem reisen und leiten von dieser Zusammenkunft selbst den Stamm ihrer Könige, den sogenannten salomonischen Regentenstamm ab, der bis auf die neuesten Zeiten — 340 Jahre seiner Verdrängung, 960—1300 nach Christus, abgerechnet — daselbst geherrscht hat. Dessgleichen wird auf die

1) Das Himyaritische und das damit nahe verwandte Centralarabische haben ihren gemeinsamen Ursprung in einer südsemitischen Ursprache, wahrscheinlich dem Ariba. Der Stammbaum der arabisch-äthiopoischen Sprachengruppe, wie ihn Herr v. Maltzan entworfen hat, ist folgender:



Siehe ferner: Prof. Friedr. Müller, *Ueber den Ursprung der himjarisch-äthiopischen Schrift.* Wien 1865. 8°.

2) Irrig ist wohl Palgrave's Meinung, welcher umgekehrt die Himyariten aus Abessinien stammen lässt und auch sonst hinzufügt: *besides, the Arabs of the south, or Yemen, were themselves, it is highly probable, of African origin.* (Palgrave. *Narrative of a year's journey trough central und eastern Arabia.* London 1865. 8° II. Bd. S. 240—241).

3) Th. v. Heuglin. *Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudân und Chartum.* Jena 1868. 8° S. 253.

Königin von Saba die jüdische Religion zurückgeführt, die heute noch die älteste im Lande ist und welcher die Falascha *(Felasa)* angehören.

Lange ehe es in Deutschland Eingang fand, verpflanzte sich auch das Christenthum nach Abessinien, unter den Königen Areha und Atzbeha i. J. 330 n. Chr., und breitete sich dort desto leichter aus, als auch das königliche Haus ihm beitrat. Nur der eben erwähnte Stamm Falascha mit seinen Regenten blieb dem jüdischen Glauben treu. Auch auf arabischem Boden gab es zu Cheibar, Fadak und Yathrib *(Aethribum)* jüdische Ansiedlungen und im VII. Jahrhunderte waren alle Kulturdistrikte des nordwestlichen Arabiens jüdisch; auch unter den Kulturstämmen im Süden wie im Centrum Arabiens, bei den Himyariten wie bei den Kinditen — den grössten Theil des eigentlichen Centralarabiens, fast denselben wie in neuerer Zeit der Wahabitenstaat, nahm das Reich der Kinda und Maadd ein — machte der Mosaismus Fortschritte und Arabien war auf gutem Wege von einem Ende bis zum andern judaisirt zu werden [1]), als sich das Christenthum verbreitete. Der Uebertritt des yemenischen Königs Du-Nuwas, aus der himyaritischen (homeritischen) Dynastie (485 n. Chr.) zum Mosaismus veranlasste jedoch heftige Verfolgungen der Christen, die in ihrer Bedrängniss einen Fürsten Daus an den byzantinischen Hof um Hilfe entsandten. Kaiser Justin I. empfahl diesen dem christlichen Könige von Abessinien, was die Kreuzzüge der Abessinier nach Yemen Ende des V. Jahrhunderts und um 530 den Sturz der himyaritischen Dynastie sowie die Eroberung Yemens zur Folge hatte. Die Aethiopierherrschaft, unter welcher das Christenthum an Bestand gewann, zugleich aber die noch unbekannten Pocken und Masern eingeschleppt wurden, dauerte bis 576, wo ihr der Perserkönig Chosru Nuschirwan ein Ende machte [2]).

Wie man sieht, war Arabien im V. und VI. Jahrhunderte vielfach gespalten; neben Heiden wohnten Juden und Christen, die beiden letzteren zudem in mehrere Sekten getheilt, während Stammes- und Familienzwiste die Heiden einander abgeneigt machten. Mekka, das uralte, und Medina, seine Rivalin, waren zwar frei, doch begann in der ersten Hälfte des V. Jahrhunderts das Haus Koreisch im Hedschâs sich dadurch zu heben, dass der Koreischite Koss seiner Familie die Aufsicht über den Tempel zu Mekka nebst der bürgerlichen Regierung der Stadt erwarb. Dazu trat noch die Herrschaft einer fremden Rasse im Süden. Nur wenn man sich diese Stämmevertheilung in Arabien vor Muhammed vergegenwärtigt, begreift sich, wie es kam, dass der Islâm einerseits durch so mannigfache fremde Einflüsse vorbereitet war und andererseits mit so plötzlichem und beispiellosem Erfolge Nationalsache eines bis dahin zerrissenen und zersplitterten Volkes wurde. Wie unter den Juden in Palästina dem Christenthume, so gingen auch

1) *Ausland* 1864 S. 775.

2) Siehe hierüber Dr. Otto Blau, *Arabien im VI. Jahrhundert. Eine ethnographische Skizze. (Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft.* Bd. XXIII 4. Heft. S. 559—592 (mit 1 Karte.)

in Arabien dem Islâm vollkommen natürliche Ursachen voraus, die sein Erscheinen als eine historische Nothwendigkeit erklären. „Die Resultate meiner Erforschungen", sagt ein Gelehrter höchsten Ranges [1]), „haben die Ueberzeugung, dass der Islâm nicht aus dem Geblüt, noch aus dem Willen des Fleisches, noch aus dem Willen eines Mannes, sondern aus den Bedürfnissen der Zeit entsprungen sei, bestätigt". Vor Allem war es der Rassenkampf in Yemen, das ethnologische Moment, welches der Annahme und Verbreitung der neuen Religion wesentlich Vorschub leistete. Die Periode der äthiopischen Herrschaft, sagt ein gewiegter Kenner [2]), musste die religiöse Krisis in Arabien hauptsächlich beschleunigen, nicht weil sie ein Kampf des judaisirten Heidenthums gegen das Christenthum gewesen wäre, sondern weil, wie es auch die arabischen Historiker so charakteristisch hervortreten lassen, die weisse Rasse sich gegen das Gefühl von der schwarzen beherrscht zu werden schliesslich empören und dadurch um so empfänglicher für die neue, auf arabischem Boden geborene Religion werden musste.

Die Entstehungsgeschichte des Islâm, weil unseren Zeiten näher gerückt und deshalb genauer bekannt, wirft ein gewisses Licht auf die Geschichte aller Religionen überhaupt. Muhammed selbst ist eine durchaus historische Persönlichkeit; Zweifel wie bei Christus können über ihn nicht existiren, sind auch manche seiner Handlungen nicht historisch verbürgt [3]). Er trat auf zur Zeit, als er nothwendig geworden. Bemerken wir noch, dass auch der Islâm seinen Ursprung in Vorderasien hatte. Wie vier gewaltige Wellenschläge der religiösen Ideen sind von dorther der Mosaismus, der Parsismus, das Christenthum und der Islâm ausgegangen und haben, den tiefsten Grund menschlichen Denkens und Fühlens aufwühlend, ihren weltgeschichtlichen Verlauf genommen, und zwar merkwürdigerweise in gewissen, den Schein einer Regelmässigkeit zeigenden Zeiträumen: Moses um 1500 v. Chr., Zarathustra um 600 v. Chr., Muhammed um 600 n. Chr. [4]). Den jüngsten dieser Wellenschläge, den Islâm, in seinem Entstehen zu beobachten, dies die Aufgabe der nächsten Zeilen.

---

1) A. Sprenger, *Das Leben und die Lehre des Mohammad nach bisher grösstentheils unbenutzten Quellen*. Berlin 1868—69. Vorwort S. 10.

2) O. Blau. A. a. O.

3) Ueber das Leben Muhammed's siehe: A. Sprenger, *Das Leben und die Lehre des Mohammad*. — *Gustav Weil. Mohamed der Profet, sein Leben und seine Lehre aus handschriftlichen Quellen und aus dem Koran geschöpft und dargestellt*. Stuttgart 1843. — Abel Résumat, *Mahomet et le Mahometisme (Revue des deux Mondes 1865. Tome LIX)*, ferner die Werke von Nöldeke und Muir, endlich R. Bosworth Smith, *Mohammed and Mohammedanism. Lectures delivered of the R. Institution in February und March 1874*. London 1874. 8°.

4) Alfred v. Kremer, *Kulturgeschichtliche Streifzüge auf dem Gebiete des Islâm*. Leipzig 1873. 8°. S. IV.

Ursprünge des Islâm.

Im Norden der Sabäer lag das Reich der Kinditen oder Minäer, mit den wichtigen Plätzen Mekka und Mina. Ein Volk waren die Minäer nicht, sondern eine Konföderation verschiedener Stämme, an deren Spitze ein militärisch organisirter Stamm stand, wie es deren in Arabien immer gegeben hat und noch gibt. Der dynastische Stamm der minäischen Konföderation waren nun die Kinditen oder deren Vorgänger. Bis ungefähr 570 n. Chr. war die Hauptstadt der Kinda in Nedschd und hatte eine so grosse Bedeutung, dass die Byzantiner mit ihnen in diplomatischem Verkehre standen; die kinditischen Herrscher hatten den Titel Könige der Maad und Rabya, und besassen in verschiedenen weit von einander entfernten Theilen Arabiens Nebenlinien, die überall über die benachbarten Stämme herrschten.

Im Gegensatze zu den Sabäern waren Kinditen und Minäer Nomaden und scheinen sich darauf sogar etwas eingebildet zu haben, daher auch der Gegensatz zwischen beiden in dem religiösen Kult. Der Mittelpunkt des sabäischen Sonnendienstes ist für alle Araber Ryâm gewesen, der Tempel eines Kâhin, Götzenpriesters, und einer Stätte, wo Opfer dargebracht und wohin gewallfahrtet wurde. Die Minäer hatten eben so viel Ursache die Religion zu pflegen, als ihre Rivalen, die Sabäer, verrichteten aber ihre gottesdienstlichen Feierlichkeiten unter freiem Himmel, wesshalb weder in Mekka noch in dessen Umgebung ein alter Tempel zu finden, denn die Kaaba war ein elender Steinhaufen. Das von ihnen zur Sicherung des Verkehrs, namentlich des Weihrauchhandels, eingesetzte Frühlingsfest wird in anderer Form bis auf den heutigen Tag gefeiert: es ist das moslim'sche Pilgerfest. Die wesentlich religiöse Handlung, das Schlachten der Opferthiere, wurde in Minà, einem Orte in der Nähe von Mekka gefeiert und stand unter dem Schutze der Minäer. Um die Beduinen, auf deren Zähmung es abgesehen war, herbeizuziehen, wurden die fremden Theilnehmer während des Festes von den Mekkanern bewirthet, und es bestanden zwei erbliche Aemter in Mekka, deren Inhaber dafür zu sorgen hatten, sie mit Speise und Trank zu versehen. Es war auch dafür gesorgt, das Fest recht piquant zu machen: bei einer Ceremonie in Mekka erschienen die Frauen im Kostüm der Mutter Eva ohne Feigenblatt, und nackt mussten die Pilger den siebenmaligen Umzug um die Kaaba vollenden. Nach dem gemeinsamen Feste besuchte jede Genossenschaft ihre Tutelargötzen; der wesentliche Theil des Mina-Festes aber bestand in der Unverletzlichkeit von vier Monaten im Jahre, während welcher Religion und Ehre geboten, die Waffen niederzulegen und allgemeinen Landfrieden zu halten [1]). So sehen wir ein inniges Bündniss zwischen Religion und Handelsinteressen zu gegenseitigem Nutz und Frommen, wie es auch bei christlichen Wallfahrten stattfindet. Als die Weihrauchstrasse verödet war,

---

1) Sprenger, *Alte Geographie Arabiens.* S. 211—224.

zogen die Minäer sich ganz und gar nach dem Nedschd zurück und überliessen den höchst unbedeutenden Handel den zwei Städten Mekka und Tayf, welche sich unabhängig vom kinditischen Einflusse machten; und von nun an besorgten die Mekkaner das Mina-Fest.

Da Mekka unter dem Einflusse syrischer Christen stand, erhielt das Fest eine jüdisch-christliche Färbung. Unmittelbar vor dem Islâm wurde es zu Ehren Allah's, für welchen nirgends eine Bildsäule oder Tempel errichtet war, begangen, er war die gemeinsame Gottheit, welche durch den Islâm auch zur einzigen wurde. Ob man schon in der minäischen Periode dieselben Begriffe von Allah hatte, oder, wenn die Benennung schon üblich war, die Sonne oder den Mond darunter verstand, wissen wir nicht[1]). Gewiss ist nur, dass der Berg Arafa und die Kaaba zu Mekka als Kultusstätten von unberechenbarem Alter sind. Die islâmitische Sage knüpft an diese Orte die Erinnerung an Adam und Eva, dereinst verehrte Götter, später aber hinter dem von Babylon weitverbreiteten und sogar zum Glauben an einen einzigen Gott sich verklärenden Kronos- oder Saturndienst immer mehr zurückgetreten, verkürzt und herabgesetzt, indem man sie dem menschlichen Maasse zu nähern suchte. Auf Gottes Geheiss legte Adam mit Hülfe der Engel die Grundfesten eines Tempels, der alten Kaaba, den die Fluth des Nuh (Noah) wieder zerstörte. Da kam Abraham und errichtete ihn von Neuem. Mit dem Namen Abrahams wird von den Moslemin eine Religion bezeichnet, deren wesentlichstes Merkmal der Glaube an die Einheit Gottes ist. Wie lebensfähig nun auch seine Geschichte in der biblischen Darstellung vor uns steht, Abraham ist doch nur der umgebildete Rest eines in die vermeinte Patriarchengeschichte eingefügten Saturn. Ueber den ganzen Boden der semitischen Welt aber verbreiten sich die Kultstätten des Gottes Abraham (*Ab-ram,* Vater der Höhe.) Als Gott verehrten ihn die heidnischen Idumäer im Norden von Hebron unter seiner uralt heiligen Terebinthe; zu Damaskus, wo Abraham als Urkönig und Stadtgründer gilt, hatte er in spätrömischer Kaiserzeit einen Altar und heute noch lässt Masjed Ibrahim, eine hochverehrte Wallfahrtsstätte nördlich von der Stadt, auf den alten Abrahamskult schliessen. Zu Harân im nördlichen Mesopotamien verehrten die heidnischen Sabier den Gott *Abu-Rom* und die Göttin *Sarah,* aus deren Leib die Götter hervorgegangen. Auch die Abrahamsmoschee zu Orfa dürfte an der Stelle eines Abrahamstempels stehen; Orfa aber gilt von Alters her für das *Ur-Kasdim,* von wo Abraham auszog. Alles spricht demnach dafür, dass in der heiligen Kaaba zu Mekka der Saturndienst gefeiert wurde. Die Farbe dieses Gottes in babylonischer Symbolik war schwarz und ist es geblieben zu Harân, wo die Sabier, diese weit in muhammedanische Zeit herabreichenden Erben chaldäischen Heidenthums, einen schwarzen Saturntempel hatten, mit schwarzen Vorhängen und einem Götzenbild von schwarzem Stein. Ein solches befand sich auch in der Kaaba.

---

1) Sprenger. A. a. O. S. 226.

Die Religion Abrahams ist es, die auch Muhammed wiederherstellen wollte, d. h. jenen Saturndienst, der durch Beseitigung und Unterdrückung der Nebengötter sich allmählig zum Eingottessystem verklärt hat. Wir wissen, dass dies nicht erst bei den Hebräern, sondern bereits in Chaldäa stattgefunden hatte. Die eben erwähnten Sabier verehrten einen höchsten Gott (*Schemael*, Samael) und gehörten nur insoferne der Vielgötterei an, als sie diesen Gott für zu gross und erhaben hielten, um sich unmittelbar mit der Leitung der Welt zu befassen; diese übergab er den Untergöttern, an welche vermittelnde Gestalten der Mensch sein Gebet und Opfer zu richten habe. Diese aber wohnen in den Planeten und da man auch die Planeten nicht immer sieht, braucht der Betende für seinen täglichen Bedarf Bilder derselben, Götzenbilder. Dies war auch der Standpunkt der Araber zu Muhammeds Zeit. Gleichwohl konnte nicht fehlen, dass diese Helfer und Vermittler dem ungebildeten Volke, wie auch anderwärts (z. B. im Christenthume Maria und die Heiligen) wichtiger wurden als die Urgottheit. Schon dass Saturn der gemeinsame Gott aller Araber war, macht es begreiflich, wenn die einzelnen Stämme ihren Stammesgottheiten und Schutzheiligen grössere Innigkeit der Andacht entgegenbrachten. Es ist Muhammeds Werk, den Kultus des höchsten Gottes in den täglichen Bedarf, und zwar mit Ausschluss und Läugnung aller Zwischenstufen wieder eingeführt zu haben.

Von grösster Bedeutung dabei ist der Vorgang jener vom Christenthume unberührten Sabier, die grösstentheils ihr Gebet nach der Kaaba zu Mekka richteten, also sicher auch die gleichfalls uralte Wallfahrt dorthin mitmachten. Viele Sabier hatten indess bereits auf die vermittelnden Götter verzichtet, und man rühmt sogar die Gründlichkeit der sabischen Beweise für die Einheit Gottes. Andererseits hatte das Bekenntniss der abrahamischen Sabier weit über Harân hinaus Anhänger gewonnen. Den Muhammed selbst nannte man zu Mekka einen Sabier. Als Inhalt ihrer Gesetzesrollen werden Sätze angegeben, die auch Lehrsätze Muhammeds geblieben sind. Wenn dazu die Nachricht kommt, dass die Sabier bereits die Pflichten des Fastens, Betens und Almosengebens kannten und übten; dass ihnen täglich dreimal ein Gebet mit Verbeugungen und Niederwerfungen vorgeschrieben und keines zulässig, ausser im Stande der Reinheit; dass auch ihre Reinigungsgesetze und Speiseverbote mit den muhammedanischen stimmen; dass sie einen ganzen Fastenmonat einhielten mit zweitägiger Festfeier am Schluss, — dann vermindern sich allerdings mehr und mehr die Eigenthümlichkeiten von Muhammeds Reform [1]). Indess dürfen wir unter diesem

---

1) Julius Braun, *Gemälde der mohammedanischen Welt*. Leipzig, 1870. 8°. S. 2—12. Kremer sagt (A. a. O. S IX): Der *Ashurâ*-Tag war schon vor Muhammed ein Fasttag (den Sprenger mit dem jüdischen *Kipur* identifizirt) und die *Ramadân*-fasten sind der christlichen Quadragesima nachgebildet, während die Waschungen und Prosternationen von einer jüdisch-christlichen Sekte oder von den Manichäern entlehnt zu sein scheinen. — So abweichend diese Deutung von jener Braun's klingt, so stimmen beide doch darin überein, dass sie die angeführten Einrichtungen als keine spezifisch muhammedanischen erklären, sondern auf fremde Quellen zurückführen.

Monotheismus der Araber, den man auch auf den Mosaismus des damaligen Arabien zurückzuführen versucht, uns nichts einbilden, als einen ziemlich lockern Glauben an die Einheit Gottes; daran knüpften sich ausser den jüdischen auch christliche und heidnische Zeremonien, Theorien und Philosopheme. Von einer Einheitlichkeit des Glaubens war keine Rede. In dem einen Orte mochten die jüdischen, in dem andern die christlichen, heidnischen oder selbst parsischen Elemente vorherrschen [1].

Wie sehr Muhammeds Lehre eine Nothwendigkeit geworden, geht daraus hervor, dass schon vor ihm eine Reihe von Männern zu Mekka und im benachbarten Taïf gegen das Götzenthum predigten. Solche Vorläufer Muhammeds waren der Dichter Omejja ibn Abi-s-Salt aus Taïf und Zayd ibn Amr, dessen Verse würdig neben den besten Stellen des Qorân stehen. An mannigfachen Ansätzen zur Reform fehlte es also nicht und so lange Muhammed den Untergöttern nicht feindselig zu Leibe ging, fand er durchaus keinen Anstoss [2].

Genau wie die Lehre Christi zielte der Islâm ursprünglich auf nichts weiter als auf eine Reform der schon bestehenden Glaubenssätze ab; ähnlich war es mit dem Buddhismus in Indien und der nämlichen Erscheinung begegnen wir später in der Reformation Luthers. Die Entstehungsgeschichte des Islâm lässt ferner klar erkennen, wie jede Religion etwas langsam Gewordenes, langsam Heranreifendes, sich langsam Entwickelndes ist. Kein Religionsstifter stellte sich von Anbeginn in Opposition zu den herrschenden Glaubenssätzen, Keiner behauptete etwas Neues ersonnen zu haben, Keiner beabsichtigte den Umsturz des Bestehenden, fast Jeder lebte in der Meinung die Rückkehr zum alten Glauben zu predigen, ein Phänomen, welches sich in dem sogenannten Altkatholicismus, richtiger Neukatholicismus unserer Tage noch deutlich beobachten lässt. Denn gerade wie ein materielles Instrument durch langen Gebrauch sich abstumpft, nützen sich auch soziale Institutionen und religiöse Ideen ab. Anfänglich handelt es sich bei den Reformatoren nur darum, das Instrument wieder in seinen alten Zustand zu versetzen; erst der Widerstand, den ihnen bei solchem Beginnen Jene entgegensetzen, die daran kein oder gar ein gegentheiliges Interesse besitzen, bringt sie in offenen Widerspruch und führt zu einer anfänglich nicht beabsichtigten Neuschöpfung, die aber bei strengerer Prüfung sich bloss als das endlich ans Licht tretende Resultat einer Menge von lange verborgen wirkenden Ursachen ergibt. Man übersieht nämlich gerne, dass sowohl die Abnutzung wie die Reform sozialer Einrichtungen und religiöser Ideen absolut nothwendige Stadien der Entwicklung sind, der sich gar keine Idee, wäre sie die erhabenste, entziehen kann. Dazu müsste ihr jene übernatürliche Kraft innewohnen, die sie nicht besitzt, ihr aber oft die moderne Phrase zuschreibt. Ein schärferes, unwiderleglicheres Argument für

---

1) *Ausland* 1864 S. 775.

2) Julius Braun, A. a. O. S. 13—14.

die Einbeziehung der menschlichen Geistesthätigkeit in die durchaus natürlichen Erscheinungen als diese die gesammte Entwicklungsgeschichte sich hindurch windende und selbst in den geringfügigsten Dingen nachweisbare Wandelbarkeit der Ideen lässt sich gar nicht denken.

Entwicklung und Wirkungen des Islâm.

Die Anfänge des Islâm bekunden überraschende Aehnlichkeit mit jenen des Christenthums. Während jedoch an der Person des Heilands historische Zweifel erlaubt sind, Vieles von ihm Berichtete lediglich dichterische Ausschmückung Anderer sein kann, ist Muhammed eine fraglos historische Persönlichkeit und all' die ihm zugeschriebenen Wunder sind von ihm selbst behauptet und geglaubt worden. Gleich den christlichen Mönchen zog er sich in die Einsamkeit der Wüste zurück, der Betrachtung, Fasten und dem Gebete geweiht. Hier fiel er Gehirntäuschungen zum Opfer, auf die zweifellos auch ein gut Theil der christlichen Wunder zurückzuführen ist. Diese Wunder, Erscheinungen, waren beidesmal Wahrheit, denn es sei wiederholt, Wahrheit und Wahrheit sind zwei sehr verschiedene Dinge. Die subjektiven Gesichte und Tonempfindungen, von denen Geisteskranke und Epileptiker erregt und geängstigt werden, sind für sie Realität und doch eine ganz andere, als die Bilder und Töne, die man mit gesunden Sinneswerkzeugen wahrnimmt [1]). Nicht nur aber ist das Prophetenthum ein für semitisches Blut berauschender Gedanke [2]), sondern Muhammed wäre auch nie Prophet geworden ohne eine krankhafte Anlage seines Körpers, die man als männliche Hysterie bezeichnet [3]). „Für alle nämlich, die nicht dickgläubig sind, kann es kaum einem Zweifel unterliegen, dass Muhammeds erste Vision und Offenbarung durch einen epileptischen Anfall herbeigeführt wurde, Muhammed aber als Betrogener oder Betrüger jenes körperliche Leiden ausbeutete, um in den Ruf zu kommen, er sei von Gott gesandt [4]).

---

1) Oskar Schmidt, *Descendenzlehre und Darwinismus.* Leipzig 1873. 8° S. 13.

2) Julius Braun, A. a. O. S. 19. Auch Chwolson, *Die semitischen Völker.* S. 47 erklärt das Prophetenthum für eine Erscheinung, die fast nur bei Semiten vorkommt.

3) A. Sprenger, *Leben und Lehre Muhammed's.* I. Bd. S. 207.

4) Dr. Henry Maudsley, *Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken,* Leipzig 1875 8° S. 51, wo der berühmte Verfasser fortfährt: „Nicht selten haben Epileptiker in Irrenanstalten ganz ähnliche Visionen, an deren Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit dieselben glauben. Wie ich nicht an Betrug denken darf, wenn der verfolgende Saulus in seiner Ekstase ein gläubiger Paulus wurde, so erachte ich es andererseits für ausgemacht, dass Muhammed von vornherein von der Wirklichkeit alles dessen, was er in seinen Visionen sah, überzeugt war." An einer anderen Stelle, S. 256 sagt der Autor von den Epileptikern: „Während sie noch Fleisch und Bein sind, kommen sie wohl, gleich Swedenborg, in den Himmel, wo sie mit Engeln, mit Propheten oder selbst mit dem Allerhöchsten verkehren, oder die Engel steigen zu ihnen, gleichwie zu Muhammed,

Wie Buddha und Christus wandte Muhammed sich zunächst an die unteren Volksschichten, wegen ihrer geringeren Bildung von begeisterten Reden leichter entflammbar und dem Wunderglauben geneigt; gläubige Sklaven wurden losgekauft, die Partei des Islâm zu stärken, wie in den ersten Tagen des Christenthums geschah, wie Buddhas Lehre die unteren Kasten zu befreien strebte; wie Buddha und Christus fand er allerdings in höheren Klassen nur wenig Anklang, wie Buddha und Christus endlich sah er sich Verfolgungen ausgesetzt. Begreiflicherweise machte Anfangs seine Reformation nur äusserst geringe Fortschritte, erst allmählig und ganz wie das Christenthum in Folge der Anfeindung gewann sie an Bedeutung und Einfluss. Deutlich lassen sich im Qorân die drei verschiedenen Stellungen unterscheiden, die Muhammed nacheinander zu seinen Zeitgenossen eingenommen, und die nichts als drei logisch nothwendige Entwicklungsstadien sind, nämlich erst als Reformator, dann als Stifter einer neuen Religion, endlich als Gesetzgeber und Fürst. In gleicher Weise langsam entstand der Qorân, kein Schriftstück aus Einem Guss, sondern voll der mannigfachsten Lesarten. Der Kampf mit dem Spott, womit ihn seine Gegner überschütteten, diente dazu, die noch sehr unfertige Lehre Muhammeds vollends auszubilden und zu festigen.

So wie die Reform Muhammeds eine allmählig herangereifte, keine in seinem Gehirn entstandene Originalidee gewesen, nahm auch seine Lehre in ihrer ersten Entwicklung schon fremde Elemente auf. Von anderwärts entlehnt sind nicht nur die dogmaticshen Trümmer, sondern auch die Bräuche und Gesetze, die das Leben reinigen und veredeln sollen. Die Lehre von der Auferstehung des Fleisches ist altparsisch und liegt in den jüngeren und älteren Parsenschriften noch vor; auch assyrische Vorstellungen verschmähte er nicht. Mit dem Juden- und dem Christenthume kam er in frühzeitige Berührung und nahm Manches davon auf. Die Juden, zu Yathrib (gewöhnlich *Medina* d. h. „die Stadt“ genannt) in ganzen Stämmen (*Beni Nadhir* und *Beni Kureiza*) wohnend und ihrer höheren Bildung wegen als Gegner gefährlich, suchte der Prophet durch Lob, Duldung und Zugeständnisse, wiewohl vergeblich, zu gewinnen, worauf dann bittere Verfolgungen kamen. Den Christen stand der Islâm zuerst eben so wenig feindlich gegenüber, musste sich aber von ihnen trennen, je schärfer er die Einigkeit gegenüber der christlichen Dreieinigkeit Gottes ausprägte. Ist auch die Dreieinigkeit eine Ueberkommniss der Heidenzeit, so verdient doch wegen ihrer Bekämpfung der Islâm, selbst auf so vielen heidnischen Bestandtheilen aufgebaut, keine besondere Bewunderung. Trotz ihrer Einheit Gottes haben die Muhammedaner es in der Civilisation nicht weiter gebracht, als die Christen mit der Dreieinigkeit. Auch darin ahmte Muhammed andere Systeme nach, dass er drei alte Gottheiten

---

herab, um sie mit einer prophetischen Mission zu betrauen. Ihre Visionen haben grosse Aehnlichkeit mit jenen, die bei gewissen religiösen Enthusiasten vorgekommen sein sollen und woraus bestimmte religiöse Dogmen hervorgegangen sind.“

des Heidenthums, die drei weiblichen Schicksalsgöttinnen der Mekkaner: *Ozza*, *Manah* und *Lat* zu Engeln machte. War Muhammed auch gewiss kein Betrüger, wie Manche wollen, gab er sich selbst auch nie für mehr denn einen Propheten Gottes (nicht für Gott selbst) aus, so nahm er doch für seine Offenbarungen den vollen Wunderglauben seiner Zeitgenossen und einen übernatürlichen himmlischen Ursprung in Anspruch; schon der Prophet füllte die Welt mit gleich den Fasten, Wallfahrten und Almosengeben, der Auferstehung und dem künftigen Leben anderer Religionen erborgten Dämonen, Dschinns und Iblys, die den christlichen Engeln und Teufeln ebenbürtig und nicht erst in späterer Zeit von der dichtenden Volksphantasie ersonnen sind. In beiden Punkten steht der Islâm um kein Haar höher als das Christenthum.

Die Ansicht, Muhammed habe die Stellung der Frauen wesentlich verbessert, beruht wohl nur auf Unkenntniss der früheren Zustände. Töchter galten nämlich bei den alten Arabern dermassen für ein Unglück, dass man vor Muhammed sie oft gleich nach der Geburt lebendig begrub [1]). Die Aufhebung dieser Sitte allein ist Werk des Islâms, doch war ihm darin Zayd ibn Amr vorangegangen. Im Uebrigen war die Stellung der Frauen vor Mohammed durchaus keine gedrückte, vielmehr eine sehr freie, und ist es bei den Beduinen heute noch [2]). Es herrschte nämlich neben der Vielweiberei, und zwar sogar in überwuchernder Weise, die Polyandrie, und die arabischen Frauen eilten mittelst der Scheidung in kaum beschränktem Wechsel von Flitterwochen zu Flitterwochen [3]). Trotz der in den physiologischen Verhältnissen unter jenen Breiten begründeten Polygamie genoss im arabischen Alterthume die Frau ein bedeutendes Ansehen; sie war nicht wie bei den Hellenen ein unglückliches Geschöpf, sondern spielte bei Kriegszügen, Friedensschlüssen eine einflussreiche Rolle und begeisterte, wie in der ritterlichen Gesellschaft, die Jünglinge zu Heldenthaten [4]). Das Mädchen besass vollkommene Freiheit in der Wahl des Gatten, und Verführer der Unschuld fanden eine strenge Strafe; die Frau war dem Manne fast vollkommen gleichgestellt, endlich sehen wir vor dem Islâm Frauen als Dichterinnen glänzen. Diese Stellung des Weibes hat nun der Islâm keineswegs zu ihrem Vortheile verändert; wohl besserte er das Loos der muttergewordenen Sklavin, wenn er sie auch den wollüstigen Launen ihres Gebieters preisgab wie zuvor, prägte er die Stelle des Weibes in der Familie schärfer aus, stattete sie mit ausgedehnterem, rationelleren Rechte aus. Die Beschränkung der Polygamie auf nur vier rechtmässige Frauen ist dagegen kulturell durchaus unbedeutend. Die vom Islâm gewährten materiellen Wohlthaten sind jedoch an jed-

---

1) Julius Braun, A. a. O. S. 33, dann Dr. Perron, *Femmes arabes avant et depuis l'islamisme.* Paris & Alger 1858. 8° S. 167—170 führt die Gründe zu diesem übrigens mit den noch üblichen Menschenopfern zusammenhängenden Gebrauche an.

2) Jul. Braun, A. a. O. S. 61. Perron zeigt dies ausführlich in seinem Buche.

3) C. v. Vincenti's *Die Ehe im Islâm.* Wien 1876. 8° S. 5—6.

4) Perron, A. a. O. S. 75, 134.

weden Ausschluss aus dem Reiche der Intelligenz geknüpft; der Harem ist freilich älter als der Islâm, dieser allein aber hat aus dem einstens freien Weibe eine Gefangene gemacht; er hat das altjüdische Gesetz erneut, welches Steinigung auf den Ehebruch setzt, und der Prophet selbst liess es mehrmals vollziehen [1]). Von seiner Heirat mit Zeineb stammen die Gesetze zur Beschränkung der weiblichen Freiheit [2]). Dies der Anfang jener Haremsgefangenschaft, die auf die weibliche Hälfte aller moslim'schen Staaten, und auf die männliche mit, so tief gewirkt hat und am Versinken in Unwissenheit und Trägheit, am Zurückbleiben hinter dem Abendlande wesentlich mit Schuld ist. Nicht der Polygamie, sondern der Haremsgefangenschaft — dies ist sehr zweierlei — ist diese Schuld zuzuwälzen. Mit ihr war die Bedeutung des Weibes vernichtet, sie von ihrer früheren Ebenbürtigkeit mit dem Manne in das Bereich der Sachen herabgedrückt. Sogar von der Moschee und den öffentlichen Gebeten schliesst der Qorân das Weib aus. Dass es seit dem Islâm keine Dichterinnen mehr gegeben, bedarf sonach kaum der Erwähnung. Die durch die Natur bedingte Unterordnung des Weibes ist wohl ein Merkmal aller Civilisation, aber vom Islâm in schärferer despotischerer Weise als irgend eine vollzogen. Dies die angebliche Verbesserung der Stellung der Frau durch Muhammed. Doch sei nicht verschwiegen, dass das arabische System für das weibliche Geschlecht weit entfernt war, drückend zu sein; sollen doch selbst Christenfrauen im Serail entzückende Zuflucht gefunden haben [3]). Diese Behauptung hat nichts Auffallendes, wenn wir zunächst das materielle sorgenlose Dasein im Serail in Anschlag bringen und erwägen, wie selbst ausgesprochene Gegner dieser Verhältnisse zugeben, dass wenigstens in der Gegenwart die muhammedanische Frau sich bei der uns so entwürdigend dünkenden Behandlung vollkommen glücklich fühlt, ja eine andere gar nicht dulden würde [4]).

---

1) Julius Braun. A. a. O. S. 60.

2) Sprenger, *Leben und Lehren Mohammeds*. III. Bd. S. 76. Weil, *Geschichte der islamitischen Völker*. S. 18.

3) Draper. A. a. O. S. 255.

4) Moriz Lüttke, *Aegyptens neue Zeit*. I. Bd. S. 156—157; einen guten Einblick in die Haremsverhältnisse gestattet das ganze Kapitel. S. 134—171. Auch der Gräfin Nostitz: *Helfer's Reisen nach Vorderasien und Indien* bieten dem Kulturhistoriker beachtenswerthes Material. Siehe auch Emmeline Lott, *The English governess in Egypt.. Harem Life in Egypt and Constantinople*. London 1866. 8° 2 Bde.; dann H. Frhr. von Maltzan's *Orientalische Haremstudien* in der *Neuen freien Presse* vom 20. und 27. August 1873. — Prof. Sepp hält sich nach allen bisherigen Erfahrungen für berechtigt, der Ansicht: wenn die Polygamie beseitigt sei, würde auch die Frau im Morgenlande in die ihr gebührende Stellung eingesetzt, ihren sittlichen Einfluss üben, zu widersprechen. Faktisch sei die Polygamie im Oriente schon beseitigt, dennoch bestehe die Entfremdung zwischen Mann und Frau in der Oeffentlichkeit fort. (*Reisebriefe aus der Levante* in: *Beilage zur Allg. Zeitung* No. 212 vom 31. Juli 1874 S. 3313). Und der Missionär Rev. H. H. Jessup meint: Wollen wir aufrichtig sein, so müssen wir gestehen, dass die Stellung der Frauen in den unteren Gesellschaftsschichten bei uns im faktischen auch nicht so sehr differirt, nur mit dem Unterschiede, dass, während im Osten das Prügeln des Weibes eine Art Gebot des Qorans ist, unsere Gesetzgebung

Wie die Polygamie fand der Islâm die Sklaverei vor, und er schaffte die eine so wenig ab als die andere. Nahm er sich gleichwohl des Looses der Sklaven mit Wärme an, so ist doch seine Thätigkeit um Milderung ihrer Lage kein Gegensatz zu jener des Christenthums, welches in gleicher Weise die Freilassung von Sklaven anstrebte und massenhaft zu Stande brachte. Die humanere Auffassung der Sklaverei seitens des Islâm übte aber die unerwartetste kulturhistorische Wirkung; denn nicht nur wurden bei Eroberung fremder Länder viele der alten Einwohner als Sklaven verkauft, sondern auch, während im christlichen Abendlande bei steigender Gesittung die Bedrückung der Sklaven zu gänzlicher Beseitigung dieses Institutes führte, bewirkte ihr mildes Loos in den moslim'schen Ländern eben das Umgekehrte; es forderte die Gefühle der Menschlichkeit zu deren Befreiung nicht auf und schmiedete damit die unzerreissbarsten Ketten. Während das christliche Europa die Sklaverei längst überwunden und sogar deren mildere Form, die Leibeigenschaft, abgestreift hat, ist sie im muhammedanischen Oriente eine tief mit Religion und Gesittung verwachsene, nicht zu entwurzelnde Einrichtung. Demnach darf man nicht in Einem Athemzuge natürlich finden, dass Muhammed die unbedingte Aufhebung des Instituts der Knechtschaft nicht gebieten konnte, das nämliche Vorgehen des Christenthums aber der herbsten Kritik unterziehen.

In den Moralgrundsätzen des Qorân waren die heidnischen Mekkaner bereits so sicher, dass Muhammeds eigene spätere Thaten nicht über, wohl aber tief unter ihrem Vorbilde stehen. Eben so wenig wie das Evangelium brachte der Qorân ein neues Moralgesetz zum Vorschein; seine moralischen Vorschriften stimmen vielfach mit den christlichen überein, ohne sie an Grossartigkeit zu erreichen. Genau wie das Christenthum, empfiehlt der Islâm den Gläubigen Redlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, Mässigung und Mildthätigkeit, doch hat er in den eroberten Ländern eine moralische Besserung kaum bewirkt. Während bei den alten Persern die Lüge als grösste Schande und Ahriman selber als ihr Erzeuger galt, lügt überhaupt der heutige Perser „so lang als seine Zunge geht." In seiner Philosophie steht der Qorân unvergleichlich tiefer als die Schriften Çakyamunis, in seiner Wissenschaft ist er völlig werthlos. Seine Astronomie, Kosmogenie, Physiologie sind kindisch, literarisch ist er den Büchern der Hebräer, der Bibel, untergeordnet, die er an Wissen nicht übertrifft. Aber der Qorân umfasst nicht nur das religiöse, sondern auch das bürgerliche Gesetz, und wie gross in dieser Hinsicht seine Mängel, zumal für die Bedürfnisse der Gegenwart, auch sein mögen, so ist immerhin das Buch bewundernswerth, das vom atlantischen Meere bis zum Tian-Schan und

---

sich dagegen auflehnt. Allerdings kommen die Gattinnenmorde etwas häufiger vor als in England und sind, sobald sie bloss die Form der Strafe annehmen, nur selten von unangenehmen Folgen begleitete Akte, allein, wie Rev. Jessup versichert, ist diese Gepflogenheit bei den griechischen Christen jener Gegenden nicht minder im Schwunge als bei ihren muhammedanischen Nachbarn. (H. H. Jessup, *The women of the Arabs.* London 1874. 8°).

weiter als Gesetzbuch gedient hat und noch dient. Desshalb ist der Islâm unzweifelhaft, ähnlich wie das Christenthum für Europa, eine Kultursegnung für den arabischen Stamm und drüber hinaus geworden. Zunächst wurde Arabien selber von der Fremdherrschaft befreit; alle inneren Fehden infolge von Selbst- und Stammeshilfe, ewig Blut säend und immer neue Blutrache, diese vorwiegend semitische Erscheinung [1]), erzeugend, sie fanden ihr Ende durch gemeinsames Gesetz und die oberste Entscheidung des Propheten. Wenn nachmals auch der unberechenbar alte Hass zwischen süd- und nordarabischen Stämmen wieder zum Ausbruche kam, so ist das nur ein Beweis, dass keine Religion der Welt im Stande ist, solch tiefgreifenden Volksleidenschaften ein Ziel zu setzen.

Ausbreitung des Islâm.

Die Ausbreitung der muhammedanischen Lehre ging mit der Entwicklung des islâmitischen Staates Hand in Hand. Dazu that die Gewalt der Waffen zwar viel, aber nicht Alles; es wirkten noch andere Umstände, darunter die sozialen Verhältnisse der eroberten Länder mit, in so ferne dort das Christenthum unter dem Einflusse des Orientalismus von allem Anfange an heidnische Formen angenommen hatte; am schlimmsten stand es damit in Afrika und Asien, wo nicht arische Völker lebten. Nur bei dem arischen Volksthume aber hat das Christenthum eine civilisatorische Wirkung ausgeübt. Wo immer es sonst Wurzel fasste — und dies ist nur selten geschehen — ist es zum leeren Formelwesen, zur Verzerrung der eigentlichen Lehre geworden, mit allen ihren Nachtheilen ohne ihre Vorzüge [2]); man blicke auf das koptische Christenthum der Gegenwart [3]). Für diese Völker war der Islâm entschieden das Passendere, weil Einfachere. Wie sehr dies der Fall, lehrt die Jetztzeit. Der Islâm ist kein kranker Mann er gedeiht und macht, ohne Missionäre und ohne Schwert, Fortschritte im Inneren Afrikas, wo er sich unter den Negervölkern unbestritten als Kulturreligion erweist. Er ist eben das für jene Völker und Himmelsstriche tauglichste Glaubensbekenntniss. Klug behielt er die Polygamie bei, welche in jenen Breiten der Anforderung der Natur entspricht, während das Christenthum sie verdammt. Keine Gesetze, weder politische

---

1) Chwolson, A. a. O. S. 54, und setzt hinzu: „manchen anderen Rassen ist sie zwar nicht ganz unbekannt, aber bei den Arabern wurde sie gewissermassen in ein Rechtssystem gebracht und es gibt bei ihnen noch jetzt mündlich sich fortpflanzende Gesetze der Blutrache." — Die Blutrache bei den Hellenen wurde schon an gehöriger Stelle erwähnt. Siehe über dieselbe in Südarabien: Br. Maltzan, im *Globus* XXI. Bd. No. 8 S. 122—124.

2) Ich gestehe gerne als Ausnahme zu: die ugrischen Bewohner Finnland's, die gleichfalls ugrischen Magyaren und die iberischen Basken, wofür sich der geneigte Leser die Gründe leicht selbst sagen kann.

3) Siehe dessen Charakteristik bei Lüttke, *Aegyptens neue Zeit.* II. Bd. S. 334—379.

noch religiöse, vermögen jedoch den Bedürfnissen der Menschennatur absolutes Schweigen zu gebieten; im besten Falle werden sie umgangen[1]) und die Landessitte sanktionirt was das Gesetz verbietet, wie in den christlichen Ländern des tropischen Amerika geschieht. Nichts natürlicher daher, als dass die Asiaten und Afrikaner mit offenen Armen einen Glauben aufnahmen, der ihnen aus der Befriedigung natürlicher Regungen kein Verbrechen machte, und gewiss sicherte die Vielweiberei die Eroberung; ihre unwiderstehliche Wirkung in Befestigung der neuen Ordnung der Dinge ward bald offenbar; die grossen Familien, welche die Polygamie stiftete, drängten in den Lauf weniger Jahre Ereignisse zusammen, zu deren Vollbringung es sonst vieler Generationen bedurft haben würde. Die Kinder rühmten sich ihrer arabischen Abkunft und wurden angeleitet die Sprache der Eroberer, ihrer Väter, zu sprechen, in jeder Beziehung Araber. In wenig mehr als einer einzigen Generation sprachen die Kinder des hamitischen Nordafrika arabisch. Der Versuch, in Westeuropa festen Fuss zu fassen, misslang; von vorübergehenden Besitzungen im südlichen Italien abgesehen, blieben die Araber auf Spanien beschränkt, wo eine nichtarische, die iberische Rasse, den Grundstock der Bevölkerung bildete; und selbst hier gelang es später dem mit den arischen Germanen eingedrungenen Christenthume den Islâm auszutilgen, woran in Asien und Afrika nicht gedacht werden kann. Die christlichen Reiche in Asien zur Zeit der Kreuzzüge sind spurlos verschwunden, ohne einen wahrnehmbaren Einfluss auf Bevölkerung und Kultur jener Himmelsstriche ausgeübt zu haben, die heute muhammedanischer sind denn je, wie die modernen Christenverfolgungen in Syrien, die erst kürzlich gelöste Schwierigkeit, in das Ostjordanland Palästinas zu dringen, zur Genüge darthun. So gering man von dem oströmischen Kaiserthum in Konstantinopel denken mag, so sehr dort das arische Volksthum mit fremden Bestandtheilen versetzt war, es behielt dennoch die Kraft, dem Islâm selbst in seinen siegreichsten Tagen zu widerstehen, eine Kraft, die es bis heute bewahrt hat. Denn als endlich das Reich zusammenbrach und die Lehre des Propheten nach Konstantinopel gelangte, war dies ein Sieg nicht des arabischen Semitismus, sondern des hochasiatischen Türkenthums. Und auch diesem gelang es nicht, den Islâm auf die arische Menge zu übertragen; in der Türkei der Gegenwart sind die Muhammedaner die enorme Minderzahl und fast ausschliesslich auf das türkische Element beschränkt. Die arischen Griechen und Slaven, die Majorität der Bevölkerung, hangen fest am Christenthume. Nur die muhammedanischen Skipetaren (Albanesen) und die numerisch wenigen muhammedanischen Bosnier bilden Ausnahmen, die wohl als Bestätigung der Regel dienen.

Ich möchte nun nicht im Vorhergehenden die Lehre aufstellen, dass jede Rasse ihre eigene Religion habe, oder dass jede Religion nur unter einem gewissen Himmelsstriche gedeihen könne, denn beiden

---

1) Diesen Satz bekräftigt auch A. v. Kremer, *Kulturgeschichte des Orients.* I. Bd. S. 39—40.

Behauptungen widersprechen die Thatsachen. So hat sich der Islâm gleichmässig über Semiten, Hamiten und Turkvölker verbreitet, ja selbst die ostarischen Perser und Hindu ergriffen, deren nördlichste Grenze freilich fast mit jenem Breitengrade abschliesst, der die Südgrenze der europäischen Indogermanen bezeichnet. Bei der hochasiatischen oder mongolischen Rasse finden wir dagegen den Islâm, den Buddhismus, die Lehren des Kon-fu-tse und Lao-tse nebst dem groben Schamanismus in Uebung. Eben so kräftig möchte ich gegen die in neuerer Zeit beliebt gewordene Meinung von der Einheit der Religionen mich verwahren. Sind jedoch Rassengrenzen nicht, wie man vielfach mit eigensinnigen Vorurtheilen festzuhalten sucht, auch Ideengrenzen, war sie dies weder vor noch nach dem Christenthume, so ist doch nicht minder wahr, — was durchaus kein Wiederspruch — dass kein Volk die seiner Rasse gezogenen geistigen Grenzen überschreiten kann. Nur dadurch lassen sich die obigen Erscheinungen erklären; oder sollte es blosser Zufall sein, dass das Christenthum ausschliesslich bei den Indogermanen, der Islâm vorwiegend bei Nichtariern gedeiht, dass die arischen Perser gerade Schiiten sind, und in der christlichen Kirche der Protestantismus lediglich auf die nördlicheren germanischen Länder beschränkt blieb, der Katholizismus bei den südlichen Romanen den meisten Anklang fand, während die östlichen Slaven dem griechischen Schisma anheimfielen?

Die Eroberungen der Araber.

Die Geschichte des Islâm ist mit den Eroberungen der Araber innig verwachsen. Schon der Prophet war am Abende seines Lebens Fürst und Gesetzgeber; schon er begann dem Islâm mit bewaffneter Hand Bahn zu brechen. Obwohl Muhammed dem alten Yathrib den Namen *al Madyna* (Medina), welches die Stadt und auch der Rechtsstaat heisst, gegeben hat, so war seine Gemeinde doch nichts weiter, als eine Räuberbande. Muhammed reduzirte seinen Antheil an der Beute als Schirmherr auf ein Fünftel und führte grössere Centralisation ein — die Raubplane wurden von ihm selbst entworfen oder gutgeheissen. Seine Bande unterschied sich von anderen in so fern, als wenigstens in letzter Zeit die Verbreitung des Glaubens das Hauptmotiv der Expeditionen war, und wie bei Karl d. Gr. Politik und religiöser Eifer Hand in Hand gingen. Von unseren Armeen unterschieden sich die arabischen Horden auch später, als sie Syrien und Aegypten eroberten, wesentlich: sie erhielten keinen Sold, nicht einmal die Waffen von der Regierung, sie waren nicht disciplinirt, bildeten keinen eigenen Stand, gingen keine Kapitulation ein, stellten sich aus freiem Antriebe unter die Fahne, folgten ihren Führern aus Vertrauen und Anhänglichkeit, und der moralische Druck der öffentlichen Meinung war fast die einzige Macht, welche sie in Schranken hielt. Der Islâm erlaubte ihnen einig zu sein und gab ihrem Streben Weihe, aber das wahre Band der Einheit war Gemeinsamkeit der Interessen und ihr Zweck war, sich durch Beute zu bereichern; diese freien

kühnen Krieger waren Räuber wie ihre Väter. Es fehlte nicht an enthusiastischen Gläubigen und sie übten auch den grössten Einfluss; aber für die Mehrzahl war Religion nur eine willkommene Selbsttäuschung, welche sie in den Stand setzte, mit Bewahrung der Würde des Stammes, in welchem bei den Arabern das Individuum aufgeht, sich zu gemeinsamer That zu vereinigen.

Wie alles Grosse in der Welt war auch Muhammeds Umkehrung Arabiens nicht die Sache eines schlauen, von vorne angelegten Planes; aus dem Glaubensprediger ward nothgedrungen ein Eroberer und Staatengründer. Nachdem er in Medina weltliche Macht errungen, gebot er über ganz Arabien und streiften seine Horden selbst in die Gebiete der Perser und Byzantiner, fassten sie in Syrien und am Euphrat festen Fuss. Das Hauptverdienst um die Gründung des moslim'schen Staates gebührt aber dem Omar. Nach Muhammeds Tod 632, blieb die geistliche und weltliche Macht in der Person des Kalifen vereinigt, der sich in der Folge in den *Emir Almumenim* (Fürst der Gläubigen) verwandelte. Schon der erste Kalif Abu Bekr, führte seine siegreichen Haufen nach Damaskus und eroberte das Reich Hira im Iraq, dann Gaza sammt den umliegenden Ländern. In die Regierung Omars fällt die Eroberung von Persien bis Chorassân, Syrien Palästina, Phönikien, Mesopotamien, Armenien und Aegypten, welche sein Nachfolger Osman vollendete; kaum dreissig Jahre genügten, eine halbe Welt unter das Joch des Islâm zu beugen.

Ein Volk von Träumern kann nur durch Träumer zusammengehalten und angetrieben werden. Die Religionsform ist es, die im Orient den Menschen an den Menschen bindet, und so oft eine neue religiöse Idee, das Höchste und Heiligste, was die menschliche Einbildungskraft beschäftigt, gläubig aufgenommen, die Gemüther erhitzt, sind sie fähig, sich zu gemeinsamer Thätigkeit aufzuraffen. Diese Sätze sind schon von Ibn Chaldun, dem grossen Geschichtsschreiber der Araber, ausgesprochen und durch die Geschichte bewiesen worden. Trotz des religiösen Enthusiasmus der Araber konnte die Ausbreitung des Islâm, theilweise wenigstens, nicht ohne heftige Kämpfe vor sich gehen.

Für die Entwicklung des Islâm und der von ihm ausgehenden Kulturrichtung in Glauben, Denken, Sitten, Institutionen und Staatswesen war von diesen wohl keiner wichtiger als der Vernichtungskrieg mit Persien, weil unter den Sassaniden das ächt persische Wesen noch einmal vor seiner Verschmelzung mit fremden Bestandtheilen und seinem stufenweisen Sinken mit grosser Energie sich bethätigte und in Künsten und Wissenschaften den Grund legte für die von uns so sehr bewunderte arabische Kultur des Mittelalters[1]. Die Sassaniden und bereits ihre Vorgänger, die hellenistischer Bildung geneigten Parther, sorgten durch Uebersetzungen griechischer Philosophen und Naturforscher für die Verbreitung hellenischer Kultur in Persien;

---

1) Nach Prof. Ferdinand Justi. (*Ausland* 1875. S. 305—310).

die Baukunst der Perser schon in alter Zeit blühend, entwickelte fruchtbare struktive Elemente, welche durch die Araber mit Hinzunahme byzantinischer Motive verwerthet, jene Gebäude entstehen liessen, deren prachtvolle Reste wir von Indien bis nach Spanien verfolgen können. Der Spitzbogen ist unter den Sassaniden ausgebildet, oder richtiger gesagt (da man ihn bereits im alten Assyrien findet) aufs neue entdeckt worden, nachdem man zur Verminderung des Druckes einen erhöhten Bogen, und zwar zuerst einen Eibogen (wie in Firuzabad, Sarbistan in Persien, am Chosroenpalast zu Ktesiphon) konstruirt hatte, dessen unschöne Form jedoch durch Zuspitzung beseitigt wurde. Die Münzen der Sassaniden zeigen einen vom parthisch-seleukidischen Typus verschiedenen eigenthümlichen Kunststyl und sind die Vorbilder der Kalifenmünzen geworden. Dass die arabische Kunst aus der persischen abzuleiten ist, wird kein Kenner bezweifeln; der Annalist Tabari bestätigt diesen aus der Geschichte der Denkmäler gewonnenen Schluss durch den Bericht, dass Omar in Kufa einen Palast nach dem Plane des weissen Schlosses in Ktesiphon erbaut habe, und die Masse desselben müssen sich genau an die des letzteren angeschlossen haben, da man die Thorflügel aus Ktesiphon nach Kufa schaffte, um sie dort einzusetzen. Die Bewohner von Kufa ahmten das Beispiel nach und holten sich gleichfalls ihre Hausthüren aus der zerstörten Stadt der persischen Könige. Die Denkmäler der Sassaniden zeigen sehr deutlich römischen Einfluss, und wie sich schon die alten Könige griechischer Künstler bedient hatten, ohne doch das Charakteristische des einheimischen Baustyls aufzugeben, so waren auch griechisch-römische Anlagen die Muster sassanidischer[1]). Auch bemalte man die Wände der Paläste, wie bereits zur Zeit der Assyrer und Babylonier. Die Forschungen der Orientalisten haben sich vielfach dieser interessanten Periode zugewendet und namentlich den alten persischen Religionsurkunden, welche dem Zarathustra zugeschrieben werden und damals ihre jetzige Redaktion erfuhren.

Der Zoroastrismus der Perser kollidirte vielfach mit Juden- und Christenthum; manche Lehrsätze der letzteren Religion waren den Persern anstössig; doch sind nur dann Verfolgungen angeordnet worden, wenn die Christen geheime Verbindungen mit dem oströmischen Reiche unterhielten oder den Vorschriften des Königs nicht gehorchen wollten. Wie im Römerreiche waren es meist die kräftigsten Herrscher, welche sich zu Christenverfolgungen veranlasst sahen. Sobald es sich nur um religiöse Differenz handelte, blieben die verschiedenen Religionen unbehelligt, und Tabari berichtet von König Ormisd (578—590), dem

1) So bemerkt Tabari (2, 160), dass die Stadt Rumia bei Ktesiphon nach dem Muster von Antiochia an der syrischen Küste, wo Sapor den Kaiser Valerian gefangen nahm, angelegt wurde. Ebenso wurde die Stadt Schuschter unter der Leitung dieses kaiserlichen Gefangenen von griechischen Baumeistern erbaut, und namentlich die vielgenannte Wasserleitung Schadrewan mit dem Bendi Kaisar (Kaiserdamm), welche noch heute besteht und mehrfach von Europäern beschrieben ist, vordankt diesen Künstlern ihre Entstehung.

Sohne des grossen Chosru Nuschirwan, welcher erst vor Kurzem den Byzantinern ihre schönsten Provinzen in Asien entrissen hatte, dass er auf die Vorstellungen der Magier, man müsse Juden und Christen verfolgen, gesagt habe: „Man kann in einem Lande Verschiedenheit der Meinungen nicht aufheben, und in einem grossen Reiche darf es Menschen verschiedener Richtungen geben".

In den nordöstlichen Theilen des persischen Reiches blühte der Buddhismus, und Tabari erwähnt an verschiedenen Stellen Götzenbilder, welche die Araber erbeuteten, und offenbar Statuen des Buddha gewesen sind.

Die persische Nation musste — ein in der Geschichte häufig wiederkehrender Fall — trotz ihrer überlegenen Bildung vor der arabischen, deren dürftige Unkultur oft ihren Spott reizte, das Gewehr strecken. Eine vornehme Frau in Hira war einem Araber als Beutetheil zugefallen; sie erklärte sich bereit, jeden Preis zu zahlen, wenn er sie freigebe. Der Araber verlangte 1000 Dirhem, und die Frau wurde frei. Als man ihn darauf aufmerksam machte, dass 1000 Dirhem (etwa 480 Mark) zu gering gewesen sei, gestand er, dass er von einer Zahl über 1000 nichts gewusst habe. Jesdegerd sagte zu einer arabischen Gesandtschaft, welche ihn aufforderte, den Islâm zu bekennen oder den Kampf aufzunehmen: „Ich habe viele Völker gesehen, Türken, Deilemiten, Slaven, Inder und andere, aber niemals habe ich armseligere als euch gefunden; Mäuse und Schlangen sind eure Nahrung und eure Kleider bestehen aus Fellen der Kameele und Schafe; wie vermögt ihr mein Reich zu erobern?" Treffend antwortete einer der Gesandten: „Du hast Recht; Hunger und Blösse war vordem unser Loos, aber Gott hat uns einen Propheten gegeben, dessen Religion unsere Stärke ist".

In der unermesslichen Beute, welche die Araber machten, befanden sich viele Dinge, welche ihnen noch ganz unbekannt waren. Bei der Eroberung von Ktesiphon erbeutete man neben anderen Herrlichkeiten ein Kameel mit einer Kiste beladen, die den mit Perlen und Rubinen gestickten Rock des Königs, aus Goldfäden gewebte Kleider, die Krone, an welcher 100 Perlen strahlten, den Ring und zehn Stücke Brokat enthielt. Panzer, Helm, Bein- und Armschienen der königlichen Rüstung waren von Gold; im Schatz fand sich ein goldenes Ross mit einem silbernen, von Edelsteinen übersäeten Sattel, ebenso ein silbernes Kameel mit einem Jungen von Gold. Ebenso wurde ein Winterteppich von Brokat erbeutet, welcher 300 Ellen lang und 60 breit war; er wurde im Winter aufgelegt, und war umrahmt von einer Borte grüner Smaragde, während verschiedenfarbige Edelsteine als Blumen eingelegt waren. Ein Stück derselben verkaufte Ali, der Freund Muhammeds für 8000 Dirhem (kaum 3900 Mark), und die Edelsteine und andere Kostbarkeiten wurden in Mekka an Kaufleute aus verschiedenen Ländern vergantert. Im Magazin der Parfümerien fand man gläserne Gefässe mit Kampher, Ambra, Moschus und anderen Wohlgerüchen; nach anderen Schriftstellern erbeuteten die Araber auch eine Schiffsladung Kampher, welchen die Perser dem Wachs beimischten, aus dem

sie duftende Kerzen verfertigten; die Araber thaten den Kampher als Würze an das Brod.

In Persien stiessen also die arabischen Horden auf eine fremde arische Rasse, auf ein uraltes Kultursystem und die dem Islâm an innerem Werthe überlegene Religion der Magier. Desshalb nahm der Kampf gar bald die Form des Rassenkampfes, nicht bloss des Religionskrieges an. Auch die Araber erkannten dies und während sie anderwärts zwischen der Annahme ihres Glaubens und dem Tribute wählen liessen, heischten sie hier mit grösster Strenge die Ausrottung der alten Gesetze, Religion und Sitten, kurz die Vernichtung jener uralten Civilisation, die zum Theil noch ein Erbgut der Zeitgenossen Zarathustras war. Wohl vermochte endlich nach langem, heftigen, nicht stets unglücklichen Widerstande die Gewalt der Eroberer der Sassaniden-Dynastie ein Ende zu machen [1]), ihre Kultur zu zerstören, eine völlige Unterjochung ganz Persiens gelang nie. Musste wohl nothgedrungen die Mehrzahl Bekehrung wählen, so gab es doch noch im X. Jahrhunderte kleine Reiche sassanidischer Prinzen, wo eifrige Anhänger der altpersischen Regierungsform und Gesetze ihre Verfassung, Religion und Sitten retteten und unabhängig fortlebten; andere begaben sich nach der Insel Ormus, von da weiter nach Diu und im Laufe der Zeit nach Gudscherat. Dort in Indien leben diese Nachkommen der sassanidischen Perser als Guebern oder Parsi ohne alle Vermischung mit den Landeseingebornen noch heute fort, und ein genaues Studium ihrer Sitten, Anschauungen und Schriften, eine Würdigung ihrer hervorragenden geistigen Stellung im heutigen Indien gestattet einen Rückschluss auf die persische Kultur der Sassanidenzeit. Allgemein unterschätzt man sie eben so, wie jene ältere, woran das noch ziemlich rohe Hellenenthum seine ersten Sporen verdiente.

Fast gleichzeitig mit der Eroberung Persiens erfolgte die Ausdehnung der Araber über Nordafrika. Aegypten ward schon 638 von Amr-ibn-el-Asi, gewöhnlich kurz Amru genannt, angegriffen und zum Besitz des Kalifats des Omar geschlagen. Seit der Unterjochung des Landes ergoss sich in dasselbe ein unaufhaltsamer und lange fortfliessender Strom arabischer Einwanderer, die bald das numerische Uebergewicht über die einheimische Bevölkerung erlangten. Wenn es ihnen dabei glückte, letztere nach und nach beinahe ganz in sich aufzunehmen und mit sich zu verschmelzen, so wirkte dazu der massenweise, theils freiwillige, theils gewaltsam erzwungene Uebertritt der Aegypter zum Islâm mit, der hier um so leichteren Eingang fand, als das christliche Aegypten fast nur monophystische Bekenner zählte, die mit dem Dogma der byzantinischen Kirche über die verschiedenen

1) Was Quintus Curtius vom Hofstaate des Darius Codomannus erzählt, berichtet Tabari auch von dem letzten Jesdegerd; beider Schicksal war ein gleiches, besiegt, umherirrend, zuletzt von ihren eigenen Unterthanen erschlagen, sanken sie vom Thron, den ein Fremder bestieg. Jesdegerd hatte auf seiner Flucht 4000 Personen um sich, unter denen kein Krieger sich befand, wohl aber Sklaven, Köche, Kammerdiener, Marställer, Schreiber, Weiber, Greise und Kinder.

Naturen Christi in Widerstreit standen. Hauptsächlich freilich wurde die Ausbreitung des Muhammedanismus durch den Nachdruck der weltlichen Gewalt entschieden [1]). Mit dem Uebertritt war eine Hauptschranke gefallen, die sich einer innigeren Vermengung der Volksstämme entgegengestellt hatte und der Mischungsprozess ging so gründlich vor sich, dass daraus eine Generation entstand, in welcher die Elemente des alten Aegypterthums — bis dahin erhalten — nur noch sporadisch zu erkennen sind. Was die Einwanderung der Israeliten und Aethiopen, was die Eroberungen der Hyksos und Perser, was die Herrschaft der Griechen und Römer, was der geistige Einfluss des Christenthums nicht vermocht und nicht gewollt hatten, das brachten der Islâm und die Araber fertig: nämlich alle Dinge, welche das ägyptische Volk zum ägyptischten machten und welche es durch die Jahrtausende ziemlich unversehrt hindurchgerettet hatte, bis auf einen geringen Rest zu zerstören und verschwinden zu machen, eine uralte Nationalität und Civilisation einer fast vollständigen Vernichtung und Vergessenheit zu überliefern [2]). Aegypten ist ein leuchtendes Beispiel für die Wichtigkeit der ethnologischen Wandlungen, welche in diesem Falle, wie in manchen anderen, allein den Umschwung des dortigen Kulturganges erklären. Die in Aegypten eingetretene Wendung wird durch keines der Schlagworte vom Regierungssystem, der Religion, vom Pfaffenthum, der Aristokratie oder der unterdrückten Volksrechte abgethan; das ethnische Moment allein löst die Frage.

Von Aegypten aus sollte das übrige Afrika unterworfen werden, doch ruhte diese Erorberung bis zu den Jahren 646 und 667; indess gelang es den Arabern noch nicht, sich zu behaupten; dies konnten sie erst zwischen 692—698, nach schweren Kämpfen mit den Byzantinern, den damaligen Herren der nordafrikanischen Gestade; von hier aus drangen sie 710 nach Spanien. Mit den Eroberungszügen der Araber kamen indess nur Krieger und einzelne Familien arabischer Abkunft nach Nordafrika, welche sich in den Städten, hie und da auch in einem befestigten Kastell niederliessen, aber das ganze Flachland, das Gebirge und die Sahara blieben in den Händen der autochthonen Berber. So ist es eine gewöhnlich übersehene Thatsache, dass bis zum Jahre 1050 unserer Zeitrechnung Nordafrika mit Ausnahme der Städte nur von Berbern bewohnt wurde [3]). Bis um die Mitte des XI. Jahrhunderts bildeten sie verhältnissmässig civilisirte Staaten mit berberischer Bevölkerung und unter berberischen Dynastien. In Tunesien herrschten die Ziriden, in den Provinzen Konstantine und Algier die Hammaditen, in Marokko die Almoraviden, alle drei Dynastien vom Stamme der Sanhadscha, der damals sich der höchsten Blüthe und Machte erfreute. Unter seinen

---

1) Stephan, *Das heutige Aegypten.* Leipzig 1872. 8. S. 257—258.

2) Lüttke, *Aegyptens neue Zeit.* I. Bd. S. 12—14.

3) H. Baron Maltzan, *Der Völkerkampf zwischen Arabern und Berbern in Nordafrika.* (*Ausland* 1873. S. 416).

Berberfürsten war Nordafrika ein blühendes, civilisirtes Land, wie die Berichte der pisanischen, genuesischen und venetianischen Kaufleute aus dem Mittelalter bekunden. Erst in der genannten Epoche fand die mächtige arabische Einwanderung statt, welche den Bevölkerungsverhältnissen und damit zugleich der Kulturentwicklung in Nordafrika neue Gestaltung gab. Ein zweites Beispiel also von der Bedeutung des Rassenmoments in der Kulturgeschichte! Die Eroberung Nordafrikas im VII. Jahrhunderte beschränkt sich kulturhistorisch demnach auf die Annahme des Islâm durch die Berber, die von jeher eine ausserordentliche Neigung zur religiösen Sonderstellung hatten und die Stiftung jeder neuen Sekte mit Enthusiasmus zu begrüssen pflegten. Sie hatten sich seinerzeit leicht zum Christenthume bekehrt, dann als Christen dem Donatismus, den Cirkumcellionen und jeder vom Katholizismus abweichenden Lehre gern fanatischen Vorschub geleistet; eben so liessen sie sich zum Islâm bekehren, freilich nicht ohne zuvor den neuen Bedrückern den heftigsten Widerstand entgegenzustellen. Diesen Uebergang erleichterte die von den Vandalen eingeschleppte Lehre des Arius, wonach Christus nicht als gottgleich zu achten — eine Lehre, die bereits viel Boden gewonnen und mit der moslimschen Fassung zusammentraf. Trotzdem machte sich der Rassenhass alle Augenblicke Luft durch blutige Aufstände der berberischen Bevölkerung gegen die arabischen Statthalter, welche Namens des Kalifats Nordafrika regierten [1]). Kein Jahrhundert war verflossen, als ein Theil des Landes nach dem andern dem Kalifat auf immer entrissen und eine unabhängige Dynastie nach der andern gegründet ward. So entstand 789 die Herrschaft der Edrisier in Maghreb, wohin die Araber überhaupt nie als Ansiedler gelangten, im Jahre 800 jene der Aghlabiten von Tunis bis Aegypten und 877 jene der Tuluniden in Aegypten selbst.

In Spanien herrschten zur Zeit seiner Eroberung durch die Araber westgothische Fürsten [2]). Anfangs lebten die Landeseingeborenen neben den, natürlich nur die Minorität, den Adel bildenden Westgothen wie zwei verschiedene Nationen, jene nach römischem, diese nach germanischem Gesetz, jene orthodoxe Christen, diese Arianer. Wie anderwärts unterlag aber auch hier der Arianismus, siegte endlich der Katholizismus. Wir werden sicher nicht fehl gehen in der Annahme, dass hierzu die Ueberlegenheit der Unterjochten, der Erben und Träger der altrömischen Civilisation, über die rohen Westgothen wesentlich beitrug. Es wiederholte sich hier die Erscheinung, dass die Sieger die höhere Kultur der

1) Vgl. H. Fournel, *Etude sur la conquête de l'Afrique par les Arabes et recherches sur les tribus Berbères qui ont occupé le Maghreb central.* Paris 1857. 4°; dann desselben: *Les Berbers. Etude sur la conquête de l'Afrique d'après les textes arabes imprimés.* Paris 1874. 4° I. Tome.

2) Siehe J. Aschbachs *Geschichte der Westgothen* und Felix Dahns *Die politische Geschichte der Westgothen*, 1871. Quellenschrift ist Isidorus Hispalensis († 636), *Historia seu Chronicon Gothorum* (176—628) ap. *Hisp. illustr.* ed. Schott. III. T. p. 847 ff.

Besiegten annahmen. Kein Wunder daher, wenn die Gothen selbst bald in das Joch der Geistlichkeit geriethen. Die nämlichen Ursachen, welche die Zustände im Reiche der Merowinger herbeiführten, wirkten auch hier und erzielten gleiche Resultate. Als der Islâm, durch innere Zwistigkeiten der gothischen Grossen herbeigerufen, über die Meerenge von Gibraltar setzte, wird der Zustand Spaniens ziemlich trostlos geschildert. Verblüht war die germanische Tapferkeit unter dem trägen hispanischen Himmel, der Adel verweichlicht, der Krieger der Führung der Waffen entwöhnt, der Bürger verarmt, der Sklave hart gedrückt. Im Nu fiel der grössere Theil der Halbinsel den Semiten zur Beute; die eingeborne Bevölkerung erblickte in ihnen mit Recht Befreier vom germanischen Joche, tauschte aber freilich nur einen Herrn gegen den anderen ein. Ihre Räubernatur verläugneten die Araber auch in Spanien nicht, wie ihr Benehmen bei der Einnahme Toledos zeigt. Indess eroberten sie nie ganz Spanien, sondern nur die südlichen Provinzen; im Norden erhielt sich immer ein westgothisches Reich, jenes von Oviedo oder Asturien, zu dem bald ein fränkisches in dem nordöstlichen Theile, Navarra und Arragonien sich gesellte[1]). Das arabische Spanien, dem Kalifenthrone einverleibt, wurde durch Statthalter regiert; allein die Abhängigkeit konnte nicht lange erhalten werden; so wie in Nordafrika erhob sich kaum vierzig Jahre nach der Eroberung in Spanien ein selbständiges arabisches Reich.

Am spätesten erreichten die Araber Sizilien und Unteritalien. Es ist eine feststehende Thatsache, dass die Insel Sizilien, die man bis in die neuere Zeit für ununterbrochen romanisch erachtet hat, nicht vor dem XIII. Jahrhundert italianisirt worden ist [2]). Bis dahin sprach das Land fast ausschliesslich griechisch [3]) und darauf arabisch. Die arabische Eroberung Siziliens ging erst von den oberwähnten Aghlabiten aus, war jedoch nicht so leicht wie jene Spaniens, denn hier stiess man nicht auf entnervte Germanen, sondern auf byzantinische Truppen, bei welchen sich die Moslemin auch anderwärts nicht eben viele Lorbeeren geholt haben. Im Jahre 831 wurde der Islâm nach einjähriger Belagerung Herr in Palermo, erst 879 in Syrakus. Der härtere Widerstand hatte auch grössere Erbitterung zur Folge, denn bei der Einnahme Taorminas (902) wurden alle dahin geflüchteten Christen sammt der Besatzung niedergemetzelt.

Es fehlt nun nicht an Geschichtsschreibern, die vor der Eroberung einen wahren Abscheu zu verbreiten, in ihr die Quelle alles Unheils

---

1) Siehe Jos. Aschbach, *Geschichte der Ommajaden in Spanien nebst einer Darstellung des Entstehens der spanischen, christlichen Reiche.* 1830. 2. Thle.

2) Diese Thatsache wurde festgestellt durch M. Amari. *Storia dei Musulmanni in Sicilia*, Firenze 1854—72. III. Bd. S. 218 und Otto Hartwig, *Einleitung* zu Laura Gonzenbach, *Sicilianische Mährchen, aus dem Volksmunde gesammelt mit Anmerkungen* Reinhold Köhlers. Leipzig 1870. 8° 2 Bde. I. S. 24—50.

3) Vgl. G. F. v. Hoffweiler, *Sicilien. Schilderungen aus Gegenwart und Vergangenheit.* Leipzig 1870.

finden und keinen Eroberer nennen können ohne ihn mit den Bezeichnungen „schlau“ oder „grausam“ auszustatten. Gewiss haften der Eroberung allemal soziale Missstände an, eben so gewiss ist sie aber in der einen oder der anderen Form die einzige und ursprünglichste Basis, worauf Staaten gegründet werden. Abgesehen, dass der Unterschied zwischen Eroberungen auf physischem und geistigem Wege nur ein relativer ist, da die physischen Mittel, je nach Massgabe der geistigen und sittlichen Entwicklung der Menschheit, zumeist von geistigen Faktoren abhängen [1]), sind jene Eroberungen, die am friedlichsten scheinen, oft die blutigsten von allen. Die Geschichte kennt kein Beispiel eines Staates, der nicht auf Eroberung gegründet wäre und keines einer blutbesudelteren als jene des Staates, der sich für den freiesten, humansten, friedlichsten von allen ausgibt. Kein Boden ist mit mehr Blut gedüngt, kein Staatswesen mehr auf die Vertilgung und Ausrottung seiner ursprünglichen Bewohner berechnet, keines bis in die neueste Zeit in die Gräuel eines mörderischen Rassenkampfes mehr verwickelt als die Republick der Vereinigten Staaten.

Dass auch der arabische Staat auf Eroberung sich gründete, ist so natürlich, dass ohne diese er überhaupt nie erstanden wäre, und roh wie die arabischen Stämme anfänglich waren, konnte die Eroberung nur in roher Weise geschehen; ist die Sage von der Zerstörung der Reste der alexandrinischen Bibliothek durch die Araber wohl nur Fabel, so wäre dieselbe doch ganz im Geiste ihrer damaligen fanatischen und kriegerischen Rohheit gewesen. Diese streiften sie erst ab im Kontakte mit den fremden Nationen, die sie besiegten. Schrittweise lässt sich zeigen, wie die Araber überall die in den byzantinischen und persischen Ländern vorgefundenen Einrichtungen bestehen liessen und selbst benützten, sich so zu sagen auf den Schultern der Fremden zu höherer Gesittung emporschwingend. Genau so war es den germanischen Barbaren ergangen, welche über das römische Reich hereinbrachen. Im Kriege lernten die roheren Sieger stets von den gesitteteren Besiegten. So war auch die glänzende arabische Civilisation, welcher das Abendland so viel verdankt, wie die germanische, wie die frühere römische und griechisch-makedonische, eine unmittelbare Folge der Eroberung.

Die patriarchalische Zeit des Kalifats.

Die bisher übliche Behandlung der arabischen Gesittung mahnt lebhaft an jene, welche gewöhnlich den alten Hellenen zu Theil wird. Die Darstellung wählt hierzu die glühendsten Farben ihrer Palette. Beide Völker haben in der That Hohes geleistet, dennoch darf man es ungescheut aussprechen: sie werden nicht unbeträchtlich überschätzt. Legt man die kritische Sonde der Forschung an sie an, spürt man

---

1) Lilienfeld, *Sozialwissenschaft der Zukunft.* I. S. 166.

den Ursprüngen der einzelnen Bestandtheile jener gepriesenen Civilisationen nach, so gewahrt man mit Ueberraschung, wie gering der Zahl nach die eigenen, originalen Leistungen beider Völker, wie gross dagegen die Zahl jener sind, welche sie von anderen Nationen überkommen, in sich aufgenommen haben. Dies sollen die nachstehenden Blätter in das gehörige Licht rücken [1]).

Die Entwicklungsgeschichte des Kalifats zerfällt in drei grosse Perioden: in die patriarchalische Zeit, nämlich die Herrschaft der vier ersten Kalifen, von Muhammed bis auf Aly, d. h. von 632—661 n. Chr.; in die Zeit der Ommajaden-Dynastie, die ihren Sitz von Medina nach Damaskus übertrug, 661—750 n. Chr.; endlich in die Periode der Abbasidenherrschaft in Bagdad, 750—1258 n. Chr., welche mit dem Sturze des Kalifats durch die Mongolen ihren Abschluss findet. Jeder dieser Zeitabschnitte trägt sein besonders, eigenthümliches Gepräge und stellt sich als mit Nothwendigkeit aus den früher herrschenden Zuständen herausgewachsen dar.

Die Gründung der neuen Religion änderte nicht das Mindeste an Charakter, Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen des arabischen Volkes in der etwa 30jährigen Epoche, welche die patriarchalische Zeit umfasste. Die Wirkungen veränderter religiöser Meinungen gelangen überhaupt stets erst nach mehreren Generationen zum Ausdrucke. Indem man nach des Propheten Tode Abu Bekr zum Oberhaupte erkor und die freie Wahl durch die versammelte Gemeinde, sowie deren Bestätigung durch die allgemeine Huldigung als ein staatsrechtliches Prinzip aufstellte, gab man sich einfach der Leitung der aus dem Alterthume ererbten Gewohnheiten und Anschauungen hin. Denn schon vor Muhammed gingen die arabischen Stämme bei der Wahl ihrer Häuptlinge und Anführer von ähnlichen Grundsätzen aus. Die Idee von der Nothwendigkeit eines Stammeshäuptlings, der allerdings das Senioratsprinzip zur Seite stand, ist altarabisch; dagegen war die Idee des Erbkönigthums den Arabern völlig fremd, und das Volk strebte auch in den ersten Zeiten, sein Selbstbestimmungsrecht energisch geltend zu machen. Bei den Arabern nun ist es am deutlichsten zu erkennen, wie enge und unzertrennlich in der Auffassung des Orients die Idee der Souveränität mit jener der höchsten religiösen Würde, dem Hohepriesteramte, verkettet ist. Zugleich waren dem echt semitischen Geiste der Araber zufolge Staat und Religion identische Begriffe. So ging die Souveränität, die Herrscherwürde, die früher den nordarabischen Stämmen gänzlich fremd geblieben war, aus der religiösen Idee hervor und schien der arabische Staat eine verjüngte Auflage der hebräischen Theokratie zu sein. Soll ein Volk die Bahnen der

1) Die Darstellung der arabischen Kultur, wie sie die erste Auflage dieses Buches enthielt, hat durch das seither erschienene treffliche Werk A. v. Kremers *Kulturgeschichte des Orients unter den Kalifen* in allen Punkten die umfassendste Bestätigung erfahren. Ich nehme dasselbe daher desto freudiger zum Führer bei dieser neuen Bearbeitung.

Kultur betreten, so muss das Erste die Vernichtung der Freiheit sein. Dazu bieten die Religionen die Hand, darin liegt ihr eminenter, geradezu unschätzbarer Kulturwerth. Dies gilt vom Christenthum, gilt vom Islâm. Das Grösste, was Muhammed geleistet hatte, das Geheimniss der Macht des Islâm, lag in der festen Disziplin, in dem unbedingten Gehorsam, welchen er den Seinigen einzuflössen wusste. Die Moschee ward eine Schule, wo das Volk sich sammeln, in Massen bewegen und dem Kommando folgen lernte. Nur auf diese Weise konnte sich die persönliche Souveränität, das monarchische Prinzip, ausbilden und befestigen. Die innere Nothwendigkeit machte aus dem losen Bunde der nordarabischen Stämme eine nach aussen scharf abgeschlossene und nach innen streng disziplinirte Körperschaft. Die monarchische Spitze war hierbei ein Gebot der Selbsterhaltung für das im Kampfe mit allen Nachbarvölkern befindliche, neu entstandene Staatswesen des Islâm. Desshalb betrachten alle arabischen Denker das Königthum durchwegs als eine zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung unumgänglich nothwendige Einrichtung. Das Königthum ist nach ihrer Ansicht auch eine unentbehrliche Vorbedingung der Kultur und mit vollem Rechte nehmen sie keinen Anstand zu erklären, sogar ein ungerechtes, gewaltthätiges Königthum sei besser als eine ungezügelte Freiheit. Selbst vom heutigen Standpunkte fiele es schwer, dieser tiefen Wahrheit zu widersprechen. Eine einzige Verirrung brachte die Araber um alle Vortheile ihrer so fest begründeten monarchischen Auffassung. Sie konnten das Selbstbestimmungsrecht des Volkes nicht versöhnen mit der Monarchie und hielten fest an dem durch nichts geregelten allgemeinen Wahlrechte. Desshalb blieben sie bei einem Wahlreiche stehen, das, wie überall so auch hier, die verderblichsten Wirkungen äusserte.

Muhammed war, wie er es als Prophet und Reformator seines Volkes nicht anders sein konnte, ein Revolutionär im vollsten Sinne des Wortes, denn seine religiösen Bestrebungen mussten nothwendiger Weise nicht bloss die staatlichen Verhältnisse gänzlich umgestalten, sondern sie hatten die eben so wichtige Folge, dass auch die sozialen Zustände in die vollste Gährung geriethen. Man versetze sich nur in die Lage der ersten muhammedanischen Gemeinde, die sich in Medina um den Propheten allmählich sammelte. Er musste für sie sorgen. So bildete sich die Sitte aus, dass von dem Staatseinkommen, wie Beute, Armentaxe und freiwilligen Beiträgen, allgemeine Vertheilungen an das Volk vorgenommen wurden. Diese Einrichtung blieb auch in der Folge bestehen, als sich durch fortgesetzte Eroberungen und durch die Auflegung von Kopfzins und Grundsteuer in den unterjochten Ländern das Einkommen unendlich steigerte.

Sowie neben Christus der grössere Paulus, neben Luther der grössere Melanchthon auftaucht, die als geistige Gründer der neuen Lehren zu betrachten sind, so erscheint neben Muhammed gewissermassen der grössere Omar. Bei diesem trat aber das nationale Element scharf in den Vordergrund. Vor Allem Araber, wollte Omar die Herrschaft an Arabien fesseln und darum zunächst seine nationale

und religiöse Einheit sichern. Für ihn gab es nur Ein herrschendes Volk, die Araber. Alle anderen Völker sollten diesem unterworfen sein. Aus diesem Gesichtspunkte erklären sich auch andere Verfügungen desselben: so das Verbot für die Moslemin, sich fremder Sprachen zu bedienen, das entgegengesetzte, dass die Christen nicht arabisch lesen lernen, sich nicht der arabischen Schrift bedienen sollten, auch die Anordnung der Austreibung aller Andersgläubigen aus Arabien. Es lag nicht in der Absicht der siegreichen Moslemin, die unterjochten Völker sich zu assimiliren, sondern im Gegentheil die Scheidewand zwischen Gläubigen und Ungläubigen möglichst scharf zu ziehen und strenge einzuhalten. Ja, um die Araber als herrschende Kriegskaste möglichst unvermischt zu erhalten, traf Omar eine weitere wichtige Anordnung. Er verbot nämlich auf strengste den Arabern, in den eroberten Ländern, ausserhalb Arabien, Grundbesitz zu erwerben und Ackerbau zu treiben. Omar, der die Idee erfasste, den Islâm zur Weltreligion zu machen, kam, da kein einziges Volk, keine einzige Gemeinde ausserhalb Arabien seiner Einladung, den Islâm anzunehmen, entsprach, zu dem Schlusse, dass den Arabern der Beruf zufalle, den Islâm siegreich zu machen. Ein Weltreich erobern konnte er jedoch unmöglich mit der damaligen Organisation seiner Krieger, die sich nicht viel von organisirten Räuberbanden [1]) unterschied, keinesfalls über die rohesten Anfänge eines Milizsystems erhob. Arabien sollte fürderhin ausschliesslich die Pflanzstätte der moslimschen Wehrkraft werden und diese in stehenden Heeren zur Verwendung gelangen. Er führte desshalb die *Taguyd*-Bildung stehender Heere sowie *Tadwyn*, Gehaltsvertheilung, ein und legte dadurch die Grundlage zu einem dauernden Staat.

Unwillkürlich drängt sich die Betrachtung auf, wie die Gründung der Staaten mit der Ausbildung der Wehrkraft zusammenhängt und die Eroberung zugleich die grossen Epochen in der Reform des Heerwesens bezeichnet. Nebst der Raublust bei niedrigen Völkern, veranlasst meist der instinktmässige Trieb nach Ausdehnung und Macht-

1) Ein direkter Beweis für diesen Zustand liegt in dem Namen „Sarazenen", welcher in das klassische Alterthum zurückreicht. Die Nomaden des wüsten Arabien, die heutigen Beduinen, nannten die Alten mit einem allgemeinen Namen Scenitae (Σκηνῖται) oder Zeltbewohner, und da sie wenigstens zum Theile auch vom Räuberhandwerk lebten, auch Sarazeni. Unstreitig ist der Name der Σαρακηνοί oder Sarazenen vom arab. Worte Saraka d. h. Rauben abgeleitet. Früher verstand man unter den Sarazeni bloss eine einzelne, bei Ptolemäos ausdrücklich von den Scenitae unterschiedene und südlich von ihnen angesetzte Völkerschaft des wüsten Arabiens, später aber trug man den Namen auf alle räuberische Nomadenstämme der Wüste über, und so nehmen denn *Marcian.* p. 16, *Ammian.* 23. 6. vgl. 14, 4. 22. 15. 24. 2. u. A. Sarazeni und Scenitae für gleichbedeutend; ja der letztere Name kam über den ersteren nach und nach ganz in Vergessenheit, und man sprach nun von verschiedenen Sarazenenstämmen in allen wüsten Strichen Arabiens, über deren an förmliche Wildheit grenzende Rohheit der Sitten *Ammian.* 14, 4, 8, 31, 16. Procop. 13. Pers. 1, 19. 20. u. A. zu vergleichen sind. (A. Forbiger. Handb. d. alten Geographie. II. Bd. S. 739)

erweiterung die Eroberungslust, die Eroberung. Diesem Triebe zu genügen, ist eine Umgestaltung des Heerwesens meistens erforderlich; so ging in Rom die Reform des Camillus der eigentlichen kriegerischen Periode der Republik voran; die stehenden Heere als eine vollendetere denn die bisherigen Organisationen, waren natürlich noch geeignetere, noch zweckdienlichere Instrumente und entstanden, so oft das Bedürfniss sich darnach einstellte. Sehr erklärlich, dass die stehenden Heere mit scheelen Augen von allen Jenen angesehen werden, denen Eroberungen ein Gräuel sind. Die stehenden Heere des Omar dürfen wir uns indess nicht so vorstellen wie die heutigen; sie bestanden noch immer nicht aus Soldaten in unserem Sinne. Er befahl den Kriegern, welche Babylonien erobert hatten, ausserhalb der Grenze Arabiens aber doch möglichst nahe bei der Wüste zwei stehende Lager zu errichten, welche in kurzer Zeit zu blühenden reichen Städten (Bassora und Kufa) heranwuchsen. Es waren dies zwei stehende Armeen, und es gab solche auch in Syrien und Aegypten. Jedem Araber stand es frei, sich in einem solchen Lager niederzulassen, ja es war Omars Wunsch, recht viele Beduinenstämme sollten das Hirtenleben mit dem Waffenhandwerke vertauschen. In diesen Lagern und Städten waren die Bewohner immer noch in Stämmen gesondert, hatten ihre Scheiche, und im Kriegsfalle war die Verpflichtung die Waffen zu ergreifen nur eine moralische, welcher nie Alle nachkamen. Im Kriegswesen selbst machten die Araber — erst nach Omar — sehr wichtige Entlehnungen bei den Fremden. Ihre Kampfweise, anfangs ganz die der arabischen Beduinenstämme, änderte sich als sie die Vortheile einer besseren Heeresorganisationen kennen lernten. Die ommajadischen Kalifen scheinen schon frühe diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit gewidmet zu haben und nahmen bald die wichtigeren Grundsätze der durch die Kämpfe mit den Byzantinern ihnen bekannt gewordenen römischen Kriegskunst an. Schon frühe wird das System der befestigten Lager eingeführt. Wie die Römer schlugen die arabischen Feldherren nach jedem Tagesmarsche förmliche Lager auf, mit Wall und Graben und zwei oder vier Thoren. Ursprünglich fochten sie in Linienformation, später in kompakten Truppenkörpern. Ursprünglich, wie erwähnt, nach den Stämmen eingetheilt, organisirte man später die Truppen in selbständige Korps. Noch deutlicher tritt der römische Einfluss bei den Belagerungsmaschinen hervor, denn diese waren bei den Arabern wie bei den Römern Ballisten, Katapulten, Widder und Schildkröten [1]).

Nicht bloss auf militärischem Gebiete machten sich fremde Einwirkungen fühlbar, auch auf die staatlichen Verhältnisse und bürgerlichen Zustände übten die Schöpfungen früherer Kulturperioden einen nachhaltigen Einfluss, obwohl auch hier der arabische, d. h. semitische Geist selbstthätig und schöpferisch sich geltend machte. Omars kommunistisch-demokratische Staatseinrichtung auf-theokrati-

1) Kremer, *Kulturgeschichte des Orients. I.* S. 216. 221.

scher Grundlage ist gewiss eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Geschichte. Das ganze Alterthum hat nichts damit zu vergleichen. Aber trotz dieser Unabhängigkeit Omars in seiner staatlichen Organisation von allem früher Dagewesenen nahm er für einzelne Zweige des Staatswesens eine Menge persischer und byzantinischer Einrichtungen an, so z. B. das Münzwesen, die administrativpolitische Eintheilung der Provinzen, das Besteuerungssystem. Die Vermögenssteuer, auch Armentaxe genannt, weil der Ertrag ursprünglich an die mittellosen Moslemin vertheilt werden sollte, bestand schon im höchsten Alterthume bei den Kanaaniten, Phönikern und Karthagern als Tempelabgabe zum Besten der Priester. Selbst die Bezeichnung für die Steuerämter, später auf alle Regierungskanzleien ausgedehnt, das Wort *Dywân* ist aramäisch, indem Omar dieses in den eroberten Ländern vorgefundene Institut fortbestehen liess und seinen Zwecken dienstbar machte. In Medina war dies eine Neuerung. In den eroberten Provinzen des byzantinischen und persischen Reiches liessen die Araber durch Eingeborne die Buchhaltung in ihren Landessprachen führen, bis diese unter den Ommajaden durch die arabische Amtssprache verdrängt wurden.

Um eine angemessene Vertheilung der Einkünfte, die als ein Gesammteigenthum der Moslemin galten, zu erzielen, ordnete Omar I. nach griechischem Vorbilde einen allgemeinen Zensus an. Wir stehen hier vor einer der eigenthümlichsten Erscheinungen. Denn hatte bisher jeder solche Zensus nur den Zweck gehabt, schwere Auflagen und Steuern einzuführen, so gewährte der von Omar eingeführte allen Jenen, die zum Qorân sich bekannten, aus dem Staatseinkommen den nach den damals herrschenden Ansichten als Recht ihnen gebührenden Antheil. Es ist überflüssig, zu erörtern, welchen Eindruck auf die Massen, welche Anziehungskraft diese Politik ausüben musste. Der religiöse Enthusiasmus mag im Beginn des Islâms viel zur Befestigung der neuen Religion beigetragen haben, aber der sichere Gewinn an Geld und Gut, den Omar den Gläubigen zuwendete, hat gewiss den grössten Antheil an der riesigen und unaufhaltsam raschen Verbreitung der Religion Muhammeds, so wie an dem fabelhaft schnellen Anwachsen des Staatswesens. Die unterjochten Völker mussten säen und arbeiten. Die Moslemin ernteten, genossen und trieben nur das edle Kriegshandwerk. Jene zahlten Kopf- und Grundsteuer und mussten noch Naturallieferungen leisten. Die Moslemin aber entrichteten $2^1/_2$ Prozent Vermögenssteuer (die Armentaxe,) eine Grundsteuer von 10 Prozent, erhielten jedoch dafür vom Staate nebst vier Fünfteln der Kriegsbeute noch fixe Jahresdotationen.

Durch die Zuweisung von Gehalten an die Beamten und die Ernennung von Richtern begründete Omar eine freilich der weiteren Ausbildung noch sehr bedürftige Administration und Rechtspflege. Eine der wichtigsten administrativen Maassregeln Omars war die Vermessung Babyloniens zum Behufe einer gleichmässigen Besteuerung, wobei nicht bloss auf den Flächenraum, sondern auch auf die Qualität des Bodens Rücksicht genommen wurde. Durch die Herabsetzung des Zolles und

die Eröffnung des Suez-Kanals suchte er die Einfuhr gewisser Gattungen Cerealien zu fördern, welche Arabien nicht in genügender Menge hervorbrachte.

Mit dem Regierungsantritte Osmâns, des dritten Kalifen, kam eine andere Partei ans Ruder. Eitel und schwach, wie er war, stand er über alle Massen unter dem Einflusse seiner mekkanischen Verwandten, der Ommajaden, die er in jeder Art bereicherte, aus deren Mitte er fast alle einflussreichen und einträglichen Posten, besonders die Statthalterschaften besetzte. Was die moderne Sprachweise Nepotismus, Verwandtengunst nennt, und wogegen so viel vorgebracht wird, obgleich es in der menschlichen Natur begründet ist, galt den Arabern nämlich immer als etwas ganz Selbstverständliches, ja als ein durch die Heiligkeit der Familienbande auferlegte moralische Verpflichtung. Die Verwandten und Anhänger des Kalifen befanden sich daher natürlich auf den wichtigsten und einträglichsten Posten des Staates. Indem er aber ausnahmsweise hohe Dotationen zum Besten seiner Verwandten bewilligte, zerbröckelte Osmân das System der Jahresdotationen [1]). Ebenso machte er zahlreiche Ausnahmen von dem durch Omar mit so viel Energie zum Regierungsgrundsatze erhobenen Gesetze der Ausschliessung der Moslemin vom Grundbesitze in den eroberten Ländern. Sein Vetter Moâwija, der Statthalter von Damaskus und spätere Kalif, bewog ihn, ihm die Krondomainen in Syrien zu übertragen, die bisher für Nationaleigenthum der Moslemin gegolten hatten und nunmehr denselben dauernd entzogen wurden.

Das arabische Klientelwesen.

Von einschneidender Wichtigkeit für die ganze Geschichte des Kalifats gestaltete sich bald der im staatlichen Leben zu praktischer Geltung gelangende Unterschied zwischen Vollblut- und Halbarabern, d. h. zwischen wirklichen Arabern und jenen Besiegten, welche den Islâm angenommen hatten. Die Wirkungen der ethnischen Unterschiede treten dabei, wie überall so auch hier, mit auffallender Schärfe hervor. Lediglich auf diesen entwickelte sich ein Klientelwesen, welches mit dem fast gleichzeitig in Europa aufkommenden Feudalismus und Lehenswesen die überraschendste Aehnlichkeit besitzt. Wir gewinnen daraus die Lehre, dass weder Kirche noch Absolutismus bei uns diesen Zustand ins Leben riefen, sondern dass der Feudalismus eine allgemeine kulturelle Erscheinung sei, der sich bei den verschiedensten Völkern von selbst entwickelt [2]).

Der kriegerische Uebermuth der Moslemin, welche die Bewohner der eroberten Länder — gerade wie die Alten — als Heloten behandelten und mit Leistungen aller Art auf das Drückendste über-

---

1) Kremer, A. a. O. I. S. 107.
2) A. a. O. I. S. 109.

bürdeten, die strenge, unerbitterliche Regierungspolitik des zweiten Kalifen, der den Arabern den Grundbesitz und Ackerbau streng verbot, um sie ausschliesslich dem Kriegshandwerke zu erhalten, hatten auch hier wie anderswo massenhaften Uebertritt zum Islâm zur Folge, wobei sicher Viele nur den äusserlichen Schein wahrten. Viele der alten Landeseinwohner wurden bei der Eroberung auch als Sklaven verkauft und erhielten später, hatten sie sich zum Islâm bekehrt, die Freiheit, wodurch sie zu ihren früheren Herren in das Klientelverhältniss traten. Nun verbleiben aber nach arabischer Rechtsauffassung die Nachkommen eines Klienten in demselben Verhältnisse zu den Nachkommen des Patrons und man begreift daher, wie rasch die Bildung einer Halbkaste von alten Landeseingebornen, die zu den arabischen Eroberern im Klientelverhältnisse standen, vor sich gehen musste. So standen sich in den eroberten Provinzen des ehemaligen persischen Reiches folgende Kasten gegenüber: 1. die arabischen Eroberer und deren Nachkommen; 2. die Neumuselmänner, d. i. die neubekehrten alten Landeseingebornen und Klienten; 3. die nichtmuhammedanische Bevölkerung. Letztere war, wenn nicht besondere Kapitulationen sie schützten, nahezu rechtlos und musste arbeiten und zahlen, um die Kosten des neuen Staates, namentlich des Heeres zu bestreiten. Die kommunistische Demokratie Omars existirte also nur für die Moslemin, nicht für das eigentliche Volk; ganz in der nämlichen Weise existirten die Demokratien der Hellenen und der römischen Republik nur für die Bürger, nicht für die in Griechenland wenigstens die Majorität der Bevölkerung ausmachenden Sklaven. Die altgermanische Freiheit war auf die Angehörigen germanischen Stammes beschränkt, die unterworfenen Völker in Britannien, Gallien, Spanien und Italien hatten keinen Antheil daran. Ueberall jedoch bildeten die rechtlosen, unterdrückten, im Verhältnisse der Unterjochung Lebenden die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung, oder mit anderen Worten, die angebliche Demokratie war genau genommen eine drückende Aristokratie. Ich glaube für Hellas, Rom und die Germanen gezeigt zu haben, wie diesem überall wiederkehrenden Unter- und Ueberordnungsverhältnisse stets ein nationaler Unterschied, d. h. ein ethnisches Moment zu Grunde lag. Omars kommunistisch-demokratische Grundsätze versuchten zuerst von diesen nationalen Schranken abzusehen und an deren Stelle jene der Religion zu setzen, denn ihnen zufolge sollen alle Muselmänner gleichberechtigt sein und gleichen Anspruch auf die Vertheilung des Staatseinkommens haben, also auch die Neubekehrten und Klienten fremder Nationalität ganz dieselben Rechte geniessen wie die Vollblut-Araber.

Es gibt aber vielleicht kein zweites Volk, das mit einem so ausgesprochenen Unabhängigkeitssinne wie die Araber auch so viel aristokratisches Selbstgefühl und so viel Exclusivität gegenüber den Fremden verbindet. Wer nun lediglich auf den Buchstaben der moslimischen Satzungen hin und ohne Berücksichtigung dieses ethnologischen Merkmales ein Gemälde der islâmitischen Kultur entwirft, liefert ein vollkommenes Zerrbild; denn nichts ist irriger

als, dass die Eigenart der Völker am besten aus ihren Gesetzen zu erkennen sei [1]). In der That, die arabischen Krieger und ihre Nachkommen konnten sich nicht in den Gedanken finden, dass der Uebertritt zum Islâm den Fremdgebornen zu allen Rechten des echten Arabers erhöhe. Immer betrachten sich die Araber als die herrschende Nation, berufen über die fremden Völker, die Barbaren zu gebieten. Und als Muhammed alle Moslemin für gleich und alle Unterschiede des Heidenthums für aufgehoben erklärte, dachte er sicher nicht daran, dass der Islâm einst auch Nichtaraber umfassen werde [2]). Man sieht daraus von welch unermesslicher Bedeutung das ethnologische Moment ist, wie lächerlich die Lehren Jener, die dasselbe missachten, wie fruchtlos in der Praxis die Bestrebungen des Gesetzgebers, des politischen wie des religiösen, der sich in der Theorie darüber hinwegsetzen zu dürfen wähnt. Sollte nach Omars Ideen der Islâm allein die Grenzen seiner demokratischen Aristokratie bilden, so blieb diese in Wahrheit auf das Nationalaraberthum beschränkt.

Die Klienten, d. h. die muhammedanischen Nichtaraber glaubten aber ihrerseits ein um so grösseres Recht auf volle Gleichstellung zu besitzen, als sie es waren, die mit grosser Rührigkeit sich gerade jenen gelehrten Studien widmeten, die damals das höchste Ansehen genossen, nämlich der Qorânlesung, Exegese, Traditionskunde und Rechtswissenschaft. Fast scheint es, dass diese wissenschaftlichen Studien in den ersten zweiten Jahrhunderten, also mehr als die ganze Ommajaden-Zeit hindurch, vorwiegend von Klienten, nämlich von Nichtarabern betrieben wurden; was sehr begreiflich ist, wenn man die Beduinenrohheit der Araber in den Anfangszeiten bedenkt. Aus der Klienten Mitte ergänzte sich der Gelehrtenstand und je mehr er sich allmählig ausbildete, desto grösser ward auch der Einfluss der Klienten und desto schwerer fühlte man in diesen Kreisen die Unterordnung unter die herrschende Kaste der Nachkommen der Eroberer. Zugleich aber ahnt man, wie die Blüthe des arabischen Wissens fremden, zunächst persischen Ursprunges ist.

Die soziale Verfassung des alten Sassanidenreiches war fast ganz feudal; ein grosser, grundbesitzender Erbadel, die *Dihkân*, bildeten die Mittelstufe zwischen König und Volk. Dieser Feudaladel rettete die Trümmer seiner alten Macht durch rechtzeitigen Uebertritt zum Islâm und gewann bald Einfluss und Reichthum, indem er das einträgliche Geschäft der Steuereinhebung in die Hände bekam. In Babylonien wohnte eine dichte, ackerbautreibende, fleissige Bevölkerung und bestand

---

1) Dieser Gemeinplatz ist schlagend widerlegt worden vom Leydener Professor J. C. Goudsmit in seiner *Oratio de variis causis quibus fit, ut populorum leges ab eorum moribus discrepent.* Lugd. Batav. 1871. 8°. Sicherlich sind die Gesetze im Allgemeinen wohl der Ausdruck des Volkswillens, allein nur für die Epoche ihres Entstehens, keineswegs aber zugleich der treue Spiegel der Volksentwicklung, denn manigfache Ursachen veranlassen ein Missverhältniss zwischen der Gesetzgebung und den Sitten eines Volkes, das häufig dauernd erhalten werden kann.

2) Kremer, *Streifzüge.* S. 15—16.

ein unter persischer Herrschaft sehr entwickeltes System der Kanalisation und Bewässerung, welches den Ertrag des Bodens verzehnfachte. Diesen ergiebigen Landstrich bezeichnen die Araber unter dem Namen *Sawâd*, und dessen Einwohner mussten Grundsteuer und Kopftaxe zahlen. Letztere ward jedoch nur von den männlichen Individuen mannbaren Alters eingehoben. Wenn wir vernehmen, dass es solcher Steuerpflichtigen damals 550,000 gab, so kann man sich einen annähernden Begriff, von der Stärke der Volksmenge machen, die unter dem unumschränkten Machtgebot der Eroberer stand, deren Zahl wohl kaum 200,000 überstieg[1]), also eine immense Minorität bildete. War nun die Besteuerung an sich nicht sehr drückend, so wurden die Steuern doch sehr willkürlich eingehoben und die Eingebornen mit Naturallieferungen an die durchziehenden Truppen überbürdet; so war es in Aegypten, Syrien und wohl auch in Iraq. Ausserdem hatte die Rajah die Kanäle, Dämme und Brücken in gutem Zustande zu erhalten und vermuthlich auch für andere Regierungszwecke Frohnarbeiten zu liefern. Es entwickelte sich demnach im Orient ein Verhältniss, welches zwar keine Sklaverei, aber mit der Leibeigenschaft im christlichen Europa, auf welchem damals „die tiefste Geistesnacht lastete", die allergrösste Aehnlichkeit besass. Schlimmer ward es noch, als die von jeder Rajah-Gemeinde zu entrichtende Grundsteuer als unveränderliche Pauschalsumme angesehen ward, die sich nicht vermindern durfte, wenn auch die Kopfzahl der Gemeinde abnahm, und es ist zweifellos, dass eine solche Abnahme sehr rasch eintrat und progressiv stieg. Viele entzogen sich der Fremdherrschaft durch Flucht und Auswanderung, viele traten zum Islâm über, wodurch sie vom Steuerzahlen hätten befreit sein sollen. Um jedoch eine zu empfindliche Abnahme des Staatseinkommens zu verhindern, hielt man die Neumuselmänner an, die Kopfsteuer fort zu entrichten und liess sie nie oder nur unregelmässig zur Betheiligung mit fixen Jahresdotationen zu, die man bloss den echten Arabern gewährte; als dann die alte aristokratische Partei von Mekka die Regierung in die Hand bekam, fielen die grössten Uebergriffe vor; die alten Moslemin erwarben Grundeigenthum, die Neubekehrten behielten das Ihrige, mussten aber Grundsteuer und Kopftaxe entrichten, während von den Vollblutarabern nur die Einkommensteuer (Zehent) eingehoben ward. So gelangt denn der nationale Unterschied selbst im Steuerwesen zum bedeutsamen Ausdruck; alte Nachrichten über die Stellung der Klienten zeigen übrigens unwiderleglich, wie dieselben von den Arabern als eine untergeordnete Rasse behandelt wurden. Ich hebe nur Einen Zug hervor, der sie den Leibeigenen der Christenheit völlig zur Seite stellt, und am besten den Irrthum entkräftet, es sei dieses Institut ein Werk der christlichen Gesellschaft oder gar der Kirche gewesen. Wollte Jemand nämlich im Orient um die Tochter eines Klienten anhalten, so durfte er sich nicht an den Vater oder Bruder des Mädchens wenden, sondern musste bei ihrem Schutzherrn um ihre

---

1) Kremer. A. a. O. S. 17—19.

Hand bitten und dieser bewilligte ihm die Heirath, wenn sie ihm gefiel, oder wies sie zurück. Schloss hingegen der Vater oder Bruder des Mädchens die Heirath ab, so galt sie für null und nichtig, und war selbst schon die Ehe vollzogen, so galt dies als einfacher Beischlaf, nicht als Ehebund. Von hier bis zu dem berüchtigten *jus primae noctis* ist aber nur ein geringer Schritt; übrigens dürfte auch im Oriente manche Schöne unfreiwillig genug die Haremsbevölkerung vermehrt haben. Bekanntlich durften sich die Leibeigenen der christlichen Staaten ebenfalls nicht ohne ausdrückliche Zustimmung ihrer Herren verheirathen. Wer nun in den düsteren Farben die Kulturzustände des werdenden Europa malt, hätte wohl die unabweisliche Pflicht, in gleichem Tone das Gemälde des Islâm zu halten und absolut identische Erscheinungen nicht zu verschweigen. Sinnlos ist die Behauptung, „der Muhammedanismus habe den Grundsatz der rechtlichen und bürgerlichen Gleichheit aller Menschen, sofern sie sich zu den Lehren des Qoran bekannten, verkündet und dies in derselben Periode, in welcher unter den Christen das Feudalwesen mit seiner Unfreiheit der Menschen wie des Bodens einen heillosen Ständeunterschied schuf und die bürgerlichen und politischen Verhältnisse von der Wurzel aus verdarb.“ Verkündet hatte das Christenthum die Gleichheit aller Menschen, nicht nur, wie es der engherzige Qorân that, sofern sie Christen wurden; durchgeführt hat sie aber der Islâm ebensowenig als das Christenthum. Ganz zu gleicher Zeit brachte er dem Orient Zustände, die mit jenen des Feudalwesens die vollendetste Aehnlichkeit besitzen, die Menschen und den Boden verknechteten, denn bald galt der Satz: das Sawâd ist ein Garten der Koreischiten, von dem sie nehmen können, was ihnen beliebt[1]). Und was die heillosen Ständeunterschiede anbelangt, so war nicht dem Namen, aber der Thatsache nach, im Islâm ein nicht weniger verderblicher Adel entstanden, indem der echte Araber sich immer für unendlich höher und edler hielt, als den neubekehrten Perser oder Aramäer. Und wähne man nicht, dass die Behandlung der Unfreien eine väterlich milde gewesen sei. Dem widerstreitet die Rohheit der arabischen Eroberer. Dessgleichen war die Unduldsamkeit des Islâm durchaus keine „entschieden geringere“ als die der Christen, eine Ansicht, die stets nur die Verhältnisse in Spanien berücksichtigt, auf das Wüthen der Araber in Aegypten, Syrien und Persien aber total vergisst.

Die erwähnten Zustände erweckten natürlich Missstimmung zwischen den Arabern und Neumuselmännern und diese trug wieder am meisten zu den fortwährenden Aufständen und Erhebungen gegen die Regierung der Kalifen bei; dieserhalb und nicht, wie man uns einreden möchte, bloss der individuellen Herrschaft wegen, entstanden fort und fort Spaltungen, Aufstände und Kriege. Die Sucht nach individueller Herrschaft verschuldete freilich auch viel, denn das Kalifat war anfänglich

---

1) Kremer, A. a. O. S. 20. Maçoudi, *Les Prairies dor, Texte et traduction* par C. Barbier de Meynard. Paris 1865. IV. Bd. S. 262.

ein Wahlkönigthum. Bekanntlich pflegt man als Nachtheil der Erbmonarchien anzugeben, dass sehr oft die Erbfolge keineswegs bloss mittelbegabte, sondern selbst ganz unfähige und unwürdige Menschen auf den Thron bringe. Die Geschichte der Wahlreiche, einer geringeren Kulturstufe angehörig, lehrt, dass auch die „Wahl“ diesen Nachtheil nicht zu beseitigen vermag; ein gleiches zeigt die Geschichte der Republiken, wo das Volksvotum nur zu oft wahre Scheusale an die Spitze des Staates beruft oder doch, wie beispielsweise seit einer Reihe von Jahren in den Vereinigten Staaten, die Verwaltung der meisten Aemter in die Hände von unfähigen und wenig gewissenhaften Männern legt. Kein Wunder daher, dass auch im Kalifate höchst untaugliche Individuen den Thron bestiegen, der dort, wie überall die Bekleidung mit der höchsten erreichbaren Würde, seinen Zauber übte und Manchen die Hand darnach auszustrecken verlockte. Dies dauerte auch fort, nachdem die Ommajaden die Kalifenwürde in ihrer Familie erblich gemacht hatten; auch jetzt kamen Unfähige auf den Thron, auch jetzt gab es „Prätendenten“, die mitunter blutige Aufstände hervorriefen. Daran trägt indess die monarchische Regierungsform so wenig Schuld, dass in der Jetztzeit die Menschen in republikanischen Staaten Südamerikas sich oft dafür herumschlagen, ob Dieser oder Jener für die nächsten Paar Jahre, oft nur Monate, Präsident sein solle. Allerdings versteht es jede solche Partei, die Personenfrage in den Hintergrund zu drängen und ein schönklingendes Schlagwort auf ihr Banner zu heften. Der ganze Unterschied zwischen den Prätendenten in Republiken und in Monarchien ist aber, beim Lichte besehen, der, dass die ersteren angeblich „für die Freiheit“, die anderen „für das Recht“ zu kämpfen behaupten; in Wirklichkeit lenkt der nackte Egoismus Beide, und dem Kulturforscher erscheinen sie Beide gleich natürlich, gleich begreiflich und gleich berechtigt, oft gleich verderblich. Einen Kulturgewinn begründet nur jene Verfassungsform, welche sie am wenigsten ermöglicht.

Ommajaden und Abbasiden.

Mit Alis, Osmans Nachfolgers, Ermordung und mit des Ommajaden Moawija Thronbesteigung wird der Charakter der Zeit und des neuerstandenen Staatswesens ein wesentlich anderer, als jener der patriarchalischen Epoche der vier ersten Kalifen. In staatlicher Hinsicht bezeichnet die Ommajadenzeit jene Epoche, in welcher die mekkanische Aristokratie die höchste Gewalt an sich reisst und das weite Reich in der Art beherrscht, wie eben ein altarabischer Häuptling eines mächtigen Stammes dieser Aufgabe entsprochen haben würde. Sie stellt demnach die noch rein arabische Epoche des Kalifates dar und wir dürfen uns in derselben die arabische Gesittung noch nicht auf gar hoher Stufe denken. Gehört die patriarchalische Periode noch dem arabischen Alterthume an, so stellt die Ommajaden-Herrschaft etwa das arabische Mittelalter dar; die höchste Blüthe entfaltete die arabische Kultur erst unter den Abbasiden, mit welchen die Residenz

von Damaskus nach Bagdad wanderte. Dieses allmählige Aufsteigen der Kultur lässt sich in allen Zweigen der Staatsverwaltung wie des öffentlichen Lebens wahrnehmen.

Unter den vier ersten Kalifen war Medina die Hauptstadt des Reiches geblieben. Mit dem Aufkommen der Ommajaden-Dynastie ward Damaskus zur Residenz erhoben. Die Umwandlung der Stadt aus einer griechisch-syrischen in eine echt arabische scheint rasch erfolgt zu sein, so dass dieselbe schon in der mittleren Zeit der Ommajaden sich nicht mehr sehr stark von dem gegenwärtigen Charakter unterschieden haben dürfte, es sei denn durch die grössere Lebhaftigkeit des Verkehres, denn es war damals der Sitz eines reichen, verschwenderischen Hofhaltes und seines ganzen Trosses von hohen Staatsbeamten; hier war der Sitz der Administrationen, dann einer beträchtlichen Truppenmasse und der Sammelplatz stets neu zuströmender Fremden, Handelsleute und Karawanen aus allen Theilen des Morgenlandes. Dasselbe bunte Menschengetümmel, das noch jetzt auf den Bazaren von Damaskus herrscht, muss damals in weit grösserer Masse die engen Markthallen mit den Kaufbuden auf beiden Seiten erfüllt haben. Sicher herrschte schon damals auf den Bazaren das überall im Oriente bestehende System strenger Absonderung nach Handwerken und Zünften, die Trennung der einzelnen Stadttheile durch besondere Pforten, die bei Nacht oder Gefahr geschlossen werden.

Andererseits lässt die innere Anlage und Eintheilung der meist aus Lehm erbauten Häuser und die zur Ausschmückung derselben angewendete Ornamentik spätrömische Einflüsse nicht verkennen. Als die Araber Syrien eroberten, hatten sie noch nicht einen eigenen Baustyl ausgebildet. Wie sie in Bagdad persische Bauten sich zu Vorbildern nahmen, schlossen sie sich auch hier zunächst an das Vorgefundene an.

Die Ommajaden gestalteten Damaskus in einen Aufenthalt um, wie er nicht herrlicher gedacht werden kann. Schon der Gründer der Dynastie erbaute einen Palast, der von Gold und Marmor strahlte, dessen Boden und Wände prächtige Mosaiken zierten und in dem immer fliessende Springbrunnen Kühlung verbreiteten, während herrliche Schlingpflanzen und schattige Bäume. zahllosen Singvögeln zum Aufenthalte dienten. Reich gekleidete Sklaven erfüllten diese Räume und in den inneren Gemächern wohnten die schönsten Frauen der Welt. Auch waren die meisten dieser Herrscher von Damaskus lustige Lebemänner und unersättliche Zecher, denen die unvermeidlichen Herrschersorgen oft sehr lästig geworden sein mögen. Zu diesen gehörte vor Allem das fünfmalige Gebet, das der Kalif öffentlich in der Moschee verrichten musste, und die Audienzen, die er als oberster Richter abhielt und die man bereits in grosse, allgemeine und kleine unterschied.

Die Abende hingegen gehörten der geselligen Unterhaltung und dem engeren Kreise der durch das Haremleben allerdings äusserst zahlreichen Familie an. Schon damals war es am Hofe sehr beliebt, sich die Abende durch Erzählen von Geschichten verkürzen zu lassen,

die dem heimathlichen südarabischen Sagenkreise entnommen waren. Auch Deklamation von Gedichten und Musik belebten diese Abendgesellschaften. Lange dauerte es aber nicht, so begann man trotz Qorân-Verboten sich dem Genusse des Weines zu ergeben, so dass diese Unterhaltungsabende unter einzelnen Herrschern zu reinen Trinkgelagen und Orgien ausarteten. Denn unter den späteren Ommajaden machte die anfangs freiere Stellung der Frauen unter dem Einflusse der den Byzantinern nachgeahmten Eunuchen einer eigentlichen Haremswirthschaft Platz.

Es ist der Kalif Walyd II., unter dem diese Umgestaltung erfolgte. Mit seiner Ermordung endet auch die glückliche Epoche dieser Dynastie. Empörungen und blutige Kämpfe verbannten den sorglosen Lebensgenuss vom Hofe der Ommajaden bis zu ihrem baldigen Ende. Gegenüber den patriarchalischen Zuständen stellt sich die Administration der Ommajaden als ein unverkennbarer Fortschritt dar; obwohl die Araber, deren Bildung nach unseren Begriffen als überaus ungenügend erscheinen muss, schon damals, wie überhaupt, seitdem sie mit den Fremden in Berührung gekommen, an ältere byzantinische und persische Leistungen anknüpften, was A. v. Kremer bis in die geringfügigsten Details herab nachweist, so machte sich doch alsbald das Streben geltend, die eingebornen Beamten durch arabische zu ersetzen und fortan arabische Sprache und Schrift zur herrschenden zu machen. So drückten die Araber trotz der grossen Leichtigkeit, womit sie von den fremden Kulturvölkern so vieles entlehnten, immer den Ländern, die sie unterworfen hatten und beherrschten, ihren nationalen, ganz originalen Stempel auf.

Im Jahre 750 n. Chr. wurden die Ommajaden von den Abbasiden verdrängt, welche gar bald die Residenz des Kalifenreiches von Damaskus nach Bagdad verlegten. Die Unzufriedenheit der persischen Neumuselmänner war es wohl besonders, die den Sturz der Ommajaden veranlasst hatte und persische Truppen aus Chorassân hatten hauptsächlich die schwarze Abbasidenfahne aufpflanzen geholfen. Wie immer in solchen Fällen, kam mit dem Wechsel der Dynastie die früher unterdrückte Partei ans Ruder, Perser und die Muhammedaner persischer Abkunft gelangten zu grossem Ansehen und gewannen den grössten Einfluss am Kalifenhofe, obwohl Viele sich nur äusserlich zum Islâm bekannten und innerlich dem Glauben ihrer Väter anhingen. Dieser persische Einfluss ist nun von so grosser Bedeutung, dass er zu den wichtigsten Erscheinungen der Kulturgeschichte des Islâms gezählt werden muss.

Dieselbe Umwälzung, welche die Herrschaft von den Ommajaden an die Abbasiden übertrug, hatte zugleich die weitere Folge, dass Damaskus zu einer Provinzialhauptstadt herabsank, dass Syrien, welches das tonangebende Land gewesen war, sein Uebergewicht einbüsste und dafür Irâq der Sitz der Kalifen ward, die sich in einer überaus glücklich gewählten Lage Bagdad erbauten, das von nun an durch eine Reihe von Jahrhunderten der Sitz des Kalifates blieb. So bestand die erste

Wirkung des Dynastiewechsels darin, dass die östlichen Provinzen eine viel grössere Bedeutung erlangten als zuvor.

Von den unter den Abbasiden neu hervortretenden Staatsämtern ist das Wezyrat das wichtigste. Wie es scheint, war dasselbe persischen Ursprungs. Späterhin durch die Einführung des Obersthofmeisters *(Amyr Domarâ)* in den Hintergrund gedrängt, ging der Wezyrtitel an den ersten Minister jener buidischen Sultane über, welche nachmals die Kalifen ganz unter ihre Vormundschaft nahmen. Die arabischen Staatsrechtslehrer unterscheiden zwei Stufen des Wezyrats: das unbeschränkte, wie es z. B. den Barmakiden bis zu ihrer Vernichtung durch Harun Raschyd zustand, und das beschränkte, für welchen Posten einige muhammedanische Juristen selbst die Verwendung von Nichtmuhammedanern, z. B. Juden gestatteten. Denselben Unterschied wie bezüglich des Wezyrats machte man hinsichtlich der Statthalterschaften; die unbeschränkte Statthalterschaft ging dann sehr bald in die als Statthalterschaft durch Usurpation bezeichnete über, wo ein Abenteurer sich gegen den Willen des Souverains in den Besitz einer Provinz gesetzt hat und diesen zum Abschlusse eines Konkordates zwingt, worin sich der Empörer gegen förmliche Anerkennung seiner Stellung bereit findet, die religiösen Prärogative des Kalifen zu achten. Eine ganz eigenthümliche Stellung nahm der Postmeister *(sâhib albaryd)* ein. Er fungirte als Chef der höheren Staatspolizei neben der sich schon unter Mansur eine sehr zahlreiche Geheimpolizei vorfindet. Schon den Uebergang zur abbasidischen Periode charakterisirten eine zunehmende Schwächung der Centralregierung und wachsende Unsittlichkeit. Dieser Gang der Dinge nahm unter den Abbasiden seinen ungeschwächten Verlauf. Den Wezyren fiel bald eine Rolle zu, ganz ähnlich jener der *Majores domus* im fränkischen Reiche, während die Macht der Statthalter in den einzelnen Provinzen beständig stieg, ja zur endlichen Losreissung derselben gelangte. Das Staatswesen war entschieden im Niedergange, in der Auflösung begriffen, während zugleich die geistige und materielle Kultur ihre höchste Blüthe feierte. So wars ja auch im alten Hellas, im römischen Kaiserreiche gewesen, denn die Entwicklung der Gesittung wird nicht vom politischen Gedeihen bedingt. Die letzte grosse Umgestaltung erfuhr das Militärwesen im Reiche der Kalifen, indem an die Stelle der regelmässigen Soldbezahlung, die das zunehmende Defizit unmöglich machte, die Anweisung des Einkommens ganzer Provinzen an die Befehlshaber der Truppen zur Bezahlung derselben erfolgte. So zerfiel das Reich in eine Anzahl halbsouverainer Staaten. Dem Kalifen blieben kaum einige Provinzen und die Hauptstadt. Um bei so geschmälertem Einkommen doch noch den Glanz des Hofstaates zu erhalten, griff man zu Erpressungen. Um die Anführer der fremden Truppen an sich zu fesseln, war der Kalif gezwungen, die Kronländereien an sie zu verschenken. Die Buiden endlich vertheilten anstatt der Löhnung Ländereien als steuerfreie Militärlehen, an ihre Truppen. Die Folge hiervon war ein auffallender Rückschritt der Kultur. Unmittelbar vor Beginn der Kreuzzüge war somit der Orient fast ganz wie der damalige Occident getheilt in eine Anzahl

grösserer und kleinerer Staaten und Lehensfürstenthümer, über welchen als gemeinsames religiöses Oberhaupt, wie hier der Papst, so dort der Kalif stand. Dieses militärische Lehenswesen ward von den Türken und Tataren, welche von nun an als erobernde und herrschende Nation in ganz Vorder-Asien auftreten, überall hin übertragen, wo sie ihre siegreichen Fahnen entfalteten, nach Aegypten und West-Afrika, nach Persien und Indien, ja schliesslich sogar nach Europa, wo es erst seit den Reformen des Sultans Mahmud und der Einführung der regulären Armeen zum Fall gekommen ist.

Bemerkenswerth bleibt endlich noch, dass das Kalifat, wenngleich geistlichen Ursprunges, in seinen guten Zeiten doch eine weltliche Haltung zeigte, welche erst dann wieder einer schärferen Betonung der geistlichen Seite wich, als die Kalifen in ihrer weltlichen Machtstellung mehr und mehr beschränkt wurden. Wen mahnt nicht auch dieser Zug auffallend an die Geschichte des Papstthums?

Religiös-philosophische Entwicklung des Islâms[1]).

Die so zu sagen plötzliche kolossale räumliche Ausdehnung der arabischen Völker war naturgemäss für sie, wie für die Länder, mit denen sie in Berührung kamen, von religiös und staatlich gleich bedeutsamen Folgen. Ich will diese in Kurzem auf religiösem Gebiete erörtern. Man darf dabei nimmer ausser Acht lassen, dass die Araber anfänglich theilweise nur rohe Stämme waren, durch Beutegier und Eroberungslust vereinigt. Syrien und Babylonien, dem Machtgebote des Kalifen zuerst unterworfen, befanden sich dagegen seit dem höchsten Alterthume im Besitz einer vorgeschrittenen Civilisation. Die Araber traten also plötzlich in Berührung mit einem ihnen ganz unbekannten geistigen Elemente, dessen volle Macht sie kaum zu ahnen vermochten.

In Syrien stellte sich dem Islâm eine durch eine lange Reihe dogmatischer Streitigkeiten künstlich ausgebildetes und dialektisch begründetes Religionssystem entgegen. In Babylonien lebten neben einander verschiedene alte Kulte in gegenseitiger Toleranz, eine der besten Seiten der altheidnischen Glaubensformen. Aus dem gewaltsamen Zusammenstosse des Islâm mit solchen alten Glaubenslehren ergaben sich zahlreiche neue Verbindungen, geistige Kämpfe und Ideenumwandlungen, von hoher Wichtigkeit für die fernere Religionsgeschichte des Orients. Wenn man versucht, auf sehr unsichere historische Zeugnisse hin, die ersten Sekten der christlichen Kirche auf Uneinigkeiten unter ihren Gründern zurückzuführen, wenn man die vielfachen Spaltungen ihrer Jugendzeit ihr zum Vorwurfe macht, so dürfen ähnliche Vorwürfe dem Islâm nicht erspart werden. Auch darin stand er nicht

---

1) Vgl. Alfr. v. Kremer. *Geschichte der herrschenden Ideen des Islâms.* Leipzig 1868. 8° und dessen *Kulturgeschichtliche Streifzüge auf dem Gebiete des Islâms.* Leipzig 1873. 8°.

höher als das Christenthum, auch er ward von allem Anfange an durch zahlreiche Sekten zerrissen. Und da ihr Entstehen lehrt, wie Idee sich an Idee entzündet, so wird es wohl erlaubt sein, auch für die christlichen Sekten ähnlichen Ursprung zu vermuthen: die Berührung mit älteren Glaubenskreisen. Ist es doch ausgemacht, dass das Christenthum grossentheils auf altchaldäischen Vorstellungen fusst [1]. Nun sollte es seinerseits zur Sektenbildung im Islâm Veranlassung geben.

Mit dem Christenthume nämlich trat der Islâm zuerst in nähere Beziehungen und zwar zu Damaskus, wo damals eine bedeutende Schule der morgenländischen Kirche blühte. Die Kalifen jener Zeit legten noch grosse Toleranz gegen Andersgläubige an den Tag; Christen hatten nicht bloss freien Zutritt bei Hof, sondern bekleideten auch die wichtigsten Vertrauensposten. Es mussten sich hieraus vielfache Berührungspunkte ergeben. In den Verhandlungen mit den dialektisch fein geschulten griechischen Theologen lernten die Araber zuerst die später von ihnen so hoch geschätzte Kunstfertigkeit der Beweisführung und erhielten die erste Einsicht in die dogmatischen Spitzfindigkeiten, worin die byzantinische Gelehrsamkeit schwelgte. Auf diese Art allein ist die überraschende Aehnlichkeit zu erklären, die wir in der Anlage und Gliederung der byzantinisch-christlichen und der islâmitischen Dogmatik bemerken. Aus diesen Kontroversen entstanden die ersten religiösen Sekten des Islâm: die Morgiten und Kadariten (Motaziliten). Die milden, heiteren und trostreichen Ueberzeugungen der Morgiten im Gegensatze zu der Furcht und dem Schrecken, der die erste Generation der rechtgläubigen Muhammedaner erfüllte, stimmen überraschend zu den Lehren des eben zur Zeit des Entstehens dieser Sekte in Damaskus thätigen und in hohem Ansehen stehenden Johannes von Damaskus. Vieles von den Ansichten der Morgiten, bei den ältesten Religionshistorikern der arabischen Literatur als diejenigen bezeichnet, die sich am wenigsten vom orthodoxen Islâm entfernen, ist in den späteren Islâm übergegangen: denn die noch jetzt am weitesten verbreitete theologische Schule des Abu Hanifah, zu der sich die überwiegende Mehrzahl der türkischen Muhammedaner bekennt, fusst auf morgitischer Grundlage. In der That sind die Hanifiten stets die toleranteste und am wenigsten fanatische der vier orthodoxen Schulen des Islâm geblieben: die hanbalitische dagegen die fanatischeste und bigotteste. So gelangt man zur Ueberzeugung, dass die Ideen der Morgiten unter dem Einflusse der christlichen Religionsphilosophie der griechischen Kirche entstanden sind. Vieles deutet darauf hin, dass ebenfalls christliche Einflüsse — einige sogar erwiesenermassen — bei der Entstehung der religiösen Ansichten der Kadariten, der sogenannten

1) Viele Vorstellungen der heutigen Mandäer am unteren Euphrat müssten wir geradezu für christlich oder aus dem Christenthume entlehnt halten, wenn sie nicht urkundlich schon vor dem Christenthum und als Eigenthum des chaldäischen Systems nachzuweisen wären.

Freidenker des Islâm, thätig waren, die später unter dem Namen der Motaziliten eine sehr bedeutsame Stellung sich errangen. So ist denn die neue, aber nicht unbegründete Behauptung berechtigt, dass die Bildung der religiösen Sekten des frühesten Islâm und die sich hieraus entwickelnde Dogmatik wesentlich auf christlicher Grundlage und unter dem Einflusse christlicher Ideen stattgefunden habe.

Andere Eindrücke erhielt der Islam von den fremden Elementen im Euphratlande, wo damals mehrere Religionen neben einander lebten. Die herrschenden Perser bekannten sich zur Lehre Zarathustras; das Christenthum war in einzelnen Städten vorwiegend; ja ganze Beduinenstämme, die sich in Mesopotamien ihre Weidebezirke gewählt hatten, wie die Rabyah und Taglib, bekannten sich dazu; dann waren die Manichäer, die Bekenner der von Manes (*Mani*[1]) gestifteten Religion, die, aus einer Verbindung des zarathustrischen Glaubens mit dem Christenthume und indischen Ideen hervorgegangen, lange in Babylon den Sitz ihres geistlichen Oberhauptes hatten, sicher sehr zahlreich[2]). Endlich aber hatten sich auch viele Anhänger der alten heidnischen Kulte erhalten, deren letzte Gemeinde, die der Sabier in Harân, bis weit ins Mittelalter ihren Bestand fristete[3]).

Alle diese verschiedenen und sich widerstrebenden Elemente vereinigte äusserlich das gemeinsame Band derselben Religion. Doch bei der ersten Erschütterung erwies es sich zu schwach und riss. Dies geschah schon während des grossen Bürgerkrieges zwischen Ali und Moâwija. Es bildete sich eine demokratische, den beiden Kronprätendenten gleich feindliche Partei, meist aus echt arabischen Bestandtheilen; um Ali schaarte sich eine zahlreiche fanatisirte Menge Jener, die in ihm den legitimen Nachfolger des Propheten verehrten und auf ihn allmählig die altpersischen Ideen von der göttlichen Würde des Fürsten übertrugen, indem sie ihn und seine Nachkommen als Propheten verehrten. So entstand die Religionspartei der Schiiten, deren extreme Fraktion Ali geradezu als Gott ansah, während die Gemässigteren seine Nachkommen als die legitimen Oberhäupter des Islâm in geistlichen und weltlichen Dingen betrachteten[4]). Nebst diesen altpersischen Ideen waren noch

---

1) Geb. 214 n. Chr. in Ktesiphon; trat Mani 238 als der im Evangelium Johannes verheissene Paraklet auf und ward unter Bahram I. 874 lebendig geschunden.

2) Die Manichäer verbreiteten sich seit dem IV. Jahrhundert in Vorderasien, Afrika und Italien, unterlagen aber im VI. Jahrhundert dem gleichen Hasse der persischen Magier und der christlichen Bischöfe. Doch finden sich noch im Mittelalter Spuren eines geheimen Manichäismus, mit dem die Albigenser wahrscheinlich im Zusammenhange standen.

3) A. v. Kremer weist die Beibehaltung heidnischer Gebräuche, wie die Klage um den verlorenen Adonis, noch bis ins späte Mittelalter in Mesopotamien nach. (*Gesch. d. herrsch. Ideen d. Islâms.* I. S. 14. *Kulturgeschichtl. Streifzüge.* S. 10)

4) Diese Erklärung des Schiitismus ist sicherlich korrekter als jene, wonach der Hass der Aïscha, einer Frau Muhammeds, gegen Ali die ungeheure Spaltung im Islâm

andere bei den Glaubensvorstellungen der ältesten Schiiten massgebend. So ist die Lehre von der Wiederkehr und der Auferstehung, welche zu ganz eigenthümlichen Verirrungen führte, indem sie eine ausserordentliche Todesverachtung beförderte, jüdisch-christlichen Ursprungs.

Man vergleicht oft den Schiitismus des Islâm, weil er die *Sunna*, die Interpretation des Qorâns, nicht anerkennt, mit dem Protestantismus des Christenthums, sehr irrthümlich; denn der Schiitismus ist im Gegentheil die komplizirtere, sich mehr vom Monotheismus entfernende und von den widersinnigsten Sagen (*hädîs*) entstellte Form, während die Sunna den ursprünglichen Islâm nur in so weit umgestaltete als nothwendig, um das für Nomaden gegebene Gesetz den Verhältnissen einer sesshaften Gesellschaft anzupassen [1]). Denn so wenig als das Christenthum war der Islâm angelegt als Weltreligion, obwohl er sich von Anfang an als solche ankündigte; geworden ist er es aber aus den nämlichen Gründen wie dieses.

Müssen wir im Schiitismus den Ausdruck fremder Ideen erkennen, so ist es nicht minder bedeutsam, dass selbst die freidenkende Richtung in religiösen Dingen, um derentwillen die arabische Kultur so sehr gepriesen wird, auf völlig fremde, persische und indische Einflüsse zurückgeführt werden muss, wie A. v. Kremer überzeugend nachgewiesen hat.

In Bassora entwickelte sich nämlich zuerst die Lehre der Bekenner der Willensfreiheit, die in Damaskus unter christlichem Einflusse ihren Ursprung genommen hatte, zu einer eigentlich rationalistischen Schule der Theologie, den Motaziliten. Und in dieser Stadt lernen wir die ersten religiösen Freidenker kennen, die mit dem Islâm mehr oder weniger zu brechen den Muth hatten. Aber auch hier wie in fast allen geistigen Leistungen der Islâmiten war nicht das arabische Beduinenthum der Ausgangspunkt, sondern das Perserthum, und zwar sind es nicht nur persische Ideen, die sich allmählig geltend machten, sondern es waren Perser selbst, die in einem kleinen Kreise denkender und geistreicher Männer sich schon um die Mitte des II. Jahrhunderts nach Muhammed in Bassora zusammenfanden. Der Dichter Bashshâr Ibn Bord, aus altem persischen Geschlechte, war eine der Hauptfiguren dieses Zirkels; er ist der Typus der Scheinmoslemin, äusserliche Bekenner des Islâm, innerlich aber demselben mehr oder weniger untreu. Man bezeichnete sie mit dem Namen Zindyk, einem Worte, das zu verschiedenen Zeiten seine Bedeutung änderte. Ursprünglich so viel als Anhänger der parsischen Lehre, galt es später von den Bekennern der manichäischen Religion und den Anhängern der dualistischen Weltanschauung, endlich verflachte sich die Bedeutung immer mehr und

---

verschuldet hat (J. Braun. A. a. O. S. 60), wenngleich dieser Hass unbestreitbar bestanden und mitgewirkt haben mag.

1) Ueber das Wesen des Schiitismus Vgl. Dr. E. J. Polak *Persien. Das Land und seine Bewohner*. Leipzig, 1865. 8° I. Bd. S. 320—354.

ward zuletzt identisch mit Atheist, Religionsverächter [1]). Die Abbasiden waren gegen diese Zindyk theilweise sehr strenge, da der Manichäismus — und die ersten Zindyk waren mit den Manichäern identisch — den Gewalthabern des Islâm wirklich manchmal gefährlich erscheinen konnte. Bei den Moslemin nichtarabischer Nationalität, besonders im nördlichen Persien und im Stromgebiete des Oxus war der Manichäismus sehr ausgebreitet, allmählig erwarb er selbst Anhänger unter echt arabischen Moslemin und sogar am Kalifenhofe. Der grösste Theil der Zindyk gehörte den höheren Ständen an und zeichnete sich durch rhetorisches und dichterisches Talent, durch Bildung und Weisheit aus, wie Ibn Mokaffa, einer der besten arabischen Schriftsteller, der das *Kalila* und *Dimna* (aus dem Pehlewi) ins Arabische übersetzt hat; Ali, Sohn des Jaktin, des Siegelbewahrers und Vertrauten des Kalifen Mansur, durch dessen Hände alle Staatsgeschäfte gingen; Jesdan, der grösste (damalige) Schriftsteller Persiens, Wezyr und Sohn des Wezyrs Badsan; ferner Personen aus der Familie des Regentenhauses der Abbasiden und aus andern vornehmen Häusern. Sie hatten bereits während Mehdis Kalifat unter den Schriftstellern, Gelehrten, Theologen, Adeligen und Bürgern Proselyten gemacht; alle wollten sich der Beobachtung der Gesetze des Islâm entziehen und vollzogen aus Faulheit weder die Gebete noch die Waschungen. Der Kalif Mehdi († 785) liess viele dieser Sektirer hinrichten; sein Nachfolger Hadi verbannte sie sämmtlich [2]).

1) Tabari entwirft von den Zindyk folgende Schilderung: Sie behaupten, Muhammed sei nur ein weiser Mann gewesen, der seine Religion nicht nach göttlicher Eingebung sondern nach Massgabe seiner Weisheit gestiftet, den Qorân durch seine natürliche Gabe der Beredtsamkeit verfasst habe, und jeder Mensch mit solchen Gaben wie er könne eine Religion stiften. Sie üben keine dem Moslim vorgeschriebene religiöse Pflicht, beten und fasten nicht, geben nicht Almosen, pilgern nicht nach Mekka und lachen die Pilger aus. Eine Versammlung Betender nennen sie Kameele am Leitseil; von solchen, die sich betend auf ihr Angesicht werfen, sagen sie, dieselben zeigten Gott ihr Hintertheil. Als man den Umgang um die Kaaba hielt, fragten sie: „Was sucht ihr in diesem Haus?“ und beim Opfern der Schafe: „Was haben diese Schafe für Sünde gethan, dass man ihr Blut vergiesst?“ Als sie die Zeremonie des *Safa* und *Marwa* vollziehen sahen, spotteten sie: „Haben diese Leute gestohlen, dass sie so laufen?“ Alle Theologen sind einig in dem Urtheile, dass diese Sekte schlimmer ist als Judenthum, Christenthum, Parsismus und Vielgötterei, denn wenn jemand eine dieser Religionen aufgibt, so bekennt er eine andere, aber die Zindyk verwerfen das Prinzip der Religion selbst und erklären alle Kulte für Täuschung, verläugnen Gott und die Propheten. Die Welt sei ewig so, wie sie heute und wie sie früher gewesen sei, die Menschen kämen zur Welt und stürben wie Gras, welches jährlich wächst, vertrocknet und abfällt, so dass niemand wisse, wohin es komme; Sonne, Mond und Sterne, also sichtbare Körper, erzeugten Pflanzen und Thiere und liessen sie wieder umkommen. Jeder kann thun was er will; gleichwohl halten sie das Böse oder was die Weisen als solches betrachten, nicht für erlaubt, wie Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Lüge. Man solle auch den Menschen nicht die Dinge von einer Seite zeigen, die ihnen missfallen könnte, ja nicht einmal Kleider tragen, die sie nicht gern sähen. Ausser diesen Regeln haben sie weder Gesetz noch Dogma noch Ritus.

2) Diese Kalifen dachten also nicht so politisch, wie ihr Vorgänger Mansur, der von den Rawendi, welche an die Seelenwanderung glaubten und den Kalifen für

Die Geschichte der römischen Gesellschaft ertheilte uns die Lehre, wie die steigende Gesittung mit wachsender Irreligiosität gepaart erscheint, wie der Gipfelpunkt der Civilisation und der Wissenschaften den Moment bezeichnet, wo ein allgemeiner Atheismus die Massen ergriffen hatte, wo philosophische Systeme, Stoiker und Epikuräer an Stelle des verlornen Glaubens traten; es war dies zugleich die Zeit der ärgsten Sittenlosigkeit, des blödesten Aberglaubens, der gemeinsten Laster. Die Geschichte des Islâm wiederholt diese denkwürdige Lehre. Mit der Zunahme der Gesittung entwickelte sich der Luxus, mit diesem die Ausbildung und Verfeinerung der Dichtkunst, zugleich ein üppiges Genussleben, welches die alte Sitteneinfalt verdrängt, die Strenge der Beziehungen zu dem früher sehr hoch stehenden weiblichen Geschlechte lockerte. Daneben ein genusssüchtiger, sorgloser und namentlich in religiösen Dingen nahezu ganz indifferenter Geist. Mit diesen wenigen Worten ist der Entwicklungsgang nicht nur der arabischen, sondern jeglicher Kultur gezeichnet. Das Steigen der Kultur hat überall unwiderruflich die nämlichen Erscheinungen — möge man sie nun gute oder böse nennen — im Gefolge. Man studire das Zeitalter des Perikles, der niedergehenden römischen Republik und des Kaiserreiches, der europäischen Renaissance, der modernen Gegenwart. Auch das ist eine unabwendbare, überall wahrzunehmende Folge, dass die eingetretene Sittenlockerung eine Reaktion der Fanatiker und Frömmler hervorruft, welche jede frohe Regung auf das Heftigste anfeinden und die religiösen Gesetze dagegen anrufen. Allein wie immer in Fällen, wo Unmögliches gefordert wird, bleibt das Gesetz bestehen, um stets umgangen zu werden. Mit anderen Worten, die Zeiten der Sitteneinfalt sind jene der Rohheit, der Unkultur: sie sind auch jene des religiösen Glaubens; das Wachsthum der Kultur beruht auf erhöhtem Wissen, und das Wissen an sich untergrabt den Glauben; mit dem Schwinden des Glaubens beginnt der Sittenverfall, der demnach in kultureller Hinsicht nicht als Merkmal der Gesunkenheit, sondern vielmehr einer hochgestiegenen geistigen Kultur zu betrachten ist. Diese Ansicht wird auch nicht widerlegt durch den heute gerne vorgebrachten Hinweis, dass die Unsittlichkeit eben an den wichtigsten Glaubensstätten, wie z. B. in Rom, am stärksten sei. Wir wissen, dass im arabischen Rom, im heiligen Mekka, die Unsittlichkeit grösser ist, als an irgend einem anderen Punkte der muhammedanischen Welt. Irre ich nicht, so steht auch das heilige Bochâra in keinem sonderlich guten Rufe. Das Phänomen ist jedoch leicht zu erklären. Die Heiligkeit dieser Orte beweist nämlich nichts für die Intensität des dort herrschenden G l a u b e n s. Jede geoffenbarte Religion macht eine Periode des Glaubens, des Fanatismus, dann aber der Lässigkeit durch, welche es sich an der

---

die Inkarnation der Gottheit hielten, sagte: „Ihre Anhänglichkeit an mich und ihre Ehrfurcht vor mir gibt ihnen ihren Glauben ein; mögen sie in die Hölle fahren, wenn sie mir nur treu sind; dies ist mir lieber, als wenn sie gegen mich rebellirten und dabei als gute Moslemin Anspruch auf den Himmel hätten."

äusseren Beobachtung ihrer Satzungen genügen lässt. An jenen Orten, wo die Anwesenheit der Kirchenoberhäupter oder sonstiger religiöser Momente zur strikteren Beachtung der nicht mehr passenden Gesetze zwingt, tritt nach dem bekannten Gesetze, wonach Druck Gegendruck erzeugt, eine desto ausgiebigere Umgehung des Gesetzes ein. Die Sünde scheut zwar mehr denn an anderen Orten das Tageslicht, wuchert aber desto mehr im Stillen. So scheint es sehr glaublich, dass die *Mochannat*, welche so ziemlich dem entsprachen, was die Alten *Cinaedi* nannten, mit Vorliebe in der heiligen Stadt ihr Wesen trieben.

Als der Atheismus an Boden gewann, war natürlich von echter Religiosität keine Rede mehr; wie im alten Rom spottete man über Alles und durfte es auch ungestraft, war man nur gegen den Verdacht gesichert, einer antiislâmitischen Sekte anzugehören. Es war gestattet, am Islâm zu zweifeln, nur durfte man an nichts anderes glauben. Ueber die namenlose Demoralisation, die mit einem maasslosen orientalischen Luxus gepaarte cynische Rohheit, selbst der höheren Gesellschaftskreise Bagdads, ruhen die besten, vollgültigsten Zeugnisse in den Werken der gleichzeitigen Dichter. Wie in Rom mit dem griechischen Einflusse die Päderastie, so verbreitete sich fast gleichzeitig mit dem persischen Einflusse das ursprünglich den Arabern fremde Laster der Knabenliebe zu erschreckender Allgemeinheit. Die Geschichte dieses Lasters führt auf die alten Hellenen zurück, von welchen die Perser wie die Römer es erhielten. Im Anakreon wie im Hafis tritt es ungescheut zu Tage; es hat im ganzen muselmännischen Osten ungeheure Ausdehnung erlangt und soll in Persien geradezu entvölkernd wirken. Vom kulturgeschichtlichen Standpunkte darf der Hinweis auf diese Seite des Gemäldes orientalischer Sittengeschichte wenigstens nicht unterlassen werden.

Noch eine weitere Erscheinung mahnt an das alte Rom. Dort bestand bekanntlich keine Kirche; als der Atheismus um sich griff, nahm daher das Volk als Ersatz für seine zertrümmerten Ideale zum rohesten Aberglauben Zuflucht. Es half sich selbst in seiner Weise, da es keine Kirche gab, die helfen konnte. Im Islâm und im Christenthume thaten in diesem Falle die Kirchen ihre Schuldigkeit, sie gewährten die nothwendige Hilfe, natürlich wieder in ihrer, den Volksanforderungen jedoch entsprechenden Weise; die orthodoxen Richtungen gewannen die Oberhand, und genau wie das Christenthum suchte der orthodoxe Islâm sich immer mehr zu einem festen, abgeschlossenen dogmatischen System zu entwickeln. Diese Lehre ist hochwichtig; sie zeigt die Orthodoxie als eine untrennbare Folge der freisinnigeren Ideen. Ueberall kann man ihr Entstehen erst in jenem Augenblicke beobachten, wo der Glaube an ihre Lehren erschüttert zu werden beginnt. In der That, so lange die Menge die Dogmen der Kirche für allgemein wahr hält, ein Zweifel daran nicht aufkommt, besteht auch für die Kirche kein Grund orthodox zu sein. Je ärger aber die Grundfesten des Kirchenglaubens ins Wanken gerathen, desto schroffer die Orthodoxie, nach dem ewigen Naturgesetze, dass Druck Gegendruck erzeugt. Die Kirche ist es, die mit ihren der Vernunft widersprechenden Glaubenssätzen, in einem gewissen Stadium

den Zweifel wachruft, dem auf geistigem Felde fast jeder Kulturgewinn verdankt wird. Dies der Moment, bis zu welchem die gern übersehene wohlthätige Wirkung der Religion und Kirche reicht, indem sie das feste Band des Glaubens um die Menschen schlingt und dadurch jene Vereinigung erzwingt, die das erste Kulturerforderniss ist. Nun aber ist diese wohlthätige Wirkung erzielt, und da jedes Stadium der Kultur nur angestrebt und erreicht wird, um sofort wieder verlassen zu werden, so wird einerseits fürderhin zum Hemmniss, was bisher Hebel gewesen, andererseits übernehmen neue Faktoren die Führerschaft auf dem Pfade zu einem neuen Kulturstadium, das die jeweilige Gegenwart als einen Fortschritt bezeichnet. Diese Führerschaft übernahm in religiösen Dingen zunächst der Zweifel, die Skepsis, die nun ihrerseits wieder mit aller Macht auf den alten Kirchenglauben drückt. So ist es denn der kirchliche Liberalismus selbst, der die Orthodoxie der Kirche erzeugt.

Die Vorgänge ausserhalb des strengkirchlichen Gebietes bestätigen diese Sätze. Mit dem Zweifel erwacht der Wissensdurst, somit die Wissenschaft, und umgekehrt erweckt die Wissenschaft den Zweifel. Bei den Arabern begannen Skepsis und Wissenschaft erst nachdem sie durch syrische Christen mit den Schätzen der altgriechischen Literatur bekannt geworden. So ging auch hier wieder die Anregung nicht von Arabern aus, nicht sie haben dieses werthvolle Erbe entdeckt, das nach ihrem eigenen Geständnisse damals die Summe ihrer Kenntnisse bildete. Während aber die freigeistigen, atheistischen Ideen unter den Gebildeten um sich griffen, entwickelten sich gleichzeitig aus dem Studium der Alten die arabischen philosophischen Schulen, welche bald eine theosophisch-mystische Wendung nahmen, in ihrer Art also nicht besser waren als die kirchliche Orthodoxie. Dies war auf geistigem Felde die Gegenströmung gegen den Atheismus und die dadurch begünstigten materialistischen Anschauungen. Und allemal hat die Ausbreitung der Letzteren das schärfere Hervortreten theistischer Philosopheme zur Folge gehabt. Im alten China war Lao-tse zur Zeit entstanden als die Sitten sanken, die Jugend voll Dünkel der Ahnen spottete, die Verehrung Dessen lächerlich ward, was bis dahin als heilig gegolten. Die Gegenwart, deren wissenschaftiche Entwicklung mehr denn irgend ein Zeitalter den Realismus fördert, findet die sich sonst arg befehdenden orthodoxen Theologen und angeblich liberalen theistischen Philosophen jeder Parteischattirung, im Namen des „Fortschrittes" vereint im Kampfe gegen das freie Manneswort, welches muthig das alleinige Walten eherner Naturgesetze verkündet. Nicht anders wars im Islâm. Wohl stützten sich die philosophischen Schulen der Araber vorzüglich auf Aristoteles, den sie in fehlerhaften Uebertragungen dem Abendlande bekannt machten, aber daneben fand auch die platonische Philosophie, namentlich in ihrer neuplatonischen Ausartung, viele Anhänger und aus ihr ging jene eigenthümliche Schule Ishrâky hervor, die, neuplatonische Ideen mit einer aus zarathustrischer oder wahrscheinlich manichäischer Quelle stammenden Lichtlehre zu einer ebenso originellen als phantastischen Weltanschauung verbindend, durch Auf-

nahme fremder religiöser Vorstellungen viel zur letzten Umgestaltung des Islâm durch den Sufismus beigetragen hat. Der eigentliche Sufismus nämlich, sowie er in den verschiedenen Derwisch-Orden seinen Ausdruck findet und strenge zu scheiden ist von der einfachen asketischen Richtung, die schon im frühesten Christenthum auftritt und auch in den Islâm überging, entsprang wesentlich indischen Ideen und zwar namentlich der indischen Vedanta-Schule [1]).

Mit dem Ueberhandnehmen der ekstasischen und schwärmerischen Geistesrichtung entstanden im Islâm wie im Christenthume zahlreiche Derwischorden. Ungeachtet des Ausspruchs Muhammeds: „Es ist kein Mönchsthum im Islâm," gewann die Neigung des Arabers als Wüstenbewohners zum einsamen und beschaulichen Leben bald das Uebergewicht über das Wort des Propheten, und ein anderes: „Die Armuth ist mein Ruhm" oder „Armuth ist gar gut" musste zum Deckmantel dienen, unter dem sich das Mönchsthum schon dreissig Jahre nach des Propheten Tod in die Hürde des Islâm einstahl. Seitdem haben sich im Orient die Orden der Faqyre und Derwische so sehr vermehrt, dass man von 72 Orden der Derwische spricht, worunter der noch jetzt blühende der *Mewlewi*, von Dschelal-ed-din Rumi, dem Dichter der Lichtlehre gestiftete, nicht nur einer der bedeutendsten sondern auch der einzige ist, der Sympathie, ja Respekt hervorruft. Christlichen Quellen entsprang vorzüglich der Sufismus, doch ist es gut sich zu erinnern, dass das christliche Mönchswesen selbst wieder orientalischen Ursprungs war. Sufi heisst Wollenmann und gab man diese Namen den Mitgliedern asketischer Brüderschaften, die eine wollene Kutte als Ordenskleid wählten und bestimmte Ordensregeln besassen; auch nannte man schon in frühester Zeit die Sufi *Darwysche* (Derwische) und *Faqyre*, wovon das eine Wort im Persischen, das andere im Arabischen arm bedeutet. Die Sufi waren also Bettelmönche. Solche Brüderschaften können nur dort aufkommen, wo religiöse Ueberspannung und Pauperismus zu Hause sind. Letztere Bedingung ist noch viel wichtiger als die erstere, doch wird in einem Lande, dessen Bewohner der religiösen Exaltation verfallen sind, Schmutz und Armuth nicht lange auf sich warten lassen. Als nach dem Falle der Ommajaden der Wohlstand der Moslemin in Aegypten und Syrien sank, fasste der Sufismus daher auch in diesen Ländern Wurzel.

Als sich der Sufismus zu verbreiten anfing, war das Studium der moslimschen Theologie eine schwere, aber lohnende Aufgabe. Einem haarspaltenden Dogmatiker mit höfischen Manieren und Schlauheit stand eine glänzende Karriere bevor, denn der Qorân und die Sunna sind für die Justiz- und Staatsverwaltung die Richtschnur und die Ulema, wie man die Theologen jetzt heisst, ob zwar niemals Priester in unserem Sinne, waren stets mächtiger als die Regierung. Desswegen drängten sich auch Tausende zum Studium der Theologie und es war unmöglich, den Ehrgeiz Aller zu befriedigen. Sowohl Sufi

---

1) Kremer, A. a. O. S. 33—46.

als Ulema „machten“ in Religion und buhlten um die Volksgunst, und da die Ersteren mit den Letzteren in wissenschaftlicher Bildung nicht konkurriren konnten, wurden jene durch die Verhältnisse zu einer anderen Richtung hingedrängt. Aus denselben Beweggründen, aus denen sich ein Lassalle oder ein Dr. v. Schweizer an die Spitze unzufriedener Arbeiter stellte, schlossen sich schon in früher Zeit Männer von Geist und Bildung den Sufi an und es wuchsen auch aus den Brüderschaften helle Köpfe heraus. Solche Leute beschäftigten sich mit Theologie und Philosophie, gründeten ein System der Theosophie für ihre Anhänger und versahen sie mit einer Masse von kühnen Aussprüchen, Versen und Anekdoten, welche sich von den unwissenden Mitgliedern gut verwerthen liessen. Wie alles Menschliche erlitt das System der Theosophie im Verlaufe der Zeit bedeutende Veränderungen, und in die Askese mischte sich bald ein Mystizismus, den alten Persern, namentlich aber den Hindu von Alters her bekannt. Dort haben wir die Yogy getroffen, welche auf physiologischem Wege, besonders durch Athemeinhalten sich in einen Zustand von Exaltation versetzten. Die nämlichen Mittel kehren bei den Sufi wieder, deren Theorien allmählig eine pantheistische Färbung annahmen: dieser ekstatische Sufismus wurde theils gegen die Offenbarung Muhammeds indifferent, theils vollkommen häretisch. Nebst dem Athemeinhalten wandten diese späteren Sufi noch viel wirksamere Mittel an, um Exaltation herbeizuführen: Opium und Haschisch, Gesang und Tänze, aufgeführt in nächtlichen Zusammenkünften, ganz besonders aber griechische Liebe. Tagy-aldyn-Kaschy versucht sogar zu beweisen, dass Niemand ein grosser Mystiker sein kann, ohne diesem Laster zu fröhnen, — er mag Recht haben. Sicher aber ist die zweifellos buddhistische Idee von der wunderthätigen Kraft der Asketen, Yogy, aus dem Buddhismus in den Islâm herüber gekommen [1]).

Die Geschichte des Sufismus führt uns die Askese in ihrer höchsten Höhe und in ihrer tiefsten Tiefe vor, unter den Mitgliedern hat es die abscheulichsten Charaktere, Mörder, Räuber, und Mordbrenner gegeben. Der Verfall der Orientalen steht, wie sich historisch nachweisen lässt, in direktem Verhältnisse zum Wachsthume des Sufismus [2]).

Der Islâm in Spanien und Afrika.

Die Geschichte des Islâm in Andalusien führt uns weit über die Zeiten Karl d. Gr. und Harunarraschids hinaus, bis zu welchen ich den Kulturgang im übrigen Europa verfolgt habe, denn nahezu acht Jahrhunderte lastete auf Spanien das arabische Joch. Wer sich da berufen fühlt, arabische und islâmitische Grösse zu preisen, sicherlich taucht er seinen Pinsel in die glühenden Farben moslimschen Lebens

1) Kremer, *Geschichte der herrschenden Ideen des Islâms.* S. 256.
2) Sprenger. *Ausland 1868.* S. 1235.

in Andalusien, und mit Recht. Unter den arabischen Herrschern gelangte die Geistesbildung des Volkes zu einer in Europa damals unerhörten Stufe. Wieder muss ich der Versuchung widerstehen, die Einzelnheiten aufzuzählen, worin die spanischen Araber glänzten in Kunst, Wissenschaft und sozialen Einrichtungen; kein geringer Theil dessen, was das Abendland dem Islâm schuldet, ist eine Schöpfung dieses spanischen Araberthums. Da die Aufgabe der Kulturgeschichte jedoch vorzüglich im Erklären, nicht im Lobe oder Tadel gipfelt, so erfordert eine Würdigung auch dieser unbestrittenen Kulturhöhe die kritische Sonde, die uns die Leistungen des Islâm im Osten grossentheils in erborgtem Lichte gezeigt hat.

Von den Kalifen in Damaskus war Spanien in Bälde unabhängig; als die Ommajaden in Syrien untergingen, schwang einer ihrer Sprösslinge sich hier auf den Thron, nachdem der alte Stammeshass zwischen Süd- und Nordaraber (Yemeniten und Modhariten) zu blutigen Fehden zwischen den spanischen Arabern geführt hatte. So wenig vermochte der gemeinsame Islâm das ethnische Moment zu bewältigen. Das moslimsche Wesen hat eine tiefe demokratische Grundlage und man könnte daher fast an eine Ironie der Geschichte glauben, dass es allerorts zu höchstem Glanze nur bei Ausbreitung der Fürstenmacht gelangte. Die Lehre, die ein neuerer, vielfach nachgebeteter Schriftsteller zu behaupten und an der Epoche Ludwig XIV. zu erhärten versucht hat, dass Fürstengunst der Literatur und Wissenschaft nicht fromme, widerlegt eine Fülle von Thatsachen. An den Höfen der Tyrannen blühten viele von Hellas ersten Grössen, Athens Glanzperiode heftet sich an Perikles, den thatsächlichen Alleinherrscher eines demokratischen Staatsgebildes, der Namen der Lagiden ist mit dem Erstehen einer griechischen Wissenschaft unlöslich verbunden, an Augustus knüpft sich das goldene Zeitalter römischer Literatur, und unter den persischgesinnten Kalifen zu Bagdad entfaltete sich die Gesittung der Araber. In Spanien vollzog dasselbe Schauspiel sich unter den kunst- und prachtliebenden Ommajaden. Unter ihnen stand Spanien in vollster Blüthe, besonders in Ackerbau und Kunstfleiss, worin übrigens die unterjochten Westgothen mit den eingewanderten Arabern wetteiferten. Aus dem Verfall des Ommajadenreiches sonderte sich eine Anzahl kleinerer Staaten, wie Toledo, Badajoz, Sevilla, Granada ab, in welchem so recht eigentlich die Kultur ihre höchste Entwicklung erklomm. Höchst merkwürdig trifft nun der Verfall des Ommajadischen Kalifats in Spanien mit dem verheerenden Einfalle der Araber in das berberische Nordafrika zusammen. Es ist ganz sicher, dass die im VIII. Jahrhunderte nach Spanien gezogenen Araber echte Araber waren [1]), allein sie führten auch zahlreiche berberische Elemente über die Meerenge [2]). So wie im Osten

1) Siehe E. Renou, *Description géographique de l'empire de Maroc.* Paris 1846 4° S. 391.

2) Henri Baron Aucapitaine. *Les Kabyles et la colonisation de l'Algérie.* Paris 1864 8° S. 104.

das echte Vollblut-Araberthum nur ein Fragment der Gesammtbevölkerung bildete, so auch in Spanien: auch hier mussten die natürlichen Verhältnisse eine allmählige Verringerung des arabischen Volksthums zur Folge haben, das in solcher Entfernung von seiner Heimat keinen ausgiebigen Nachschub mehr erhielt. Die gesitteten Berber hingegen trennte nur die schmale Gibraltarsstrasse und sie konnten sich demnach leicht über Spanien verbreiten. Sie gewannen die Oberhand in der moslimschen Bevölkerung Andalusiens, wofür der Umstand, dass nach den Ommajaden fast überall berberische Dynastien entstanden, beredtes Zeugniss ablegt. So bildeten denn die Berber im Westen jenes Kulturmoment, welches im Osten vorzüglich aus den Persern hervorging. In der That erschienen die arabischen Stämme, welche 1050 in Nordafrika einfielen, als durchaus ungesittete Nomaden, denen hauptsächlich der Untergang der nordafrikanischen Civilisation zur Last fällt. Wären die neuen Eindringlinge civilisationsfähiger gewesen, sie hätten ohne Zweifel in den eroberten Ländern neue Reiche und Dynastien gegründet, allein sie blieben Beduinen bis zur Stunde. Selbst unfähig, die eroberten Länder politisch umzugestalten, zerstörten sie zwar nicht gänzlich das staatliche Gebäude, das sie in ihnen vorfanden, aber sie liessen gleichsam nur dessen Umriss stehen. Die Reiche, welche vor 1050 bestanden, gingen also nicht eigentlich unter, ihre Fürsten und Dynastien blieben am Ruder, aber deren Macht war ein Schatten geworden. Aus den Städten und Seehäfen machten sich die Beduinen nichts, desshalb liessen sie dort den alten Dynastien weiter die Herrschaft, ja sogar die nominelle Oberhoheit über die Länder. Fast der ganze Tell und die fruchtbarsten Oasen der Sahara bildeten die Weidegründe der Araber, aus denen sie die einheimischen Berberstämme theils in die Wüste, theils in die hohen Gebirge zurückwarfen, oder worin sie die Eingebornen als Unterthanen fortvegetiren liessen, dem äussersten, weil gänzlich willkürlichen Steuerdrucke preisgegeben und persönliche Unfreiheit erleidend. Die Sultane der gesitteten Berberstaaten waren gänzlich in die Macht der Araber gegeben [1]).

Dieses Gemälde sticht freilich ab von jenem im benachbarten Spanien zur nämlichen Zeit. Das ommajadische Emirat von Córdova war wohl der Uebermacht seiner Wezyre und Statthalter erlegen, und nach seinem Sturze zerklüfteten zahlreiche Parteiungen das islamitische Spanien. Doch gelang es den afrikanischen Almoraviden, sich für kurze Zeit die verschiedenen kleinen islâmitischen Staaten wieder zu unterwerfen. Die Almoraviden waren zwar dem schismatischen Geiste entsprungen, ihre Religionsbewegung hatte sich aber bald überlebt, weil ihr Parteiglaube nichts Heterodoxes, keinerlei religiöse Neuerung enthielt, sondern nur eine Wiederbelebung der alten strengen, sunnitischen Grundsätze war. Desshalb gründeten die Almoraviden auch kein Kalifat, sondern erkannten die abbasidischen Kalifen von Bagdad als ihre religiösen

---

1) Maltzan. *Ausland.* 1873. S. 448.

Oberhäupter an. Dies konnte die neuerungssüchtigen Berber nicht befriedigen und machte sie geneigt zur Aufnahme der Almohaden.

Etwa ein Jahrhundert nach der arabischen Unterjochung befand sich nämlich das Berberthum Nordafrikas noch in voller Lebenskraft; da raffte sich der im grossen Atlas lebende, urkräftige Berberstamm zu einem gewaltigen Schlage gegen das Araberthum auf, und stiftete die neue Sekte der Almohaden. Ihre dogmatische Basis bildete die figürliche und allegorische Deutung des Qorân, während ihre sektirerische Parteistellung die bisherige allzu buchstäbliche Auffassung des heiligen Textes als Anthropomorphismus verpönte. Interessant ist es in der Gegenwart daran zu erinnern, dass ein Hauptdogma der Almohaden die Unfehlbarkeit des Imâm (*Mehdi, Mahadi,* d. h. der verheissene Religionsneuerer) bildete. Der Islâm ist dem Christenthume mit dieser Idee um etwa sieben Jahrhunderte vorangegangen, die Almohaden erklärten sich für die alleinigen Träger der einzigen richtigen Auffassung des Islâm im Gegensatze zu der übrigen muhammedanischen Welt. Darum konnte auch nur ihr Mehdi und sein Nachfolger der Kalife, der Beherrscher der wahren Gläubigen sein. Sie verwarfen nämlich ganz das genealogische Prinzip des Imâmats und gestanden der Masse der Gläubigen das Recht zu, den Kalifen aus freier Wahl zu ernennen, unbekümmert um dessen Abstammung. Dass nun auch ein Berber Kalife werden konnte, trug wohl nicht am wenigsten zur Volksthümlichkeit der neuen Sekte bei, die so reissenden Aufschwung nahm, dass ihre Anhänger in kurzer Zeit Marokko, Algerien, Tunesien und das muhammedanische Spanien eroberten. Aus dem Jubel, womit der unfehlbare Imâm von den hochgebildeten Muhammedanern Spaniens aufgenommen wurde, kann man ermessen, wie gering schon damals das arabische, wie stark dagegen das berberische Element gewesen sein müsse. Erst nach dem Untergange des Almohadenreiches glückte es den afrikanischen Beduinen, das berberische Element wieder niederzudrücken und Nordafrika zu arabisiren, zu dem zu machen, was es heute ist, so dass den Türken nur wenig hinzuzufügen blieb. Ist auch heute die Macht der Araber gebrochen, es mag wohl noch Jahrhunderte dauern, ehe diese Länder sich wieder heben und dies kann nur durch die Berber geschehen; denn ihnen gehört nicht nur die Vergangenheit, ihnen gehört auch die Zukunft im Nordwesten von Afrika.

Wie man sieht, sind die Geschicke Spaniens und Nordafrikas unter den Moslemin, den Moriscos oder Mauren der christlichen Gothen, mit einander innig verflochten. Die weitere Entwicklung des arabischen Staatswesens in Spanien führte zu Erscheinungen, welche man gewöhnlich dem Absolutismus beimisst, unter „vikarirenden“ Formen aber auch Freistaaten charakterisiren: Thronstreitigkeiten, Palastintriguen, Aufstände, dann auf allen Seiten Grausamkeit und Barbarei. Der Monarchismus, der ganzen Vergangenheit der Araber und ihrer Naturanlage widerstrebend, soll Ursache der vielen Aufstände in Spanien sein. Doch hatte Niemand ihnen denselben aufgenöthigt und ward er in der That auch nie bei ihnen beseitiget. Wo eine Regierungsform der Ver-

gangenheit, besonders aber der Naturanlage eines Volkes zuwider ist, entsteht sie nie spontan, oder wird doch, wenn aufgezwungen, wieder abgeschüttelt. Sehr richtig bemerkt ein gründlicher Kenner von den ersten Arabern, also jenen, deren Naturanlage besonders ins Gewicht fällt: „dieses Volk hatte alle Elemente zu einer aristokratischen Republik in sich, in welcher die Araber die bevorzugte Kaste, die übrigen Völker die Paria zu sein bestimmt waren, sie kam aber nie zu Stande, weil, wie es scheint, Niemand auf den Gedanken verfiel, eine Kammer von Abgeordneten der militärischen Stämme zu bilden. Wie einfach auch die Maschinerie des Repräsentativsystems ist, so ist sie doch eine Erfindung, die gemacht und durch die Erfahrung verbessert werden muss"[1]). Ja wohl, diese Erfindung ist aber von Semiten nie gemacht worden, sie widerstrebt vielmehr dem semitischen Geiste, denn sie erfordert den Widerspruch, die Diskussion[2]), im Keime schon in den Volksversammlungen der ältesten Aryer erkennbar. Der Semitismus hat seiner Naturanlage nach die Theokratie geboren und nie die Diskussion vertragen; man vergleiche die Unduldsamkeit der monotheistischen Lehren des Talmud, des Christenthums und des Islâm. Die spätere Toleranz bei Christen und Moslemin beweist dagegen Nichts. Freilich versteht es sich von selbst, dass an Höfen, wo man den Weintrunk statt des Frühgebets eingeführt, wo man den trockenen Gaumen der Derwische verhöhnt, gazellenschlanke Mädchen für die wahren Muezzin, den Becher für die beste Lampe zum Erleuchten der Klause erklärt, — dass dort auch keine Spur von Glaubenszwang gegenüber den Nichtmoslemin stattfinden konnte[3]). Die christlichen Unterthanen, damals in Spanien wie heute in der Türkei die immense Majorität der Bevölkerung, konnten nach eigenem Gefallen ihre Bischöfe und Priester wählen und ihren Kirchengebräuchen ungestört folgen, ungestört wenigstens seitens der Behörden, denn an gegenseitigen Neckereien zwischen den religiös und ethnisch heterogenen Elementen gebrach es nicht. Wenn die Moslemin kopfschüttelnd von den Christen sagten: einfältiges, bedauernswerthes Volk, das sich durch seine Pfaffen betrügen lässt; welche Thorheit ihre Lügen zu glauben! so konnten die Christen mit Recht das Nämliche von den Absurditäten des Islâm behaupten. Damit wuchs die gegenseitige Erbitterung und trotz des blühenden Zustandes in Gewerbe, Kunstfleiss und Wissenschaft ertrugen die spanischen Christen nur zähneknirschend das Joch der islâmitischen Eindringlinge. Beiderseits steigerte sich der Fanatismus ins Unglaubliche und führte zu maasslosen Ausschreitungen. Ist es vom Standpunkte des Philanthropen tief betrübend und niederdrückend, zu sehen wie die Menschen in solchen Fällen, und zwar gerade durch die Religion zu einem Wüthen in den eigenen Eingeweiden gebracht werden können, so erleidet selbst durch solche Betrachtung die Ansicht von der Nütz-

---

1) Sprenger, *Ausland* 1868. S. 1184.
2) Bagehot, *Physics and Politics.* S. 156 ff.
3) J. Braun, *Gemälde der mohammed. Welt.* S. 321.

lichkeit der Religionen keine Erschütterung. Die Erfahrung lehrt, dass nichts die Menschen mehr zu trennen vermag als Meinungsverschiedenheit, gleichviel ob auf religiösem oder sonstigem Gebiete. In der Gelehrtenwelt haben mitunter die tüchtigsten Denker sich mit bitterstem Hasse verfolgt und bekämpft wegen entgegengesetzter Ansichten über oft kaum nennenswerthe Geringfügigkeiten [1]). Meinungsdivergenz über Vorkommnisse des Alltagslebens hat mehr denn einmal Freunde in Feinde verwandelt, auf politischem Felde aber Menschen in den Augen Anderer zu Verbrechern oder Märtyrern gestempelt. Der politische Parteikampf zwischen Monarchisten und Republikanern verschiedener Färbung unter sich, hat unsägliches Blutvergiessen veranlasst. Allen diesen mannigfachen Erscheinungen liegt nur eine und dieselbe Ursache zu Grunde: die Ideendifferenz. Sind auch die physiologischen Vorgänge des Denkprozesses noch lange nicht ermittelt, so muss doch so viel zugestanden werden, dass Gleichförmigkeit und Divergenz des Denkens auf physiologischen Momenten beruhen. Wir steigen auch hier zu einer natürlichen Quelle hinauf. Eine weitere Betrachtung leitet zur Erkenntniss, dass die aus Ideenverschiedenheiten entsprungenen Kämpfe, Fehden und blutigen Grausamkeiten nichts anderes sind als der Kampf um die Wahrheit, nämlich jener subjektiven Wahrheit, welche die Wissenschaft oft als Irrthum entpuppt, die aber der Menge allein Befriedigung gewährt. Nicht was wahr ist, sondern was sie für wahr hält, bewegt die Menschheit. Kein Volk der Erde hat noch für Ideen gestritten und geblutet, die es nicht für wahr hielt; kein Denkender beharrt bei seiner Meinung, wenn er nicht von ihrer Wahrheit überzeugt ist.

Diese subjektive Wahrheit erheischt seitens des Kulturforschers die höchste Beachtung; sie liefert den Schlüssel zu den scheinbar heterogensten Phänomenen. Marie Alacoque, die in unseren Tagen viel genannte, war keine Schwindlerin, keine Betrügerin; was sie behauptete, beruhte auf subjektiver Wahrheit; sie bildete sich ein, übernatürliche Gesichte erblickt zu haben und war von der Wahrheit ihres Gesehen-

---

1) Man gedenke der Anfeindung eines Darwin durch seine wissenschaftlichen Gegner, von den nichtwissenschaftlichen Kläffern gar nicht zu reden. Welche Meute stürzte sich nicht auf David Strauss, als dieser der abweichenden Meinung eines kleinen Kreises denkender Menschen Ausdruck zu verleihen wagte? Mein Standpunkt in dieser Frage ist dieser: Alle Religionen sind Irrthum; dieser Irrthum ist nothwendig für die Massen, nicht für die kleine Schaar, die das „Wir" in Strauss' Buch vorstellt. Nur für diese ist sein Buch geschrieben und von diesen „Wir" gutgeheissen worden. Dieser „Wir" sind nicht viele, doch rechnen sich gern dazu Koryphäen der Wissenschaft wie E. Häckel, Moriz Wagner, Semper, Seydlitz etc. Was die Verdammung des Strauss'schen Buches anlangt, so rührt sie augenscheinlich von den Konsequenzen her, welche sich in politischer Hinsicht für Strauss aus der Annahme der Darwin'schen Lehre ergaben. Die von Strauss gezogenen politischen Folgerungen (nicht so manche andere, besonders hinsichtlich der Ersatzmittel für die Religion) sind jedoch durchaus logisch, ja die einzig möglichen; es ist hoch an der Zeit, dass man einmal erkenne, wie die Theoreme moderner Phrasenhelden bei der modernen Naturforschung keine Unterstützung finden.

und Empfundenhabens überzeugt. So bildeten die Menschen sich ein, diese oder jene Religion sei die Wahrheit und bluteten willig dafür; so bilden Andere sich ein, die Herrschaft eines Don Carlos, Don Miguel und sonst Jemands sei in Wahrheit ein erstrebenswerthes Glück, und lassen ihr Leben dafür; so bildeten die Männer der Schreckensherrschaft sich ein, die Freiheit und Gleichheit sei in Wahrheit der paradiesische Zustand und — köpften ihre Mitbürger aus Ueberzeugung. Die subjektive Wahrheit ist es endlich, welche allem Rechte zu Grunde liegt. Die vergleichende Völkerkunde lehrt in der Mannigfaltigkeit der bestehenden Rechtsbegriffe und Rechtsüberzeugungen, dass ein objektives Recht nicht vorhanden und die Kulturgeschichte bestätigt dies vollkommen. Alle Kämpfe, die nicht Namens des Glaubens geführt wurden, pflegen an irgend einer Rechtsfrage anzuknüpfen; beide Theile glauben das Recht auf ihrer Seite zu haben; beide Theile haben dann oft den nämlichen Gott, jeder um Sieg für die gerechte Sache angefleht.

Auf die Gefahr hin, das Maass dieser Abschweifung zu überschreiten, muss ich noch weitere Betrachtungen dem Vorstehenden anreihen. Die Thatsache, dass alle Völker einstehen für die subjektive Wahrheit, also für den Irrthum, wie es unter den gesitteteren Nationen besonders die Religionskriege beweisen, die nach dem oben Gesagten als vollkommen natürliche Erscheinungen aufzufassen sein werden, lässt deutlich erkennen, dass Ideen zugleich Interessen vertreten. Ideen, ob richtige oder falsche, sind geistige Güter und diese bilden zugleich die höchsten materiellen Interessen der Menschheit, denn an sie knüpft sich die Frage nach der inneren Befriedigung. Mit gutem Vorbedacht nenne ich diese ein materielles Interesse, denn innere Befriedigung ist gleichbedeutend mit irdischer Glückseligkeit, jenem Zustande, der als goldenes Ziel allen menschlichen Bestrebungen winkt. Darum zu allen Zeiten Kämpfe für Ideen als das köstlichste Gut, seien diese Ideen nun verkörpert im Poly- oder Monotheismus, im Christenthum oder im Islâm, oder gar in den Abstraktionen philosophischer und politischer Systeme; sie sind stets ein jeweiliges Ideal, und dieses ist, wie schon erwähnt, unter allen Umständen niemals die Wahrheit. Allein es sei auch wiederholt:

Nur der Irrthum ist das Leben.

Nicht als ein Zeichen tiefer Rohheit, die an thierartige Zustände mahnt, werden wir demnach die Religionskämpfe betrachten, sondern gerade als ein Merkmal schon gestiegener Kultur. Wo um des Glaubens Willen Blutströme fliessen, dort sind Ideen längst als Güter erkannt worden, deren Werth selbst höhere als thierähnliche Entwicklungsstadien noch nicht zu bemessen wissen. Auch hier schärft die Ethnographie den Blick und bewahrt vor der Behauptung irrthümlicher Lehren. Die rohesten Wilden, an der alleräussersten Grenze des Fetischismus, obwohl in fast beständigem, mörderischen Kriegszustande unter einander lebend, greifen nicht des Glaubens halber zu den Waffen. Den Ermordungen christlicher Missionäre liegt bei ihnen nicht der Gedanke einer Gefährdung ihres Götzendienstes zu Grunde, sondern andere, meist recht prosaische Motive. Auch ist das Erschlagen einiger Fremdlinge kein

Beweis für eine etwaige Erhebung des Volkes gegen eine seinen Glauben bedrohende Uebermacht. Auf jenen Stufen der Entwicklung werden Kriege theils durch Streitigkeiten materieller Art, theils durch den auf einem dunkeln, instinktiven, angebornen Gefühle beruhenden Rassenhass veranlasst. Was fremden Blutes ist, ist an sich hassenswerth, und wir sehen diese mächtigste aller Triebfedern einem rothen Faden gleich von den untersten Staffeln sich bis zu den höchsten Phasen der Kultur hindurchwinden und am Urgrunde einer Unzahl sozialer Einrichtungen. Alle weitere Gesittung drängt den Rassenhass als Motiv immer mehr in den Hintergrund, schwächt seine Wirkung ab, ohne ihn jemals gänzlich auslöschen zu können. Ein höhere Stufe werden wir unbedingt jenen Völkern zusprechen müssen, wo an dessen Stelle geistige Empfindungen als wirkende Motive treten. Darunter stehen sicherlich die religiösen Regungen obenan und so widersprechend es zu der nach rückwärts blickenden Behandlung der Kulturgeschichte klingt, der die natürliche, allmählige Entwicklung der Kultur von ihren Augangspunkten verfolgende Beobachter muss im Rasen der Religionskämpfe die schon zu gewaltigem lichterlohen Brande angefachte Flamme des Denkens begrüssen. Die in diesem Kampfe der Geister geborene und entwickelte Verschärfung des Denkens musste naturgemäss dahin führen, einerseits sich über die Kardinalpunkte vieler Fragen zu verständigen, andererseits aber auch Differenzen in untergeordneten, früher unbeachtet gebliebenen Punkten zu erzeugen. Die Kluft zwischen den Meinungsverschiedenheiten verengerte sich zwar, vertiefte sich aber zugleich. So kämpften die Christen zuerst gegen den Islâm, dann spalteten sie sich in Katholiken und Protestanten, endlich balgten sich die verschiedenen Konfessionen des Protestantismus unter einander mit stets wachsender Erbitterung und in der Gegenwart drohte zwischen den Katholiken und den angeblichen Altkatholiken, die einstweilen nur in einem einzigen Punkte von ihnen sich unterscheiden, ein ähnlicher Zwist auszubrechen. Erst als das religiöse Moment seine Zugkraft einbüsste, also wieder ein höheres Gesittungsstadium erklommen war, ruhten die Kämpfe auf dem Felde des Glaubens, jedoch blos um sich auf jenes der Politik zu übertragen. Auf diesem sind sie bei den fortgeschrittenen Völkern Europas bis heute geblieben, nur ist in ihrer natürlichen Entwicklung die Politik aus den Kabineten der Fürsten in die Volkskammern gewandert, natürlich ohne dass diese die Macht hätten, den Lauf der Ereignisse zu hemmen und die blutigen Gräuel der Kriege zu vermeiden. Ob Religionskriege heute noch unter den civilisirten Europäern möglich sind, steht dahin, doch übt die religiöse Meinungsverschiedenheit noch Macht genug, um innerhalb eines Volkes bürgerliche, wenn auch unblutige Kämpfe zu veranlassen. Bei den minder gereiften Völkern des Ostens schaaren, selbst in der Gegenwart noch beim Predigen des *Dschihad*, des heiligen Krieges, sich Jung und Alt um die schwarze Fahne des Propheten zum Kampfe gegen die Glaubensfeinde.

Die Bedeutung der Glaubenskämpfe und Religionskriege in der Kulturgeschichte schien mir diese längere Abschweifung zu rechtfertigen. Es lag mir daran, ihre Stelle bei der ersten Begegnung zu fixiren. Im

moslimschen Spanien lässt sich zuerst das Aufeinanderplatzen zweier verschiedener Religionssysteme am besten beobachten; der passive Widerstand der christlichen Unterthanen, die offenen Angriffe des gothisch gebliebenen Spanien auf die islâmitischen Nachbarstaaten, sie sind nur verschiedene Formen einer und derselben Erscheinung. Kulturhistorisch festzuhalten ist, dass Religionskriege nicht nur keine unnatürlichen, sondern vielmehr natürliche Ereignisse waren und bei gewissen Völkern noch sind. Allzu gerne vergisst man, dass nicht Civilisation, sondern Barbarei der ursprüngliche Zustand der Menschheit und es nur einer ganz geringen Zahl von Völkern gelungen ist, sich diesem normalen Zustand zu entwinden. Pflicht der Kulturforschung ist, auch die höchstgestiegenen Nationen an das Thierische ihrer Ausgangsstadien zu mahnen.

Würdigung der arabischen Kultur.

„Die geistigen Leistungen der Islâmiten verdienen um so mehr Anerkennung, als ihr Ausgangspunkt, das arabische Beduinenthum, sich auf einer sehr niedrigen Kulturstufe befand. Allerdings erfolgte ein höherer Aufschwung erst, nachdem die Araber mit der griechischen, dann der persischen und indischen Literatur bekannt geworden. Allein eine solche geistige Wechselwirkung findet sich mehr oder minder bei allen Nationen; lassen sich doch selbst bei den genialen Hellenen Bildungsmomente namentlich phönikischen und ägyptischen Ursprungs mannigfach erkennen; immerhin bleibt den Arabern das Verdienst, die ihnen bekannt gewordene fremde Kultur nicht nur bei sich aufgenommen, sondern auch mit Eifer gepflegt, gefördert und nach ihrem Geiste verarbeitet zu haben.“

Eine solche landläufige Würdigung der islâmitischen Kulturentwicklung leidet an augenscheinlichen Allgemeinheiten. Von einer sehr niedrigen Kulturstufe sind nicht nur die Beduinen, sondern fast alle Kulturvölker aufgestiegen; Hellenen, Römer und Germanen. Sie alle haben das Verdienst, die ihnen bekannt gewordene fremde Kultur nicht nur aufgenommen, sondern gepflegt und nach ihrem Geiste verarbeitet zu haben. So weit entlocken also die Araber keine besondere Bewunderung; höheres Staunen als diese Leistungen der Araber und der genannten Kulturnationen verdienen sicher die Chinesen, welche aus eben so rohen Anfängen zu überraschender Höhe aufgestiegen sind, ohne fremden Belehrungen irgend etwas zu verdanken. Was nun letztere anbelangt, so ist es richtig, dass solch' wechselseitige Befruchtung des Geistes mehr oder weniger fast überall stattgefunden habe, aber den Umfang solcher fremden Bildungsmomente zu ergründen und festzustellen, das ist eben die Aufgabe der Kulturgeschichte, wenn sie anders die Kulturentwicklung erklären will, und die Menge und Qualität des aufgenommenen fremden Bildungsstoffes gibt sicherlich einen untrüglichen Werthmesser für die Stellung, welche einem Volke in der Geschichte der Gesittung zukommt. Und

weil eben die Menge und Qualität der fremden Bildungselemente bei den Hellenen erwiesenermassen eine so überaus grosse ist, habe ich die üblichen Lobeserhebungen dieses genialen Volkes unterlassen; denn in allen Dingen ist der Keim wichtiger, als die Entwicklung; der erste kann ohne letztere vorhanden sein, niemals aber letztere ohne den ersten. Indem Griechen und Araber die empfangenen Keime in ihrer Art ausbildeten, thaten sie, was sie nicht lassen konnten, wozu ihre ethnische Anlage sie unwiderstehlich zwang. Dies ist so sehr wahr, dass die gesammte, mit Recht gepriesene Kulturentwicklung der islâmitischen Völker sich ausschliesslich auf die Araber und ihre Lehrmeister beschränkt, nicht aber von den tatarischen und türkischen Stämmen gilt, die gleichfalls den Islâm angenommen. Das nationale, nicht das religiöse Moment gibt in dieser eigenartigen Verarbeitung des fremden Kulturstoffes den Ausschlag. Gewiss war seinerzeit der Islâm nicht nur kein Hemmniss in der Entfaltung der Gesittung, wie Viele glauben, die ihn nach der Gegenwart beurtheilen, sondern bekundete einen wesentlichen Fortschritt im Hinblick auf die früheren Zustände der semitischen Araber, nicht aber im Hinblick auf das Christenthum, welches die germanischen Völker ergriffen, noch selbst auf den Parsismus, den er in Persien zu vernichten sich bemühte. Die menschliche Entwicklung bewegt sich stets nach den gleichen Gesetzen, nur drücken diese sich je nach den Völkern, unter denen sie wirken, durch eine verschiedene Formel aus; desshalb muss, um das allgemeine Gesetz zu entdecken, der Kulturhistoriker die Völkerkunde vor allen anderen Wissenszweigen bevorzugen. Dann wird er sich hüten, von einer islâmitischen Kultur dort zu sprechen, wo nur von einer arabischen die Rede sein kann.

Hat nun der Islâm, hat das Christenthum gar keinen Einfluss auf den Gang der Entwicklung gehabt? Sicherlich, wer wollte dies verkennen. Allein diese Einwirkung blieb doch immer die sekundäre, nicht die primäre. War ja schon die Annahme dieser oder jener Religion an sich eine Folge verschiedener Ursachen, worunter den geistigen Anlagen der Völker eine Hauptrolle zufällt. Jedes Volk verarbeitete ferner diese Religion in seiner eigenartigen Weise, wie sich dies besonders deutlich am Islâm wahrnehmen lässt. Man vergleiche den Islâm der Araber mit jenem der Perser und Türken; jenen von Kairo mit dem von Stambûl oder Bochâra! Je nachdem ein Volk nun nach Massgabe seiner natürlichen Begabung diesen Verarbeitungsprozess rascher oder langsamer vollzieht, tritt auch rascher oder langsamer jenes Stadium ein, in dem jede Religion aus einem Kulturfortschritt ein Kulturhinderniss wird. In der von Parteileidenschaften durchwühlten Gegenwart fehlt nur zu häufig die Erkenntniss bei den Einen, dass für die meistfortgeschrittenen Völker die religiösen Einflüsse ein Hemmschuh jeder weiteren Entwicklung sind, bei den Anderen, dass diese nämlichen religiösen Einflüsse seinerzeit den grössten Kulturvorsprung bekundeten. Dem Kulturforscher geziemt es, beiden Sätzen gerecht zu werden. Ohne Voreingenommenheit erkennt er, dass anfänglich Christenthum und Islâm für das rohe Europa und

Arabien ein ungeheurer Kulturgewinn waren; dass die Verdrängung des Christenthums aus dem nördlichen Arabien durch den Islâm dort eben so wenig ein Rückschritt war, als die Verdrängung des Heidenthums durch die christliche Lehre bei den Römern und Griechen; er wird aber ernstlich protestiren gegen jede Unter- oder Ueberschätzung eines dieser beiden Religionssysteme zu Gunsten des anderen, abgeleitet aus der gleichzeitigen Civilisationsstufe ihrer Bekenner. Manche Völker brauchen eine lange Entwicklungsfrist, andere steigen hoch in rascher Zeit; nicht die Frucht, die am schnellsten reift, ist aber stets die schmackhafteste. Als die arabische Kultur erblühte, lagen Europas Völker noch in tiefer Barbarei, nicht wegen, sondern noch trotz ihres Christenthums, das sich damals in keiner, gesunde Entwicklung ausschliessenden Stagnation befand, wie die Folge bewies, die gerade sie den höchsten Regionen der Geistesentfaltung entgegenführte, während die islâmitischen Araber weit zurückgeblieben sind. Und wenn dem mit Recht opponirt wird, die dermalen höchstgestiegenen Völker hätten ihre Höhe nur im Kampfe gegen Christenthum und Kirche erklommen, so ist die Antwort, dass eben dieser Kampf eine der wichtigsten Ursachen unserer stolzen Civilisation sei. Es ist der „Kampf ums Dasein“ auf dem Gebiete der Ideen. Und weil dieser Kampf ums Dasein bei den Islâmiten nie zu solch geistiger Wuth entbrannte, sind sie eben zurückgeblieben. Die Gedanken aber, welche bei uns den Kampf gegen Religion und Kirche eröffneten, sie waren im Schoosse der christlichen Völker geboren, von Religion und Kirche selbst gezeitigt worden.

Ich habe mich bemüht, in dem Gesagten sonder Vorurtheil zu unterscheiden den Antheil des Glaubens und den Antheil des Volkes an der Kulturentwicklung. Das Ergebniss meiner Prüfung geht dahin, dass der letztere schwerer wiegt als der erstere. Wenn demnach die Blüthe des Orients gegen Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung anstatt dem Islâm hauptsächlich dem arabischen Volke zuzuschreiben ist, so liegt hierin eine hohe Anerkennung der semitischen Stammeseigenschaften. Um so getroster darf ich der Pflicht nachkommen zu zeigen, wie Vieles von dem, was als ein Produkt arabischen Geistes gilt, sich bei genauerer Prüfung als fremdes Element ergibt. In erster Linie steht auch hier wieder das Perserthum.

In Bassora mit einer zahlreichen Bevölkerung, die persisch als Muttersprache redete, bildete sich die erste arabische Gelehrtenschule, die nicht wie die hohe Schule von Mekka und Medina, nur Qorân und Sunna, sondern auch grammatikalische und philologische Studien trieb; darin allein schon bekundet sich der Unterschied zwischen arischem und semitischem Geist, welch letzterer sich vorzugsweise mit religiösen Tifteleien beschäftigte. Die arabische Grammatik ist eine Schöpfung der Fremden, der Aramäer und Perser, und ging aus dem Bedürfnisse hervor, richtig arabisch lesen und sprechen zu lernen, ganz besonders für Nichtaraber, welche den gelehrten Studien sich widmen wollten. Als es dann Mode ward, mit gelehrten Studien und feiner Bücherbildung zu prunken, wandten sich auch die arabischen

Gelehrten diesen Studien zu, entwickelten aber die Sprachlehre ganz in arabischem Geiste, d. h. mit echt semitischer Vorliebe für Spitzfindigkeiten, zu einem in die abstrusesten Haarspaltereien ausartenden System, welches recht und schlecht das allein herrschende geblieben ist [1]).

Von den in den Künsten des Friedens und einer uralten Civilisation ausgebildeten Byzantinern und Persern erlernten die Araber auch, eine bekannte Erscheinung, überraschend schnell die Künste des geselligen Lebensgenusses, den Luxus und die Schwelgerei. Die Kalifen in Damaskus suchten sich bald mit dem Glanze der Majestät zu umgeben, so weit die noch sehr allgemeinen Beduinensitten dies gestatteten. So entlehnten sie vom Hofe von Byzanz die den Arabern früher unbekannte Mode der Eunuchen für den innern Dienst des Kalifenpalastes und besonders des Harems, obgleich schon Muhammed die Kastration verboten haben soll, was freilich ein Beweis ihres Vorkommens bei den Arabern wäre. Dessgleichen gewannen sie bald genaue Kenntniss über den Hof und die Pracht der persischen Könige, denen schon die Ommajaden Vieles nachahmten. Am frühesten befreundete man sich mit der gleichfalls im Qorân verbotenen Sitte des Weintrinkens. Die Kunst des Gesanges und der Musik kam den Arabern von den Persern zu, und die ersten und besten Sänger und Sängerinnen waren entweder selbst persischer Abkunft oder doch Zöglinge von persischen Meistern. Selbst in der Tracht ahmte man persische Moden nach, persische Kleidung ward Hoftracht und die hohen, schwarzen, persischen, kegelförmigen Hüte, den europäischen Cylinderhüten sehr ähnlich, wurden schon vom zweiten abbasidischen Kalifen offiziell vorgeschrieben. Auch altpersische Feste wurden gefeiert: *Nauruz, Mihrgân* und *Râm*. Perser erhielten hohe Militärkommanden oder errangen, wie die berühmten Barmakiden, sonst hohen Einfluss. Persische Künstler waren es aber auch, welchen man die Schöpfung der vorzüglichsten islâmitischen Baudenkmale, wenigstens in Centralasien, verdankt [2])

Dies rief allerdings den Unwillen der Araber hervor, der sich oft recht derb Luft machte, änderte jedoch nichts an dem natürlichen Gange der Dinge. Der persische Einfluss am Kalifenhofe nahm zu und erreichte unter Hâdy, dem berühmten Harunarraschid, und Mamûm, also gerade zu Anfang des goldenen Zeitalters

---

1) Kremer, A. a. O. 24—26.

2) Die berühmte Moschee über dem Grabe des heiligen Hazret-Chodscha-Achmed-Dschassawi zu Hazrêt-i-Turkestân wurde 1404, wie die Inschrift besagt, von einem Chodscha Hussein aus Schirâz in Persien erbaut. (Mir-Salikh-Bektchourine, *La mosquée d' Azret dans la ville de Turkestan* in dem *Bulletin de la Société de géogr. de Paris 1870.* II. Bd. S. 123—133). Von den meisten Monumenten Samarkands hält Vámbéry dafür, dass die Meister Perser waren. *Travels in Central-asia.* London 1864. 8° S. 213), eine Ansicht, die vollkomen bestätigt wird durch W. Radloff (*Das mittlere Serafschanthal* in der Berliner *Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdk.* 1871. S. 419). Da diese Bauwerke alle nur auf die Zeit Timurs, also bis Anfang des XV. Jahrhunderts, zurückreichen, so ist daraus zu entnehmen, dass der persische Kunstgeist bis dahin nicht im Sinken war.

der Wissenschaften im Kalifat, seinen Gipfelpunkt. Die meisten Wezyre der genannten Kalifen waren Perser oder doch persischer Abkunft. Eine Münze des späteren Kalifen Motawakkil, unter dem schon die Entartung der Sitten fühlbar, zeigt diesen Fürsten in rein persischer Tracht, und wenn auch der früheste Islâm gegen menschliche Bildnisse keinesfalls sehr streng war, so müssen wir doch einem solchen Zeugnisse gegenüber uns vollständig klar werden, dass man damals am Kalifenhofe mit dem altmuhammedanischen Vorurtheilen gründlich gebrochen hatte und auch in dieser Beziehung dem Beispiele der persischen Sassaniden folgte [1]).

Weit entfernt, die Leistungen auf wissenschafttichem Gebiete zu verkümmern, füge ich vielmehr rasch hinzu, dass die Araber damals unbestritten das höchstgestiegene Kulturvolk waren. Bagdad war nicht bloss die politische Hauptstadt des weiten Reiches, sondern auch der Brennpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen. Dort las man mit dem hingebendsten Eifer und der feurigsten Begeisterung Aristoteles und Plato, rief, auf Euklid und Ptolemäus gestützt, das wissenschaftliche Studium der Mathematik und Astronomie ins Leben. Mit Hippokrates und Galenus an der Hand oblag man der Heilkunde und erforschte man die Geheimnisse der Natur. Die arabischen Forschungen in diesen Disziplinen, aufgebaut zwar auf den Errungenschaften der alexandrinischen Schule, aber auch mit vielen Bereicherungen, sind die Grundlagen unserer späteren abendländischen Wissenschaft geworden. Aber nicht bloss auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften zeigte sich diese Rührigkeit, auch die philosophischen und juridisch-politischen Studien fanden die eifrigste Pflege. Man sann nach über das Wesen und die Lebensbedingungen des Staates, erdachte politische Systeme und juridische Theorien, die an Bedeutung Alles übertrafen, was die anderen Völker des Mittelalters geleistet haben. Die arabische Philosophie [2]) blieb lange der Born, an dem die mittelalterliche Gelehrsamkeit schöpfte. Namentlich der letzte der arabischen Philosophen Abul Walid Muhammed Ibn Achmed Ibn Roschd, genannt Averroës erlangte durch seine Kommentare zum Aristoteles, dessen Philosophie er für absolut wahr hielt, aber auch in eigenen Schriften zeitgemäss fortzubilden suchte, ein ausserordentliches Ansehen bei den Scholastikern, und indem besonders seine Ansichten über das Verhältniss von Glauben und Philosophie grossen Anklang fanden, bildete sich ein christlicher Averroismus [3]), der wesentlich zur Selbstzersetzung der Scholastik beigetragen hat. „So gibt es neben dem Bildungsstrome, der von Rom aus Europa befruchtete, noch einen zweiten aus dem Osten, der getragen ist von dem Gedanken, dass die Freiheit des Strebens, die Erhebung des sittlichen Gedankens, die Reinheit des

1) Kremer, A. a. O. S. 27—33.

2 Vgl. Dr. Fr. Dieterici, *Die Philosophie der Araber im X. Jahrhundert n. Chr.* Leipzig, 1876. 8.

3) Siehe darüber: E. Renan, *Averroes et l'Averroisme.* Paris 1852. 8.

Gemüthes das einzige Ziel sei, das den Menschen zum Menschn erhebe"[1]). Die arabischen Geschichtsschreiber besitzen wohl begründeten Anspruch auf unsere Anerkennung. Um die Erdkunde erwarben sie sich unschätzbare Verdienste [2]). Die Araber ergaben sich dem Handel, wurden die Beherrscher der See, vermittelten den Verkehr und brachten eine Menge werthvoller Erzeugnisse des Ostens nach Europa. Von Bassora und aus dem Omân gingen die arabischen Erzeugnisse nach Sirâf, wo die Chinafahrer befrachtet wurden, und nach Indien [3]). Ein grossartiger Völkerverkehr brachte Araber und Chinesen in tägliche und lebendige Berührung, und China, wo damals die ordnende Gewalt einer ausgebildeten Beamtenhierarchie ihre bürgerliche Wunder geschaffen hatte, hinterliess den Arabern den Eindruck einer hohen gesellschaftlichen Reife [4]). Das Postwesen erfreute sich schon unter den älteren Kalifen einer sorgfältigen Durchbildung und beförderte Briefe und Nachrichten in die entferntesten Provinzen des moslim'schen Reiches. In allen diesen und vielen anderen Dingen standen die Araber hoch über den übrigen Völkern der Erde, die Chinesen ausgenommen. Weder gestattet es der Raum, noch liegt es in dem Plane dieser Untersuchung, durch Aufzählung der von den Arabern in den einzelnen Disziplinen erkannten Wahrheiten den Umfang ihres Wissens anzudeuten, ich bemerke nur, dass die Vertiefung in das Studium der arabischen Schriften jener Epoche uns mit der höchsten Bewunderung erfüllt.

Dieses farbenprächtige Gemälde verliert wohl nichts an seinem Glanze, nimmt aber doch eine etwas verschiedene Schattirung an durch die Betrachtungen, zu welchen es herausfordert. Niemanden gewiss entgeht die auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Reiche der Araber und jenem der Römer; beide verdankten ihren Ursprung der Eroberung, beide erstreckten sich fast über die nämlichen Erdräume; drangen die Sarazenen doch bis in die Hochalpen, wo sie im Norden und Süden des Grossen St. Bernhard in den rhätischen Gebirgen lange genug verweilt zu haben scheinen, um einige Ortsnamen zurückzulassen; beide endlich waren von rohen Anfängen in kurzer Frist zu hoher Gesittung

---

1) Worte Dietericis am Schlusse seines Vortrages über *Aristotelismus und Platonismus im X. Jahrhundert bei den Arabern* auf der 29. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Innsbruck 1874.

2) Siehe hierüber: *Die Leistungen der Araber in der Geographie. (Ausland* 1864 S. 787—791) und A. Sprengers *Die Post- und Reiserouten des Orients.* Leipzig 1864. 8. Vgl. auch den das gesammte kosmische Wissen der Araber darstellenden Abschnitt in Peschels *Geschichte der Erdkunde.* S. 94—146.

3) Vgl. darüber: Ed. Dulaurier, *Etudes sur l'ouvrage intitulé: Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IXe siècle de l'ère chretienne. Texte arabe de feu* M. Langlès; *traduction nouvelle, introduction et notes de* M. Reinaud. *(Journal asiatique* 1846 S. 131—221). Ueber die Schiffahrt und Seetüchtigkeit der Südaraber siehe auch: Peschel, *Völkerkunde*, S. 205.

4) O. Peschel, *Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen.* Stuttgart und Augsburg 1858. 8. S. 9—11.

gelangt. So wie die **Römer** als Volkselement jedoch in ihrem grossen Reiche dahinschwanden und sich verflüchtigten, so war dieses auch mit den Arabern der Fall. Die heimatliche Halbinsel, von der Urzeit an in Folge ihrer natürlichen Beschaffenheit zum Theile stets von nomadischen Stämmen bewohnt, hätte in der That nimmer so grosse Menschenmassen ausspeien können, um alle eroberten Länder auch wirklich mit Arabern zu bevölkern; selbst die dem semitischen Stamme eigene Fruchtbarkeit — eine ethnische Eigenschaft — mit in Betracht gezogen, sind doch die eroberten Landschaften nie in einem anderen Sinne arabisch geworden, als beispielsweise Italien ostgothisch oder langobardisch, Spanien suevisch oder westgothisch; d. h. die Araber und ihre Nachkommen bildeten, wie ich dies früher entwickelte, überall eine aristokratische Minorität. Nahm auch der Islâm an Bekennern zu, so bedeutet dies nicht auch einen Zuwachs für das echte Araberthum, vielmehr ward dieses, dem natürlichen Verlaufe der Dinge zufolge, immer schwächer, je mehr es sich bald mit den Landeseingeborenen vermengte. Wir wissen dies positiv von Aramäa und Persien, obwohl gerade mit Perserinnen die Vermischung auf das strengste untersagt war. Jüdische und christliche Sklavinnen durfte der Moslim als Konkubinen halten, persische Sklavinnen nicht einmal als Beischläferinnen. Traten nun trotz solcher Satzungen die Araber dennoch sehr bald mit der persischen Bevölkerung des Iraq in vielfache Beziehungen, so ist noch weniger Grund für die übrigen Gebiete ein Anderes vorauszusetzen. Wie aber oben dargethan, war nicht das Araberthum das Kulturelement, sondern fusste die anfängliche Gesittung der beduinischen Eroberer materiell und geistig auf byzantinischen und persischen Grundlagen. Durch die ethnische Vermengung nahmen die Araber diese fremden Elemente nur desto schleuniger in sich auf, und nun tritt ein anthropologischer Faktor hinzu, der allein den Schlüssel zu dem staunenswerthen Räthsel der raschen Entwicklung der arabischen Kultur enthält, der es erklärt, warum im Orient die Araber als die Träger der Kultur **erscheinen**, während im Occidente die germanischen Völker im Süden dies niemals geworden sind. Dieses Phänomen beruht lediglich auf der dem Semitismus eigenen **Zähigkeit**, an dem Festhalten seines Typus. Die Anthropologen sind darüber längst einig, dass in dieser Hinsicht die Völker, selbst einer und derselben Rasse, von Natur aus sehr verschieden ausgestattet sind; so bewahren bekanntlich die Griechen ihren Typus trotz aller Mischungen; die Griechen wurden nie slavisirt, sondern haben die Slaven gräzisirt [1]). Kein Volk dagegen ist von Natur aus geneigter, seinen Typus rasch aufzugeben, als die Germanen, besonders die Deutschen, wie die im Auslande lebenden Deutschen lehren. Die allergrösste Zähigkeit bekunden jedoch die Semiten, deren aus der Verbindung mit Indogermanen entsprossene Nachkommen viele

---

1) Gegen die Fallmerayersche Theorie vom Slaventhume der Griechen siehe: Prof. **Bernhard Schmid**, *Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum*. Leipzig, 1871. 8°.

Generationen hindurch den semitischen Typus bewahren.. Von der Kraft dieses Atavismus kann sich Jeder an den in unserer Mitte lebenden Juden zur Genüge überzeugen. Diese natürlichen Eigenschaften gereichen selbstverständlich keinem Volke weder zum Vorwurfe noch zum Vorzuge; ihre Wirkungen in der Kulturgeschichte sind aber von der grössten Bedeutung.

Es wird schwer fallen zu bestimmen, wer von den germanischen Gothen oder den semitischen Arabern der rohere, ungebildetere Theil war, als sie mit fremden Kulturelementen in Kontakt geriethen. Dank seiner leichten Absorptionsfähigkeit wurde indess der Germane von den südlichen gesitteteren Nationen aufgeschlürft, der zähe Araber nicht oder wenigstens erst nach viel längerer Zeit. Der rohe Germane und der rohe Beduine empfingen beide die Kultur aus den Händen ihrer Unterworfenen; indem der Gothe aber sich mit dem Römer vermischte, hörte er auf Gothe zu sein, gab seine Sprache auf und wurde in den nächsten Generationen auch dem Blute nach selbst ein Romane; indem der Araber mit dem Perser sich vermengte, blieb er Araber. Darum waren in Südeuropa die Romanen die Träger der Kultur; was gothisch, germanisch verharrte, blieb roh; im Orient nahmen die Araber die fremde Civilisation auf, bewahrten Typus und Sprache und übten die Herrschaft. Desshalb dürfen wir von einer arabischen Kultur sprechen.

An der Hand dieses anthropologischen Faktums erklärt sich für Jenen, der nach der natürlichen Entwicklung in der Kulturgeschichte späht, die arabische Gesittung einfach als die Fortsetzung der Kultur des Alterthums, vermittelt durch Byzantiner und Perser. Auf einsam stolzer Höhe glänzte damals Byzanz; dorthin hatte sich geflüchtet, was das griechische und römische Alterthum an Kenntnissen geschaffen; im Sassanidenreiche aber blühte des Orients ureigenthümliche Kultur, der seit ungemessenen Zeiten das Abendland so tief verschuldet ist. Die Gesittung der Byzantiner und Perser wars, die nun im arabischen Gewande an die den Siegeserfolg des Islâms anstaunenden Völker Europas, besonders in Spanien, herantrat und manches Auge dermassen blendet, dass es darüber Thatsächliches übersieht. Dazu gehört die Erwägung, dass diese arabische Kultur eine ausschliessliche Folge der Eroberung war. Nur die Eroberung konnte den innigen Kontakt mit jenen fernen Elementen schaffen, die so mächtig befruchtend wirkten. Schon einmal habe ich an den Heereszügen Alexanders nachgewiesen, welch' immensen Kulturgewinn die Menschheit aus der Eroberuug gezogen; ein zweites leuchtendes Beispiel bietet das Araberthum. Ihm verdanken die abendländischen Völker die Zufuhr ungeahnter Ideen und Wissenschätze, die verborgen im Schoosse des Orients schlummerten. So wie die Römer, Dank ihren Eroberungen, eine umfassende Kultur an möglichst vielen Punkten der alten Welt derart befestigten, dass sie von den Barbaren nicht mehr völlig vernichtet werden konnte, sondern durch tausend Kanäle in sie überfloss, so ist es das Verdienst der arabischen Eroberung, die Kultur des Orients verbreitet zu haben. Und dieses Verbreiten an

sich ist hohes Verdienst; von der vieltausendjährigen, weit höheren Civilisation der örtlich und aus Neigung von der Welt abgeschiedenen Chinesen hat die allgemeine Kulturentwicklung nur geringen Nutzen gezogen: ihre Verbreitung aber hätte — wäre sie möglich gewesen — ganz Asien mit hellem Glanze erfüllen müssen. Dieses hohe Verdienst der Verbreitung durch die Eroberung fällt nun ausschliesslich dem arabischen Volke zu. Darin beruht zunächst seine und des aus seiner Mitte geborenen Islâms Grösse.

Mit solchem Maassstabe gemessen, wächst und sinkt zugleich die Bedeutung der Stelle des Araberthums in der Geschichte der Kultur. Zwei volle Menschenalter lagen nämlich zwischen den Eroberungen in Mesopotamien und Spanien und die hier erblühende Kultur war schon eine Folge der fremden Einflüsse. Trotz aller Zähigkeit musste ferner der arabische Typus bei zunehmender Vervielfältigung der Mischungen allmählig, wenn auch später als bei anderen Völkern, untergehen, die fremden ethnischen Bestandtheile die Oberhand gewinnen. Es wird erlaubt sein, für die spätere Zeit sicherlich, sogar einen guten Theil der Träger arabischer Gelehrsamkeit in Männern nichtarabischer Abkunft zu suchen. Es stehen mir leider keine diesbezüglichen Nachforschungen zu Gebote, allein ich denke mir, dass es sich wohl mit manch' gefeiertem arabischen Namen verhalten könnte, wie z. B. mit Abulfeda, einem kurdischen Ejubiden, oder mit Abulfaradsch, einem Christen jüdischer Abkunft, der gleichwohl viele muhammedanische Schüler hatte und mit Recht seine Stelle unter den arabischen Schriftstellern behauptet. Einen weiteren Beleg dafür bietet die Geschichte der Oxusländer. In den tiefen Steppen Centralasiens, welche der Oxus und Jaxartes durchfliessen, sassen von jeher erânische Nationen; hier lag ja Balch in der Gegend des alterânischen Baktra; kurz vor der arabischen Eroberung waren von Norden her Türken herabgerückt, einen Theil des Landes an sich reissend, und nur durch den Einbruch der arabischen, fanatischen Räuberhorden verhindert, weiteren Einfluss in Transoxanien zu gewinnen. Dreimal erobert, dreimal mit Gewalt zum Islâm gezwungen, fiel Bochâra dreimal in seinen alten Parsiglauben zurück, ehe es definitiv dem Islâm gewonnen blieb. Trotz seiner Verbreitung in Mittelasien erstreckte sich das Machtgebot der Kalifen nicht über den westlichen Theil Chokands hinaus. Unwillig nur, unter fortwährenden Aufständen, ertrug Bochâra das arabische Joch; nie gelang es dem Araberthume, dort festen Fuss zu fassen und kaum 250 Jahre später herrschen dort die Samaniden, eine persische Dynastie, deren Stammvater, ein dem Zarathustradienste lange treu gebliebener Vornehmer aus Balch, sich zum Islâm bekehrte. So regierte eine erânische Dynastie über ein erânisches Volk, das heute noch in den zahlreichen Tadschik [1]) Centralasiens fortlebt. Obwohl nun in

1) Die geistige Ueberlegenheit der Tadschik, welche auch stets sesshaft und im Besitze des Handels, der Künste und Wissenschaften sind, wird von allen mir bekannten Reiseberichten der Neuzeit ebenso wie ihre erânische Abkunft einstimmig anerkannt.

Bochâra die Nationalität im Allgemeinen unberührt blieb, sehen wir doch gerade diese Stadt, die Muhammeds Lehre am heftigsten angefeindet hatte, dieselbe später am eifrigsten pflegen; ja selbst heute, wo der Islâm Einigen zufolge an allen Theilen Asiens dem sichtlichen Verfalle entgegengeht, ist er in Bochâra noch in jenem Gewande anzutreffen, worin ihn die ersten Kalifen gekleidet hatten. Wohl entwickelte sich mächtig die islâmitische Kultur in Gegenden, die wir heute als barbarische kennen, allein man darf nimmer unterlassen beizufügen, dass dort schon längst vor dem Islâm eine hoch entwickelte Civilisation, die persische, blühte. Wohl entstanden in der Tatarei und in Turkestan Hochschulen, Bibliotheken und Sternwarten, wohl bildeten Bochâra, Samarkand, Merw, Nischapur und Herât Hauptsitze der Gelehrsamkeit, aber nicht erst seit dem und durch den Islâm. Von den Wundern Sogdiens konnten die heimkehrenden rohen arabischen Eroberer nicht genug erzählen, und vor allen ragte Bochâra als eine Wiege der Wissenschaften schon zur Zeit des Parsithums hervor, erwarb nicht erst, sondern behielt nur als „das edle und fromme Bochâra" seinen Glanz unter dem Islâm, und die persische Stadt am Zerafschân blühte unter persischen Fürsten als ein Sitz des Reichthums, der Wissenschaften und der weltberühmten Seidenindustrie immer mehr auf. Wenn wir den bocharischen Grössen des Islâms nachspüren, einem Chodscha Ebn Hifz al Bochari, dem langjährigen geistigen Leiter seiner Vaterstadt, einem Abdullah al Fikih, dem grössten muhammedanischen Rechtsgelehrten, einem Muhammed el Sebdemuni oder einem Muhammed bin ul Fazl, dem grössten Theologen und Exegeten seiner Zeit, so werden wir kaum eine arabische Abstammung solcher Männer nachzuweisen vermögen [1]). Hier ist es das gemeinsame Band des Islâm, welches in den, Araberthum und Islâm zu identifiziren geneigten Augen das Ansehen des ersteren schwellt. In Wahrheit sind aber die Leistungen jener Männer Schöpfungen weder des Araberthums noch des Islâms, obwohl sie beiden zu Gute kommen; gezeitigt hat sie die Kultur des eigenen Volkes. Ganz analog war, wie schon erwähnt, die Kultur in Nordafrika bis zum Jahre 1050 n. Chr. nicht arabisch, sondern durchaus berberisch. Die Dynastien der Edrisiden in Fez (788—925), der Hammaditen in Ceuta und Rif (1016—1083) und der Beni Saleh in Nokur (709—1015) waren allerdings arabisch; allein sie stützten sich durchaus auf Berberstämme, welche die Fürsten adoptirt hatten, so die Edrisiden auf den Stamm der Aureba und die beiden anderen auf den der Ghomara. Die Herrschaft gehörte immer den Berbern, Araberstämme waren damals noch gar nicht da [2]). Diese Einzelnheiten genau festzuhalten, ist unerlässlich, soll die Kulturgeschichte die Aufgabe erfüllen, den Antheil der Völker an der Entwicklung der Civilisation zu bestimmen.

---

1) Vámbéry, *Geschichte Bochâra's oder Transoxaniens.* Stuttgart 1872. 8° I. Bd. S. 1—75.

2) H. v. Maltzan. *Ausland* 1878. S. 471.

Dafür, dass Manches als arabisch oder islamitisch gilt, was es nicht ist, gibt es noch mannigfache Belege. Die sogenannten arabischen Ziffern sind bekanntlich indischen Ursprungs und dessgleichen ist es längst ergründet, dass der Schatz von Erzählungen, der unter dem Namen Tausend und eine Nacht durch die Araber ins Abendland gekommen, in Indien ersonnen worden sei.

Die Kulturgeschichte dei Araber ist ein blendendes Beispiel für die Fortpflanzung der einzelnen Kulturelemente, für das Vererbungsmoment in der Kulturentwicklung. Wir vermögen die Anfänge, den Ursprung der Gesittung nicht positiv aufzudecken, können ihn nur hypothetisch konstruiren; noch weniger lässt sich ermitteln, welches Volk, welche Rasse, vielleicht noch in sprachlosem Zustande, die erste Kulturregung empfunden; je mehr wir uns den historischen Epochen aber nähern, desto deutlicher erkennt man, wie jedes Volk von den vorhergegangenen gelernt, mit anderen Worten, Kulturschätze aufgenommen und weiter vererbt hat. Jedes hat ferner im geringeren oder grösseren Maasse zur Mehrung dieses Schatzes selbst beigetragen und auch dieses Mehr anderen hinterlassen. Die Civilisation unserer Tage ist nur die Summe dieser einzelnen Beiträge, die Uebereinanderschichtung der von jedem Volke geleisteten Kulturarbeit, ein mächtiger Strom, aus dem Zusammenflusse unzähliger kleiner Bäche entstanden. Darum ist das Tadeln gewisser Gesittungsphasen, deren jede ihre nothwendige Berechtigung besass, so ungeheuer sinnlos. Nur bei solcher Anschauung wird es möglich, die Entwicklung zu erkennen und darzustellen, die in der menschlichen Kultur wie in der gesammten organischen Natur waltet. Dann werden auch die Unter- und Ueberschätzungen einzelner Leistungen aufhören, die doch nur auf der Unkenntniss dessen beruhen, was als fremdes angeeignetes Element Anderen zu Gute kommt. Wir werden dann freilich unsere Bewunderung der klassischen Alten herabdrücken müssen und sie zum grossen Theile auf jene Völker Asiens übertragen, von denen erwiesener Massen so Vieles herstammt, was eine beschränkte Philologenschule und ihre Nachbeter als ausschliessliches Verdienst der Hellenen ausgeben. Die Phöniker, Aegypter und, wie neuere Forschungen lehren, die Perser waren es, denen Griechenland seine Kulturentfaltung verdankte; bei den Hellenen gingen dann die Römer für die Pflege des Geistes in die Schule, und von diesen und ihren Erben, den oströmischen Byzantinern, sowie von dem alterânischen Kulturlande lernten die Araber, ihrerseits die späteren Lehrmeister des christlichen Abendlandes. Desswegen dürfen wir nicht, wie eine dem Christenthume feindliche Strömung versucht, gering achten, was eine vorurtheilslose Prüfung wieder als alleinige Kulturarbeit der christlichen Völker ergibt. So sehr diese auch Erben geschichtlich begrabener Nationen, so sehr es nöthig ist, wollen wir ihre Verdienste feststellen, vorher abzuziehen, was an älteren Leistungen ihnen zugefallen war, so überragen sie an sich doch zweifellos Alles, was frühere Epochen errungen. Dies klar zu machen, wird meine spätere Aufgabe sein.

Asien im Mittelalter.

Die uralaltaïschen Völker.

Die Betrachtung der islâmitischen Kultur führt naturgemäss nach Asien. Der Untergang des Araberthums vermochte nämlich die Verbreitung der muhammedanischen Lehre eben so wenig aufzuhalten, als die Feindseligkeiten der Juden seinerzeit jene des Christenthums. Wäre indess der Islâm jene Kulturreligion gewesen, welche manch begeisterter Bewunderer der arabischen Leistungen darin erblicken will, er hätte nothwendig die Nationen Europas erobern müssen. Trotz der tiefen Nacht der Barbarei, welche im frühen Mittelalter auf unserem Erdtheile lagerte, standen aber für die Annahme des Islâm die christlichen Völker viel zu hoch. Im Kampfe mit dem Christenthume konnte er nimmer obsiegen bei den Ariern Europas, die schon damals die gewiesenen Pfade zu ihrer künftigen Grösse wandelten. Dagegen zog er mit unwiderstehlicher Gewalt eine Anzahl halbreifer, südlicher Völker Asiens und Afrikas in seine Kreise, für welche alle fast er mit einem Kulturgewinn gleichbedeutend war. Die frühen, weitverzweigten Handelsverbindungen der Araber hatten sicherlich mächtig dazu beigetragen, ihn in den südöstlichen Gebieten von Afrika wie in der malayischen Inselflur bekannt zu machen; allgemeine Verbreitung fand er aber dort erst lange später. Die Völker, die ihn nahmen, wurden zu seinen Trägern, wie heutzutage der türkische Padischah von Stambul der Mehrheit der islamitischen Welt als Nachfolger der arabischen Kalifen gilt [1]). Dieses Uebertragen einer Idee auf grundverschiedene Persön-

1) Sultan Selim I. war nämlich so glücklich im Jänner 1517 auf seinem Feldzuge gegen den Beherrscher Aegyptens Tuman Bey, dessen Hauptstadt Kairo in Sturm zu nehmen und diesen Beherrscher zum Gefangenen zu machen. Tuman Bey musste nun auf den Titel „Kalif“ (Nachfolger des Propheten), welchen nur die Beherrscher Aegyptens zu führen berechtigt waren, ebenso auch auf alle Rechte eines Beschützers der heiligen Städte Mekka und Medina Verzicht leisten, worauf dann Selim I., der bis dahin nur einfach „Sultan“ hiess, sich zum Nachfolger des Propheten erklärte und zugleich die zwei Titel „Kalif“ und „Emir-el- Mumenim“ (Fürst der Gläubigen) annahm. Dass die Schiiten den Sultan von Stambul nicht als Nachfolger des Kalifen anerkennen, ist mehr denn natürlich; was aber die Araber anbelangt, so haben sie nur theilweise

lichkeiten ist kulturgeschichtlich überaus merkwürdig; es ist ein nicht misszuverstehender Fingerzeig, dass zwischen beiden eine zusammenhängende Kette von Vorstellungen besteht. Ein vollkommenes Analogon bildet im Abendlande die Uebertragung der altrömischen Kaiserwürde auf Karl d. Gr., keine phantastische Ungeheuerlichkeit, sondern die natürliche Folge des ununterbrochen lebenden Bewusstseins von dem Fortbestande des römischen Reiches.

Eine Hauptanziehungskraft übte der Islâm auf viele Völker des uralaltaïschen Sprachstammes. Diesem gehörten die Hunnen an, als Ephtaliten oder Weisse Hunnen an den Grenzen des Sassanidenreiches ansässig; einer ihrer Zweige waren vielleicht die Bulgaren, die schon Ende des V. Jahrhunderts Thrakien verwüsteten, das oströmische Reich wiederholt bedrohten, und endlich zwischen 660 und 668 in dem bereits von Slaven erfüllten Mösien ihr Standlager aufschlugen; ein anderer Haufe dieser Bulgaren zog Anfangs des IX. Jahrhunderts an die Mündung der Kama in die Wolga, wo das Wolgabulgarische, auch Gross- oder Weissbulgarische Reich entstand und sich als Staat und eigene Nationalität bis ins XIII. Jahrhundert behauptete. In ihren Sitten und Gebräuchen glichen diese Wolgabulgaren [1]) in hohem Grade den Hunnen. Ihr König herrschte despotisch; seine Steuern bezog er in Rindshäuten und sein Volk wohnte im Sommer in Filzzelten, im Winter aber in hölzernen Häusern. Hunde- und Wolfsgeheul enthielten günstige Vorbedeutungen, die Schlange war unantastbar; gleich den Kalmüken war ihnen ein Haus oder Zelt, in das der Blitz geschlagen, eine Stätte wo Gottes Zorn wohnt. Ihre Nahrung waren Hirse und Pferdefleisch, ihre Getränke Meth und Birkenwasser. Wir erfahren von Schriftstellern aus der Kalifenzeit, dass ihr Handel weit nach Norden und Osten reichte; sie brachten von den in eisigen Landen wohnenden Jugren Zobel-, Hermelin-, Biber- und Eichhornpelz, von den Burtasen schwarze Fuchspelze. In Bulgar residirten die Könige, die theilweise sogar Münzen prägen liessen. Als im Laufe des X. Jahrhunderts die Russen ihre Macht ausdehnten, erschütterten sie mit am meisten den Bulgarenstaat, den dann im XIII. Jahrhunderte die Mongolenfluth vertilgte. Heute sind die Wolgabulgaren ebenso in den Nordslaven aufgegangen, wie die Donaubulgaren — mit Beibehaltung

---

diese Nachfolge nicht gelten lassen; die arabischen Sultane der afrikanischen Ostküste erblicken im Padischah den Nachfolger der Kalifen und erst vor einigen Jahren sandte der Sultan der Comoren seinen Oheim nach Konstantinopel um Sultan Murad V. als Kalifen des Islâm zu begrüssen. (Allg. Ztg. vom 4. Juli 1876. S. 2848). Ein Gleiches ist in Zanzibar der Fall, und der *Attalik Ghasi*, der Gründer des ephemeren Reiches Dschitischar in Ostturkestân, wie der gleichfalls ephemere Muhammedanerstaat in Yünnan, erkannten diese Eigenschaft des Padischah willig an.

1) Nicht die Bulgaren sind es, die ihren Namen von der Wolga haben, sondern es erhielt der Fluss den Namen von ihnen und zwar nicht vor dem Bestande des Bulgarenreiches. Beide Namen stammen wahrscheinlich aus derselben Wurzel. Im X. Jahrhunderte hiess die Wolga noch allgemein *Atil*, was eine ostjakische Benennung zu sein scheint.

ihres Namens jedoch — schon viel früher von den Südslaven absorbirt worden waren.

Frühzeitig nahmen diese Bulgaren den Islâm an; bei den mösischen Donaubulgaren, wo die Epoche seines Aufkommens nicht festzustellen, war er indess nie so allgemein, als an der Wolga, wo er zu ausschliesslicher Geltung gelangte. Hier muss ein Theil der Ostbulgaren schon im IX. Jahrhunderte zum Islâm bekehrt worden sein, wenn es wahr ist, dass die damals noch heidnischen Chazaren, ein ugrisches Volk, sie der Religion wegen bekriegten. Die zweite, tiefer eindringende Bekehrung fällt kurz vor 922 n. Chr. Von da an bestand ein reger Verkehr zwischen dem ostbulgarischen und dem Kalifenreiche; es ward die ganze Kultur des Landes orientalisch, und der Islâm hatte bald keine eifrigeren Anhänger als die Bulgaren.

Bei so frühem und weiten Vordringen gegen Westen konnte der Islâm um so eher die benachbarten Turkvölker ergreifen. In der That huldigten schon zur Zeit der Eroberung Chowarezms durch die Araber viele der besiegten Türken dem neuen Glauben. Bald gerieth kein Volk in nähere Berührung mit dem Kalifenreiche, als die Türken. Viele waren als kriegsgefangene Sklaven im Reiche selbst verwendet, Andere nahmen ob ihrer körperlichen Schönheit die Stelle von einflussreichen Günstlingen am Hofe ein. So gelangten die dem Islâm ergebenen türkischen Sklaven zu einer dem Staate gefährlichen Macht. Ein Türke war es, der die Dynastie der Taheriden in Chorassân, die erste im Orient, gründete, welche den Verlust der übrigen östlichen Länder nach sich zog. Wie wenig das nationale Araberthum die Fähigkeit besass, die durch den Glauben zusammengeschweisste Menschheit auch staatlich zu beherrschen, lehrt der Umstand, dass alsbald in denv erschiedenen Provinzen Dynastien von durchaus fremden Stämmen auftauchen, darunter mehrere türkische. Die Tuluniden und Ichschididen in Aegypten und Syrien waren Türken, dessgleichen die mächtigen Buiden in Persien und die noch gewaltigeren Ghazneviden, deren Reich sich über den persischen Iraq, Dilem, Kurdschistân, Tabaristân, Georgien, Chorassân, Seistân, Chowarezm, Ferghâna und Indien erstrecken und dem Islâm in letzterem Lande dauernd Fuss zu fassen gestatten sollte. Neben den Ghazneviden stifteten die gleichfalls türkischen Seldschuken in Vorderasien das grosse Sultanat Ikonium oder Rum und schränkten die Macht der Bagdader Kalifen auf ein Minimum ein. So blieb denn das Aegypten, Syrien und Westarabien umfassende Kalifat der schiitischen Fatimiden die einzige grössere staatliche Schöpfung des Nationalaraberthums. Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, den mannigfachen Wechsel im Entstehen und Verschwinden der zahllosen Reiche zu verfolgen, die bis zum XIII. Jahrhunderte die asiatische Geschichte erfüllen; es genügt für unsere Zwecke, zu erwähnen, dass sie alle mehr oder minder dahin strebten, das numerisch schon sehr schwach gewordene und entnervte arabische, durch das rohere aber kräftigere türkische Element zu verdrängen. Und dies gelang so sehr, dass das türkische Wesen bis auf die Gegenwart in ganz Vorderasien und einem grosen Theile Centralasiens sich behauptet, obwohl es den

Stürmen der Mongoleneroberung trotzen musste. Dadurch sind die Turkvölker zu einem kulturgeschichtlich wichtigen Elemente geworden, denen hier einige Worte gewidmet werden müssen.

In der aralo-kaspischen Tiefebene tummelten sich wohl seit jeher auf flüchtigen Rossen türkische Nomaden, dicht auf dem Rücken der erânischen Kulturwelt, die sie zu verschlingen drohten. Das älteste Volk, welches die Geschichte Nordasiens kennt, sind die *Pe-ti* oder Bede. *Hiong-nu* (d. h. verächtliche Sklaven) war eine andere chinesische Bezeichnung desselben Volkes, welches in die drei Stämme zerfiel: Un-Uighur, Ughuz-Uighur und Tuckuz-Uighur. Ihre Unterthanen hiessen Turk (Türken), d. h. Sklaven, folglich sind Pe-ti oder Bede, Hiong-nu, Uiguren, und Türken lauter Namen eines und desselben Volkes. Die Un-Uighur siedelten sich am Orkhon an und breiteten sich gegen Westen bis zum Irtysch und Dsaissang-See aus. Von ihnen stammten die Hunnen oder Unnen sowie die Hunoguren. Die Ughuz-Uighur sassen Anfangs am Jenissei, später im Süden des Tian-schan, in Kamul und Turfân. Von ihnen stammen die Kirgisen, die *Kili-Kisu* der Chinesen. Die Tuckuz-Uighur (Hiongnu im eigentlichen Sinne) sassen im asiatischen Nordosten und sind die Stammväter der tungusischen Völker. Die Türken oder Sklaven unter ihnen erhielten von den im Schimpfen so virtuosen Chinesen den Namen *Tha-tse, Tatal* (Hunde, nördliche Barbaren), woraus der Name Tataren entstanden. Die Turk-Tataren wurden in weisse Tataren, d. h. vom weissen Knochen oder edlen Ursprungs und in schwarze Tataren, d. h. vom schwarzen Knochen oder unedlen Ursprungs geschieden; wieder ein Beweis, dass die Ungleichheit, nicht die Gleichheit der Menschen ins Herz der Naturvölker gegraben ist. Noch jetzt bezeichnet weiss und schwarz in Nordasien edel und unedel, frei und unfrei [1]. Zu den schwarzen Tataren zählten die von den Chinesen sogenannten *Mungghu* oder *Moghal*, unsere Mongolen, deren Name aber erst 1135 n. Chr. in den chinesischen Annalen erscheint [2].

Die älteste Geschichte der Tataren ist natürlich durchaus Fabel; Interesse gewinnt für uns erst das Reich der Tu-kiu, worunter gewiss nichts anderes, als die Türken des Abendlandes zu verstehen; dieses Reich dauerte bis 745 n. Chr., wo es von einem Zweige der Uiguren zerstört wurde. Letztere waren unstreitig der am weitesten in der Kultur fortgeschrittene Stamm der Türken. Frühzeitig hatten sie eine eigene Schrift und Literatur; später nahmen sie von den nestorianischen Missionären die syrische Schrift an, woraus sich auch jene der Mongolen, Kalmüken und Mandschu entwickelte. Neben dem Buddhismus und der chinesischen Bildung fanden der persische Zarathustra-Glaube, die Lehre Manis (der Manichäismus) und das nestorianische

---

1) Daher so häufig noch der Ausdruck weisser Czar *(ak-tsar)* für den Kaiser von Russland vorkommt.

2) Siehe über diese Ethnologie die Einleitung zu Franz von Erdmann, *Temudschin der Unerschütterliche.* Leipzig 1862 8°

Christenthum [1]) vielfach Eingang. Schon im V. Jahrhundert zirkulirten bei den Uiguren manche chinesische Werke in uigurischer Uebersetzung. Die Uiguren behaupteten sich lange als eigener Stamm, der seiner Bildung und Kultur wegen in hohem Ansehen stand, verlor aber durch spätere Mischungen seine Nationalität. Ihr Reich, deren Herrscher den Titel *Edekut* führten, blühte in Ostturkestân und vereinigte sämmtliche Turkstämme im äussersten Osten.

In Westturkostân erhob sich, dem arabischen Kalifate ein bedrohlicher Gegner, das Reich der stammverwandten Seldschucken, der Ahnen der heutigen Osmanly [2]) vom Indus und den Grenzen Chinas bis an die Gebirge Georgiens, in die Nähe Konstantinopels, Jerusalems und des glücklichen Arabiens. Doch nicht allzu lange dauerte die seldschukische Macht, welche unter Malek-Schah auf ihrem Zenithe stand. Noch zu Lebzeiten dieses gewaltigen Kaisers wurden von ihm grosse Provinzen, die für kleine Reiche gelten konnten, an einzelne Lieblinge, unter dem Vorbehalte eines Vasallennexus verschenkt. So ward Chowarezm, das modere Chanat Chiwa, ein Lehen des Kannenhälters oder *Taschtdars* und befand sich 1097 in den Händen des Statthalters Muhammed Kutb-ed-din. Schon sein Nachfolger Atziz masste sich 1138 die Unabhängigkeit an, kämpfte um dieselbe mit den Seldschuken und Uiguren, und stiftete das Haus der Chowarezmier, dessen Machtausbreitung mit dem Niedergange der Seldschuken fast gleichen Schritt hielt. Bald war ganz Turkestân, Samarkand und Bochâra unter das Szepter der Chowarezmier gebracht.

Im nördlichen China gründeten 872 die Khitan, ein tungusischer Stamm, das Reich Khitan oder Liao. Ihre gewaltige Herrschaft musste aber dem Reiche der Kin Platz machen. Der Volksstamm, welcher letzteres Reich stiftete, nannte sich während seiner Herrschaft *Ju-tchin*, auch *Niu-tschin* und *Niu-tsche,* endlich *Dschurdsche* oder Mandschu. Einer ihrer Fürsten, Agu-tha, empörte sich gegen die Khitan, warf sie in mehreren Schlachten nieder und gründete 1115 unter dem Kaisertitel Hoam-ti, die goldene Monarchie. Entsprechend nannten die Mongolen die Häupter der Kin-Dynastie *Altyn chane*, goldene Könige. Mit den chinesischen Sung-Kaisern schlossen sie einen Grenzvertrag, welcher den Kin die Herrschaft über Be-tsche-li, Schanti, Schangtong, Ho-nan und den nördlichen Theil von Schen-si sicherte. Die Hauptstadt ihres Reiches war Peking (um 1150), welche Stadt damals den Namen *Tschung-tu* (kaiserliche Stadt des Mittelpunktes) führte. Im Norden reichte ihre Herrschaft bis zum Orkhon, zur Tula, zum Keulun und Amur. Im Jahre 1234 ward ihre Monarchie von den Mongolen vernichtet.

Ein nördlicheres Reich, das schwarze China oder Karakhatai,

---

1) A. v. Humboldt machte zuerst darauf aufmerksam, dass noch im XIV. Jahrhunderte armenische Mönche ein Kloster am Nordufer des Issi-kul Sees gehabt haben sollen.

2) Friedrich Müller, *Allgemeine Ethnographie* S. 347—349.

ward von einem khitanischen Fürsten gestiftet. Als nämlich das Reich der Khitan an den Abgrund gedrängt worden war, brach Tuschi-Talgun (chinesisch *Jelu-tatsche* oder *Jeliu-tasche)*, der Feldherr des letzten khitanischen Kaisers, 1124 mit einer kleinen Schaar nach den Gebieten nordwestlich von Schensi auf und liess sich nach und nach in Kaschgar, Yarkând, Chotan bis zum Ssyr-Derjâ, also im Turkestân huldigen. Er ist der berühmte asiatische Erzpriester Johannes, von dem mittelalterliche Berichte in Europa als von einem mächtigen christlichen Fürsten des Morgenlandes sprachen, doch bleibt es noch immer ungewiss ob Jelu-tatsche Nestorianer und zu dem Titel *presbyter et rex,* Priesterkönig, berechtigt gewesen sei. Sein Reich erstreckte sich vom Oxus bis zur Wüste Schamo, vom Hindukuh bis zum Kleinen Altaï, erhielt sich aber nur bis auf das dritte Geschlecht, denn der Enkel des Stifters verlor 1217 die Krone an die Mongolen.

Mittlerweile war nämlich unter den Mongolen, den Türken in Sprache und Physiognomie verwandt, ein Held erstanden, der die damalige politische Landkarte Asiens vernichten sollte, Temudschin oder Temurdschi, den wir unter der Benennung Dschingis-Chan, d. h. der Starke, der Mächtige kennen. Seine und seiner Söhne Heerschaaren fegten die Chowarezmier, die Reste der Seldschukenstaaten und jene im nördlichen China hinweg; bald erstreckte sich die Mongolenherrschaft über ganz Asien, nachdem sie auch Europa zu überfluthen gedroht. Das rasche Entstehen solch weit ausgedehnter Reiche, wie in Vorangehendem berichtet, ist indess nur in dünn besiedelten Gegenden möglich; nur dort vermag eine kleine aber beherzte Schaar die schwache und zerstreute Bevölkerung für kurze Zeit unter ihren Willen zu beugen, besonders wenn diese noch nicht sesshaft geworden, noch nicht Haus und Hof zu vertheidigen hat. Auch die weiten Flächen und Wüsten begünstigen solche Eroberungszüge. Wir sehen demnach die mongolischen Nomaden, von Temudschin zu einem Volke geeinigt, gleich einer unaufhaltsamen Woge über die gleichfalls nomadischen Turkvölker heranrollen und auch in Europa sich über die weiten Flächen Russlands ergiessen. Am Fusse der europäischen Gebirgsländer aber und dort wo die Menschen schon sesshaft und verdichtet lebten, brach sich dagegen ihr schrecklicher Anprall. Auch über das bevölkerte China, wo Temudschins Sohn und Nachfolger Kublai-Chan die Yuen-Dynastie gestiftet, vermochten die Mongolen ihre Herrschaft kein Jahrhundert zu behaupten. Rasch wie sie entstehen, pflegen solch ephemere Gründungen, mögen sie auch zu momentanen Weltreichen anschwellen, wieder zu verschwinden. Schon nach Temudschins Tode zerfiel der Staat, der sich seines nomadischen Charakters niemals entschlagen konnte. Von Chanbalyk, dem jetzigen Peking, verlegten die mongolischen Grosschane ihre Residenz gar bald nach Karakorum, dessen kürzlich aufgefundene Ruinen zu schliessen gestatten, dass es trotz des dort befindlichen goldenen Kaiserzeltes ein ärmlicher Ort, vielleicht überhaupt nur ein grosses Zeltlager gewesen. Die mongolischen Herrscher, gleichgültig gegen Glaubensformen, liessen für sich von Nestorianern und Muhammedanern beten; in China wurden sie Buddhisten, in

Persien traten sie zum Islâm, im Kiptschak zum Christenthume über, und bald entspann sich ein lebhafter Botschafterverkehr zwischen dem Abendlande und den Herrschersitzen der Grosschane. An ihrem Hofe sahen fränkische Reisende zum ersten Male Chinesen und Eingeborne aus Onam-Kerule d. h. aus Daurien; es erschienen auch aus dem äussersten Nordosten die auf Schneeschuhen geübten Uriang-chai, tungusische Solonen am Amur, ja selbst tributpflichtige Mandschuren von den Inseln im ochotzkischen Busen, die zur Winterzeit, wenn die See gefroren, von mongolischen Freibeutern heimgesucht wurden. Da aber die Mongolen den Handel begünstigten, so wurde im XIV. Jahrhunderte ein geordneter Ueberlandverkehr bis nach Chanbalyk in China eröffnet [1]). Unter den ethnographischen Umwälzungen, welche in Centralasien die Mongolenherrschaft zur Folge hatte, war das Ueberhandnehmen der türkischen Elemente in allen Theilen Turkestâns eine der wichtigsten, und daraus erklärt sich leicht der Anhang, welchen der aus dem türkischen Stamme Köreken in Scherissebs 1333 geborene Timur-Beg [2]) fand, dem Abendlande als Tamerlan oder Tamerlenk bekannt. Mit seinen Eroberungen, welche ganz Mittelasien wieder vereinigten, freilich nur für kurze Zeit, und mit dem Sturze seines Hauses, der kunstsinnigen Timuriden, schliesst eigentlich das Mittelalter für Turkestân. Als Timurs Reich sich haltlos auflöste, machten türkische Stämme sich wieder zu Herren, nachdem schon früher auf den Trümmern des Seldschuckenreiches sich die Osmanen erhoben, welche Mitte des XIV. Jahrhunderts, Angst und Schrecken verbreitend, Fuss in Europa gefasst und alles Land vom Bosporus bis zum Hämus unterworfen hatten. Der letzte Timuride Sultan Baber, musste endlich dem Scheïbani Mehemmed Chan, aus der Familie der Dschingisiden weichen und ihm die Herrschaft in Samarkand überlassen, wogegen er in Indien das Reich der Grossmoguls zu Delhi begründete.

Das muhammedanische Indien.

Indiens Geschichte im frühesten Mittelalter ist überaus wenig bekannt. Die Halbinsel war seit dem etwa 195 v. Chr. erfolgten Zusammenbruche des mächtigen Reiches Maghada, welches den grössten Theil Nord- und Centralindiens umfasst, in eine Reihe einzelner und unabhängiger Staaten gespalten, von welchen wir nur dürftige Nachrichten besitzen [3]). Die wichtigsten dieser Königreiche waren: das Reich

---

1) Peschel, *Geschichte der Erdkunde*. S. 150—155.

2) Die vielfach getheilte Ansicht, dass dieser gewaltige Eroberer mongolischen Ursprungs sei, hat Vámbéry widerlegt, indem er dessen rein tatarische Abkunft ausser Zweifel setzte. (Hermann Vámbéry. *Geschichte Bochâra's oder Transoxaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart*. I. Bd. S. 178).

3) Sie sind trefflich zusammengefasst in Lassen, *Indische Alterthumskunde*, II., III. und IV. Bd. Die Geschichte der einzelnen Dynastien ist dort kritisch gesichtet.

der Ballabhi, welches die Landschaften Mâlava, Anandapura, Vallabhi und höchst wahrscheinlich auch den westlichen Theil der Halbinsel Guzerats beherrschte; das brahmánische Reich Sindh, jenes der jüngeren Gupta, welchen es gelang Mâlava Sindh, den südlichen Theil Pankanadas, Bandelakhand, Magadha, Koçala und das Gebiet von Kapilavastu für einige Zeit unter ihrem Szepter zu vereinigen; das Reich der Vaiçja-Könige oder der Aditja von Kanjagupdscha, Gauda oder Bengalen, wo die Pâla-Dynastie gebot, die in den östlichen und südlichen Gebieten ihres Reiches im Jahre 1040 der Vaidja-Dynastie, in der westlichen dagegen dem Radschputen-Geschlechte der Rashtrakuta unterlag. Im Norden Indiens treffen wir die Staaten Asam mit dem benachbarten, dem Çiva-Dienste ergebenen Tripura, und das Reich Nepál, in welchem die Lehre Çakjamunis schon frühzeitig Eingang fand, obwohl der Buddhismus, dessen vollständige Einführung erst später stattfand, den Nepalesen von Tibet aus mitgetheilt ward. Im Inneren Indiens thronten die Kandrateja-Fürsten in Magadha, die Kâjastha in Dschajanagara und Kâlandschara und im westlichen Theile des Innern die Prâmâra Dynasten. Im Nordwesten bildete Kabulistân ein brahmanisches Reich, welches mit den Tomâra von Delhi und Udajapura in Verbindung trat. Diese lösten im IX. Jahrhunderte die Kâhumanâ-Fürsten in der Herrschaft ab. Endlich bildete Kaschmir von Alters her einen selbständigen Staat mit einer ansehnlichen, in die fernsten Epochen zurückreichenden Gesittung. Nicht weniger zerrissen war das südliche Indien oder Dekkan, doch tritt hier das Radschputen-Geschlecht der Kâlukja hervor, welches um die Mitte des V. Jahrhunderts von Ajodhjâ aus das mächtige Reich Kuntaladeça auf dem Hochlande des Dekkans gründete. Mit den Kâlukja rangen die Jâdava um die höchste Macht, deren Hauptsitz die Malabarküste, die um die Mitte des XII. Jahrhunderts ihre Herrschaft auf das Hochland ausdehnten und ihr Hoflager in Lakundi und Devagiri aufschlugen. Sie verdrängten die Kalakuri aus der Herrschaft. Neben diesen zweien blühte noch das Reich Orissa, während den drei südlichsten Staaten, Kola, Kera und dem Lande der Pandja weniger Bedeutung zukommt. Lanka oder Ceylon, allmählig zum Hauptsitze des Buddhismus gedeihend, erfreute sich endlich einer selbständigen politischen, staatlichen und kulturellen Entwicklung.

Mit dem Westen trat Indien erst um 715 n. Chr. wieder in Verkehr, als der muhammedanische Gouverneur Bassoras eine Truppenmacht entsandte, die Rückgabe eines in den Indusgewässern zurückgehaltenen arabischen Schiffes zu erzwingen; doch blieb Indiens Ruhe ungetrübt, bis ein horikischer Türke Sebuktegin 976 zu Ghazna und Kâbûl, am Fusse des Hindu-kuh, eine unabhängige Herrschaft gründete, die sich bald nach allen Richtungen hin ausdehnte. Schon sein grosser Sohn Mahmud unterwarf sich das Reich der Samaniden in Persien, schlug bei Balch die zahllosen tatarischen Horden des Ilek-Chan aus Centralasien und erweiterte die Grenzen seines Reiches bis an die Gângâ. Er unterwarf die Radscha (Beherrscher) von Lahore, Multan, Delhi, zerstörte die indischen Pagoden auf den Vorhöhen des Himálaya,

damit fortan der Islâm dort herrsche, plünderte die Schätze des reichen Mahadeva-Tempels zu Somnath und führte unermessliche Beute fort. In diesem glänzenden Ghaznedivenreiche blühten nunmehr Handel und Industrie, Wissenschaften und Poesie, und den Hof Mahmuds verherrlichten die berühmtesten Dichter und Gelehrten des Morgenlandes. Der Schwerpunkt des Reiches lag jedoch nicht in Indien, sondern in Persien. Obwohl dem Islâm ergeben, stützten die Ghasnediven dennoch ihre Herrschaft auf das altrömische Nationalgefühl. Sie zeigten sich duldsam gegen den zarathustrischen Licht- und Feuerdienst und förderten die Wiederbelebung der Sprache und Dichtung der Perser. Erst Sultan Masud III. verlegte die Reichshauptstadt von Ghazna nach Lahore, also innerhalb der Grenzen Indiens. Bald aber war der Ghazneviden-Staat eine Beute der Seldschucken. Dafür erhob sich das Haus der Gauriden in Lahore, welches alsbald das ganze Land nördlich von der Nerbudda, Bengalen, Sindh und Guzerat inbegriffen, sich unterwarf. Benares, der Sitz der Brahmanen und ihrer Gelehrsamkeit, ward dabei 1194 zerstört, und hiermit der Grund zum Verfalle des Brahmanenthums und der Sanskritsprache gelegt, welche vorhin die Hauptsprache in Hindustân gewesen, aber von nun an durch die Einmischung vieler Wörter aus der Sprache der Eroberer ihre Reinheit immer mehr verlor, bis sie allmählig zu dem Sanskrit der Bücher, eine todte Sprache ward.

Nach Muhammed des Gaurs Tode, 1205, ward sein grosses Reich getheilt; der persische Theil fiel an Ildiz, der indische an Kuttub-ed-Din, den Stifter der Patanen oder Afghânen in Hindostân. Er verlegte neuerdings die Hauptstadt von Lahore nach Delhi und sein Nachfolger scheint der erste muhammedanische Fürst gewesen zu sein, welcher Eroberungen in Bengalen machte. Unter dieser Dynastie ward endlich ganz Indien zu einem einzigen Reiche, zwar von grosser Ausdehnung, aber von glücklicher innerer Organisation vereinigt. Nur Dekkan, an Umfang beinahe jenem gleich, welches die Patanen schon in Hindostân besassen, fehlte noch und blieb auch, trotz wiederholter Angriffe, im Ganzen unerobert. In die Zeit dieser Patanen-Dynastie fallen die immer häufiger werdenden Einfälle der Mongolen in's Pundschâb und 1244 sogar in Bengalen. Diese Erschütterungen flössten mehreren zinsbaren Königen der indischen Reiche den Muth ein, gegen den Kaiser von Delhi aufzustehen; in Abwechslung mit den Mongolen, die im Pundschâb feste Wohnsitze erhielten, schwächten diese Fürsten das Reich immer mehr, so dass es zu Timurs Zeiten auf ein bloss mehr kleines Gebiet beschränkt war. Der verwüstende Zug des mongolischen Eroberers störte die politische Gestaltung der Dinge in Indien zwar nicht, denn Timur begnügte sich, den Kaiser von Delhi sich zinsbar zu machen, aber als mit Mahmud III. die Patanen-Dynastie 1413 erlosch, gerieth Hindustân in trostlose Verwirrung. Zuerst schwangen sich die Seids auf den Thron (1413—1450), dann aber zerfiel ganz Indien in lauter kleine Staaten oder Statthalterschaften (Subabien). Nochmals ergriff zwar das afghânische Haus Lodi Besitz von dem Throne in Delhi, doch fiel zu Anfang des XVI. Jahrhunderts das Reich

aufs Neue in Verwirrung, welche dem Sultan Baber, einem Nachkommen Timurs, den Weg zur neuen Eroberung von Indien bahnte.

Dies in groben Zügen die Schicksale Indiens in jener Epoche, welche das Mittelalter der europäischen Nationen umfasst. Da aber hier, nicht wie in Europa, keine fremden barbarischen Horden die antike Kultur zerstörten und ein neues Leben begannen, da in Indien die Verhältnisse, welche wir im Alterthume dort kennen lernten, ununterbrochen fortwalteten, so bezeichnet diese Periode in Hindostân weder einen Gesittungsverfall, noch eine Neugeburt frischer Civilisationsphasen, sondern die einfache naturgemässe Fortentwicklung der längst wirksamen Faktoren. Sehen wir von der Sanskritsprache ab, welche immer mehr Boden an die Tochtersprachen abgeben musste, zumal der Gebrauch der Volkssprachen schon in frühen Zeiten durch die Buddhisten begünstiget wurde, die sich eines Tochteridioms des Sanskrit, des Pâli, als einer heiligen Sprache bedienen, so sind die meisten Zweige menschlichen Forschens, Wissens und Könnens in Aufschwung begriffen. Nur die Poesie, stets eine Begleiterin der Völkerjugend, trieb in Uebereinstimmung mit diesem überall zu beobachtenden Gesetze, keine neuen Blüthen eines schöpferischen Geistes mehr. Eine grosse Entartung des guten Geschmackes tritt ein. Wo die Wissenschaften ihren Einzug halten, dort müssen Poesie und Kunst weichen. Der Zeitraum zwischen Anfang des IV. Jahrhunderts n. Chr. und den ersten Eroberungen indischer Gebiete von den Moslemin lässt sich aber sehr passend mit dem alexandrinischen Zeitalter vergleichen. Die alten Sagen wurden gesammelt und dadurch vor dem Untergange gesichert; die merkwürdige Sammlung von Thierfabeln und Märchen, welche uns die indische Weisheit enthüllen und später den herrlichsten Erzeugnissen der westeuropäischen Literatur den Stoff lieferten, erfolgte in jener Epoche. Im Drama wurde in jenem Zeitraume Bedeutendes geleistet, wie den überhaupt das Theater- und Bühnenwesen namhafte Ausbildung erfuhr. Es spricht sehr zu Gunsten der gesellschaftlichen Zustände der Inder, dass auf ihren Bühnen auch Frauen auftraten, was die Griechen und Römer nicht zuliessen. Endlich ward in der gedachten Periode auch die Musik wissenschaftlich behandelt. In der Philosophie gab sich Regsamkeit in der Bildung verschiedener Schulen kund, von denen einige, wie die *Vedânta* nicht ohne Einfluss auf ausserindische Lehrsysteme blieben. Die Mathematik fand ihre eigentliche wissenschaftliche Begründung durch Arjabhatta, der Anfangs des III. Jahrhunderts n. Chr. lebte ohne jedoch bedeutendere Nachfolger zu schaffen. Der unter den Hellenen am weitesten fortgeschrittene, im IV. Jahrhunderte lebende Diophantos hat es nicht so weit gebracht, als die indischen Mathematiker[1]). Einen wahren Glanzpunkt aber bildet der

1) Lassen. A. a. O. IV. Bd. S. 852: „Die indischen Mathematiker kannten genau die Rechnung mit bestimmten Zahlen; sie hatten den unendlichen Quadranten entdeckt, welcher sich aus der Theilung bestimmter Grössen durch eine Zahl ergibt; sie besassen eine allgemeine Methode der Auflösungen von Gleichungen des zweiten Grades und

in Rede stehende Zeitraum in der Geschichte der indischen Architektur, besonders hinsichtlich der Felsentempel und Klosterhöhlen. Obwohl Buddhisten, Brahmanen und Dschaina sich an Bauten dieser Art betheiligten, so tragen doch diese Denkmale des frommen Sinnes der früheren Inder einen vorwiegend buddhistischen Charakter. Dies gilt namentlich von den Klosterhöhlen, zumal das Klosterleben bei den buddhistischen Mönchen in Aufnahme gekommen war. In Beziehung auf den Bau von Felsentempeln waren die Brahmanen anerkannter Weise die Nachahmer der Buddhisten; die Betheiligung der Çivaiten bei denselben erklärt sich aber aus dem Umstande, dass seit der Mitte des VIII. Jahrhunderts der Çivaismus eine weite Verbreitung und viel Anhänger gewann. Was die in den Tempeln vorhandenen Skulpturen anbetrifft, so können die besten den vorzüglichsten Leistungen der Griechen unbedenklich gleichgesetzt werden [1]). Auch die Baukunst zeigt besonders in Kaschmir eine hohe Stufe der Vollendung, wie die Tempel von Sinharostika und Màrtand bezeugen. Hier will man freilich Einflüsse der Bekanntschaft der kaschmirischen Architekten mit der hellenischen Baukunst bemerken [2]), doch durfte unlängst die Meinung ausgesprochen werden, dass im Gegentheile diese Ueberreste weit älter seien und möglicherweise die hellenische Architektur beeinflusst haben, statt von ihr beinflusst worden zu sein [3]). Sei dem jedoch wie ihm wolle, der ausländische Einfluss blieb jedenfalls vorzugsweise auf Kaschmir beschränkt und die grossartigen Werke der indischen Architektur im ersten Jahrtausende unserer Aera, hauptsächlich in Adschanta und Ellora, bekunden einen echt indischen Charakter.

An der Spitze aller Verwirklichungen des Geistes eines Volkes steht die Religion, und bei einem so gottesfürchtigen Volke, wie die Hindu geblieben, hat die Religion ihre hohe Bedeutung nie eingebüsst. In dem uns beschäftigenden Zeitraume begegnen wir in der brahmanischen Religion nur einer einzigen bedeutenden Erscheinung, nämlich der Entwicklung der Sekten, die zwar viel früher schon vorhanden, allein erst in dieser Periode bedeutender hervortreten. Die in dieser Frist eingetretenen Bereicherungen der brahmanischen Götterwelt beschränken sich auf drei von sehr verschiedener Natur; die eine steht nämlich an der Spitze des ganzen Göttersystems, heisst Trimûrti

---

haben mehrere Fälle eines höheren Grades entdeckt; sie hatten ferner eine allgemeine Methode gefunden, um bestimmte Gleichungen des ersten Grades zu lösen und verstanden eine Anzahl von Gleichungen des zweiten Grades mit Erfolg zu behandeln, deren Lösung von einer einzelnen versuchsweisè gefundenen Grösse abhängt. Sie waren dadurch nicht sehr weit entfernt von der Entdeckung einer allgemeinen Methode der Lösung der Gleichungen der zuletzt genannten Art, welche in neuerer Zeit Lagrange erfunden hat."

1) Lassen. A. a. O. IV. Bd. S. 864—865.

2) Lassen. A. a. O. II. Bd. S. 1181 und IV. Bd. S. 879.

3) Andrew Wilson, *The abode of snow. Observations on a journey from chinese Tibet to the Indian Caucasus trough the upper valleys of the Himâlayas.* Edinburgh und London 1875. 8°.

und ist ein wenig erfolgreicher Versuch, durch eine Einheit der höchsten Gottheit, — indem sein Begriff die Thätigkeiten der drei höchsten Götter in sich vereinigt — die verschiedenen Sekten mit einander zu verschmelzen. Die anderen Bereicherungen fallen der untersten Stufe der Gottheiten zu: es sind nämlich die Halbgötter, welche *Vidjadhara*, heissen und die *Vetâla* genannten Volksgötter, von denen geglaubt wird, dass sie Leichname bewohnen und bewegen, ja sogar aus ihnen herausreden können. Was das Verhältniss der Verehrung der zwei grossen Volksgötter *Vischnu* und *Çiva* anbelangt, so bestand deren Kult in den meisten indischen Ländern Hindustâns neben einander. In Kaschmir finden wir, dass die Beherrscher dieses Reiches sowohl Anbeter des Vischnu, beziehungsweise des Krischna, als des Çiva waren. Im südlichen Dekkan besass der Vischnuismus das Uebergewicht. Es erhellt aus dieser Uebersicht, dass die brahmanische Götterlehre während des in Rede stehenden Zeitraumes so gut wie stationär geblieben ist. Der einzige eigentliche Fortschritt ist die weitere Verbreitung des Krischna-Kultus und die verschiedenen Feststellungen und die Reihenfolge der Verkörperungen Vischnus [1]).

Viel folgenreicher sind die in der Religion Çakjamunis eingetretenen Veränderungen; sie stand noch um Mitte des VII. Jahrhunderts, wenngleich im Ganzen der Buddhismus dem Brahmanenthume kaum das Gleichgewicht hielt, in voller Blüthe, unterlag jedoch nachher entweder allmählig in den meisten indischen Ländern den Verfolgungen ihrer Gegner oder näherte sich in einigen Punkten den brahmanischen Ansichten und erscheint in dieser Umgestaltung unter dem Namen der Dschaina. Die Verfolgung der Buddhisten mag etwa um 670 n. Chr. begonnen haben; für die Verluste, welche der Buddhismus in seinem Vaterlande erlitt, ward er jedoch reichlich entschädigt durch seine Erfolge im östlichen Asien. Die Geschichte seiner friedlichen Eroberungen wird einen späteren Abschnitt ausfüllen.

Dies beiläufig Indiens Zustand, als die muhammedanischen Eroberer sich über dasselbe ergossen. Am längsten von allen indischen Reichen erhielt sich Kaschmir, was sich genügend daraus erklärt, dass dieses Land durch seine Lage im Gebirge viel geschützter war, als die südlicheren, in der Ebene gelegenen Staaten. Als Ursachen des Sturzes der Reiche im nördlichen Indien darf man die Uneinigkeit und Eifersucht der indischen Könige, dann aber die Beschaffenheit der muselmännischen Heere bezeichnen, im Vergleiche zu den indischen. Jene bestanden aus abgehärteten Völkern, Afghânen und Türken, die dazu mit fanatischem Eifer für die Verbreitung ihres Glaubens stritten. Ihre Hauptwaffe bildete die Reiterei, mit welcher die indische sich nicht messen konnte; gegen die leicht beweglichen Rosse der fremden Heere konnten die schwerfälligen Kriegselephanten der Hindu nichts ausrichten; die indischen Kriegswagen konnten ferner nur dann mit Erfolg gebraucht werden, wenn die Schlachtfelder in Ebenen oder

---

1) Lassen. A. a. O. IV. Bd. S. 569—575.

mindestens wenig hügelreichen Gegenden lagen. Trotz ihrer grösseren Tapferkeit mussten demnach die indischen Heere den muselmännischen gewöhnlich unterliegen.

Die Anführer der siegreichen arabischen Heere sahen ziemlich frühe ein, dass die harte Maassregel des Qorâns, wonach in eroberten Ländern die männliche Bevölkerung entweder zur Religion des Propheten bekehrt oder, wenn sie sich nicht dazu versteht, getödtet werden soll, während Frauen und Kinder der Sklaverei anheimfallen, in solcher Strenge nicht durchführbar sei; die Besiegten durften gegen eine *Khirâg* genannte Steuer auf Ländereien und eine *Dschizijah* genannte Kopfsteuer ihre Ländereien behalten, ohne zum Islâm übertreten zu müssen; sie erhielten dadurch das Recht auf den Schutz der neuen Herrscher, und es entstanden Verhältnisse ähnlich den in Persien geschilderten. Da indessen nicht selten auch arge Verwüstungen und Grausamkeiten durch die muhammedanischen Machthaber begangen wurden, so konnte es nicht ausbleiben, dass die neue Herrschaft schon frühe den Hindu als sehr drückend und verhasst erschien. In der Regel waltete das System vor, dass anfänglich den indischen Fürsten die Verwaltung ihrer Reiche unter der Bedingung gelassen wurde, dass sie die Oberherrschaft der Fremden anerkannten, ihnen Tribute leisteten und nöthigenfalls Truppen stellten. Als dann die Fremdherrschaft festere Wurzel geschlagen hatte, wurde das Steuerwesen von den moslim'schen Fürsten genau geregelt. Sie legten dabei die altindische Verfassung zu Grunde, nach welcher *Pati* d. h. „Herren“ genannte Verwalter über 1, 10, 20, 100 und 1000 Dörfer und über Städte angestellt waren. Die höchsten dieser Beamten führten später den Namen *Deçâdhikârin*, persisch *Zemîndâr* oder „Besitzer von Ländern“. Diese Beamten behielten die Moslemin bei und übertrugen ihnen die Verwaltung der Polizei und die Erhebung der Steuern in den Dörfern und Städten, nebst den Ländereien, die diesen Beamten anvertraut wurden; die Verwaltung der militärischen Angelegenheiten erhielten vornehme Muhammedaner zugetheilt, denen eine Anzahl von Truppen beigegeben ward. Die beiden Grundlagen der indischen Staaten, die Kasten- und die Dorf-Verfassung mit erblichen Beamten und Handwerkern, haben die muselmännische Herrschaft in jenen Theilen Indiens bis heute überdauert, wo sie entweder in verhältnissmässig späten Zeiten eintrat, oder keine bedeutende Zahl von Moslemin sich niederliessen, oder endlich die ursprüngliche Bevölkerung zum Islâm sich bekehrte. Während aber die moslimschen Monarchen einen Theil der vorgefundenen altindischen Verfassung beibehielten, konnten sie andere Theile derselben nicht fortbestehen lassen. Es versteht sich von selbst, dass sie nur Muhammedaner in den höchsten Staatsämtern anstellten; auch mussten sie Gerichte einsetzen und in diesen entschied moslimsches Gesetz. Bei einem Volke, wie die Inder, welches so fest an seinem alten Glauben, Gebräuchen und Sitten hing, übten begreiflicherweise weder die muhammedanische Religion noch die den Moslemin eigenthümlichen Gewohnheiten irgend einen Einfluss aus. Dagegen ist bekannt, dass die in Indien ansässigen Muselmänner einige indische Sitten sich zugeeignet haben. Eine Berücksichtigung religiöser

Lehren der Moslemin von Seiten der Inder gibt sich erst bei einigen späteren Sekten, hauptsächlich bei den um 1500 gestifteten Sikhs (Seikhs, (d. i. Schüler) kund[1]).

Eine eigenthümliche Erscheinung veranlasste die muhammedanische Eroberung, in den nördlichen Gebieten Indiens. Durch die Fluth muselmännischer Eroberung von den Ebenen Indiens vertrieben, suchten unzählige Brahmanen in den nahen Bergen Nepáls Zuflucht. Da bemühten sie sich, dem Hinduismus Konvertiten zu gewinnen, und als Mittel, ihren Einfluss auszudehnen, verbanden sie sich mit Töchtern des Landes. Entgegen den Satzungen ihrer Religion verliehen sie ihren Sprösslingen den Hinduismus zweiten Grades und damit eine Superiorität über die sie umgebenden Eingebornen, welche sie sich auch jetzt erhalten haben. Diese Leute sind nun ganz ausgezeichnete Soldaten. Sie sind frei von den religiösen wie auch anderen Vorurtheilen ihrer Stammverwandten in der Ebene, sie tragen z. B. willig den Proviant für mehrere Tage auf dem Rücken, was den Sepoys unerträglich erscheinen würde, und sehen auch in fremdem Dienste nur „Ruhm- und Beuteverheissendes", während die indischen Truppen im Kontakte mit den „Unreinen" nur Entwürdigung erblicken.

Ausbreitung des Buddhismus.

Keinem Glaubenssysteme der Gegenwart trägt der christliche Abendländer regeres Interesse entgegen als dem Buddhismus, jener Lehre, die in ihrer diametralen Verschiedenheit doch wie kaum irgend eine andere, mannigfache Berührungspunkte mit den christlichen Lehren aufweist. Dieserhalb sowohl als wegen ihrer tiefen Bedeutung für den grossen Völkerkreis, den sie sich friedlich eroberte, ist es geboten, die Geschichte dieser Religion, ihre fernere Entwicklung mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Der Buddhismus ist ein System von ungeheurer Grossartigkeit, denn es umfasst alle Wissenszweige, welche die Völker des Westens seit lange gewohnt sind besonderen Disziplinen zuzuweisen; im Buddhismus sind verkörpert eben so eigenthümliche als grossartige physikalische Ansichten, eben so raffinirte als heikle Theoreme abstrakter Metaphysik, ein Gebäude phantastischer Mystizismen, ein ausgearbeitetes und weitsehendes System praktischer Moral, endlich eine Kirchenorganisation so weit in ihren Prinzipien, so fein durchdacht bis in das kleinste Detail ihres Netzwerkes wie irgend eine der Welt.

Der unbezweifelten Originalität seines Geistes unbeschadet, ist es mehr denn wahrscheinlich, dass Çakyamuni nicht der erste Buddhist, wohl aber ein grosser Reformator gewesen, der Martin Luther einer Sekte, die vielleicht schon Jahrhunderte vor ihm bestand, aber erst mit ihm und durch ihn zu historischer Bedeutung sich erhob.

---

1) Lassen. A. a. O. III. Bd. S. 1148—1157.

Ein anderes Merkmal, dem Buddhismus von seiner Meisterhand aufgedrückt, ist jener Geist aufrichtiger Freisinnigkeit und absoluter Toleranz, welche das Aufkommen und Fortschreiten des Buddhismus kennzeichnen und ihn in Stand setzten, die schätzbaren Ideen aller Religionssysteme sich anzueignen, mit denen er in Berührung kam, mit fast jeder Form von Volksaberglauben Kompromisse zu schliessen, und eine Kirche zu stiften und Tausende von Jahren zu erhalten, ohne je einen einzigen Dissidenten verfolgen zu müssen.

In den ersten zwei Jahrhunderten nach Buddhas Tode scheint der Einfluss der neuen Lehre auf die Uferstaaten der Gangâ beschränkt gewesen zu sein und das Pundschâb kaum erreicht zu haben. Erst nach dem Einfalle des makedonischen Alexanders entstand das Reich Tschandraguptas, der den aufblühenden Buddhismus zu begünstigen begann und dessen Enkel Açoka fast ganz Indien unter seinem Szepter vereinigte, zugleich aber die buddhistische Lehre annahm und dieselbe mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln verbreitete. So geschah es, dass um 250 v. Chr. 18 buddhistische Missionäre nach China gelangten, wo jedoch ihre Bemühungen volle drei Jahrhunderte hindurch fruchtlos blieben. Nach Açokas Tode und dem Zerfalle seines Reiches, in der dunklen Periode, die unter Puçpamitra 178 v. Chr. ihren Höhepunkt erreichte, empfing der Buddhismus in Indien einen Stoss, von dem er sich nie gänzlich mehr erholte, obwohl er fortfuhr, wie wir wissen, bis in das VII. Jahrhundert n. Chr. die Geister in Indien zu beherrschen. Ueber seine Blüthe in jener Zeit lassen die Zeugnisse der chinesischen Pilger Fa-hien und Hiuen-Thsang keinen Zweifel, und es wäre durchaus verkehrt, den Buddhismus in Indien etwa mit dem Hugenottenthume in Frankreich zu vergleichen. Letzteres fasste nur bei einem geringen Bruchtheile der französischen Nation Wurzel und konnte desshalb schon nach kurzer Frist ausgejätet werden; der Buddhismus hingegen hielt in Indien selbst nach zwölfhundertjähriger Dauer dem Brahmanismus fast noch das Gleichgewicht, zählte also in seiner Heimath allein seine Bekenner nach Millionen und Millionen. Zudem aber hatte die Anfeindung dazu beigetragen, die Lehre Buddhas nach aussen zu verbreiten, namentlich fasste er schon vor unserer Zeitrechnung festen Fuss bei den verschiedenen Tatarenstämme Mittelasiens. Im III. Jahrhunderte vor unserer Aera blühte er noch in Baktrien und den südlich vom Oxus gelegenen Landschaften. Der König Kaniçka von Kaschmir ward ein eben so warmer Anhänger und Förderer des Buddhismus als es Açoka gewesen und unter seiner Regierung fand in Kaschmir das letzte ökumenische Konzil behufs Revision des Kanons statt, welches jedoch durch die buddhistische Kirche Ceylons nicht anerkannt wurde; hierdurch entstand um die Zeit der christlichen Aera eine Kirchenspaltung, ähnlich jener der römischen und griechischen Kirche im Abendlande. Von nun an gab es einen südlichen und einen nördlichen Buddhismus. Der südliche, nämlich der von Indien und später auch von Birma und Siam, verlor immer mehr an Boden, besonders in Indien selbst, der nördliche hingegen eroberte ein Gebiet nach dem anderen. In Kaschmir und Nepâl blieb er unent-

wurzelt und, obwohl im westlichen Centralasien durch den Islâm verdrängt, verbreitete er sich alsbald nach Osten. Durch ihre kriegerischen Berührungen mit den buddhistischen Tataren Centralasiens wurden die Chinesen endlich mit dem Buddhismus vertraut, und was der Eifer der Missionäre nicht hatte zu Wege gebracht, dies vollbrachten die Waffen; im Jahre 61 n. Chr. fand der Buddhismus offizielle Anerkennung in China.

„Werden die Bekenner der Lehre Gautâmas auf mehr als 400 Millionen geschätzt, so rechnet man dazu das gesammte chinesische Volk, welches dem Dienst vom Himmel und Erde, sowie dem der Abgeschiedenen huldigt, Konfutse aber noch immer als den sittlichen Gesetzgeber verehrt und eigentlich vom Buddhismus nur das Buddhabild, zu anderen Götzen einen Götzen mehr angenommen hat [1]." Dieser Satz ist nun dahin zu illustriren, dass allerdings die Anhänger des Konfutse anfänglich den Buddhismus mit Feuer und Schwert bekämpften jetzt aber derartig von buddhistischen Ideen durchtränkt sind, dass der aufrichtigste Konfutsianist ohne Skrupel alle buddhistischen Zeremonien mitmacht. Es wäre sicher ein Irrthum, zu sagen, alle Chinesen wären Buddhisten, aber unstreitig ist das ganze chinesische Volk bis zu einem gewissen Grade mit buddhistischen Ideen vollgepfropft. Die Lehre vom *Tao* (des Lao-tse) ist Buddhismus im nationalen Gewande und die Glaubensätze von der Seelenwanderung, von der Hölle, von einem zukünftigen Paradiese im Himmel, sind tief und weit in die Masse des Volkes eingedrungen.

Von China verbreitete sich der Buddhismus im Jahr 372 n. Chr. nach Korea und von da 552 nach Japán; in beiden Ländern errang er jedoch nur theilweise Erfolge, seinen höchsten Triumph feierte er in Tibet. Hier ward er zwar schon 407 n. Chr. unter Lha-Lho-Lhori eingeführt, gewann aber erst an Bedeutung, als das Schwert des Islâm die buddhistischen Priester aus Transoxanien und Kabulistân vertrieb. König This-rong-de-tsan 740—786 n. Chr. war es, der dem neuen Glauben in Tibet offiziellen Eingang verschaffte, wo der Buddhismus sich alsbald mit dem Schamanismus, besonders dem nekromantischen Aberglauben der Eingeborenen verband und dadurch eine von seiner ursprünglicheu sehr abweichende Form annahm. Bald indess entstand eine Partei, die dringend nach Reform begehrte und lange vergeblich darnach strebte. Mittlerweile war das nestorianische Christenthum nach Centralasien gedrungen und einige von der Reformpartei wurden dadurch bekannt mit der Geschichte von Christi Leben und dem Zeremoniel der katholischen Kirche. Dem eklektischen Geiste des Buddhismus gemäss nahmen sie viele christliche Ideen, Traditionen und Zeremonien auf, und als endlich ihre Partei in Tibet den Sieg davontrug, reorganisirten sie den dortigen Buddhismus, indem sie ihn mit christlichen Formen versetzen, soweit dies die buddhistische Orthodoxie

---

1) Peschel, *Völkerkunde*. S. 290, nach Max Müller. *Essays*. Leipzig, 1869 I. Bd. S. 339.

zuliess. Auf diese Weise finden die Anklänge mit den christlichen Legenden ihre natürliche, ungezwungene Erklärung [1]). Wundern wir uns desshalb nicht, wenn wir vernehmen, dass die tibetanische Kirche ihren Papst, ihre Kardinäle, Bischöfe, Priester und Nonnen habe, dass die tibetanischen Buddhisten ihre Kindstaufe, ihre Konfirmation, ihre Seelenmesse, Paternoster, Rosenkränze, Weihkerzen und Weihwasser, ihre Prozessionen, Feiertage und Fasttage besitzen. Viele dieser christlichen Ueberkommnisse drangen selbst in die buddhistischen Kirche Chinas und ihre Literatur, obwohl nie in solchem Maasse, wie in Tibet [2]).

Beinahe in jedem Lande ist es die Religion, welche zuerst Kenntnisse verbreitet, und Tibet macht keine Ausnahme von dieser Regel. Wie die Einführung des Buddhismus in Japán von Seite Chinas die ausgebreitete Literatur der Chinesen den unwissenden Japanern zugänglich gemacht hat, so kam der Eifer indischer Buddhistenpriester Proselyten zu machen, den Tibetanern zu statten. Alles was werthvoll ist in der tibetanischen Literatur, ist aus Indien geborgt und besteht hauptsächlich in der Uebersetzung der buddhistischen Schriften. Und obwohl der göttliche Charakter, welchen die Tibetaner ihrem Dalai-Lama zuschreiben, eine sehr unterscheidliche Heterodoxie ist, halten sie doch im grossen Ganzen zu den esoterischen wie exoterischen Doktrinen der nördlichen Buddhisten-Schule. Zuerst versuchten die Buddhisten die Landessprache durch das Sanskrit zu verdrängen; da sich dem jedoch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten, übertrugen sie die Schriften in das Tibetanische, jedoch mit den *Devanágarí*-Zeichen (das ist der in der Götterstadt gebräuchliche Name der indischen Schrift, in welcher das Sanskrit geschrieben wird). Die in ganz Tibet übliche Kunst des Buchdruckes verbreitete den neuen Glauben ungemein rasch, so dass er sich schon in kürzester Zeit im Volke so festsetzte, wie er heute noch festsitzt. Wie verhängnissvoll auch der Einfluss Chinas sonst auf Tibet gewesen sein mag, für die Kunst, mittelst Holzblöcken durch Druck die Schrift zu verbreiten, sind die Tibetaner ihren Nachbarn tief zu Dank verpflichtet. Diese Kunst hat wesentlich dazu gedient, sie zu civilisiren und über andere Nachbar-

---

1) Alle Details dieser Tradition sind vergleichsweise sehr modernen Ursprungs; es gibt kein einziges buddhistisches Manuskript, dessen Alter und unbezweifelte Echtheit sich den ältesten Codices der Evangelien an die Seite stellen liesse; vielmehr ist keine der oberwähnten Legenden nachweislich vor dem V. oder VI. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in Umlauf gesetzt worden. Die früheste Kompilation des jetzigen buddhistischen Kanons, welche die Geschichte kennt, ist jene von Ceylon, die jedoch mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert ward; nur zum Theile ward sie um etwa 93 v. Chr. niedergeschrieben, vollständig geschah dies erst zwischen 412 und 432 n. Chr. Von Ceylon war es auch, dass die birmanischen und siamesischen Buddhisten ihre heiligen Schriften empfingen.

2) Nach Ernst J. Eitel, *Buddhism: its historical, theoretical and popular aspects* London, 1873. 8° S. 1—33.

völker zu erheben. Wie ein gründlicher Kenner [1]) des Landes erzählt, sind die Bücher so billig, dass man sie bei den ärmsten, oft mit Schmutz bedeckten und an gar Vielem Mangel leidenden Leuten findet.

Der Kontrast zwischen dieser weitverbreiteten Civilisation und der Stumpfheit, welche in dem benachbarten Nepál herrscht, wo ein einziger der dreizehn von den Eingebornen gesprochenen Dialekte sich eines Buchstabensystems rühmen kann, ist geradezu überraschend, erklärt sich jedoch durch die verschiedenen Geschicke, welche die beiden Völker seit der Trennung der beiden Länder erfahren haben. Mehr als ein Jahrtausend hat Tibet unter der friedlichen Herrschaft Chinas gestanden; das Volk war vor äusseren Feinden wie inneren Ruhestörern geschützt, seine Bildung gefördert, die Entwicklung der Künste ermuthigt.

Ganz anders hat sich das Geschick der Einwohner Nepáls gestaltet. Den Himálaya überschreitend, noch ehe die Civilisation in Tibet gedämmert, fanden sie sich in einem wilden Gebirgslande, inmitten gewaltiger Bergketten, welche diesen Theil des südlichen Abhanges des Himálaya durchschneiden, sonderten sich bald zu verschiedenen Stämmen und verloren allmählig das Bewusstsein der Gemeinschaft. Das gewöhnliche Resultat solcher Zustände bezüglich der Sprache blieb nicht aus und wie wir gesehen, werden innerhalb der Grenzen Nepáls nicht weniger als dreizehn Dialekte gesprochen. Das in Nepál überwiegende Idiom ist das von *Newari*, das als die eigentliche Sprache Nepáls angesehen wird und zwischen dem und dem Tibetanischen sich die Verwandtschaft klar nachweisen lässt. Dieses ist substantiell indisch in seiner Struktur, wie acht Zehntel seiner Vokabeln, auch hat der Stamm eine Umwandlung erlitten durch eine Infusion südlichen Blutes — „von barbarischen Gebirgsbewohnern, die essentiell von demselben Stamme wie die verschiedenen anderen nepálesischen Hochländer“ — und durch die er zu dem gegenwärtig herrschenden Militärstande in Nepál geworden.

Wie sich das Land selbst in drei Parteien sondert, so sind auch die dasselbe bewohnenden Stämme in drei Partien abzutheilen, die Oberen, Mittleren, Niederen. Als die ersteren sind die Newar und die anderen unvermischten Stämme in den Hügelketten zu betrachten. Hodgson glaubt in ihnen die letzten Emigranten aus dem Norden zu sehen, unter anderen Gründen darum, weil sie sich „im Allgemeinen durch Sprachen des einfacheren turanischen Typhus kennzeichnen, während die Sprachen der anderen Stämme einen komplizirteren Typus an sich tragen, der gleich ihrer physischen Erscheinung auf eine Vermischung mit den Dravida, oder den Hos, den Sontal oder den Munda, Sub-Familien der Söhne des Tur, hinweist.“ Diese Stämme bilden die zweite Abtheilung und die dritte besteht aus den helotischen Handwerksleuten der Berge und Thäler. Es ist schwer zu verstehen, wesshalb

---

1) B. H. Hogdson, *Essays on the languages, literature and religion of Nepál and Tibet together with further papers on the geography, ethnology and commerce of those countries*. London, 1874. 8°.

Schmiede, Zimmerleute, Gerber etc., Leute, welche so absolut nothwendige Beschäftigungen versehen, als erniedrigt betrachtet und ausgestossen werden, aber nichtsdestoweniger ist es der Fall. Ein ähnliches Ausschliessungsverfahren hat auch in Japán statt, beschränkt sich jedoch dort auf Gerber, Schuhmacher, Lederarbeiter und Fellhändler.

Von besonderem Interesse sind die vier philosophischen Systeme der nepálesischen Buddhisten, deren Namen *Svâbhârika, Aiçvarika, Kârmika, Yântnika* in der That vollständig dem Inhalte der betreffenden meist höchst verzwickten Glaubensmeinungen und Lehrsätze entsprechen. In der philosophischen Doktrin tritt besonders der Gegensatz zwischen Thätigkeit *(pravritti)* und Ruhe *(nirvritti)* der die Welt hervorbringenden Kräfte hervor. Das Zusammentreffen des Çivaïsmus mit dem Buddhismus in vielen seiner Symbole erklärt sich einfach als eine Aneignung von Seiten des ersteren; von hohem Interesse ist hierfür der Bericht, den ein nepálesischer Buddhist von den Göttern in den Tempeln in Buddhagaya abstattet, in denen er durchweg buddhistische Gestalten erkannte, während die Brahmanen dieselben zum Theil in sehr wunderlicher Weise als brahmanische Götter erklären.

Von Tibet aus ward Buddhas Lehre den Mongolen zugeführt, welche früher eine sehr rohe Religion hatten und einer Priesterschaft entbehrten. Die ersten Anfänge der Bekehrung dieses rohen, aber tapferen und weit verbreiteten Volkes, gehen auf die Zeiten Kaisers Kublai Chan (1259—1290) zurück, welcher den Buddhismus in seinem grossen Reiche begünstigte. Beträchtliche Theile des Volkes wurden jedoch erst 1543 und 1566 bekehrt, und diese tiefeingreifende Veränderung hat vielfach zur Abschaffung einiger rohen Gebräuche der Mongolen beigetragen[1]). Auch die westlichen Stammesbrüder der Mongolen, die Kalmüken, nahmen zum Theile wenigstens Çakyamunis Lehre an; wenigstens bekennen sich die Kalmüken in den kaspischen Steppen Europas zu einem verblassten und entarteten Buddhismus, während die Bergkalmüken im Altaï dem Schamanismus ergeben blieben, von dem es sehr zweifelhaft erscheint, ob er überhaupt den Namen Religion beanspruchen dürfe[2]). Die Mongolen besitzen die heiligen Bücher in tibetanischer Sprache und ihre Priester, *Lama,* sind verpflichtet, nach Lhassa zu reisen, um dort ihre Weihen zu erhalten.

Im Vorstehenden ist die Ausbreitung des nördlichen Buddhismus in grossen Strichen skizzirt. Eine gleiche Wanderung fand auch im Süden statt. Von Ceylon, diesem Centralpunkte buddhistischer Gelehrsamkeit, gelangte der Buddhismus unter der Regierung des singhalesischen Königs Mahânâma (410—432 n. Chr.) nach Hinterindien, und zwar zuerst nach Arakan. Von hier aus verbreitete sich die neue Religion nach Birma und Siam, erhielt jedoch in allen diesen Ländern erst 638, dem Anfange der bürgerlichen Aera dieser drei Nationen, ihre

---

1) Lassen, *Indische Alterthumskunde.* IV. Bd. S. 728.

2) Hellwald, *Centralasien.* Leipzig, 1875. 8⁰ S. 92.

festere Begründung. Etwas früher, nämlich 574 waren die Bewohner von Nieder-Laos oder Zangomai mit dem Buddhismus bekannt geworden. Wann dieses in Kambodscha geschehen, lässt sich nicht genau bestimmen; jedenfalls trat dieses folgenreiche Ereigniss vor 638 ein. In dem nordöstlichsten Reiche Hinterindiens, Annam, herrschte der chinesische Einfluss vor und der Buddhismus ward dort sehr spät, erst 1540 eingeführt. Was den ostindischen Archipel betrifft, so fand Fa-hien bei seinem Besuche der Insel Java 424 n. Chr. viele Brahmanen, dagegen gar keine Buddhisten. Im Jahre 656 war aber schon ein grosser Umschwung in den religiösen Zuständen Javas und Sumátras eingetreten, indem der Herrscher dem Buddhismus ergeben war. Diese Blüthe der Religion Çakyamunis dauerte auf Java noch längere Zeit fort, sicher noch unter der mächtigen Dynastie von Madschapahit, deren Anfänge um 1320 zu setzen sind und welche 1478 den siegreichen Waffen der Muselmänner erlag. In eine etwas frühere Epoche fällt die Verpflanzung des Buddhismus nach Borneo, wo Spuren von ihm unter dem Volke der Dayak noch erhalten sind. Diese Bemerkung gilt ebenfalls von seiner Verbreitung nach der Insel Ternate, von wo aus er nach dem kleinen Eilande Tobi (oder Lord North's Insel) der südwestlichsten des mikronesischen Archipels, gelangte. Dieses ist der äusserste Punkt in dieser Richtung, bis wohin diese, höhere Bildung unter rohen Nationen verbreitende Religion vorgedrungen ist [1]).

Kulturwerth des Buddhismus.

Ehe wir flüchtigen Blickes Asiens buddhistische Welt an uns vorüberziehen lassen, ist es geboten, den moralischen und dogmatischen Werth jenes Glaubens zu prüfen, der die Grundlage zu eigenthümlichen Civilisationen werden sollte.

Der Buddhismus entstand aus einer natürlichen Reaktion, einem Protest gegen die abnormen sozialen und religiösen Formen des Brahmanismus, genau so wie der Protestantismus eine Reaktion gegen den Katholizismus war. Keine Religion auf Erden bleibt aber auf die Dauer stabil: das Christenthum von heute ist und kann nicht mehr sein oder werden, was es vor achtzehnhundert Jahren war; mehr Veränderungen noch durchlebte der Buddhismus, sowohl weil er keinen geschriebenen Kanon ursprünglich besass, als in Folge seiner Verbreitung durch das gesprochene Wort, seiner Berührung mit verschiedenen Religionen und Glaubens- oder, was im Wesen dasselbe ist, Aberglaubenssystemen, und der Rückwirkung der mannigfaltigen Nationalitäten, welche er sich mehr oder minder vollständig eroberte. Dies geben die besten Kenner des Buddhismus zu, und für dieses Geständniss haben wir alle Ursache, sehr dankbar zu sein; wir entnehmen daraus, wenn auch zwischen den Zeilen lesend, deutlich genug, wie die Wandelbarkeit der Religionen

---

1) Lassen. A. a. O. IV. Bd. S. 710—713.

den schlagendsten Beweis von ihrem rein menschlichen Ursprunge führt, die Religionen sich also als das Gegentheil entpuppen von dem, was sie vorgeben zu sein: göttliche Offenbarung. Wir ersehen aber auch, wie auch hierin das ethnographische Moment hereinspielt, wie es bei Bemessung des Kulturwerthes irgend eines Religionssystemes darauf ankommt, zu untersuchen, welchen Einfluss die ihr angehörenden Völker darauf genommen haben, wie thöricht es zum Beispiele ist, dem Christenthume die Rohheit vorzuwerfen, welche die germanischen Stämme des frühen Mittelalters in dasselbe hineintragen. Vieles von dem, was sich über die Entwicklung des Buddhismus sagen lässt, würde mit Nutzen auch von Solchen beherziget werden, die sich mit kulturhistorischen Beurtheilungen des Christenthumes abgeben.

Ursprünglich dem Brahmanismus diametral entgegensetzt, besass der Buddhismus doch noch viele Ideen mit diesem gemein, war er ein Konglomerat von Gedanken, theils originell, theils vom Brahmanismus und frühen Çivaismus entlehnt. Seine erste Entwicklungsphase, der erste Versuch, diese Ideen systematith zu ordnen, bezeichnet das sogenannte *Hinâgyana*-System, welches ausschliesslich moralische Askese predigte und verlangte. So wie aber der Buddhismus grössere Ausbreitung gefunden hatte, trat an Stelle der Hinâgyana die *Mahâyana,* ein System exzessiver transzendentaler Spekulation, welche alsbald zu gleichgültigem Quietismus oder abstraktem Nihilismus führte. Aus der ersteren dieser beiden Schulen gingen die Männer hervor, welche thatsächlich ihrer ganzen Habe sich entäusserten und mit unwiderstehlicher Energie und Begeisterung Buddhas Lehre weit und breit über Ostasien verbreiteten; die zweite Schule erzeugte Männer ganz anderen Schlages, Dialektiker und Haarspalter, Leute, die zwölf Jahre lang auf einen Fleck starren konnten, ohne sich zu rühren, ohne zu sprechen, ohne zu denken. Die goldene Mittelstrasse zwischen beiden versuchte das *Madhyimâyana*-System zu finden, das aber, wie alle Mittelstrassen, zu nichts führte und auch niemals bedeutenden Anhang gewann.

Mächtiger und anziehender als alle bisherigen war die *Tantra*-Schule. Die Einsiedler hatten die Heilkräfte mancher Kräuter, die Mönche die angeblichen Geheimnisse der schwarzen Kunst kennen gelernt, wodurch sie Wasserfluth und Hunger und Pestilenz und Krankheiten aller Art bannen zu können vorgaben. Auf diese Weise von praktischem Nutzen und gekräftigt durch den Bund mit den verschiedenen Formen des populären Aberglaubens, entnahm die Tantra-Schule dem Mahâyana-Systeme alles, was ihr verwendbar dünkte und schuf dergestalt ein neues System von praktischem und philosophischem Mystizismus. der das Rituale der buddhistischen Kirche mit phantastischen Zeremonien und mystischen Liturgien überlud. Ihr entsprangen die Priester, welche als Regendoktoren, Wahrsager und Astrologen Völker und Fürsten betrogen und noch gegenwärtig in einem grossen Theile Ostasiens eine unumschränkte Gewalt ausüben. Während aber die Tantra-Schule zur Herrschaft der Massen gelangte, behauptete das Mahâyana-System seinen Einfluss auf dem Boden der Literatur und schuf seinerseits wieder eine

Menge philosophischer Schulen, wovon nicht weniger als achtzehn namentlich bekannt sind. Selbst das Hinâyana zeugte einige Sekten, wie denn jede der genannten Entwicklungsphasen sich durch eine Hinterlassenschaft von Sekten, Schulen oder Parteien charakterisirt, die alle noch im modernen Buddhismus existiren. Durch diesen verworrenen Knäuel dogmatischer Systeme zieht sich aber doch ein ununterbrochener rother Faden, und eine Gruppe fundamentaler Lehren ist zu allen Zeiten, in allen Ländern, gemeinsames Eigenthum aller Buddhisten; diese Lehren sind es, die die Essenz, das Wesen des gesammten Systems enthalten.

Wiederholt ist auf die zahlreichen Absurditäten der buddhistischen Traditionen in Bezug auf Kosmogenie, Astronomie, Geographie und Naturwissenschaften überhaupt hingewiesen worden. Indess, räumt man auch willig ein, dass in dieser Hinsicht der Buddhismus kindliche Anschauungen hege, so zeigt sich doch, dass häufig in unseren Augen als Absurdität erscheint, was durchaus keine ist, weil unerfahrene Dolmetscher die in Gleichnissen und Parabeln sich bewegende Sprache der buddhistischen Lehren missverstanden und das Gleichniss selbst statt des dahinter verborgenen Sinnes für die Lehre gehalten haben. Ueberdies aber machen diese kindlichen Ansichten den Buddhismus nicht aus. Ein Buddhist kann alle Resultate der modernen Forschung annehmen, er kann ein Anhänger Newtons und Darwins werden und doch dabei Buddhist bleiben, im strengen Gegensatze, wollen wir hinzufügen, zum Christen, der durch die Wissenschaft seinen Glauben unerbittlich zerstört, vernichtet sieht, denn die Behauptung, dass deren Resultate mit der Religion oder dem Glauben in Einklang gebracht werden könnten, ist eben so müssig und unerweislich als unwissenschaftlich. Desshalb theilen wir auch die Meinung nicht, dass nur das Christenthum, nicht unsere Civilisation, den Buddhismus jemals überwinden könne. Ob es unserer Kultur gelingen werde, wissen wir nicht, dass aber das Christenthum dazu unfähig sei, davon halten wir uns für überzeugt.

Die brahmanische Welt war beherrscht von einer durchaus pantheistischen Anschauung; der Buddhismus schlug einen andern Weg ein. Er kennt keinen ursprünglichen Urheber, kein über- oder vorweltliches Prinzip, keinen schaffenden Geist, keinen Urstoff. Die Idee des Bestehens existirt nicht im Buddhismus, denn Alles ist in beständiger Bewegung, beständiger Veränderung, beständigem Wechsel begriffen, sich im ewigen Kreise wieder erzeugend, ohne Anfang und ohne Ende. Der Buddhismus sagt aber nicht, dass unsere Welt ohne Anfang und Ende sei. Das Universum, worin wir leben, ist vielmehr nur eines aus der endlosen Zahl von Weltsystemen. Jedes derselben hat einen Anfang und auch ein Ende, aber nur um sofort wieder zu erstehen mit dem Ziele neuer Vernichtung in endloser Abwechslung. Was also ewig ist, wirklich ohne Anfang und Ende, ist nicht eine individuelle Welt, ein einzelner Körper des Universums, sondern das Gesetz der Revolution, fast möchten wir sagen, der Evolution, so sehr streift die mehr denn zweitausendjährige Lehre des indischen Weisen an

Darwins moderne Evolutions- oder Transmutationstheorie. So wie diese gesteht der Buddhismus offen und ehrlich, dass er das Warum und die Grundursache dieses Prozesses nicht kenne, und wir sind natürlich weit entfernt, in diesem Geständniss die Schwäche dieses atheistischen Systems zu erblicken, da ja die theistischen Lehren nichts weiter thun, als in die nicht auszufüllende Lücke die Idee einer schöpferischen Gottheit schieben, die Vernunft also vor kein geringeres Räthsel, vor keine weniger gewaltsame Hypothese stellen.

Zu dem buddhistischen Evolutionsgesetze passte in gewissem Sinne sehr wohl die Vorstellung von der Seelenwanderung oder Metempsychose, die übrigens lange vor dem Buddhismus von den Brahmanen gelehrt ward und in den Vedâ selbst, welche die Unsterblichkeit der Seele verkünden, ihren Ursprung hat. Natürlich wurde sie von den Brahmanen in pantheistischem Sinne gedeutet, während Buddha das alte Dogma auf eine ausschliesslich moralische Basis zu begründen suchte. An Stelle Brahmas setzte er die Idee von *Karma*, d. i. Verdienst und Vergehen. Während die Brahmanen glaubten, die Seele entspringe in Brahma und sei ein Theil von ihm, lehrte Buddha, jeder Mensch werde nach dem Tode wiedergeboren mit einem Körper, der im Einklange steht mit der Bilanz der im vorigen Leben aufgehäuften Verdienste und Vergehen, mit anderen Worten, jedes fühlende Wesen ist das Produkt seines eigenen moralischen Werthes. Jedermann ist also der eigene Lenker seines künftigen Geschickes. Aber alle Belohnungen oder Strafen, die über die wandernde Seele verhängt werden, dauern nur eine begrenzte Zeit, sie sind nicht ewig, wie in der Brahmanenlehre, die mit dem Fluche endloser Wiedergeburten die Phantasie erschreckte. Auch beschränkte Buddha die möglichen Formen der Metempsychose auf die organischen Wesen allein, und dies war eine grosse Wohlthat. Für die Söhne des Westens hat der Gedanke einer Wiedergeburt nichts abschreckendes, denn wir achten das Leben hoch und Tod ist uns verhasst. Nicht so unter tropischen Sonnen. Dort übt das Leben keinen besonderen Reiz und der Tod, wenn er anders darnach auf Ruhe zählen darf, ist dem Bewohner jener Zonen eine Segnung. Der Hölle Pein Tausende von Jahren zu erdulden, ist ihm kein so quälender Gedanke, als die Vorstellung, handeln, arbeiten zu müssen, ohne Aussicht auf Erlösung. Gibt es nun eine solche? Und die Antwort lautet bejahend; es gibt eine Erlösung, die Mittel, sie zu erreichen, sind Moral und Meditation, der Himmel endlicher Erlösung ist — *Nirvâna*. Jener, der ohne jeglichen Wunsch für sich selbst erstorben ist, der allein geniesst das wahrhafte Leben. Dies das Hauptprinzip der buddhistischen Moral; diese ertheilt noch die weiteren fünf Gebote: Du sollst nicht tödten, was Leben hat, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht Unkeuschheit treiben, du sollst nicht lügen, du sollst keine berauschenden Getränke trinken. Der Buddhismus ist also, man sieht es, eine Lehre der Uneigennützigkeit und dies seine Stärke, zugleich aber seine Schwäche, denn die buddhistische Tugend ist wesentlich negativ; es ist eine Moral ohne Gottheit, und vielleicht nicht mit Unrecht sucht man in dem Fehlen des Gottesbegriffes — dieses

nothwendigen Irrthumes — die Ursache für die verzweifelte Melancholie der Buddhisten. Negativ sind nämlich — es sei uns dieser Hinweis verstattet — von den zehn Geboten der jüdischen Tradition fast alle jene, welche noch heute unseren Moralkodex bilden; positiv nur jene wenigen, welche sich auf die Gottheit selbst und die Verhältnisse zwischen Kindern und Eltern beziehen.

Das Moralsystem des Buddhismus, wie es sich unter solchen Umständen entwickelte, leitete zum Aufstellen ausführlicher Regeln für das Benehmen der Priesterschaft, für ihre Gewandung, ihre Nahrungsweise und Beschäftigungen, zur pedantischesten Vorschrift der Art und Weise, wie zu sitzen und wie zu stehen sei; es gebot öffentliches Bekenntniss der Sünden, schuf einen Kriminalkodex und entwickelte geistliches Rangwesen, Abstufungen der Heiligen, ein ausgearbeitetes Ritual, einen vollständigen religiösen Kalender u. s. w. Doch blieb es auch nicht ohne wohlthätige Wirkungen; wunderbar war es angethan, religiöses und moralisches Leben in Zeiten politischer Anarchie und moralischer Versumpfung zu bewahren, besonders aber geeignet, die wichtigste Kulturarbeit, das Zähmen wilder Stämme zu verrichten, eine Aufgabe, die, wir erinnern daran, nicht weniger vom Christenthume an den jetzigen Kulturvölkern gelöst wurde. Der Irrthum liegt nur darin, dass man wähnt, diese herrliche Wirkung müsse sich bei anderen noch uncivilisirten Barbaren unfehlbar wiederholen. Das buddhistische Mönchsthum war zugleich ein allen Volksklassen und Nationen hochwillkommenes Surrogat für das engherzige, aber wie schon gezeigt wurde, auf natürlichen Ursachen begründete Kastenwesen. Wo es dieses nicht zu brechen vermochte, wie auf Ceylon, milderte es dessen Uebel, indem es ein Gegengewicht schuf. In Gegenden, wo Krieg, Despotismus und Feudalsystem noch weit grössere Verheerungen anrichteten, als das Kastenwesen jemals in Indien that, wirkte das buddhistische Mönchsthum wohlthätig, indem es die Utopie von der Gleichheit aller Nationen und der allgemeinen Brüderlichkeit verkündete. Andererseits ist alles Mönchsthum an sich moralisch verwerflich und wirkt verdummend; das buddhistische Mönchsthum hat niemals Künste und Wissenschaften gefördert, keine Literatur erzeugt, die sich nur annähernd mit jener Chinas messen könnte, sehr verschieden in dieser Hinsicht von dem christlichen Mönchsthume in Europa. Auch die Stellung des Weibes hat der Buddhismus in keiner Weise gebessert.

Die buddhistische Moral ist also nicht ohne Mängel; sie artet in ein System von Fatalismus, oder auch in eine geschäftsmännische Buchführung aus, worin die guten und bösen Handlungen gegenseitig abgewogen, die bösen aber nicht als solche, sondern blos desshalb verabscheut und unterlassen werden, weil sie ihrem Urheber nachtheilig sind. Dennoch soll auf dem Wege dieser Moral der Pfad zum Nirvâna gefunden werden. Freilich sind über keinen anderen Punkt der Doktrin so viele Meinungsverschiedenheiten erstanden, als gerade über diesen Weg; jede Schule ging von dem nämlichen Ideenkreise aus und gelangte ziemlich genau zu dem nämlichen Resultate, der Idee des Nirvâna. In ihrem Verlaufe aber bis dahin entwickelte die buddhistische Lehre

den Idealismus wie den Materialismus, den Positivismus wie den Nihilismus. Alle philosophischen Systeme gehen von den sogenannten vier Wahrheiten (*Aryânisatyâni*) aus: dass das Elend ein nothwendiges Attribut menschlichen Daseins sei, dass das Elend durch die Begierden erzeugt werde, dass das Auslöschen der Begierden möglich sei, und das es einen Pfad zu diesem Verlöschen gebe. Was ist nun Nirvâna?

Der Sinn dieses Wortes ist ein vielumstrittener; man ist darüber im Unklaren, ob es absolute Vernichtung bedeute oder nicht. Vielleicht hätte es weniger Streit darüber gegeben, wäre man bedacht gewesen, dass es eben so viele verschiedene buddhistische Schulen als christliche Sekten gibt, die Lehre vom Nirvâna daher auch zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten verschieden vorgetragen wurde. Was aber Çakyamuni für eine Vorstellung vom Nirvâna gehabt habe, ist heute zu bestimmen ganz unmöglich [1]).

Die Kulturnationen Hinterindiens.

In der Geschichte menschlicher Kulturentfaltung dürfen die erst durch neuere Forschungen näher bekannt gewordenen Völker der Goldenen Halbinsel nimmer übersehen werden [2]). Ich will daher nachstehend in Kürze andeuten, welche Bedeutung ihnen zukommt. Dabei lasse ich natürlich die sagenhaften Epochen unberücksichtigt und fasse bloss, von den Birmanen abgesehen, deren Geschichte glaubwürdiger Weise tiefer ins Alterthum zurückreicht, den Zeitraum von der Einführung der Lehre Buddhas oder, wie er hier genannt wird, Gautâmas bis Anfangs des XVI. Jahrhunderts ins Auge; dieses beschliesst so zu sagen das hinterindische Mittelalter, denn durch die Ankunft der Portugiesen und die etwas späteren Missionen der Jesuiten kamen die hinterindischen Völkerschaften zuerst in Berührung mit den Europäern und werden ihre Zustände und Schicksale erst von da an der Westwelt bekannter.

Die grosse hinterindische Halbinsel zwischen dem Meerbusen von Bengalen und Tonkin ist durch sechs Meridianketten in eben so viele Längenthäler gespalten, jedes von einem Strome durchflossen, welche die staatlichen Verhältnisse und geschichtlichen Ereignisse bestimmen. Nach dieser natürlichen Beschaffenheit zerfällt sie bald in sechs, bald in weniger Reiche; bald in diesem, bald in jenem Thale hat sich dieser oder jener Stamm, diese oder jene Familie zur Herrschaft emporgeschwungen. Man findet jedoch in den meisten Jahrhunderten, vermöge der Rinnsale der Hauptflüsse, Irawaddy, Menam und Mekhong,

---

1) Ernst J. Eitel, *Buddhism*. S. 34—70.

2) Vgl. Lassen, *Indische Alterthumskunde*, II. Bd. S. 1022—1040 und IV. Bd. S. 351—489 ferner: Adolf Bastian, *Die Völker des östlichen Asien*, *Studien und Reisen* Leipzig, 1866. 8°. 6 Bde.

drei grosse Reiche: Annam, Schan und Pegu oder unter anderen Namen; Kochinchina, Siam und Birma. Es muss demnach auch die Geschichte der östlichen Abtheilung von Hinterindien, der Tonkinesen, Kochinchinesen und Kambodschaner getrennt werden von der mittleren, der Thai oder Siamesen und Lao, sowie von der der westlichen, der Peguaner, Birmanen und Arakaner. Wir wenden uns zunächst den Letzteren zu.

Als Kern mannigfacher Sagen tritt die Thatsache hervor, dass zu nicht genauer bestimmbarer Zeit ein Fürst des inneren Indiens, aus seinem Reiche vertrieben, mit seinem Heere das Grenzgebirge zwischen Indien und Hinterindien überschritt und dort eine Herrschaft gründete. Unter seinen Söhnen trat eine Theilung ein; der jüngere behauptete sich auf dem Throne seines Vaters, der ältere, von ihm verdrängt, wandte sich nach Arakan, wo er ein besonderes Reich stiftete. Da die Geschichte Arakans von sehr geringer Bedeutung ist, so genügt die Erwähnung, dass man eine Aufeinanderfolge von fünf einheimischen Herrscherdynastien in diesem Lande kennt, deren letzte bis in die Zeiten der Portugiesen reicht; ferner dass Arakan wiederholt in Kriege mit den benachbarten Birmanen verwickelt war.

Das Irawaddy-Thal hatten von Alters her die Birmanen in den oberen, und die Talain in den unteren Theilen inne. Die Talain oder Mon sind die eingeborne Rasse oder die ältesten Einwanderer von Pegu, doch begegnet man ihnen heute nur noch im Osten und Süden des Irawaddy-Delta, in Martaban und Tenasserim. Im Alterthume reichten die Birmanen nur bis etwa südlich von Prome, wo der Akuktung-Felsen in den Irawaddy vorspringt; doch seither haben sie die Talain allmählig birmanisirt. Sie unterscheiden sich auch wenig von den Birmanen, nur sind sie im Allgemeinen etwas heller, haben feinere Gesichtszüge und etwas Bartwuchs. Der Klang ihrer Sprache unterscheidet sie aber sofort von ihren früheren Herrn, denn das Birmanische kennt kein R, woran das Idiom der Talain reich ist. Die ersten sicheren Nachrichten über die Talain stammen aus dem Ende des IV. Jahrhunderts v. Chr., wo die Apostel des Buddhismus Uktara und Sauna, ihre Hauptstadt Thatung, zwischen den Flüssen Salween und Sittang, besuchten und ihre Lehre dort ausbreiteten. Die Ruinen dieser Stadt befinden sich noch jetzt im dortigen Dschungel. Im VI. Jahrhunderte drangen sie nördlich, überschritten den Sittang und gründeten das Königreich Pegu. Durch die ganze Geschichte der Talain zieht sich die Reihe ihrer Kriege mit den Birmanen und gelegentlich mit den Arakanern und Siamesen; See-Expeditionen der Küste entlang werden erwähnt von Tavoy bis Tschittagong, und selbst Gefechte scheinen zwischen den verschiedenen Flotten stattgefunden zu haben. Nach dem Sturze des birmanischen Paghân-Reiches durch die Chinesen gewannen die Talain ihre Unabhängigkeit zurück, und sobald die kleinen Staaten der Birmanen am Irawaddy sich erhoben, begannen die Rivalitäten der beiden Rassen aufs Neue. Während des Mittelalters war jedoch Yaminjatein oder das Pegu-Reich der Talain das mächtigere, und die europäischen Reisenden des XVI. und XVII. Jahrhunderts beschreiben in über-

triebenen Ausdrücken die Gewalt und den Reichthum des grossen Königs von Pegu [1]). Seit Mitte des XVI. Jahrhunderts gelangte das Reich wieder unter die Herrschaft der Birmanen.

Die Birmanen erzählen von drei alten Dynastien, jener von Tagong, von Prome oder Çrixetra und von Paghân; ihre ganz sichere Geschichte beginnt jedoch erst 107 n. Chr., in welchem Jahre die Residenz nach Paghân verlegt wurde, nachdem die frühere Hauptstadt Prome, südlicher am Irawaddy gelegen, 94 n. Chr. zerstört worden war. Zwei Städte gleichen Namens liegen am Irawaddy und beide waren in früheren Zeiten Hauptstädte des birmanischen Reiches, doch ist es die untere, welche in ihren Ruinen für die Blüthe des birmanischen Alterthums so beredtes Zeugniss ablegt. Erst 847—849 ward sie erbaut und 1284 (oder 1356) von einer chinesischen Invasionsarmee zerstört. Die merkwürdigen Reste einer sehr verfeinerten Kultur am Gestade des Irawaddy erfüllen heute noch die Reisenden mit lauter Bewunderung. Der grösste und merkwürdigste ihrer Tempel, etwa um die Zeit des Normannen-Einfalls in England errichtet, die Ananda-Pagoge erinnert mächtig an südeuropäische Dome. Der gothische Spitzbogen fehlt keinem dieser Denkmäler, er ist die regelmässige Form der Portale und an den Seiten und auf der Spitze mit wunderlichen Hörnern und flammengleichen Thürmchen versehen. Alle diese Bogen ruhen auf Pilastern, deren Basis, Kapitäle und Karniese den Mustern an römischen Bauten so nahe kommen, dass der erste Anblick den Beschauer in die höchste Betroffenheit versetzt. Man hat daher schon die Vermuthung geäussert, dass vielleicht christliche Missionäre nach Birma gedrungen wären, und in der Hoffnung einst ihre Religion über den Buddhismus siegen zu sehen, die Kreuzesform und andere christliche Elemente in die ostasiatische Architektur eingeschwärzt hätten. Doch bietet die Geschichte Birmas keine Beweise für eine solche Hypothese. Den Ursprung der birmanischen Kunst sucht man theilweise bei den Hindu, und in der That sind auch die Form der Thurmspitze sowie die meisten Details der indischen Kunst entlehnt. Es fanden sich sogar vollständige Wiederholungen von Bauresten wie auf Ceylon und auf Java, die auch brahmanischen Ursprunges sind. Die Bogen und Gewölbe aber, die bei den Bauten in Paghân [2]) ein so stark hervortretendes Element bilden, sind der Hindubaukunst gänzlich fremd.

Abwechselnd unter peguanische und siamesische Abhängigkeit gerathend, besitzen die ferneren Schicksale Birmas kein weiteres kulturgeschichtliches Interesse.

Den mittleren Theil der hinterindischen Halbinsel nehmen im Norden die Laos, im Süden die Thai oder Siamesen ein. Erstere

---

1) Friedrich v. Hellwald. *Hinterindische Länder und Völker.* Leipzig 1876 8°. S. 30—31.

2) Die Ruinen von Paghân sind ausführlich geschildert bei Henry Yule. *A narrative of a mission sent by the governer-general of India to the court of Ava in 1855, with notices of the country, government and people.* London 1858, 4°, wo man auch sehr instruktive Abbildungen findet.

obwohl mit den Siamesen eines Stammes, haben in der Geschichte nie eine Rolle gespielt und auch in der Kultur mögen sie, wie sich aus ihren heutigen Zuständen schliessen lässt, nur wenig Fortschritte gemacht haben. Die Laos sind im Fortgange der Zeit allmählig aus Norden, dem Thale des Mekhong entlang, immer weiter nach Süden hin vorgedrungen; es scheint, dass sie ehemals drei Hauptstaaten bildeten: Xieng tong (Kemalatain älterer Karten), Xieng hong (im Pali: Alevy) und Muong Lem. Diese Staaten hatten einen langen Kampf zu bestehen gegen die ureingebornen Kha, welche das Reich Momphas gegründet hatten. Diesem waren die Laos lange tributpflichtig, machten sich jedoch nach und nach unabhängig; später erscheint der mächtige Laos-Staat Xieng Mai an den Grenzen von China in der Geschichte; von ihm zogen die Einwohner nach Süden hin in das Stromthal des Menam und bildeten den Grundstock der heutigen Siamesen.

Im Gegensatze zu den Laos, empfangen wir von den Siamesen durch die Schilderungen moderner Reisender den Eindruck, als ob sie in Bezug auf geistige Entwicklung so hoch ständen als etwa die Europäer im Mittelalter, kurz bevor das weltliche Wissen der Griechen und Römer durch die Scholastiker seiner Vergessenheit entrissen wurde. Ehemals, und noch bei Beginne dieses Jahrhunderts, haben die Europäer mit ungerechtfertigter Geringschätzung auf die Asiaten herabgeblickt. Am frühesten wurde man jedoch den Arabern gerecht, dann kamen die Chinesen, nach ihnen die Hindu zur Gnade, und jetzt darf man nur mit höchster Achtung von den Japanern reden, wenn man sich nicht eine Blösse geben will. Allein die drei Hauptvölker Hinterindiens, zwischen Hindu und Chinesen eingeklemmt, galten bisher nur als halbe Kulturvölker. Für die Birmanen ging uns erst das Licht auf, als 1858 das grosse Werk von Yule über Awa die Abbildungen der wunderbaren Baureste der alten Städte im Irawaddy-Thale brachte, wo wir, abgesehen von Anklängen an chinesischen wie indischen Geschmack, auf einen selbständigen Baustyl stiessen, der trotz seiner tropischen Ueberschwenglichkeiten als ein hohes geistiges Produkt auf uns einwirkte. Der Tag von Damaskus in Bezug auf die Siamesen ist mit Bastians Buch angebrochen, seit wir ihnen geistig näher treten können [1]).

Ueber die älteste Geschichte der Siamesen lässt sich, trotz ihrer reichen historischen Literatur, nichts berichten, sicher ist jedoch, dass sie ihre geistige Kultur aus Indien empfingen. Ob schon im II. Jahrhunderte unserer Aera brahmanische Kolonien nach Siam kamen, bleibt ungewiss; das älteste bekannte Ereigniss ist die 638 n. Chr. erfolgte Einführung des Buddhismus aus Ceylon. Wahrscheinlich fand dieser um jene Zeit erst allgemeine Anerkennung, hatte aber auch hier, wie in den westlicheren Gebieten Hinterindiens, schon früher Zutritt erhalten. Von der Kulturhöhe der Siamesen in jenen fernen Zeiten geben die

1) *Ausland*, 1867. S. 793—794.

Bauten der zweitältesten Hauptstadt Juthia, Ayuthia oder Ajodhjâ, an einem in den Menam mündenden Kanale, Zeugniss. Heute ist freilich von der alten Stadt nichts weiter übrig geblieben, als eine grosse Anzahl von *Wat* (Tempel), sämmtlich mehr oder weniger im Verfalle. Die Schönheit eines siamesischen Wat besteht indess weniger in der Architektur als in der Menge von Arabesken, womit seine Backsteinmauern und Stuckwände verziert sind. Ayuthia nimmt eine Stelle ein, worauf in alter Zeit mehrere andere Ortschaften standen. Diese erkannten die Hoheit des Königs von Kambodscha an. Um 1300 n. Chr. haben diese Städte viel gelitten und waren in Folge häufiger Fehden mit den nördlichen Siamesen und den peguanischen Mon sehr heruntergekommen. Sie verfielen und es blieb nichts übrig als der Name. Im April 1350 gründete nun König U Tong die Stadt Ayuthia, welche im Fortgange der Zeit vergrössert und verschönert wurde. Die Volksmenge wuchs; aus Laos, Kambodscha und Pegu kamen viele Familien freiwillig, aus dem chinesischen Yün-nan wurden viele Kriegsgefangene angesiedelt und aus Vorderindien fanden sich muhammedanische Kaufleute ein. Fünfzehn Könige aus dem Stamme U Tongs regierten in Ayuthia bis auf die Tage der Portugiesen. Dann aber griff der mächtige König von Pegu mit einem zahlreichen Heere die Stadt an, die nach dreimonatlicher Belagerung in seine Gewalt fiel. Seither hat Ayuthia seinen Glanz verloren.

Ayuthias Baureste verrathen eine gewisse Aehnlichkeit mit den staunenswerthen Ruinen in Kambodscha, dem Lande am Mündungsdelta des Mekhong. Hier blühte das grosse, mächtige Reich Khmer, über dessen Ursprung und Dauer noch Dunkelheit herrscht. Das Land ist mit Ruinen man kann sagen übersäet. Sie bilden um das Nordende des Tulisap-Sees einen ungeheuren Halbkreis, der an den Quellen des kleinen Flusses von Battambang beginnt und sich bis in die unbewohnten Waldungen zwischen dem Tulisap und Mekhong erstreckt; auf dieser ganzen weiten Strecke trifft der Reisende auf Schritt und Tritt Spuren einer hohen, nun verschwundenen Civilisation. Die Ruinenstädte südlich und westlich vom See gehören alle einer viel jüngeren Zeit an als die Prachtüberreste im Norden. Hier liegen Battambang, die Ruinen von Wat Ek, Banon und Baset, die theils aus Ziegeln, theils aus Steinen bestehen. Die Hauptstadt des alten Königreiches Kambodscha, des Maha Nokhor Khmer, war indess Ongkor oder Angkor, auch Nakhon oder Nokhor genannt, dessen Ruinen an Grossartigkeit auf Erden keinen, selbst den ägyptischen nicht, nachstehen. Ein Tempel namentlich kann, nach der Versicherung des Franzosen Henri Mouhot, dem wir die erstere genauere Kunde über diese merkwürdigen Bauten verdanken[1]), den Vergleich mit unseren schönsten Basiliken aushalten und übertrifft an imposanter Erscheinung Alles, was jemals die Architektur der

1) Siehe Mouhot: *Travels in the central parts of Indo-China (Siam), Cambodia and Laos, during the years 1858, 1859 and 1860.* London 1864. 8°. 2 Bde.

Griechen und Römer geleistet hat. Die prachtvollen Strassen, die zu der alten Stadt führen, die Mauern, von denen sie in einer Ausdehnung von 40 Kilometern umgeben ist, die an denselben angebrachten Thürme, die als Thore dienenden Triumphbogen, die gigantischen zu den Tempeln führenden Treppen und die Tempel selbst, auf denen sich hunderte von Glockenthürmen erheben, deren obere Partien aus eben so gewaltigen als zart bearbeiteten Steinen bestehen, alles das bietet einen Anblick dar, der unwillkürlich an einen noch unbekannten Michel-Angelo denken und neben der griechischen eine ihr würdig zur Seite stehende asiatische Kunst erscheinen lässt.

Die hohe Entwicklung der khmerschen Kunst zeigt sich vorzugsweise an den kleinen Gegenständen und den Basreliefs, was namentlich von einer aus neun Tänzerinnen bestehenden Gruppe, von einem viereckigen Bassin, an dem über tausend Soldaten angebracht sind, von einer einzelnen Tänzerin, endlich von Säulchen mit Arabesken und Laubwerk gilt. Die Gestalten von Riesen und Elephanten erscheinen vorzugsweise als Karyatiden an den Bauten von Khmer verwendet. Löwen, Schlangen und siebenköpfige Drachen kommen ebenfalls häufig vor, namentlich an den die Strassen einfassenden Balustraden. Die Mehrheit der Köpfe, Arme und Beine an den Gestalten lässt sich aus dem Einfluss des Buddhismus erklären so wie die Drachen darauf hindeuten, dass auch die Nachbarschaft Chinas nicht ohne Einwirkung geblieben sei.

Im Lande selbst weiss man über die Fürsten, die jene herrlichen Bauten aufführen liessen, so viel wie nichts und auf Befragen über den Ursprung der Tempel von Angkor entgegnen die Eingebornen, der König der Engel oder auch der König der Riesen habe sie gebaut oder sie seien von selbst entstanden. Die als Tempelwächter fungirenden Bonzen wissen ebenfalls nicht mehr anzugeben und die Inschriften an den Tempelwänden sind ihnen unentwirrbare Mysterien.

Einigermassen begründet erscheint nur die Annahme, dass diese Tempel in Folge einer von Westen her gekommenen Invasion errichtet worden sind, die den Buddha-Dienst mit sich ins Land brachte. Die Ornamentik der Tempel legt zum mindesten aller Orten Zeugniss für die Richtigkeit dieser Annahme ab.

Zum Schlusse erübrigt noch, die östlichen Theile Hinterindiens zu betrachten. Die Reiche von denen bisher die Rede, haben alle das gemeinschaftlich, dass der Buddhismus ihnen mittelbar oder unmittelbar aus Ceylon zugeführt ward und mit ihm die Pâli-Sprache und die indische Schrift. Tonkin und Kochinchina unterscheiden sich aber von allen hinterindischen Staaten dadurch, dass sie ihre Bildung aus China erhielten und der Buddhismus nur wenige Anhänger unter ihren Bewohnern zählt. Dreihundert Jahre vor unserer Zeitrechnung waren beide Länder von Wilden ohne Gesetze und Ehe bewohnt. Erst seitdem Chinas Kaiser Schihoangti (gest. 210 v. Chr.) die südlichen Provinzen seines Reiches unterworfen und durch chinesische Ansiedelungen in ihnen eine höhere Kultur eingeführt und deren Fortbestehen

gesichert hatte, treten jene zwei Grenzländer deutlicher hervor. Unter der Regierung des weisen Wuti wurde Tonkin eine chinesische Provinz und in drei Bezirke eingetheilt. Die chinesischen Kaiser behaupteten ihre Oberhoheit über diese Länder bis 263 n. Chr., in welchem Jahre es einem Kochinchinesen Kulien gelang, sein Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien. Die chinesische Herrschaft hatte aber lange genug fortbestanden, um auf immer die chinesische Kultur in ihnen einzuführen und zu begründen. Beide stimmen unter allen benachbarten Ländern mit China am genauesten überein und können in Beziehung auf ihre Zustände, Sitten und höhere Bildung gewissermassen als Fortsetzungen Chinas nach Süden betrachtet werden [1]).

Die Malayen-Völker.

Im ostindischen oder malayischen Archipel ist Java das einzige Land, dessen Geschichte sich in etwas frühere Zeit zurückverfolgen lässt. Ganz sicher fängt sie indess erst mit dem Jahre 1474 n. Chr. an zu werden, in welchem Madchapahit, die Hauptstadt des mächtigsten einheimischen Staates von den Muhammedanern zerstört ward. Dieses Ereigniss fällt also schon an den Schluss der Periode, welche ich hier behandle, und ging dem Erscheinen der Europäer in Hinterasien nur um Weniges voran; zugleich bezeichnet es einen Wendepunkt in der javanischen Geschichte, weil bis dahin der indische Einfluss auf Java allein herrschend geblieben war und ungehindert gewaltet hatte, von da an aber der Islâm sich geltend zu machen begann. Was sich in kulturhistorischer Beziehung aus früherer Zeit über diese Länder sagen lässt, sei demnach hier kurz zusammengestellt.

Die Javanen, obgleich in einigen Punkten von den übrigen Malayen verschieden, welche nebst den tiefer stehenden Papûa die Bevölkerung des ostindischen Archipels bilden, gehören unzweifelhaft und zwar in ihren beiden Abtheilungen, den wenig zahlreichen Sundanesen im Westen Javas, und den eigentlichen Javanen, zur malayischen Rasse. Ueber ihre älteste Geschichte besitzen wir nur Sagen und daraus geht mit Bestimmtheit hervor, dass Java als eine friedliche Eroberung der Hindu betrachtet werden kann; die ganze Geschichte Indiens kennt kein zweites Beispiel eines so erfolgreichen Unternehmens der Brahmanen, welche dessen erste Urheber waren und es hauptsächlich leiteten, ihre Kultur auf ein fremdes Land zu übertragen. Ein indisches Gepräge ist den ältesten religiösen Ueberlieferungen, den politischen Einrichtungen und Volksbelustigungen, sowie der Sprache und Literatur aufgedrückt, die altindische epische Sage füllt einen Theil der ältesten Geschichte Javas aus; Schrift und Tempelbaukunst sind indischen Ursprungs und diese besitzt auf Java grossartige Denkmale eigenthümlicher Art, welche mit denen des indischen Festlandes um den Vorrang wett-

1) Lassen. A. a. O. II. Bd. S. 1038—1040.

eifern können. Die Zeit dieser indischen Niederlassungen ist indess durchaus ungewiss. Einige versetzen die Ankunft der Brahmanen ins VI., Andere gar ins XI. Jahrhundert; die javanische Chronologie geht aber schon vom Jahre 78 n. Chr. aus, und dies dürfte jedenfalls richtiger sein, denn 414 n. Chr. besuchte der Chinese Fahian die Insel auf welcher er das Brahmanenthum schon in Blüthe fand. Von der in dem indischen Inselmeere vor dem Eindringen der brahmanischen Lehren herrschenden Religion wissen wir nur, dass es gute und wohlthätige Geister gab, die in den verschiedenen Theilen der Natur walten und besonderen Beschäftigungen des Lebens beigegeben sind; es waren also lokale Gottheiten. Die Brahmanen fanden demnach eine sehr niedrige Stufe der religiösen Vorstellungen im Archipel vor und es konnte ihnen nicht schwer fallen, die einheimischen Götter durch ihre eigenen zu verdrängen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die ersten Brahmanen, welche sich auf Java niederliessen, Vischnuiten waren; erst später ward der Çivaismus eingeführt und gedieh zur vorherrschenden brahmanischen Religion. Nachher trat eine Wiederherstellung des alten einheimischen Götzendienstes in der Weise ein, dass den javanischen Göttern Namen der indischen *Deva* gegeben wurden. Diese Rückkehr zur Idolatrie soll 140 Jahre oder bis 318 n. Chr. gedauert haben. Der Zeitpunkt, wann der Buddhismus in Java Eingang fand, lässt sich eben so wenig angeben, als das Land, von welchem die Verkündiger des buddhistischen Gesetzes auszogen; gewiss scheint bloss, dass er nach Java wenigstens 300 Jahre später als die Brahmanen gelangte und sich nicht des Pâli sondern des Sanskrit bediente. Im Uebrigen behauptete er nur kurze Zeit seine Herrschaft und trat bald vor dem Brahmanismus in den Hintergrund zurück.

Was die Einflüsse der indischen Ansiedelungen auf die Javaner anbetrifft, so scheinen die Gelehrten einen besonderen, hoch verehrten Stand gebildet zu haben, der mit seinen Landsleuten in der indischen Heimath einen Verkehr unterhielt. Eine Spur von Kasten hat sich auf Java nicht erhalten, aber auf der nahen Insel Bali finden sich noch die vier indischen Kasten, woraus zu folgen scheint, dass sie ehemals auf Java von Indien aus eingeführt worden waren. Für die ältere Zeit wissen wir, dass es damals auf Java Goldschmiede, Maler, Verfertiger von steinernen Götterbildern, von gestickten Zeugen und von Holzschnitten von Thieren gab, dass auf die Beförderung des Ackerbaues grosser Werth gelegt wurde und der Gebrauch von Münzen, deren Kenntniss den Kaufleuten empfohlen wird, etwas Gewöhnliches war. Wir werden kaum irren, wenn wir den indischen Niederlassungen auf Java die Einführung früher unbekannter Gewerbe und Künste, sowie einen wesentlichen Antheil an der Verbesserung des Ackerbaues und der Entwicklung des Handels zuschreiben. Es ist jedoch nicht zu übersehen, dass trotz des gewaltigen Einflusses des Inderthumes auf Java neben ihm das einheimische Wesen sich erhalten hat.

Das erste mit genügender Sicherheit bestimmbare Ereigniss ist die Gründung von Mendang Kamûlan im Jahre 603 oder 599 n. Chr. durch den aus Indien gekommenen Brovidschaja Savela Kala,

dessen Reich unter den älteren das einzige ist, welches einen längeren Bestand hatte. Die früheren indischen Ansiedlungen bestanden vorzugsweise aus Brahmanen, denen sich wohl Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute angeschlossen; von Kriegern ist nicht die Rede. Die ersten indischen Könige waren wenig mächtig und konnten keinen bedeutenden Einfluss auf die politischen Verhältnisse Javas ausüben. Einen solchen besassen die Brahmanen nur ausnahmsweise, indem einer von ihnen sich die königliche Macht zu verschaffen wusste; sie wirkten dagegen bedeutender auf die Entwicklung der Religion, der Gesetze und Sitten; sie führten die indische Sagengeschichte und Dichtkunst in Java ein und ihre heilige Sprache erzeugte dort eine neue Tochter, das Kawi, deren Tracht eine javanische ist, während ihr Körper und ihr Wesen indisch geblieben sind. Durch die Stiftung eines grösseren Staates, der auch Krieger besass, gewannen die vereinzelten indischen Ansiedlungen zuerst einen Mittelpunkt und einen wirksamen Schutz, indem seine Macht sich über ein grosses Gebiet ausdehnte. Der schon seit lange bestehende Verkehr mit Indien erhielt auch durch diese Gründung eine grössere Sicherheit und Belebtheit, in Folge dessen das Inderthum sich in allen Richtungen kräftig entfalten und besonders auf dem Gebiete der Poesie und Baukunst schöne und eigenthümliche Früchte tragen konnte [1]).

Die Macht der Dynastie von Medang Kamûlan dürfte etwa bis 700 n. Chr. gedauert haben, später ging sie auf jene von Dschangâla über, welche aus jener um 896 n. Chr. hervorgegangen war und 1158 von der von Padschadschâram abgelöst wurde. Während in den südlichen und östlichen Theilen der Insel mehrere Dynastien sich folgten, bestand in dem nordwestlichen Theile Javas und auf Sumátra ein grosses Reich Menang-Karbo, dessen Monarch der damals in seinen Staaten vorherrschenden Religion Buddhas sehr zugethan war, ohne dass durch diesen Vorzug die brahmanische unterdrückt worden wäre; es herrschte daher vollständige religiöse Duldsamkeit. Dieser Schöpfung, die wohl bald in mehrere kleine Reiche zerfiel, darf der indische Einfluss auf die Zustände Sumátras zugeschrieben werden. Mittlerweile stiftete ein Mitglied des Königshauses von Padschadschâram, welche Dynastie zuerst den Anbau des Reises bei den Sundanesen eingeführt haben soll, im Jahre 1299 n. Chr. Madschapahit, das mächtigste aber auch das letzte aller einheimischen Reiche auf Java. Nachdem in Bälde die Macht der Fürsten von Madschapahit sich über Java hinaus auf Bali, Balambângan und das Königreich Sunda erstreckt hatte, zu dem auch der südlichste Theil von Sumátra gehörte, bestieg etwa 1390 der grosse Eroberer Ankavidschaja den Thron, welchem er mit Hülfe seines Feldherrn und Schwiegersohnes Adâja Ningrat oder eher Kâtu Pengging alle Könige der kleinen Sunda-Inseln, den grösseren Theil der Molukken, die südliche Küste von Celébes und die nordwestliche von Borneo, im Ganzen 36 Vasallenstaaten unterwarf. Es

1) Lassen. A. a. O. II. Bd. S. 1040—1068.

war in der Natur der Verhältnisse des grossen Reiches begründet, dass es nicht in seinem ganzen Umfange von langer Dauer sein würde. Die Vasallen lebten in von dem Mittelpunkte der herrschenden Macht so weit entfernten Ländern, dass es dem Beherrscher der ganzen Monarchie sehr erschwert werden musste, sie in Gehorsam zu erhalten. Dazu kam, dass der Verkehr zwischen jenen mit diesem leicht Unterbrechungen erleiden konnte, weil er zur See bewerkstelligt werden musste. Die zweite Ursache des Falls dieses mächtigen Staates war der religiöse zu Feindseligkeiten führende Zwiespalt zwischen Volk und Fürst. Ganz sachte nämlich hatte sich im XV. Jahrhunderte der Islâm durch Kaufleute und Ansiedler, besonders durch einige berühmte muselmännische Lehrer eingeschlichen, zuerst in Palembang auf Sumâtra, dann auf Java selbst, wo die kurzsichtige tolerante Regierung seine Verbreitung sogar begünstigte. Muhammeds Lehre gewann immer mehr Anhänger und diese waren es, welche nach mörderischer Schlacht 1478 die Stadt Madschapahit in Besitz nahmen. Damit fiel „der Stolz des Landes“ in die Hände der Feinde der alten Religion und Gesetzgebung. Nachdem der Anführer der Muhammedaner noch die letzten Versuche der früheren Herrscher einen Schatten ihrer Unabhängigkeit zu retten vernichtet und sich im unbestrittenen Besitze der ganzen Insel befand, liess er sich feierlich mit der höchsten Würde im Staate bekleiden; er legte sich den Titel *Panambâham* Ibrâhïm bei und wurde als Vernichter des Unglaubens und Oberhaupt der Gläubigen ausgerufen. Mit der Machterlangung Ibrâhïms tritt ein Wendepunkt in der Geschichte nicht nur Javas und eines grossen Theiles von Sumâtra, sondern auch in dem übrigen Theile des indischen Archipels dadurch ein, dass von da an sowohl der Einfluss der Muselmänner auf die religiösen Zustände der Bewohner als ihre politische Macht in stets weiterem Umfange sich verbreitete [1]).

In Vorstehenden lernten wir „im Javanen den durch Einflüsse des bedeutendsten östlichen Kulturvolkes — der Inder — aus seiner Rohheit gerissenen und in gewisser Beziehung verfeinerten Malayen kennen. Wir finden in ihm einen Menschen, der sich alles, was ein Kulturleben ausmacht, angeeignet, ja selbst eine reiche Literatur erzeugt hat, wir nehmen aber auch wahr, dass er über die Nachahmung des Fremden nicht hinausgekommen ist. Der Javane zeigt uns den Punkt, bis zu welchem die malayische Rasse sich entwickeln kann, wenn alle inneren und äusseren Bedingungen zusammen wirken, und es ist deswegen gerade sein Studium von Interesse, weil wir an ihm den Unterschied, welcher in der Begabung der verschiedenen Rassen gelegen ist, deutlich wahrnehmen können [2]).“

Die enorme Verbreitung der malayischen Rasse von Madagaskar im Westen bis zur Osterinsel im Osten und von den Sandwichs-Inseln im Norden bis nach Neuseeland im Süden steht beispiellos da und ist

---

1) Lassen. A. a. O. IV. Bd. S. 461—508.
2) Friedrich Müller, *Novara-Reise*. Ethnographie. S. 33.

eine der interessantesten ethnographischen Erscheinungen, welche hier eine kurze Betrachtung erheischt. Dass diese Zersplitterung der malayischen Stämme nur durch maritime Wanderungen herbeigeführt werden konnte, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Die Ursitze der Malayen sind wohl im südöstlichen Asien zu suchen, von wo sie auf dem Wege freiwilliger Wanderung oder unfreiwilliger Zerstreuung, successive und wenigstens im Ganzen, wie die linguistische Vergleichung ausser Zweifel stellt, von Westen nach Osten, gegen Wind und Strömung fortschreitend, in ihre dermaligen Wohnsitze gelangten. Diesbezügliche Untersuchungen ergaben nämlich, dass auf den Sandwichs-Marquesas-Inseln, Neuseeland, Raratonga, Tahiti die Tradition überall auf die Samoa-Insel Savaii zurückweist und nebenbei auch der Tongagruppe erwähnt. Man gelangt daher zu der weiteren Annahme, dass die Malayen sich zuerst von einem bestimmten Punkte aus nach und nach über die Inseln des indischen Archipels bis Buro verbreiteten und erst dann zur Samoa- und Tongagruppe und von da aus über die Inseln der Südsee vorrückten. Bezüglich des Zeitpunktes dieser Trennung der beiden Abtheilungen der Malayen dürften aus sprachlichen Rücksichten mindestens das Jahr 1000 v. Chr. anzunehmen sein [1]). Jedenfalls steht es fest, dass diese Absonderung der Polynesier von den geschwisterlichen Malayen vor dem Jahre 78 n. Chr. stattgefunden habe. Mit diesem Jahre beginnt nämlich die Zeitrechnung des *Saka* oder *Salivana*, die von den eingewanderten brahmanischen Hindu auf Java eingeführt wurde. Nun wissen wir, dass der Palmwein, der aus den Wunden der Kokosblüthenscheide abgezapft wird, *Toddy* oder *Taddy* von den Malayen der Sunda-Inseln genannt wird. Weil aber dieses Wort aus dem Sanskrit entlehnt wurde, haben die brahmanischen Hindu erst die Kunst der Palmweinerzeugung den Malayen der Sunda-Inseln mitgetheilt. Da nun die Kokospalme auf allen Inseln der Südsee sich findet und auf den Korallenringen oder Atollen fast die einzige Nahrung, ja den einzigen Trunk den Eingebornen liefert, so ist es geradezu unglaublich, dass die Polynesier, wenn sie vor ihrer Auswanderung das Geheimniss der Palmweinbereitung schon gekannt hätten, es wieder vergessen haben sollten. Es kannten aber die Polynesier zur Zeit, wo sie von Europäern besucht wurden, die Zubereitung des Toddy nicht [2]).

Nach den Angaben Gattanewas gegenüber von Kommodore Porter würden 88 Geschlechter sich gefolgt sein, seit die Polynesier die Marquesas-Inseln erreichten, so dass also dieses Ereigniss 800 Jahre v. Chr. stattgefuuden hätte, oder mit anderen Worten nur wenig später als die Gründung Karthagos durch die Phöniker, während Nordeuropa noch mit einem Fusse im Steinzeitalter stand und die Schweizerseen von Pfahlbauern bewohnt wurden. Um so vieles später entwickelte sich im Abendlande die nautische Geschicklichkeit als im polynesischen Oriente!

---

1) A. a. O. S. 21—25.

2) Peschel, *Völkerkunde*. S. 370.

Jenes Vorrücken der malayischen Stämme glich jedoch völlig einer modernen Auswanderung, denn die Kanaken brachten ihre Kulturgewächse, sowie zwei Hausthiere, und als heimliche Begleiter die Ratten nach den Inseln, auf denen, mit wenigen Ausnahmen, überhaupt alle Säugethiere gefehlt hatten, die Fledermäuse abgerechnet. Aus jener Zeit stammen noch die Reste von Steinbauten auf den östlichen Inselgruppen, sowie die steinernen Riesenbilder auf der Osterinsel, über deren Erbauung die Eingebornen so wenig Rechenschaft zu geben wissen, wie der ägyptische Fellah von den Pyramiden [1]).

Von der positiven Geschichte der Festlands-Malayen, die wir heute hauptsächlich auf der zinnreichen Halbinsel Malakka angesiedelt treffen, ist nur Spärliches bekannt. Im Jahre 1238 n. Chr. wanderten Malayen von Sumátra aus nach der gegenüberliegenden Küste des Kontinentes und legten hier ihre erste Stadt an, die sie Singapura nannten. Bald ward sie, Dank ihrer glücklichen Lage, die blühendste aller dortigen Städte, und es kamen hier die Kaufleute aus den westlichen wie aus den östlichen Ländern zusammen. Für die frühere Anwesenheit von Buddhisten in Städten der Halbinsel Malakka sprechen dort entdeckte buddhistische Tempel und Inschriften, welch letztere jedenfalls älter sind, als die Einführung des Islâm, die nicht wohl früher als 1380 gesetzt werden darf. Schon ein muhammedanischer Fürst war es aber, der 1415 die Stadt Malakka gründete, durch deren lebhaften Handelsverkehr er einen weit ausgedehnten Einfluss auf die benachbarten Länder gewann, und da viele maurische, d. h. muhammedanische Kaufleute bei diesem Handel sich betheiligten, gewann die Verbreitung des Islâm neuen Aufschwung. Im Jahre 1511 machten die Portugiesen unter der Anführung des grossen Affonso d'Albuquerque dem Malayen-Reiche auf Malakka ein Ende. Von den übrigen Malayen-Staaten besitzt keiner eine grössere Bedeutung für die allgemeine Kulturgeschichte [2]).

Das Inselreich des Ostens.

Zu dem Kreise der buddhistischen Länder zählt auch, in scheinbar grösserer Abgeschlossenheit noch als China im fernsten Osten der alten Welt liegend, das Inselreich der aufgehenden Sonne, Japân [3]), dessen Entwicklung zu beobachten uns nunmehr obliegt. Strenge genommen hätte dies schon im Alterthume geschehen sollen, denn die japanische Geschichte geht bis zum Jahre 660 v. Chr. zurück, also in dieselbe Epoche als Griechen und Römer zu den werdenden Nationen zählten; andererseits aber ist es gerade die in die Zeiten

---

1) Bär u. Hellwald, *Der vorgeschichtliche Mensch.* S. 532—534.

2) Lassen, A. a. O. IV. Bd. S. 541—568.

3) Japân ist eine Verstümmelung des chinesischen *Jih-pun-quo* „Königreich des Ursprungs der Sonne."

des europäischen Mittelalters fallende Gesittungsperiode, welche das meiste Interesse gewährt. Ich hole also hier rasch nach was aus den ältesten Epochen zum Verständnisse der späteren Entwicklung erforderlich ist.

Japáns älteste Bewohner mögen die heute in den unfruchtbarsten Theil der Insel Yesso zurückgedrängten und einem sicheren Untergange geweihten Aïno gewesen sein, von deren übermässiger Behaarung mancherlei behauptet wurde. Indessen hat ihnen dieselbe doch bei den Japanern den Namen Mosinos, die Allbehaarten, eingetragen. Nunmehr auf etwa 50,000 Köpfe beschränkt, gehören die Aïno zu den unkultivirtesten Völkern der Erde. Und dennoch haben diese Paria des Nordostens eine Geschichte und schwelgen mit melancholischer Freude in der Erinnerung, dass ihre Ahnen einst der Japaner Gleichen, wenn nicht deren Herren gewesen. Um das VI. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung sollen die Aïno die unumschränkten Gebieter nicht nur Yessos, sondern sogar des nördlichen Theiles von Nippon gewesen sein; aber die Japaner begannen sie zurückzudrängen, zuerst über die Strasse von Sangar, dann nachrückend allmählig in den Norden Yessos. Erst gegen Ende des XIV. Jahrhunderts gelang ihre vollständige Besiegung und Unterwerfung.

Die Aïno besitzen die Tradition, dass ihre Urahnen aus dem Westen, also von dem asiatischen Festlande hergekommen sind; ihre Gottesverehrung ist sehr urwüchsiger Art und hat sich über den Fetischdienst kaum erhoben; ihre rohe Mythologie beruht auf einem dunklen Prinzip, das mit den Thieren der Jagd und den Ungeheuern der Tiefe in Verbindung steht. Kosmogonischer Traditionen aber ermangelt auch selbst dieser Stamm nicht gänzlich: aus dem Wasser ist ihnen die Welt entstanden. Der erste Mensch aber war ihnen ein Weib, welches das Glück eines paradiesischen Lebens dadurch verlor, dass es den Apfel der Erkenntniss von einem Manne annahm.

Das heutige in Japán herrschende Volk, die Japaner, halten sich für Autochthonen ihres Inselreiches, welches ihre unmittelbar in die älteste politische Geschichte übergehende Kosmogonie von den eigenen Landesgöttern ausdrücklich für sie erschaffen werden lässt. Indess steht fest, dass auch die Japaner von Westen, wahrscheinlich von China her, angeblich seit 1340 v. Chr. eingewandert sind; sie sollen bereits Bewohner auf den Inseln vorgefunden haben, welche sich von ihnen durch ihre physische Komplexion deutlich unterschieden, wohl also die Aïno. Nicht unmöglich übrigens, dass die Rasse der asiatischen Papûa, deren Existenz auf den Philippinen sichergestellt ist, sich bis nach Japán ausgebreitet hätte[1]). Von den neuen asiatischen Ankömmlingen wurden

---

1) Friedr. Müller, *Probleme der linguistischen Ethnographie.* (Behms *geogr. Jahrb.* Bd. IV. S. 314). Vivien de Saint-Martin dagegen nimmt das Bestehen einer grossen weissen Urrasse an, deren eine grosse Abzweigung sich über Formosa nach Japán erstreckt hätte. Der Ansicht von der Verbreitung der schwarzen Papûa auf Japán tritt scharf entgegen: O. Mohnike, *Die Japaner. Eine ethnographische Monographie.* Münster 1872. 8°. S 13—14.

die Aïnos zum Theil gegen Norden, besonders auf die Insel Yesso, zurückgedrängt, zum Theil civilisirt und mit ihnen vermischt. So entstand die Nation der Japaner, deren beglaubigte Geschichte bis auf 660 vor unserer Zeitrechnuug zurückreicht. Seither, also seit länger denn zwei Jahrtausenden, blieb das japanische Volk unvermischt; Fremde kamen nur selten ins Land und hatten nur wenig Einfluss auf das Leben und die Sitten der Eingebornen. So blieb die Nationalität der Japaner unangetastet, und sie verstanden es, sich ihrer Gegner wirksam zu erwehren. Ich glaube nicht, dass sich in der Geschichte ein zweites Beispiel solcher Aristokratie des Blutes finden lässt.

Die Geschichte Japáns während dieser zwei Jahrtausende zerfällt in zwei deutlich erkennbare Perioden, welche die Japaner *Oshei* und *Hashei* nennen. Die erstere reicht von 660 v. Chr. bis 1192 der christlichen Aera, und umfasst die Zeit der Allgewalt der *Mikado*: es ist das japanische Alterthum. Die zweite entspricht der Machtentfaltung der *Shogun* oder Militärherrscher, welche die Europäer lange mit dem unpassenden Namen *Taïkun* zu bezeichnen pflegten. Diese zweite Periode, das japanische Mittelalter, hebt mit dem Jahre 1192 n. Chr. an und endet erst 1868; doch so wie auch in der Geschichte Europas bezeichnet das Jahr 1192 keinen jähen Wechsel in den Institutionen des Landes, sondern nur (wie in Europa das Jahr 1492, womit man das Mittelalter enden und die Neuzeit beginnen lässt) den Gipfelpunkt einer langsamen, jahrhundertelang vorbereiteten Entwicklung, denn erst mit Beginn des XVI. Jahrhunderts wird das Shogunat eine legale, unbestrittene Einrichtung.

In der älteren geschichtlichen Zeit haben, wie man für gewiss halten darf, keine Beziehungen der Völker Mittelasiens zu den Japanern stattgefunden, doch scheint in sehr frühen Epochen eine Einwanderung aus dem südlichen Korea nach den japanischen Inseln vor sich gegangen zu sein; man muthmasst, dass dieses Ereigniss sich etwa 1200 v. Chr. zugetragen habe. Hierfür spricht der Umstand, dass den ältesten Bewohnern Japáns die Bearbeitung der Metalle, vornehmlich aber des Eisens, noch nicht bekannt war, wie aus der Menge von Pfeil- und Lanzenspitzen, Streitbeilen, Messern und andern Waffen und Geräthschaften aus kieselerdigen Mineralien, die daselbst allenthalben gefunden werden, unzweifelhaft hervorgeht. Es scheint selbst das Steinzeitalter habe bei ihnen noch sehr lange nach ihrer Einwanderung bestanden.

Die japanische Sprache ist eine eigenthümliche, da weder ihr grammatischer Bau, noch die Wurzeln ihrer Wörter im Allgemeinen ein bestimmtes Verwandtschaftsverhältniss mit den Idiomen, sowohl von Centralasien, als auch von den Japán zunächst gelegenen Küstenländern erkennen lassen. Sie hat allerdings in späterer Zeit eine sehr grosse Menge von chinesischen Wörtern aufgenommen, da nicht allein die Schriftzeichen, sondern auch alle Anfänge der wissenschaftlichen und sozialen Bildung von China über Korea kommen. Die japanische Literatur war ursprünglich eine chinesische und hat erst im Laufe der Zeit und allmählich unter dem Einflusse der eigenthümlichen Geistes-

anlagen des Japaners einen besonderen und selbständigen Charakter angenommen [1]).

Gegen Ende des III. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung — genau im Jahre 284 n. Chr. — wurden nämlich die Japaner mit dem Gebrauche der chinesischen Schriftzeichen bekannt und verbreitete sich die Kultur des Nachbarstaates, die damals schon lange zur vollsten Entwicklung gekommen war, um so schneller und allgemeiner unter ihnen, als sie vor allen anderen hochasiatischen Völkern ganz besonders befähigt für die Aufnahme fremder Bildungselemente erscheinen. Ihre zunehmende Bekanntschaft mit der Literatur der Chinesen, den zahllosen theologischen und theosophischen Schriften, überhaupt der ganzen Denkweise derselben, blieb natürlich nicht ohne Einfluss auf ihre religiösen Anschauungen und somit auch auf den *Sinto*, der sich bald unter dem Einflusse des Systems von Lao-tse zu einem künstlich zusammengestellten Polytheismus entwickelte. Im Jahre 552 trat der Buddhismus, gleichfalls ein chinesischer Import, auf und schlug feste Wurzeln im Lande. Künste und Gewerbe führte man gleichfalls aus China und Korea ein, und gegen 470 n. Chr. werden Maulbeerbäume gepflanzt und die Seidenzucht begonnen. Auf die häuslichen Gebräuche der Japaner und ihre ganze Lebensweise hat aber die chinesische Kultur ungleich weniger tief und umgestaltend gewirkt, wie auf alle religiösen, wissenschaftlichen und theilweise auch politischen Verhältnisse. Hierher gehört zuerst die in Japán viel freiere und geachtetere Stellung des weiblichen Geschlechtes als in vielen anderen asiatischen Ländern. Bemerkenswerth ist die Freiheit, welche jungen Mädchen zugestanden wird, und wie sie sich sogar das Aeusserste erlauben können, wenn solches nur ohne Folgen bleibt, während die verheiratheten Frauen mit Recht als Muster von Keuschheit und allen weiblichen Tugenden gelten. Die Jungfräulichkeit, also dasjenige, worauf die semitischen Völker bei ihrer Verheirathung den grössten Werth legen, ist für die Japaner im Allgemeinen ziemlich gleichgültig. Diese freiere Stellung des Weibes geht in Japán auf das früheste Alterthum zurück. Von Gebräuchen, die bei den Japanern früher bestanden, ist ferner zu erwähnen jener der Menschenopfer. Dieser Gebrauch im Allgemeinen gehört keiner Rasse und Völkergruppe an, sondern ist allen gemeinsam und hat in den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern bestanden. Menschenopfer waren bei allen Kulturvölkern des Alterthums, die Aegypter vielleicht allein ausgenommen [2]), eben so gebräuchlich, wie bei den damals noch barbarischen keltischen und germanischen Stämmen. In Japán traten sie in der Form freiwilligen **Selbstmords**, des *Hara-kiri* oder mit einem feineren Ausdrucke *Sep-puku* auf, der genau so in Ehren stand wie im alten Rom unter den Cäsaren.

Die Häupter der Japaner in alter Zeit, die **Mikado**, waren

---

1) Otto Mohnike, *Die Japaner*. S 49—79

2) Herodot II, 45.

vor allem militärische Machthaber, und so lange der Kampf mit den Ureinwohnern des Landes währte, erhielt sich auch ihre Macht. In jener Periode war es, dass man, wiewohl fruchtlos, versuchte, die Sitte, die Lebenden mit den Todten zu beerdigen, auszurotten; später ersetzte man die Menschenopfer durch Holzbilder. Nachdem aber die Eroberung des Landes vollendet war, sank naturgemäss das Ansehen der Mikado, deren man als militärische Anführer nicht mehr bedurfte. Genau dasselbe hatte sich bekanntlich in Indien ereignet, nachdem die Besitzergreifung von Aryavârta abgeschlossen gewesen; und so wie dort die Macht von der nunmehr minder wichtigen Krieger- auf die bis dahin ziemlich untergeordnete Priesterkaste überging, so verwandelte sich in Japán der militärische Shogun in einen Priesterkönig. Es erstand der Sintoismus oder Kamidienst, japanisch *Kami no mitsi*, d. h. Weg der Kami — die Verehrung von Geistern, deren leiblicher Nachkomme der Souverän ist. Diese Sintoreligion, wie sie im Chinesischen bezeichnet wird, verehrt ein höchstes, durch das ganze Universum verbreitetes Wesen, viel zu erhaben und heilig, um es direkt im Gebete anzureden und identifizirt, in ihrer ältesten und einfachsten Form, den Himmel *Tenka* als Sitz der Gottheit *in abstracto* mit der letzteren; sie hegt auch den Begriff von der Unsterblichkeit der Seele und ewiger Belohnung oder Strafe. Gegenstände der Verehrung sind die Himmelskörper, die Elemente, sowie die Naturkräfte, die schon sehr frühe mehr selbständig und persönlich aufgefasst und als Geister — Kami — angebetet wurden. Auf diese Religion gründete sich die an Stelle der Militärautorität tretende Sintotheokratie, welche später dem Buddhismus den Platz räumen musste. Mittlerweile waren die Japaner nach Art der alten Germanen bei der Besitzergreifung des Bodens vorgegangen; die physisch Schwachen widmeten sich dem Ackerbau, die Starken hingegen mieden jede Arbeit und hielten sich dem Mikado zu Kriegsdiensten bereit; sie wurden die naturgemässen Beschützer der ersten Klasse, die Vorläufer eines mehr militärischen als territorialen Feudalwesens, das sich zu Gunsten einiger Machthaber entwickelte, welche alsbald zu Herren des ganzen Landes heranwuchsen.

Mit der Verbindung zwischen Thron und Kirche begnügte man sich indess nicht, sondern sann noch auf andere Mittel, um die Stabilität der Dynastie zu befestigen. In der Regel ging die kaiserliche Gewalt erblich vom Vater auf den Sohn über, obwohl eine bestimmte Vorschrift in Bezug hierauf nicht bestand; unter dem Einflusse der chinesischen Ideen gelangte man nun dahin, vier kaiserliche Familien, *Shi-shin-wo*, zu ernennen, welchen allein das Recht zustand, im Falle des Erlöschens der direkten Linie, dem Lande Monarchen zu geben. Unter ihnen bestand eine ganz konventionelle Hierarchie von fünf andern Familien, der *Gosekkaï*. Die Macht der Mikado wurde allmählig immer schwächer; beinahe auf die klösterliche Abgeschiedenheit ihres Serails eingeengt, sahen sie sich in den Händen eines intriguanten Hofstaates, dessen eigenthümlichen Charakter eben der identische Ursprung aller seiner Mitglieder bildete. Die *Kuge* waren die Sprösslinge sowohl der Seitenlinien als die Bastarde von den zwölf kaiserlichen Konkubinen, also

insgesammt Verwandte des Mikado; sie bildeten eine streng in sich abgeschlossene Kaste, die als höchste Adelsklasse den Vortritt vor den wichtigsten militärischen Anführern genoss, und lange hindurch allein noch die dem Mikado übriggebliebenen Rechte ausübte, indem sie allen andern den Zutritt zum Monarchen verwehrte. So mächtig die Militärdynasten oder Clanhäuptlinge in ihrem Distrikte waren, so hatten sie doch keinen Zutritt bei Hofe, und konnten sich daher der Regierungsgeschäfte nicht bemächtigen. Japán gewährt demnach in alter Zeit das Schauspiel eines theokratischen Despotismus, ruhend auf einer Schichte kriegerischer Oligarchie, ein Dualismus, der in der ganzen Geschichte dieses Volkes wiederkehrt und in der Natur des Nationalgeistes begründet ist. Die Billigkeit erheischt hinzuzufügen, das die Herrschaft des Mikado eine väterliche, patriarchalische im edelsten Sinne des Wortes war. Uebrigens übte er seine Macht nicht selbst aus; frühzeitig schon übertrug er sie einem *Kwambaku* oder ersten Minister, der allein die Dekrete unterzeichnete.

Im eigentlichen Sinne ward der Mikado, wie noch zur Stunde, der wahre Besitzer alles Gebietes im ganzen Reiche; in Wirklichkeit jedoch erstreckte sich dieses nominelle Recht nur auf die *Gokinai* oder fünf Provinzen, welche die Stadt Kioto umgeben; nur von diesen bezog der Mikado die Abgaben in Naturalien, und sein Hof war weit enfernt, im Luxus zu schwelgen. Das Leben war überhaupt einfach im alten Japán, und sehr viele Kuge mussten auf sehr bürgerliche Weise ihr Brod gewinnen. Sie bildeten in der Hauptstadt jenes geistige Centrum, in welchem die aus China eingewanderten Künste und Wissenschaften zur Reife gediehen. Ihnen fiel also nebst der religiösen auch die intellektuelle Suprematie zu, und indem letztere das Privilegium des Hofadels wurde, trug sie nur dazu bei, dessen Verachtung für die unwissende Kriegerkaste zu steigern und ihn von dieser, die ihm bald den Untergang bereiten sollte, zu isoliren.

Zur Zeit, als das Ansehen des geistlichen Erbkaisers zur Neige ging, massten sich die Feudalfürsten des Kaiserthums, welche nebst ihren Unterthanen wenig Genuss und Freude durch des Mikado Regierung hatten, nach und nach eine absolute Gewalt in der Regierung ihrer Herrschaften und Fürstenthümer an; sie traten in Allianzen zu ihrer eigenen Beschützung und fingen einer wider den anderen Krieg an, um das ihnen wirklich zugefügte oder in der Einbildung erlittene Unrecht zu rächen. In dieser Verfassung der Sachen wurde Yoritomo, einer der ausgezeichnetsten Charaktere in der japanischen Geschichte, vom Kaiser zum Generalissimus und Heerführer einer zahlreichen Armee mit unbeschränkter Gewalt bestellt, die Streitigkeiten beizulegen und die Kriege zwischen den Reichsfürsten zu beendigen. Er hiess nun *Sio-i-dai-Shogun* oder „Generalissimus, der gegen die Barbarei ficht.“ Es ist aber eine bekannte und durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte Maxime, dass die mit Gewalt versehenen Männer gar selten bemüht sind, bei solchen Gelegenheiten die Unruhen wirklich zu beseitigen, welches die Geschichte des Yoritomo auch beweist, der bei einer so schönen und bequemen ihm in die Hände gespielten Gelegenheit mit

den streitenden Personen gemeinschaftliche Sache machte und dadurch sein eigenes Interesse emporzubringen suchte. Nach einem mehrjährigen Kriege machte er indess den Kaiser zum Regenten, wenigstens dem Namen nach, während die wirkliche Macht in seiner eigenen Hand blieb. Diese wuchs auch so sehr, dass er sich nicht nur unumschränkte Macht in Entscheidung aller weltlichen Händel des Kaiserthums anmasste, sondern auch nach dem Tode des Mikado volle zwanzig Jahre herrschte und dessen Nachfolger einen mächtigen Vormund zu bestellen wagte. Hierdurch erlitt die Gewalt der geistlichen Erbkaiser einen tödlichen Streich; ja nach Yoritomos Tode ging sein Titel auf seinen Sohn über.

Dies war der Anfang der Macht der Shogun oder weltlichen Herrscher, deren Amt allmählig als erblich betrachtet wurde. Dennoch galt der Mikado immer als im Besitze des königlichen Ansehens; der Shogun war Vizeregent, durfte aber nicht offen gleiche Rechte der Souveränetät beanspruchen. So blieb es bis zur letzten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Damals waren zwei Brüder, Abkömmlinge des Yoritomo, Rivalen des Shogunamtes; die Fürsten nahmen Partei, es entstand ein neuer Bürgerkrieg, in dem beide Prätendenten getödtet wurden. Er endete damit, dass Nobunga, Prinz von Owari, damals der mächtigste Fürst des Reiches, sich des Shogunats bemächtigte. Einer seiner bedeutendsten Heerführer war Hidi-Yori auch (Hideyose, Fide-yose oder Hijossi, d. h. Sonnengut, geboren am 1. Jan. 1537), ein Mann von niederer Herkunft, der anfangs als Pferdeknecht unter dem Namen Faxiba diente, dann Soldat ward, sich zum Oberbefehlshaber emporschwang und endlich, als Nobunga durch die Hand eines Meuchelmörders fiel, den Thron des Shogun bestieg. Der erschreckte Mikado bestätigte ihn in seinem Amte und er nahm den Titel *Taiku-Sama* (Herr Taiku) an. Obwohl unter diesem bedeutenden Manne die Macht der Mikado immer mehr zum Schatten herabsank, so stieg dennoch die Macht Japáns; er unterwarf Korea und war eben im Begriffe, dasselbe mit China zu thun, als ihn der Tod im 63. Lebensjahre abberief.

Zu Lebzeiten dieses grossen Shogun, gegen die Mitte des XVI. Jahrhunderts, erschienen die ersten Europäer in Japán; Portugiesen, Francesco Zoimoto und Fernan Mendez Pinto, deren Landsleute alsbald versuchten, mit demselben in Handelsverbindung zu treten und sich im Jahre 1564 in Nagasaki, auf der Insel Kiusiu, der südlichsten unter den grössern des japanischen Archipels, festsetzten. Bald erschienen auch Missionäre im Lande, geführt von Franziskus Xaverius, und predigten die christliche Lehre, welche in dem ideenarmen Volke rasche Ausbreitung fand. Die schnellen und unerwarteten Erfolge der frommen Patres setzten die christliche Welt in Erstaunen. Die Eifersucht der Holländer, die auf ihren Zügen gegen spanische und portugiesische Kolonien auch nach Japán gekommen waren, brachte indess neben Missgriffen der Portugiesen die Sache des Christenthums zum Falle. Im Jahre 1596 rottete eine schreckliche Verfolgung das Christenthum wieder aus, und die Portugiesen wurden zugleich ganz

aus Japán vertrieben, wobei die Holländer als Vergeltung der Verfolgungen, die sie von Alba und der katholischen Inquisition erlitten, den Japanern Hülfe leisteten.

Als 1639 die Portugiesen definitiv aus Nagasaki verbannt wurden, setzten sich die Holländer daselbst fest, obschon nur sieben von ihnen in Desima, einer künstlich erbauten Insel in der Bai von Nagasaki, ein sehr beschränktes Leben führen durften. Alle übrigen Fremden waren ausgeschlossen. Wer Japán ohne Erlaubniss betrat, war dem Tode verfallen, das Land selbst war ein Feudalreich im allerstrengsten Sinne des Wortes. Dies war das Werk des Yeyas, Fürsten von Bandora, mit dessen Enkeltochter Taiku-Sama seinen Sohn schon in frühester Kindheit verheirathet hatte, um dadurch den mächtigen Vasallen fester an seine Dynastie zu ketten. Ihn darf man als den eigentlichen Gesetzgeber der Japaner betrachten.

Die erste Nothwendigkeit war eine definitive Regelung des Verhältnisses zwischen Shogun und Mikado, dessen Macht Yeyas zu einer fast nur religiösen herabdrückte. Er wies ihm seine Residenz in Kioto (auch Mijako genannt) an, während er selbst seinen Sitz in Yeddo aufschlug. In Kioto wohnte der Kaiser in einem bescheidenen Schlosse inmitten einer von hohen Gebirgen umringten Stadt, zu welcher ein einziger Zugang vom Meere herführte. Diesen bewachte in einem festen Kastell ein Getreuer des Shogun, der in Kioto selbst unter dem Titel eines Gouverneurs einen Delegaten unterhielt mit dem Auftrage, auch den geringsten der Akte am Hofe des Mikado zu überwachen und strenge Polizei zu üben. Sich selbst stellte der Shogun zwischen den Kaiser und die grossen Feudalherren, die Daimio, welchen der Aufenthalt in Kioto untersagt war, denen der Mikado keine Befehle zu ertheilen, von denen er keine Abgaben zu beziehen hatte. Der Shogun bestritt alle Auslagen des kaiserlichen Hofes, kurz sorgte für alles, nahm aber dafür auch alle Steuern ein. Selbst die kirchlichen Gerichte wurden von Kioto, dem japanischen Rom, nach Yeddo verlegt, so dass der Mikado der Monarch *de jure*, der Shogun aber der Monarch *de facto* ward. Es konnte keinen Fürsten mit geringerer Macht geben als den Mikado, und seine Stelle würde längst eingegangen sein, wenn die Japaner nicht so fest an ihren alten Gebräuchen hingen. So gelang es nicht, in den Augen des Volkes die Vorurtheile ihrer höchsten Würde, Ranges und Heiligkeit den Mikado zu rauben, welche mit fast göttlicher Achtung verehrt wurden, schon weil sie unerreichbar waren. Selbst die Exkremente des Mikado galten als heilig; jedes Gefäss, das er einmal benutzt, jedes Gewand, das er einmal angelegt, ward vernichtet.

War die Stelle des Shogun dem kaiserlichen Hofe gegenüber befestigt, galt es nunmehr sich die übrigen Elemente des Volkes dienstbar zu machen. Zunächst mussten die Feudalfürsten die Macht verlieren schädlich zu sein. Desshalb verordnen die „Hundert Gesetze“, dass ein jeder Daimio den übrigen fremd und streng auf sein Gebiet beschränkt bleibe. Sie durften also keinen Verkehr unter sich unterhalten, und wenn ihrer mehrere zugleich an den Hof berufen wurden, so empfing

der Shogun einen jeden in einem anderen Gemache. Alljährlich hatten sie die Verpflichtung, zu einer bestimmten, einem jeden besonders bekannt gemachten Zeit nach Yeddo zu kommen, um dem Shogun aufzuwarten; während ihrer Abwesenheit mussten sie aber ihre Familien als Geisseln in der Hauptstadt zurücklassen. Unwillkürlich mahnt diese Verpflichtung an die Sitte des französischen Adels, am Hofe der Ludwige zeitweise zu erscheinen. War jede Verbindung zwischen den Feudalherren untereinander unmöglich gemacht, so ward hingegen die innere Solidarität des Clans respektirt. Die Pflichten des Vasallen oder *Bayshin* gegenüber seinem Grundherrn werden streng vorgezeichnet. So geniesst in seinem Fürstenthume der Daimio eine anfänglich begrenzte, dann aber immer mehr sich erweiternde Autorität. Diese kleinen, nahezu unabhängigen Dynasten erhoben Steuern nach ihrem Gutdünken, erliessen Gesetze, errichteten Tempel, sprachen Recht an ihren Herrenhöfen, übten die Polizei, verlangten und erhielten auch von ihren Unterthanen einen unbegrenzten Respekt, umgaben sich mit einem wahren Hofstaate und einer Armee von Getreuen, und, je nachdem sie milde oder grausam, füllten sie ihr Land mit Ruinen oder überhäuften es mit Wohlthaten. Die Geschichte bewahrt das Andenken an manche Missethat dieser feudalen Gewalthaber, im allgemeinen jedoch wirkte die Macht der Daimio nur wohlthätig. Unter ihrem Schutze gediehen die Künste, wie in Hellas unter den Tyrannen [1]).

Unter den Daimio und auf ihre Kosten lebte eine kleine, aber zahlreiche, mit wichtigen Privilegien ausgestattete Aristokratie, die sogenannten *Samuraï*. Sie hatten das Recht zwei Schwerter zu tragen, waren vom Volke durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt und durften, wie der Fürst, neben ihrer legitimen Frau eine *Mekake* (Konkubine) halten.

Noch viel tiefer unter dieser begünstigten Adelskategorie stand das in mehrere Klassen oder Kasten [2]) (Bauern, Handwerker, Krämer) getheilte Volk, eine untergebene und gehorsame Heerde, deren Wohl der Gesetzgeber der wärmsten Beachtung empfiehlt, von der er aber dafür blinden Gehorsam beansprucht. Volksrechte kennt das japanische Gesetz nicht. „Gehorcht", spricht es zu den Niederen, „Befehlet nur Gutes", spricht es zu den Grossen; darauf beschränken sich die Weisungen der Hundert Gesetze. Wie gross aber auch in der Theorie der Despotismus der Privilegirten sei, er wird ansehnlich herabgestimmt durch eine bedeutende Milde der Sitten, wenigstens bei dem alten Adel.

---

1) Vgl. A. Mitford. *Tales of old Japan.* London 1871. 8°. 2 Bde., auch in trefflicher von J. G. Kohl besorgter deutscher Uebertragung: *Geschichten aus Alt-Japan* Leipzig, 1875. 8°. 2 Bde.

2) Ueber die Anzahl der Kasten in Japán gehen die Meinungen auseinander. Gewiss ist, dass auch in Japán, gleichwie solches bei den ausserhalb des Kasteninstituts lebenden Paria des brahmanischen Indien der Fall ist, eine Volksklasse besteht, die von aller Gemeinschaft mit der übrigen Bevölkerung ausgeschlossen, für erblich unrein gehalten wird. Es sind dies die *Jetas* oder *Jetoris.* (Siehe über dieselben Mohnike im *Ausland.* 1871. S. 697—700).

Die Untergebenen mit Höflichkeit und Güte zu behandeln ist allerwärts eine jener aristokratischen Tugenden, deren Geheimniss den Emporkömmlingen verschlossen bleibt. Die beiden Lehren von so hoher sozialer Tragweite, der Gehorsam der Schwachen und das Wohlwollen der Mächtigen, finden ihren vollendetsten Ausdruck in dem Volksunterrichte, der nirgends verbreiteter ist als in Japán. Auch hier erhob sich eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Patriziern und Plebejern. Nur die ersteren durften durch die Bonzen in die Geheimnisse der heiligen und profanen Literatur der Chinesen eingeweiht werden, so dass niemand die Hoffnung hegen durfte, sich aus einer Kaste in die andere erheben zu können.

Dies in allgemeinen Zügen die mittelalterliche Gesellschaft in Japan.

Religiöse und geistige Entwicklung des Mittelalters.

Europas Süden.

Jene meiner gütigen Leser, welche mit Geduld den bisherigen Ausführungen über das Wesen des germanisch gewordenen Abendlandes gefolgt sind, werden sich selbst sagen, dass die Bekämpfung des Islâm den damaligen Anschauungen zufolge eben so naturgemäss war wie jene der Heiden. Ich verweise hierbei auf das anlässlich der Religionskämpfe schon Gesagte: die subjektive, nicht die objektive Wahrheit ist es, welche zu allen Zeiten die Menschheit bewegt, und in ihrem Wesen liegt es, dass sie erst von späteren Generationen als solche, d. h. als Irrthum erkannt wird. Auf niedrigen Kulturstufen ist es das Feld des Glaubens, der Religion, wo der Kampf um die subjektive Wahrheit am heftigsten tobt; später wälzt er sich auf das Gebiet der Politik und zukünftige Zeiten werden dies vielleicht ebenso belächeln und ungläubig finden, wie die Gegenwart die religiöse Verblendung der Vorzeit; wofür sich dann die Menschheit schlagen wird, ist uns verhüllt; sicher ist nur, dass auch dann einem ehernen Naturgesetze zufolge gekämpft, gerungen werden wird.

Der Kampf des christlichen Abendlandes gegen den Islâm, veranlasst zunächst durch dessen Siege auf europäischem Boden, war zuerst ein Kampf der Nothwehr, der Selbstvertheidigung gegen die fremden Eindringlinge; noch vor Karl d. Gr. hatten die arischen Franken trotz ihrer geringeren Kultur die semitischen Araber aus Gallien verdrängt und selbst die spanischen Gothen fanden in den asturischen Bergen einen nie überwältigten Hort. Von hier aus führten sie Jahrhunderte lang einen erbitterten Kampf, der endlich mit Austreibung der Fremden endete. Zweifellos standen die christlichen Gothen den Mauren an Gesittung weit nach, und was sie schliesslich an Kultur besassen, verdankten sie nicht zum geringsten Theile den Berührungen mit den gebildeten Feinden. In den islamitischen Staaten selbst fand, trotz der religiösen Antipathie, durch die Weiber, die unvermeidliche Vermischung so weit statt, dass die spanische Sprache der Gegenwart im Wortschatze und Satzbaue noch die deutlichsten Spuren dieser Berührung trägt.

Man verschmäht mit Unrecht, den Einfluss des weiblichen Geschlechtes zu beachten, welches im grossen Ganzen mit Beiseitesetzung der Feindschaft unter den Männern seinen natürlichen Trieben und Begierden gehorcht. Auch wenn die spanischen Literaturdenkmale nicht davon voll wären, bedürfte es keines Beweises, dass manches Christenmädchen Gnade fand vor den Augen des andalusischen Moslims, manch feurige Maurin das Flehen des stolzen Arragoniers oder Kastilianers erhörte. In den Umarmungen sinnlicher Liebe ward der Völker- und Glaubensunterschied aber nur für den kurzen Augenblick begraben, um dann wieder als mächtige Flamme emporzulodern. Natürlich wogte in der langen Frist der Kampf mit wechselndem Glücke; im Allgemeinen kennzeichnet sich seine Geschichte durch das allmählige, schrittweise Vorrücken des christlichen, roheren Elementes und der damit verbundenen Zurückdrängung und politischen wie staatlichen Schwächung des an Kultur überlegenen Islâm. Es nützt nichts, in ohnmächtiger Verdrossenheit über diesen naturnothwendigen Gang der Ereignisse, die christlichen Helden jener Zeit des romantischen Schimmers zu entkleiden, womit die Sage späterer Epochen sie umwoben; ob der Cid ein edler Held oder ein gemeiner Räuber, ein treuloser, wortbrüchiger, feiler Schelm gewesen, ist kulturhistorisch gänzlich bedeutungslos. Wäre eine Prüfung für so entfernte Zeiten möglich, würde sie vielleicht uns manchen der homerischen Helden als einen abgefeimten Schurken zeigen. Ihre kulturgeschichtliche Bedeutung würde dadurch nicht berührt. So galt denn auch *Cid Campeador* als das Prototyp persönlicher Tapferkeit, persönlichen Muthes, nämlich jener Eigenschaft, welche den Christen im Kampfe gegen die überlegenen Mauren vor allem nöthig war. Dass ihnen zuletzt der Sieg verblieb, lehrt, dass eine höhere Kultur an sich kein Schutz ist im Kampfe mit einem roheren Gegner; die Christen in Spanien besiegten die Araber aus den nämlichen Gründen wie die Germanen seinerzeit die alten Römer; die Kultur der Römer und der spanischen Araber hatten vornehmlich jene Eigenschaften gezeitigt, welche zur Behauptung der Herrschaft unfähig machen. Die roheren Stämme hingegen auf ihrer tieferen Stufe entwickelten vorzüglich jene Tugenden, die zum Kämpfen und Gebieten unentbehrlich. So war denn die Befreiung der iberischen Halbinsel vom maurischen Joche — denn ein solches blieb die muhammedanische Herrschaft trotz ihrer vielfachen Kultursegnungen für die immense Mehrzahl der Bevölkerung und ward auch als solches empfunden — das natürliche Ergebniss der Kulturentwicklung beider Volksstämme.

Viel früher als in Spanien trat das Ende der Araberherrschaft in Sizilien ein. Die Normannen waren es, welche auf ihren abenteuernden Fahrten auch nach Unteritalien gelangten, dort die Herrschaft der langobardischen Herzoge vernichteten und nachdem sie sich zu Herren Süditaliens gemacht, auch Sizilien eroberten. Wir lernten die Normannen als die kühnen Segler der nordischen Meere kennen, als sie noch im Banne des Heidenthumes lagen. Einen Wendepunkt ihrer Geschichte bildet ihre Ansiedlung im nördlichen Frankreich, das sie schon früher so oft mit Invasionen heimgesucht. Hier nahmen sie das

Christenthum an, um alsbald dessen Vorkämpfer zu werden. Vorübergehende Züge führten die Normannen bald zu Lande nach Spanien, bald an der Küste vorüber an Lissabon und Sevilla, das sie gelegentlich plünderten. Andere liessen sich auf den Azoren nieder, noch Andere waren am Senegal und Gambia thätig. Am folgewichtigsten bleibt aber ihr Erscheinen in Unteritalien und Sizilien, wo wir den Normannenkönigen, von den Päpsten begünstigt, in Kürze als Lehensträgern des Stuhles St. Petri begegnen. Diese germanischen Normannen, deren Kopfzahl höchstens Ein Prozent der von ihnen beherrschten Volksmenge betrug und ausschliesslich aus den höheren Klassen der Feudalbarone bestand, waren und blieben in Unteritalien eine militärische Kolonie inmitten eines fremden, durch mannigfache Natur- und Volksunterschiede zerklüfteten Landes. Römer, Griechen, Langobarden, Araber, alle mit verschiedenen Sonderinteressen und Rechtsüberlieferungen, waren dort nach und nach bunt durcheinander angesiedelt und um eine leidliche Einheit herzustellen, blieb nichts übrig, als sie alle mit dem lockeren Netze des Lehensverbandes zu überziehen. Was nun diese Normannenherrschaft auszeichnet, ist ihre umfassende Toleranz in politischen wie in religiösen Dingen. Auf Sizilien wohnten Moslemin, Griechen und Langobarden [1]) friedlich neben einander unter dem Schutze der normännischen Fürsten. Der griechische Erzbischof von Palermo wurde in der Ausübung seines Amtes nicht gehindert, doch scheinen die Griechen sich an der Politik nicht betheiligt zu haben. Ihr Einfluss machte sich vorwiegend auf dem Gebiete der Kunst geltend. Nicht bloss die Kunst der Mosaik, auch die heilige Sprache der Legenden und Listen war griechisch. Etikette und Kostüme am normännischen Hofe waren genau jenen in Konstantinopel nachgebildet und Griechen besorgten die Verwaltung der Flotte, lieferten ihr die besten Admirale. Noch weiterer Toleranz hatten sich indess die Sarazenen zu erfreuen; Anfangs freilich war das Loos der Besiegten mitunter ein hartes, besonders dort wo die normannische Eroberung den Griechen Gelegenheit bot, ihrem Jahrhunderte alten Hasse gegen die islâmitischen Bedrücker Luft zu machen. Ein grosser Unterschied waltete auch zwischen der Behandlung der Städter und der Landbewohner ob, welch letztere meist in die Stellung niedriger Leibeigener herabgedrückt wurden. Bald aber erkennen wir in den Vorgängen auf Sizilien eine neuerliche Bestätigung der Beobachtungen über das Einwirken einer höheren Kultur auf niedrigere Stämme. Die normannischen Eroberer Unteritaliens, rohe Seefahrer, noch vor Kurzem tief im Heidenthum befangen, kamen zum ersten Male mit der glänzenden Civilisation der Sarazenen in Berührung, die sie blendete, wie die römische die Germanen geblendet hatte. Auch sie bestrebten sich zu erhalten, nicht zu zerstören, auch sie nahmen in ihrer Weise diese überlegene Kultur an. Graf Roger, der Eroberer, bezog den *Kasr,* die arabische Residenzburg in Palermo und duldete nicht, dass irgend

1) Um den Aetna herum war eine grosse Langobarden-Kolonie angesiedelt.

ein Moslim das Christenthum annehme. Arabische Sprache in den Diplomen, in der Inschrift der Münzen, in der Dichtung, selbst das Datum der Hedschra ward beibehalten und sogar das Haremsleben. Der König besass keine treueren Diener und Soldaten als die Sarazenen. Noch Ende des XII. Jahrhunderts sollen die Wezyre und Kämmerer, Regierungs- und Hofbeamten Wilhelm des Guten Muhammedaner gewesen sein; der König las und schrieb arabisch und im arabischen Style fuhren die Normannenkönige zu bauen fort. Diese Neigung für die arabische Kultur scheint von den Normannen auch der deutsche Kaiser Friedrich II. geerbt zu haben, der von Mutterseite her normännisches Blut in den Adern hatte, und dem Sizilien Geburtsstätte und zeitlebens die eigentliche Heimath war. Nie hat die schöne Insel einen so reizvollen Anblick gewährt, als in dieser normännischen Zeit, wo die Schöpfungen und Denkmale weit aus einander liegender Epochen und Völker auf engem Raume sich friedlich begegneten. Die Bauthätigkeit der Normannen lehnte sich zum Theile bei Villen und Palästen an den Styl der Araber an [1]), anderseits verstand sie es, die verschiedenen Elemente, die sie vorfand, zu einem neuen Ganzen mit glänzender Gesammtwirkung zu verbinden. Lateinisch ist die Grundform der römischen Basilika, griechisch das Vorherrschen der Kuppel und die Mosaikverzierung, arabisch die Arabesken und der Spitzbogen, der übrigens bald auch anderswo in die christlichen Bauten aufgenommen und zur Grundlage eines neuen Styles erhoben wurde. Im Allgemeinen lässt sich sagen: in Kunst, Wissenschaft, Gewerbe, Kultur und Philosophie waltete der Orientalismus, der Einfluss der Griechen und Araber vor, in Krieg und Politik siegte das Lateinerthum. Obwohl nun die arabische Gesittung schon frühzeitig im unteren Italien auch bei christlichen Bewohnern befruchtend und bildend wirkte, wie aus dem früheren Entstehen medizinischer Schulen zu Monte Cassino, wo der berühmte Mönch Konstantin schon im XI. Jahrhunderte lehrte, dann später zu Salerno und Neapel hervorgeht, so blieben doch auch hier die Folgen des Eingreifens eines fremden Volkselementes, wie des normannischen, nicht aus. Sie äusserten sich in einem allgemeinen Sinken der Kultur im Vergleiche zu der von den Arabern erreichten Höhe. Unter den Normannen auf Sizilien wurden zwar die ersten Worte italienischer Poesie gestammelt, nahm die italienische Literatur ihren Anfang, andererseits wurden die Normannen eifrige Vertreter der christlichen Kirche und Institutionen, Lehensträger und Anhänger des Papstes, mit dessen Ansprüchen sie ihre Politik genau in Einverständniss zu setzen wussten. Sie leiteten in den Kämpfen mit den Sarazenen die Kreuz-

---

1) Wir besitzen die hohe Autorität Michele Amaris (*Storia dei Musulmani di Sicilia.* Firenze 1854—1872 8°. 3 Bde.) dafür, dass kein einziges der noch bestehenden wichtigeren Bauwerke auf Sizilien mit Sicherheit aus der Zeit der maurischen Herrschaft stammt. Dennoch tragen die grossen Monumente einen wesentlich sarazenischen Charakter. Die Normannen befahlen die Bauten an, ausgeführt wurden sie aber von Arabern.

züge ein und in den Reihen der Kreuzfahrer treffen wir sie als Vorkämpfer an [1]).

Unwillkürlich wendet, bei Erwähnung der Kreuzzüge, der Blick sich nach Osten, nach dem byzantinischen Kaiserreiche, welches mehr denn irgend eines von dieser Völkerfluth des Mittelalters in Mitleidenschaft gezogen ward. Zweifelsohne war im frühen Mittelalter das oströmische Reich in politischer wie in kultureller Hinsicht Europas wichtigster Staat. Unmittelbar aus dem alten Römerreiche hervorgegangen, beanspruchte es in allen Stücken als dessen Nachfolger zu gelten. In der That bewahrte Ostrom viele, ja die meisten Einrichtungen Westroms, so wie bis zu seinem Falle eine Fülle reicher Kulturelemente, in gutem wie in schlechtem Sinne. In Byzanz thronte der Autokrator (Kaiser), welcher sich für den unmittelbaren Nachfolger der römischen Imperatoren halten durfte und, da das Christenthum eine direkte Vergötterung wie bei jenen nicht mehr zuliess, wenigstens mit verherrlichenden Titeln schmücken liess. Die niedrige Kriecherei der Byzantiner vor dem *Panhypersebastos* ist nicht schlimmer als das Gebahren der Römer, welche ihre Cäsaren unter die Götter versetzten, dem Cäsar auf dem Forum einen Tempel bauten und daneben einen dem *divus* Antoninus und der Faustina. Den Kaiser zu Byzanz umgab ein vollkommen geordneter Hofstaat, und das oströmische Reich gewährt schon von allem Anfange an das Bild eines modernen Staatsorganismus, dessen Verwaltung bis in die kleinsten Details nach noch heute gültigen Begriffen eingerichtet war. So geschah es, dass Byzanz allen späteren Staatsgebilden gleichsam zum Muster diente, nicht am wenigsten — wir wissen es — den Arabern, welche ihr eigenes Staatswesen zum grossen Theile dem byzantinischen nachmodelten. Nur darin offenbart sich noch die niedrigere Entwicklungsstufe der Byzantiner, dass sie zur Erblichkeit in der Thronfolge sich nicht zu erheben vermochten. Nun hatte schon die Unbestimmtheit der Erbfolge im weströmischen Reiche unsägliches Unheil gestiftet, und eine gleiche Wirkung äusserte auch im Osten der Mangel an Stabilität der obersten Spitze. Im Uebrigen war aus dem oströmischen Reiche ein griechisches geworden, seitdem zu Ausgang des VI. Jahrhunderts das Griechische als Amtssprache an Stelle des Lateinischen trat. Doch bildete das Griechenthum immerhin nur das herrschende Element, keineswegs die Masse der dem Kaiser unterstehenden Völker. Die Griechen in Byzanz befanden sich damals in ähnlicher Lage wie in der Gegenwart die Osmanen im türkischen Staate. Die entschiedene Minorität bildend, drückten dennoch beide dem Reiche und seiner Kultur ihren eigenartigen Stempel auf. So wenig wie heute die Türkei, war das byzantinische Kaiserthum ein Nationalstaat, sondern vereinigte in sich vielerlei an Idiom und Sitte, verschiedene Völker, welche aber durch das Medium der griechischen Sprache mit einander verkehrten. Diese war wohl noch die altgriechische, doch vollzog sich zwischen dem VII. und XII. Jahrhunderte eine Zer-

---

1) Dr. Dondorff, *Die Normannen.* S. 22—38.

setzung, aus welcher das Neugriechische hervorging[1]). Unläugbar ward dieselbe veranlasst durch die zahlreichen, fremden, ethnischen Bestandtheile, welche in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends die Hämusländer überflutheten und mit dem hellenischen Blute sich mengten. Hier stehen in erster Linie wohl die Einbrüche der Slaven, welche immer weitere Gebiete des Reiches besetzten und dasselbe zum Theile slavisirten in so ferne, als sie selbst in Byzanz zu Macht und Ansehen gelangten, ja sogar auf den Kaiserthron sich emporschwangen. Dennoch lässt sich dafür einstehen, dass die modernen Griechen, in ihrer Gesammtheit betrachtet, ungeachtet der Zersetzung mit barbarischen und jüngeren Volkselementen, ungeachtet einer frühzeitig nachweisbaren, seit dem Ermatten der nationalen Kraft in den Jahrhunderten der byzantinischen Verwilderung zunehmenden, zuletzt mit der Aufnahme von albanesischen und walachischen Bestandtheilen vollendeten Sprachverderbniss dennoch in Physiognomie und geistiger Anlage „ihre Abstammung von dem alten Geschlechte nirgends verläugnen". Als unbestreitbar richtig ist die Theorie von der Slavisirung der Griechen höchstens für ein sehr enges Terrain anzusehen[2]). Allerdings gestatten die unerhörten, das innerste Mark der Geschlechter verzehrenden Umwälzungen, die selbst den Namen der Griechen zu tilgen drohten, „keinen Vergleich des neuhellenischen mit dem altgriechischen Volke". Sein Geist und die alterthümliche Bildung suchte und fand auf fremdem Boden, in Italien, eine Stätte. In Griechenland selbst erinnern den aufmerksamen Beobachter nur gewisse Beziehungen und Merkmale der abgelaufenen Kultur, gewisse Aehnlichkeiten in Sitte und Brauch, Eigenthümlichkeiten des Aberglaubens und des populären Glaubens, die in ihren Grundlagen auf das Alterthum zurückführen, Sprüchwörter, Märchen und Legenden, dass er einem späten, aus der Art getriebenen und neubefruchteten Nachwuchse des alten Hellenenthums sich gegenüber befindet, der das Slavische bis auf Worte und Ortsnamen

---

1) Dr. Rudolf Nicolai, *Geschichte der neugriechischen Literatur.* Leipzig 1876. 8°. „In Metablasmen, in Nominativen auf *a*, in Abschleifung und Verkürzung der Endungen, in Synkope und Aphärese, in Gleichgültigkeit gegen den Gebrauch der Tempora und Modi, in Aufhebung der Kasusrektion, besonders in Präpositionen und der Verbalbedeutung, in gedehnter Wortbildung, im Mangel an Partikeln und anderen schlimmen Merkmalen kündet sich der Beginn des Neugriechischen an. Aus welchem Dialekte es sich herauszubilden begonnen habe: ob aus dem äolischen, wofür man die Aussprache der Vokale und Diphtongen geltend machte, oder aus dem äolo-dorischen oder dem makedonischen Dialekte, ist eine müssige Forschung. Lakonismen und lakonische Wurzeln hat man im Dialekte der Tsakonen nachgewiesen, mundartliche Eigenthümlichkeiten und uralte Ausdrücke bewahren besonders Kreta, die Maina und einige Kykladen." Nach Kavasilas und Theod. Hygomalas Berichten waren mehr als siebzig Dialekte aus der griechischen Sprache hervorgegangen, darunter von allen am verderbtesten das Idiom der — Athener, ein wahrer Augiasstall für den nachmaligen sprachreinigenden Eifer eines Koraïs!

2) Siehe Kapitel II bei Gustav Friedrich Herzberg, *Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart.* Gotha 1876. 8°. I. Theil.

ausgeschieden, dagegen das albanische Element allmählig an sich gezogen hat.

Unter den Kulturleistungen der byzantinischen Griechen stehen ihre Verdienste um die Rechtspflege zweifellos obenan, von noch weiter reichendem, dauernden Einflusse sollte die Spaltung sein, welche sich bei ihnen in der christlichen Kirche vollzog. Der Herd dieser Streitigkeiten, deren innere Geschichte für uns jeglichen Interesses entbehrt, war Konstantinopel, wo schon 482 n. Chr. Kaiser Zeno durch sein *Henotikon* Anlass zur ersten Trennung gab. In das VIII. Jahrhundert fällt der langwierige Bilderstreit, welcher die 519 vom römischen Bischof Hormisdas erzwungene Wiedervereinigung beider Kirchen von Neuem auflöste. Als nämlich im IV. Jahrhunderte das Christenthum Staatsreligion geworden, kamen in den christlichen Kirchen Bildwerke, Malereien und Kunstverzierungen allgemeiner in Gebrauch als zuvor, wo die christliche Kunst in das Dunkel der Katakomben flüchten musste. Es bildete sich die christliche Symbolik aus, zugleich aber, als die Kirchenlehrer sich dem Heidenthume immer mehr anbequemten, als sie den Uebergetretenen immer mehr gestatteten frühere Gebräuche in äusserer christlicher Form beizubehalten, wurde die Bilderverehrung immer üblicher und artete, besonders im Morgenlande, in Missbrauch aus, indem man Bilder und Statuen behandelte wie die Heiden ihre Götzengebilde. Gegen solchen sich sehr natürlich entwickelnden Unfug eiferten nun manche Kirchenlehrer, welche in Byzanz mächtigen Anhang fanden. In dem daraus hervorgegangenen Kampf zwischen den Ikonoklasten (Bilderstürmern) und Ikonodulen (Bilderverehrern) stellte der römische Pontifex sich klug auf Seite des volksthümlichen Missbrauches, der eine ganz allgemeine religionsgeschichtliche Erscheinung ist und auch im Oriente endlich den Sieg davontrug. Inzwischen hatte das orientalische Christenthum immer konkretere Formen angenommen, unter welchen es hauptsächlich im Osten Europas Verbreitung fand. Als es 1054 zur bleibenden Trennung der orthodox-griechischen Kirche kam, welche bloss die Beschlüsse der sieben ökumenischen Konzile, nicht aber die später aufgenommenen Satzungen des Katholizismus, namentlich nicht die Autorität des Papstes anerkennt, stand diese längst schon als ein besonderer Zweig des Christenthums da.

Auf dem Boden der Kunst trat Byzanz an die Stelle der alten Roma, als Ausgangspunkt der neuen Kunst, die desshalb mit Recht nach ihm genannt wird und die wir an anderer Stelle im Zusammenhange mit der allgemeinen Kunstentwicklung des Mittelalters ins Auge fassen wollen. In Byzanz war auch sicherlich die grösste Gelehrsamkeit im Mittelalter aufgespeichert und eine lange Reihe von Schriftstellern, darunter die Historiker kurzweg als „Byzantiner“ bekannt [1]),

1) Ein so gewiegter Kenner wie Dr. A. Mordtmann sagt von den byzantinischen Geschichtschreibern: „Das byzantinische Mittelalter hat keinen Herodot, keinen Xenophon, keinen Sallust, keinen Tacitus hervorgebracht, aber sie lügen nicht und in dieser Beziehung sind sie den orientalischen Historikern bedeutend vorzuziehen.“ (Beil. zur Allg. Zeitung vom 18. August 1876.)

legt Zeugniss davon ab, dass das Geistesleben noch rege, wenngleich die Züge eines alternden Volkes, die zunehmende Geschmacklosigkeit und Enge des Gesichtskreises mit den fortschreitenden Jahrhunderten immer deutlicher zum Ausdrucke gelangten. Die spezifisch byzantinische Literaturperiode beginnt mit dem VII. Jahrhunderte; zur gleichen Zeit und kurz darnach entwickelte sich aber eine reiche Volksmuse, die in dem mittelgriechischen Volksepos gipfelte. Den Stoff dazu lieferten, wie auch später, die Heldenkämpfe gegen die Ungläubigen. In einer Epoche, welche weit hinter den Kriegen zwischen den Armatolen und den Türken, zwischen den Sulioten gegen Ali-Pascha liegt, begegnen wir dem Kampfe entfesselt, nicht zwischen den nämlichen Völkern, wohl aber zwischen den nämlichen Glaubensbekenntnissen, dem Christenthum und dem Islâm. Der einzige Unterschied besteht nur darin, dass anstatt Gewehren die Streiter sich Lanzen und Keulen bedienen; statt die weisse Fustanella zu tragen, sind sie in Bronzehemden gekleidet; statt Türken und Griechen zu heissen, nennen sie sich Byzantiner und Sarazenen: endlich statt am Pindus, Ossa, Parnass oder Olymp, spielen sich die Kämpfe in den Ebenen Kleinasiens, in den wilden Schluchten des Taurus und an den Ufern des Euphrat ab. Und man vergesse nicht, dass wir hier nicht vor einem einzigen Gedicht, das etwa eine glorreiche, aber isolirte Heldenthat feiert, sondern vor ganzen Gedichtzyklen stehen [1]).

Die Kreuzzüge.

Der Kampf gegen den muhammedanischen Osten äusserte sich am gewaltigsten in den Kreuzzügen. Ihre geschichtlichen Einzelheiten gehören nicht hierher, wir haben es mit ihnen bloss in ihrer Gesammtheit als kulturhistorischem Phänomen zu thun. Und ein solches waren sie in des Wortes vollster Bedeutung, mag man sie auch als beklagenswerthe Verirrung blödsinnigen Fanatismus bezeichnen und für die Urheber nur Worte des Spottes und der Verdammung besitzen; unumstösslich bleibt doch wahr, dass diese Reihe von Weltkriegen gleich den Perserkriegen und der Völkerwanderung, gleich der Reformationszeit und der französischen Revolution eine neue Epoche in dem Leben der europäischen Menschheit bezeichnen und bilden, in deren Verlaufe das Leben der Völker in all seinen Theilen sich verwandelt. Die Kreuzzüge sind aufzufassen als ein grosser Abschnitt in dem Kampfe der beiden Weltreligionen, des Christenthumes und des Islâm, einem Kampfe, der im VIII. Jahrhundert an den Grenzen Arabiens und Syriens begonnen, der in rascher Ausdehnung alle Lande um das Mittelmeer überfluthet; und nach tausendjährigem Wechsel

1) *Les Exploits de Digénis Akritas. Epopée byzantine du dixième siècle publiée pour la première fois d'après le manuscrit unique de Trébizonde par* C. Sathas et E. Legrand. Paris 1875. gr. 8°. S. XV—XVII.

unsere Zeit wie jene Gregors VII. in Bewegung gesetzt hat[1]). Der Kampf zwischen beiden Religionen kam, wie wir wissen, für mehrere Jahrhunderte zur Ruhe, und nur in einigen Grenzgebieten, den spanischen Marken, den Inseln Italiens und den Küsten Kleinasiens setzten sich örtliche Fehden fort, als stete Erinnerung an den in der Tiefe unaufhörlich glimmenden Gegensatz.

Von diesem Punkte an zeigt sich in den beiden Welten eine völlig entgegengesetzte innere Entwicklung, wie sie aus der verschiedenenen Begabung des Arier- und Semitenthums hervorging. Der Islâm verweltlichte sich, verlor seinen ursprünglichen Fanatismus und ersetzte ihn durch reiche Bildung, die für seine Bekenner ein offenbarer Gewinn war; allein als streitende Weltreligion verlor er seine Fruchtbarkeit und seine kriegerische Macht gerieth in immer tieferen Verfall. Mit anderen Worten, wie im alten Römerreiche nahm mit steigender Gesittung die Widerstandsfähigkeit ab. Umgekehrt im Abendlande; hier lenkte aus mehrfach erwähnten Ursachen die Gesittung der europäischen Nationen immer stärker und ausschliesslicher in die kirchlichen Bahnen und gedieh allmählig zu einer wahrhaft weltverachtenden, mystischen Begeisterung, die zwar an sich durchaus kulturfeindlich, die moralische Kraft der Menschen aber wesentlich erhöhte. Vor allem in Frankreich, Spanien und Italien, in drei Ländern also der romanischen Zunge, war diese Gesinnung durch alle Stände verbreitet und herrschend. Nachdem der religiöse Eifer in solchem Grade der Lebensodem für das ganze Dasein geworden, da loderte von selbst der Zorn gegen den Unglauben auf, da erschien von selbst der Kampf gegen die falsche Religion als die heiligste, preiswürdigste That. Mit Recht muss man die so allgemeine Verbreitung gewisser Ideen für sittliche Epidemien halten, wie Pest und Cholera solche in der Physis sind. Wie für diese die Entstehungsgründe unbekannt, sind sie auch für jene dunkel, gewiss ist nur, dass solche sittliche Epidemien wiederholt die Menschheit befallen haben und mit Vorliebe das Auftreten neuer religiöser Ideen begleiten. Den Islâm selbst kann man in gewisser Beziehung eine Epidemie nennen. Vielleicht gleichfalls eine Epidemie war die im X. Jahrhundert angeblich verbreitete Ueberzeugung von dem bevorstehenden Ende der Welt[2]), eine Idee, die trotz ihrer Lächerlichkeit noch im Jahre 1858 Kraft genug besass, um in einzelnen ungebildeten Kreisen Angst und Schrecken hervorzurufen. Damals half sie wesentlich die Kreuzzüge vorbereiten und das Ansehen der Kirche erhöhen, indem man sich fester an den von ihr gepredigten Glauben klammerte.

Ich habe wiederholt betont, wie die Religion für die Völker eine Waffe im Kampfe ums Dasein ist und unsere Aufgabe dahingeht, nicht die Irrthümer irgend einer religiösen Lehre nachzuweisen, sondern zu

---

1) H. v. Sybel, *Aus der Geschichte der Kreuzzüge. (Wissenschaftliche Vorträge gehalten zu München im Winter 1858.* Braunschweig 1858 8°. S. 3—4.)

2) Dass bei dem Herannahen des Jahres 1000 alle Menschen ausnahmslos sich in einem Zustande panischer Furcht befunden hätten, ist indess lediglich Tradition.

untersuchen, wie sich dieselbe als Waffe in diesem Kampfe bewährt habe. Als zu Beginn der Kreuzzüge die europäischen Völker unter dem Banne jenes welthistorischen Irrthums standen, den wir das Christenthum nennen, war der Moment gekommen, wo die arischen Stämme, früher in einem kosmopolitischen Weltreiche vereint, dessen Schemen selbst das Eindringen der germanischen Horden nicht zerstörte, dem unerbittlichen Naturprozesse folgend, sprachlich und ethnisch in verschiedene Nationen zerfallen waren. Aus dem Frankenreiche waren zwei Völker hervorgegangen; es gibt seit Hugo Capet eine französische, seit Heinrich I. eine deutsche Geschichte; in Italien waren Italiener, in Spanien trotz der Mauren Spanier geworden, nur der englischen Nationalität sollte die normannische Eroberung noch ein wichtiges Bildungselement hinzufügen. Der seit der Völkerwanderung andauernde Amalgamirungsprozess hatte sein natürliches Ende erreicht in der Abklärung bestimmter Nationalitäten, wie sie seither noch bestehen. Die Zeit der Völkerbildung, durch die barbarische Kultur und die merkwürdige Demoralisation charakterisirt, deren Ursachen lediglich in diesem Bildungsprozesse selbst liegen, war vorüber; die Nationen standen ethnisch fertig da, aber damit war auch das Band zerrissen, welches sie im Alterthume zu einer Einheit zusammenschmiedete und in der Erinnerung der nunmehrigen Volksindividuen immer mehr verschwand. Da trat an dessen Stelle der christliche Glaube, er ersetzte den fehlenden ethnischen und politischen Zusammenhang, er schmiedete die Einheit, deren die späteren Kulturnationen im Kampfe ums Dasein so nothwendig bedurften, um zu werden, was sie sind. In dem natürlich unbewussten Bedürfniss nach dieser Einheit, nach diesem Bande, von den europäischen Völkern instinktmässig empfunden, wird man die alleinige Erklärung für die ausschliesslich kirchliche Richtung der damaligen Kultur, das Entstehen der oberwähnten sittlichen Epidemien suchen dürfen. Man verachtete Kunst, Wissenschaft, irdische Dinge überhaupt; und man muss gestehen, sie besassen damals in der That für die Kulturentwicklung weniger Werth als Kirche und Glaube, welche die noch unbändigen Volksindividuen zusammenschnürten und verhinderten, jeden für sich eigenthümliche Entwicklungspfade einzuschlagen. Der Eigenart der Völker sicherte ja ihre natürliche, daher unbesiegliche Macht ohnehin ihre Wirkung auf die jeweilige Kulturentfaltung. So ward der christliche Glaube allmählig das Merkzeichen eines grossen Waffenbundes, eines Völkersystems, welches in sich selbst von einem heiligen Feuer beseelt, allen Nichtchristen mit ungestümer Kampflust entgegentrat. Hatte der Islâm vom VII. bis zum IX. Jahrhundert die Völker mit seinem mächtigen Angriffe getroffen, so stand ihm jetzt im XI. die Vergeltung bevor, eine nicht minder gewaltige Offensive der Christenheit gegen die gesammte muhammedanische Welt. Der Geist des Islâm war langsam in das Christenthum übergegangen und verwandelte es in sein Abbild. Das Schauspiel einer wesentlich kriegerischen Religion bezauberte Menschen, die sehr kriegerisch und gleichzeitig sehr abergläubisch waren.

Von solchem Gesichtspunkte aus sind die Kreuzzüge ebenso

begreiflich als in der Entwicklung der europäischen Völker begründet, also eine nothwendige Erscheinung. Zwar die frühere Annahme, dass der armselige Peter von Amiens der eigentliche Moses dieses grandiosen Exodus der christlichen Ritterschaft gewesen sei, ist hinfällig. Der erste Kreuzzug ist ohne Zweifel wesentlich die That Urbans. Je tiefer die historische Forschung gedeiht, desto mehr zerstört sie die sagenhafte Auffassung, den Nimbus, worin man einst jene Epoche und ihre Helden zu erblicken pflegte. Die Kriegszüge des christlichen Abendlandes nach dem Orient trugen das Gepräge der Rohheit ihrer Zeit und waren sicherlich die Veranlassung zu namenlosem Elende, zum Verderbnisse Tausender und Tausender, deren Gebeine am Wege nach Jerusalem bleichten. Die Helden jener Periode, weltliche und geistliche, sie vermögen uns nicht mehr zu begeistern, wir sehen sie heute im Lichte kritischer Beleuchtung als einfache Menschen mit all' den Lastern und Tugenden ihres Zeitalters. Und in der That, mehr darf Jener nicht erwarten, welcher die Ideale abstreifend in der Kulturgeschichte nach menschlichen Thaten, menschlichen Trieben sucht. Wir können nicht verlangen, in den Männern jener Epoche gottbegnadete Heilige zu finden, wenn wir *a priori* überzeugt sind, dass es weder göttliche Gnade noch Heilige gibt. Wer also damals wirkte, wie gewirkt ward, es waren Menschen, es war menschlich d. h. den damaligen Begriffen entsprechend. Protestiren müssen wir nur gegen Jene, welche es sich an der berechtigten Zerstörung jenes Nimbus nicht genügen lassen, sondern versuchen, die leitenden Persönlichkeiten der Kreuzzüge zu Scheusalen oder Verbrechern zu stempeln. Wie gross in unseren Augen eine Schuld auch erscheinen möge, kann doch von Barbarei oder Verbrechen keine Rede sein, wo die so bezeichneten Handlungen die Billigung der Zeit- oder Volksgenossen erhalten. Die blutigen Gladiatorenspiele der Römer und das Kopfschnellen bei den heutigen Dayak auf Borneo waren und sind weder Verbrechen noch Akte der Grausamkeit, ausser in den Augen des kleinen Häufleins der jetzigen Kulturvölker. Mit dem vollen Bewusstsein, dass den Helden der Kreuzzüge alle Laster ihrer Zeit anhafteten, dass sie unter dem Drucke einer Stimmung handelten, die, weil sie uns jetzt fast als Wahnsinn erscheint, doch nicht minder eine nothwendige Folge der Entwicklung war, können wir das Ergebniss der im Uebrigen resultatlosen Kreuzzüge als einen Kulturgewinn betrachten, indem ein neues kriegerisches Ideal aufgestellt ward. Der ideale Held der Kreuzzüge und des Ritterthums, welcher die Kraft und das Feuer des alten Kriegers mit der Milde und Demuth des christlichen Heiligen in sich vereinigte, ging aus den zwei Strömungen des religiösen und kriegerischen Gefühls hervor, und obgleich dieses Ideal, gleich allen anderen, eine Schöpfung der Einbildung, selten oder niemals vollkommen im Leben verwirklicht wurde, blieb es doch der Typus und das Vorbild kriegerischer Grösse, dem viele Generationen nachstrebten, und sein mildernder Einfluss lässt sich sogar jetzt in vollem Maasse in dem Charakter des modernen Gentleman verfolgen. Die weiteren Wirkungen der Kreuzzüge sollen bei den allgemeinen Betrachtungen über die mittelalterliche Kultur gewürdigt werden.

Entwicklung und Ausbildung der päpstlichen Macht.

In dem über die Kreuzzüge Gesagten ist eigentlich auch die Erklärung für das Anwachsen der päpstlichen Macht und ihre schliessliche Weltherrschaft gegeben. Wie die Stellung des Bischofs von Rom zu einem *primus inter pares* und weiter sich zu einer faktischen Suprematie über die übrigen Bischöfe der Christenheit ausbildete, habe ich schon einmal angedeutet; es bedarf nun keines Beweises, dass mit dem schon erwähnten Erstarken des religiösen Gefühls bei den Europäern auch naturgemäss die Macht Desjenigen steigen musste, der als der Statthalter Gottes auf Erden betrachtet wurde. Mannigfache Umstände trugen indess das Ihrige dazu bei; sie sind in Kürze und mit jener Vorurtheilslosigkeit, welche die Gelehrten Englands auszeichnet, von James Bryce angegeben worden, dem ich im Nachstehenden folge.

Das Mittelalter war, wie bei noch jungen Völkern nicht anders denkbar, wesentllch unpolitisch. Doch der menschliche Geist, weit entfernt träge zu sein, war in gewissen Beziehungen niemals thätiger; auch war es für ihn nicht möglich, ohne allgemeine Begriffe von den gegenseitigen Beziehungen der Menschen in dieser Welt zu bleiben. Derartige Begriffe waren weder ein Ausdruck der gegenwärtigen Lage der Dinge, noch durch Induktion aus der Vergangenheit hergeleitet; sie waren theils von dem vorhergegangenen System vererbt, theils aus den Grundlehren jener metaphysischen Theologie entwickelt, die dem Scholastizismus entgegenreifte. Nun waren die beiden grossen Ideen, welche das verscheidende Alterthum den folgenden Zeiten hinterliess, die einer Weltmonarchie und einer Weltreligion. Die logische Fortbildung dieser zwei Gedanken musste nothwendigerweise sowohl zur Herstellung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, welches kein Anachronismus war, wie Einige uns glauben machen wollen, andererseits zur Weltherrschaft des Papstthums führen.

Die Nationen beruhen, man täusche sich darüber nicht, auf dem religiösen Leben. Weil die Gottheit im polytheistischen Alterthume getheilt wurde, war die Menschheit in gleicher Weise getrennt worden; die Lehre von der Einheit Gottes erzwang auch die Einheit der Menschen. Die erste Lehre der Christenheit war Liebe, welche Jene zu einem Ganzen vereinigen sollte, die bisher Argwohn, Vorurtheil und Rassenstolz von einander getrennt gehalten hatten. Und die neue Religion schuf in der That eine Gemeinschaft der Gläubigen, ein heiliges Reich, bestimmt, alle Menschen in seinem Schoosse aufzunehmen und den vielgestaltigen Polytheismen der alten Welt feindlich gegenüber stehend, gerade wie sich die Universalmacht der Cäsaren den zahllosen Königreichen und Republiken, die ihr vorangegangen waren, gegenüber gestellt hatte. Die Aehnlichkeit Beider lässt sie als Theile einer grossen Bewegung der Kulturwelt zur Einheit erscheinen; die Uebereinstimmung ihrer Zielpunkte, die sich schon vor Konstantin angebahnt hatte, dauerte nach ihm lange genug, um sie unlöslich zu verbinden und die früher

so antagonistischen Bezeichnungen Römer und Christ gleichbedeutend zu machen.

Während nun die Weltmonarchie durch die Stürme der Völkerwanderung und der nachfolgenden Jahrhunderte thatsächlich, wenn auch nicht der Idee nach, gebrochen ward, blieb die Einheit des Glaubens unberührt erhalten. Niemals jedoch hatte die christliche Religion einen heftigeren Kampf ums Dasein zu bestehen, als gerade in diesen Jahrhunderten, wo sie sich zur Alleinherrschaft vorbereitete. Denn, da wir wissen, dass jegliche Religion ein Erzeugniss des menschlichen Geistes, kein übernatürliches Produkt ist, so kann ihr auch der Kampf ums Dasein nicht erspart bleiben, der alle menschlichen Institutionen in seinen Wirbel zieht. Zuerst war der Zwiespalt der Meinungen zu besiegen, der zu zahlreichen Sekten führte, aus denen endlich der Katholizismus siegreich hervorging; dann ward die christliche Religion, gleich allen übrigen Kultureinrichtungen, tief von jenem Gährungsprozesse berührt, der die jetzigen Nationen Europas gebar. Um nicht unterzugehen in diesem Kampfe, wo die neuen und rohen Elemente unbewusst die antike Kultur zu einem Zerrbilde umgestalteten, musste auch sie sich eine ausgedehnte Verheidnischung gefallen lassen, deren Spuren noch überall erkenntlich sind. In die Hände barbarischer Stämme gerathen, von diesen fortgepflanzt auf noch tiefere Horden, musste sie sich oft mit Aeusserlichkeiten begnügen, die dann von den unwissenden Neophyten für das Wesen des neuen Glaubens selbst gehalten wurden. Sie musste sich bequemen, heidnische Gebräuche, heidnische Götter in der Form von heiligen, christlichen Ideen in sich aufzunehmen und sich begnügen, dieselben in ein christliches Gewand zu hüllen. So sind Festtage, der Heiligen- und der Mariendienst und vieles Andere entstanden, die das ursprüngliche Christenthum nicht kannte. Griechen und Römer wussten wohl schon von der Verheissung eines Welterlösers, auf welche der eleusinische Kultus begründet gewesen sein soll, sicher ist es aber, dass es schon längst vor dem eigentlichen, christlichen Mariendienst einen antizipirenden, vorläufigen gegeben, wie der von Chartres gewesen sein soll. Wir meinen die zu Praeneste verehrte *Fortuna primigenia* mit dem Jupiter als Säugling im Schoosse, deren Kult schon von alter Zeit her auch in Rom bestand [1]).

Die Materialisirung oder Veräusserlichung des Christenthums ging sowohl vom Oriente, wie schon einmal erwähnt, als auch vom Westen aus, wo halbbarbarische Stämme in den Schooss der Christenheit Aufnahme fanden; in Italien selbst waren die neuen Ankömmlinge nur sehr unvollkommen christianisirt, und da die christlichen Bischöfe

---

1) Die modernen Ausgrabungen zu Rom haben am Esquilin eine Fortuna-Statue aus der Zeit Trajans oder seines Nachfolgers zu Tage gefördert und der jüngere Visconti hält sich für berechtigt, eine Reihe von Ruinen in der Nähe des heutigen Bahnhofes für die Reste eines Tempels der *Fortuna primigenia* zu deuten. (*Bullettino della Commissione archeologica municipale.* Roma 1872. 8°. S. 205.)

und Priester aus keinem besonderen Teige geknetet, sondern eben der damaligen Menschheit entnommen waren, so konnte es nicht fehlen, dass die Amalgamirung der Völker auch zu einer Amalgamirung der religiösen Ideen, Auffassungen und Gebräuche führte, die am Ende von den menschlichen Vertretern der Religion selbst acceptirt wurde und von ihnen ausging. In diesem gefährlichen Kampfe ums Dasein äusserte sich die Kraft des Christenthums eben dadurch, dass es die herrschenden Ideen in ein Gewand hüllte, welches den Anforderungen der damaligen Zeit entsprach. Nicht dass die Reinheit des ursprünglich christlichen Gedankens getrübt ward, sondern dass trotz dieser Trübung der Gedanke an sich fort erhalten wurde, ist hervorzuheben. Und dass dem so war, dass trotz aller Entartung, welcher die Religion zu Zeiten anheimfiel, die christliche Idee bis in die Gegenwart, man möchte fast sagen, ungeschwächt fortlebt, ist eine natürliche und nothwendige Folge der hierarchischen Form, welche sich schon in den frühesten Epochen des Christenthums nothwendig erwiesen hatte. Diese hierarchische Form schuf die Kirche, ein durchaus menschliches Institut, aber von keinem Glaubenssystem weder zuvor noch nachher erzeugt. Die Kirche war es, die, als sie sah, wie eine Institution nach der anderen um sie her in Stücke ging, wie Länder und Städte durch den Einbruch fremder Stämme und die sich steigende Schwierigkeit der Verbindung von einander getrennt wurden, sich bemühte, eine religiöse Genossenschaft zu bewahren, indem sie die kirchliche Organisation durch festere Vereinigung aller auswärtigen Verbindungen kräftigte. Mag man über Charakter und Thaten Gregor d. Gr. denken wie man will, so muss man doch bekennen, dass er mehr als irgend ein anderer Bischof gethan hat, um Roms kirchliche Macht zu erweitern, und dass die hierarchische Form der Kirche allein Männern seinesgleichen das Entfalten ihrer Wirksamkeit ermöglichte. Aus dem Kampfe ums Dasein, der christlichen Idee mit Vernichtung drohend, ging also die Kirche selbst gekräftigt und stärker denn je hervor, zugleich den christlichen Glauben erhaltend, indem sie ihn mit kluger Nachgiebigkeit den geistigen Bedürfnissen der neuen Bekenner anpasste. So biegt die Weide sich im Sturme, der die Eiche zersplittert. Diese Anpassung hatte noch eine weitere Folge. Die Machtlosigkeit des ungebildeten Geistes der neuen Adepten, die christliche Idee als eine Idee zu verwirklichen, sprach sich deutlich in dem heidnischen Bemühen aus, Alles verkörpert zu sehen, das Gleichniss in eine Thatsache, die Lehre in die wörtliche Anwendung, das Sinnbild in eine wirkliche Zeremonie zu verwandeln. Die nämlichen Ursachen, welche die Verheidnischung der Religion einleiteten, der nämliche Trieb, welcher irdische Madonnen und Heilige zwischen die Anbeter und die Gottheit einschob und seine frommen Gefühle sogar nur durch sichtbare Bilder derselben befriedigen konnte, welcher die Sehnsucht und die Versuchungen des Menschen als die unmittelbare Thätigkeit von Engeln und Teufeln auffasste, ward auch Veranlassung dass das ganze Gebäude des mittelalterlichen Christenthums auf der Idee von der sichtbaren Kirche beruhte, gleichwie die Idee des neuen römischen Reiches in der

Herstellung des sichtbaren Reichsoberhauptes sich verkörperte. Diese sichtbare Kirche konnte im Mittelalter keine andere Gestalt annehmen als jene der Hierarchie, gegen welche in der Gegenwart die Angriffe aller Jener gerichtet sind, die für liberal zu gelten sich zur Ehre rechnen. Wenn sie sich jedoch dabei triumphirend auf die Klassiker der deutschen Nation berufen und hervorheben, dass es kaum eine einzige kirchliche Institution gebe, über welche man bei Schiller, Goethe und Lessing ein schneidiges Urtheil vergeblich suchen würde, wenn Lessing sich nimmermehr bereden konnte, „dass eine Maxime, welche der päpstlichen Hierarchie zuträglich ist, auch dem wahren Christenthume zuträglich sein könne“, wenn Goethe meint, „eine Hierarchie ist ganz und gar wider den Begriff einer echten Kirche“, und wenn endlich diese Meinungen seither um sich gegriffen und Gläubige gefunden haben, so wird der vorurtheilslose Forscher sich doch weder durch die Worte so hervorragender Idealisten, wie es die genannten Dichterfürsten sind, blenden noch durch das Geschrei der Menge beirren lassen dürfen. Er wird zunächst fragen, was denn eigentlich das „wahre“ Christenthum, was eine „echte“ Kirche sei und erkennen, das diese Begriffe völlig subjektiver Natur sind und keinen Massstab zu einer kulturgeschichtlichen Beurtheilung abgeben können. Das wahre Christenthum, die echte Kirche sind jeweils jene, welche die Zeit selbst erzeugt, und es ist völlig undenkbar, dass die päpstliche Hierarchie hätte erstehen und sich entwickeln können, wenn dieses Erstehen, diese Entwicklung dem zuwider gewesen wäre, was man in jener Zeit als wahres Christenthum, als echte Kirche ansah. Desshalb wird die sichtbare Kirche in ihrer jeweiligen Form auch stets für die wahrste Repräsentantin des „wahren“ Christenthums gelten müssen, nämlich jenes Christenthums (respektive gegenwärtig Katholizismus) wie es die weitaus grösste Menge seiner Bekenner auffasst und auslegt.

Die Zierde und Stütze dieser sichtbaren Kirche, die im Papstthume ihren Ausdruck fand, war nun die Priesterschaft und durch sie, in der sich Alles, was in Europa an Wissenschaft und Geist übrig geblieben, vereinigte, wurde die zweite grosse Idee, der Glaube an eine allumfassende weltliche Staatsgemeinschaft, an die Weltmonarchie, erhalten. Weit entfernt, im VII. und VIII. Jahrhundert der Staatsgewalt feindlich gesinnt zu sein, wohin er im XII. und XIII. Jahrhunderte gelangte, war der Klerus vielmehr vollständig davon überzeugt, dass die Erhaltung des Staates für seine eigene Wohlfahrt nothwendig sei. Es besteht ein unläugbarer Zusammenhang zwischen Papstthum und Kaiserthum; die realistische Philosophie und die Zeitbedürfnisse verlangten, da der Begriff von bürgerlicher oder religiöser Ordnung einzig in der Unterwerfung unter die Gewalt, der alleinigen Zuchtmeisterin unreifer Völker, bestand, dass das Weltreich eine Monarchie sei; die Ueberlieferung wie die Fortdauer gewisser Einrichtungen gaben dem Monarchen den Namen eines römischen Kaisers. Ein König konnte nicht Weltbeherrscher sein, denn es gab noch mehrere Könige, der Kaiser musste es sein, denn es hatte nie mehr als einen Kaiser gegeben; der Sitz seiner Macht wurde dem des geistlichen Selbst-

herrschers der Christenheit an die Seite gestellt. Wie Gott inmitten einer himmlischen Hierarchie selige Geister im Paradiese regierte, so beherrschte der Papst, sein Vikar, erhöht über Priester, Bischöfe, Metropoliten, hier unten die Seelen der sterblichen Menschen. Aber da Gott Herr des Himmels und der Erde ist, so muss er durch einen zweiten irdischen Statthalter, den Kaiser, vertreten sein, dessen Macht von dieser Welt und für das gegenwärtige Leben sein soll. Und da in dieser Welt die „Seele“ nur vermittelst des Körpers eine Thätigkeit entfalten kann, während der Körper jedoch nichts weiter als ein Werkzeug und ein Mittel für die Offenbarungen der Seele ist, so wird für die Körper der Menschen eine gleiche Obhut und Fürsorge wie für ihre Seelen erfordert, aber stets mit der Unterordnung unter die Wohlfahrt Desjenigen, welches das Reinere und Dauerndere ist. Der Natur und dem Umfange nach ist also die Herrschaft des Papstes und des Kaisers dieselbe, indem sie sich nur in ihrem Wirkungskreise unterscheidet und ist es gleichgültig, ob wir den Papst einen geistlichen Kaiser oder den Kaiser einen weltlichen Papst nennen. Eben so wenig geht, obwohl die eine Thätigkeit der anderen untergeordnet ist, die kaiserliche Macht von der päpstlichen aus, denn Gott als Herr der Erde überträgt sein Amt unmittelbar auf den Kaiser. Feindschaft zweier Diener desselben Königs ist aber unbegreiflich, da sie verpflichtet sind, einander beizustehen und zu fördern, da das Zusammengehen Beider in Allem, was die Wohlfahrt der Christenheit besonders angeht, nothwendig ist.

Diese Anschauungen waren es, welche das Papstthum und das Kaiserthum g l e i c h z e i t i g entwickelten. So lange es noch keinen Kaiser gab, war die Macht des römischen Bischofs freilich noch gering und in dem Kampfe, welchen Kirche und Glauben um ihre Existenz damals zu führen haben, sehen wir ihn als das Haupt der Kirche sich klugerweise der Gewalt der fränkischen Herrscher eben so fügen, wie die Religion selbst sich gegen die Aufnahme heidnischer Begriffe duldsam zeigte. Als dann gerade die Einführung dieser heidnischen Begriffe zur Aufstellung einer s i c h t b a r e n Kirche und eines s i c h t b a r e n Reiches geführt hatten, trat die Kirche auch allenthalben dem Reiche stützend zur Seite und das Reich betrachtete sich naturgemäss als Schützer der Kirche. Schon Karl d. Gr. fasst seinen kaiserlichen Beruf wesentlich als religiösen auf. Die Eroberung ist überall auch Bekehrung; wohl dient umgekehrt die Ausbreitung der christlichen Lehre auch zur Befestigung der Herrschaft, aber das erste leitende Gefühl ist doch stets der Gedanke, dass der Kaiser der Herr des Erdkreises und der Wächter des echten Glaubens auf Erden sei; die Religion wurde fürs Erste als Gebot, als Herrschaft Gottes gefasst, und wer nicht die rechte Religion hatte, als Rebell gegen die Majestät des Herrn verfolgt.

Wir, die wir keine Nöthigung empfinden, der Religion, dem Papstthume und der kaiserlichen Macht göttlichen Ursprung zuzuschreiben, die wir die „Seele“ für eine Ausgeburt der Phantasie und demnach die Sorge um das Heil eines gar nicht existirenden Dinges für über-

flüssig halten müssen, erkennen das Papstthum für eine rein menschliche Einrichtung, aus den oben angedeuteten Ursachen hervorgewachsen, und sind daher im Vorhinein überzeugt, dass dasselbe, wie jede Institution, dem ehernen Gesetze der Entwicklung unterworfen sein musste. Entwicklung aber ist Wandel, allmählicher, unmerklicher, erst nach längeren Zeitabschnitten wahrnehmbarer. Diesem Wandel, dem auch die menschlichen Ideen unterliegen, ist es zuzuschreiben, dass das Verhältniss zwischen Papst- und Kaiserthum im Laufe der Jahrhunderte in das Gegentheil dessen verkehrt ward, was es ursprünglich gewesen. Der Bruch mit der Grundidee des Mittelalters, welche zum Heile der christlichen Welt die beiden Gewalten geistig mit einander verband, war nach beiden Seiten hin verderblich; die Vernichtung der alten Weltordnung traf, wenn gleich nicht in gleichem Maasse, Papstthum wie Kaiserthum. Doch erwies sich die Idee des Papstthums, schon um des geistigeren Elementes willen, als die lebendigere und nachhaltigere. Eine passende Handhabe zu diesem Bruche gab die damals allgemeine, selbst heute noch nicht überwundene Vorstellung von der Unterordnung des Leiblichen unter das Geistige, d. h. in die Sprache des X.—XIII. Jahrhunderts übersetzt, des Weltlichen unter das Geistliche, welches zusammenfiel mit dem Kirchlichen. Fügen wir hinzu, dass dieser Gegensatz uralt ist, so alt wie die Menschheit selbst und stets denselben Machtstreit hervorgerufen hat. Sehr wahr sagt desshalb ein moderner Staatslenker: „Es ist der Machtstreit zwischen Königthum und Priesterthum, der Machtstreit, der viel älter ist, als die Erscheinung unseres Erlösers in dieser Welt, der Machtstreit, in dem Agamemnon in Aulis mit seinem Seher lag, der ihn dort die Tochter kostete und die Griechen am Auslaufen verhinderte, der Machtstreit, der die deutsche Geschichte des Mittelalters bis zur Zersetzung des deutschen Reiches erfüllt hat unter dem Namen der Kämpfe der Päpste mit den Kaisern“[1]). So lange freilich Ansehen und Macht der Päpste gering waren, konnte dieser Gegensatz nicht zum offenen Streite führen, er war aber beständig so zu sagen latent vorhanden und drückte sich in der anerkannten Ueberordnung der Kirche über die weltlichen Dinge aus. Nachdem aber die Kirche an der Hand des Reiches erstarkt, wie umgekehrt dieses mit Hülfe der Kirche, nachdem die Suprematie des geistlichen Oberhirten zu Rom durch weltliche Schenkungen aus der Hand der Kaiser ihre Weihe empfangen, musste auch der Augenblick kommen, wo die Kirche versuchen würde, ihre prinzipiell anerkannte Ueberordnung zu einer thatsächlichen zu machen. Bei der ersten Weigerung der weltlichen Machthaber, dieser Suprematie sich zu fügen, musste der innere Gegensatz Beider zum offenen Machtstreit führen. Dieses Ziel der päpstlichen Macht, die Unterwerfung der weltlichen Gewalt unter die geistliche, ist zugleich ein eminent politischer Zweck, ein Zweck, der gleichfalls „so alt ist wie die Menschheit, denn so lange

---

1) Fürst Bismarcks Rede vom 10. März 1873 im königlich preussischen Herrenhause.

hat es auch, sei es kluge Leute, sei es wirkliche Priester gegeben, die die Behauptung aufstellten, dass ihnen der Wille Gottes genauer bekannt sei, als ihren Mitmenschen, und dass sie auf Grund dieser Behauptung das Recht hätten, ihre Mitmenschen zu beherrschen" [1]).

Worauf es mir hauptsächlich ankam war zu zeigen, wie einerseits Kirche und Papstthum mit dem Kaiserthum in innigem, inneren Zusammenhange standen, anderentheils wie gerade dieser Zusammenhang zu gewaltsamen Konflikten führen musste. Eines war so natürlich und unausweichlich wie das Andere; die Menschheit bewegt sich stets in Widersprüchen, der Widerspruch selbst aber springt aus natürlichen Motiven hervor, ist von der Natur gegeben. Dies ist so wahr, dass derselbe Streit noch die Gegenwart in heftigster Weise bewegt und die Kulturwelt in alle Zukunft bewegen wird, wenn auch dereinst Papstthum und Christenthum zu den gewesenen Dingen zählen; es ist der Streit zwischen Physis und Psyche, die im Wesen Eins, in der Erscheinung zwei sind. Er würde aufhören, sobald die Einheit Beider erkannt, ins allgemeine Bewusstsein dränge. Seitdem Menschen denken, ist diese unschätzbare Erkenntniss stets nur Wenigen bescheert gewesen und vermochte die Massen nie zu erobern; heutzutage rechnen es sich die „besten Köpfe" zur Ehre an, gegen den von der Wissenschaft mit unwiderleglicher Kraft gelehrten Monismus zu Felde zu ziehen und für den Dualismus als für die Vertheidigung der edelsten Güter unseres Geschlechtes zu kämpfen. Dies ist die Nothwendigkeit des menschlichen Irrthums; der Machtstreit zwischen Papst und Kaiser war nichts anderes, als der durch die Nothwendigkeit des Irrthums bedingte Widerspruch zwischen Physis und Psyche ins Mittelalterliche übersetzt.

Wer mit vorurtheilslosem, von den Vorgängen der Jetztzeit ungetrübtem Auge die einzelnen Phasen dieses langwierigen Kampfes überschaut, wird erkennen, dass Gregor VII., so gewaltig und ehrfurchtgebietend, doch weder der Begründer noch der erste Vertreter jener Doktrinen einer absoluten Oberhoheit der geistlichen Herrschaft war welche so weit ging, zu erklären, dass der Papst, der Verleiher von Kronen, auch entthronen könne. Lange schon vorher hatten diese Ansichten, durchwebt mit seinen wesentlichsten Lehren, einen Theil des mittelalterlichen Christenthums gebildet. Aber Gregor war der Erste, der es wagte, sie der Welt gegenüber, wie er sie fand, zur Anwendung zu bringen. Dass er dies wagte, ist in der wachsenden Neigung zur kirchlichen Richtung in der damaligen Gesellschaft begründet, wovon die Kreuzzüge ein Beispiel geben. Ein Wunder ist es, nicht dass man den Päpsten gehorchte, sondern dass man ihnen nicht unbedingteren Gehorsam leistete.

Da nun dem unerschütterlichen Gesetze der Entwicklung zufolge jeder Zustand nur erreicht wird, um wieder verlassen, überwunden zu werden, so war natürlich auch die grösste Machtfülle des Papstthumes an eine relativ kurze Zeitspanne gebunden, nach welcher sein Ansehen

---

1) A. a. O.

und Glanz wieder erblassen mussten. Unnöthig zu bemerken, dass dies Sinken der päpstlichen Macht mit dem Wandel der Ideen in Bezug auf Religion in innigster Verbindung stand. Bei allen Völkern und zu allen Zeiten — auch im klassischen Alterthume — war eine Erschütterung der Religion mit dem Sinken des priesterlichen Ansehens und umgekehrt verknüpft; bei monotheistischen Religionssystemen — die sich als „geoffenbarte“ ausgeben — ist dies natürlich noch mehr der Fall, am meisten beim Christenthume, dem der Kampf ums Dasein eine hierarchische Form seiner Priesterschaft aufgenöthigt hat. Hier ist mehr denn irgendwo Kirche und Glaube identisch und man kann die Eine nicht ohne den Anderen schädigen [1]). Die heutzutage so beliebte Trennung der Begriffe von Kirche und Religion ist trefflich für alle Jene, welche auf Untergrabung des Glaubens sinnen, es schlägt aber der kulturgeschichtlichen Wahrheit ins Gesicht, zu behaupten, man strebe nach Vernichtung der priesterlichen Macht und zugleich nach Erhaltung der Religion. Die ersten Versuche selbständigen Denkens bei den europäischen Völkern, welche die Wahrheit des bisher so fest Geglaubten in Zweifel zu ziehen wagten, mussten die Geister von dem Joche der Priesterherrschaft zu entziehen versuchen und damit die Grundvesten ihrer Macht, ihr Ansehen erschüttern.

Wie man sieht, war es also die nämliche Ursache, welche zum Ausbau und in weiterer Folge zum langsamen Einbruche der päpstlichen Macht Veranlassung gab: der Wandel in der Gesinnung der europäischen Menschheit. Später werde ich in Kürze erzählen, was diesen Wandel hervorbrachte: hier genügt es zu erkennen, dass das Papstthum im vollsten Einklange mit der jeweilig erreichten geistigen Entwicklung der europäischen Menschheit stand. Es herrschte über Kaiser, Könige und Völker seinerzeit mit dem gleichen Rechte als es heute auf den Vatikan beschränkt ist, seine Bannflüche wurden mit dem gleichen Rechte befürchtet als sie heute mitleidsvoll belächelt werden. Aber wenn auch der Papst die direkte oder indirekte Obergewalt über alle weltlichen Souveräne beanspruchte: seine eigene Herrschaft in der Kirche, wie wiederum die Herrschaft der Kirche, d. h. der Priesterschaft, über das Individuum war entfernt noch nicht so weit ausgebildet wie wir es seit der Gegenreformation durchgeführt sehen. Die katholische Kirche hat den Vorzug dass sich ziemlich verschiedene Tendenzen ohne Schaden innerhalb ihrer neben einander bewegen konnten, allmählich mehr und mehr verloren. Im Mittelalter besass sie ihn in um so höherem Grade, als anderweitige christliche Religionsgesellschaften (abgesehen von der des inneren Lebens entbehrenden griechischen Kirche) ihr Gebiet noch nicht beschränkt hatten. Man darf nicht etwa schliessen, dass die Abhängigkeit der Geister von dem

---

1) Sehr richtig und wahr sagte der in Milwaukee erscheinende *Freidenker* vom 11. Juni 1876 S. 5: „Die Kirche anzugreifen und zugleich zu sagen, man habe nichts gegen die Religion, wie das besonders von den deutschen und österreichischen Kulturkämpfern betont wird, halten wir für ebenso unehrlich als fruchtlos.“

katholischen Priesterthum im Mittelalter um so grösser gewesen sei, als die noch unentwickelte Intelligenz der Völker nothwendig jeder Selbständigkeit entbehrt habe. Im Gegentheil, gerade die Kindlichkeit des Zeitalters erklärt am besten die Thatsache, dass die geistige Knechtschaft, welche die römische Hierarchie heute auf die ihr unterworfenen Nationen legt, im Mittelalter nicht statt hatte. Die Völker des Mittelalters hatten weder die Fähigkeit noch das Bedürfniss von der von der Kirche vertretenen Weltanschauung sich zu emanzipiren. Die Ausnahmen, die von dieser Behauptung gemacht werden mussten, beweisen — eben dadurch, dass sie Ausnahmen blieben — die allgemeine Wahrheit des Satzes. Weil die Kirche aber der Anhänglichkeit der Gläubigen sicher war, bedurfte sie nicht der ausschliesslichen, jeden anderen Einfluss sorgfältig abschneidendenden Herrschaft, welche sie in unseren Tagen auszuüben sucht. Ihre geistigen Mittel waren, selbst wenn sie es gewollt hätte, im Mittelalter viel zu gering um die Erziehungsprinzipien der Gesellschaft Jesu schon damals anzuwenden. Die Geister blieben freiwillig innerhalb der Grenzen, die sie ihnen steckte, desshalb war es nicht nöthig ihnen durch künstliche Verkrüppelung die Fähigkeit des freien Fluges, die zur Flucht missbraucht werden könnte, zu nehmen.

Eine kulturhistorische Würdigung des Papstthums kann nimmer zu seiner Verurtheilung leiten, vielmehr hat dasselbe der allgemeinen Kulturentwicklung unzweifelhafte Dienste geleistet. Bekanntlich stellt es sich als der sichtbare Ausdruck für die hierarchische Form der Kirche dar, diese hierarchalische Form ist aber die Waffe, die der *Ecclesia militans* zur Zeit, als sie eine solche noch thatsächlich war, den Sieg im Kampfe ums Dasein sicherte. Die systematische Ausbreitung des Christenthums, die kein anderes Glaubenssystem, selbst nicht der Islâm, in gleichem Grade aufzuweisen hat, war ein Werk der Kirche und ermöglicht durch ihre Organisation. Europas Christianisirung, so roh sie auch vor sich ging, war aber die nothwendige Grundlage zur heutigen Kulturentwicklung; sie schuf durch den Glaubenszwang jene geistige Einheit der Völker, die ohne sie in Abgeschiedenheit und damit auf tiefer Stufe stehen geblieben wären. Nur wer den Beweis zu erbringen vermöchte, dass auch ohne Christenthum die rohen Stämme Europas das geistige Bindemittel gefunden hätten, welches den Aufbau einer gemeinsamen Kultur ermöglichte, dürfte die Bedeutung des Christenthums vornehm ignoriren. So lange solcher Beweis nicht vorliegt, ist wohl dem Christenthume und ganz besonders seiner Kirche das Verdienst zuzusprechen, zuerst ein Band der Vereinigung für die losen Volksstämme geschaffen, dann diese im Vereine mit der absoluten Herrschergewalt gewaltsam in das Joch des Gehorsams gezwängt zu haben. Und dieses Joch war ein überaus wohlthätiges. Denn da es eine absolute Freiheit nicht gibt, da vielmehr Alles, was sich der absoluten Freiheit nähert, auf thierische Zustände, auf niedrigere Gesittungsstufen zurückführt, da endlich die Freiheit „die wir meinen“, wie sie gegenwärtig das Streben der Aufgeklärten bildet mit dem Verzichte auf den eigenen Willen und die Unterordnung unter die von der Gesammtheit gegebenen Gesetze beginnt, so ist der Ge-

horsam der nothwendige Grundpfeiler aller staatlichen Entwicklung. Diesen den rohen unbändigen Europäern zu lehren, trug die Kirche mächtig bei; und unbillig ist es, ihr vorzuwerfen, sie hätte unseren Welttheil in geistige Nacht versetzt, denn bei den Völkern, die sie beherrschte, hatte es zu tagen noch nie begonnen. Das Verbreiten wissenschaftlicher Kenntnisse wäre ihnen noch völlig nutzlos gewesen, ihr jugendlicher Geist hätte sie so wenig erfasst als ein zweijähriges Kind die Lehrsätze der sphärischen Trigonometrie begreifen kann. Ueberall haben wir die Wissenschaft als eine Spätfrucht der Kultur erblickt, welcher Kunst und in der Literatur Poesie voranzugehen pflegen. So auch hier, und es gereicht zum unaussprechlichen Verdienste der Kirche und speziell des Papstthumes, dass es schon frühzeitig ein Bündniss mit der Kunst einging. Die Pflege der Musik zog schon früh die Aufmerksamkeit vieler grossen Geistlichen auf sich und Gregor d. Gr. schuf den edlen römischen nach ihm benannten Gesang, der in Wahrheit als die Grundlage alles Grossen und Erhabenen in der neueren Musik bezeichnet worden ist. Mit der Annahme des Bilderdienstes trat auch die Malerei in ihre Rechte, die als vorwiegend christliche Kunst in der Nähe des päpstlichen Thrones ihre prangendsten Blüthen entfalten sollten. Und dieses Bündniss mit der Kunst hat durch Entwilderung der noch halb rohen Menschen für die allgemeine Kulturentwicklung sicherlich mehr gethan, als etwa das Leben des Aristoteles bei Friesen, Sachsen und Wenden geleistet haben würde.

Als nach Erfüllung dieser Aufgaben Papstthum und Kirche dem weltlichen Kaiserthume feindliche Bahnen beschritten, ist es noch immer nicht am Platze, von „verschmitzter, tückischer und konsequenter Pfäfferei“ zu reden, denn Papst und Kaiser thaten nur, was da kommen musste. Und so wie Alles, was besteht, werth ist, dass es zu Grunde geht, liegt es doch andererseits im Urgrunde jedes Dinges, sein Dasein zu bewahren. Kaiserthum und Papstthum, sie fochten Beide um ihre Existenz, indem sie um die Herrschaft rangen, denn im Leben der Völker wie der Ideen und Institutionen ist der Kampf ums Dasein fast immer ein Kampf um die Herrschaft. Dass der endliche Sieg auf Seite der weltlichen Macht verblieb, dass das Geistesjoch des päpstlichen Oberhirten gebrochen ward, ist der Stolz späterer Geschlechter geworden; allein dieser zweite Kulturgewinn, der Sieg der weltlichen Macht über die Kirche wäre nimmer möglich gewesen, ohne den vorangehenden Sieg der Kirche über den menschlichen Geist. Selbst Canossa fügt als nothwendiger Stein in den Bau unseres Kulturpalastes sich ein, denn der Sieg der päpstlichen Gewalt über die weltliche bekundet ein Zeitalter des Glaubens, ohne welchen er unmöglich gewesen wäre. Denn nicht nur der Gehorsam, auch der Glaube, der feste blinde Glaube gehört zu den nothwendigen Prämissen der Civilisation. Ohne diesen Glauben wäre niemals die Skepsis erwacht, der Ausgangspunkt aller Wissenschaft. Ehe etwas bezweifelt wird, muss es geglaubt werden.

Ich habe mich bemüht, freilich nur so oberflächlich als der knappe Raum es gestattet, den Kulturwerth des Papstthums, der Kirche und

das Christenthums, dieser *tria juncta in uno*, anzudeuten, seine bedeutende Rolle in der Kulturentwicklung zu präzisiren. Als menschliches Institut kann es auf Vollkommenheit keinen Anspruch erheben; sein Kulturwerth wird jedoch nicht durch die Laster und Flecken getrübt, womit sich Einzelne besudelten. Papstthum, Kirche und Christenthum, in Wahrheit unzertrennlich, waren, eben weil Menschen und durchaus menschlich, was die Zeiten waren und darin liegt die Gewähr, dass sie keine anderen Laster und Fehler haben konnten. Desshalb theile ich nicht jene Ansicht, welche aus der Biographie der Päpste den Werth des Papstthums abzuleiten sucht. Dem Missbrauch ist bekanntlich jedes menschliche Dinge ausgesetzt, gerade weil es menschlich ist; und aus dem Vorkommen lasterhafter Päpste den menschlichen Ursprung des Institutes darthun zu wollen, heisst wohl Eulen nach Athen tragen. Es hat Scheusale auf dem päpstlichen Stuhle gegeben, aber auch Edle und Tugendhafte. Nicht die Personen der Päpste sind die Früchte, woran das Pastthum zu erkennen, sondern seine allgemeinen Leistungen. Die Scheusslichkeiten einer Marozia fallen stets auf die Zeitgenossen zurück, welche sie duldeten; sie gestatten nur einen Schluss auf die allgemeinen sozialen Zustände; eben so wenig lässt sich aus den Niederträchtigkeiten gewisser republikanischer Präsidenten Werth oder Unwerth der Republik ableiten; man kann daraus höchstens auf das Volk schliessen, welches solche Männer an seine Spitze stellt; Werth oder Unwerth der Staatsform wird an ihren allgemeinen Kulturleistungen erkannt, worüber stets erst die Nachwelt kritisch zu Gerichte sitzt.

Zeitalter der Scholastik.

Die fortlaufende Kulturentfaltung kennt keine Grenzen zwischen Mittelalter und Neuzeit ebenso wenig als zwischen Alterthum und Mittelalter. Der Uebergang aus dem einen Zeitalter in das andere fand ganz unmerklich statt und ward wie jede andere Kulturphase von unten, nicht von oben aus angebahnt. Ueberschaut man den Kulturstrom bis auf die Gegenwart, so gewahrt das Auge überall die innigste Verkettung von Ereigniss zu Ereigniss, von Phänomen zu Phänomen; je tiefer die Forschung in die dunkeln Geschichtspartien eindringt, desto unerwartetere Aufschlüsse bringt sie über den Zusammenhang der scheinbar inkoherentesten Dinge; nirgends besteht eine Lücke, überall ein Kausalkonnex, dessen Nachweis für die noch unergründeten Kulturerscheinungen nur mehr eine Frage der Zeit ist. Dieses gesetzmässige Fortschreiten der Entwicklung, die logisch nothwendige Aufeinanderfolge der Kulturphasen wäre aber undenkbar, unmöglich, wenn es von dem Belieben eines Einzelnen, von seiner Willkür je abgehangen hätte, der Kulturentwicklung diese oder jene Richtung zu geben, oder sie am Ende gar zu unterdrücken. Einzelne Thaten und Handlungen machen diesen Eindruck, so wie man sie aber im Zusammenhange mit dem Vorhergegangenen, Gleichzeitigen und Späteren betrachtet, ergibt sich,

dass sie merkwürdig genau in ihre historische Umgebung hineinpassen. Wenn am nächtlichen Sternenhimmel urplötzlich ein unerwartetes Kometenbild aufflammt, dessen Bahn jeder Berechnung spottet, so ist dies eine durchaus natürliche Erscheinung, deren noch unbekanntem Laufe die nämlichen Naturgesetze wie den übrigen Gestirnen zu Grunde liegen. Scheinbar regellos, gehorcht er doch den Anordnungen der Himmelspolizei, steht nicht ausserhalb, sondern passt in den Rahmen seiner Umgebung. Die Physiognomie, nicht das Wesen der Himmelsdecke wird verändert durch den Kometen, dessen Auflodern der Ausdruck strenger Nothwendigkeit ist. Solche Kometen der Geschichte sind die jeweiligen Machthaber, Eroberer, Könige, Fürsten oder Despoten und sonstigen „grossen Männer", in ihren Wirkungen, guten und üblen weit überschätzt; dass sie diese oder jene Macht besitzen ist der Ausdruck für gesellschaftliche Zustände, die sich stets als nothwendig so und nicht anders entstanden erweisen. An den Vorgängen der Geschichte hat das Bewusstsein keinen bestimmenden Antheil; kein Kulturzustand ward je beabsichtigt noch kann er durch bewusste Absicht je erreicht werden, so wenig der Organismus des Kindes zum Manne sich entwickelt durch die bewusste Absicht ein Mann zu werden. Ein bewusstes Handeln der Massen ist nicht erweislich und eben desshalb wird man in ihnen den Grund aller Entwicklung suchen müssen. Die Kultur erstrebt ein immer grösseres Entfernen des Menschen von seinem Naturzustande, aber dieses selbst wird durch natürliche Gesetze bewirkt; die Kultur selbst ist Naturprodukt, so sehr, dass der Kulturmensch unnatürlich erachtet, was sehr natürlich, das er sich von den Kulturbegriffen nicht mehr losmachen kann, dass er selbst — eine Folge der Kultur — mit anderen, erhöhteren Anlagen geboren wird als das Naturkind. Mit einem Worte, seine Natur ist die Kultur. Innerhalb dieser von ihr selbst erzeugten Kultur macht aber die Natur ihre Rechte unerbittlich geltend und rächt sich bitter an jeder Missachtung derselben. Dies geht unter Anderem klar hervor aus den Untersuchungen, welche die Kulturwelt im Banne ökonomischer Gesetze zeigen, denen die moderne Wissenschaft die Strenge von Naturgesetzen zuerkennt.

Der Uebergang zur Neuzeit, auf deren Triumphe die Gegenwart mit Recht stolz ist, ward durch einen in den Volksmassen unmerklich und ihnen selbst unbewusst vor sich gehenden Umschwung der Anschauung bewerkstelligt, und diesen brachte wieder die gesetzmässig fortschreitende Vermehrung des allgemeinen Wissens hervor. Wir müssen demnach auf den Stand des Wissens im Mittelalter einen flüchtigen Blick werfen. Dieses beherrschte lange Zeit die Scholastik, welche mit der Verarbeitung äusserst dürftiger und sehr getrübter Ueberlieferungen aus dem klassischen Alterthume begann. Seit der Mitte des XII. Jahrhunderts trug zur Ausbildung der Scholastik wesentlich der Streit über die Frage bei, ob die allgemeinen Begriffe wirkliche Dinge oder nur blosse Produkte der Abstraktion bezeichnen sollten, zwischen Nominalismus und Realismus; diese Philosophie war der schroffste Gegensatz zum Materialismus, dem nichts desto

weniger gerade der Nominalismus thatsächlich vorgearbeitet hat. Das ganze Zeitalter war beherrscht vom Wort, vom Gedankending und von völliger Unklarheit über die Bedeutung der sinnlich gegebenen Erscheinungen, ein Zustand, der sich indess änderte, seitdem um die Mitte des XII. Jahrhunderts der Einfluss arabischer und jüdischer Philosophen merklich wurde und allmählig eine vollständigere Kenntniss des Aristoteles durch Uebersetzungen, zunächst aus dem freilich ziemlich fehlerhaften Arabischen, sodann aber aus den in Byzanz erhaltenen griechischen Originalen sich verbreitete [1]). Bis dahin besass man nur die Dialektik des Boëthius mit der Einleitung des Porphyrius. Im XIII. Jahrhunderte fand die byzantinische Logik Eingang im Abendlande und inaugurirte die zweite oder spätscholastische Schule, worin der Nominalismus in den Vordergrund trat.

Mancher gefällt sich, im Hinweise auf die albernen Spitzfindigkeiten, mit deren Erörterung die Scholastik sich befasste, pathetisch auszurufen: „Beschäftigung mit solchem Unsinn galt als Gelehrsamkeit, ja als höchste Weisheit; das nannte man Philosophie. Dahin war die Menschheit nach tausendjähriger Herrschaft des Christenthumes gebracht! Wenige völlig alleinstehende Männer gelangten auf einen höheren Standpunkt!“ Die Einseitigkeit dieses Urtheils liegt klar am Tage. Bedenkt man, dass als die Scholastik begann, kaum ein halbes Jahrtausend verflossen, seitdem die Völker, in deren Kreisen sie sich entwickelte, mit der Civilisation in Berührung gekommen, aus barbarischen Zuständen sich erhoben hatten, so wird man zweifelsohne die Scholastiker für hochgestiegen ansehen müssen. So blödsinnig ihre Tifteleien uns heute bedünken mögen, so waren sie doch von unschätzbarem Werthe, indem sie das Denkvermögen schärften, dieses auf die nachkommenden Generationen vererbten und dadurch zur Zertrümmerung der Scholastik befähigten. Aber auch für ihre Zeit leisteten die Bande der Scholastik der geistigen Entwicklung der Menschheit einen wichtigen Dienst, als vorzügliches Medium für die Verbreitung neuer Gedanken. Zwar nennt man das Mittelalter kurzweg die Periode des Autoritätsglaubens, doch reicht eine Ueberschau ihrer Leistungen hin, die Scholastiker von dem Vorwurf eines knechtischen Autoritätsglaubens zu retten. Die Weltanschauung der Scholastik, das gesammte Wissen jener geschwächten Zeit liegt übrigens verkörpert in Dantes Dichtungen vor, jenes Universalgenies, dessen Name in der Geschichte der induktiven Wissenschaften als einer der glänzendsten leuchtet. In seiner „Göttlichen Komödie“ offenbaren sich uns Spuren ungewöhnlicher Kenntnisse und einer grossartigen Auffassung der kosmischen Wechselbeziehungen, welche nicht ohne folgenreichen Nachhall bleiben konnte. Wir bewundern in seiner Himmelsbeschreibung eine fast divinatorische Kenntniss der seinem Florentiner Horizonte entrückten Konstellationen. Wir sehen ihn die Erscheinung der Gezeiten in einer Weise auf die attraktive Wirkung des Mondes zurückführen, welche den Zunftgelehrten unverständlich

---

1) Lange, *Geschichte des Materialismus*. I. Bd. S. 158—179.

blieb und auch zweihundert Jahre später nicht etwa bei einem Fachmanne, sondern bei dem geistesverwandten William Shakespeare sich reproduzirt. In einer merkwürdigen Stelle des „Paradieses“ spricht endlich Dante ganz offenbar ein uns jetzt sehr geläufig gewordenes Grundgesetz der theoretischen Photometrie aus, welchem zufolge ein bestimmter Theil des Bildes eines leuchtenden Körpers für jede willkürliche Distanz gleich hell erscheint. In der damals eifrig erörterten Frage: ob die Oberfläche der Wassersphäre des Ozeans sich an irgend einer Stelle höher erhebe, als das aus dem Wasser emportauchende Festland? behauptete Dante den vernünftigen verneinenden Standpunkt [1]). Wir können darnach sehr wohl den Umfang des Wissens im Zeitalter der Scholastik beurtheilen. Es wurde damals mit gleichem Scharfsinne beobachtet und verglichen wie jetzt, nur war die Summe der Erkenntnisse noch sehr gering, das Geringe in schwer erreichbaren Handschriften zerstreut und endlich die Mittel, den Irrthum von der Wahrheit durch sinnliche Beweise zu trennen, nicht in der Uebung oder noch öfter gar nicht ausführbar. Jedenfalls waren es Jahrhunderte, die auf Hohes vorbereiteten [2]). Speziell der Nominalismus, das skeptische Prinzip gegenüber der Autoritätssucht, wandte die Schärfe seiner analytischen Denkweise auch gegen die kirchliche Hierarchie, wie er die Hierarchie der Begriffswelt stürzte. Okkam verlangte Denkfreiheit, hielt sich in der Religion an die praktische Seite und warf die ganze Theologie über Bord, indem er die Lehrsätze des Glaubens für schlechthin unbeweisbar erklärte. Okkam dachte also vor Jahrhunderten klarer als jener moderne Kritiker, der sich über ein Buch [3]) ereifert, worin ein Theologe eben so wahr als freimüthig zu beweisen sucht, dass „Glauben und Wissen“ sich sowohl ihrem Wesen als ihrem beständigen geschichtlichen Verhältnisse nach kontradiktorisch ausschliessen. Okkams Lehrsatz, dass die Wissenschaft in letzter Linie keinen anderen Gegenstand hat als die sinnlichen Einzeldinge, ist noch heute das Fundament der Logik John Stuart Mills, und die Opposition des gesunden Menschenverstandes gegen den Platonismus gelangt bei ihm zum schärfsten Ausdrucke.

Damit ist auch die Stellung der Kirche gegenüber den Rösselsprüngen der mittelalterlichen Philosophie, worunter die Gesammtheit des Wissens zu verstehen ist, gegeben. Auf die Leichtgläubigkeit, die allen jugendlichen Nationen eigen, fusste der von der Kirche genährte Autoritätsglaube, das Geistesjoch, welches andererseits so viel zur Erziehung der Völker beigetragen. Nicht das Christenthum und nicht die Kirche hatte nach tausendjähriger Herrschaft zu den unsinnigen Disputationen der Scholastik geführt, sondern das Wesen der Religion

---

1) Wilhelm Schmidt, *Ueber Dantes Stellung in der Geschichte der Kosmographie.* Graz 1876. 8°. I. Theil. *Die Schrift de aqua et terra.*

2) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 207—208.

3) Franz Overbeck, *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift.* Leipzig 1873. 8°.

überhaupt. Man staunt nicht „immer wieder wie viel menschlicher Scharfsinn auf die unfruchtbarsten, mitunter thörichtsten Zwecke verwendet oder vielmehr dafür vergeudet wurde“, wenn man nach den Ländern des Islâm oder des Buddhismus blickt, wo die nämliche Geistesvergeudung noch heute die Gelehrsamkeit bildet [1]). Auch dort sind die Menschen nur der „Religion“ wegen vorhanden. Jede Religion zielt an sich auf Beherrschung der Geister ab und Herrschsucht ist daher mit dem Priesterthume, dem greifbaren Repräsentanten der Religion verwachsen. Offenbar spielt bei der Herrschsucht fast immer ein Ideal mit, welches theils an sich überschätzt, theils aber in eine einseitige Beziehung zur eigenen Person als seinem unentbehrlichen Träger gesetzt wird. Dies der Grund, warum gerade religiöse Herrschsucht so besonders häufig ist, denn die Fälle, in welchen die Religion von einem herrschsüchtigen aber nicht religiösen Charakter als Haupthebel benützt wird, dürften in der Geschichte sehr selten sein. Um zu herrschen, musste die Kirche demnach die Glaubenssätze hüten und jede Auflehnung gegen dieselben verdammen. Nominalisten und Realisten waren beide Ketzer. Was aber die Herrschaft der Kirche ermöglichte, war, dass sie lange Zeit thatsächlich mehr wusste, als die übrigen Menschen; von den geringen überhaupt existirenden Kenntnissen ruhte die Mehrzahl im Schoosse der Geistlichkeit, und die Kirche selbst brachte die grossen bahnbrechenden Köpfe des Mittelalters hervor, sie selbst zeugte die Kinder, welche sie überwinden sollten. Johann von Salisbury, Albertus Magnus, Roger Bacon, Thomas von Aquin, Duns Scotus, Bonaventura, Vincenz von Beauvais und so viele Andere waren Geistliche, gehörten der Kirche an. Umgekehrt war die Kirche die Wiege alles Fortschrittes, den sie nachher sorgfältig zu unterdrücken sich bemühte. Anfangs verlieh ihr das Wissen Macht, desshalb pflegte sie die Wissenschaft; ihren Händen entschlüpfend, in den Besitz von Laien gerathend, kehrt das Wissen sich aber gegen sie; sie ist nicht mehr seine alleinige Hüterin, und ihr Ansehen sinkt; daher schon seit dem XI. Jahrhundert Unterdrückung der Denkfreiheit in Güte und Gewalt, Verdammung jeder unabhängigen Untersuchung durch die Religion, den Glauben und vor Allem gründliche Ausmerzung aller etwa auftauchenden vom orthodoxen Pfade abweichenden Glaubensbekenntnisse und Sekten. Das blutigste Beispiel hierfür ist zweifelsohne die Geschichte der Albigenser oder Katharer im südlichen Frankreich und nördlichen Italien.

Die Katharer sind nicht die ersten modernen, sondern die letzten Häretiker des christlichen Alterthums, denn sie hängen zweifellos mit dem Manichäismus zusammen. Eine Untersuchung ihrer Lehren weist ein mit letzterem sehr nahe verwandtes Prinzip von metaphysischem Dualismus nach, verbunden mit einem Abscheu vor allem Materiellen, welches als unrein galt. Darum war die Ehe in ihren Augen unerlaubt

---

1) Vgl. z. B. die Erlebnisse H. Vámbérys in Centralasien (*Reise in Mittelasien.* S. 164.) und Jos. Havélys in Arabien. (*Bull. de la Société de géographie de Paris.* 1873. II. Bd. S. 270—271.

und die katharische Heiligkeit nur im Cölibate zu gewinnen. Man fragt sich vergeblich, in welcher Hinsicht diese Ansichten einen Vorzug von jenen der römischen Kirche verdient hätten und welcher Verlust der Kultur durch deren Ausrottung erwuchs. Da indess keine religiöse Verirrung, wie die Erfahrung darthut, gross genug sein kann, um nicht Anhänger zu finden, so hatte auch der Katharismus, in ein förmliches System mit Kirchenhierarchie gebracht, sich bis nach Soissons, Trier, Flandern, Champagne, Lüttich und Köln ausgebreitet; seine Hauptwurzeln behielt er jedoch in den vormals von Arianern eingenommenen Gegenden, wo wahrscheinlich der Geist des Skeptizismus gegen die orthodoxe Kirche noch nicht erstorben war.

Die Albigenser wurden bekanntlich durch einen der blutigsten Kreuzzüge [1]) und die Schrecken der Inquisition niedergeworfen, doch nicht völlig vernichtet; es bedurfte noch eines langwierigen Kampfes, in dem Fanatismus an Fanatismus sich entzündete, ehe die katharische Lehre vom französischen Boden vertilgt ward; denn der Katharismus, der gleich dem persischen Schiitismus trefflich unter der Maske der Orthodoxie sich zu verbergen wusste, schleppte sich von Scheiterhaufen zu Scheiterhaufen bis gegen Mitte des XIV. Jahrhunderts.

Vermochte der Katharismus seine Lebensfähigkeit im Kampfe gegen die Orthodoxie nicht zu bewähren, so genügt doch seine Existenz allein, um diese Lebensfähigkeit innerhalb eines engeren Kreises zu bekunden. Warum also diesem ihn rauben, da er dort den Bedürfnissen entsprach? Einfach weil der Katharismus nicht nur eine religiöse, sondern auch eine politische und nationale Verschiedenheit ausdrückte; er war die Stütze des Adels gegen die Macht des Königs, er war die Religion des ligurischen Südens im Gegensatze zum keltischen Norden. Durch die ganze französische Geschichte zieht sich der Antagonismus der beiden Rassen genau eben so hin, wie in Deutschland jener zwischen Süden und Norden. Die Provence und das Languedoc mit ihren besonderen Idiomen hassten die fränkische Sprache und Sitte, und konnten nur mit Gewalt dazu gezwungen werden. Dieser Zwang vollbrachte eine der grössten Kulturleistungen: er schuf die französische Einheit. Man mag beklagen, dass die Einheit über so viele Leichen schreiten musste, unstreitig erstickte sie auch manch edlen Keim [2]), den grössten Gewinn zieht doch allemal die Kultur aus dem Erwachsen einer mächtigen, einheitlichen Nation, wenn es auch nie gelingt, die ethnischen Unterschiede völlig zu verwischen. Der Albigenserkreuzzug war nicht die Ursache, wohl aber das Mittel zur Verschmelzung des französischen Norden und Südens. Die grossen Fort

---

1) Um die Grausamkeiten gegen die Albigeneser zu illustriren, citirt man gerne das Wort des päpstlichen Legaten bei der Ertsürmung von Beziers: „Tödet sie Alle, Gott wird die Seinen schon herausfinden!" Dieses Wort gehört aber einfach in das Bereich der Erfindungen.

2) Vgl. Giraud-Teulon, *Royauté et bourgeoisie.* S. 8—10.

schritte der Gesittung werden stets nur gewaltsam erzwungen. Die gesammte Geschichte aller Zeiten und Völker bewahrheitet das Wort vom Blut und Eisen; letzteres ist der Pflug, ersteres der Dünger der Kultur.

Der siegreiche Ausgang der Albigenserzüge liess die römische Kirche mit geschwächtem Ansehen zurück; er war der politischen, nicht der kirchlichen Macht zu Gute gekommen. Ist auch kein Tropfen Blut in der Geschichte je zu viel geflossen, die Grausamkeit der kirchlichen Verfolgung selbst, freilich von der unkirchlichen Menge nach Kräften unterstützt, machte ihr die nachfolgenden Geschlechter immer mehr abwendig. Doch kam es bis Ende des XIII. Jahrhunderts noch zu keinem eigentlichen Bruche zwischen Wissen und Glauben. Es bekundete die Kirche aber einen staatsmännischen Scharfblick, indem sie das Wissen als glaubensfeindlich denunzirte, denn dies ist es in der That.

Die Religion im Mittelalter.

Das Mittelalter mit seinen moralischen und sozialen Zuständen wird sofort verständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass die Völker Europas sich in dem Uebergangsstadium der Kindheit zum Jünglingsalter befanden. Auf solcher Stufe ist stets die Herrschaft des Ideales sehr mächtig, in diesem Falle die Religion, welche die Kirche verkörperte. Wo der Idealismus vorwiegt, dort ist aber die Wahrheit ferne, und die Herrschaft eines Grundirrthumes mussten natürlich andere Irrthümer begleiten. Nur die den Thatsachen nicht entsprechende idealistische Auffassung vermag daher von der Kirche zu verlangen, sie hätte dem Menschen des Mittelalters eine höhere Sittlichkeit, eine höhere geistige Richtung verleihen sollen. Kirche, Religion, Christenthum sind nur drei Namen für Ein Ding und dieses Ding gebar der Volksgeist selbst; man gibt sich heute viel Mühe zu beweisen, dass Kirche und Christenthum nicht dasselbe seien, dass die Kirche der Civilisation keine Dienste geleistet habe[1]), vergebens. Die Wahrheit lässt sich nicht unterdrücken. Kirche und Religion waren auch im Mittelalter, wie immer und überall, Produkte der jeweiligen Volkskultur, die dann allerdings wieder sekundär auf diese gewirkt haben. D a s P r i m ä r e i s t s t e t s d e r M e n s c h s e l b s t. Mancher, der dies wohl zugibt, behauptet nun, dass nur der allgemeine Grundcharakter der Religion vom Volke ausgehe, alle weitere Ausschmückung aber, welche nach und nach stets den Grundcharakter vollständig überwuchert und unkenntlich macht, ein Werk der Priester sei, und zwar sowohl ihrer Herrschsucht wie ihrer Schlauheit. Hierdurch seien die bedeutendsten Religionen mit der Zeit etwas ganz Anderes

1) Ein Theil der modernen Presse scheint es wohl für eine würdige Aufgabe zu halten, in solcher Weise „Aufklärung“ im Volke zu verbreiten. Gegen solch schamlosen Missbrauch der Wissenschaft zu Parteizwecken kann nicht genug protestirt werden.

geworden als was sie ursprünglich waren. Letzteres ist gewiss, und auch eine absolute Nothwendigkeit, sonst genössen von allen menschlichen Institutionen die Religionen allein das Privilegium ihren Grundcharakter zu erhalten, keine Entwicklung, mithin keine Geschichte zu haben (in welchem Falle sie dann in der That für übermenschliche, göttliche Offenbarungen gelten müssten); die erstere Aufstellung ist aber ein arger Trugschluss, der sich mit nur geringem Nachdenken aufdecken lässt. An der Herrschsucht der Priester zweifelt Niemand, der da weiss, dass Herrschsucht die charakteristische und natürliche Eigenschaft jedes zu Macht und Ansehen gelangenden Standes ist; ihre Schlauheit, die wohl nichts Anderes als überlegenes Wissen war, habe ich wiederholt hervorgehoben; positiv steht aber fest, dass alle Ausschmückung der Religion mit Dogmen und anderen priesterlichen Erfindungen, wodurch der Grundcharakter der Religion überwuchert wurde, niemals diese Folge hätte haben können, wenn das Volk selbst sie nicht acceptirt hätte. Wäre dem Volke je darum zu thun gewesen, den Grundcharakter seines Glaubens rein zu bewahren, so brauchte es einfach die priesterlichen Erfindungen nicht seinem Glaubensgebäude einzufügen. Desshalb kann man auch von keinem Aufdringen reden und nicht unterscheiden zwischen dem, was Bedürfniss des Volkes ist, das von Dogmen nichts weiss, und was also in guter Absicht entstanden, und zwischen dem, was nachweisbar von den Priestern erfunden, was also angeblich dem Volke aufgedrungen und nicht in guter Absicht, sondern zu dem Zwecke, der Wissenschaft und Forschung entgegenzuarbeiten, aufgebracht worden ist. Diese ganze Unterscheidung ist ein hohler Sophismus, denn wer will sich anmassen zu unterscheiden, welchen Theilen von dem ganzen Irrthumsgebäude, das wir Religion nennen, gute oder nicht gute Absicht zu Grunde gelegen. Auch kommt es darauf nicht im Mindesten an, Ein Beispiel aus der Gegenwart kann dies rasch klar machen. Dem modernen Dogma der Unfehlbarkeit gegenüber hat es die katholische Menschheit völlig in der Hand daran zu glauben oder nicht zu glauben. Die Nichtgläubigen haben sich in der That abgesondert und bilden ein kleines Häuflein, das sich Altkatholiken nennt. Keine Gewalt der Erde könnte die übrigen Katholiken hindern, sich diesen anzuschliessen, wenn sie in der That Gesinnungsgenossen wären. Wenn aber die immense Mehrheit dies nicht nur nicht thut, sondern das neue Dogma gläubig hinzunehmen so — gut ist, dann werden wir mit Recht sagen müssen, dass sie dasselbe sanktionirt hat. Jede Sanktion zieht aber die geschichtliche Verantwortlichkeit unfehlbar nach sich und wir sind vollauf berechtigt, dieses Dogma als dem Sinne und Geiste der heutigen römischen Katholiken vollkommen entsprechend zu erklären; mit anderen Worten der gegenwärtige Katholizismus ist wiederum nichts anderes als ein Produkt der heutigen Volkskultur und führt in letzter Linie wieder auf das Primäre, den Menschen, zurück. Unstatthaft ist also die Darstellung, als ob Kirche und Religion etwas Besonderes, für sich ein Sonderleben Führendes wären, das zur Kultur beliebig in Gegensatz treten könnte. Kirche und Religion können dies in Wirklichkeit nie, sie sind integrirende Theile der jeweiligen Kulturströmung

und weder vermag die Kirche den Kulturprozess zu hindern, noch vermag sie sich ihm selbst zu entziehen. Ueberall ist die Kirche das greifbare „konservative“ Element und der Widerspruch zwischen ihren Bestrebungen und jenen des Liberalismus in der Gegenwart ist selbst sowohl ein Kulturprodukt als ein Kulturelement. Es ist der unaufhörliche Kampf zwischen dem jedem Einzelnorganismus innewohnenden Hange zur Veränderung und der Tendenz des Beharrens, ein Kampf, worauf alle Entwicklung beruht. Sowie der Beharrungssinn, das konservative Element die Entwicklung verlangsamt ohne sie zu hindern; hat auch die Kirche den Kulturprozess nur verlangsamt ohne ihn zu hindern. Dieses Aufhalten selbst war mit allen daran haftenden Kulturauswüchsen eben so nothwendig als vortheilhaft; nothwendig, weil sonst ein geistiges und materielles Ringen nicht entstanden wäre, wie die geschichtslosen Naturvölker lehren, vortheilhaft, weil in diesem Ringen der Sieger erstarkte. Die Uhr der Kirche bleibt immer hinter der wahren Zeit zurück, die Uhr des fortschreitenden „Zeitgeistes“ geht stets voraus. Die wahre Stunde muss der Kulturhistoriker erst berechnen; er findet dann, im Einklange mit meiner Darlegung, dass beiden Theilen in gleichem Maasse Recht und Unrecht zukommen, dass weder die Kirche noch ihre Gegner von schweren Irrthümern frei sind, dass weder der ersteren aller Kulturverlust noch den Letzteren aller Kulturgewinn zuzuschreiben sei. Bedauert man die Nothwendigkeit dieses Kampfes, so verkennt man das Wesen der Kultur; meint man aber, es hätte ohne solchen noch besser kommen können, so ist dies eine leere, unnachweisliche Behauptung, der alle Analogie in der Natur wie im Völker- und menschlichen Alltagsleben entgegensteht.

Von diesen Gesichtspunkten aus möchten wohl die Zustände im Mittelalter zu beurtheilen sein. Nicht „statt einer vernunftgemässen Entwicklung des Lebens, also des weltlichen Elements“, herrschte und gebot die Kirche, sondern die Herrschaft der Kirche war damals eben die vernunftgemässe Entwicklung des Lebens, d. h. die den Verstandeskräften der damaligen Völker angepasste, von ihnen selbst hervorgerufene. Unbestritten begleitete sie manches den gereifteren Epigonen der Jetztzeit unbegreifliche Phänomen. So fasst der Mann nicht mehr die Einfalt seiner Kindheit, glaubt nicht mehr den Märchen seiner Amme, mindert die der Kindheit eigene Zerstörungslust und streift endlich selbst die Ideale der späteren Jugend ab. Alle aber hat er durchgekostet, sie alle waren ihm nothwendige Durchgangsstadien. So auch die vermeintliche Geistesnacht des Mittelalters.

Wer nach Billigkeit im Urtheile strebt, der wird bei genauerer Prüfung bald zur Einsicht gelangen, einestheils dass die geistige Nacht des Mittelalters lange nicht so dunkel war als tendenziöse Federn uns heute einreden möchten [1]), andererseits, dass was an Auswüchsen den Glauben entstellt, die Religion des Christenthums verzerrte, allgemein

---

1) Dies zeigt sehr klar von Hermann Reuter, *Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter*. Berlin 1875, 8°. I. Bd.

menschliche Phänomene waren, die weder dem Christenthume selbst noch seiner Kirche zur Last gelegt werden können. Denn Erscheinungen, welchen wir unter allen Breiten, in allen Glaubenskreisen von den tiefsten bis zu den höchsten, bei den heterogensten Völkerstämmen begegnen, sind wohl mit vollstem Fug und Recht als allgemein menschliche zu betrachten. Dies gedenke ich weiter unten durch einige Beispiele zu zeigen, hier will ich nur noch ein wenig bei der geistigen Seite der religiösen Entwickluug verweilen, weil diese zugleich die später zu erörternden Erscheinungen erklären und begreifen hilft.

Die mannigfachen und oft so abschreckend dünkenden Auswüchse der christlichen Lehre sind nämlich zum grossen Theile auf eine Quelle zurückzuführen, die man am wenigsten dafür verantwortlich zu machen pflegt: auf die philosophischen Doktrinen des heidnischen Alterthums. Schon die älteren Kirchenväter führten die Kenntniss und Pflege der griechischen Literatur und der griechischen Anschauungen ein. Diese Lehren der hellenischen Metaphysik, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, erzeugten nun im Mittelalter einen traditionellen Pantheismus, der sich im Geiste des Volkes eng genug mit dem Christenthume verquickte, um mit diesem selbst verwechselt werden zu können. Nicht in den Lehren der Kirche finden wir also die wahre Volksreligion des Mittelalters, sondern erst wenn wir hinabsteigen in die Tiefen der volksthümlichen Anschauungen. Hier hatten sich aber die pantheistischen Vorstellungen so fest eingenistet, dass sie lange sogar über den hartnäckigen Widerstand der kanonischen Kirche triumphirten, ja den Verfolgungen trotzten, welche diese über die Anhänger der Irrlehre verhängte. Diese gipfelte hauptsächlich in den Ideen Platos, der als Endziel das absolute Aufgehen der geistigen Persönlichkeit in die Gottheit gepredigt hatte. Obschon seit den ersten christlichen Jahrhunderten hauptsächlich in Alexandria und durch einen gewissen Dionysius verbreitet, welcher aus platonischen, neuplatonischen und christlichen Elementen das erste System der Mystik entwarf, fand diese Meinung ihren ersten energischen Vertreter in dem Irländer Johannes Erigena, genannt Scotus (gest. 880), der seit 843 an der Pariser Hochschule lehrte, gewiss die genialste Figur des IX. Jahrhunderts. Endlich wird um 1125 ein sächsischer Aristokrat Hugo v. St. Victor aus dem Geschlechte der Grafen von Blankenburg am Harz, der Begründer der ersten mystischen Schule in Paris, indem er sich an die Lehren des Dionysius anlehnt und ihnen einen kirchlich unverfänglichen Sinn unterlegt. Anfang des XIII. Jahrhunderts stellte wieder zu Paris ein Professor, Amaury de Bène, Sätze auf, welche 1204 verdammt wurden und seinen Anhängern, die sich nach Deutschland, besonders nach Strassburg verbreiteten, die härtesten Verfolgungen eintrug. Alsbald entstehen zahlreiche Ketzersekten, welche im XII., XIII. und XIV. Jahrhunderte ihr Wesen treiben und theils die Autorität der Bibel ausschliesslich verehren, theils den Manichäismus erneuern, theils rationalistische und pantheistische Züge darbieten, welche letztere auf das innigste mit der Mystik verwandt sind. Für diese bildet das

XIV. Jahrhundert in Deutschland die Blüthezeit. Nun erstand der grosse Mystiker, Meister Eckhart (in Strassburg geboren), dessen Philosophie sich in merkwürdiger Weise dem Hegelianismus der Neuzeit nähert und der den Ruhm beanspruchen darf, der wahre Repräsentant der religiösen Tendenzen und mystischen Strebungen der Volksmassen seiner Zeit gewesen zu sein [1]). Innerhalb des Dominikanerordens zumeist vollzieht sich dann die grosse Entfaltung der deutschen Mystik. Eckharts Schüler, die beiden Dominikaner Johann Tauler (geb. 1290, gest. 1361) und Heinrich Suso (Seusse), geb. 1300, gest. 1365) wurden die Begründer des pantheistischen Quietismus [2]), der seine Anhänger in allen Schichten der Gesellschaft zählte. Sie bildeten eine grosse, in halb Europa sich umhertreibende Genossenschaft der Begharden auch Picarden genannt und Lollharden oder Brüder und Schwestern des freien Geistes, und nicht wenige von ihnen mussten den Scheiterhaufen besteigen. Aber auch hier ist es unmöglich, sich zum Vertheidiger der Freidenker aufzuwerfen, denn ihre religiösen Uebungen waren der Art, dass sie in der Gegenwart den Martern der Inquisition zwar entgehen würden, aber nur um von den höchsten weltlichen Strafen betroffen zu werden. Hinsichtlich der fleischlichen Liebe huldigten sie dem weitgehendsten Kommunismus, da es nach ihrer Ansicht nur eine einzige Jungfrau, nämlich die göttliche Weisheit, gebe und geben könne. Völlige Nacktheit galt als wesentliches Erforderniss bei ihren Glaubenszeremonien, wesshalb sie in Böhmen und Oesterreich Adamiten genannt wurden. In der Reformationszeit nahm diese Glaubensrichtung einen neuen Aufschwung und ist selbst in der Gegenwart nicht völlig erloschen [3]).

---

1) Vgl. Wilhelm Preger, *Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter. Nach den Quellen untersucht und dargestellt.* Leipzig, 1874 8. I. Bd.

2) Vgl. Heinrich Heppe, *Geschichte der quietistischen Mystik in der katholischen Kirche.* Berlin, 1875. 8°.

3) Bekanntlich hat Kaiser Josef, seiner sonstigen Toleranz unbeschadet, mit Schwert und Feuer diese in Böhmen verbreitet gewesene Sekte verfolgt und in drakonischen, noch heute geltenden Hofdekreten sie verboten. Vernichtet war sie damit allerdings nicht. Sie bestand geheim fort und in der Bewegung von 1848 fand sie den geeigneten Moment, wiederholt öffentlich aufzutreten. Im Chrudimer Kreise trieben damals die Adamiten ungescheut unter der Führung des „Oberadams" Pelzmann ihr Wesen. Mit der ganzen Wucht militärischer Gewalt wurde die Sekte wieder unterdrückt, aber der damalige Kreishauptmann von Chrudim erklärte sie in dem an die Regierung erstatteten Bericht für „unausrottbar." Das Landvolk in jener Gegend flüstert sich noch heute geheimnisvolle Mären zu von mitternächtigen Tänzen, mit welchen nackte Männer und Weiber die Wälder durchtoben, von gräulichen Orgien, die die Adamiten in ihren unauffindbaren „Betstuben" aufführen. Als Kuriosum sei beigefügt, dass nach Einweihung des neuen Centralfriedhofs in Wien der Redaktion des dortigen *Tagblatt* folgender Brief zuging: „Löbliche Redaktion! Wir erlauben uns hiermit die Anzeige zu erstatten, dass wir heute Vormittag laut Beschluss des Gemeinderathes der Hauptstadt Wien von unserem Rechte Gebrauch machten und den Centralfriedhof um 9 Uhr nach unseren Gebräuchen einweihten. Wien, am 31. Oktober 1874. — Für die Sekte der Adamiten." (*Neues Wiener Tagblatt* vom 1. November 1874.)

Eine andere, weit wichtigere der aus jener Zeit stammenden Sekten, die fälschlich Waldenser genannten, friedlichen Waldesier, welche in der Mitte des XIII. Jahrhunderts in Oesterreich und auch später noch in Ungarn, Böhmen und Mähren, dann im nördlichen Deutschland sich vorfand, lebt heute noch in Turin und in den savoyischen Alpen. Doch dürfen die „italischen Armen", die *societas fratrum italicorum,* nicht auf den Lyoner Kaufmann Petrus Waldez, den Stifter der Waldesier-Sekte (gest. etwa um 1218 n. Chr.) oder auf diese selbst zurückgeführt werden. Es geht der Ursprung der italischen Armen auf die Humiliaten zurück, welche ursprünglich im XI. Jahrhundert eine Laienverbindung waren. Eine ihrer Regeln verpflichtete sie zu gemeinsamer Handarbeit, die zumeist im Weben wollener Tücher bestand. Der Erlös diente zur Unterstützung der Armen. Sie hielten auch regelmässige Zusammenkünfte, wobei jeder, der sich dazu tauglich fühlte, erbauliche Ansprachen hielt. Frühzeitig gewannen auf die Humiliaten die Arnoldisten Einfluss, so dass sich unter ihnen eine Partei bildete, welche den wichtigsten Grundsatz der Arnoldisten anfnahm, dass nämlich eine wirksame Verwaltung des geistlichen Amtes nur von würdigen Priestern erfolgen könne, so zwar, dass die Sakramente, von unreinen Priestern gespendet, keine Kraft hätten. Diese Partei trat in Opposition zu der verweltlichten Hierarchie der damaligen Zeit. Sie erhielt dann durch Waldez einen reformatorischen Impuls und nahm, wenn auch keineswegs alle, so doch wesentliche Elemente von dessen Lehren auf, so dass in einer päpstlichen Bulle von 1184 die Humiliaten und die Armen von Lyon oder die Waldesier als eine und dieselbe Sekte bezeichnet werden konnten [1]).

Angesichts dieser Geistesregungen des Mittelalters dürfen wir uns wohl daran erinnern, dass wir hier vor einem Phänomene stehen, ganz ähnlich jenem, welches die Geschichte Altisraels zu beobachten gestattete. So wie damals den monotheistischen Lehren der allgemeine Polytheismus der Volksmassen entgegenstand, so im Mittelalter der volksthümliche Pantheismus den reinen Dogmen der christlichen Kirche. Wir finden hierin aber zugleich die ersten Spuren der Häresie, welche wenige Jahrhunderte später in der völligen Reformation sich ausbilden sollte.

Aberglauben und Wunder.

Neben den erwähnten eigenthümlichen Geistesregungen verdunkelten den Kultus unzählige abergläubische Einrichtungen und Vorstellungen; es gab wunderthätige Heiligenbilder und Mirakel, Handel mit Reliquien

1) Wilh. Preger, *Beiträge zur Geschichte der Waldesier im Mittelalter. (Abhandl. der histor. Cl. d. königl. bayr. Akademie der Wissenschaft.* XIII. Bd. I. Abth. München 1875) und Emilio Comba, *Valdo ed i Valdesi avanti la Reforma.* Firenze 1880 8°.

von Heiligen, natürlich unechten, und mit Ablässen. Vorurtheilslose Prüfung lehrt indess, wie erwähnt, dass alles dies keine spezifischen Erfindungen der christlichen Kirche, sondern des menschlichen Geistes sind, denn wir begegnen heute noch genau den nämlichen Erscheinungen im buddhistischen Hinterindien und zwar am meisten gerade in jenen Gegenden, welche sich vor jeglicher Berührung mit den Fremden am sorgsamsten abgeschlossen hielten. Auch stand im Punkte des Aberglaubens das Mittelalter nicht tiefer, als das gebildete klassische Alterthum. Aberglauben der sonderbarsten Art spuckte im antiken Rom eben, als die alte Volksreligion zu Grunde gegangen und der Atheismus eingezogen war, er herrscht noch in ausgedehntem Maasse bei einem Kulturvolke vom Range der Chinesen [1]), von geringeren gar nicht zu reden. Wenn durch Zufall, sagt Du Halde, von den Wunderpriestern der Chinesen, eintritt, was vorhergesagt ist, so wurzelt der Aberglaube fester als je; zeigen sich die Vorhersagungen falsch, so begnügt man sich zu sagen, der Wahrsager habe seine Kunst nicht verstanden; der Künstler irrte, die Kunst selbst ist unfehlbar. Ein Gleiches erzählt J. Halevy von den Scherifs in Südarabien [2]) und Livingstone von den Regendoktoren Südafrikas. Letztere behaupten die Kunst zu besitzen Regen machen zu können und wie wenig im Grunde genommen ihre Anschauung der Dinge von der bei christlichen Völkern üblichen sich unterscheidet, zeigt ein geradezu köstliches Gespräch zwischen dem Missionär und einem solchen Regendoktor der Betschuanen, wobei Letzterer der minder Kluge gewiss — nicht ist [3]). Wie alle Geheimkünstler, so scheinen auch die Regenmacher grossentheils an ihre Kunst zu glauben, und es möchte schwer sein zu sagen, wo der Selbstbetrug aufhört und der gewöhnliche anfängt. So überzeugt ist bei den Australiern z. B. selbst der Schamane von der Wirksamkeit seines Zaubers, dass er, befällt ihn selber eine Krankheit, dies dem Zauber eines ihm feindlichen Schamanen zuschreibt und unwandelbar einen anderen Heilkünstler rufen lässt. Mit solch abergläubischer Vorstellung stehen die Bittgänge und Regenprozessionen der christlichen Völker auf einer Stufe [4]). Dass aber die Regenprozessionen keine Erfindung der Kirche, sondern Ueberlebsel der Heidenzeit sind, zeigt das Beispiel der Bulgaren, deren Geistlichkeit dagegen eifert [5]).

---

1) Darunter der eigenthümliche *Feng-shui*-Aberglauben, welcher das ganze soziale Leben durchzieht. Siehe Ernest J. Eitel, *Feng-shui, or the rudiments of natural science in China.* London 1873. 8°.

2) *Bulletin de la Soc. géogr. de Paris* 1873. II. Bd. S. 590.

3) David Livingstone, *Missionary Travels and researches in South Africa.* London 1857. 8°. S. 23—25.

4) Einen sehr ergötzlichen Fall in Tete am Zambesi, wo zwar der christliche Priester klüger als der heidnische Regenmacher sich erwies, im Uebrigen aber Beide auf derselben Stufe des Aberglaubens erscheinen, erzählt gleichfalls Livingstone: *Narrative of an Expedition to the Zambesi and its tributaries.* London 1865. 8°. S. 47—48.

5) F. Kanitz, *Donaubulgarien und der Balkan.* Leipzig 1875. 8°. I. Bd. S. 63.

Manche abergläubische Meinungen, wie z. B. jene über den Einfluss des Mondes [1]), ziehen sich die ganze Kultur hindurch, ohne Rücksicht auf Religion und Volk. Die Stichomantie ging wie bei den mittelalterlichen Christen auch bei den alten Griechen, Römern und Arabern im Schwange und in der gefeierten Gegenwart prophezeit man in einem ob seiner Freiheit gefeierten Lande aus rotirenden Hüten und Tischen. In den Vereinigten Staaten herrscht keine Kirche, keine bestimmte Religion, und doch eine tiefe Umnachtung der Geister, worin Springer, Shakers und Spiriten ihren Spuck treiben [2]). Diese sind die direkten Nachkommen der Tanzwüthigen [3]) und Geisselbrüder oder Flagellanten des Mittelalters, die im XIII. und XIV. Jahrhunderte Europa in Schaaren durchzogen. Die Tanzwuth, die Geisselwuth, die Manie der Hexenverfolgung und die Dämonensucht im Mittelalter, zu der wir in dem Unfug der eben erwähnten Klopfgeisterei ein modernes Analogon besitzen, erscheinen uns, darüber ist keine Täuschung mehr möglich, als wahre Volkskrankheiten, als Typen psychischer Seuchen. Bei Geisteskrankheiten sind die Störungen der physischen Funktionen die vorwiegenden und zwar desswegen, weil die anatomischen Veränderungen vorzugsweise oder ausschliesslich die Rinde der Gehirnhemisphären, den zweifellosen Sitz der geistigen Thätigkeiten, betreffen. Nun dürfte es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dass wie der Einzelne, so auch eine Völkerschaft, eine Nation, wenn sie längere Zeit unter der Herrschaft der nöthigen krankmachenden Einflüsse gestanden, geisteskrank werden kann. Eine Geisteskrankheit wird so im eigentlichen Sinne epidemisch oder endemisch, eine „physische Seuche“. Dass ein Wahn sich durch „physische Ansteckung“ von einer Person auf eine andere übertragen kann, steht unwiderleglich fest. Die Athapasken z. B. leiden oft, wie die Samojeden, Tungusen und andere nordische Völker, an Hallucinationen; oft zeigt sich bei einzelnen eine ausserordentliche Ueberreizung des Nervensystems, die sich alsdann die Nachbarn mittheilt und seuchenartig von Stamm zu Stamm eilt, namentlich die Weiber ansteckt und die Ergriffenen zu den tollsten Thaten bringt [4]). Nicht nur die Irrenhäuser, sondern auch die Völkerkunde erbringt für diese Erscheinung tausendfache Belege, indem sie darthut, wie im steten Umgange mit niederen Rassen auch

---

1) Ueber die wichtige Rolle des Mondes im Volksaberglauben aller Nationen wie in ihren religiösen Anschauungen vgl. Peschel, *Der Mann im Monde. (Ausland* 1869. S. 1057—1061). Dr. R. Hassencamp. *Die Mondflecken in Sage und Mythologie. (Ausland* 1873. S. 534—536, und *Globus* Bd. XXIII. S. 108—109.)

2) Vgl. Hepworth Dixon, *New America.* London 1867. 8°. 2 Bde. und dessen *Spiritual Wives.* London 1868. 8°. 2 Bde. dann: Charles Nordhoff, *The communistic Societies of the United States, from personal visit and observation.* London 1875. 8°.

3) Die verschiedenen Arten der Tanzwuth stellen sich als epidemisch und endemisch auftretende komplizirte Formen von Krämpfen dar und sind, weil in krankhaften Geisteszuständen wurzelnd, von dem trefflichen Neuropathologen Romberg treffend als psychische Krämpfe bezeichnet worden. *(Gaea,* 1876. S. 42.)

4) *Globus.* Bd. XXXII. S. 235.

die gesitteteren Menschen von deren Vorurtheilen und Aberglauben ergriffen werden. Selbstverständlich ist bei einer solchen psychischen Seuche nicht das gesammte Volk erkrankt, wie ja auch Typhus-, Blattern- und dergleichen Epidemien nicht Alle ergreifen, aber doch ein solcher Bruchtheil desselben, dass das Thun und Treiben eines solchen Volkes im Grossen und Ganzen den Charakter des geistig Abnormen an sich trägt [1]).

Nur diese Auffassung verhilft uns zu einem Verständnisse dieser mittelalterlichen Erscheinungen überhaupt und erklärt zugleich, wie so dieselben, obwohl durch strenge Verbote unterdrückt, doch zur Zeit des „schwarzen Todes" 1347—1349 mit Macht wieder auftreten konnten. Schwere Schicksalsschläge begünstigten allemal religiöse Schwärmerei, wie selbst die Gegenwart bestätigt [2]), welche übrigens bei angeblich Gebildeten noch genug des Aberglaubens zu verzeichnen weiss. All' unsere Sympathien und Antipathien, unsere Scheu und Vorliebe für Menschen, Geschöpfe, Zahlen, Tage, was sind sie anders als Ueberbleibsel der Ammen- und Märchenwelt? Religion und Kirche haben nicht das Geringste damit zu thun. Wohl hat letztere sich bemüht, manchen dieser Aberglauben eine christlich-religiöse Deutung zu unterschieben, sie hat sie aber nicht erfunden, sondern schon vorgefunden. So ist die Sitte des „in den April schicken" höchst wahrscheinlich der Rest eines keltischen, aus der indogermanischen Urzeit stammenden Festes, denn in Indien hat heute noch das Hul-Fest ganz denselben foppenden Charakter; das sogenannte Osterwasser [3]) verdankt seine abergläubische Bedeutung dem Kultus der altgermanischen Göttin *Ostara,* der Venus der alten Sachsen. Das ganze Osterfest ist heidnischen Ursprungs, das alte Frühlingsfest, zu dessen Feier zu Ehren des rothbärtigen *Donar,* des gewaltigen Gottes des Gewitters und der Fruchtbarkeit, und der leuchtenden Ostara Freudenfeuer angezündet wurden. Die Kirche hat diese tief eingewurzelte Sitte in der Feuerweihe am Charsamstage verchristlicht, indem sie derselben eine andere tiefe und schöne Deutung gab. Ausser diesem Lenz- und Siegesfest im Frühlinge feierten die germanischen Heiden im Hochsommer ein Dankfest für den Ertrag ihrer Felder und begingen im Winter das Julfest, die mit uraltem dunklen Namen belegte Feier der Wintersonnenwende. Die alten „Würzfeuer" mit geweihten Kräutern und Tanz, wie sie schon der römischen Göttin Vesta galten, zu Sommeranfang, dem einstigen

1) Dr. A. Völkel, *Psychische Seuchen.* (*Gaea* 1876. S. 41—45.)

2) Man beklagt sich gerne über die vor einigen Jahren überhand nehmende Bigotterie in Frankreich. Die Wallfahrten nach Lourdes, Paray le Monial u. dgl. sind aber unmittelbare, naturgemässe Folgen der deutschen Siege. „Noth lehrt beten." sagt ein wahres deutsches Sprichwort.

3) In Tirol glaubt man, das Osterwasser, aus Quelle oder Fluss gegen die Strömung geschöpft, bewahre die Menschen vor Fieber und das Vieh vor Krankheiten Auch mache das Osterwasser schön und schütze vor dem bräunenden Einflusse der Sonnenstrahlen, wesshalb die Mädchen sich fleissig damit waschen.

hohen Sonnenfeste alles Werdens und Gedeihens, sind jetzt mit dem katholischen Feiertag „Johannis zur Sonnenwende“ abgethan, immer aber lodern noch die Feuer auf den Bergeshöhen in Schwaben und anderwärts. An Stelle des Julfestes sind aber unsere Weihnachten getreten, um welche Zeit in Norddeutschland noch im Mittelalter feierliche Umzüge gehalten wurden, und noch mancher Brauch erinnert an das altgermanische Fest. Ein solch uralter Brauch hat sogar in unserer sonst so farblosen und an poetischer Symbolik so armen Gegenwart eine wirksame Neubelebung empfangen; den Weihnachtsbaum[1]), dessen Verwandtschaft mit dem Maibaum und seiner vielverzweigten Sippe in die Augen springt. Die Herkunft des letzteren aus dem germanischen Mythos unterliegt aber keinem Zweifel[2]). Aus einer antiken, über die ganze Erde verbreiteten Baumverehrung entspringt ferner die poetische Verklärung der Linde, gleichwie die Verehrung der Rose eine den bedeutendsten Völkern gemeinsame ist. Die Römer, namentlich in der Kaiserzeit, entwürdigten die Rose in raffinirtem Luxus und sinnloser Verschwendung, und aus der Opposition dagegen erklärt es sich, dass das Christenthum zu Anfang mit dem römischen Luxus auch den Rosenschmuck überhaupt verdammte. Später hingegen wird die Rose in zahlreichen Heiligen- und Märtyrer-Legenden sowie im Marienkultus ein Gegenstand der Verehrung und auch in der christlichen Kunst mit Vorliebe verwendet. Auch das christliche Weihwasser hängt mit einem alten Wasserquell- und Brunnenkult zusammen, den wir bei ganz ferne von einander liegenden Völkern zu verfolgen im Stande sind. Wie bei den Serben fand F. Kanitz auch in Bulgarien Spuren jenes alterthümlichen Wasserkultus, wie er einst nach den Berichten alter Schriftsteller bei Galliern, Germanen und anderen Völkern als „Seekultus“ verbreitet war. Den Göttern der See wurden Opfer aller Art gebracht und einen Rest dieser Traditionen darf man wohl in den Münzen erblicken, welche die Südslaven, ähnlich den Schotten und Anderen, in die geweihten, heilthätigen Quellen werfen. Der Glaube an die Heilkraft des geweihten Wassers ist gleichfalls unendlich weit verbreitet und die gegenwärtig vielbesprochene Grotte von Lourdes mit ihrem Wasser eine ganz normale Erscheinung. Das bulgarische Kloster Sveti Vraca besitzt eine Quelle, deren mystisch wirken sollende Heilkräfte, namentlich für Augenkrankheiten, sehr viele Gäste dahin führen[3]). Ganz analog kommen zu Banon im buddhistischen Kambodscha kranke Pilger, um dort das heilige Wasser zu trinken und dadurch zu gesunden[4]). Auch bei den Laos gilt geweihtes Wasser, das den Kranken eingegeben wird, als Universalmittel[5]).

---

1) Siehe die anspruchslose kleine Schrift: *Weihnachten. Interessante und lehrreiche Mittheilungen über die Entstehung, Bedeutung und Feier der Weihnachten.* Görlitz 1876 8°.

2) Vgl. darüber: Wilhelm Mannhardt, *Wald- und Feldkulte.* Erster Theil: *Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme.* Berlin 1875. 8°.

3) F. Kanitz, *Donaubulgarien.* I. Bd. S. 207.

4) Henri Mouhot, *Voyage dans les royaumes de Siam, de Cambodge, de Laos.* (*Le Tour du Monde* 1863. II. Bd. S. 295.)

5) *Globus.* VII. Bd. S. 138.

Noch eine ganze Reihe der wichtigsten Erscheinungen im religiösen Leben der modernen Völker lassen sich auf fremde Ursprünge zurückführen; um nur die wichtigsten davon hervorzuheben, erinnere ich an den Marienkult, der zum Theile, wie wir schon sahen, an die italische *Fortuna primigenia*, zum Theile auch an die Liebesgöttin der nordischen Sagen anknüpft [1]). Dessgleichen ist der katholische Heiligendienst nichts als die direkte Fortsetzung des altrömischen Heidenthums, welches die Götter aus aller Welt in ein Pantheon versammelte; das romanische Christenthum substituirte statt derselben gegen jedes einzelne Uebel, fast bis auf die *Venus Cloacina* herab, einfach seine Heiligen. So ward der alte Perseus zum Drachenkämpfer St. Georg. Dass aber auch dieser Dienst keine Erfindung der Kirche gewesen, zeigt sich daraus, dass der Protest wider den falschen Heiligendienst von einem — Kardinal, dem bekannten Nikolaus von Cusa ausging. Mit Recht erhob er die Anklage, zu Gott werde unmittelbar gar nicht mehr gebetet; zu ihm, der ein Geist sei, könnten auch nur Menschen von Geist sich erheben; dafür stellten die Römer zehntausend Mandatare auf, an welche man seine Bittschriften, Opfer und Gebete abzugeben hatte, damit sie zum Throne des Allerhöchsten gelangten. Andererseits können wir uns über diese Verwandlung des römischen Pantheons in katholische Heilige weder verwundern noch etwa dieselbe der Kirche zur Last legen, wenn wir erfahren, wie das Alterthum in den heutigen Volkssagen der Römer noch fortlebt [2]). In Deutschland suchte das gemeine Volk sich die importirten Heiligen auf seine Weise verständlich zu machen, so gut es eben ging, und es — ging vortrefflich. In innigstem Konnex mit dem Heiligendienste stand natürlich der Reliquienkult, welchen wir im Gegensatze zu dem durchaus schamanistischen „Gebete“ [3]) als ein Gemisch von Ahnenverehrung und Fetischismus definiren und für eine der niedrigsten Formen des religiösen Kultus halten dürfen [4]). Der Reliquienkult ist im Religionsleben der Völker nichts Neues, auch das Alterthum huldigte ihm. Die hellenische Welt bewahrte die Riesen-

---

1) Siehe Carl Blind, *Freia-Holda, the teutonic goddess of love. (Cornhill Magazine* 1872. I. Bd. S. 599—615.)

2) R. H. Busk, *The folk-lore of Rome. Collected by word of mouth from the people.* London 1874. 8°. Zwei übernatürliche Wesen, welche wiederholt darin vorkommen, sind näherer Beachtung werth, als Mittelglied gewissermassen der alten Mythologie und modernen Volkssage. Das eine ist eine mächtige Zauberin, *Fata*, stets wohlwollend und gütig, zunächst mit den französischen Feen charakterverwandt. Das andere ist *Orco*, der in Gemeinschaft mit seinem Weibe *Orca*, dem nordischen *Troll*, dem modernen griechischen *Drakos* und der russischen Schlange entspricht, offenbar der legitime Erbe des alten lateinischen Gottes der Unterwelt, des *Orcus*, von dem auch der französische *Ogre* stammt.

3) Peschel, *Völkerkunde*. S. 281.

4) Martin Schleich, *St. Benno. Ein Beitrag zur Geschichte des Reliquienverkehrs. (Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1874. No. 169. S. 2627.) Vgl. auch Tylor *Anfänge der Kultur.* II. Bd. S. 150—152.

knochen angeblicher Giganten und die Skelete der Landesheroen in gewaltigen Schreinen innerhalb der Tempelkammern. Aehnlich erfuhren die Israeliten von den Gebeinen der Riesen Og und Sichon, die in eisernen Betten in Basan ruhten; zur Eroberung Jerichos aber bedurften sie der Bundeslade mit den Gebeinen Josephs, wie die rabbinische Legende meldet. Manche dieser Reliquien sind ohne Zweifel ins Christenthum herübergewandert, so in San Christoforo in Venedig der unschätzbare Zahn dieses Riesenheiligen, den Christen der ersten Jahrhunderte blieb aber der Reliquiendienst fremd, man war sich selbst der Grabstätten der Heiligen häufig nicht bewusst. So gut indess die Spartaner Leonidas Gebeine vierzig Jahre nach seinem Tode von den Thermopylen und die modernen Franzosen die Asche des grossen Napoleon von St. Helena heimholten, um sie im Pariser Invalidendome beizusetzen, so gut als das heutige Venedig die sterblichen Reste des Freiheitskämpfers Manin in herrlichem Steinsarkophage an der Markuskirche beisetzte, so gut mussten die Christen die Körper derjenigen ehren, die im Kampfe gegen das Heidenthum ihr Leben gelassen. Dies ist so natürlich, dass wir dasselbe Phänomen überall wiederkehren sehen. Ich citire nochmals die Gebiete des Buddhismus, wo der Reliquiendienst stark im Schwunge ist. Jedes Kloster, jede Pagode in Siam muss auf irgend eine Reliquie gegründet sein und, um die Aehnlichkeit voll zu machen, tritt dort der Zahn Buddhas als geschätzteste Reliquie [1]) an die Stelle jenes des hl. Christoph. Auch die Sitte der Opfergaben, wie sie in christlichen Ländern vorkommt, ist in Hinterindien verbreitet, und zwar viel intensiver als in unseren Breiten, also abermals kein spezifisches Erzeugniss der christlichen Kirche. Der laotische Dolmetsch, welcher die französische Expedition am Mekhong unter Doudart de Lagrée 1866 und 1867 begleitete und unterwegs den Freigeist gespielt hatte, erlitt in Phnom, einer Kreishauptstadt und einem berühmten Wallfahrtsorte mit einer sehr reich beschenkten Pagode, einen so heftigen Anfall von Frömmigkeit, dass er nach Landesart für Buddha als Weihgeschenk das vorderste Glied des Zeigefingers sich abschneiden liess, welches mit Hilfe eines Lineals und einer Guillotine von den freundlichen Tempeldienern sehr rasch besorgt wurde [2]). Wahrscheinlich gilt dies als Surrogat für ein Menschenopfer, wenigstens finden wir als solches das nämliche Opfer des Gliedes eines kleinen Fingers unter dem Namen *Tutunima* auf den Tonga-Inseln wieder [3]). Thier- und sogar Menschenopfer haben sich hier und da sogar bis in die Gegenwart erhalten und werden bei Gelegenheit der Fundamentirung von Neubauten

---

1) Siehe darüber die interessante Schrift von Sir Mutu Coompara Swamy, *The Dathavansa; or the history of the Tooth-Relic of Gotama Buddha. Edited in the original Pali and translated into English.* London 1875. 8°.

2) *Ausland* 1870. S. 9.

3) Carl E. Meinicke. *Die Inseln des stillen Ozeans. Eine geographische Monographie.* Leipzig 1875. 8°. I. Bd. S. 360.

sowohl im Norden[1]) wie im Süden[2]) Europas dargebracht, um als schützender, den Bau tragender und behütender Dämon darin zu wohnen. Dass auch hier wieder eine allgemeine menschliche Anschauung vorliegt, die in noch tiefere als die unmittelbare heidnische Vorzeit reicht, dafür ist ein sicherer Beweis, dass bei verschiedenen wilden oder halbwilden Nationen aller Welttheile (bei den Dayak auf Borneo, den Alfuren auf den Molukken, in Birma, im Pundschâb, in Japán, Senegambien, Oberguinea, Sudan, Polynesien, Neugranada, u. s. w.) sich Menschenopfer als Unterlage der im Bau begriffenen grösseren Häuser, Festungen, Tempel oder Deiche entweder noch bis heute in allgemeiner, durch die Religion gebotener Uebung erhalten haben, oder erst in neuerer Zeit abgeschafft oder durch Thiere ersetzt sind[3]). Ebenso universell ist der Dämonenglaube, dem der Teufel und die damit zusammenhängenden Hexen entspringen. So innig verwachsen mit dem Christenthume ersterer scheinen mag, so ward doch in der christlichen Teufelssage altgermanisches Heidenthum nachgewiesen, wurzelt er in älteren Vorstellungen, die in das indische und ägyptische Alterthum hinaufreichen[4]), und ist er bei Völkern heimisch, die mit dem Christenthume nicht das Geringste zu schaffen haben. Den Kambodschanern ist der Teufelsglaube in ihren Religionsbüchern nicht vorgeschrieben, und doch glauben sie fest daran[5]). Aber auch im westlichen Indien[6]) und, was noch viel mehr, sogar im prosaischen China[7]) spielt der Teufel eine wichtige Rolle. Was jedoch die Hexen anbetrifft, auf welche ich in einem späteren Abschnitte zurückkommen werde, so sei hier nur kurz bemerkt, dass auch sie weder eine Erfindung des Klerus noch eine Ausgeburt der europäischen Phantasie sind, denn wir finden sie bei der Mehrzahl der Naturvölker.

In vielen Fällen versuchte die Kirche den Aberglauben zu beseitigen, abergläubische Gebräuche der Heidenzeit abzustellen, oft aber konnten sie dem widerstrebenden Volke nicht entrissen werden. Die Politik der Kirche gegen das Heidenthum wandte sich dann bald von starrer

---

1) Noch 1843 bei Erbauung der Elisabethbrücke in Halle a/d. Saale und bald darauf bei Errichtung der Eisenbahnbrücke über das Göltsch-Thal in Reichenbach trug sich das Volk mit dem Gerüchte, ein derartiges Menschenopfer habe stattgefunden. In Skutari sind wirklich noch 1865 muhammedanische Maurer *in flagranti* bei dem Versuche ertappt worden, zwei Christenkinder in das Fundament des Blockhauses von Duga einzumauern.

2) Louis Leger, *Etudes slaves.* Paris 1875. 8°. S. 87.

3) *Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft* 1874. No. 5. S. 35.

4) Siehe Dr. Gust. Roskoff, *Geschichte des Teufels.* Leipzig 1869. 8°. 2 Bde. Die schlimme Gottheit *Hüsi* der Tschuden, ein boshafter Waldkobold, wurde nach Einführung des Christenthums mit dem christlichen Teufel identifizirt oder ging doch in diesen über. (W. J. A. Frhr. v. Tettau, *Ueber die epischen Dichtungen der finnischen Völker, besonders die Kalewala.* Erfurt 1873. 8. S. 241.)

5) *Ausland* 1853. S. 816.

6) *On the belief in Bhutas, Devil and Ghost-worhsip in Western India.* (*Athenaeum* No. 2513 vom 25. Dezember 1875. S. 833.)

7) *Globus.* XXII. Bd. S. 349.

Opposition zu weit wirksamerer Assimilation; was sie nicht zu vernichten vermochte, adaptirte sie, wandelte sie um. Auf dem Monte Cassino stand im VI. Jahrhundert noch ein dem Apoll geweihter Tempel, bis der heilige Benedikt, ein zweiter Josiah, die Götzen und den Altar in Trümmer schlug, die Bäume ringsum verbrannte und dem heiligen Martin eine Kirche erbaute. Dieser Fall ist typisch. So auch wurde *Nikur,* der skandinavische Wassergeist im Mittelalter, zum heiligen Nikolaus, dessen Statue zu Liverpool englische Seeleute vor ihrer Abreise gar manche Spende überbrachten, wie sie dieselbe bei ihrer Rückkehr mit Freudenrufen und Dankesworten begrüssten. Der Baum des heiligen Bonifazius ist ein Beispiel mehr. So auch hat, wie erwähnt, das Weihnachtsfest sich an die Stelle des Julfestes gesetzt. Viele Heidenbräuche empfingen also von der Kirche — nach dem Grundsatze, der Klügere gibt nach — Nachsicht, Aufnahme und Umbildung. Konservativ ihrem Wesen nach erhielt sie dieselben nunmehr, weil sie zu zerstören sie nicht die Macht besass. Mit dem Konserviren des Aberglaubens ging aber alsbald ein Benützen desselben und mit der Benützung, wie allerorts, der Missbrauch Hand in Hand. Ganz besonders gilt dies von den Reliquien, und man kann wohl alles einräumen, was über die Fälschung von Märtyrergebeinen geschrieben worden ist. Es kann aber eben so wenig Wunder nehmen, dass solche Fälschungen vorkamen, als dass falsche Edelsteine für echte ausgegeben werden. Wo keine Nachfrage nach einem Artikel vorhanden, ist keine Gefahr einer Fälschung. Nun habe ich gezeigt, wie der Reliquienkult etwas absolut menschliches sei und die grosse Nachfrage nach Märtyrergebeinen daher sehr begreiflich ist; schon die Langobarden durchwühlten die römischen Coemeterien, theils des Gewinnes wegen, theils mit frommer Wuth, um sich mit heiligen Gebeinen zu beladen. Im eigentlichen Mittelalter war übrigens der Reliquienverkehr ein noch sehr geringer, weil man im Laufe der Zeit die Spur der Katakomben verloren hatte, welche die meisten heiligen Leiber bargen. Um diesen Gegenstand indess gleich hier zu erschöpfen, greife ich über die mittelalterlichen Epochen hinaus und erwähne, dass nach Wiedererschliessung der Katakomben im letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts eine neue Art von Schatzgräberei durch Privatunternehmer begann, welche die gefundenen Knochen zu verwerthen wussten, dass die Mühe sich lohnte. Anfangs betrog man sich in den meisten Fällen selbst und im guten Glauben auch Andere. Später aber setzte man den Schwindel fort, auch nachdem die Chemie den zwingenden Beweis geliefert, dass in den Blutampullen, welche als sicheres Indicium der Märtyrerleiber galten, keine Spur von Blut vorhanden, denn de Lattre in Dieppe und Girardin in Rouen haben dargethan, dass die Bestandtheile des vermeintlichen Märtyrerblutes mineralisch, nämlich Eisenoxydhydrat sind. Wenn das päpstliche Dekret vom 10. Dezember 1863 erklärt: „Um Aergernisse der Gläubigen zu vermeiden, seien die blutgefärbten Gefässe nach wie vor für Märtyrerzeichen zu achten," so kann gegen solch psychologisch leicht verständliches Gebahren nur Jener sich erheben, der da meint: „Die Kirche soll untrügliche Hüterin der Wahrheit sein und nicht

auf Kosten derselben die Idee vertreten, nicht leichtsinnig den Aberglauben statt des wahren Glaubens fördern." Wir, die wir nicht wissen was eigentlich der „wahre" Glaube ist, und wie sich derselbe vom Aberglauben unterscheidet, die wir uns überzeugt halten, dass die Kirche die Hüterin der Wahrheit gar nicht sein kann, dürfen uns nicht auf solchen Streit einlassen. Uebrigens scheint uns die Reliquienfälschung nicht um ein Haar schlimmer als jene klassischer Antiken, womit der arglose Spaziergänger z. B. an den Gestaden des bajanischen Golfes und auch im Orient heimgesucht wird. Auch haben wir aus der unerschöpflichen buddhistischen Schatzkammer sofort ein Beispiel zur Hand, um zu zeigen, dass die gedachte Erscheinung wiederum nicht im Christenthume allein vorkommt, sondern es auch in Hinterindien nicht an betriebsamen Schlauköpfen fehlt, die gefälschte Reliquien, namentlich die viel gesuchten Buddha-Zähne, in Umlauf zu setzen wissen[1]). Gleichwohl, trotz Reliquientrug und Mirakelschwindel, bildete beabsichtigter Betrug überall die seltene Ausnahme; in der Regel glaubten Kirche und Priester selber fest daran, wie die vergleichende Völkerkunde lehrt[2]). Und obwohl lange der Klerus mehr Wissen besass, als die Laienwelt, so erklärt doch die allgemeine Unwissenheit, dass Manches für Wunder gelten musste, was erst die Forschungen späterer Zeiten des Wunderbaren entkleideten. Ein geradezu typischer Fall dieser Art aus neuerer Zeit verdient hier erzählt zu werden. Am 26. Mai 1871 wurde in dem Stadttheile Trastevere zu Rom von einigen Leuten bemerkt, dass das Madonnenbild am Platze von San Crisogono die Augen bewege. Natürlich sprachen bald Tausende begeistert von einem Wunder. Ein Herr Martin Morgen liess sich durch die zahlreichen positiven Versicherungen von dem Mirakel bestimmen, hinzugehen und — auch er sah die gemalte Madonna ihre Augen bewegen. War nun hier Priesterspuck im Spiele? Keineswegs, denn das Bild, ein Freskogemälde, steht ohne Glas und Rahmen im Freien, die Mauer worauf es gemalt, ist dick und unversehrt, und jeder mechanische Schwindel würde vor dem hellen Tageslicht zu Schanden. Dennoch erblickten Alle in ein und demselben Objekte ein und dieselbe Bewegung. Wie ging dies zu? Sehr einfach: bekanntlich erweitert sich der länger anhaltende Eindruck einer lebhaften Farbe derart auf der Netzhaut unseres Auges, dass er daselbst allmählig den Eindruck unmittelbar daran grenzender, schwächer gefärbter Objekte zuerst intermittirend und später gänzlich verdrängt. Das Madonnenbild

---

1) Ein ähnlicher Betrug wurde im Norden Siams entdeckt, wo ein schlauer Mönch vorgegeben hatte eine Offenbarung erhalten zu haben, dass die Beichte strenger einzuführen sei. Er forderte das Volk auf, einen Baum niederzuschlagen, der die Echtheit seiner Erleuchtung bestätigen würde. Wirklich fand man auch im Holze des Baumes eine Schachtel mit einer Rolle, auf welcher die Beichte empfohlen wurde. Allein später gelang es den Priester zum Geständniss zu bringen, dass er vor Jahren die Urkunde in den Baum verborgen und gewartet habe, bis er herumgewachsen war. (*Ausland* 1867. S. 797.)

2) Peschel, A. a. O. S. 280.

von S. Crisogono hat nun die Augen nach abwärts gerichtet, beinahe verschlossen, und der ziegelfärbige Augendeckel ist es, welcher in diesem Bilde die kaum sichtbaren Augäpfel nach längerer Betrachtung gänzlich auf unserer Netzhaut verdrängt [1]) und die Täuschung einer wirklichen Bewegung erweckt [2]), die wir mit unseren Augen wirklich sehen. Nun liegt es auf der Hand, dass ohne die optischen Kenntnisse der Gegenwart diese einzige Lösung des Räthsels nicht gelingen kann und in früheren Jahrhunderten unmöglich gewesen wäre. Auch Römer und Griechen hielten für ein „Wunder," was sie auf natürlichem Wege nicht zu erklären vermochten. Viele der mittelalterlichen Mirakel sind sicher keine Lüge, sind gewiss wahrgenommen worden, nur ihre natürliche Erklärung war noch nicht gefunden. So ist es gar nichts Seltenes, dass man in Russland Leute antrifft, die im guten Glauben behaupten, die Erscheinung von Heiligen gesehen zu haben, und die Erklärung dafür mag in den häufig in Russland vorkommenden Luftspiegelungen liegen [3]). Bekanntlich haben sich in allerjüngster Zeit die Wundererscheinungen sehr gehäuft (wohl nur weil die gegenwärtige Strömung von jedem solchen Falle Notiz zu nehmen beflissen ist), und wenn auch ein gut Theil davon auf Rechnung frommen Betruges kommen mag, so leben unzweifelhaft die meisten dieser Visionäre im besten Glauben. Nicht allgemein bekannt dürfte es vielleicht sein, dass im fernen China die religiös-politische Bewegung der Taïping in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts solchen Visionen des Stifters Hung-tsiu-tseuen ihren Ursprung verdankt [4]).

Die vorstehenden Bemerkungen sollen natürlich nicht in Abrede stellen, dass mitunter auch beabsichtigter Betrug bei angeblichen Wundern obwaltete. Wir sind hier freilich fürs Mittelalter auf blosse Vermuthung angewiesen, denn in den seltensten Fällen war der Betrug durchschaut, vielmehr das angebliche Wunder steif und fest geglaubt. Unser einziges Mittel besteht in der sorgfältigen Beobachtung der Vorgänge in der Gegenwart, aus welchen sich dann Rückschlüsse auf die Vergangenheit ziehen lassen. Desshalb ist der Fall der merkwürdigen Louise Lateau von Bois d'Haine in Belgien, welche seit Jahren sich der Nahrung enthielt und jeden Freitag an bestimmten Stellen des Körpers Blut schwitzte, von besonderem Werthe. Dass hier ein Wunder vorliege, mochte in unseren aufgeklärten Tagen, ausser den Strenggläubigen, wohl

---

1) Hr. Martin Morgen in einem Feuilleton der Wiener *Presse* betitelt *„Der lebendige Madonnenkopf"* und datirt aus Rom vom 9. Juni 1881 gibt den vollständigen Bericht über diese Erscheinung und deren Erklärung.

2) Ganz das Nämliche trug sich mit dem Madonnenbilde in Vicovaro zu. Als Papst Pius IX. von der obigen Erklärung Kenntniss erhielt, liess er nicht nur dieses, sondern drei oder vier andere Gemälde, welche in Rom selbst anfingen, eine identische Täuschung zu verursachen, sogleich aus den Kirchen entfernen.

3) *Das neue Russland.* Nach Barrys *Russia in 1870 und Iwan at home.* Berlin 1873. 8°. S. 217, wo der Verfasser einen ihm selbst begegneten Fall erzählt.

4) Gustav Spiess. *Die preussische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860—1862.* Leipzig 1864. 8°. S. 233—236.

Niemand glauben. Dennoch sah sich die Wissenschaft ohnmächtig, das Phänomen, an dessen Existenz kein Zweifel herrschte, naturgemäss zu erklären. Selbst Professor Virchow hütete sich weislich einer Einladung zur Besichtigung des „Wunders" zu folgen, welches eine ganze Literatur [1]) ins Leben gerufen hat. Der genannte Gelehrte wählte sogar seltsamerweise dieses Thema, um die 1874 in Breslau tagende Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte mit dem Beweise zu unterhalten, dass es bei der „Stigmatisirung" der Louise Lateau nur mit natürlichen Dingen zugehen könne. So wenig daran irgend ein Gebildeter zweifelte, so wenig fand er doch Aufschluss über das „Wunder" in dem höchst unbefriedigenden Vortrage. Wenn es nun bei der Stigmatisirung lediglich mit natürlichen Dingen zuging, so mussten offenbar die Urheber der Erscheinung, die Priester, im Besitze des Geheimnisses sein, d. h. etwas wissen, was die gesammte Wissenschaft, Professor Virchow inbegriffen, nicht wusste. Sonst wäre ja der Schwindel längst enthüllt worden. Obwohl seither nachgewiesen ward, dass die Stigmatisirung auf chemischen Wege erzeugt werden könne [2]), so lassen doch erst die Erfahrungen an anderen ähnlichen Fällen ahnen, um was es sich eigentlich handeln mag. So ward 1875 im Kreise Ottweiler [3]) und auch zu Scheibenrodisch in Böhmen eine Nachahmung des Lateau-Schwindels versucht, wobei sich, wenigstens in letzterem Falle, hochgradige Hysterie mit religiöser Schwärmerei und Ekstase gepaart, ergab [4]). Am meisten Licht auf die Angelegenheit warf jedoch die kürzlich in Breisach erfolgte Entdeckung, dass das Tragen eines härenen sogenannten Bussgürtels auf blossem Leibe der Stigmatisirung sehr ähnliche Erscheinungen hervorzurufen vermöge. Mag nun eine ähnliche Ursache dem „Wunder" der Louise Lateau zu Grunde liegen, jedenfalls muss die Thatsache zum Nachdenken anregen, dass die Kenntniss eines so einfachen physiologischen Vorganges auf priesterliche Kreise beschränkt, dagegen den höchsten Autoritäten der Wissenschaft unbekannt geblieben ist. Wenn nun, meine ich, solches in unserem hochgebildeten Zeitalter sich ereignen kann, um wie Vieles mehr erst in den Epochen des Mittelalters, wo der Klerus der Kontrolle der Wissenschaft noch nicht so ausgesetzt war wie heute. Wo also, um zum Schlusse dieser langen Untersuchung zu gelangen, bei angeblichen Wundern der Vorzeit Betrug im Spiele vermuthet werden soll, dort wird man auch zugeben müssen, dass

---

1) Siehe z. B.: J. W. Arenbold, *Louise Lateau, Dr. med. B. Johnen im Kampfe gegen die Stigmatisirte von Bois d'Haine.* Fulda 1875. 8°, dann Warlomont, *La maladie des mystiques.*

2) Reibt man, sagt Professor Weith, die Haut mit einer Lösung von Eisenchlorid, oder besser noch, von schwefelsaurem Eisenoxyd ein, welche Operation durchaus keine sichtbaren Spuren hinterlässt, und besprengt man dann die betreffenden Stellen mit der verdünnten wässerigen Lösung des Rhodankaliums, so tritt in auffallender Weise eine höchst intensive scheinbare Blutung ein. Der Vorgang beruht auf der bekannten Umsetzung des Rhodankaliums mit der Eisenverbindung; es entsteht lösliches Eisenrhodanid, welches sich durch seine intensive, rein blutrothe Farbe auszeichnet.

3) Nach dem *Schwäbischen Merkur* vom 3. November 1875.

4) *Neues Wiener Tagblatt* vom 6. April 1876.

derselbe nur durch das überlegene Wissen der Priesterschaft über die Laienwelt ermöglicht ward.

Sagen-Bildung.

Ehe ich den Aeusserungen der höheren Geistesthätigkeit bei den europäischen Völkern mich zuwende, möchten einige Worte über die Volksmythen, Sagen und Legenden am Platze sein, welche mit den unmittelbar vorhergehenden Betrachtungen im augenscheinlichsten Zusammenhange stehen.

Die bis nun angestellten Vergleiche in der Sagenwelt bestätigen die Annahme, dass eine Menge ihrer nunmehr bedeutungslosen Ueberreste entweder von den ersten Bewohnern West-Europas auf uns gekommen oder aus Zeiten, in welchen unsere arischen Vorväter auf derselben Stufe gestanden wie die modernen Australier. Wenn man weiter zurückgreift, so erweisen sich im Geistesleben der europäischen Völker Phasen, welche vollkommen jenen jetzt wilder Stämme entsprechen. Da ist kein noch so hochstehendes Kulturvolk, weder in der Gegenwart, noch in der Vergangenheit, das nicht derartige Spuren seiner einstigen Kindheit an sich trüge; allein so absurd sie scheinen mögen, sie sind als prähistorische Antiquitäten von Werth und Interesse, und auch auf diesem Gebiete stellen die Vergleiche heraus: die Entwicklung von niederer Stufe, die allein bei hoher organischer Entwicklung die Rudimente weit primitiverer Formen erklärt. So dient selbst der Aberglaube der Wissenschaft.

Ursprung und Bedeutung sind's, die an der Volkssage unser Interesse vornehmlich reizen. Gar manchmal wird der Wanderer in Wald und Feld durch den Anblick einer fremdartigen Pflanze überrascht, deren Samen der Windhauch oft weit, weit hergetrieben und in fremden Boden gebettet hat. Form und Farbe sind unter den Einflüssen fremdartiger Umgebung etwas modifizirt, allein der Typus weiset unverkennbar auf eine andere Heimstätte. Auch auf dem Gebiete der Volkssage, wo wir nur Urwüchsiges, ausgeprägt Nationales zu finden vermeinen, begegnet uns die gleiche Ueberraschung, wir stossen auf Elemente, die offenbar von fern herkommen. Ein merkwürdiges Beispiel für solche Sagenwanderung gewährten die nordischen Volksmythen. Sind sie die Schöpfung skandinavischen Landvolkes oder unter fremden Einflüssen entstanden, bergen sie Ueberreste aus dem skandinavischen Heidenthume oder sind es Mythenfragmente, welche anderen religiösen Systemen entnommen sind? Der skandinavischen Heidenwelt gegenüber sind wir wohl orientirt, wir kennen die Gestalten, mit denen die alten Norweger ihre Geisterwelt bevölkerten, die Stimmen welche ihnen in dem Brausen des Windes ertönten, die Visionen, die ihnen im Nebel und in den Wolkengebilden erschienen. Daher können wir uns auch ein Urtheil darüber erlauben, ob die übernatürliche Welt welche sich die heidnischen Norweger gestaltet, in die Volkssage ihrer christlichen Abkömmlinge mit hinüberspielt.

In manchen Fällen erscheint solche Identifikation nahezu unmöglich. Hier und dort allerdings zeigt sich ein Verbindungsglied zur nordischen Mythologie, Parallelen zu Asgard und Jötunheim, die Kämpfe zwischen den Göttern und Riesen. Die Mehrzahl der längeren Erzählungen jedoch trägt durchaus kein charakteristisch nordisches Gepräge, sondern weist in Handlung und Personen auffallende Aehnlichkeit mit den Phantasiegebilden des Südens auf. So finden wir in den sizilianischen Sagen ganz dieselbe übernatürliche Maschinerie, welche sich in den norwegischen findet. Die Grundverschiedenheit in den alten Mythologien der beiden Länder macht ihren Einfluss nur in einzelnen Abweichungen, nicht in den Grundlinien geltend. Solche Aehnlichkeiten sind manchmal auf direktes Borgen zurückzuführen, scheinen aber häufiger noch ein unabhängiges Anpassen. Andere Sagen des Nordens sind wir vollkommen berechtigt in die Gruppe jener zu versetzen, welche augenscheinlich aus dem Osten nach dem Westen gekommen sind und hier ihre ursprüngliche Bedeutung gänzlich eingebüsst haben. Sämmtliche europäische Volkssagen, welche sich auf die Dankbarkeit der Thiere für gütige Behandlung von Seite der Menschen beziehen, sind deutlich auf den buddhistischen Osten zurückzuführen. Nicht um eine müssige Stunde hinzubringen, sondern um Moral zu lehren, wurden diese alten indischen „Thierfabeln“ gedichtet, in denen die Seelenwanderung illustrirt ward. Nicht das freundliche Prinzip, das unsere Thierschutzvereine gegründet, sondern die Ueberzeugung, selbst einmal ein Thier werden zu können, hat ihnen zum Motive gedient. Von Indien gingen diese Sagen auf China über und verbreiteten sich allmählig unter den Buddhisten in Central-Asien. Später wanderten sie nach dem Westen, wo die treuen Thiere im Gemüths- und Phantasieleben bald heimisch wurden. Wahrscheinlich kam diese Sagenform mit den Tataren nach Russland und breitete sich von da weiterhin westlich aus. Zu Beginne des XVII. Jahrhunderts finden wir sie schon in Basiles *Pentamerone*. In ähnlicher Weise, wenn auch natürlich auf ganz verschiedenem Wege, tauchte durch Sagenwanderung ein dänischer Schütze in den Schweizerbergen als befreiender Wilhelm Tell[1]) auf. Was für den Kreis der Höhergebildeten Poesie, Geschichte und Philosophie ist, das ist das Sprichwort, „die Weisheit auf der Gasse,“ die Sage für das geistige Leben des Volkes. Je ursprünglicher ein Volk, desto lebensvoller ist seine Poesie und Sage, und je urkräftiger ein Mensch, um so weniger ist er ohne Poesie des Lebens und ohne die Weisheit desselben. Hiermit ist auch schon die

---

1) Das Ergebniss der historischen Forschung ist folgendes: Ein Landvogt Gessler hat ebenso wenig gelebt, wie ein Wilhelm Tell. Ein Tell hat niemals sich geweigert, des Landvogtes Hut zu grüssen, hat niemals nach einem Apfel geschossen, wenn auch noch heute in Zürich Tells Armbrust gezeigt wird. Nie hat ein Tell den Vierwaldstätter-See beim Sturme befahren, ist nie auf die Tell-Platte gesprungen, hat nie bei Küssnacht einen Monolog gehalten, um sich auf Gesslers Mord vorzubereiten. Ebenso steht es jetzt historisch fest, dass niemals die Bewohner von Schwyz, Uri und Unterwalden bei Nacht auf dem Rütli zum Schwur zusammengekommen sind.

ethische Bedeutung der Sage für das Volk gegeben. „Nicht bloss eine Fülle von Ideen werden dem Volke durch die Sagenwelt vermittelt, sondern überhaupt ein menschlich-ethischer Einfluss auf dasselbe durch jene ausgeübt, indem gerade in der empfänglichen Jugendzeit dem Menschen eine Reihe typisch-ethischer Gestalten näher gebracht wird, die auf seine Geistesrichtung bestimmend einwirken“ [1]). Nie beschönigt die Sage das Laster, nie verhöhnt es die Tugend, lässt nie den Gottesleugner, den Verfolger und Mörder der Unschuld, den Frevler am Heiligen straflos ausgehen. Sie übt ein unerbittlich strenges, obschon gerechtes Richteramt, vor ihr gilt kein Ansehen der Person. Die aus der Naturanschauung entstandenen mythologischen Elemente, wunderbare Kunst- und Naturbildungen, sowie historische Reminiscenzen gestaltet der Volksgeist menschlich-ethisch, und zwar um so tiefer, je mehr ein Volk sich selbst geistig entwickelt. So wird der Sagenstoff zum Träger sittlicher Gedanken und durch die plastische Gestaltung zur typischen Form, die als ideales Vorbild für die nachfolgenden Geschlechter wirkt.

Das Mittelalter ist es nun vorzüglich in welchem die europäische Sage blühte und zum Theile auch geboren wurde; wenigstens sind viele solcher Legenden bekannt, die erst aus jener Zeit stammen. In erster Linie stehen die Heiligenlegenden, woran sich die mythenbildende Phantasie erprobte; viele derselben sind unzweifelhaft das Werk späterer Jahrhunderte und die Ausgeburt mönchischer Einbildungskraft, die jedoch bei nachkommenden Geschlechtern in höchstem Ansehen standen. Eine der merkwürdigsten und am weitesten verbreiteten Erzählungen des Mittelalters war z. B. jene vom hl. Brandanus welche auch kulturgeschichtlich werthvoll ist. Beinahe alle Nationen, welche am Meere wohnten, hatten ihre sagenhaften Seefahrer, und so kam es, dass die Geschichte des hl. Brandan so ziemlich denselben Einfluss auf die westlichen Christen ausübte wie seinerzeit die Odyssee auf die Griechen. Schon frühzeitig mag diese Legende aus der Klosterzelle in die weltlichen Kreise gedrungen sein, und zwar vermuthlich in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts. Augenscheinlich ist darin von einem jener frühen Züge nach einer neuen Welt die Rede, welche lange vor Kolumbus von einzelnen kühnen Reisenden erblickt worden sein mag, aber auch wieder verloren gegangen war. Ein Mönch machte aus diesem Wunderlande das Gelobte Land, fügte seine heidnischen Erinnerungen ein, brachte alles mit christlichen Klosterlegenden in Verbindung und schuf so ein Ganzes, das zur Verherrlichung des Schöpfers aller Dinge und als Aneiferung zum demüthigen Glauben dienen sollte. Indessen lässt sich der lang andauernde Einfluss nicht abstreiten, welchen die St. Brandanus-Legende auf die geographische Wissenschaft ausübte. Achille Jubinal und Thomas Whrigt vindiziren ihr sogar einigen, wenn auch indirekten Antheil an der Ent-

---

1) Schwartz, *Die ethische Bedeutung der Sage für das Volksleben im Alterthume und in der Neuzeit.* Berlin 1872. 8°.

deckung Amerikas. Bis ins XVI. Jahrhundert erhielt sich bei den Spaniern und Portugiesen der Glaube an das Vorhandensein der Insel des hl. Brandanus, welche sie in der Richtung der kanarischen Eilande suchten, die zeitweilig gesehen wurde, die man aber nie finden konnte, wenn man sie suchte *(quando se busca no se halla)*. In Irland soll diese Tradition sich noch bis die jüngere Zeit fortgepflanzt haben.

In welcher Weise die Sagen- und Legendenbildung sich ihrer Stoffe bemächtigt, lehrt die Figur Vergils, den das Mittelalter in einen mächtigen Zauberer umwandelte, nachdem er in Dantes „Göttlicher Komödie" als Wegweiser im Schattenreiche auftritt. Auch sonst fehlt es nicht an Beispielen, wo die dichtende Volksphantasie geschichtliche Begebenheiten und Persönlichkeiten theils nach ihrem Geschmacke sich zurecht legt und ummodelt, theils sogar neu erfindet. So fand die Erhebung der Schweizerkantone in der schon erwähnten Tellsage ihren lebendigen Ausdruck, und auch der heldenhafte Winkelried, der die Speere der Ritter umspannt, zusammenfasst und in seine Brust begräbt, gehört der Mythe an. Die Winkelried-Sage ist nichts weiter als eine treffliche Personifikation jenes mannhaften Heldenmuthes, jener Selbstaufopferungsfähigkeit und Vaterlandsliebe, die den Eidgenossen zu den glänzendsten Siegen über die stärksten Feinde verhalfen. Ein Gleiches ist mit dem Bruder Klaus von Flüe der Fall, jenem Wundermanne, der nach 19jährigem Einsiedlerleben zu Weihnachten 1481 ungerufen auf der Tagsatzung in Stans erschien, da den erfahrensten Staatsmännern, den Besiegern Karl des Kühnen, den Frieden diktirte und die Eidgenossenschaft von einem innerlichen Zwiste rettete, der ihren gänzlichen Verfall hatte befürchten lassen. Dass besagter Bruder Klaus auf der Tagsatzung vor den Gesandten erschienen sei, erweist sich nach den neuesten Forschungen [1]) als eine Dichtung, welche in patriotischen Schweizer Gemüthern nach und nach den Werth der Wahrheit gewann. Wie wirksam indess das künstlich aufgerichtete Gebäude sich erwies, mag daraus hervorgehen, dass bis in die Gegenwart ein ganzes Volk, das reformirte Element der Schweiz mit inbegriffen, zu dem Klausner im Ranft gläubig verehrend aufblickte.

Diese Art Legenden zu bilden ist ein durchaus menschlicher Zug, unbewusste Dichtung der Volksphantasie und auch nicht allein dem Mittelalter eigenthümlich. Sie geht noch heute und unter unseren Augen vor sich; die Unzahl von Anekdoten, die wir z. B. über hervorragende Männer unserer Epoche verbreiten, sind ein Beitrag hierzu und nichts ist leichter, ja wahrscheinlicher, als dass die Heroen der Gegenwart, ein Kaiser Wilhelm, ein Bismarck, künftigen Jahrhunderten im Lichte sagenumflossener Gestalten erscheinen, an deren Echtheit zu

---

1) Ernst Ludwig Rochholz. *Die Schweizerlegende vom Bruder Klaus von Flüe nach ihren geschichtlichen Quellen und politischen Folgen.* Aarau 1875. 8°. Wie schwer es übrigens hält, einem nationalen Vorurtheile entgegen zu treten, kann aus dem Umstande ermessen werden, dass selbst von erleuchteter Seite im Schweizerlande Stimmen laut wurden, welche meinten, dass Rochholz Auseinandersetzungen „doch noch manchen Zweifel über die Berechtigung der daraus gezogenen Konsequenzen hinter sich liessen."

rütteln kaum Jemanden in den Sinn kommt. Wissen wir doch, wie schwierig es sogar in unseren Tagen, bei Lebzeiten der Zeitgenossen ist, Thatsachen festzustellen und wie leicht sich historische Legenden in solchen Fällen ausbilden [1]).

Die Literatur des Mittelalters.

Ehe die Wissensfrüchte reiften, blühte die Literatur der europäischen Völker empor. Ums Jahr 1000 war beiläufig der grosse ethnologische Prozess der Völkerbildung vollendet, die einzelnen Nationalitäten hatten sich abgeklärt, die Nationalsprachen traten sich als festgegliederte Gruppen gegenüber; von diesem Zeitpunkte datirt die Abweichung der europäischen Völker von einander, und konnte sie in den verschiedenen Literaturen zum Ausdrucke gelangen. Darf man unter Poesie hauptsächlich die Schöpfungen der Volksphantasie im Gegensatze zu der mehr realistischer Beobachtung zugewandten Prosa verstehen, so ergibt sich, dass alle niedrigen Völker nur Poesie besitzen. Poesie ist wesentlich die Mythenbildung, Poesie, was Reisende von den Geistesregungen schriftloser Wilden gesammelt haben, ihre Fabeln und Sagen, Poesie die merkwürdigen Thierfabeln Indiens, wie nicht minder jene der Hottentotten und die Ammenmärchen der Zulu-Kaffern; Poesie endlich die Lieder, womit der Maori Neuseelands das Tätowiren der Männer und Mädchen, das Hervorkommen des ersten Zahnes, das erste Abschneiden des Haares u. s. w. begleitet [2]). Dabei fällt sofort der Zusammenhang zwischen der Poesie und dem Gesange auf, der fast

1) Beweis hierfür ist folgende interessante, im Wiener Gemeinderathe vom 15. Mai 1874 abgeschlossene Angelegenheit. In den Märztagen 1848 ging in Wien, durch Journale verbreitet, die Erzählung von Mund zu Mund, ein Feuerwerker, Pollet mit Namen, habe sich, als er Befehl erhielt auf das Volk zu feuern, geweigert, diesen Befehl zu vollziehen. Damals fragte Niemand, ob dies wahr, man feierte Pollet in Gedichten als einen Freiheitshelden, der das Volk gerettet. Als er nun vor einigen Jahren als Hauptmann starb, tauchte im Gemeinderathe die Idee auf, Pollet in einer Gedenktafel den Dank zu bringen, den man ihm bis dahin abzustatten vergessen. Natürlich musste man nun darangehen, die Sage genau festzustellen, und da kam man auf das Hinderniss, dass es sich nicht zur Gewissheit erweisen lasse, ob hier Wahrheit oder Dichtung oder ein Gemisch von beiden vorliege. Positiv lässt sich weder dafür noch dagegen eintreten, obgleich der Umstand, dass die Militärbehörden dazu schweigen, glauben lässt, die Erzählung beruhe auf Wahrheit und man wolle einen solchen Fall von Unbotmässigkeit nicht eingestehen. Andererseits haben seine noch lebenden Kameraden den Verstorbenen als einen pflichtgetreuen Soldaten geschildert, dem ein solcher Akt von Insubordination wohl kaum zuzumuthen sei. Die 48er traten mit Begeisterung für Pollet ein, aber als es zur Abstimmung kam, lehnte man das Denkmal ab und mancher gute Liberale stimmte dem Beschlusse bei, weil er eben nicht etwas als historische Thatsache festgestellt sehen wollte, was doch nur mit mehr oder weniger guter Vermuthung als wahr angenommen werden kann.

2) Siehe diese Gesänge bei Fried. Müller, *Novara-Reise. Ethnographie* S. 50—61.

keinem Volke fehlt, so wenig wie der Tanz[1]. Jedenfalls darf man Tanz und Gesang für allgemein menschliche Regungen halten, die mit der Entwicklung der Volksphantasie in Verbindung stehen. Vielfach wirkt darauf die Umgebung der äusseren Natur ein, die sich im verschiedenen Wesen des Tanzes und Gesanges wiederspiegelt. Die Tänze der Wilden unter dem glühenden Himmel Afrikas und Bengalens arten zu sinnenberauschenden Orgien aus, während die Lieder der Steppenvölker klagend und monoton sind, wie die öde, stille Wüste ringsumher. Der Natur ihrer zauberischen Landschaften wird man es beimessen dürfen, dass bei den Romanen die Sangeslust mehr sich entfaltete wie bei den Germanen; des heiteren Südens Farbenpracht weckte auch heitere Gemüthsanlagen, welche die Strenge des kälteren Nordens zurückdrängte, um eine ernstere Sinnesrichtung zu bevorzugen. Mit der Entwicklung des Gesanges ging jene der Poesie Hand in Hand, und so ist es nur natürlich, dass die provençalischen Troubadours, die Sänger der Italiener und Spanier den deutschen Minnesängern, die zum grossen Theil blosse Uebersetzer französischer Dichtungen sind, vorangingen und in vollendeter Form auftraten. In den jungen Völkern Europas erwachte jetzt erst allerwärts die Poesie und die poetische Literatur. Es ist nicht bemerkenswerth, dass bei der Rohheit der damaligen deutschen Zustände eine poetische Ader sich überhaupt nur erhielt, weil die Gesänge, womit die alten Germanen *Tuisco* feierten[2], die deutschen Volkslieder, die im IV. Jahrhundert am Rheine erschallten, endlich die Nachklänge alter Gothenlieder im VI. Jahrhundert einem ethnisch verschiedenen als dem nunmehrigen deutschen Volke angehörten. Diese konnten die poetische Ader nicht erhalten, da sie selbst früher gar nicht bestanden. In gleicher Lage befanden sich die übrigen Völker Europas. Mit Recht darf man demnach von einem Erwachen der Poesie reden. Poesie charakterisirt aber stets die Völkerjugend, indem sie auch alles Wissen in sich aufnimmt. In den Hymnen der Vedas liegt der gesammte altindische Wissensschatz, die Dichtungen des Homer und Hesiod bergen die ganze althellenische Weltanschauung wie Nibelungenlied und Gudrun die deutsche Stammesgeschichte bewahrten. Auch die erste Form der Geschichtsschreibung, die Chronik — hüllt sich gerne als Reimchronik in das poetische Gewand, besonders in den Niederlanden, wo im XIII. Jahrhunderte Jakob Maerlant seinen *Spiegel historiael*[3] und Melis Stoke seine *Rijmkronijk* abfasst.

Klangvoller denn irgendwo ertönte der Gesang im alten Heimat-

---

1) Von den Kaizaken sagen indess alle Beobachter übereinstimmend aus, dass sie keinen Tanz haben.

2) Tacitus, *Germania* 3.

3) Der lange verloren geglaubte II. Theil dieses merkwürdigen sprachlichen Denkmales wurde in der Wiener k. k. Hofbibliothek von Prof. Dr. Georg v. Karajan und meinem Bruder entdeckt, und ward von Letzterem im Vereine mit Dr. M. de Vries und Dr. Eelco Verwijs herausgegeben. Siehe über den Dichter: Dr. W. J. A. Jonkbloet, *Beknopte Geschiedenis der nederlandsche letterkunde.* Groningen 1872. 8°. S. 65—73.

lande der Römer, wo die Erbschaft des Lateinischen unter den Mundarten des neueren Europa die melodischste gebar. Als es daheim verstummte, bot Italien dem Lied der Troubadours ein gastlich Dach und bald loderte die Flamme der Poesie in den inhaltschweren Danteschen Terzinen zu heller Gluth empor. Wie vor- und nachher keiner leuchtete der Dichter, dessen *Divina Commedia* die scholastische Weltanschauung, das gesammte Wissen seiner Zeit verkörperte. Auch hier wieder ein Versuch, wenn auch ein gewaltiger, das Wissen in die poetische Form zu giessen. Neben ihm glänzen Petrarca, dessen Kanzonen die Gluth seines Volkes athmen und dem vielleicht der Araber Omar al Fared als Vorbild gedient[1]), dann Boccaccio, der erste und unerreichte Prosaiker, dessen *Decamerone* den Vorwurf der Obscönität auf sich geladen hat, wobei man nicht ermangelt zu betonen, dass die Sittlichkeit in jener „guten und frommen alten Zeit" überhaupt auf sehr tiefer Stufe sich befand. Heute wissen wir, dass die Unsittlichkeit Boccaccios den indischen Quellen zur Last fällt, woraus der Dichter unwissentlich schöpfte und die durch arabische und mongolische Vermittlung nach Europa gedrungen waren[2]). In dieser nämlichen Zeit der Mystik kommen aus den romanischen Ländern die Allegorie und der mittelalterliche Roman, der erst durch *Don Quixote* vernichtet ward. Aus dem Alterthume besitzen wir den antiken Roman besonders des späteren Bischofs Heliodor Roman *Theagenes und Chariclea* aus dem IV. Jahrhundert n. Chr., welcher noch von Racine geschätzt wurde, und die erste Dorfgeschichte *Daphnis und Chloe*; auf eine kurze Blüthe germanischer Heldensage in den Ländern romanischer Zunge folgte dann jene entartete Epopöe, welche erstere mit anderen Sagenstoffen willkürlich vermengte. Nebst der heimischen Kralsage ward aus Wales die Artussage importirt, aus welch letzterer die Gedichte *Lancelot, Tristan und Isolde* und *Parsifal* hervorgingen, die im Munde deutscher und fremder Dichter eine verschiedene Behandlung erfuhren. Von diesen Sagenkreisen und ihren mystischen Bestandtheilen abgelöst erscheint dann um 1350, aus Nordspanien

---

1) Siehe Pietro Valerga. *Il Divano di Omar Ben al Fared tradotto e paragonato col Canzoniere del Petrarca.* Firenze 1875. 8°. Mehrere hundert Stellen und Verse finden wir hier aus den beiden Dichtungen angeführt, deren Aehnlichkeit allerdings eine ganz augenscheinliche ist. Gleichwohl ist es kein Leichtes, zu entscheiden ob Petrarca, der 1304 geboren wurde, die Werke des 1234 verstorbenen arabischen Dichters gekannt und benützt habe. Parallelen sind eben noch keine Nachahmungen. Hingegen lässt sich ein interessanter psychologischer Schluss insoferne daraus ableiten, als wir hier beobachten können, wie Gleichheit der Empfindungen auch Gleichheit der Gedanken zu erzeugen vermag: was dem Herzen des Einen die Avignoneserin Laura, das war dem Anderen die holde Mehka-Bewohnerin Majâ.

2) Ich war überrascht, einige der Boccaccio'schen Erzählungen in deutlich erkennbarer Form unter den *Skazki* (russischen Volksmärchen) zu finden, die W. R. S. Ralston in seinen *Russian Folk-Tales.* London 1873. 8°. veröffentlicht hat. Vergl. übrigens Markus Landau: *Quellen und Vorläufer von Boccaccios Decamerone (Oesterr. Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst u. öffentl. Leben.* 1864. II. Bd. S. 1121—1128. 1158—1167.)

hervorgehend, also in einer Zeit, wo ein Beschützer der gekränkten Unschuld recht am Platze war, das Vorbild des eigentlichen Ritterromans, der *Amadis,* welcher eine ganze Literatnr zur Folge hat. Ein speziell spanisches Seitenstück zu dieser kosmopolitischen Literatur ist dann der Schelmenroman, beginnend mit *Lazarillo de Tormes* von Mendoza, und der historische Roman (*Abencerrages*). In ihrem Gefolge erschienen das Festturnier und das Schauspiel, dessen Geburtsstätte die Kirche und die dramatische Darstellung der Glaubensgeheimnisse, die sogenannten Mysterien oder Mirakelspiele waren; auch Maskenfeste und Lustreisen stammen aus jener Zeit, welche unter allen Ländern unstreitig in Italien die meisten Kulturtriumphe feierte.

Italiens hohen Literatur-Aufschwung schreibt man gerne den freiheitlichen Institutionen der Halbinsel im Mittelalter zu. So hat in allen Ländern, behauptet man, die Freiheit ähnliche Früchte zur Reife gebracht, und zwar auf den geistigen wie auf den materiellen Gebieten. Leider verträgt der Satz die nüchterne Prüfung nicht. Wohl war Italien das wohlhabenste und kultivirteste Land Europas, allein lediglich dank seiner günstigen, das Mittelmeer beherrschenden Handelslage, welche die Schätze des Orients dort aufspeicherte. Die Sache änderte sich bekanntlich nach der Entdeckung Amerikas, ohne dass die Institutionen eine Aenderung erlitten hätten. Italien war auch das freieste Land Europas — in der Theorie, beileibe nicht in der Praxis; seine Städte erfreuten sich zwar freier Munizipalverfassungen, die sie aus dem römischen Cäsarenreiche her besassen, allein diese Freiheiten wurden völlig verdunkelt durch das blutige Getriebe der Parteien, die als Welfen für den Papst, als Ghibellinen für den Kaiser sich gegenseitig die Hälse abschnitten. Zum Papste standen die meisten freien Städte, zum Kaiser alle Jene, welche die Macht der Städte zu fürchten hatten. Die innere Geschichte dieser Freistaaten ist trostlos; kein Gesetz herrscht, unbestrafter Mord ist an der Tagesordnung, Verfassung wechselt mit Verfassung, aber durch keine wird ein geordneter Zustand hergestellt; eine Partei geht auf die Vertilgung der anderen aus; alles was dazu dient den Gegner niederzuwerfen ist Recht; kein Mittel so verrucht und schändlich, das nicht zu solchem Zwecke erlaubt, ja löblich wäre; kein Band der Natur und der Gesellschaft so stark, dass diese Leidenschaft nicht zerrisse. Die Gewalthaber die der Tag erhebt und der Tag stürzt, statt ihrer Bestimmung gemäss Gesetz und Sitte zu schützen, gehen selbst mit dem Beispiele des Verbrechens voran, das für sie aufhört Verbrechen zu sein, wenn es ihre Zwecke fördert [1]). Und solchen Ansichten pflichten die Volksmassen bei, welche an diesem Kampfe sich betheiligen und von ihren Freiheiten keinen anderen Gebrauch machen, als sich selbst stets neue Gebieter zu geben. Das war das Zeitalter, welches einen Dante gebar. Schrecklich wie alles

---

1) Carl Streckfuss in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der *Göttlichen Komödie*. 2. Aufl. Wien 1834. 8°. S. 7.

dies uns bedünken mag, sind es doch nur die wohlbekannten Waffen, womit stets der Kampf ums Dasein zwischen politischen Parteien ausgefochten wird und welche die Kultur selbst heute nur abgeschwächt, aber nicht beseitigt hat. Nur mehr ausnahmsweise schreitet der Sieger zur Vernichtung des Gegners und tödtet ihn, im Uebrigen aber ächtet er ihn in der öffentlichen Meinung, verdrängt ihn von allem Einflusse, allen Aemtern und raubt ihm, wenn er kann, nebst der Ehre auch das Brod. Jeder nimmt noch für sich das selbstverständliche Recht in Anspruch, zu thun, was er beim Gegner Verbrechen nennt; darin gleichen sich alle, wie immer Namen habenden Parteien. Die Republikaner der Gegenwart rühmen den Tyrannenmord, schmähen die Jesuiten, welche diesen predigen, und erklären es für ein Verbrechen an der Freiheit, wenn einem dem ihrigen ein Haar gekrümmt wird. Man spricht von der „heiligen" Sache der Republik, wie früher von der heiligen Sache der Religion. Ein Fetisch ist an Stelle des anderen getreten. Ob dieser Fetisch Religion, Freiheit oder nur ein Steinklotz ist, an dessen Macht man glauben soll, ändert an den Wirkungen des Glaubens nichts. Die wissenschaftliche Prüfung aber glaubt nicht, sie untersucht und erkennt, dass jeder dieser Fetische nur für seine Anhänger und für diese jenen Werth besitzt, welchen sie selbst ihm beilegen.

Im schönen Italien des Mittelalters gab es Alles, nur keine Freiheit; diese konnte demnach weder die literarische Grösse des Volkes erwecken, noch in ihrer ursprünglichen Grundlage genügen, diese Republiken weit zu erheben über alle mehr oder minder grossen monarchischen Staaten, sowohl an Reichthum als an Bildung des Volkes. Was Reichthum und Bildung anlangt, habe ich schon früher auf ihre Quellen hingewiesen. Die Literatur sonnte sich aber vorzüglich an den unzähligen Höfen der kleinen Tyrannen, die Italien wie mit einem Netze überspannen. Ebenso fand der deutsche Minnesang an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen der Lehnsritter die eifrigste Pflege; in Spanien entsteht das Nationalpoem vom Cid zur Zeit des starrsten weltlichen und kirchlichen Despotismus, in Portugal, Frankreich und England heften sich die Glanzepochen der Literatur an die Namen hervorragender Fürsten. Dagegen lassen die freien und freiesten Gemeinwesen der Gegenwart einen Aufschwung der Volksliteratur vermissen und laben sich an den Schöpfungen der Vergangenheit.

Damit soll zwar die Meinung zurückgewiesen werden, als ob die Freiheit die Literatur zu begünstigen vermöge, nicht aber etwa im Gegentheile behauptet werden, dass sie diese beeinträchtige, oder dass diese nur durch Fürstengunst gedeihen könne. Beides ist irrig. Die Literatur entwickelt sich in ihren ersten Ergüssen unabhängig von beiden, es ist das Hervorquellen der schäumenden Volksphantasie und dieses wird dem Zeitpunkte nach durch die inneren Anlagen jedes Volkes bestimmt; daher die Anfänge der Literatur bei den europäischen Kulturnationen sehr verschieden sind. Später treten dann freilich soziale und politische Verhältnisse einer-, die Literaturentwicklung andererseits in unvermeidliche Wechselwirkung, wie sich an der französischen

Literatur deutlich wahrnehmen lässt. Immerhin sind aber selbst ihre Verirrungen wie z. B. der vielgerügte Servilismus gegen die Despotie Ludwig XIV. doch nur ein Spiegelbild des Volkscharakters, welcher einen Ludwig XIV. schuf, duldete und verehrte. Worauf es mir jedoch im Allgemeinen ankam, war der Nachweis, dass die Literatur stofflich poetischen Inhalts d. h. die Schöpfungen der Phantasie überall zuerst auftreten und allen noch wenig gesitteten, ja selbst den Naturvölkern eigen sind. Diese Schöpfungen der Phantasie, ich nenne sie kurzweg Poesie, schreiten den Produkten des Nachdenkens stets voraus und ihr Walten ist an sich ein Beweis eines noch jugendlichen Volks- und Kulturalters. Dem Wesen nach fällt Poesie mit Kunst zusammen, wesshalb für letztere die gleiche Beobachtung gilt. Poesie und Kunst sind dem später reifenden Wissen, was die Blüthe zur Frucht, d. h. sie schliessen einander strenge aus, denn was Blüthe kann unmöglich zugleich Frucht, was Frucht nicht Blüthe sein. Es ist derselbe Gegensatz wie zwischen Glauben und Wissen. Poesie und Kunst, sie glauben an ein selbstgeschaffenes Ideal, die Wissenschaft weiss dessen Nichtigkeit. Poesie und Kunst, sie liebt oder hasst, die Wissenschaft ist kalt und nüchtern. Poesie und Kunst streben nach Verklärung, die Wissenschaft nach Wahrheit. Weder sind sie je eins, noch können sie je in Eins verschmelzen [1]).

Kunstentwicklung des Mittelalters.

Auch bei der Geschichte der Kunst werden wir uns erinnern, dass es rohe, auf der Stufe von Naturvölkern stehende Stämme waren, die sich im Mittelalter auf die Bühne drängten. Anderen gegenüber begünstigte sie der Umstand, dass sie nach Ländern zogen, wo sie während ihrer Kulturlehrzeit die Kunstwerke der entschlafenen Alten vor Augen hatten.

Keinesfalls ist etwa eine höhere Entwicklung des Kunstsinnes von früherher ihnen zuzutrauen, und in der That nahm ihre Kunstentwicklung jenen Verlauf, den sie unter solchen Umständen allein nehmen konnte. Es fand, so wenig wie in den staatlichen Institutionen, kein gewaltsamer Abbruch der antiken römischen Kunst, keine plötzliche, unvorbereitete Erfindung eines neuen Kunststyles statt. Die erste Hälfte des Jahrtausend geht vorüber, ehe sich in der Malerei und der übrigens schon von den Römern arg vernachlässigten Plastik ein neuer künstlerischer Styl zeigt. Nur die Architektur verändert sich inzwischen den Bedürfnissen des christlichen Gottesdienstes entsprechend,

1) Dies gilt von dem Wesen der Kunst und der Wissenschaft; daraus darf man natürlich nicht ableiten, dass ein Dichter oder Künstler kein Gelehrter und umgekehrt sein könne. In der Regel sind sie es wohl nicht, doch fehlt es nicht an Beispielen wie Rückert. Eine Dichtung, die aber nur Wahrheit enthält, hört dadurch an sich auf Dichtung zu sein.

behielt lange aber für den künstlerischen Ausdruck der veränderten Gedanken vom Wesen Gottes nothgedrungen die alten Formen bei. An Stelle des Tempels trat die Basilika, die mit der altrömischen forensischen jedoch nichts als den Namen gemein hat und aus dem römischen Privathause hervorgegangen ist. Und wie der christliche Glaube zuerst mit Verschmähung der äusseren Welt begann, so vernachlässigte auch die christliche Architektur den äusseren Styl, um auf Ausschmückung des Inneren das Hauptgewicht zu legen. So entstanden im Hintergrunde der Apsis und am Triumphbogen jene Mosaikgemälde, die, wenigstens was das Material anbelangt, von gediegen monumentaler Art, auch einen neuen malerischen Styl zur Geltung brachten; in ihnen wird zuerst die antike Tradition verlassen und jene herbe, streng und ernst wirkende Auffassung allmählig heimisch, welche man irrthümlich als byzantinischen Styl bezeichnet. Mit dem Namen „byzantinisch" treibt man gewöhnlich argen Missbrauch. Byzantinismus ist eben so ein hohles Schlagwort wie Cäsarismus, Militarismus u. a. m. In der Kunst wird Alles, was in den sogenannten „finsteren" Jahrhunderten des Mittelalters entstand, in der Architektur Alles, was zwischen der Antike und der Gothik in der Mitte steht, in der Malerei Alles, was durch formwidriges Wesen, mumienhafte Erscheinung zurückschreckt, byzantinisch genannt und dem Vorurtheile gehuldigt, als ob seit dem Untergange Roms bis tief in das XIII. Jahrhundert die Kunstpflege ausschliesslich byzantinischen Händen wäre anvertraut gewesen. Irrig ist sowohl der Glaube an die allgemeine Verbreitung und die unbedingte Herrschaft des byzantinischen Styles, wie die Meinung, dass derselbe keine anderen Merkmale als Hässlichkeit, plumpes, unlebendiges Wesen in sich begreife. Die byzantinische Architektur wenigstens zeigt festbegrenzte klar bestimmte Formen.

Im Gegensatze zu den Westeuropäern waren die Byzantiner kein junges, sondern ein uraltes, abgelebtes, absterbendes Volk. Sie waren stets noch die alten Hellenen und sind es geblieben bis in die Gegenwart, wenn auch später slavisches Blut nicht ganz spurlos an ihnen vorüberging. Allein einmal fanden die slavischen Siedlungen an der unteren Donau später [1]) statt, als die germanischen Einbrüche in das Abendland, dann liess die erwähnte Rasseneigenschaft eine etwaige Umwandlung viel langsamer eintreten. So dürfen wir die Byzantiner füglich als die ablebenden Hellenen auffassen. Bei ihnen nun, die als das einzige aus dem Alterthume in das Mittelalter hereinragende Kulturvolk, gewissermassen als das älteste Volk jener Zeit, im Besitze des gesammten antiken Wissens und der antiken Civilisation sich befanden, ist eine Kunstblüthe nicht mehr zu suchen. Das gelehrteste Volk des Mittelalters war nothwendig in einem offenen Kunstrückgange befangen. Die Kunst bewegt sich in Byzanz in absteigender, bei den barbarischen Westeuropäern in aufsteigender Linie. Architektur,

---

1) Erst im VII. Jahrhundert, nach R. Rösler, *Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau.* S. 45.

Skulptur und Malerei der Byzantiner knüpfen nicht an neue Formen an, es sind vielmehr die Formen der klassischen Periode, die sich ausleben, wie das Volk, welches sie schafft; so knüpft der byzantinische Kirchenstyl an die altrömische Kuppel an, welche er mit quadratischem Grundriss verbindet. Der Einfluss der byzantinischen Schule war demnach begreiflich im Abendlande geringer als gewöhnlich angenommen wird, dagegen dient sie als theilweises Vorbild den Arabern, deren Baustyl ein Anlehnen sowohl an die Byzantiner als an indische Muster verräth und auch die russische Architektur wurde dadurch im hohen Maasse beeinflusst.

Im Fortgange des Mittelalters machte sich in der Baukunst ein neuer Nationalgeist geltend, der indess noch lange unter der Einwirkung der Ueberlieferungen aus dem Alterthume stand. Begreiflicherweise gelangte in Italien die Kunst in jeder Hinsicht zuerst zu neuer Entwicklung. Freilich dauerte es längere Weile ehe die Verschmelzung der altheimischen Bewohner mit den zugewanderten Fremden vollkommen und das neue Volk der Kunstpflege sich hingeben konnte. Die Epoche der ethnischen Völkerbildung, dieser unabwendbare Naturprozess, musste vollendet sein, ehe die Klärung von Anschauungen, Sitten, Sprache, Kunst erfolgen konnte. Nur ethnologischer Unverstand kann von den Europäern in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends literarische und künstlerische Leistungen fordern. Dennoch haben sich, sowie in der Sprache auch in der Kunst die Ueberkommnisse des Alterthums forterhalten und die Grundlage für die weitere durchaus selbstständige originale Weiterbildung der Kunst abgegeben, die freilich einzelne fremde Einflüsse, germanische in Norditalien, arabische und normannische im Süden nicht verkennen lässt. Ein Gleiches lässt sich an der Sprache beobachten [1]). Im Ganzen aber blieben die Fremden der empfangende Theil, und selbstständig entwickelte sich seit der Mitte des XI. Jahrhunderts der romanische Styl, der zwar in Malerei und Plastik noch Barbarisches leistet, in der Architektur aber schon künstlerische Forderungen befriedigt.

Zweierlei lässt sich schon jetzt, ehe wir weiter gehen, erkennen: das schon einmal betonte Anlehnen der Kunst an die Kirche und der Vorsprung der Architektur vor den übrigen Künsten. Wir sahen dass die nationale Kunst das ganze Alterthum beherrschte, weil jedes Volk seine eigene Religion besass. Je mehr sich nun wieder die Religionen einander näherten, um so ähnlicher wurden auch die Künste, und als das Christenthum über alle Völker einen Glauben, ein Ideal verbreitete, hörten auch die nationalen Unterschiede der Kunst auf; bei Völkern der nämlichen Religion gibt sich die Verschiedenheit ihrer Künste nur in untergeordneten Merkmalen zu erkennen, die auf die verschiedene Auffassung dieser nämlichen Religion durch die ver-

---

1) Im Italienischen sind an 3000 Namen germanischen Ursprungs nachgewiesen, darunter solche wie Garibaldi, bei welchen man es am wenigsten vermuthet. Siehe darüber Louis Delâtre. *Vocaboli germanici.* Roma 1874. 8°.

schiedenen Volkscharaktere u. dgl. zurückzuführen sind. Naturgemäss lehnte sich demnach die Kunst des Mittelalters an Kirche und Religion an, und zwar nicht bloss im Abendlande. Die mittelalterliche Kunst scheidet sich scharf in die christliche und muhammedanische; auf Letztere wirkte die Religion in noch weit höherem Maasse; die maurische Kunst trägt nämlich so viele Beschränkungen in sich, welche aus den religiösen Geboten geflossen, dass sie dasselbe Schicksal so vieler alter Künste traf, sie erhielt sich typisch und ihre Entwicklung ist nur eine sehr geringe. Anders die christliche Kunst. Das Christenthum wurde ebenso von den verschiedenen Völkern verschieden aufgefasst und angenommen, wie es im Laufe der Zeit sich als Kirchenreligion ausbildete, änderte und wechselnd gestaltete. Die Kunst folgte allen Phasen der Entwicklung der Religion und nahm immer neue Formen und Ausdrucksweisen an. So innig sind Religion und Kunst ihrem Wesen nach verschmolzen, dass die Völkerkunde lehren darf: je tiefer die Religion, desto tiefer die Kunst. Gäbe es ein religionsloses Volk, es wäre sicher auch kunstlos; die Zigeuner, wenn sie wirklich vollkommene Atheisten sind, wie man behauptet, wären hierfür ein beredter Beleg. Ob es je einen atheistischen Künstler gegeben, weiss ich nicht.

Auch im Mittelalter bewährt sich der gesetzmässige Anschluss der Bildhauerei an die Baukunst. Ob zwar durch den christlichen Kultus in ihrer Bedeutung zurückgedrängt, äussert sie sich doch [1]) in Reliefdarstellungen an Sarkophagen und Elfenbeinarbeiten bis zum X. Jahrhundert, während die Malerei, die letzte in der Entwicklungsreihe der Künste, auf die Mosaikgemälde beschränkt blieb, die eigentlich keine Malerei sind. Diese dagegen fand ihre höchste äussere Prachtentfaltung in den von Goldgrund sich abhebenden und in starren Formen sich bewegenden Gemälden der Byzantiner.

Der Gang der mittelalterlichen Kunstentwicklung ist, man sieht es, ein durchaus natur- und gesetzmässiger. In Italien, dessen Volk dem alten Römerthume ethnisch und sprachlich am nächsten stand, entfaltete sich zuerst der romanische Styl, nur theilweise durch Byzantiner, Araber, Normannen und Deutsche beeinflusst. Die nächste Kunstrichtung erstand in Frankreich, nach Italien jenem Lande des Westens, das am meisten von der antiken Civilisation gerettet hatte. Hier entwickelte sich als Schlusspunkt einer fränkischen Entwicklung vom VI.—XII. Jahrhundert aus der romanischen Bauweise, wie die Vergleichung noch bestehender Monumente ergibt, mit Nothwendigkeit die Gothik, die ihre Herrschaft fast über das ganze Mittelalter erstreckte. In Frankreich, Deutschland und England hatte man schon längst den Nachdruck auf die Ausbildung des Gewölbebaues gelegt, dessen höchste Entwicklung eben die gothische Architektur bezeichnet. Und die Gothik mit ihren sehnsüchtig himmelanstrebenden Thürmen, die im Gegensatze zum romanischen Style stets mit der Façade verbunden, mit ihren hohen,

---

1) Die sitzende Bronzestatue des heil. Petrus im Hauptschiff der Peterskirche zu Rom, von Einigen für einen Moses gehalten, ist ein Werk des V. Jahrhunderts.

luftigen, lichtdurchbrochenen Schiffen und ihrem schweigsamen Ernste, darf sowohl als der Ausdruck der die Zeit beherrschenden Scholastik wie jener schwermüthigeren Gemüthsstimmung gelten, welche den Norden vom lachenden Süden unterscheidet. „Wie kein anderer Baustyl drückt der gothische seine Zeit aus. Der gothische Baustyl ist das Mittelalter. An jedem dieser riesenmächtigen gothischen Münster hat der kirchliche Volksglauben mitgebaut. Wie Alles, was das Mittelalter gedichtet, so klang auch die gothische Steindichtung aus dem Herzen des Volkes heraus in das Herz des Volkes hinein. So spielten auch, weil die gothische Kirche ganz die Zeit und das Volk war, durch deren Ornamenturen physiognomische Züge aus dem Leben der Zeit und des Volkes. Zwischen apokalyptischen Symbolen des Heiligsten, Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente, aus der Legende der Heiligen, aus der Märtyrergeschichte u. s. w. drängen sich fratzenhaft komische Zerrbilder hervor, spottet der derbe Volkswitz, lacht uns der Schwank irgend eines volksthümlichen Schalksnarren an, eröffnet sich uns ein Blick in die Sitte und Unsitte, in die Mode und den Brauch der alten Zeiten. Das war nicht Frivolität, nicht Herabziehung des Heiligen, eben so wenig als die niedrig komischen Figuren, ja selbst die derben Zoten in den mittelalterlichen Mysterien- und Mirakelspielen frivoler Spott über das Heilige waren. Sie beweisen nur, dass in jener Zeit das ganze Volksleben in allen seinen Erscheinungen in der Kirche aufging; dass die katholische Kirche noch wirklich die katholische, die allgemeine der Christenheit war. Der Spott, die Satyre gegen die Pfaffen, gegen geistliche Missstände waren nicht Angriffe einer dogmatisch feindlichen Lehre; sie erheiterten das Volk, ohne es im Glauben und seiner Ehrfurcht vor Kirche und Priestern zu erschüttern [1]“.

Ist irgend etwas im Stande, den Zusammenhang zwischen Religion und Kunst einer- und Volksnaturell andererseits darzuthun, so ist es die Stellung der Gothik in Italien, wohin sie fertig und vollendet importirt ward. Ihr Schicksal dort war völlige Entnationalisirung, richtiger Italianisirung, wobei sie viel von ihrem ursprünglichen Wesen verlor, dagegen sich durchaus den italienischen Anschauungen von Religion und Kunst anpasste. Und es erscheint dadurch keineswegs „die gewöhnlich verbreitete Fabel“ von der Einführung und Hebung der Künste durch die Religionen glanzvoll bestätigt, noch ist je eine Trennung der Kunst von der Religion möglich. Dies beruht auf völligem Verkennen der Religion; der starre Bigottismus hat der Kunst Fesseln auferlegt, doch Bigottismus ist nur ein Stadium des religiösen Lebens. Und da das ganze Mittelalter hindurch bei lange zunehmendem Geistesdrucke die europäische Menschheit in allen Stücken gleichmässig vorwärts kam, nirgends ein Rückschritt, geschweige denn ein Zurücksinken hinter die Zustände des eigenen Heidenthums bemerklich ist, so muss man die langsame Entwicklung eher dem Volkswesen als der Kirche zuschreiben, die selbst unter dem Einflusse des ersteren stand. Dies geht aus dem ganzen Entwicklungsgange unwiderlegbar hervor.

---

1) Ludwig Walesrode in der *Gegenwart*. 1872. Nr. 42. S. 297.

Der religiöse Sinn der Menschen spornte zur Bethätigung des Bausinnes an, nicht aber die Kirche schuf die Gothik, sondern die Volksphantasie, welche sich Kirche und Baukunst in bestimmten Formen dachte und die Gothik ihrer höchsten Vollendung zuführte. Dies geschah namentlich in England, welches durch aufblühenden Seehandel, siegreiche Kriege und nationale Einigung ungemeinen Aufschwung nahm, und in Deutschland, wo die Entwicklung des Städtewesens die Errichtung vieler Rathhäuser und bürgerlicher Bauten veranlasste. Durch den zünftigen Betrieb war die Kunst überhaupt an die Städte gefesselt, und zwar an die grösseren und wohlhabenderen, denn die Kunst ist, wir wissen es, eines der ersten Kinder des sich sammelnden Reichthums. Die Architektur rief ihrerseits im XII. Jahrhundert einen Aufschwung der Plastik hervor, den die Gothik begünstigte und über Deutschland, die Niederlande, Frankreich, England und Italien verbreitete, in welch letzterem Lande nordischer Einfluss stellenweise nicht zu verkennen ist. Im XIII. und XIV. Jahrhunderte sondert sich scharf die italienische Skulptur von jener in West- und Nordeuropa; jene entwickelt sich seit Nicolo Pisano in durchaus dem italischen Volksthume entsprechendem Geiste, diese gewinnt neuen Aufschwung durch die Kreuzzüge und deren poetische Früchte. Die Goldschmiedekunst gewann ein neues Feld durch die Einführung der Monstranzen; die Holzskulptur, besonders die bemalte, kam jetzt erst recht in Aufnahme. Die nämliche Gothik, welche die Plastik begünstigte, beraubte aber die Malerei des nothwendigen Raumes und beschränkte sie auf Miniaturen, welchen die steigende Nachfrage nach historischen und poetischen Werken zu grosser Vollkommenheit verhalf, auf Wandmalerei, die dann bald gegen die Tafelgemälde zurücktrat, auf Mosaiken und Glasmalereien, die im XIII. Jahrhundert in Frankreich, ein Jahrhundert später in Deutschland ihre höchste Blüthe erreichten. So erhärtet sich hier abermals das Gesetz, dass die Malerei unter den genannten Künsten zuletzt zur Entwicklung gelangt.

Noch viel später erfolgte die Ausbildung der Musik, wenn man diese als Kunst gelten lassen will. Auch hier stossen wir sofort auf die dreiste Behauptung, das Christenthum sei der Musik nicht günstig gewesen, während das gerade Gegentheil wahr ist. Wurden die heidnischen Lieder verfolgt und vertilgt, so kam doch wirkliche Musik an deren Stelle; den Werth dieser heidnischen Lieder selbst wird man gering genug anschlagen dürfen [1]). Man kennt die Musik der gebildeteren Völker Asiens und Afrikas im Alterthume, besonders jene der Griechen, wo sie die höchste Ausbildung erfuhr und weiss, dass sie homophon, einstimmig und also eintönig war, ja dass man dabei von Melodie nicht reden kann. Es ist aber kein Zweifel, dass sogleich die ersten Christen, der tieferen Erfassung des Geistigen gemäss, die sich in der neuen

1) Auch ein Kritiker wie Eduard Hanslik meint, dass man diesen Nationen streng genommen kaum eine „Musik" zugestehen kann. *(Oesterr. Wochenschrift* 1864. II. Bd. S. 913.)

Religion aussprach, bei ihren Religionsübungen der Kunst der Töne einen bedeutenden Raum gestatteten; ja erst von nun an tritt die Musik mit ein in den Mittelpunkt der Kunstbestrebungen, und man kann wohl sagen, die Musik ist das Bedeutendste und Ureigenste, was der menschliche Geist seit den Zeiten der Alten geschaffen hat. Und, weit entfernt, die heidnischen Gesängen zu unterdrücken, eigneten sich vielmehr die ersten Christen die Weisen der Griechen ohne viel Veränderung zunächst an. Aber wie bekamen diese Weisen sogleich einen anderen Charakter, wie sehr erfuhren sie eine Vertiefung! Bald hatte der Gebrauch der Musik beim christlichen Kultus eine solche Bedeutung und Verbreitung gefunden, dass bereits im IV. Jahrhunderte Bischof Ambrosius Gesangschulen errichtete und den nach ihm genannten Lobgesang einführte, dem Papst Gregor einige Verbesserungen hinzufügte. Dem reichbesaiteten Gemüthe der Germanen blieb es jedoch vorbehalten, von der Homophonie zur Polyphonie, der Mehrstimmigkeit, vorzuschreiten, wenn der belgische Mönch Hucbaldus (Anfangs des X. Jahrhunderts) wirklich das Organum erfand, welches Guido von Arezzo ein Jahrhundert später weiter ausbildete. Ende des XI. Jahrhunderts kam in Flandern und Frankreich der sogenannte Diskantus auf, und jetzt war erst eine wahre Mehrstimmigkeit erstanden, die Takt und Rhythmus bald zur Musik in unserem Sinne erhoben [1]). An diesem ganzen Entwicklungsgange der Musik im Mittelalter bis auf Palestrina und seinen ungleich höher stehenden Zeitgenossen Roland de Lâtre genannt Orlando di Lasso nahm die Kirche den wohlthätigsten Antheil, zumal war es die päpstliche Kapelle in Rom, welche den musikalischen Grössen Mittel und Gelegenheit zur Entfaltung bot. Erst nachdem der Völkerbildungsprozess in Europa vollendet, konnte auch das Volkslied entstehen und die Musik die weltlichen Kreise für sich erorbern. Minstrels, Troubadours und Minnesänger, wie die erwachende Volkspoesie sie schuf, — in ihrem Wesen übrigens bei vielen Naturvölkern anzutreffen [2]) — leisteten viel füs das Erstehen einer weltlichen Musik, die bei aller Unvollkommenheit doch im XIV. Jahrhundert eine bedeutende Ausbreitung errang.

Dem Historiker erscheint das XIV. Jahrhundert überhaupt in ganz anderem Lichte als dem Kulturforscher; Jener findet Zuchtlosigkeit, Geistesnacht, Elend, Mangel an wahrhaft grossen Männern, wie

---

1) Dr. Ludwig Nohl. *Die geschichtliche Entwicklung der Musik in ihren Hauptzügen. (Oesterr. Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben*, 1863. II. S. 353—368, 452—468.) Siehe auch Bd. II. von W. Ambros, *Geschichte der Musik.* Breslau 1864. 8°.

2) Die Musiker der wilden oder halbwilden Völker Afrikas gleichen allen unseren alten Minnesängern. Sie erscheinen bei den öffentlichen Festen und bei den Begräbnissen, bei Hochzeiten und Geburten, und extemporiren Lieder, die sich auf die vorhandenen Umtsände beziehen. Livingstone begegnete solchen Musikern, die auf einer nur mit einer Saite bezogenen Fidel wilde doch nicht unharmonische Melodien spielten, im Gebiet des Schire, Baker am Setit, nördlich von Abessinien. Auch der javanische *Tukang Thialong* mit seinem Bambusinstrument gehört hierher.

an erhebenden Ereignissen; Dieser rüstige, erfreuliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Architektur, in der Plastik sogar ein frisches, inniges Leben, den ersten Keim der modernen Kunst, die Kulturfrüchte der politischen und sozialen Ereignisse, welche die Gemüther zu innerer Vertiefung nöthigten.

Erfindungen und Entdeckungen.

Der menschliche Geist, noch nicht befähigt die höchsten Probleme der Spekulation in ihrer Tiefe zu ergründen und darum am Glauben hangend, wandte sich der Verbesserung seiner materiellen Verhältnisse zu; unaufhörlich arbeitete man an der Verfeinerung der Lebensgenüsse, die der intellektuellen Kultur ihrerseits wieder zu Gute kamen. So reiht sich denn im Mittelalter Erfindung an Erfindung, worunter jene des Schiesspulvers und des Buchdruckes nur wegen ihrer augenscheinlicheren Wirkungen hervorgehoben zu werden verdienen. Beide, längst vorher von den Chinesen ersonnen, aber in chinesischem Sinne verwerthet, dienten der Humanität, erstere indem sie die bisher hauptsächlich mit blanker Waffe geführten Kriege unblutiger gestaltete, was nebenbei bemerkt, auch das Resultat der Vervollkommnung der Mordwerkzeuge in der Gegenwart ist, dann aber, indem sie der rohen persönlichen Tapferkeit, die besonders im Kampfe mit Schwert oder Lanze zur Geltung kam, an Werth raubte. Auf dem persönlichen Muthe beruhte aber das harnischgepanzerte Ritterthum, das nunmehr seine Grundlage durch die angebliche Erfindung eines goldsuchenden Mönches erschüttert sah. In der That folgte ihr allmählig eine totale Umwandlung der Kriegführung und des Heerwesens [1]) so wie der diesen zu Grunde liegenden Einrichtungen im Frieden, womit der erste Anstoss zum späteren Sturze des Ritterthums und Lehnwesens gegeben war. Und was das Schiesspulver materiell, das sollte der Buchdruck auf geistigem Felde vollbringen.

Im Alterthum war die Kunst des Lesens und Schreibens sehr verbreitet; man hatte ein billiges und bequemes Material, geordnetes Geschäftswesen, einen ausgebildeten Buchhandel. Mit dem Sturze des römischen Reiches gingen diese Vortheile grossentheils verloren; ein Stand jedoch rettet die Kenntniss der Schrift: es ist von grosser Wichtigkeit, dass gerade dieser Stand durch ein festes Band an Italien geknüpft ward, wo sich noch einige Nachwirkung des alten Zustandes — und der grösste Theil der geretteten Handschriften des Abendlands —

1) Anfänglich nur als Sprengmittel bei Belagerungen verwendet, fand das Pulver erst nach und nach Eingang im Feldkriege, zuerst durch Feuerrohre, Kanonen, (welche die Araber schon 1131 vor Alicante benützt haben sollen), dann durch Rad- und Luntenflinten. Die gänzliche Verdrängung der Pike als Waffe des Fussvolkes und die ausschliessliche Ausrüstung desselben mit Feuergewehren kann aber erst von Anfang des vorigen Jahrhunderts datirt werden.

erhalten hatte. Mit grösster Emsigkeit schreibt Jahrhunderte lang der Klerus: er vervielfältigt die überkommenen Werke, er verfasst die Urkunden und Briefe. Der Schriftsteller macht auf seiner Wachstafel den Entwurf, welchen er nach reiflicher Prüfung auf das theure Pergament übertragen lässt. Auf die äussere Ausstattung der Handschriften wird viel verwandt, die Schrift ist von grosser Schönheit, und in den Verzierungen entfaltet sich ein reiches und mannigfaltiges Kunstleben.

Doch dem Klerus entgleitet das Monopol literarischer Bildung: der Bürgerstand gewinnt an Bedeutung, Wohlstand und Bildung; er schafft sich Schulen, benutzt die Schrift geschäftlich und verlangt endlich auch nach Lesebüchern. Zahlreiche Lohnschreiber genügen der gesteigerten Nachfrage, die populäre Literatur beginnt. Gleichzeitig findet ein billigeres Material Eingang: man lernt Papier aus Lumpen verfertigen, und der jetzt rasch wachsende Absatz ruft in vielen Gegenden Papierhäuser hervor, welche den Preis immer niedriger stellen können. So wird es möglich, dass Bücher aus den Kreisen der Gelehrten hinaustreten auf den Markt, und schon lohnt es sie im Messverkehr feilzubieten. Die Nachfrage wächst sehr rasch; man sinnt auf mechanische Mittel zu schneller und billiger Vervielfältigung. Die gangbarsten Schriften werden in Holzplatten geschnitten, dann die Lettern gesondert und beweglich hergestellt, die Buchdruckerei wird erfunden. Sie hätte wenig leisten können, wenn man nur noch das theure Pergament gehabt, wenn noch nicht ein lesendes Publikum sich gebildet hätte. Nun aber sind alle Bedingungen zum Fortschritt gegeben, Angebot und Nachfrage steigern sich gegenseitig. Die anfangs noch theuren Druckwerke werden bald billiger, an zahllosen Orten wird mit Leichtigkeit gedruckt, das Volk hat sich ans Lesen gewöhnt, und die Buchführer machen auf den Messen gute Geschäfte. Der Vorrath reicht nicht aus. Man trägt kein Bedenken Nachdrucke zu veranstalten. Schon erregen einzelne Schriften Anstoss, aber die Staatsgewalt hat der neuen Erscheinung gegenüber noch keine feste Haltung genommen. Noch ist die Censur nicht erfunden. Bücherverbote kommen vor, sind aber bei der raschen Verbreitung nicht durchzuführen [1]).

Die Tragweite der Erfindung des Buchdrucks ist also eben so grossartig wie in ihren Folgen segensreich. Jetzt besass man das Mittel die Wissensschätze des Einzelnen der Gesammtheit mitzutheilen, wichtige Nachrichten zu verbreiten, sich belehrend, ermahnend, aufklärend, freilich auch hintergehend, aufstachelnd und verdummend an die Menge zu wenden. Die Bedeutung des gesprochenen Wortes trat hinter jene des geschriebenen weit zurück; die Kanzelreden und Predigten verloren an Zugkraft und die wichtige Waffe des Wortes war der Geistlichkeit entwunden. Zum Anhören des gesprochenen Wortes bedurfte man des Lesens nicht, jetzt ward es zum Bedürfniss, Lesen und Schreiben gehörte von nun an zur nothwendigen Bildung und es wurden Schulen errichtet, um es zu lehren. Freilich dauerte es lange, ehe alle diese Folgen sich

---

1) W. Wattenbach. *Das Schriftwesen im Mittelalter*. Leipzig, 1871. 8°.

entwickelten, denn sie mussten zuerst als Bedürfniss empfunden werden, im Grossen und Ganzen war dies aber der Gang der Kultur bis auf unsere Tage.

Jede dieser Erfindungen hat ihre Vorgeschichte, aus der sie als nothwendiges Produkt einer langen Entwicklungsreihe erkannnt wird. Die Berührungen der Araber mit den Chinesen hatten diese wohl mit dem Pulver oder einem ähnlichen Zündstoffe (und dem Papiere) bekannt gemacht und deren Kunde nach Europa gebracht. Die emsig gepflogenen alchemistischen Künste haben dann die Chemie vorbereitet, ermöglicht und zur Entdeckung der richtigen Komposition des wahrscheinlich ob seiner Mängel nicht zu allgemeiner Verwendung gelangten Pulvers geleitet. So schreitet überall der Irrthnm der Wahrheit voraus. Die Verdienste der Alchemisten [1]) und der Astrologen [2]), so chimärisch ihre Wissenschaft, sind kaum hoch genug anzuschlagen. Ebenso ging der Erfindung des Letterndruckes jene des Blockdruckes voraus; dieser begann mit Bildern und ging später auf Sätze über. Von da zu den beweglichen Lettern war kein grosser Schritt; die Chinesen hatten ihn längst gethan, mussten ihn aber wieder aufgeben, als für ihre Sprache absolut unpassend. So ist denn gewissermassen der Sprachenbau der Europäer selbst eines ihrer gewichtigsten Kulturmittel geworden. Ohne diesen wären die beweglichen Lettern für uns ebenso nutzlos gewesen wie für die Chinesen und alle an diese Erfindung [3]) geknüpften Folgen wären unterblieben.

Schiesspulver und Buchdruck sind, wie gesagt, nur die wichtigsten der mittelalterlichen Erfindungen, die Höhe der Industrie im XV. Jahrhunderte setzt an sich eine ganze Menge technischer Verbesserungen voraus, weil ohne diese ein solcher Aufschwung überhaupt nicht denkbar wäre. Die Erfindung der Uhren allein erhebt, wie erwähnt, den mittelalterlichen Scharfsinn weit über jenen des Alterthumes, welches um die Mitte des XV. Jahrhunderts in allen Punkten überflügelt war, am meisten vielleicht in der räumlichen Kenntniss des Erdballes. Die Alten kannten Irland, Schottland, Skandinavien, Russland, das asiatische Innere, die Mongolei, China, Vorder- und Hinterindien, den ostindischen Archipel gar nicht oder nur vom Hörensagen. Alle diese Gebiete wurden von den christlichen Völkern des Mittelalters erschlossen, in Europa indem sie an dem Kulturleben sich zu betheiligen begannen, in Asien durch Bereisung. Marco Polo allein beschenkte das XIII. Jahrhundert mit der Kenntniss von mehr denn

---

1) Siehe Louis Figuier, *L'alchimie et les alchimistes. Essai historique et critique sur la philosophie hermétique*. Paris 1856. 8°. 2me édit. S. 115—131, und Rodwell: *The Birth of Chemistry* in der *Nature*. Bd. VI. VII. u. VIII.

2) J. A. Mensinga. *Ueber alte und neue Astrologie*. Berlin 1871. 8°.

3) Die Ansprüche der Holländer, welche ihrem Landsmanne Laurenz Janszoon Coster als erstem Erfinder des Buchdrucks in seiner Vaterstadt Haarlem ein schönes Standbild setzten, sind wohl gründlich beseitigt durch das Buch von Ant. van der Linde. *De Haarlemsche Costerlegende wetenschappelijk ondersocht*. 's Gravenhage 1870. 8°. 2. Aufl.

halb Asien, sah Länder und Völker, von denen das Alterthum keine Ahnung hatte [1]) und christliche Mönche wanderten nach dem fernen Karakorum, wo die Mongolenchane ihr goldenes Kaiserzelt aufgeschlagen; der Handelsverkehr selbst erstreckte sich auf dem Ueberlandswege bis Chanbalik oder Peking! Zu diesem enormen Wachsthume der geographischen Kenntniss Asiens hatten die Araber weniger als anderwärts, am meisten in Afrika beigetragen. Das Wissen der Alten zur Zeit seiner höchsten Ausdehnung erstreckte sich über zwei Drittel unseres Festlandes, über das südwestliche Viertel Asiens und über das nördliche Drittel Afrikas [2]). Jenes der Araber umfasste schon ganz Europa mit Ausnahme des höchsten Nordens, die südliche Hälfte von Asien, Nordafrika bis zum 10. Breitegrad und die Küstengebiete Ostafrikas bis zum Kap Corrientes. Hätten die Scholastiker, deren Verdienste nur leichtfertige Beurtheilung herabsetzen konnte, nichts anderes geleistet als dieses hellenische und das neue arabische Wissen zu verbreiten, so müssten sie uns schon ehrwürdig erscheinen als die Urheber aller späteren Fortschritte; doch gewähren auch ihre selbständigen Leistungen das beglückende Schauspiel einer beschleunigten Entwicklung. Man braucht nur auf einem Kartenbilde die Grenzen der bekannten Welt im Alterthume mit den Ergebnissen der mittelalterlichen Reisenden zu vergleichen [3]), um sich von dem erlangten ungeheuren Fortschritte zu überzeugen und die Behauptung von etwaigen Rückschritten in ihrer Nichtigkeit zu entlarven.

Schon im XIV. und XV. Jahrhunderte lösten die Spanier und Portugiesen die Italiener in der Rolle als seefahrende Völker ab und erhoben sich zu bisher ungeahnter Seetüchtigkeit gepaart mit Vervollkommnung des Seewesens, welcher die magnetische Nordweisung, gegen Ende des XII. Jahrhunderts bekannt [4]) zu Hülfe kam. Im XI. Jahrhundert wiesen die Schiffe der Normannen, welche England eroberten, in ihrer Bauart schon wesentliche Vorzüge gegenüber den alten Penteren auf, Italiener und Sarazenen lernten daran und vergrösserten die Fahrzeuge und die Spanier bauten Schiffe mit 2—3 Decken [5]). Da griffen nun die Portugiesen mächtig ein in die Geschichte der Seefahrten und eröffneten unter dem Infanten Heinrich [6])

---

1) Ueber die kulturhistorische Bedeutung Marco Polos siehe: Konstantin de Skatchkoff. *Le Vénitien Marco Polo et les services qu'il a rendus en faisant connaître l'Asie. (Journal Asiatique* 1874. S. 122—158.)

2) Peschel, *Geschichte der Erdkunde*. S. 29.

3) Dies hat Vivien de Saint-Martin in dem Atlas zu seiner *Histoire de la Géographie*, Paris 1873, 8 gethan. Man vergleiche Pl. V. *Le Monde connu des anciens* mit Pl. VIII. *Monde connu au VIII. siècle*, also noch lange vor Abschluss des Mittelalters.

4) Peschel. *Geschichte der Erdkunde*. S. 173. Vgl. auch Vivien de St. Martin *Hist. de la Géogr*. S. 247.

5) Reinhold Werner, *Atlas des Seewesens*. Leipzig 1871. 8°. S. 5.

6) Siehe über diesen G. de Veer, *Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit*. Danzig 1864. 8°. und Richard Henry Major, *The life of Prince Henry of Portugal surnamed the navigator*. London 1868. 8 .

(1394—1460) das grosse Zeitalter der Entdeckungen. Darüber darf freilich keine Täuschung länger bestehen, dass Menschenraub der beschämende Trieb war, dem wir manche Leistung des grossen Zeitalters verdanken [1]), denn zu allen Epochen bedurfte es eines materiellen Lockmittels zu solchen Eahrten. Die Portugiesen gingen dem schwarzen Menschenfleische nach und drangen dabei in die Geheimnisse der gefürchteten Tropenzone, das westliche Afrika entschleiernd. So ward Kap Bojador bezwungen, das Grüne Vorgebirge und die auch von den Arabern zähe festgehaltene Vorstellung von der Unschiffbarkeit des Ozeans überwunden. In wenigen Jahren waren die portugiesischen Caravelen als die besten Segler der Welt berühmt. Später war es das Gold der Goldküste, welches die Portugiesen in südlichere Breiten trieb. Dabei machte man die Wahrnehmung, dass Afrika, welches man sich lange nach Osten gebogen dachte, sich immer mehr nach Süden ausdehne, und so geschah es, dass Bartholomeu Diaz 1486 immer noch glaubte, die verschwundene Küste Afrikas zur Linken zu behalten, als er längst über die Südspitze des Festlandes hinausgelangt war. Allmählig ging seinen Seefahrern das Herz auf und ahnte man bereits auf dem Geschwader das grosse Geheimniss, dass man das südliche Kap von Afrika umschifft habe, eine That, die zehn Jahre darauf Vasco da Gama, den Seeweg nach Indien eröffnend, zum zweiten Male vollbrachte. Vor der Entdeckung Amerikas erstreckte sich also die Geographie des Mittelalters über ganz Europa, zwei Drittel von Asien und die nördliche Hälfte von Afrika [2]) zusammen etwa 980,000 Quadratmeilen gegen beiläufig 500,000 [3]) im Alterthume. Die Menschheit wusste damals doppelt so viel von der Erde als die Alten.

Die Reisen des Mittelalters führten indess noch zu gewaltigeren Ergebnissen. Durch seine Schilderungen der chinesischen Gesittung entzündete Marco Polo den Gedanken der westlichen Ueberfahrt nach Asien, dem wir die Entdeckung Amerikas verdanken. Den Gebildeten des Mittelalters galt nämlich die Kugelgestalt der Erde als erwiesen, sonst hätten Dantes Gedichte seinen Zeitgenossen ganz unverständlich bleiben müssen. So dachte man nicht anders, als dass man naturgemäss Asien an seinem östlichen Rande auch von Westen her müsse erreichen können. Die grossen Landreisen nach dem mongolischen Reiche hatten dazu beigetragen Asiens Grenzen weit gegen Osten vorzuschieben und so den Irrthum erweckt, dass der Ozean zwischen den Küsten von *Cathai* oder des chinesischen Reiches und Europa keine

---

1) Peschel, *Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen*, Stuttgart und Augsburg 1858. 8°. S. 66.

2) Martin Behaims *Karte von Afrika*, 1492, stellt diesen Welttheil schon überraschend ähnlich mit seiner wirklichen Form dar. Aus der Mangelhaftigkeit und Ungenauigkeit der Kartenbilder ist übrigens nicht direkt auf Unwissenheit zu schliessen, denn den kartographischen Darstellungen gehen allemal schon lange mehr oder minder reichliche Kenntnisse der Länder voran.

3) Diese Ziffern nach den Ansätzen bei Klöden.

sehr grosse Ausdehnung besitzen könne. In dieser Vorstellung kann man einen Rückfall der Kosmographie unter dem ptolomäischen Zustande der Wissenschaft und noch weit mehr der arabischen Kenntnisse erblicken, einen Rückfall, seltsamerweise eben durch die grosse Vermehrung der geographischen Kenntnisse verursacht und zugleich von den segensreichsten Folgen. Die irrige Voraussetzung von der geringen Breite des Ozeans, gewürzt durch die Sage von *Zipangu* (Japan) und der Insel *Antiglia*, spornte nämlich zur Durchquerung desselben an. Nichtsdestoweniger bekundet diese That Cristobal Colons (Columbus) obwohl vorbereitet durch die Fahrten eines Sebastian Cabot, die Nachrichten, welche die Gebrüder Zeni vom fernen Island heimbrachten und seinen eigenen Aufenthalt daselbst eine Geisteskühnheit, welche man bei den alten Völkern vergeblich sucht und die für sein Zeitalter charakteristisch ist, zumal den nämlichen Gedanken Colons Andere vor ihm verfolgten [1]). Nur sollten wir uns hüten, die Männer zu schmähen, welche seine Anschläge widerriethen. Die kritischen Gegner Colons stritten auf der Seite der Wahrheit, der Genueser nur für einen glücklichen Wahn, dem eine neue Welt entkeimte [2]). So wenig er ein genialer Seemann, so wenig kann man für ihn den Ruhm eines gewaltigen Freiheitshelden in Anspruch nehmen. Aus Colons Briefen selbst lässt sich mit Erfolg der Nachweis führen, dass er durchaus kein sich gegen die Herrschaft des Klerus auflehnender Apostel der Freiheit, (als welchen man ihn ja meistens darstellt), sondern im Gegentheil ein von Mönchen geleiteter, völlig im Dogma befangener Mensch gewesen, der die reichen Länder Indiens nur zu dem Zwecke entdecken wollte, um erstens die heidnischen Völker dieser Länder zu bekehren und zweitens vermittelst des gewonnenen Goldes das heilige Grab wieder zu erlangen. Colons naturwissenschaftliche, mathematische und geographische Kenntnisse waren durchaus ungenügender Art. Seine Weltanschauung stand tief unter derjenigen seiner aufgeklärten Zeitgenossen. Von der Gestalt der Erde hatte er auch für die damalige Zeit fast kindlich zu nennende Begriffe. Als er in Cuba landete, glaubte er bestimmt, Japán erreicht zu haben und nicht weit von den von Marco Polo entdeckten ostasiatischen Städten zu sein.

Auf den Gang der europäischen Kultur hat kein Ereigniss einen tieferen Einfluss genommen als Amerikas Entdeckung. Die grosse Leistung des bigotten italienischen Seefahrers wird auch nicht geschmälert durch die Betrachtung, dass er Zipangus Küsten vor seinen Blicken auftauchen zu sehen wähnte, dass er Cuba für eine Provinz des chinesischen Reiches hielt und ahnungslos gestorben ist, dass er eine neue Welt gefunden habe [3]). Die Bedeutung des Ereignisses selbst wird

---

1) Z. B. ein Geistlicher, der Domherr Hernan Martinez 1397. (Peschel, *Gesch. d. Zeitalters d. Entd.* S. 110.)

2) Peschel. A. a. O. S. 122—137.

3) Peschel. A. a. O. S. 397.

endlich nicht getrübt durch die Gewissheit, dass Amerikas Entdeckung eine geschichtliche Nothwendigkeit war, dass auch hierin kein Zufall waltete. Cabrals Fahrt belehrt uns nämlich, dass Brasilien, somit Amerika, auf den Fahrten der Portugiesen nach Ostindien früher oder später entdeckt worden wäre. Um den Windstillen an der Guineaküste auszuweichen, hatte Vasco da Gama bereits auf seiner ersten indischen Fahrt sich so weit von dem afrikanischen Festlande entfernt, dass er eine Zeitlang dicht an der Küste von Brasilien vorüberkam, ohne sie jedoch zu erblicken. Bei seiner Rückkehr entwarf er die Instruktionen für die Flotte Cabrals, dem er vorschrieb, von der capverdischen Insel Santiago so lange südlich zu halten bis er den Breitenkreis des Vorgebirges der Guten Hoffnung erreicht habe. Cabral, der etwa Ende März in den Gürtel der Windstille eintrat, musste dort nothwendig zuerst in die westlich laufende Aequatorial- und mit dieser in die südwestliche brasilianische Strömung gerathen und unbemerkt nach Westen getragen werden. So geschah es, dass Abends am Osterdienstag (21. April 1500) unvermuthet gegen Osten der Gipfel eines unbekannten Landes aufstieg, den man der Osterzeit wegen Paschoal nannte. Wir sehen demnach absichtslos, aber durch die Anordnung kosmischer Verhältnisse vorausbestimmt, die Entdeckung Brasiliens episodenartig mit den Fahrten um die Südspitze Afrikas verwebt.

Soziale Entwicklung des Mittelalters.

Gesetzmässigkeit der mittelalterlichen Kulturentwicklung.

Geistig wie materiell stellt sich die europäische Menschheit im Zeitalter Karl d. Gr. durchaus im Lichte jugendlicher Unreife dar, wie dies ihrem natürlichen Entwicklungsgange entspricht. Kein Vernünftiger wird die Zustände jener und der späteren Epochen im Schimmer idealer Verklärung mehr erblicken, wie dies Karl Wilhelm Friedrich Schlegel und die romantische Schule gethan, Niemand wird die Gegenwart mehr auf jenen Standpunkt zurückschrauben wollen, selbst wenn dies möglich und den ewigen Naturgesetzen nicht zuwider wäre. Niemand darf aber auch vergessen, dass jene Zustände Entwicklungsphasen charakterisiren, die zu durchlaufen den Völkern eben so nothwendig war, wie die Kindheit dem Manne. Die moderne Wissenschaft hat zum Axiome erhoben, dass jedwedes Organ des Körpers, auch das höchste, eine Reihe von Entwicklungsphasen von den unscheinbarsten Anfängen durchläuft, und dass die leibliche Entwicklungsgeschichte des Individuums nichts ist als eine abgekürzte Wiederholung seiner Stammbaumgeschichte. Wenn nachgewiesenermassen der vierwöchentliche Fötus eines Menschen, selbst eines späteren Goethe oder Humboldt, von dem gleichalterigen Fötus eines Hundes kaum zu unterscheiden ist, so würde schon die Analogie darauf hinweisen, dass in den früheren Entwicklungsstadien die heutigen Kulturvölker sich von den ungesitteten Naturstämmen nur wenig unterscheiden konnten. Zudem wissen wir, dass das angeführte biologische Gesetz auch für den geistigen Entwicklungsgang richtig ist, d. h. die geistige Ausbildung eines Menschen ist ebenfalls nichts anderes, als eine abgekürzte Wiederholung der ganzen Kulturgeschichte. Die Kulturgeschichte ist nun das Ergebniss des Kampfes ums Dasein, durch den allein das Individuum im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen, nicht minder aber die Art, d. h. hier die Familie, der Staat, das Volk zu dem wird, was sie ist. Daraus geht hervor: der oberste Zweck des Individuums wie der Art ist die Selbsterhaltung und, um diese zu bewirken, ist ihm die Aufgabe gestellt, sich den *Status quo* der Aussenwelt nicht gefallen zu lassen, sich nicht Eins mit ihm zu fühlen, sondern

gegen ihn anzukämpfen überall, wo derselbe der Entfaltung des Ichs und der Art feindlich gegenübersteht. Die Existenz des Ichs, sei dies ein Individuum oder eine Individuengemeinschaft, und zwar nicht nur seine Existenz überhaupt, sondern auch die Fortexistenz seiner besonderen Eigenthümlichkeiten beruht also auf der praktischen Gegensätzlichkeit zwischen diesem Ich und der Aussenwelt; jedes Ich hat demnach die unabweisliche Pflicht, sein subjektives Bedürfniss zur obersten Richtschnur seines Handelns zu machen, sich in den objektiven Sachverhalt nur so weit zu fügen, als dies seiner Selbsterhaltuug förderlich ist, und da, wo dies nicht der Fall, diesen objektiven Sachverhalt zu läugnen oder zu bekämpfen, kurz ihn nicht anzuerkennen, trotzdem und gerade desshalb, weil er die objektive Wahrheit ist.

Dies vorausgeschickt, erscheint der Entwicklungsgang des Mittelalters keine Anomalie mehr, sondern in vollkommener Harmonie mit den Naturgesetzen. Aufgabe der Wissenschaft ist es, alle Ideale zu zerstören, ihre Hohlheit, Nichtigkeit zu erweisen, zu zeigen, dass Gottesglaube und Religion Trug, dass Sittlichkeit, Gleichheit, Liebe, Freiheit und Menschenrechte Lüge sind und gleichzeitig die Nothwendigkeit der Ideale, des Gottesglaubens, der Religion, Sittlichkeit, Gleichheit, Liebe, Freiheit und Menschenrechte, kurz all dieser Irrthümer für die Kulturentwicklung zu behaupten. Man könnte nun freilich die Frage aufwerfen: „wenn die Wissenschaft alle Ideale zerstört hat, wie können die Ideale dann noch etwas leiten? Sie sind ja dann nicht mehr! Wenn Sittlichkeit, Liebe, Freiheit vernichtet sind, was können sie dann noch wirken[1]?“ Bei reiferer Ueberlegung werden wir uns eine solche Frage gar nicht stellen, denn wir werden uns sagen müssen, dass bei dem uns innewohnenden Idealisirungsvermögen für jedes vernichtete Ideal sofort ein neues entsteht und der Kampf zwischen Ideal und Wissenschaft zwischen Irrthum und Wahrheit, zwischen Glauben und Wissen niemals zu Ende kommen kann, so lange Menschen auf Erden wandeln. Ist doch dieser Kampf und nur Er das treibende Motiv jeglichen Fortschrittes! Nur völlige Gedankenlosigkeit vermag daher in dem obigen Satze einen Widerspruch zu entdecken. Die Wissenschaft beweist also mit gleicher Kraft die Nothwendigkeit der Ideale, aber auch die Nothwendigkeit aller jener Erscheinungen, welche gewöhnlich als Kulturhemmnisse betrachtet werden, z. B. der Sklaverei, Knechtschaft, Despotie, Tyrannei, des Geistesjoches der Kirche u. s. w., denn die einen wie die anderen sind Erfindungen des Menschen zum Zweck der Selbsterhaltung, nämlich Waffen im Kampfe ums Dasein. Auf völliger Verkennung der Entwicklungsgesetze beruht die Annahme der Behauptung, die menschliche Gesittung wäre ohne jene angeblichen Kulturhemmnisse weiter fortgeschritten als sie ist. Das gerade Gegentheil ist wahr; ohne diese Kulturhemmnisse wäre nie auf geistigem Felde der Kampf ums Dasein entbrannt, der nothwendigerweise zugleich ein Kampf um

1) Moriz Carrière in der Gegenwart vom 26. Oktober 1878.

die Herrschaft, um die Präponderanz sein muss. An ihnen schärfte sich der Geist, erwarb er neue Waffen, ohne sie hätten wir uns nimmer zur jetzigen Kulturhöhe geschwungen, stünden wir vielleicht noch auf der Stufe jener Südseeinsulaner, von deren paradisischem Zustande die ersten Entdecker so verlockende Schilderungen entwarfen. Nur wo Kampf, dort ist was man Fortschritt nennt; und Kampf nur dort, wo Hindernisse zu bekämpfen sind; wo keine Hindernisse, dort ist Friede, und Friede ist Erstarrung[1]), Erstarrung aber ist Tod.

So wie es eine „Seele“ in dem herkömmlichen Begriffe nicht gibt, — denn sie ist nichts anderes als das, was in dem Menschen von aussen hineingekommen, zu dessen Aufnahme er nur Dank seiner höheren Organisation eine grössere Empfänglichkeit besitzt als das Thier — so wie also ein Kind noch keine „Seele“ hat, so musste, bildlich gesprochen, eine solche auch den jugendlichen Nationen des frühen Mittelalters noch fehlen. Naturgemäss konnten auf die noch schwachen Verstandeskräfte jener Periode nur die stärksten, fühlbarsten, sichtbarsten Eindrücke bildend wirken, und solche waren die abstrakten Ideen heutiger Schwärmer und Philosophen sicherlich nicht. Wir dürfen uns daher nicht wundern, dass die sogenannten „Kulturhemmnisse“ zuerst auf die Gemüther unserer Vorfahren Eindruck machten und sie schulten, ihre „Seele“ zur künftigen Reife heranbildeten. Zur Genüge ist dies schon in Bezug auf Religion und Kirche hervorgehoben und es erübrigt nur, dies noch an anderen Erscheinungen zu erhärten. Dabei beabsichtige ich nicht etwa ein Kulturgemälde des Mittelalters zu entwerfen, welches nur sehr lückenhaft ausfallen könnte, sondern bloss zu konstatiren, wie den allgemeinen Entwicklungsgesetzen zufolge die Kultur vom Einfachen schrittweise zum Komplizirteren überging.

Weil ich auf diesem Wege unfehlbar auf Einrichtungen und Vorkommnisse zu sprechen kommen muss, welche unseren heutigen Anschauungen schroff zuwiderlaufen, so will ich an dieser schicklichen Stelle noch eine kurze Bemerkung voransenden. Es wird mir vorgeworfen, bei jeder Gelegenheit das Bestreben zu verrathen, unfreie und freiheitschädliche Institutionen zu entschuldigen, wenn nicht gar zu vertheidigen. Dem gegenüber bemerke ich, dass es mir nirgends auf das Entschuldigen oder Vertheidigen, sondern überall nur auf das Erklären ankommt. Allerdings kann jede Erklärung, welche den Ursprung, die Entwicklung und, von unserem Gesichtspunkte, die Existenzberechtigung eines Kulturphänomens darlegt, auch als eine Vertheidigung desselben gedeutet werden. Und dies soll sie sogar in so ferne sein, als die Existenz jedes solchen Phänomens seine Existenzberechtigung an sich einschliesst; zur Existenz berechtigt ist uns Alles was und so lange, aber nicht länger, als es eben die Kraft besitzt zu existiren, genau so wie die Existenzberechtigung jedes Organismus, also auch des Menschen, mit dem Momente seiner Geburt anfängt und mit seinem letzten Athemzuge

1) Peschel, *Völkerkunde* S. 347.

aufhört, sei dieser durch welchen Umstand immer veranlasst. In diesem Sinne muss ich also den obigen Vorwurf geduldig hinnehmen, will ich auf das Erklären selbst nicht verzichten. Gewiss ist es leichter und angenehmer, den landläufigen Phrasen huldigend, in prickelndem Feuilletonstyle oder im modernen Leitartikeltone dem grossen Publikum vorzutragen, was es schon zu vernehmen erwartet, und auf solche Weise eine billige Popularität zu erringen. Meiner Ansicht nach steht indess die Wissenschaft im Dienste gar keiner politischen Partei. Die Wissenschaft forscht nach ewigen Wahrheitssätzen, während eine politische Partei bestimmte Ziele und Zwecke verfolgt, die in sehr vielen Fällen mit solchem Forschen gar nichts zu thun haben. Die Wissenschaft gibt keiner Partei unbedingt Recht, keiner unbedingt Unrecht; jede kann sich für den einen oder den anderen Punkt ihres Programmes mit Erfolg auf die Resultate der Wissenschaft berufen. Ihre sogenannten „Prinzipien“ werden aber niemals ihrem ganzen Umfange nach durch die Wissenschaft unterstützt, weil es überaupt in der Geschichte ein zu dauernder Herrschaft berufenes „Prinzip“ nicht gibt, nicht geben kann, da auch hier lediglich die von allen Zeiten an unwandelbaren Naturgesetze walten. In der vermehrten und richtigeren Erkenntniss dieser Gesetze liegt, meiner Meinung nach, jeglicher menschliche Fortschritt, nicht aber in der Ausbreitung irgend welcher vorgefassten Ideen, mögen diese nun liberal, konservativ, ultramontan oder sonst wie immer heissen. Eine wissenschaftliche Untersuchung hat nicht darnach zu fragen, welcher Partei ihre Ergebnisse zu Gute kommen werden und hat sich demnach auch durch keinen anderen Gesichtspunkt als durch die Begierde nach der Wahrheit leiten zu lassen.

Der Feudalismus und seine Entwicklung.

Nächst dem Christenthum das wichtigste Phänomen, berufen das soziale Leben im Mittelalter zu beherrschen, war der F e u d a l i s m u s oder das L e h e n s w e s e n. Die soziale Ordnung jedes Jahrhunderts, jedes Volkes wächst unmittelbar aus den jeweiligen Interessen hervor; diese sind es, die Regierungen schaffen und stürzen. Aus ihnen entsprang auch der Feudalismus. Eine allgemein verbreitete Ansicht führt den Ursprung des mittelalterlichen Lehenswesens in Europa auf die bei den alten Germanen übliche Heeresfolge zurück. Schon Tacitus stellte die deutsche Gefolgschaft dar, und gewährt darin ein vollkommen anschauliches Bild von der Natur dieser denkwürdigen und folgenreichen Institution. Allerdings nahm dieselbe bereits im frühen Mittelalter einen völlig veränderten Charakter an; allein im deutschen Helden-Epos, das, im Mittelalter durch die Schrift fixirt noch vormittelalterliche Zustände darstellt, tritt uns, so wird behauptet, das alte, auf rein sittliche Motive gegründete Verhältniss der „Mannen“ des Gefolges zu ihrem Gebieter noch in idealer Reinheit gegenüber. Was aber, so argumentirt man weiter, für die ältesten Zeiten die Gefolgschaft, das

bedeutete für die späteren der Feudalismus oder das Lehenswesen. Dieses sei eine militärische Einrichtung, die direkt aus der alten Gefolgschaft hervorging, und deren nachmalige weitere Ausdehnung vornehmlich auf einer einmaligen Regierungsmassregel Karl Martells beruht, die jedem Kenner der mittelalterlichen Geschichte bekannt ist.

Diese Auffassung, abgesehen von ihrer inneren Richtig- oder Unrichtigkeit, ist keinesfalls neu, denn wir begegnen ihr schon in Büchern von ehrwürdigem Alter. Die Ethnologen beginnen indess immer mehr das alte Germanenthum seines ethischen Schimmers zu entkleiden und in seiner wahren Gestalt zu erblicken; und da stellen sich denn die Germanen als ein rohes, barbarisches Naturvolk heraus, an Gesittung von den benachbarten Kelten überragt, als ein Naturvolk von hoher Kraft und Begabung, sittlich aber eben auf derselben Stufe stehend, wie die meisten übrigen Naturvölker auch. Von einer idealen Reinheit ist bei ihnen nirgends etwas zu merken. Selbst Tacitus, der mit ängstlicher Fürsorge alles fernhält, was auf seine Germanen ein schiefes Licht wirft, lässt durchblicken, dass Krieg und Raub den Aufwand zu den ungeschlachten Gelagen schaffen mussten, welche damals den Sold für die Gefolgschaften ersetzten[1]). Diese Erscheinung hat bei einem Naturvolke nichts Befremdendes. Krieg ist überall Raub und kriegstüchtige Stämme sind gerne auch räuberische. Der tapfere germanische Krieger war zumeist ein Räuber und die Gefolgschaft, in welcher die Gefolgsleute um den Führer sich schaaren, erhebt sich nicht über die Stufe jener Verbindungen, welche wir bei anderen Völkern zum Zwecke räuberischer Unternehmungen eingehen sehen. Ueberall werden solche Verhältnisse in der ehrendsten Weise aufgefasst; der Völkerkundige wird sich daher durch die gleiche Auffassung bei den Germanen nicht blenden lassen. Der Völkerkundige wird sich auch nicht beleidigt fühlen, wenn wir zum Vergleiche das Leben und Treiben der heutigen Turkomanen heranziehen, bei denen der Sinn nach Freiheit und Unabhängigkeit zum mindesten eben so scharf ausgeprägt ist, wie bei den alten Germanen. Ja, diese werden von jenen noch darin übertroffen, dass die Turkomanen gar keine sozialen Abstufungen kennen, die „Gleichheit“ Aller praktisch in Szene setzen. Bekanntlich sind nun diese Turkomanen arge Wüstenräuber und wegen ihrer verheerenden Raubzüge, die sie *Alamane* nennen, weit und breit gefürchtet. Weniger bekannt — und Linguisten wie Rechtshistoriker, welche über Kulturerscheinungen urtheilen wollen, würden vielleicht gut thun, sich mit solchen Details vertraut zu machen — ist bei diesen Turkomanen eine an das germanische Gefolgwesen seltsam mahnende Erscheinung. Wenn ein Häuptling den Entschluss gefasst hat, einen Raubzug zu unternehmen, so pflanzt er seine Lanze, mit seinen Farben darauf, vor dem Zelte in den Boden und ein Ausrufer fordert alle guten Muselmänner auf, sich unter das Banner des Führers zu schaaren. Jene, welche zu ihm Vertrauen haben, steigen zu Pferde und stecken

1) Tacitus, *Germania*. Kap. XIV.

ihre Lanzen neben die seinige in den Boden — ein Zeichen, dass der Freiwillige sich entschlossen hat, dem Glückssterne seines Häuptlings zu folgen [1]). Hier haben wir also eine Gefolgschaft, gleich der germanischen, auf Grund der Beutelust und des freien Entschlusses jedes Einzelnen für die Dauer des Alaman hergestellt, während welcher Frist die Kapitel des Tacitus über die Gefolgschaft, aus dem Poetischen, Idealen des römischen Historikers in die Prosa, in die reale Nüchternheit des Lebens übersetzt, auf sie treffliche Anwendung finden könnten. Der Unterschied ist lediglich der, dass wir die Germanen nur durch das Prisma der historischen Darstellung, die Turkomanen aber mit unseren eigenen Augen in der leibhaftigen Gegenwart sehen und beobachten können. Desshalb finden wir das Niedrige und Unsittliche ihrer Handlungsweise sofort heraus und sträuben wir uns, sie mit den in idealer Verklärung gedachten Gestalten der eigenen nationalen Vergangenheit auf gleiche Stufe zu stellen. In Wahrheit ist der Unterschied ein sehr geringer und einer besonnenen Geschichtsforschung dürfte wohl die Aufgabe obliegen, alle diese Wahngebilde unserer Phantasie zu zerstören.

Das nationale Heldenepos scheint uns auf die sittliche Reinheit dieser primitiven Verhältnisse kein besonderes Licht zu werfen. Was Tacitus sonst von den Germanen berichtet, was ihm eine *mira diversitas naturae*, ein wundersamer Widerspruch der Natur ist, welche in diesen Menschen den Widerwillen gegen die Unthätigkeit mit der Leidenschaft des Nichtsthun vereint hat, stimmt in der auffallendsten Weise zu dem, was die Ethnologie von vielen, ja von den meisten rohen Naturvölkern lehrt. Wäre Tacitus ein moderer Ethnograph gewesen, er hätte nicht über Widerspruch dort geklagt, wo eben keiner, sondern vielmehr ein ganz naturgemässes Verhältniss waltete. Wir können nun nicht erwarten, dass die Auffassung, welche dem alten Heldenepos zu Grunde liegt, eine andere sei, als jene des Volkes selbst; wo man den Raub als Heldenthat preist, dort kann auch das Epos ihn nicht als unsittlich darstellen. Auch hier bieten uns die Turkomanen eine willkommene Analogie, denn auch sie sind im Besitze eines wahren Volksepos, welches in seinen schönsten Gesängen heute noch im Gedächtnisse eines jeden echten Sohnes der Wüste lebt. Die Schlachtgesänge des vergötterten Machdumkuli und das Volksepos des Karroglu, welche ihre Beutezüge feiern, könnten uns über sie sittliche Vorstellungen beibringen, welche unsere bessere Kenntniss ihres Charakters freilich nicht aufkommen lässt. Solche Heldengesänge, unter denen sich Stücke von hohem poetischen Werth befinden, kennen wir auch bei den Kalmüken und Mongolen, ja selbst bei den Kirgis-Kaizaken, deren Raubzüge, *Baranta* genannt, von jenen der Turkomanen nur wenig abweichen. Kehrt ein Kaizak, der allein auf Abenteuer ausgezogen war, mit Ruhm und Beute heim, so wird er von den Stammes-

1) Ferrier, *Caravan Journeys and wanderings in Persia, Afghanistán, Turkistan and Beloochistan.* London 1857. 8°. S. 88.

genossen als *Batur*, d. i. als Held begrüsst: er steigt in der allgemeinen Achtung und im Vertrauen, und Schwache und Arme unterwerfen sich seinem Gebote. Sie leisten seinen Befehlen Folge, begleiten ihn zu neuen Unternehmungen, und weil mit dem glücklichen Gelingen derselben ihre Anzahl wächst, so verbreiten sie überall Verheerungen und den Ruhm ihres Anführers.

Zweierlei geht aus dem Gesagten in Bezug auf die uns beschäftigende Frage ziemlich unanfechtbar hervor: 1) dass keine Veranlassung besteht, die alten Germanen auf einer höheren Gesittungsstufe zu denken, als wir heute die genannteu turk-tatarischen Völkerschaften sehen; dass es also unwissenschaftlich und unstichhaltig ist, aus dem Epos für das Verhältniss der Mannen des Gefolges zu ihrem Gebieter rein sittliche Motive zu konstruiren, welchen die ganze bekannte Geschichte des Germanenthums widerspricht; 2) dass das Gefolgewesen an sich gar keine spezifisch germanische Eigenthümlichkeit ist, sondern in mehr oder minder gleichwerthigen Formen bei den verschiedensten Völkern auftritt, da ja doch an eine Verwandtschaft zwischen den Germanen und den aufgezählten asiatischen Stämmen, welche ein sorgfältigeres Studium leicht vermehren könnte, nicht zu denken ist.

Man begreift, dass nach dem Vorrausgesandten keine sonderliche Verlockung mehr besteht, das mittelalterliche Lehenswesen von der altgermanischen Heeresfolge abzuleiten, und je mehr sich die ethnographischen Kenntnisse erweitern, desto mehr schwindet auch die Berechtigung zu einer solchen Erklärung. Wenigstens werden Jene welche kurzweg behaupten, das Lehenswesen sei seiner Wurzel nach eine militärische Einrichtung, die direkt aus der alten Gefolgschaft hervorging, angesichts der von der Ethnographie gesammelten Thatsachen den strengen Beweis für diese ihre Behauptung zu führen haben. Wir werden sogleich darthun, das auch das Lehenswesen, der Feudalismus im Allgemeinen gar nicht spezifisch germanisch, sondern eine bei den verschiedensten Völkern zu den verschiedensten Zeiten, von den ältesten, bis auf die jüngsten, vorkommende Erscheinung ist. Der Feudalismus des europäischen Mittelalters macht hiervon keine Ausnahme und ihn speziell als ein Produkt germanischen Geistes aufzufassen war wohl nur so lange erlaubt, als es eine bessere, ungezwungenere Erklärung dafür nicht gab. Eine solche ward nunmehr von Fustel de Coulanges geboten; so viel ich weiss, ist eine Widerlegung bisher von keiner Weise erfolgt und da demnach seine Aufstellungen jedenfalls den neuesten Standpunkt dieser interessanten Frage bezeichnen, so glaube ich im Nachstehenden den Resultaten seiner Forschungen [1]), zumal sie trefflich mit anderweitigen Ermittlungen harmoniren, folgen zu sollen.

---

1) Fustel de Coulanges. *Les origines du régime féodal. (Revue des deux Mondes* vom 15. Mai 1873. S. 436—469 und vom 1. August 1874. S. 551—579). Siehe auch dessen: *Historie des institutions politiques de l'ancienne France.* Paris 1875. Theilweise zu ähnlichen Resultaten wie Fustel scheint P. A. F. Girard in seinen *Etudes sur les origines féodales.* Bruxelles gelangt zu sein.

Darnach ist der germanische Ursprung des Feudalismus durchaus verwerflich. Verdächtig an sich ist der Umstand, dass die Wiege des Lehenswesens nicht in Deutschland, sondern in Frankreich liegt, wo bekanntlich die alte gallische Bevölkerung unter römischem Einflusse zu hoher Kultur gelangte. Die in der Römerzeit herrschenden Verhältnisse des Grundeigenthums, das Benefizienwesen haben wir schon kennen gelernt. In ihm sind die Ursprünge des Feudalismus zu suchen. So wenig jenes germanischer Herkunft, so wenig ist dieses eine Folge der Eroberung. Nachweisbar hat in Gallien, wo im Frankenlande zuerst das Lehenswesen sich ausbildete, eine eigentliche Eroberung gar nicht stattgefunden. Das Einströmen der Germanen in Gallien dauerte vom III. bis zum VIII. Jahrhundert und das Bestreben der Ankömmlinge war, weit entfernt, dem Ackerbau feindlich zu sein, hauptsächlich darauf gerichtet, freie Grundbesitzer zu werden; nach den sogenannten Benefizien ging ihr Trachten nicht. Freies Grundeigenthum erwarben sie theils durch Kauf, theils indem sie verlassene Güter in Besitz nahmen; am einfachsten aber wandten sie sich an ihre Häuptlinge, in deren Hände die ungeheuren Domänen des kaiserlichen Fiskus gefallen waren. Die Häuptlinge vertheilten diese Güter an ihre Soldaten und Diener. Diese Gütervertheilungen sind es, die man mit dem altdeutschen Gefolgewesen in Zusammenhang bringen und aus dieser einzigen Wurzel fast alle grössten Erscheinungen des germanischen Vormittelalters ableiten wollte: das Königthum wie den Adel, die neue Staatenbildung auf römischem Boden, ja die ganze Völkerwanderung und das gesammte Lehenswesen. Nach den Gesetzen der westgothischen und burgundischen Könige vertheilten diese die Güter zu völlig freiem, vererblichen Eigenthum, und Diplome, so wie einige Testamente des VII. Jahrhunderts bezeugen ein Gleiches für die Frankenherrscher. Die Gesetze jener Zeit zeigen das Gemälde eines Volkes nicht von Kriegern, sondern von Grundbesitzern; alle Dokumente beweisen klar und unwiderleglich, dass vom IV. bis zum VII. Jahrhundert das freie Privateigenthum zu voller Kraft bestand und von Galliern und Franken in gleichem Maasse ausgeübt wurde. Nicht, dass etwa das Benefizium der Römer in Praxis nicht bestand, allein es fand bei den Franken keine Beachtung, keinen gesetzlichen Schutz, gerade wie sie dies in den bestehenden, von den Römern überkommenen Gesetzen vorgefunden hatten. Für das freie Grundeigenthum behielt man die römischen Bezeichnungen *proprietas, hereditas, dominatio*, (das alte Wort *dominium*) bei, führte aber auch germanische Namen ein, darunter keiner bekannter ist, als das Allod, im Sinne mit den drei vorher genannten vollkommen identisch. Sicher ist von diesem Worte, dass es den Franken nicht eigenthümlich, sondern in Anjou und der Touraine schon seit lange im Gebrauch war [1]). In der Merowingerzeit bildete das Allod die Regel, es war an keine Klasse der Gesellschaft, an keine Rasse gebunden; ja, es befand sich selbst in den Händen von Frauen; es gehörte nicht aus-

---

1) Fustel de Coulanges. A. a. O. S. 450.

schliesslich dem Krieger, niemals wird damit die Idee einer Eroberung verknüpft, sein einziger Ursprung ist die Vererbung; sein Besitz gewährt kein Privileg, keinen Adelstitel. Das Allod ist ein einfaches, freies Grundstück, das jedermann besitzen kann; es zahlt seine Steuer an den Staat, ohne dem Besitzer irgend eine andere Verpflichtung aufzuerlegen, und ist sowohl vererblich als überhaupt nach Gutdünken veräusserlich. Mit einem Worte, das Allod der Merowingerzeit trug alle und keine anderen Merkmale, als der römische Grundbesitz an sich.

Gleichwie der freie Grundbesitz unverändert blieb, unbeschadet der germanischen Einwanderung, so auch das Benefiz. Vor der Einwanderung in der römischen Gesellschaft befand sich der grösste Theil des Bodens in drei Händen zu gleicher Zeit: ein Reicher war der eigentliche Besitzer: unter ihm besass ein anderer freier Mann das Grundstück als Benefiz, und unter diesem noch gab es den Kolonen, welcher den Boden bebaute. Der erste war zugleich Besitzer und Herr, der zweite Benefiziant, ein Klient; der dritte ein an der Scholle haftender Unterthan. Nach den germanischen Einwanderungen treffen wir die nämlichen Verhältnisse, fast nichts hat sich verändert; der freie Grundbesitz besteht als Allod fort, das Kolonat bleibt was es war und das Benefiz behält zwei Jahrhunderte lang seinen alten römischen Charakter. Kein Wort verräth, dass der als Benefiz gewährte Boden die Frucht einer Eroberung sei; man bedient sich genau der nämlichen Formeln wie die Römer, beruft sich sogar auf die römischen Gesetze. In den auf die Allode bezüglichen Dokumenten begegnen sich mitunter germanisches und römisches Recht, in den Benefizien betreffenden Akten niemals; hier waltet nur das römische Recht. Das Benefiz der Merowingerzeit war demnach genau so beschaffen, wie jenes der Römer: es gewährt bloss die Nutzniessung eines Grundstückes auf bestimmte Frist, nie für immer. Hatte man aber schon zur Römerzeit begonnen, eine Entschädigung für die Gewähr des Benefiz zu verlangen, so trat dies nun deutlich hervor, indem man einen Miethpreis forderte. Dagegen fehlt die Bedingung der Heeresfolge durchaus in allen Dokumenten des VI. und VII. Jahrhunderts. Das Benefiz hatte keinen militärischen Charakter, wurde nicht bloss den Kriegern zu Theil; man bedachte damit Kleriker, Bauern und selbst Sklaven.

Die Benefizien der fränkischen Könige unterschieden sich nicht von jenen ihrer Unterthanen. Chlodovech und seine Söhne nahmen Besitz von den kaiserlichen Domänen, als von einem ihnen persönlich zukommenden Privateigenthum; sie hatten keine Vorstellung von einem Staatsgute, und thaten damit genau, wie die Kirchen und die einzelnen Individuen thaten; sie gewährten nämlich freies Grundeigenthum und Benefizien nach Gutdünken. Die Ueberlassung von Alloden findet sich sehr häufig in den Diplomen der Merowinger; gleichzeitig und daneben gewährten sie Benefizien, und zwar vorzugsweise an königliche Würdenträger; während das Allod vergangene Dienste belohnen sollte, war das Benefiz die Entschädigung

für noch geleistete Dienste [1]). Und so blieben die Benefizien unverändert bis unter Karl den Grossen.

Auf diese von der Römerzeit überkommenen Benefizien, nicht auf die Allode gründete sich der Feudalismus, das Lehenswesen. Gleichwie damals die Mehrzahl der kleinen Grundbesitzer, durch die Noth der Verhältnisse gedrängt, ihren Boden den Reichen überliess, um ihn als Benefizium wieder zu erhalten, so dauerte diese Anziehungkraft des Grossgrundbesitzes unter den Merowingern fort. Die *Obligatio terrae* vermehrt sich zusehends; sie bestand in drei Akten; durch den ersten sagte sich der kleine Grundbesitzer von seinem Besitzthume los; durch den zweiten bat er um die Verleihung dieses nämlichen Besitzthums als Benefiz; durch den dritten sagte er die Zahlung eines Zinses dafür zu. Durch diese Operationen verwandelte sich ein Allod in Benefiz; das Eigenthumsrecht des Bodens ging vom Armen auf den Reichen über, der alte Besitzer war nur mehr Benefiziant. Leicht begreift sich, dass ein solcher Stand der Dinge von den Reichen und Mächtigen nach Kräften gefördert wurde; haben auch die merowingischen Könige mehr Allode als Benefizien gewährt, so konnten sie doch ihre Unterthanen an dem Umwandlungsprozesss nicht hindern; man glaubt oft, dass die alten Kaiserdomänen zu solchen Benefizien wurden, in Wirklichkeit ging die Umwandlung weit mehr auf Kosten des Kleingrundbesitzes vor sich.

Die Feudalgesetze stammen wohl nicht aus der Merowingerzeit, ihr Ursprung liegt aber in dem alten Benefizienwesen. Sie kleideten in Gesetzesformeln, was längst als Brauch bestanden, und die spätere Form des Lehenswesens ist nur ein natürliches, weiteres Entwicklungsstadium dieses Zustandes. Würde man die Gesetze der Franken und Burgunder allein zu Rathe ziehen, man könnte meinen, das Benefiz habe gar nicht existirt; es stand eben ausserhalb des Gesetzes; in dasselbe es einzuführen, war als naturgemässe Folge einer späteren Epoche vorbehalten. Jeder Boden war eigentlich Allod und jeder Boden konnte auch Benefiz sein, da es dem Besitzer stets unbenommen blieb, das Nutzniessungsrecht an einen Dritten abzutreten.

Fustel beharrt auf dem Satze, dass also das Lehenwesen seinem Ursprunge nach weder germanisch, noch gallisch, noch römisch, sondern einfach menschlich war und weist nach, worin ihm kein Völkerkundiger widersprechen darf, dass alle Regierungssysteme, so mannigfaltig sie uns bedünken mögen, sich auf drei Gruppen zurückführen lassen. Es sind dies 1) jene, welche von der Familie ausgehen; hierher gehören der Clan, die Tribe und die Konföderation von Triben oder Stämmen; 2) jene, welche sich auf die politische Association gründen; hierher

---

1) Nach **Fried. Jul. Kühns**, *Ueber den Ursprung und das Wesen des Feudalismus.* Berlin 1869 8°. S. 13, wäre das Benefizialwesen eine Modifikation des königlichen Gefolgwesens und hauptsächlich durch die endliche Erschöpfung des reichen Schatzes des königlichen Krongutes entstanden. Dabei ist natürlieh das ältere Vorhandensein der Benefizien nicht in Anschlag gebracht.

gehört die Autorität im Prinzipe der Gemeinschaft, welche einen Fürsten, einen Senat, eine Volksversammlung oder sonst wählbare Beamte bekleidet. Monarchie, Republik, Aristokratie, Demokratie sind nur verschiedene Formen eines in der Wesenheit identischen sozialen Organismus. 3) In jene, wo der Mensch weder der öffentlichen Gewalt, noch den gemeinsamen Gesetzen gehorcht. Er gehorcht aber dennoch, weil er das Bedürfniss zu gehorchen hat, nur wählt er sich freiwillig seinen Herrn, er gehorcht bloss nur einem einzigen Individuum ohne Rücksicht auf die Uebrigen, und geht mit diesem die engste Verbindung ein. Fustel zeigt nun, wie ein ganz bestimmtes und materielles Interesse zur Gründung solcher Patronats-Verhältnisse führt und untersucht das Patronat bei den Galliern, im Römerreiche und bei den Germanen.

Das Bestehen des Patronats bei den Galliern ist historisch verbürgt; es war nicht entehrend, ja, der Klient blieb sogar der Gesellschaft gegenüber ein Freier; nur seinem Patron gegenüber war er unfrei, so unfrei als nur denkbar; er schuldete ihm Ergebenheit und Treue, Alles, selbst das Leben, und in der That gibt es kein Beispiel, dass ein Klient sich geweigert hätte, mit seinem Herrn zu sterben. Wir stimmen Hrn. Fustel aus voller Ueberzeugung bei, wenn er die „sittlichen Motive" hinwegräumt, welche man zur Erklärung eines so seltsamen Vertrages aufgerufen hat. Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit waren unter den Menschen im Alterthume gerade so selten, wie heutzutage. Das Räthsel löst sich viel einfacher: man bedurfte seiner gegenseitig. Der Arme und Schwache brauchte Nahrung, Kleidung, Grund und Boden, Schutz. Der Reiche und Mächtige wollte noch reicher, noch mächtiger werden, wozu er eine Truppe ergebener Leute um sich schaaren musste. Zwischen Beiden schloss sich ein Vertrag in bester Form, den ein religiöser Eid bekräftigte. Dafür, dass die Dinge sich wirklich so zutrugen, lässt sich ein Beispiel aus der Gegenwart anführen, woran wir hiermit erinnern wollen, und welches jeden Einwand zu nichte macht. Hr. Joseph Halévy hat im südarabischen Dschauf soziale Verhältnisse angetroffen, welche eine fast sklavische Wiederholung des mittelalterlichen Feudalismus Europas sind; von den Juden berichtet er jedoch, dass sie sich den Herrn, welchem sie ergeben sein wollen, bei ihrem Eintritt in den Dschauf selbst wählen [1]).

Durch das Patronat hörte der Mensch auf, Bürger eines Staates zu sein, um der „Getreue," der „Mann" eines Individuums zu werden. Das Patronat war demnach wesentlich staatsfeindlich und die römische Eroberung in Gallien hatte zur hauptsächlichsten Folge, das Patronat der gallischen Ritter in den Hintergrund zu drängen; später, in den Zeiten der Noth und Bedrängniss, kam es wieder mehr zur Geltung, und der theodosianische Kodex zeigt uns schon ganze Dörfer, welche sich in den Schutz eines Patrons begaben. Der Einbruch der Germanen konnte diesen Zug der Zeit um so weniger aufhalten, als das

1) *Bulletin de la Société de géographie de Paris.* 1873. II. S. 594 und *Ausland* 1874. S. 911.

Patronat unter der Form der Gefolgschaften auch bei ihnen bestand. Die Gefolgschaft war der Feudalismus ohne das Grundstück, sie war der militärische Feudalismus, so wie das römische Patronat der friedliche Feudalismus war. Wie man sieht, war die Rolle des germanischen Gefolgewesens nicht jene hervorragende, welche ihm bisher angewiesen wurde. Sicherlich trug die Gefolgschaft der Germanen zur Ausbildung des Lehenswesens bei, sein ausschliesslicher Ursprung ist sie keineswegs.

Das Patronat lässt sich aus der Römerzeit bis in die feudalen Epochen in unterbrochener Kette verfolgen; es bildete das Privilegium weder einer Rasse, noch eines Standes; jeder konnte Klient, jeder Patron sein. Der Akt, womit ein Mensch sich in den Schutz eines anderen begab, hiess *commendatio* und die üblichen Formeln lauteten wie folgt: „Da es notorisch ist, dass ich nicht um mich zu nähren und zu kleiden habe, wandte ich mich an Eure Barmherzigkeit, und durch einen Ausfluss meines freien Willens beschloss ich, mich unter Euren Schutz *(Mundeburd)* zu begeben und mich Euch zu empfehlen, damit Ihr mir mit Nahrung und Kleidung helfen möget, während ich Euch dienen und Euere Gaben verdienen werde. So lange ich lebe, schulde ich Euch Dienst und Gehorsam unter Beihalt meines Ranges eines Freien; es wird mir nicht gestattet sein, mich Eurer Autorität zu entziehen; ich werde verhalten sein, stets unter Eurem Schutz und Eurer Macht zu leben.“ Wir begnügen uns hier diese einzige Formel beispielshalber anzuführen. Es geht daraus zur Genüge die Verpflichtung des Patrons hervor, seinen Klienten zu schützen, genau so, wie uns dies Halévy von den Qerâwis im Dschauf kennen gelehrt hat; genau so, wie heute noch dort, lag dem Patron die Pflicht ob, den Mord seines Klienten zu rächen, und er nahm auch das Wehrgeld für ihn in Empfang. Dafür war der Gehorsam des Klienten unbedingt und das Gesetz erklärt auch ausdrücklich, dass nicht schuldig sei, wer die Befehle seines Patrons ausgeführt habe.

Das Patronat konnte, man sieht es, ein hierarchisches und disziplinarisches Prinzip sein. Anfangs war es jedoch nicht erblich, kaum lebenslänglich. Im Interesse des Königthums lag es nicht, eine ihrem Wesen nach so feindliche Institution anwachsen zu lassen. Desshalb verboten die burgundischen und die ersten westgothischen Könige das Patronat, so wie es die römischen Kaiser gethan. Nur die Frankenherrscher schlugen eine andere Politik ein und versuchten es zu Nutz und Frommen der eigenen Macht auszubeuten. Man kann sagen, dass schon in der Merowingerzeit das Lehenswesen mit seinen charakteristischen Zügen bestand; nur bestand es nicht allein. Neben ihm lebte noch, unter der Form der Monarchie, der vielverzweigte Organismus des Staates. Der Feudalismus stand noch ausserhalb der regelrechten Ordnung; die Gesetze bekämpften ihn nicht mehr, wie zur römischen Kaiserzeit, sie sanktionirten ihn aber noch nicht. Zwei soziale Systeme standen einander gegenüber: die Monarchie und der Feudalismus. Jene ist die stärkere gewesen in den Gesetzen, dieser in den Sitten. Vier Jahrhunderte lang fochten sie Beide den Kampf ums Dasein auf dem

nämlichen Boden, in Gallien, bei den Westgothen Spaniens, wie bei den Angelsachsen. Der Feudalismus trug endlich den Sieg davon.

Dieser Sieg ist also kein urplötzlich auftretendes soziales Phänomen, sondern die natürliche Entwicklung der uralten Institutionen des Patronats und der Treue. Die Ursachen, welche diesen Sieg veranlassten, erblickt Fustel, und wir mit ihm, in der ungeheuren Verwirrung jener Epoche. Der Einbruch der Germanen in Gallien war zwar keine eigentliche Eroberung, verursachte aber eine ungeheure Verwirrung; die zunehmende Unsicherheit erzeugte Noth und die Noth brachte Viele dazu, freiwillig ihre Freiheit zu verkaufen. Unter den Merowingern nahm die Zahl der Sklaven nicht ab, sondern erwiesenermassen zu. Und wenn nun die aufgeworfene Frage, warum die Schwachen, welche ja die immense Majorität bildeten, ihre Freiheit, ihr Hab und Gut nicht besser vertheidigten, mit dem Hinweise auf die psychologischen Zustände jener Völker beantwortet wird, so wird auch hierin ein Widerspruch sich schwer begründen lassen. Jene Epochen weisen mehr Beispiele von Feigheit, als von Tapferkeit auf; mit List und Schlauheit ward öfter denn mit Muth gekämpft, und Franken und Gallier machen darin keinen Unterschied. Man darf sich keck auf das Nibelungenlied berufen, um diesen Satz auch für die Germanen zu erhärten. Da die nämliche Erscheinung sich fast bei sämmtlichen Naturvölkern der Jetztzeit konstatiren lässt, deren Tapferkeit nur wenig unseren strengeren Begriffen entspricht, so wird auch dieser Umstand zur Stütze unserer Auffassung des alten Germanenthums.

Ein Irrthum wäre es, zu meinen, das Joch des Patronats sei den Völkern gewaltsam auferlegt worden. Jeder Mensch hatte vielmehr die freie Wahl zwischen Unabhängigkeit und Unterthänigkeit. Wenn vom VI. bis XI. Jahrhundert es einen einzigen Augenblick gegeben hätte, wo die Mehrzahl der Menschen ein Interesse gehabt hätten, frei zu sein, so konnten sie es, denn das Abhängigkeitsverhältniss erlosch mit dem Tode, und jede Generation hatte neuerdings ihre Wahl zu treffen. Der sehnsüchtigste Wunsch der damaligen Menschheit war aber nicht, frei zu sein, sondern in Sicherheit zu leben.

In den Perioden nach Karl dem Grossen, der das Patronat in seinen Kapitularien zu einer legalen Institution erhob, war Alles darnach angethan, das Bedürfniss nach Sicherheit zu steigern. Der sich Bahn brechende Feudalismus hinderte naturgemäss die Monarchie der Karolinger, an Kraft zu gewinnen, Schwäche ist aber, was die Völker am wenigsten ihren Fürsten verzeihen; von den matten und schwachen Karolingern, die sich nicht zu schützen vermochten, wandten sie sich den Grossen, den Edelleuten zu, deren Schutz zu gewinnen. Um jene Zeit wurden in den meisten Ländern Europas die Ritterburgen erbaut. Sechs Jahrhunderte später erfüllte die Menschheit ein namenloser Hass gegen die herrschaftlichen Schlösser; im Momente ihrer Erbauung empfand man nur Liebe und Dankbarkeit dafür. Diese Burgen wurden nicht gegen, sondern für das Volk errichtet. Der Feudalismus erklärt sich ungezwungen, entwickelte sich natürlich in einer Epoche, wo dem

Schwachen mehr an dem Schutze des Starken lag, als diesem an der Autorität. Man verstand sich daher, den Preis dieses Schutzes zu zahlen. Später, als der Lauf der Jahrhunderte das Leben der Völker verändert hatte, schien ein solch drückender Vertrag ungerecht, und er entsprach auch nicht mehr den politischen und ökonomischen Verhältnissen der neuen Gesellschaft. Pflicht des Kulturhistorikers ist es aber jedenfalls, zu bezeugen, dass es eine Zeit gab, wo dieser Vertrag den Bedürfnissen entsprach.

Diese Erörterungen sind jedenfalls bedeutend und tief genug, um anders als durch Phrasen widerlegt zu werden. Einstweilen, so lange dies nicht geschehen ist, glauben wir, daran um so mehr festhalten zu müssen, als wir in der Lage sind, denselben anderweitige wuchtige Stützen zuzuführen, welche dem angeblichen germanischen Ursprung des Lehenswesen allen Boden entziehen, indem sie dessen Verbreitung bei den verschiedensten Völkern, unter allen Himmelsstrichen, zu allen Zeiten nachweisen. Hat, wie schon erwähnt, Halévy feudale Zustände reinsten Wassers im heutigen Dschauf angetroffen, so ist es gut zu wissen, dass nach seinen Forschungen der Feudalismus dort nicht neueren Ursprungs ist, sondern schon zur Zeit des alten Sabäerreiches bestand[1]). Dies führt uns in das graue Alterthum zurück; ja, Herr Halévy ist nicht abgeneigt, zu denken, dass ein ähnliches System die Grundlage der sozialen Ordnung bei allen semitischen Völkern bildete. Die ausserordentlichen Forschungen Alfred von Kremers haben endlich das Bestehen feudaler Zustände im Kalifenreiche, besonders im Sawâd, die Ausbildung des Klientenwesens in das hellste Licht gesetzt; wir wissen ferner, dass schon im persischen Sassanidenreiche die Belehnung mit Grundeigenthum üblich war. Endlich blühte eine reine Feudalaristokratie, jene der Dereh-Begs und Timarli in Kleinasien noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, bis die Reformen Mahmuds II. ihr, und mit ihr dem Wohlstande des Landes ein Ende bereiteten[2]). Japán, das ferne Inselreich des Ostens, war ein reiner Feudalstaat bis zur denkwürdigen Revolution von 1868 und das Vasallenthum der afrikanischen Bambarra zeigt eine treue Kopie der Feudalverhältnisse des Mittelalters. Feudale Einrichtungen werden wir endlich sogleich bei den irländischen Kelten kennen lernen. Alle diese Thatsachen und Erwägungen bestimmen uns, die Ableitung des mittelalterlichen Lehenswesens aus der altgermanischen Gefolgschaft zu verwerfen, so lange bis nicht unwiderleglich erwiesen wird, dass ein anderer Zusammenhang nicht statthaft sei. Bis dahin passen die obigen Aufstellungen am vollständigsten zu jener Auffassung des Feudalismus, wie sie auf Grund der bekannt gewordenen Fakta Alfred von Kremer gewonnen und formulirt hat, und der wir uns vom Standpunkte einer natürlichen Entwicklung der menschlichen Kultur rückhaltlos anschliessen

---

1) *Bull. de la Soc. de géogr.* A. a. O.

2) Henry J. van Lennep. *Travels in little known parts of Asia Minor* London 1870. 8°. 2 Bde.

müssen: „Das Lehenswesen ist eine Institution, die sich bei den verschiedensten Völkern von selbst entwickelt. Wir finden es bei den Persern, ebenso wie bei den Germanen und anderen nicht bloss arischen Völkern, ohne dass desshalb an eine gegenseitige Entlehnung gedacht werden könnte. Es ist eben eine Erscheinung des sozialen Entwicklungsprozesses der Staaten, die unter gegebenen Verhältnissen von selbst hervortritt“ [1]).

Auf die Entstehung des Feudal- oder Lehenswesens werfen endlich die altirischen Brehon-Gesetze mannigfaches und sogar neues Licht. In Irland vollzog sich diese tiefeingreifende Umwandlung, welcher die Aristokratie des Bodens und das politische Königthum entsprach, gerade wie in Deutschland und im übrigen Europa. Die grossen Züge und die allgemeinen Resultate dieser wichtigen Umbildung der sozialen Ordnung waren also überall die gleichen. Zu nicht geringer Befriedigung gereicht es uns, die Sätze des Hrn. Fustel de Coulanges durch eine juridische Autorität vom Range des Sir H. Maine vollinhaltlich bestätigt und sogar noch erweitert zu sehen. Die *Brehon Laws* weisen nun, wie Sir H. Maine darthut, auf eine dritte Ursache der Vasallität hin, welche in eine weit ältere Gesittungsperiode hinaufreicht, als Benefiz und Patronat. Die beiden Letzteren setzen nämlich die scharfe Ausbildung des Privatgrundbesitzes voraus; bei den irischen Kelten entstand jedoch das Feudalverhältniss aus der Ueberlassung von Vieh zu einer Zeit, wo der Boden noch fast werthlos war. Wo die Bevölkerung dünn, dort hat der Boden wenig Werth; es ist ja für jeden genug davon vorhanden. Wie die Völkerkunde lehrt, besteht bei solchen Völkern der Hauptreichthum, das Kapital, in Vieh, welches zugleich die Stelle unseres Geldes vertrat. *Pecunia* kommt von *pecus*. Als der Ackerbau aufkam, sank das Vieh nicht etwa an Werth, sondern stieg vielmehr, denn nunmehr fand es doppelte Verwendung. Die altirischen Gesetze zeigen uns nun beständig, wie die Häuptlinge Vieh an die Mitglieder ihres Clan ablassen und wie daraus die verschiedensten Formen der Unterthanenschaft erwachsen. Im Kriege erwarb der Häuptling in seiner Eigenschaft als Anführer einen grösseren Antheil der Beute, die natürlich nur aus Vieh bestehen konnte; er hatte deren stets mehr als er brauchte; andere hatten davon zu wenig. Diesen überliess er von seinem Ueberfluss unter gewissen Bedingungen; dadurch verwandelte sich der freie Mann in einen Unterthanen, in einen Vasallen, *ceile* oder *kyle,* des Häuptlings, dem er Dienst und Ergebenheit schuldete. Es ist genau das Verhältniss der *commendatio*. Je mehr Stücke Rinder er angenommen, desto grösser sein Abhängigkeitsverhältniss. Dies gab Anlass zu zweierlei Klassen Vasallen, den *saer tenants* und den *daer tenants*. Ersterer, der nur wenig empfangen, blieb ein freier Mann mit allen seinen Rechten. Nach sieben Jahren ward er Eigenthümer der ihm anvertrauten Thiere, die er in dieser Frist nach Gutdünken benützen konnte. Der Herr hatte

1) Kremer, *Kulturgeschichte des Orients*. I. S. 109—110.

nur Anspruch auf die Milch und den Nachwuchs; es war wirklich ein temporäres Verhältniss, wobei der *saer tenant* dem Herrn nur Huldigung und gewisse Hülfe schuldete; so war er verpflichtet, bei der Ernte, dann beim Bau oder der Reparatur der herrschaftlichen Wohnung zu helfen und Kriegsdienste zu leisten. Dagegen waren die *daer tenants* ungemein belastet und scheinen ihre Freiheit theilweise verloren zu haben. Das ihnen anvertraute „Kapital“ bestand aus zwei ganz getrennten Theilen: dem einen, dem sogenannten „Preis seiner Ehre“ d. h. der Busse, welche für eine etwaige Beleidigung des *daer tenant* zu zahlen war; dies richtete sich nach dem Ansehen seiner Person; der andere Theil stand in Verhältniss zu den Naturalabgaben, welche der Vasall zu leisten hatte. Diese Abgaben sind in den Brehon-Gesetzen auf das genaueste bestimmt. Damit der Herr Anspruch auf ein Kalb, auf drei Tage Mahlzeit im Sommer und drei Tage Arbeit im Winter habe, musste er dem Vasallen drei junge Kühe überlassen; der Anspruch auf eine junge Kuh begründete die Ueberlassung von sechs jungen oder zwölf alten Kühen. Das Recht auf gewisse Mahlzeiten gestattete dem Häuptling sich in der Wohnung des Vasallen mit einigen seines Gefolges für einige Tage einzurichten, woraus hervorgeht, dass die Häuptlinge noch nicht besser zu wohnen und leben pflegten als ihre Unterthanen. Diese Sitte, die Natural-Abgaben zu verzehren, kehrt überall wieder wo das Feudalsystem existirte. In Irland gab sie später zu argen Bedrückungen Anlass.

Dort, wie in Europa, können wir die Ausbildung des Lehenswesens beobachten; ein freier Mann nimmt von einem Anderen Vieh zu Lehen und wird hiermit dessen Vasall; reich geworden gibt der Vasall nunmehr selbst an einen Dritten Vieh zum Lehen u. s. w., gerade wie es in Europa mit dem Grund und Boden geschah. Man hat hier den deutlichsten, schlagendsten Beweis, dass das Lehenswesen keine germanische, auf die Gefolgschaften basirte Einrichtung ist, sondern sich überall auf nationaler, autochthoner Grundlage entwickeln kann.

Die Feudalmacht der Häuptlinge vermehrte noch ein anderer Umstand. Die Brehon-Gesetze zeigen, dass es in Irland eine gute Anzahl *fuidhirs,* Flüchtlinge, Ausgestossener, Recht- und Heimathloser gab. Denn die Gemeinde, verantwortlich für die Handlungen ihrer Mitglieder, hatte natürlich Interesse alle Verbrecher auszuschliessen und die Gesetze bestimmten diese Fälle genau. Mittellos wie solche *fuidhirs* waren, wurden sie gerne von dem Häuptlinge einer fremden Gemeinde aufgenommen, der sie auf jene Gründe setzte, worüber ihm in seiner Häuptlingseigenschaft gewisse wenig präzisirte Rechte zustanden, und wo er die völlig Rechtlosen in absoluter Abhängigkeit erhielt. Damit steigerte er seine Macht und sein Einkommen. In den Zeiten mittelalterlicher Unruhen vermehrte sich die Anzahl der *fuidhirs* beträchtlich und verdrängte allmählig die Freien in der Gemeinde aus dem disponiblen Grund und Boden. Diese verarmten dadurch, denn sie konnten nicht mehr so viel Vieh unterhalten als früher. Einerseits wurden demnach die Feudalherren immer mächtiger, andererseits sanken immer

mehr jene, die einst ihres Gleichen waren. Die Kluft erweiterte sich also immer mehr.

Wie man sieht, war weder Allod noch Benefiz spezifisch germanisch; eben so wenig könnte man sie ausschliesslich römisch nennen. Diese beiden Formen des Besitzrechtes kann man bei den verschiedensten Völkern, unter allen Himmelsstrichen, zu allen Zeiten wiederfinden, sie sind allgemein menschlich. Indem der Ursprung des Lehenswesens weit über die ersten Zeiten des Mittelalters hinaufreicht, zeigt es sich, dass es keine neue Erscheinung, keine Erfindung der neuen Machthaber, keine unnatürliche Monstruosität war. In seinen Grundzügen blieb es von allem Anfange bis auf die spätesten Zeiten unverändert, trotz einiger späteren, nicht unwichtigen Modifikationen [1]).

Sklaverei und Leibeigenschaft.

Zu den Kulturverdiensten des Christenthums zählt die Aufhebung der Sklaverei, auf welch letzterer die gesammte Kulturhöhe des Alterthums beruhte. Indem nun das Christenthum die Menschen vor Gott gleich stellte, griff es die Sklaverei an der Wurzel an. Die Lehre von der allgemeinen Brüderlichkeit äusserte sich zuerst in milder Handhabung der Sklavengesetze, endlich aber in den Massregeln Justinians, welche das Wesen der Sklaverei so zu sagen beseitigten. Die bisherigen Beschränkungen der Sklavenbefreiung fielen, der emanzipirte Sklave erhielt die vollen Rechte des Bürgers, durfte mit Zustimmung seines Herrn eine Freie heirathen und die in Sklaverei geborenen Kinder wurden rechtmässige Erben ihres emanzipirten Vaters. In einer durchaus auf Sklaventhum gegründeten Gesellschaft aber mit offener Fehde, absoluter Negation beginnen, hätte das Christenthum von vorne herein unmöglich gemacht, ihm die Zukunft verschlossen. Seine hohe Kraft, seinen hohen Werth verlieh dem Christenthume, dass es die gegebenen Verhältnisse, wie sie waren, zu nehmen verstand, um sie erst später und ganz sachte umzuwandeln. Daher erkannte die Kirche die Sklaverei laut und formell an, arbeitete aber ohne Unterlass thatsächlich an ihrer Vernichtung. Sie bewachte eifrig die Keuschheit der Sklavinnen, für deren Schutz das bürgerliche Gesetz nur wenig Sorge traf; sie hielt ihren Stand und ihre Würden dem Sklaven offen und oft sah ein emanzipirter Sklave als Geistlicher die Grössten und Reichsten zu seinen Füssen knieen und um seine Sündenvergebung oder seinen Segen bitten. Indem ferner das Christenthum der dienenden Klasse eine sittliche Würde verlieh, brach es die Verachtung nieder, womit im gebildeten Alterthume der Herr seine Sklaven ansah; zugleich aber dauerte seine Thätigkeit, die Freiheit der Sklaven zu bewirken, ununterbrochen fort [2]). War schon wenige Jahre nach Konstantin die

---

1) Vgl. über diese W. Roscher, *Nationalökonomik des Ackerbaues.* S. 285—289.
2) Lecky. A. a. O. II. Bd. S. 57—54.

Freilassung von Sklaven auf die blosse Beurkundung eines Bischofes gestattet, so trug ein Umstand, welcher später in Missbrauch ausartete, in der ersten Zeit ausserordentlich zur sozialen Verbesserung der unteren Klassen bei — die Ohrenbeichte[1]) und der Einfluss des Priesters am Sterbebette. Massenhafte Freilassungen von Sklaven und grosse Schenkungen für Klöster und Stifte wurden auf diesem Wege erlangt. Viele befreiten ihre Sklaven aus frommen Antriebe und zahlreiche Urkunden und Grabschriften erwähnen, dass der Erblasser oder Verstorbene „zu seinem Seelenheile" den Sklaven die Freiheit geschenkt habe[2]).

Angesichts dieser Thatsachen darf man nicht im Ernste behaupten: „Nicht die Kirche hat die Sklaverei abgeschafft... sondern was an gesellschaftlichen Reformen geschaffen wurde, das wurde theils ohne, theils geradezu gegen die Kirche geschaffen"[3]). Es ist allerdings keine Kunst nachzuweisen, dass die Kirche selbst Sklaven besessen und den Sklavenhandel zugelassen, ja daraus Nutzen gezogen habe, und wahrlich die Priester hätten nicht Menschen sein müssen, wenn sie inmitten der sklavenhaltenden Gesellschaft anders gehandelt hätten. Dauerte die Sklaverei auch noch lange hindurch fort, — denn eingelebte Sitten und Einrichtungen lassen sich nicht gleich einem Baume fällen — so wurden doch ihre Formen milder und — worauf es hauptsächlich ankommt — sie hörte auf, die wirthschaftliche Basis der menschlichen Gesellschaft zu bilden. Dies bewirkt oder mindestens angebahnt zu haben, ist wesentlich ein Verdienst des Christenthums und seiner Kirche; dem gegenüber ist das Faktum, dass es in christlichen Ländern noch bis tief ins Mittelalter Sklaven gab, von sehr untergeordnetem Belange; die Sklaverei ist etwas so allgemein Menschliches, bei allen Völkern, unter allen Himmelsstrichen und zu allen Zeiten Wiederkehrendes, dass kein ethnologisch geschärfter Blick über ihren langen Bestand in Europa unter den christlichen Nationen sich wundern wird; gegen Ende des VIII. Jahrhunderts war der Verkauf der Sklaven ausserhalb ihrer heimathlichen Provinzen in den meisten Ländern verboten, wucherte aber im Stillen, vornehmlich von den Juden betrieben, fort, zumal sich das Verbot nur auf Christen erstreckte. Eine „Pestbeule" war sie jedoch nicht mehr, wenn sie dies überhaupt je gewesen, woran bescheidene Zweifel Jedem verstattet sind, der sich einmal zur klaren Erkenntniss emporschwingt, wie viel die Gesittung diesem nur von den höchsten Kulturvölkern überwundenen Institute verdankt. Es liegt indess

---

1) Es möge nicht unerwähnt bleiben, dass heutzutage noch die allseitig anerkannte Keuschheit der irischen Frauen in Amerika, welche in dieser Tugend den Engländerinnen Schottinnen, Deutschen und Amerikanerinnen noch vorgehen, der Wachsamkeit der Geistlichkeit und dem günstigen Einflusse der Beichte zugeschrieben wird. John White. *Sketches from America.* London 1870. 8°. S. 357—358.

2) Lecky. A. a. O.

3) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 33.

auf flacher Hand, dass es nicht in der Macht irgendwessen, also auch nicht der Kirche lag, ein Institut völlig zu beseitigen, ehe dasselbe auch in Wirklichkeit überwunden war. Wenn daher die Kirche nirgends ein Gebot erlassen hat, wonach die Herren ihre Sklaven freigeben mussten, so genügt der einfache gesunde Menschenverstand, um ein solches Gebot für jene Zeit als Unmöglichkeit zu erkennen. Denn es ist reine Fabel von einer allmächtigen Priesterschaft im Mittelalter zu reden; eine solche hat es nie und nirgends gegeben, wie gross ihre Macht auch gewesen, der Zug der Zeit und der jeweilige Instinkt der Völker ziehen ihr stets strenge, unüberschreitbare Grenzen, genau so wie sie es dem Despotismus oder in der Gegenwart z. B. der Presse gegenüber thun. Wer immer diese überschreitet, dessen Ansehen sinkt auf der Stelle, und lenkt er nicht sogleich wieder in die verlassene Bahn ein, so wirft das Volk seine Herrschaft ganz und gar ab. Die solchergestalt wirkende Ursouverenität des Volkes ist in der That allmächtig und duldet keinen Ungehorsam; sie wirkt gerade so gut unter den Formen der absoluten Despotie, als unter jenen der freiheitlichen Demokratie und Republik [1]). Vor ihr musste sich demnach auch die Kirche beugen, und wir kommen der Wahrheit sicherlich näher mit dem Satze: was an Resten heidnischer Institutionen, wie die Sklaverei, erhalten blieb, wurde theils ohne, theils geradezu gegen die Kirche erhalten. In Wirklichkeit war die stille Thätigkeit der Kirche vollkommen genügend, um zu behaupten, sie habe zum Aufheben der Sklaverei, wie sie im klassischen Alterthum bestand, wesentlich mitgewirkt, ja, ohne sie würde die Aufhebung vielleicht überhaupt nie eingetreten sein. Mit der späteren Negersklaverei hat aber, wie wir seinerzeit sehen werden, die Kirche gar nichts zu schaffen.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf den mittelalterlichen Sklavenhandel, so sehen wir, dass derselbe allerdings hauptsächlich in der heidnischen Zeit des nördlichen und östlichen Europas im Schwange ging, jedoch die christlichen Völker betrieben das Geschäft nicht minder. Hauptmarkplätze waren Rom und Lyon, Haupthändler aber, wie schon erwähnt, die Juden. Unter der Geistlichkeit entstand zuerst die Meinung, dass die Leibeigenschaft gegen das göttliche Gesetz sei und wurde von ihr dann weiter verbreitet; als jedoch Papst Alexander III, im dritten Lateranischen Konzil die Sklaverei der Christen verbot. erwies sich die Macht der damals auf ihrem Höhepunkte stehenden, Kirche so wirkungslos gegen die fest eingewurzelten Anschauungen, dass sich die Völker allenthalben den Exkommunikationen widersetzten [2]). Noch im XII. Jahrhunderte wurden Engländer häufig nach Irland verkauft [3]) und ähnliche der Sklaverei sehr nahekommende Leibeigenschafts-

1) John H. Becker, *Die Hundertjährige Republik. Soziale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.* Augsburg 1876 8°. S. 207.

2) Edward Kattner, *Sklaverei und Sklavenhandel im Mittelalter. (Ausland 1867.* S. 301—305).

3) Stephen, *The slavery of the British West-India Colonies.* London 1828. I Bd. S. 5. note.

verhältnisse herrschten in den schottischen Kohlengruben und auf den westlichen Gebieten bei den Scallags. Erst im XIII. Jahrhunderte kam der Handel mit tscherkessischen und russischen Sklaven nach Aegypten in Schwung durch den Freistaat Genua. Seit dem XIV. Jahrhunderte wurden die Urbewohner der Kanarien, die Guanchen, in Sklaverei verkauft, und seit dem XV. eröffneten die Portugiesen ihren Menschenraub an der Westküste Afrikas und begann der Verkauf der Negersklaven, welcher in der Gegenwart dem noch ärgeren Kulihandel Platz gemacht hat. Fügen wir hinzu, weil sich später vielleicht kein schicklicher Ort mehr dazu ergibt, dass die Negersklaven anfänglich nach Spanien und Portugal eingeführt wurden. Dieser Import wird für Lissabon auf jährlich 10—12,000 veranschlagt, die maurischen Sklaven abgerechnet. Dass dies nicht ohne grossen Einfluss auf das Volk bleiben konnte, liegt auf der Hand. Aus einer Schilderung [1]) der Zustände in Lissabon 1535 wissen wir, dass dort alles voll mit Negersklaven war, dass es vielleicht mehr solche Sklaven und Sklavinnen gab, als freie Menschen. Es ist auch historisch ausser Zweifel gestellt, dass die Portugiesen sowohl semitisches (Karthager, Araber) wie Negerblut in ihren Adern haben. Daraus erklärt sich, warum dieses Volk, schon ursprünglich in den warmen Ländern Europas zu Hause und überdies mit aus noch wärmeren Gegenden herstammenden Völkern vermischt, besser wie andere europäische Nationen Niederlassungen in tropischen Gegenden zu begründen vermochte [2]).

Hinsichtlich des Sklavenwesens waren die Germanen von den Römern nicht verschieden. Je nach dem Maasse des Grundbesitzes, der Rechte und Freiheit unterschieden sie sich in Freie oder Unfreie mit den drei Abstufungen: der Lite, Lassen und Knechte. Die Knechte oder Sklaven *(Servi)* standen im Brod und Haus des Herrn selbst, wurden zwar selten gegeisselt oder mit Fesseln und Zwangsarbeit belegt, aber es blieb unbestraft, wenn der Herr sie in der Heftigkeit des Zornes tödtete; denn man betrachtete sie als Feinde. Sie gingen auch hauptsächlich aus den Kriegsgefangenen hervor. Doch wurden auch eigene Leute verkauft und in manchen Gegenden Deutschlands ward der Sklavenhandel in grossem Umfange betrieben. Auch die Germanen behandelten also ihre Sklaven wie Sachen, gleich dem Vieh verkäuflich, und verschlossen ihnen den Zutritt zur Wallhalla. Erst das Christenthum brach bei ihnen die Sklaverei, so dass nur die Leibeigenschaft oder das noch mildere Kolonat übrig blieb.

Die Leibeigenschaft ist weder mit der Sklaverei zu verwechseln, noch als eine Fortsetzung derselben oder gar als eine neue Institution aufzufassen. Sie ist uralt, viel älter als das Mittelalter, und bestand bei Römern und Germanen neben der Sklaverei. Schon vor Tacitus

---

1) Nikolaus Cleynaert, *Peregrinationum ac de rebus Machometicis epistolae elegantissimae*. Lovanii 1550.

2) Siehe die Rede meines gelehrten Freundes Robidé van der Aa in der allgemeinen Sitzung der *Indisch Genootschap* im Haag vom 11. Februar 1878.

gab es bei den Germanen Hörige (*liti,*) an die Scholle Gebundene, d. h. die eine Bauernstelle, ein Grundstück mit einer Wohnung besassen, die sie gegen Dienst und Abgaben an Getreide, Vieh und Kleiderstoff zum eigenen Nutzen bewirthschafteten [1]). Andererseits war das Klientenwesen der Römer ursprünglich nichts anderes, als Hörigkeit, wie schon das von *cluere* abgeleitete Wort besagt; milderte auch die Zeit das Verhältniss der Klienten, so prägten doch andere Umstände die Leibeigenschaft wider schärfer aus. In den letzten Tagen des Westreiches waren die Pächter, Kolonen und Benefizienbesitzer thatsächlich in das Verhältniss der Leibeigenschaft oder Hörigkeit getreten, wenn auch kein Gesetzesparagraph dasselbe normirte. Die Wahrheit ist also diese: die christliche Kirche untergrub von den zwei alten Institutionen nur Eine, die Sklaverei, die Leibeigenschaft aber liess sie bestehen.

Wird nun vorgebracht, die Kirche habe es begünstigt, wenn sich Myriaden (?) zu ihren Gunsten in den Stand der Knechtschaft begaben, so handelt es sich dabei nicht mehr um die Sklaverei, sondern um die Leibeigenschaft. Es ist eine den Philanthropen betrübende, aber immerhin eine Thatsache, dass der Organismus der menschlichen Gesellschaft zu allen Zeiten und bei allen Völkern auf die Bedrückung irgend eines Theiles ihrer Mitglieder hinausläuft. Keine physische, keine geistige Macht hat nun dieses Verhältniss wesentlich verrückt. Die Gegenwart spricht in den höchstgesitteten Kulturstaaten von „weissen Sklaven," deren Loos bei genauer Analyse noch beklagenswerther sich darstellt, als jenes der Sklaven im Alterthume oder der mittelalterlichen Leibeigenen, obwohl keine gesetzlichen Schranken ihnen mehr eine untergeordnete Stellung aufzwingen. Was die Lage jener Menschen verschuldet, sind die Interessen der Gesellschaft, und keine wesentliche Veränderung ihrer Lage kann vor sich gehen, ohne Beeinträchtigung des Wohlstandes Anderer. Für den Traum einer gleichmässigen Vertheilung der Lasten sehen wir uns in der Geschichte der menschlichen Kultur vergebens um eine Bestätigung um. Es ist leicht daraus die Nothwendigkeit des Elends, unmöglich die Nothwendigkeit des Glücks zu erweisen. Wenn der Kulturforscher am Anfange die Sklaverei, später die Leibeigenschaft, in der Jetztzeit — den Pauperismus gewahrt, so wird er aus dieser Reihenfolge sicher nicht den Schluss ziehen, dass nach eventueller Beseitigung des Letzteren kein anderer, jetzt noch nicht in Worten fassbarer Zustand der Bedrückung für einen Bruchtheil der Gesellschaft eintreten werde.

Dass die Leibeigenschaft mit den Zuständen identisch, welche dem Benefizienwesen im alten Rom entsprangen, ist nicht zu verkennen. Sie war ein Verhältniss, demzufolge Jemand für sich und seine Nachkommen einen Herrn zu Diensten und Abgaben verpflichtet und unter Schmälerung seiner persönlichen Freiheit von ihm abhängig ist, meist

---

1) Prof. Dr. Georg Weber, *Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens.* Berlin o. J. 8° S. 140—141.

mit Rücksicht auf ein dem Herrn gehöriges, aber dem Leibeigenen zur Benutzung überlassenes Grundstück. Da hier dieses soziale Phänomen nur im Allgemeinen in Betracht kommt, darf ich auf die Aufzählung der Rechtsbedrückungen verzichten, worunter der Leibeigene zu seufzen hatte (wenn er es that) und an deren Schilderung Manche ersichtlich inniges Behagen finden. Erwähnt sei nur, dass viele derselben Ueberlebsel früherer Kulturperioden waren, in welcher sie einstens aus dem Volke herauswuchsen. Dies gibt zugleich einen Fingerzeig, dass manche Sitte ursprünglich keineswegs nothwendig als „Verhöhnung der Menschenwürde“ aufgefasst werden musste, dann aber, dass sie nicht mit dem Lehenswesen und der Leibeigenschaft an sich zusammenhängt, sonst könnte sie nicht unabhängig bei den Völkern auftauchen, zwischen deren Institutionen keine Spur eines Bandes besteht. Endlich sollte uns dies zur Vorsicht mahnen, wenn wir keckhin „Verhöhnung der Menschenwürde“ nennen, was mitunter andere Menschen sich zur Ehre rechnen. Erst wäre zu prüfen, mit welchem Rechte die verschwindende Minorität der europäischen Kulturvölker ihre subjektiven Empfindungen als die allein gültigen betrachten und Namens der ganzen Menschheit sprechen darf, welche Millionen und aber Millionen Andersdenkender und Andersempfindender einschliesst. Mehr Bescheidenheit wäre auch hier am Platze, dann gelangen wir sicher zu billigeren Urtheilen über die Erscheinungen der Vorzeit, wie Feudalismus und Leibeigenschaft. Letztere, weder Folge noch Grundlage des Lehenswesens, ging in ihrer Entwicklung mit diesem Hand in Hand, und wurde drückender und schärfer mit seiner Ausbreitung. Die Ausbildung beider war aber die nothwendige Folge des Werdeprozesses, aus dem die heutige Gesittung hervorspross.

Ackerbau und Landwirthschaft.

Das Gesetz von der Theilung der Arbeit, die unerlässliche Bedingung zu jedwedem Kulturaufschwung, steht zwar schon bei Naturvölkern in Uebung, allein die Theilung ist bei ihnen noch eine überaus einfache; mit wachsender Gesittung mehrt sie sich. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung war diese Theilung wohl noch eine sehr primitive, aber doch schon im Grossen und Ganzen durchgeführt; Ackerbau, Gewerbe und Handel fingen an sich zu entfalten. Im Ackerbau zunächst war es ohne Zweifel eine sehr extensive, wilde Feldgraswirthschaft, die auch der Dreifelderwirthschaft vorausging, und eine solche hat sich, unterstützt durch klimatische und Bodenverhältnisse, mit mancherlei Modifikationen in den deutschen Gebirgen erhalten. Grössere Verbreitung hat allerdings jetzt die Dreifelderwirthschaft, doch darf sie nicht als das ursprüngliche Wirthschaftssystem angesehen werden. Immerhin ist aber ihre Einführung in Deutschland lang vor Karl d. Gr., vermuthlich durch die Römer, erfolgt. Unter Karl d. Gr. ward eine Art Ordnung und Regel in den Betrieb der zahlreichen kaiserlichen Güter am Rhein und an der Donau gebracht, deren Beispiel

befruchtend auf die Nachbarschaft wirkte. Im Sachsenlande fand der Ackerbau erst nach der Eroberung und Einführung des Christenthumes Beachtung. Die Besitzungen des Klerus dienten nicht nur der Kunst und den Gewerben als Zufluchtsstätten, von ihnen ging auch eine höhere Bodenkultur aus. Da indessen dem Klerus als der gebildetesten Klasse die Pflege der Geistesbildung und Volkserziehung oblag, so konnte auf die Dauer die materielle Beschäftigung mit dem Ackerbau nicht bestehen; man erkannte, dass die Pflege des Geistes unabhängig sein will von Nahrungssorgen, mit anderen Worten, dass Wissenschaft nur im Wohlstande ihr Gedeihen findet; daher das Bestreben, der Priesterschaft eine Stellung zu sichern, die ihr gestattete, nur den höheren geistigen Gegenständen Kraft und Zeit zu widmen, daher das Einräumen so vieler Vorrechte, der Einhebung des Zehents u. dgl., alle einerseits für den Ackerbau eine grosse Last, andererseits die Verweichlichung und Herrschaft des Klerus begünstigend.

Später hinderten die Einfälle der Avaren, Normannen und Slaven die Ausbreitung und den besseren Betrieb der Landwirthschaft. Hungersnoth folgte auf Hungersnoth und das platte Land entvölkerte sich immer mehr, wegen der Uebersiedlung vieler Landleute in die mehr Sicherheit bietenden Städte. Die Rohheit der Zeiten, die herrschende Unsicherheit drängte gerade zu dem, dessen man am meisten bedurfte: zu der Bildung von Städten, um die zersplitterten Kräfte der Völker zu vereinigen. Erst um jene Zeit erlangten die meist von den Klöstern ausgegangenen Ansätze zu den Städten hinlängliche Bedeutung. In Sachsen erblicken wir selbst im X. Jahrhundert nur hie und da ein Kirchlein, ein Kloster oder einen Herrensitz mit dürftigen Stadtanfängen. Während also einerseits die Unsicherheit der Zustände den Ackerbau darniederdrückte, förderte sie, wie man sieht, ein anderes Kulturelement, natürlich in unbeabsichtigter Weise. Die gesammte Entwicklungsgeschichte ist ja keine beabsichtigte, wie denn überhaupt die Kultur mit Absichten nichts zu thun hat. Das Bewusstsein spielt gar keine Rolle in der Geschichte und diese ist kein Produkt des Bewusstseins. Ein Kind beabsichtigt nicht ein Mann zu werden, es wird eben ein Mann, wenn die äusseren Umstände und inneren Anlagen ihm die Erhaltung des Lebens im Kampfe ums Dasein gestatten.

Nach der Eroberung der Slavenländer zog ein grosser Theil der ländlichen Bevölkerung dahin, die Entvölkerung des platten Landes nahm somit zu. Die Lücken im südwestlichen Deutschland zu füllen, wurden holländische und vlämische Kolonisten herbeigerufen, deren Fleiss der Landwirthschaft zu neuer Blüthe verhalf. Mehr noch war dies der Fall nach den Kreuzzügen. Die wohlthätigen Folgen dieser vom Fanatismus entzündeten Völkerkriege für die allgemeine Kulturentfaltung können nicht hoch genug veranschlagt werden; übertroffen wurden sie nur von jenen, welche später die Entdeckung Amerikas begleiteten. Indem die Kreuzzüge die Macht der Päpste festigten, gewann das Christenthum immer mehr an Ausbreitung und dem Einzuge der christlichen Priester folgten neue Ansiedlungen auf dem Fusse;

eine Menge neuer Städte entstand; die Berührung mit dem fernen Orient hatte zudem Handel und Verkehr erweitert. Die Vermehrung der Städte, der Pflanzschule der Handwerke, Manufakturen und Künste, erhöhte ihrerseits die Bodenproduktion durch grössere Konsumtion der landwirthschaftlichen Erzeugnisse. Angebot und Nachfrage behaupteten ihr Recht. Der gesteigerte Verbrauch seiner Erzeugnisse veranlasste den Landwirth, mehr Fleiss als bisher dem Betriebe des Ackerbaues zuzuwenden; schon Ende des XIII. Jahrhunderts konnte Preussen das westliche Europa, Westfalen und einen Theil der Niederlande mit Getreide versorgen. Auch die Viehzucht gedieh zu erhöhter Bedeutung. Infolge der zunehmenden Blüthe der Weberei in den Städten, welche vermehrte Nachfrage nach Wolle hervorrief, wurde nicht nur die Schafzucht ausgedehnter betrieben, sondern man befleissigte sich auch der Veredlung der Schafe. Nicht minder widmete man der Vieh- und Pferdezucht grössere Aufmerksamkeit. Diese Verbesserungen gingen meistens von den vlämischen Kolonisten aus, welche Geld, Ackergeräthe und Vieh mitbrachten, sich bestimmte Rechte ausbedangen, und als eigener Stand von dem Adel und den Leibeigenen eine besondere Art des Bauernstandes bildeten. So sehen wir auch hier wieder den Wohlstand als die Grundlage des höheren Aufschwunges. Nach und nach traten in die Fusstapfen dieser freien Bauern die Bewohner der Städte. Sie nahmen die umliegenden Felder in Besitz, und wie die Bürger der Städte überhaupt mehr Sinn für Kunst und verbesserten Gewerbebetrieb hatten als die Bauern, so wandten sie diesen auch auf den Ackerbau an. Insbesondere führten sie den Anbau der Rebe und der Handelsgewächse ein. Dennoch genügte die Produktion häufig nicht um den Bedarf zu decken. Musste dies selbst in fruchtbaren Jahren Mangel zur Folge haben, so steigerte sich derselbe zu Hungersnoth und bedeutendem Menschensterben in Misswachsjahren und da Letztere nicht selten waren, so hatten sie nicht nur einen ungünstigen Einfluss auf die Zahl der Bevölkerung sondern auch auf die Bodenkultur [1]).

Entwicklung der Gewerbe.

Die Anfänge der germanischen Völker kennen noch nicht die Theilung der Arbeit hinsichtlich der Gewerbe. Da in der Urzeit die dringendst nothwendigen Werkzeuge in Waffen bestanden, so waren ohne Zweifel die Waffenschmiede das erste und einzige Gewerbe, denn zur Herstellung der Waffen ist eben eine besondere Kunstthätigkeit nöthig, die sich Jemand bloss dann aneignet, wenn er sich ausschliesslich mit einem Gegenstande beschäftigt. Alle anderen Gegenstände des täglichen Bedarfs wurden ursprünglich von den Familien selbst angefertigt. Noch zu Karl d. Gr. Zeiten gab es keinen eigentlichen Gewerbsstand, die

1) Löbe, *Deutsche Landwirthschaft.* S. 2—6.

Handwerke wurden von Weibern und Knechten besorgt, selbst des Kaisers eigene Töchter mussten spinnen, weben, sticken und das Hauswesen versehen. Es herrschte noch das Hausgewerbe, wie noch bei vielen minderfortgeschrittenen Völkern der Gegenwart. Das Handwerk gehört einer späteren Epoche in dem Entwicklungsgange der gewerblichen Thätigkeit an und ersetzt dann das Hausgewerbe eben so naturgesetzlich, als es noch später selbst von der Grossindustrie und dem Fabriksbetriebe verdrängt wird [1]). Schon damals war indess die Theilung der Arbeit so weit gediehen, dass wenigstens einzelne Zweige von gewissen Leuten ausschliesslich und nach eigens hierfür bestimmten Vorschriften betrieben wurden. Schön gewirkte und gestickte Gewänder, bunte Röcke und Fahnen, zierliche Möbel, mit Bildwerk ausgelegte Gold- und Silbergefässe, Glasfenster und geschnitztes Tafelwerk wurden zur Verschönerung des häuslichen und geselligen Lebens verwendet. Die Anregung hierzu ging aber meist von einem kultivirteren Volke, nicht von den rohen Westeuropäern selbst aus. Die vergleichende Ethnographie zeigt, wie fast kein Naturvolk ohne äussere Anregung sich über einen gewissen ihm eigenthümlichen Grad in der Verfeinerung seiner Erzeugnisse erhebt; so auch im nördlichen Europa. Die Vervollkommnung der Gewerbe kam aus Italien, und zwar zunächst im Wege des Krieges. Die eroberte Kriegsbeute machte lüstern nach all' den schönen Dingen des kultivirteren Feindes; so hatten die Perserkriege die Griechen zum Kulturvolke erhoben. Es wurden Kriegsgefangene gemacht und als Sklaven vertheilt, welche das eine oder das andere Gewerbe kannten, kurz, die ersten Handwerker, ausser den Waffenschmieden, erschienen in Gestalt von Sklaven, wie selbst noch heute Verbesserungen in einzelnen Produktionszeigen bei niedrigeren Völkern von kunstfertigen Sklaven ausgehen. Schon in der Urzeit war aller Wahrscheinlichkeit nach das Handwerk an die Sklaverei geknüpft; im Alterthume ruhte das Gewerbe ausschliesslich in ihren Händen, wodurch die Kulturhöhe von Hellenen und Römern ermöglicht ward. Der das Alterthum beherrschende Begriff, dass Arbeit eines freien Mannes unwürdig sei, ist allen niedrigen Entwicklungsstufen gemeinsam; man begegnet ihm ausnahmslos bei den Naturvölkern der Gegenwart, wo alle Arbeit den Schwachen, d. h. den Weibern, Bresthaften und den kriegsgefangenen Sklaven aufgebürdet ist, die freien Männer aber kraft des Rechtes des Stärkeren sich selbst Jagd und Krieg vorbehalten. Die nämliche Vorstellung herrschte bei dem germanischen Stämmen, und zwar um so länger, als sie nirgends in den eroberten Ländern eine wesentlich verschiedene Auffassung antrafen. Zweifelsohne sind die Vorurtheile, welche theilweise bis in die Jetztzeit dem Adel die Arbeit als entwürdigend untersagten, Ueberlebsel jener primitiven Anschauungen. Das freie Gewerbe hatte das Alterthum nicht gezeitigt.

---

1) Die Naturnothwendigkeit dieses Gesetzes ist sehr schön dargethan von Prof. Dr. F. X. Neumann im *Ausland* 1874 No. 9. *(Die Wiener Weltausstellung IV. Gewerbe und Industrie.)*

Die ersten Keime hierzu entwickelten sich in den Klöstern. Dieselben Ursachen, welche von den Klöstern den ersten, wenn auch sehr primitiven Volksunterricht, die ersten Verbesserungen in Ackerbau und Landwirthschaft ausgehen liessen, leiteten die Mönche an, den auf den Gütern der Freien nur roh betriebenen Gewerben einen höheren Grad von Ausbildung zu geben. Unwissend, wie das damalige Mönchthum war, die Menge des Volkes war noch viel unwissender; der Wohlstand der Klöster erlaubte zudem ihrem Insassen den Geist in anderer Weise als mit Beschaffung der nöthigen Existenzmittel zu beschäftigen. Es gingen daher bis zum XI. Jahrhunderte fast alle industriellen Erfindungen und Verbesserungen von den Klöstern aus, die wissenschaftliche und künstlerische Technik wurde dort noch mehrere Jahrhunderte lang ausschliesslich gepflegt, wie denn die feine Bierbrauerei mit dem Gebrauch des Hopfens, die Destillation, von Mönchen erfunden wurde, überhaupt die ganze gewerbliche und sogar künstliche Thätigkeit in ihrer Geschmacksrichtung an ihrem religiösen Gepräge den Einfluss des Klosters verräth. In den Klöstern also konnten sich die Gewerbe am besten entwickeln, da ihnen hier die ganze Wissenschaft, worüber das Zeitalter verfügte, zu Hülfe kam, Chemie, Physik und Technik wurden dort getrieben, und äusserten bald ihren Einfluss auf die Gewerbe. Aus ihnen ging die Arbeit frei hervor, um sich dann in den Städten unter dem Schutze der Assoziation zur grossen Industrie auszubilden. Die Klöster waren die Zufluchtsstätten der Armen und Unterdrückten, namentlich der entlaufenen Leibeigenen, gegen welche schon die ältesten Gesetze Maassregeln getroffen hatten. Sie haben seit anderthalb Jahrtausenden die Brüderlichkeit und Gütergemeinschaft praktisch ausgeübt, welche die Kommunisten unserer Zeit als etwas Nagelneues aufstellen wollten.

Die Hebung der Gewerbe, von der Kirche ausgegangen, hat im Verlaufe der Dinge natürlich sich gegen die Kirche selbst kehren müssen. Bekannt ist, wie die materielle Entwicklung die Vereinigung der Menschen zu gemeinsamen Beständen, zu Dörfern und Städten erzwang, wie nur die Verdichtung Anlass gibt zu jenem Austausche von Gedanken und Meinungen, aus welchen der Zweifel hervorspriesst, der zuerst nagt an Allem, was positiv gelehrt wird. Zu den positiven Lehren gehören nun eben so wohl die Glaubensartikel der Religion als die Autorität der Fürsten, und jeder Zweifel an den einen hat die Machtuntergrabung der anderen zur Folge. Noch ist keine politische Freiheit errungen worden, ohne nicht nur das Ansehen der Kirche, sondern auch den positiven Glauben zu schmälern, und umgekehrt hat jede Skepsis auch zu erhöhten politischen Ansprüchen geführt. Die Despotie des Geistes, die Despotie der weltlichen Macht, sie sind ein und dieselbe Kulturerscheinung. Die eine steht und fällt mit der anderen und die Bestrebungen der modernen theistischen Schule, das Ideale, die Religion an sich vor Zertrümmerung zu bewahren sind einer der kräftigsten Beweise, dass in unserer Epoche der tiefgesunkenen Fürstenmacht, der politischen Freiheit, die Säulen des Glaubens ins Schwanken gerathen sind.

Grössere Bedeutung erhielten die Gewerbe indessen erst in den Städten. Selbst in der hochgestiegenen Jetztzeit lehrt eine flüchtige Betrachtung den Unterschied zwischen Land- und Stadtgewerbe ermessen; eine Menge von Ursachen treffen zusammen, um dem ländlichen Gewerbe unübersteigliche Schranken zu ziehen; zunächst können für eine Unzahl Dinge und Verbesserungen gar nicht die Bedürfnisse entstehen, welche lediglich die Verdichtung der Menschen auf engem Raume erzeugt, woran sich überhaupt die Möglichkeit jeglichen Kulturaufschwunges knüpft. Man verzeihe den banalen Hinweis auf die auffallende Ueberlegenheit der heutigen Grossstädte in jeder guten und bösen Richtung der Kulturentfaltung; und unter diesen Grossstädten nehmen wieder die volkreichsten die erste Stelle ein. Der Ackerbau ist die erste Stufe zur Gesittung, weil er dem Nomadenthum gegenüber schon eine Verdichtung der Menschen bedingt, der Ackerbauer steht aber aus dem nämlichen Grunde hinter dem Städter zurück, und Ackerbaustaaten können schon ihrer Natur nach mit anderen nicht gleichen Schritt halten. Die Stufe des Ackerbaues, an sich ein ungeheurer Fortschritt, muss also wieder überwunden werden durch die Stufe der Städtebildung, wenn sie nicht ein Kulturhemmniss sein will. Beide sind eben so berechtigt als nothwendig.

Die Städte des germanischen Europa verdankten, ich habe es erwähnt, ihren Ursprung theils der Unsicherheit des Eigenthums und Lebens, theils der Verbreitung des Christenthums. Einestheils war es die rohe Gewalt des Starken und Mächtigen, welche die Schwachen und Armen zwang, in der Vereinigung Schutz gegen Uebergriffe zu suchen, anderentheils trug die Kirche dafür Sorge, in den neubekehrten Ländern zu Stätten der Gottesverehrung von Alters her geweihte Stellen zu wählen, an deren Besuch die umwohnende Bevölkerung längst gewöhnt war. In der Nähe von Klöstern und Kirchen sammelten sich bald Menschen, denn das Kloster stellt in der Wildniss selbst schon eine Verdichtung dar, und die darin wohnende Gemeinde von Mönchen benöthigte zu ihrem Unterhalte die Hülfe anderer. So keimten die Städte mit Vorliebe in der Nähe der Klöster auf; damit entstanden Bedürfnisse, und wo das Bedürfniss, ist auch leicht der Versuch zur Befriedigung desselben zur Hand; es wurden Buden errichtet, worin Speisen, Getränke, Werkzeuge, Schmucksachen zum Verkaufe feil geboten wurden. Aus diesen Verkaufsgelegenheiten entstanden Jahrmärkte und Messen, aus den Kapellen Kirchen, aus den Buden Häuser, aus den geweihten Stätten Städte; ein frappantes Beispiel bietet hierfür ein noch so zu sagen vor unseren Augen sich abspielender Prozess, der Markt von San Juan de los Lagos in Mexiko[1]; und den enormen materiellen Nutzen für Handel, Verkehr und Gedeihen bestimmten Orte können wir noch an den in den jüngsten Jahren so schwunghaft

[1] Siehe John Lewis Geiger, *A peep at Mexico; a narrative of a journey across the Republic from the Pacific to the gulf in December 1873 and January 1874.* London 1874 8°. S. 178.

betriebenen Wallfahrten in Frankreich und Belgien studiren [1]). Die Wunder ziehen die Gläubigen aus fremden Gegenden an, und ihnen folgten genau die oben aufgezählten Erscheinungen. Einem unumstösslichen Gesetze zufolge entwickelte sich also das Grosse aus dem Kleinen, mit anderen Worten das Grössere könnte überhaupt nicht bestehen, wenn ihm das Kleinere nicht vorangegangen wäre. Daraus lässt sich bemessen, wie einfältig es ist, jene Epochen in den düstersten, abschreckendsten Farben auszumalmen. Gewiss hafteten den damaligen Zuständen schwere Gebrechen an, wie es ja schon in der Natur jeder niedrigen Ausbildungsstufe liegt, allein einmal ist es sicher, dass von solchen gar keine Kulturperiode frei ist und der menschlichen Unvollkommenheit wegen auch niemals sein wird, zweitens lehrt nähere Prüfung diese Mängel oft als die zwingenden Motive zum späteren „Fortschritt" erkennen. Zweifellos ist in den von der antiken Kultur nicht ergriffenen Strecken Europas die Gründung und Vermehrung der so nothwendigen Städte der rohen Ausübung der Gewalt und der mit der Verbreitung verbundenen Verheidnischung des Christenthums zuzuschreiben, deren sonstige Folgen schon erörtert sind.

Die Entwicklung der Gewerbe war demnach unlöslich an die Gründung und Entwicklung der Städte gebunden, d. h. die Gewerbe konnten sich nicht entfalten, ehe das Städtewesen ausgebildet war. Dazu trugen zunächst die den Städten ertheilten Immunitäten bei, welche die Bürger der neuen Städte mit dem Waffenrechte ausstatteten und der Gerichtsbarkeit der Territorialherren entzogen. Die oben erwähnte Vorstellung, dass der Freie nicht zu arbeiten habe, hatte von jeher, da die Arbeit denn doch verrichtet werden musste, einen Stand von Unfreien erzeugt; als die Germanen sich über die Länder Europas ergossen, ihre Stammesanschauungen mit den vorgefundenen Kultureinrichtungen, verquickend, hatten sie sich, als die Eroberer natürlich allerorts die Freiheit gewahrt, die sie meinten, d. h. die germanischen Freien blieben Freie in Deutschland wie in Italien, Gallien und Spanien; ihre Zahl musste sich indess bald in Folge der eingegangenen Blutsvermischungen vermindern, so dass die übriggebliebenen Freien bald eine eigene Kaste, den Adel, bildeten.

Meine wiederholt vorgetragene Ansicht, dass die Standesunterschiede im Urgrunde auf ethnischen Verschiedenheiten fussen [2]), hat die aller-

---

1) Gelegentlich einer Beschreibung der Aachener Heiligthumsfahrt sagt der *Schwäbische Merkur* vom 16. August 1874: „Was die Wallfahrten und Gnadenorte betrifft, so ist der materielle Gewinn nicht zu übersehen oder gering anzuschlagen, den dieselben nicht bloss den besuchten Kirchen und ihren Geistlichen, sondern den betreffenden Ortschaften überhaupt zuwenden. Es ist keine Kleinigkeit, was Aachen an den 50,000 täglichen Besuchern verdient. Die wunderbaren Quellen, die in Frankreich *en vogue* sind, haben sich als Quellen des Reichthums für den Ort und die Umgegend erwiesen. Daher der Eifer der Nachbarschaft für ihren Heiligen, für ihre Reliquien, für ihre Grotte. *„Ça fait aller le commerce,"* sagt man hier." Ich füge hinzu, dass nach einer anderen Mittheilung desselben Blattes vom 20. Oktober 1874 im Jahre 1873 die Zahl der Wallfahrer in Frankreich nicht weniger als 3.059.708 betrug.

2) Nicht bloss auf der Vitiinsel, sondern in ganz Polynesien lassen sich die

glänzendste Bestätigung durch die gelehrten Untersuchungen Dr. H. von Hölders erhalten. Wir wissen jetzt, dass die alten Deutschen ihr Land mit einer Menge von Kriegsgefangenen füllten, die sie über ganz Deutschland als Knechte vertheilten. Vom IX. Jahrhunderte an waren besonders die Knechte slavischer Abkunft so häufig in Deutschland, dass der Name Sklave, womit man die slavischen Völkerschaften bezeichnete, allmählig statt des Wortes Knecht *(servus,)* Leibeigener gebraucht wurde. Bis zum IX. Jahrhunderte hielten sich die Freien germanischer Abkunft fast vollständig abgesondert von den ihnen als Kriegsgefangene zugeführten fremden Elementen. Von dieser Zeit an hört aber dieses Verhalten auf, und die dolichokephale germanische Rasse vermischte sich, wie die Gräberfunde beweisen, langsam aber in immer steigender Intensität mit den brachykephalen Elementen [1]). Leicht kann sich Jedermann überzeugen, dass im heutigen Württemberg z. B. im Allgemeinen die brachykephalen Schädelformen unter den niederen Volksklassen überall im Lande am häufigsten vorkommen. Die besitzenden, höher stehenden Klassen, so namentlich auch der ältere Adel, stehen dem unvermischten germanischen Typus viel näher als jene. Dies ist sehr natürlich, denn unter dem Adel und dem höheren Bürgerstande finden sich die meisten Nachkommen der Herren des Landes, der Alemannen [2]). Sicherlich haben wir in dem alten Adel die Nachkommen der ursprünglich Freien zu erkennen, die, wie wir wissen, reichsunmittelbare Territorialherren in den eroberten Ländern geworden waren. Die Bildung von Städten konnte daher nur auf dem Territorium irgend eines solchen Grundherrn geschehen, andererseits musste, wer nicht zu dieser Klasse gehörte, und dies war die grössere Menge, die Freiheit oder Ausübung eines Rechtes erst von dem Territorialherren oder dem Monarchen erwerben. Begreiflich ward solche Gunst nur Jenem bewilligt, von dem man dafür irgend einen Vortheil oder eine Unterstützung erwarten konnte, und da nun eine Gemeinschaft Vieler solche Vortheile, solche Unterstützung in weit ausreichenderem Maasse gewähren konnte, als ein Einzelner, so wurden solche Rechte und Freiheiten meist nur an Genossenschaften, Korporationen, an Gemeinden, Klöster und Städte vertheilt. Von allen Gemeinschaften waren aber die Städte die grössten, konnten daher am meisten und ausgiebigsten nützen, daher die Fürsten ihre Entwicklung am meisten begünstigten; zudem hatten sie das Beispiel jener Städte vor Augen, welche in den einstigen Landen der Römerherrschaft ihre Existenz und ihre Rechte forterhalten hatten. Hier waren die Städtebewohner niemals zu Hörigen herabgedrückt worden, wenn sie auch den Siegern sich hatten unterwerfen müssen;

Aristokraten von den Plebejern äusserlich schon durch ihren höheren und kräftigeren Wuchs unterscheiden, wie auch ihre geistigen Fähigkeiten durchschnittlich entwickelter sind. *(Ausland* 1863. S. 172).

1) Dr. H. v. Hölder, *Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen.* Stuttgart 1876. 4°. S. 30.

2) A. a. O. S. 15.

die Einzwängung in Hörigkeitsverhältnisse gilt stets nur von der mehr zerstreut lebenden ländlichen, nicht von der kompakteren und dadurch widerstandsfähigeren städtischen Bevölkerung. Diese bildete zwischen dem hörigen Landvolke und dem herrschenden, bodenbesitzenden Fremdling, dem Adel, eine Mittelkaste, aus der man wohl mit Recht das Bürgerthum herleiten darf. In den neugegründeten Städten jedoch, wo ein solches Bürgerthum noch nicht bestand, musste es erst geschaffen werden und dazu drängten die oben angeführten Gründe.

Dieses Bürgerthum war es, welches zuerst den Kampf gegen die grossen und kleinen Tyrannen aufnahm, gleichgültig, ob weltliche oder geistliche. Es entbrannte jener gewaltige Kampf der Fürsten und des Adels gegen die Städte, welcher um die Mitte des XV. Jahrhunderts beinahe ganz Deutschland in zwei feindliche Lager schied. Manch kriegslustiger Bischof musste die Tapferkeit der Stadtbürger empfinden, mancher streitbare Rittersmann von den wacker vertheidigten Wällen der Städte abziehen. In den Mauern der Städte entwickelte sich zunächst der Drang nach Freiheit, freilich nichts anderes als ein Verlangen nach Rechten, wie sich denn schliesslich die höchste politische Freiheit in der theoretischen, thatsächlich undurchführbaren Gleichberechtigung Aller auflöst. Was also die Städte so muthvoll vertheidigten, war immer die Freiheit, „die sie meinten," das heisst der Besitz erworbener Rechte. Dies gilt sowohl von den sogenannten Reichsstädten als von den wirklich freien Städten. Ich füge nur noch bei, dass das an engeres Zusammenleben angewiesene Bürgerthum, wie der Vorkämpfer der Freiheit, so auch der Herd der Bildung werden und die Zeiten kommen mussten, wo sie auch hierin die Klöster, bis dahin die alleinigen Sitze des Wissen, ablösen würden. Es ist die alte und ewig neue Geschichte vom Saturn, der die eigenen Kinder frisst. Aus den Städten wird die Bildung im „guten" wie im „bösen" Sinne, allenthalben erst allmählig auf das platte Land übergesiedelt. In den Städten aber lehrt der erwachende Gewerbfleiss zuerst eine zierlichere Einrichtung alles Hausgeräthes und aller Kleidung kennen; der aufblühende Handel erhebt die Waaren der Fremde zum Bedürfniss.

Das mittelalterliche Zunftwesen.

Wie die Städte selbst aus dem Bedürfnisse des Aneinanderschliessens hervorwuchsen, zwang dieses bald auch in den Städten wieder die einzelnen Handwerker zu innigerer Vereinigung. Die Mehrung der Bedürfnisse im städtischen Leben hatte eine grössere Theilung der Arbeit zur Folge und diese hinwieder drängte behufs Wahrung der eigenen Interessen die Angehörigen des gleichen Gewerbes zu engerem Anschlusse. Es entstanden die Innungen und Zünfte[1]),

1) M. Wirth, A. a. O. S. 41—42 gibt noch die weiteren Gründe für das Entstehen der Zünfte an.

welche wie alle Vereine, im Mittelalter Schwurgenossenschaften waren. Das Zunftwesen, gleichfalls natürlichen Ursachen entsprossen, ist einer der tiefgreifendsten Fortschritte des Mittelalters. Von den Zünften datirt der Aufschwung der Gewerbe, entstanden durch die Theilung der Arbeit in der Zunft, die Lehrzeit, der Wanderzwang und das Meisterstück. Ohne diese Einrichtung, dies müssen selbst Befangene einräumen, wäre das Entstehen eines zahlreichen freien Bürgerthums, die Entwicklung der Kultur durch dasselbe, sowie überhaupt das Emporblühen freier Städte in grösserer Ausdehnung wohl kaum möglich gewesen. Ohne Wanderzwang z. B. wären die Söhne der einst an die Scholle gebundenen und darum von ihrer Heimath nur unendlich schwer zu lösenden Handwerker bei dem primitiven Zustande der Verkehrswege kaum dazu gekommen, Sitten und Lebensweise, Trachten und Werkzeuge, Erzeugnisse der Kunst und des Gewerbfleisses fremder Völker sich anzusehen und mit diesen Kenntnissen bereichert das Gewerbe in ihrer Heimath auf eine höhere Stufe bringen zu helfen. Selbstverständlich wurde durch diese geordneten Verhältnisse nicht allen Seiten des gesellschaftlichen Lebens gleiche Rechnung getragen, denn jede formale, festgewordene Regel der Sitte und des Rechtes ist nur einem Durchschnitte angepasst, der für die Masse richtig wirkt, hingegen manchen Einzelnen vielleicht hemmt und unterdrückt, allein für das XV. und den Anfang des XVI. Jahrhunderts war die in den „Ordnungen" gefundene Form die des grösstmöglichen Fortschrittes in jener Zeit.

Vor Allem war es die genossenschaftlich erziehende Seite des Zunftwesens, die mit ihrem geordneten Lehrlings- und Gesellenwesen, mit der Ausbildung des Meisterstückes damals ihren Höhepunkt erreichte. Im Hause des Meisters lernte der Lehrling neben dem Handwerke Zucht und Sitte, in der Gesellenbruderschaft wurde der Geselle geschult, in der Zunft und auf der Zunftstube lernte der angehende Meister gutes Betragen und höfliche Sitte, er lernte Mässigkeit im Essen und Trinken, er lernte Schweigen und Gehorchen, wo es sich ziemt, er lernte, dass selbst die Freuden des gemeinsamen Lebens: der Tanz und der Schmaus, das Zechen und die Hochzeit nur in bestimmten Formen und Zeremonien behaglich und ohne Störung sich vollziehen und voll genossen werden können; er lernte, dass auch die Schmerzen des Lebens, der Tod von Weib und Kind leichter zu tragen sind, wenn theilnehmende Genossen mit der gebührenden Ehre, mit den Leichengeräthschaften der Zunft den Leidtragenden auf solchem Wege feierlich geleiten. In der Ausübung der politischen Rechte der Zunft lernte er sich als Glied eines grösseren Gemeinwesens fühlen, lernte Recht und Gesetz achten, auch wenn sie im Einzelnen oft hart und unerbittlich mit ihrem blinden Mechanismus walteten; die genossenschaftliche Ehre hob sein Selbstbewusstsein und verklärte und sittigte seinen Erwerbssinn, der ohne diesen moralischen Zaum noch gar zu roh und gewaltthätig sich Platz gemacht hätte. Die Zunft war eine Organisation zu Gunsten des arbeitenden Mittelstandes, zu Ungunsten des Kapitals und grossen Besitzes, eine Friedensstation im Kampfe

zwischen Arbeit und Besitz und zwar eine solche, die der mit dem kleinen Kapitale verbundenen Arbeit am günstigsten war.

So lange der Handwerker noch die Ehre der Arbeit aufrecht erhielt und sich in der Zunft angesehen und angeregt fühlte, hielt sich auch das Zunftwesen auf seiner Höhe; allein in dem Maasse, als die Verbindung der kleinen Besitzer mit der Arbeit schwieriger wurde, als andere Unternehmungsformen technisch Grösseres leisteten und die Zunft, sich dem widersetzend, mehr auf Brief und Siegel als auf tüchtiges Fabrikat hielt, da begannen die günstigen Wirkungen der „Ordnungen“ mehr und mehr abzunehmen. Handel und Verkehr, Arbeitstheilung und Technik drängten vereinzelt schon im XVI. und XVII., immer unerbittlicher aber im XVIII. und XIX. Jahrhunderte zu neuen Unternehmungsformen, zu neuen sozialen Klassenbildungen, für die das Zunftwesen keinen Platz mehr hatte. Man hielt fest an der Form, wenngleich die realen Verhältnisse sich bereits verschoben und verändert hatten: daher im XVII. Jahrhunderte die meisten Zunftprozesse waren, die um so mehr betrieben wurden, als ja der kleinbürgerliche Sinn deutscher Handwerksjuristen die Zunftordnungen als Privilegien und wohlerworbene Privatrechte auffasste, statt sie als ein Stück des öffentlichen, nothwendig in Fluss befindlichen Rechtes zu betrachten.

Natürlich klebten dem Zunftwesen wie jeder menschlichen Einrichtung gewaltige Schatten an; es war die vollendetste Despotie in engerem Kreise, die Lehrzeit eine verhüllte Hörigkeit, der Meister ein Tyrann; es war ferner die Herrschaft des Monopols, des ausgebildetsten Kastenegoismus, die systematische Unterdrückung des Genies. Alles dies ist wahr, Alles dies zusammengenommen und noch viele andere Missstände dazu waren aber nothwendig, um die Zünfte zu dem zu machen, was sie waren und wodurch sie allein der Kultur die erwiesenen Dienste leisten konnten. Da gar keine Institution ohne Missstände geblieben ist, so fragt sich nur, ob der gestiftete Nutzen den gestifteten Schaden überwog. Die Forschung antwortet mit lautem Ja. Die Zünfte mit ihren Missständen waren kein „naturgemässes Produkt“ des Feudalismus, der „in jener Zeit auf Allem lastete“. Lehrreich ist in dieser Hinsicht ein Blick auf das von älteren europäischen Kulturberührungen verschont gebliebene Persien der Gegenwart, wo sich noch der Uebergang vom Hausgewerbe zu den ersten Stufen des Handwerkes vollzieht. Dort bestehen nur kleine Werkstätten, in denen das Verhältniss des Meisters zu den Gesellen und Lehrlingen noch mittelalterlich mit dem ganzen Apparate von Gilden und Zunftvorständen erhalten ist. Dabei bleiben gewisse Handwerke und Fertigkeiten, ganz wie früher in Europa, seit Jahrhunderten fast ausschliesslich an einzelne Städte gebunden, wo das Material gerade am bequemsten und gut zu beschaffen ist, oder wo die Kunstgriffe sich nach alten Traditionen leichter erlernen lassen. Aus dem Feudalismus lässt sich dieser Zustand der Dinge dort nicht erklären; wohl waren aber die Zünfte das „naturgemässe Produkt“ einer Zeit, welche sie und den Feudalismus nothwendig geschaffen hatte. Gleichwie dieser den Volksmassen Gehorsam lehrte, so lehrte das Zunftwesen seine Mitglieder

lernen. Wenn es später in sein Gegentheil sich verwandelte, so kommt es daher, dass, gerade wie beim Adel, neuere Einrichtungen die Dienste, welche die Zünfte früher dem Bürgerthume geleistet, überflüssig gemacht haben, sie aber kraft des Gesetzes der Selbsterhaltung ihre Rechte behaupten wollten ohne die entsprechenden Pflichten, von deren Erfüllung sie eben die Zeit entband. Es ist dies der nothwendige Lauf jeglicher Entwicklung, dass zum Hindernisse werde, was nicht rechtzeitig zu sterben weiss. Alle sogenannten Kulturhemmnisse waren seinerzeit eben so viele Kulturförderer, sie sind nur nicht bei Zeiten freiwillig gestorben, sondern wurden und werden erst von späteren Zeiten nach langen schwierigen Kämpfen gewaltsam getödtet; dass sie aber nicht freiwillig starben, ist in den ewigen Gesetzen des Lebenskampfes und des Erhaltungstriebes begründet.

Ein Blick auf die Geschichte des Zunftwesens ist in dieser und anderer Hinsicht lehrreich. Eine Reihe von Einrichtungen, die man der Zunftverfassung gewöhnlich vorwirft, waren nämlich nicht Folge des Systems an sich, sondern Folge des Verfalls, als die ängstliche Beschränkung der Konkurrenz fast allein den Ideenkreis der Zünfte beherrschte. Die Ausschliessung der Frauen vom Handwerke war den ältesten Handwerksordnungen nicht eigen. Wie in Paris sogar weibliche Zünfte existirten, so war in Deutschland eine Reihe von Handtirungen den Frauen zugewiesen, u. a. auch das Brauen. Der Uebertritt von einer Zunft in die andere, war das ganze XIV. Jahrhundert hindurch leicht gemacht. Eine strenge Abgrenzung der Arbeitszweige unter sich war kaum vorhanden; sie gehört erst dem XV. und XVI. Jahrhundert an. In der weiteren Entwicklung des Handwerkswesens traten vorzüglich zwei Eigenthümlichkeiten hervor; das Wandern und die Verbindungen der Gesellen unter sich. War das Wandern ursprünglich analog wie in anderen Berufsarten durch das Bestreben eingeführt worden, Einheit in das Gewerbe zu bringen, nach der Lehrlingszeit dem künftigen Meister Weltkenntniss zu verschaffen, so wurde der Wanderzwang und seine unmässige Ausdehnung später nur dazu benützt die Konkurrenz der jüngeren Kräfte möglichst lang hinauszuschieben. Wesentlich eine Folge jenes Bestrebens war der allmählig sich zeigende Gegensatz zwischen Meister und Gesellen, das Zusammenschliessen der letzteren zu eigenen Verbänden, und hier zeigen sich dann auch sofort die Erscheinungen, die man gewöhnlich als ganz moderne Schäden der Gesellschaft betrachtet. Schon im XIII. Jahrhunderte lassen sich die ersten Versuche zu Strikes nachweisen, 1475 der erstere grössere gelungene Sieg der Gesellen über die Meister, in Folge dessen das Gewerbe der Blechschmiede in kurzer Zeit aus Nürnberg verschwand. Schon damals, wie jetzt, handelte es sich um die zwei Ziele: möglichst hohen Lohn und möglichst kurze Arbeitszeit; schon damals zeigte es sich, dass es in der Natur einer Arbeitervereinigung liegen muss, terroristisch gegen alle die Berufsgenossen zu sein, welche sich nicht anschliessen, dass dagegen die freiwillige Assoziation in den Tagen des Kampfes, nur ein frommer Wunsch bleibt. Wenn wir heutzutage glauben, in dem schlimmsten sozialen

Kampfe, wo Alles feindlicher Gegensatz ist, zu leben, so belehrt uns gerade das XIV. Jahrhundert, dass dieser Gegensatz damals sich in einer Weise zugespitzt hatte, von der unsere Gegenwart fern ist. Wenn man die Chroniken jener Zeit liest, so stösst man immer und immer wieder auf die schroffen Gegensätze: Arme und Reiche. Ein gewaltthätiger Zusammenstoss der Klassen konnte nicht ausbleiben, und bei diesem gab grossentheils die militärische Bedeutung der Zünfte den Ausschlag. Es war die Zeit gekommen, wo der Ritter der bäuerlichen und bürgerlichen Hellebarde, der Armbrust des städtischen Bürgers unterlag. „Das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht, schreibt Schmoller, war in den Zünften am kräftigsten wieder aufgenommen worden, und trug, in den Dienst grosser populärer Interessen gestellt, seine Früchte. Die Zunftverbände waren zugleich feste militärische Verpflegungs- und taktische Verbände; jeder wurde kontrolirt, ob seine Waffen in Ordnung seien. Oft hatte man zu klagen, dass der Sinn dieser Zünftler nur ein zu kriegerischer, zu ewigen Auszügen bereiter sei". Im Allgemeinen ergibt sich, dass das Regiment der Zünfte der älteren Zeit sich in günstigerem Lichte zeigte als nachdem, wo das Regiment sich immer mehr demokratisirte und der Tummelplatz egoistischer Parteiinteressen wurde. Und schon hier können wir die Verderblichkeit des raschen periodischen Wechsels in der Person des höchsten Oberhauptes, wie die republikanischen Staatsformen der Gegenwart verlangen, genau beobachten. In Strassburg musste schon 1349 die Neuerung eintreten, dass der Ammeister und die beiden Städtemeister jährlich wechselten. Dies lockerte jede feste Exekutive und überlieferte die Stadt einer populären Tyrannis. „Das Parteitreiben wuchs, weil nun die bewegliche Masse der Zünftler in viel direkterem Zusammenhang mit der höchsten Stadtbehörde stand. Die Leidenschaft des Tages konnte nun gleichsam stündlich von der Gasse durch die zünftlerische Trinkstube bis in den Rathssaal auf die Pfalz und bis in die Ammeisterstube dringen. Jährlich wurde diese höchste Behörde erneuert; es konnte sich keine Kontinuität in den Geschäften bilden, es war ein Uebermaass von Gelegenheit für Parteizwecke zu intriguiren; von irgend einer Verantwortlichkeit konnte kaum gesprochen werden". Diese Missstände erfuhren eine Besserung erst mit der 1405 geschaffenen Stadtordnung in Strassburg, welche die Zünfte in ihrer Autonomie beschränkte, zu ihrem Heile. Denn diese Beschränkung förderte ihre innere Organisation, die sich im Laufe des XV. und bis ins XVI. Jahrhundert stetig entwickelte. Zunehmender Wohlstand, hervorgerufen durch die grossartigen Erfindungen und Entdeckungen des XV. Jahrhunderts, war die Signatur dieser Zeit bis ins XVI. Jahrhundert hinein. Auf den Zünften beruhte hauptsächlich die Bildung eines gesunden Mittelstandes. Eine grosse Anzahl von Zünften stammt aus dieser Zeit; ebenso fast alle Zunftstatuten. Den Umschwung der Dinge fasst Schmoller in die Worte zusammen: „Auf eine Zeit wechselnder Klassenherrschaft des Adels und der Zünfte, folgt eine Epoche harmonischer Versöhnung: die Zünfte werden nicht unterdrückt und nicht ihrer politischen Rechte beraubt;

aber der Versuch ist aufgegeben, Gevatter Schneider und Handschuhmacher durch die weitgehendste Selbstverwaltung zu Staatsmännern zu machen. . . Aus dem Schiffbruch einer übertriebenen Selbstverwaltung erhebt sich in dem Strassburg des XV. Jahrhunderts noch halb im Nebel, dann aber immer deutlicher in festen klaren Linien, das moderne Aemterwesen mit seiner Lebenslänglichkeit, seiner speziellen Berufsvorbereitung, seiner Arbeits- und Kompetenztheilung" [1]).

Die Städte im Mittelalter.

Die Bedeutung der Städtegründungen habe ich schon oben erörtert; werfen wir noch rasch einen Blick auf die innere Entwicklung der Städte, wobei ich vornehmlich jene Deutschlands ins Auge fasse.

Unsere Vorfahren wohnten und wandelten in Gassen. Jahrhunderte lang musste der Volksmund scharf geschieden haben zwischen Gasse und Strasse. Die Strasse ist römisches Wort und römisches Werk; sie war der gemauerte, gepflasterte, mit Kalk und Mörtel gebundene Weg — lauter Wörter und lauter Wege, die von Rom kamen und „nach Rom führten". Zum germanischen Knüppelweg verhielt sich die Strasse [2]) wie zur modernen Chaussée (d. h. *via calcata)* die Eisenbahn. Ueberhaupt, was in unserm Bauen heimisch und fremd, römisch und deutsch ist, das wird durch die Sprache genau geschieden und bezeichnet. Alle deutschen Wörter deuten auf Holzbau, alles was auf Steinbau weist ist römisch [3]). Die Völker des Mittelmeeres haben Stein gehauen, die des Nordens haben Holz gezimmert. Und dieser Entlehnungsprozess hat sich zweimal wiederholt; unsere ältesten Steinbauten — *stênwerk,* wie der Hêliand sagt — haben wir von den Römern, unsere späteren hat das erblühende Bürgerthum aus

---

1) Gustav Schmoller, *Strassburg zur Zeit der Zunftkämpfe und die Reform seiner Verfassung und Verwaltung im XV. Jahrhundert.* Strassburg 1875. 8°.

2) Ueber den Zeitpunkt, in dem die römische *strâta* sich in die oberdeutsche *strâssa* wandelte, haben wir ein geschichtliches Zeugniss. Die Stadt Strassburg, d. h. die an der römischen Heerstrasse gelegene Burg, heisst bei Gregor von Tours († 594) *Strataburgum;* der sog. Geograph von Ravenna im VII. Jahrhundert schreibt ebenfalls noch *Stratispurgo*, dagegen die Wessobrunner Glossen des VIII. Jahrhunderts zeigen bereits *Strasspuruc.* Damals also war das Wort schon vollständig um- und eingedeutscht, jedoch, wie gesagt, nur für die offene Landstrasse, für die aufgemauerte, aufgedämmte „Hochstrasse", den *highway*, daher auch unser „Strassenräuber" und der *highwey-man* getreue Kollegen.

3) Zu den oben genannten Fremdwörtern Maurer, Kalk, Mörtel, Pflaster, kommt noch der Ziegel *(tegula).* Für diesen hat zwar das Gothische die *skalja*, allein dieses ging später ganz verloren und bedeutete ohne Zweifel, wie noch in der heutigen „Verschalung", die gespaltene Schindel. Aber sogar die hölzerne Schindel selbst scheint aus der römischen *skandula* geschnitzelt. Auch der gewölbte Keller und der (gepflasterte) Aehren (Oehren) und Estrich sind lateinisch, von Kamin und Kammer nicht zu reden. Auch der Backsteinbau scheint den Römern abgesehen zu sein.

Italien geholt. Wie naturgemäss dieser Unterschied war, braucht man wohl kaum auszuführen. Wie sehr die Bauweise des Nordens vom Süden beeinflusst ward, können wir sehr deutlich an der Geschichte des englischen Hauses erkennen, dem nicht die Villa der römischen Heerführer, sondern das nordische altsächsische Haus die Basis lieferte, wie es sich noch heute in der Heimath der eingewanderten Angelsachsen als grossräumiges, schmuckloses Bauernhaus, bloss vom Zimmermann gefertigt, vorfindet. Die Eroberung Englands durch die Normannen im XI. Jahrhundert brachte hierin eine gründliche Veränderung zu Stande. Jene hatten in ihrem französischen Stammlande an den alten römischen Bauten das Bauen in Stein gelernt und in ihrer Eigenschaft als kriegerische Herren über ein stets kampfbereites Volk errichteten sie allenthalben im Lande feste Thurmburgen von mehreren Stockwerken, wie sich eine solche in dem Weissen Thurm des Tower zu London noch erhalten hat. Erst als die Zeiten sicherer, die Verhältnisse stabiler wurden, stiegen sie von ihren genug unwohnlichen Burgen in die Ebene nieder und wandelten das Wohnhaus ihrer angelsächsischen Wirthschaftsleute und Pächter, ihren eigenen höheren Lebensansprüchen entsprechend, um in der Zeit, da der normannische Styl in den gothischen überging und der spezielle Geist des Mittelalters in seine schönsten Formen trat. Die Umbildung dauerte einige Jahrhunderte hindurch und selbst die grosse Strömung der Renaissance blieb dem sogenannten Elisabeth-Styl in England gegenüber anfangs machtlos. Nummern hatten die Häuser keine, aber Namen und dies, noch mehr als die Gassennamen, gibt den alten Städten ihr eigenthümliches Gepräge. Einzelnes dieser Art hat sich bekanntlich überall erhalten, besonders in der Schweiz, auch in Prag. Eine ganz andere Rolle aber spielte der Hausname in den älteren Zeiten, und es ist oft schwer zu entscheiden, ob der Besitzer seinen Namen vom Haus hatte oder umgekehrt. So sind denn auch unsere Wirthshausschilde, zum Theil auch Apothekerzeichen, nur der letzte Rest einer früher allgemeinen Sitte. Das Bauen im Mittelalter war ein buntes, keckes, mitunter auch etwas schmutziges Improvisiren. Der Einzelne stellte sein Haus hin, wo und wie es ihm gefiel, ein zweiter baute daneben, der dritte, vierte folgte nach, und so brachten sie schliesslich eine möglichst enge, krumme, dunkle Gasse zusammen. Steinerne Gebäude waren ein seltener Luxus. Die Wohnungen waren deutsch, das heisst aus Holz, höchstens Backstein gebaut, häufig nur mit Stroh oder Schilf gedeckt; dazu kamen die sogenannten Ueberhänge, indem man jedes höhere Stockwerk über das untere hinausragend baute, vorspringende Dächer über den Hausthüren, „Fürsätze, Ueberthüren, Wetterdächer," und die „Kellerhälse" halfen die Gassen noch mehr verengern und verdunkeln. Dazu denke man sich noch jene mehr nothwendigen als ästhetischen Anstalten in jedem Haus, welche der Strassburger „Löublin" und „Sprochhus" nannte, und endlich eine ausgedehnte Schweinezucht in Häussern und Gassen; nicht aber denke man sich Pflaster, Trottoir, Beleuchtung, und was sonst der moderne Mensch beansprucht. Ein Irrthum freilich wäre es sich die ganze Stadt als ein solches licht- und luftloses Chaos von Gassen

vorzustellen. Die Höfe *(curiae)* des Adels und der Patrizier, ebenso die Höfe der zahlreichen Klöster und Stifte waren vornehmer gebaut, vielfach aus Stein, mit Erkern, Altanen und Gallerien. Ihnen fehlte auch nicht ein grösserer Hofraum und Garten mit Obstbäumen, Pappeln, Buchs- und Sevenbäumen. Auch die „Trinkstuben" der Adeligen und Bürgerlichen waren theilweise mit Gärten [1]) gesegnet, und mancher freie Platz, Kirchen- oder Marktplatz, die Kirchhöfe nicht zu vergessen, unterbrach das Gewirre der Häuser. Dazu kamen das fliessende Wasser und die zahlreichen „Röhrkästen," laufende Brunnen.

Im Allgemeinen jedoch wohnte man in den Städten des Mittelalters schlecht, unreinlich und daher ungesund. Von der Bauart gibt ein Spaziergang durch Nürnberg oder Genua eine Idee. Man kannte keine Glasscheiben, keine Oefen. Eben so ungenügend waren die ritterlichen Burgen ausgestattet [2]). Der Vergleich muss aber stets mit den älteren, nicht mit den neueren Zuständen gemacht werden. Oefen und Glasscheiben kannte das Alterthum eben so wenig und der häussliche Komfort war, am jetzigen gemessen, gleichfalls sehr gering. Die Disposition römischer Häuser kennt man genau, von Bequemlichkeit ist nicht viel daran zu bemerken. Rom war sicherlich nach dem neronischen Brande eine der schönsten Städte des Alterthums, und doch wie enttäuscht fühlt sich, wer heute unter den Resten jener Herlichkeiten herumwandelt. Wie klein war das eben so mächtig gedachte Forum, wie schmal die Thorweite der Triumphbogen, wie eng die Strassen, wie düster der *Clivus victoriae!* Die *Via Sacra,* am Forum zum Kapitol hinauf, von den heimkehrenden siegenden Truppen beschritten, wie beschränkt, wie enge! [3]) Die einzelnen Monumente abgerechnet, wohnte man weder besser noch gesünder im Alterthume. Im kaiserlichen wie im republikanischen Rom haben grosse Epidemien, oft in erschreckend kurzen Zwischenräumen einander folgend, zahllose Opfer hingerafft, nicht bloss im Mittelalter.

Hinsichtlich der Verwaltung stand an der Spitze jeder Stadt eine Gemeindebehörde, deren anfängliche Kompetenz, so lange die Landwirthschaft noch die vorwiegende Beschäftigung der Stadtbewohner ausmachte, in demselben Maass auf Angelegenheiten der städtischen Mark beschränkt bleiben musste. Dahin gehörten die Erhaltung und Benutzung der Gemeindewaldungen und Weiden, die Anlegung und Unterhaltung der Strassen und öffentlichen Plätze, der Wege, Stege und Brücken, die Benutzung des gemeinen Wassers zur Fischerei, zur Schifffahrt, zum Holzflössen, zur Anlegung von Mühlen etc., überhaupt alles was zur Forst-, Feld- und Wasserpolizei gerechnet zu werden pflegt. Der Stadt-

---

1) Zum deutschen Haus gehört der Garten. Das zeigt wiederum die Sprache, denn das gothische *gards, garda* heisst geradezu das Haus, d. h. das Haus und alles was dazu gehört „Haus und Hof."

2) Siehe darüber das Kapitel: „Die Wohnung" in Jakob Falke, *Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus.* Berlin o. J. 8°. S. 115—129.

3) Ueber die Bauart von Rom siehe: Friedländer, *Sittengesch. Rom's.* I. Bd. S. 4—7.

rath unterschied sich also noch in gar nichts von den alten Dorfmarktvorstehern. Erst als Ackerbau und Viehzucht mehr und mehr aus den Städten wichen, und Gewerbe und Handel an ihrer Stelle die vorzüglichste Quelle der städtischen Nahrung wurden, änderte sich das Verhältniss. Die Marktangelegenheiten traten in den Hintergrund gegen die neuen Verkehrsverhältnisse. Dieselben machten eine ganze Reihe von Einrichtungen und Bestimmungen nothwendig, die von Niemandem besser getroffen werden konnten, als von der zunächst und am meisten interessirten Gemeinde selbst. Freilich nicht überall finden wir dieselbe von allem Anfang an im Besitz dieser Marktpolizei: oftmals musste diese in hartem Kampfe der Grundherrschaft — sei sie nun königlich, landesfürstlich oder geistlich gewesen — abgerungen werden. Immer aber war die Erlangung dieser mehr administrativen Gerechtsame die erste Grundbedingung, der erste Schritt zum Endziel des mittelalterlichen deutschen Städtelebens, der Bildung einer Reihe territorial oft auf den Bezirk der Stadtmauern beschränkten kleinen Gemeinwesen, die bei vollständiger Freiheit der Selbstregierung kaum mehr durch die Bezeichnung „Reichsstädte" genügend gekennzeichnet sind.

Unter den einzelnen Zweigen der städtischen Verwaltung leuchtet besonders die auf das Gewerbs- und Verkehrswesen gerichtete Thätigkeit hervor. Die Gewerbspolizei lag zwar zunächst in den Händen der Zünfte; da diese jedoch unter der Aufsicht des Stadtraths standen, so konnten wenigstens eingreifendere Bestimmungen nicht ohne diesen getroffen werden. Ein Hauptaugenmerk richtete derselbe namentlich auf die Erzeugung guter probehaltiger Waaren. Daher die überall vorkommenden obrigkeitlichen Waarenvisitationen. An manchen Orten musste jede Waare mit dem Zeichen der Zunft oder des Meisters selbst und mit dem Stempel oder Zeichen der Stadt versehen sein. Wie solche Vorkehrungen das Ansehen und den Ruf einer Stadt nach auswärts sicherten, so sorgte eine streng gehandhabte Viktualienpolizei für Billigkeit und Gesundheit der Lebensmittel. Schon seit dem XII. Jahrhunderte — so in dem ältesten deutschen Stadtrecht, dem von Augsburg aus dem Jahre 1104 — findet man Rathsordnungen über die Beaufsichtung der Bäcker, Metzger, Wirthe u. s. w. Zuwiderhandlungen wurden streng gerügt. Daneben waren die Preise fast aller Lebensmittel taxirt. Auch in den Handel, sowohl nach aussen als auch innerhalb der Stadt selbst, griffen die Stadträthe ein; insbesondere suchten sie den unbemittelten Käufer vor dem Unfug des Vor- und Aufkaufs zu schützen. Interessant ist die baupolizeiliche Fürsorge. Ursprünglich, solange die Städte nur ummauerte Dörfer waren, mögen die einschlägigen Vorkehrungen einfach gewesen sein; seitdem aber der aufblühende Handel zur Erweiterung der Städte führte und der grössere Verkehr eine Menge neuer öffentlicher und privater Bauten ins Leben treten liess, mussten rasch die Benutzung der erstern, die Bauart der letztern regelnde Ordnungen nachfolgen.

Gefährlich wurden die engen Gassen unserer Altväter wenn Feuer ausbrach. Mit verheerender Schnelligkeit wälzte sich die Flamme über das Gassengewirre, und liess sich nicht eher beschwichtigen, als bis

die halbe, oft auch die ganze Stadt in Asche lag. Unsere heutigen Feuerwehren, welche ja schon das antike Rom in den *vigiles* und zugleich das mittelalterliche Japán in höchst ausgeprägter Form besassen, sind keineswegs eine moderne Einrichtung. Schon im XIV. Jahrhundert waren alle einschlägigen Gewerke feuerfolgepflichtig. Auch die grössere Reinlichkeit in den Städten wurde seit dem XV. Jahrhunderte Gegenstand der städtischen Verwaltung. Der leidenden Menschheit wand sich gleichfalls schon frühzeitig die Fürsorge der Gemeinden zu. Früher war dieselbe ausschliesslich in den Händen der Kirche gelegen. Die nächste Veranlassung zur Errichtung der Siechenhäuser gab der im Mittelalter allgemein verbreitete, jetzt gänzlich verschwundene Aussatz, eine so gefürchtete Krankheit, dass man die damit Behafteten aus der Gesellschaft stiess. Erst seit dem XII. und XIII. Jahrhunderte begann eine mildere Behandlung der Aussätzigen. Eigene Hospitäler für dieselben wurden errichtet, doch noch ferne von den Wohnungen der Menschen, auf freiem Felde. Ein schmaler Fussweg führte dahin, an welchem die „Elenden" in ihren grauen Mänteln sassen und mit dem Klang der Schelle die Herannahenden warnten. Auch die sogenannten Seelhäuser und die Beguinenhäuser waren Krankenanstalten; die Seelfrauen oder Beguinen hatten ausser der leiblichen Pflege der Kranken auch für ihr Seelenheil zu sorgen und für die Verstorbenen zu beten.

Wie Armen- und Krankenpflege, so war auch die Schule früher in den Händen der Kirche gelegen. Die ersten Schulen in den Städten waren demnach, wie wir schon erfuhren, Dom- oder Klosterschulen gewesen. Diese Schulen waren allenthalten nach der Vorschrift Karls des Grossen eingerichtet. In den grössern Klöstern bestanden zwei Schulen nebeneinander: eine im Kloster selbst für diejenigen, welche sich dem geistlichen Stande widmeten, und eine andere am Eingang oder im Vorhof des Klosters, für die Laien. An diese äussern Schulen haben sich die späteren Stadtschulen und Universitäten angeschlossen. Jene Stadtschulen waren von zweierlei Art: die einen für den Unterricht im Lesen und Schreiben bestimmt, die andern gelehrte Schulen, in denen Latein, Rechnen und Einüben der in den Kirchen üblichen Lieder getrieben wurde.

Weitere Eigenthümlichkeiten des mittelalterlichen Städtelebens finden an anderen Stellen passende Erwähnung. Hier sei nur noch des Verfalls gedacht, dem seit dem XVI. Jahrhunderte die Städte entgegengingen. Die Ursachen desselben werden wir später noch genauer kennen lernen; es waren: die veränderte Richtung des Handels, die Reformation, die Umbildung des Kriegs- und Militärwesens und das Eindringen des römischen Rechts in die Gerichtshöfe.

Die Handels-Republiken Italiens.

In den ersten Epochen des Mittelalters waren, wie begreiflich Gewerbe und Handel mit einander enge verschwistert. Von den Städten

wo die Gewerbe sich entfalteten, wenden wir uns desshalb zu den wichtigsten Handelsemporien jener Zeiten, den Freistädten Italiens. Die auffällige Verknüpfung der Gewerbs- und Handelsblüthe mit dem Wesen der freien Städte fordert zuerst zur Frage nach deren Entstehen auf. Obwohl noch in manchen Punkten strittig, scheint mir doch zweifellos, dass die Freistädte Erbstücke der antiken Civilisation sind. Wir wissen, dass die Germanen nirgends das römische Staatsgebäude zerstörten, vielmehr überall die alten Formen und Einrichtungen bestehen liessen, sich in gewissem Sinne denselben anpassend. Es besteht kein Grund zur Vermuthung, dass die munizipale Freiheit der altrömischen Städte durch die germanischen Invasionen eine Einbusse erlitten hätte; bestimmt wissen wir von den südfranzösischen Städten, das die altrömische *Curia* als Munizipalinstitution selbst unter den Karolingern noch nicht zu bestehen aufgehört hatte. Im IX. Jahrhundert waren in Südfrankreich die Ausdrücke „Römer" und „Bürger" gleichbedeutend und verdienten auch es zu sein [1]). Damit stimmt sehr gut, dass das altrömische Besteurungssystem in Gallien durch die Frankenkönige beibehalten blieb und erst in dem Dunkel der Merowingerperiode verschwindet. Gallien war aber jenes Land, wo das Germanenthum am stärksten Fuss unter dem Römerthume fasste. Konnten dennoch die südfranzösischen Städte ihre munizipale Freiheit retten, so wohl zweifelsohne auch jene Italiens. In der Frage nach dem vielumstrittenen Ursprunge der freien Städte in Deutschland, wo die Römer niemals ihre Herrschaft zu befestigen vermochten und vor der Christianisirung überhaupt keine Städte bestanden, wage ich keine bestimmte Meinung. Es genügt indessen meinem Zwecke auf den alten Zusammenhang hingewiesen zu haben; hier pochten die Freistädte auf ihre alten Rechte, gleichbedeutend mit ihren Freiheiten, setzten Gut und Blut ein für die Wahrung ihres historischen Rechtes und wehrten sich der Uebergriffe fremder Machthaber. Ich zergliedere nicht die verschiedenen Phasen dieses langwierigen Kampfes, sondern bemerke nur, dass allmählig das Vorgehen der italienischen Städte Nachahmung fand bei den übrigen Völkern des Westens und sehr begreiflich weltliche und geistliche Lehnsherren mit aller Macht, mit allen Waffen gegen die von den Freistädten ausgehenden freisinnigen Bestrebungen ankämpften. Unrichtig ist es nur, diesen Kampf einen „Kampf des angeblichen historischen gegen das natürliche und vernünftige Recht" zu nennen. Abgesehen davon, dass es ein natürliches Recht in der Natur nicht gibt, waren es im Gegentheil die Freistädte, welche das historische Recht verfochten, denn nur diesem verdankten sie, im Süden wenigstens, ihre Existens inmitten der feudalen Gesellschaft.

Zweifelsohne hat die im Vergleiche zu den übrigen hartgedrückten Städtern bei weitem grössere Freiheit in der Ausübung bürgerlicher Rechte auf die Entwicklung des Handelsverkehrs im Allgemeinen befruchtend gewirkt, denn allerwärts sehen wir im Mittelalter die freien

---

1) Giraud Teulon *Royauté et Bourgeoisie.* S. 5.

Städte an der Spitze der Handelsbewegung stehen, ihrerseits eine Folge der sich steigernden allgemeinen Rührigkeit in den Gewerben und Künsten. Die Prunkliebe der Grossen wie der Niedrigen und das aus der vorhandenen Nachfrage naturgemäss sich entwickelnde „Geschäft" dieser Befriedigung brachten Wohlhabenheit in den Bürgerstand, der es eben so wohl verstand sich gegen die Plackerei etwaiger Bedrücker aufzulehnen als die harten Silberstücke der Fürsten und Reichen einzustreichen. Die Befriedigung der verschiedenartigen Bedürfnisse machten sich nun ganz besonders die Bürger der freien Städte zur Aufgabe, zuerst die Hafenplätze Italiens, durch ihre Lage begünstigt, welche sie dem Verkehre mit dem Oriente — zu Anfang des Mittelalters dem Herde alles Luxus und aller Civilisation — näher rückte. Diese italienischen Freistädte dürfen wir uns als kleine Republiken denken, wobei freilich die Reinheit des „republikanischen Prinzips" mitunter in trübstem Lichte erscheint. Ihre innere Geschichte bietet kein anziehendes Gemälde, kaum mit weniger Blut befleckt als manche Dynastengeschichte [1]), allein thatsächlich ist der Handel bei ihnen zu höchster Entwicklung gelangt, während er in Monarchien seltener zu Bedeutung stieg.

An der Spitze der italienischen Handelsrepubliken steht unzweifelhaft Venedig, welches im Mittelalter den Handel zwischen Süd und Nord vermittelte. Waren früher, vielleicht noch von den Zeiten der römischen Republik her, die grossen Handelsplätze an der Adria, Padua, Altinum und Aquileja, die Träger des Handels zwischen Süd und Nord gewesen, so war späterhin, nachdem jene Städte in den Stürmen der gothischen und langobardischen Kriege entweder ganz zerstört oder doch tief herabgesunken waren, das aus den unscheinbarsten Anfängen rasch zu hoher Blüthe gelangte Venedig an deren Stelle getreten. Schon gegen Ende des VIII. Jahrhunderts war der venezianische Welthandel dessen Enwicklung wesentlich auf den Schultern des byzantinischen erfolgte, festbegründet. Oligarchisch regiert und gleich den meisten italienischen Städten sich „Republik" nennend, lag Venedig zwar in beständiger Fehde mit den rivalisirenden Nachbarn, besonders mit dem mächtigen Genua, behauptete aber den Ruhm des ersten Handelsstaates der damaligen Welt. Die Venezianer waren es, welche, eine Folge der Kreuzzüge, den Handelsweg über Bagdad und Aegypten nach Indien erforschten und dadurch die Erdkunde erweiterten, neue Kulturpflanzen und viele unbekannte Thiere nach dem Westen brachten.

Der Waarenzug ging durch das Gebiet der Mongolen, wohin die Produkte Hindustans über den Persischen Meerbusen und dann entweder zu Lande oder auch über Bagdad auf dem Tigris nach der Stadt Tauris gebracht wurden. Naturgemäss war Italien das Vaterland der grossen Entdecker und Reisenden im Mittelalter; Venedig stellte zu diesen eine ansehnliche Zahl, obenan die beiden Poli, die zuerst den

---

1) Von dem gegenseitigen Hasse dieser Republiken legen noch manche Sprichwörter Zeugniss ab; so sagten die Toskaner von Genua, es habe: *mare senza pesce, montagne senza alberi, uomini senza fede e donne senza vergogna.*

Osten Asiens erreichten und alles hinter sich liessen, was das Alterthum an geographischen Entdeckungsfahrten geleistet; aus Venedig stammte vielleicht auch Sebastian Cabot, ein Vorläufer des grossen Columbus, den Genua beansprucht; und im XV. Jahrhundert reisen die Venezianer Josaphat Barbaro und Ambrosio Contarini in Persien fast gleichzeitig mit Caterino Zeno und Giovan Mario Angiolello, gleichfalls aus Venedig. Der Venezianer Nicolo Conti ist der einzige Reisende des Mittelalters, welcher Sokotora, Aden und Dschidda am Rothen Meere besuchte und ihm verdanken wir die früheste Beschreibung von der Bereitung des Palmenweines, so wie die erste, jedoch nicht ganz verlässige Angabe über die Ursprungsländer der Muskatnüsse und der Gewürznelken. Das Itinerar des Handelsweges durch Centralasien hat uns aber ein Agent des florentiner Bankhauses Bardi, Balducci Pegoletti (um 1336) aufbewahrt. Italiener waren endlich meist die christlichen Missionäre, die unter den duldsamen Mongolenkaisern zum ersten Male das ferne China betraten, so Johannes von Montecorvino 1291, Andreas von Perugia 1308, Odoricus von Pordenone 1316—1330, Johannes von Marignola 1339 und der früheste von allen, 1246, der päpstliche Gesandte Giovanni Plano de Carpini, ein Franziskaner-Mönch, der zuerst Nachrichten von den Mongolen gab. In dieser Menge italienischer Namen leuchten der Franzose André de Lonjumel und der Niederländer Willem van Ruysbrock (Rubruquis) sehr vereinzelt hervor. Uebrigens war die Reiselust, ein civilisirendes Agens, im Mittelalter überhaupt sehr gross, wozu die durch die Kirche begünstigten Wallfahrten, dann das fahrende Ritterthum wesentlich beitrugen.

Das Anschwellen der türkischen Macht in Asien unterbrach indess wieder diese schwierigen Verkehrswege und auch den ägyptischen Handel vermochte Venedig auf die Dauer nicht zu erhalten. Mit Deutschland war sein Verkehr noch lange kein bedeutender; erst später nahm er seinen Aufschwung; regelmässiger und geordneter gestaltete er sich zwischen Venedig und den Niederlanden. Im Ganzen war der venezianische Handel am ausgedehntesten im XIV. Jahrhunderte, wo ungezählte Schiffe den Verkehr mit den weitläufigen Handelskolonien unterhielten.

Neben Venedig, auf dessen Beziehungen zum Norden ich weiter unten zurückkomme, schwangen sich manche andere Städte Italiens empor; so trieb die kleine Küstenstadt Amalfi ausgebreiteten Handel. Im byzantinischen Reiche erbeuteten die Italiener ein Handelsprivilegium nach dem andern und dehnten zuletzt ihre Herrschaft über das ganze Mittelmeer aus, von wo sie in den Atlantischen Ozean schifften und spanisches Papier und biscaisches Eisen, flandrisches Linnen und holländische Heringe, französische Weine und Glasfabrikate einhandelten. Dem Gewinne nachjagend zogen genuesische und pisaner Kaufleute an die Küsten des Schwarzen Meeres, wo sie die Waaren der Armenier, Perser und Araber eintauschten, um sie mit beträchtlichem Gewinne im Abendlande abzusetzen. Die Eroberung Athens und Korinths durch die Sizilianer brachte von hier die ersten Seidenweber nach Palermo, das Europa lange mit den werthvollsten Stoffen versorgte bis endlich

diese Art der Weberei in die Lombardei und von da in das übrige Italien drang. Mittlerweile ward Tunis wegen seiner vorzüglichen Häute von Genuesen besucht, die sich bald auch in Alexandria niederliessen, den ägyptischen Handel in ihre Hände brachten, nach Indien drangen und durch Vermittlung des Scherif von Marokko ein Freundschaftsbündniss mit dem maurischen Königreiche Murcia schlossen, das ihnen zum Besitze des Handels mit der feinen spanischen Wolle verhalf und unermesslichen Gewinn durch die Ausbeutung Marokkos an Zucker, Elfenbein und äusserst feinen in Europa bis dahin unbekannten Ziegenhaaren abwarf.

Bald musste man die bisherigen Handelsverbindungen erweitern und, damit dies gelinge, auf Erleichterung des Geldverkehrs sinnen. Wie früher zum Handel selbst, so boten auch hierzu die Italiener den nach Rom ziehenden Deutschen Mittel und Wege, indem sie dieselben mit den Wechselbriefen bekannt machten, von nun an bei dem Geldverkehre in Gebrauch und durch die von den Arabern übermittelte Erfindung des Baumwollenpapiers begünstigt. Die ersten Anfänge des Bankgeschäftes ruhen allerdings noch in wenig gelüftetem Dunkel, gewiss ist nur, dass dasselbe frühzeitig von den über Europa verbreiteten Juden betrieben wurde. Als die erste Girobank, d. h. welche die Bewegung des Eigenthums innerhalb eines bestimmten Kreises von Betheiligten vermittelte, wird die Bank zu Venedig im Jahre 1156 genannt, freilich nicht den Namen einer Bank führend, der, so scheint es, erst später durch die ambulanten Banken der italienischen Juden in Aufnahme kam;[1]) diese hatten nämlich schon damals, geschützt durch Gesetze, des Handels sich bemächtigt, dessen einträglichster Gegenstand die Leibeigenen waren, die sie an die Araber in Spanien und Afrika zu verkaufen pflegten, ein Unwesen, dem schon Karl d. Gr, wiewohl vergeblich zu steuern suchte.

Die in Venedig erstandenen, auf Erleichterung des Verkehres abzielenden Einrichtungen fanden Nachahmung in Florenz, welches dadurch zu staunenswerther Blüthe stieg. Im XIII. Jahrhunderte zählte es allein 200 Wollfabriken, welche spanische Rohstoffe und rohe Tücher aus Frankreich einführten, um sie zuzurichten und auf die Märkte Kleinasiens zu versenden. Zu diesem Behufe hatte Florenz etwa 80 Handelskomptoirs und war nebenbei bedacht, das rege Geschäftsleben in seinem Staatsgebiete durch Strassen und Kanäle, welche nirgends vollkommener getroffen wurden, und den Seeverkehr durch Verbesserungen im Schiffbau zu fördern. Die Geschichte dieser Republik ist zweifelsohne die wichtigste ganz Italiens, denn keine Stadt der Welt hat jemals für die moderne Kulturentwicklung eine solche Bedeutung gewonnen wie gerade Florenz. Der ganze moderne Baugeschmack, so wie auch die modernen Kommunaleinrichtungen sind uns aus Florenz zugekommen. Eigentlich ist dies auch mit dem politischen Leben selbst der ganzen neueren Zeit der Fall. Als Florenz noch selbständige

---

1) Otto Hübner, *Die Banken.* Leipzig 1854. 8°. S. 8.

Republik war und auch bis tief in die Zeiten der Herrschaft der Medici hinein, machte es eigentlich dem übrigen Europa Alles schon vor, was dieses während der letzten Jahrhunderte nachgemacht hat.[1]) Florenz gewährt das Bild eines eigenthümlichen Staatswesens, das, aus dem Volke hervorgegangen, mit haarspaltender Feinheit Befugnisse abwog und Garantien schuf, durch Theilung und Abgrenzung der Gewalten dem Missbrauche der Autorität zu steuern versuchte, durch angebliche Gleichberechtigung dem Ueberwiegen einer Klasse oder eines Einzelnen zu entgehen wähnte, allen aristokratisshen Elementen schonungslos den Krieg erklärte, die Kraft brach, um vor deren Missbrauch sicher zu sein, und endlich ungeachtet aller künstlichen Berechnung und Vorsicht, trotz aller geistigen Bewegung unterging, weil die Verfassung zu einer Fiktion wurde, der reale Inhalt mit der Form im Widerspruch stand, die Gleichberechtigung lediglich als Deckmantel für Partei-Interesse diente. Der Gang der florentinischen Geschichte lässt sich im Allgemeinen dahin zusammenfassen, dass der mächtig erstarkende Bürgerstand den alten Lehensadel, die *Grandi*, überwältigt, worauf nach dem entschiedenen Siege der guelfischen Sache die Entwicklung des Zunftwesens zugleich mit der Konstitution der guelfischen Partei als eine Art Staat im Staate beginnt, indem die Zünfte aus ihren Prioren und dem Gonfaloniere eine oberste Regierungsbehörde, die *Signoria*, zusammensetzen. Aber seit dem XIV. Jahrhunderte gelangt eine neuentstehende Partei von Optimaten, an ihrer Spitze das fähige Geschlecht der Albizzi, zu immer grösserem Ansehen und behaupten bis in die dreissiger Jahre des XV. Jahrhunderts einen beinahe anerkannten Prinzipat. Es sind die *Boss* der nordamerikanischen Gegenwart. Jähe Glückswechsel des Geldmarktes, die durch heutige Krachs nicht überboten werden, das völlige Unterliegen des alten Adels, die Parteiungen im neuen Adel, die Ausdehnung des Ostrakismus führten aber zum inneren Kriege, welcher sich 1378 in den *Tumulto dei Ciompi*, einem Aufstande der untersten Volksklassen, zur gefahrvollsten Krisis steigerte. Schon in diesem Aufstande wird ein Medici bemerkbar, ein entferntes Mitglied der Familie, welche, Anfangs durchaus ein Kaufmannsgeschlecht, neben den Albizzi, und allmählig ihnen gegenüber Boden gewinnt. Sie gibt den Geldgeschäften eine bis dahin unerreichte Ausdehnung, während sie in der Stadt ihre politischen Zwecke verfolgt, immer auf Seite der Popolaren, aber mit so klugem, richtigem Blick, so behutsam, dass sie anscheinend ganz von selbst an die Spitze des Volkes getragen wird. Auf dem Grabsteine Cosimos de Medici in San Lorenzo zu Florenz liest man noch den Namen *Pater patriae;* sein noch grösserer Enkel Lorenzo trägt aber den stolzen Beinamen *il Magnifico* und seine politische Bedeutung kommt nur seinem mächtigem Einflusse auf Wissenschaft und Kunst seiner Zeit gleich. So sehen wir in Florenz wie in den übrigen italienischen Städte-

---

1) Julius Faucher, *Ein Winter in Italien, Griechenland und Konstantinopel.* Magdeburg 1876. 8°. I. Bd. S. 71.

republiken — nachdem alle erdenkbaren Modifikationen der Verfassung, von der im Grunde vom Willen eines Einzigen abhängigen Oligarchie wie unter Lorenzo il Magnifico, bis zur Autorität des Grossraths', wie in Savonarolas Tagen durchgemacht worden — die republikanische Form als offizielle Lüge erscheinen.

Das ganze Mittelalter hindurch blieb Italien der Mittelpunkt des asiatischen und europäischen Weltverkehrs; keine Macht der Erde konnte gegen dieses von der Natur gegebene Verhältniss ankämpfen, welchem das italienische Volk zugleich verdankt, dass es im Mittelalter „an der Spitze der Civilisation marschirte.“ So lange die Neue Welt nicht entdeckt war, so lange der Handelsverkehr auf den alten Kontinent beschränkt blieb, sicherte ihre geographische Lage der italischen Halbinsel untilgbare Vorzüge; das Verhältniss änderte sich erst mit dem Auffinden Amerikas.

Von ihrem früheren Glanze theilweise schon herabgesunken waren Genua und Pisa, dagegen erhob sich, wenn auch nicht zu weltgebietender, doch sehr ansehnlicher Macht Ragusa an der Ostküste der Adria. In Florenz hatte das Verkehrsleben immer noch die alte Grossartigkeit behalten, zuletzt sich jedoch dem Börsenspiele zugewandt. Die ganze herrliche Handelsblüthe sollte dahinwelken durch die That des Colon den Italien selbst gebar![1])

Die Handelsentwicklung im Norden.

Auch das nördliche Europa erfreute sich eines namhaften Handelsaufschwunges, bedingt durch die Entwicklung der Industrie. In den fränkischen Landen gelangte Flandern, wo die Wollmanufaktur begann, mit Calais (Skalo), Boulogne (Bononia) und Gent (Gandum), dann Brabant zu Bedeutung. Ein überaus lebhafter Verkehr bestand seit Karl d. Gr. Zeiten zwischen England und Flandern, welches die Angelsachsen mit Kleidungsstücken versah. Im X. Jahrhunderte genügte die flandrische Wolle nicht mehr für die dortigen Tuchfabriken und man fing an von England den nöthigen Rohstoff herüberzuholen. Gent war bereits 879 eine beträchtliche Handelsstadt und 890 wurde im Norden mit dem Fange der Wale und anderer Thrangeber begonnen. Um diese Zeit unternahm Other von Drontheim aus eine Nordfahrt bis zum Weissen Meere. Der Robbenthran, *Zelsmond*, wurde bereits als Beleuchtungsstoff, vorzüglich aber zur Lederbereitung massenhaft gebraucht. In Pannonien hatten, ehe die Ungarn es eroberten, die Bulgaren den Zwischenhandel zwischen diesem Lande und Konstantinopel in Händen und beuteten namentlich die Russen aus. Kijew selbst war ein bedeutender Stapelplatz, von wo aus die Russen griechische und

1) Angeblich aus Cogoleto bei Genua, in welch letzterer Stadt ihm 1862 ein herrliches Standbild errichtet ward: *a Cristoforo Colombo la patria*, ist darauf zu lesen, in edler Vergessenheit.

arabische Waaren nach den Küstenländern der Ostsee, besonders nach dem wendischen Vineta brachten, durch seinen Reichthum Mittelpunkt eines äusserst lebhaften Handelsverkehres.

Die Entdeckung der Silberbergwerke im Harze übte auf den Handel einen wichtigen Einfluss; mit der Vermehrung des Geldes erweiterte sich auch der Handel, mehrten sich die Geldgeschäfte; gewinnsüchtige Lombarden und, ihnen nach, die Juden kamen nach Deutschland, die Heereszüge der Deutschen nach Italien lehrte diese sich selbst dem Handel zuzuwenden. Die Entdeckung Islands, Grönlands und Amerikas durch die Normannen erweiterte die dem Handel so nöthigen geographischen Kenntnisse. Lange bestand solcher Verkehr zwischen den amerikanischen Landschaften Helluland, Markland, Vinland und Hvitramannaland einerseits und Island, Grönland und dem normannischen Skandinavien andererseits, der zwar für Amerika und Grönland später wieder erlosch, so dass Beide erst von Neuem entdeckt werden mussten [1]), Island aber, wo das Christenthum alsbald Eingang fand, dauernd festhielt.

Die anwachsenden Reichthümer und der bei den Handelsleuten herrschende Luxus wirkten mit, den Handel zu wecken und es bildeten sich in Deutschland allmählig kaufmännische Genossenschaften, sogenannte Kaufmannsgilden, um dem Handel, den der Einzelne nur im Kleinen hätte betreiben können, ein grösseres Feld zu eröffnen. So wie den Gewerben in den Zünften, diente dem Handel in den Gilden die Vereinigung als Waffe den Kampf ums Dasein besser, erfolgreicher zu bestehen. Nun begnügte man sich nicht mehr mit den heimischen Märkten, man zog in ferne Länder, man beschiffte das Meer; schon im X. Jahrhunderte erstreckt sich der deutsche Handel bis nach London (Lundenwyc); im IX. erhalten Köln (Kolne), Hamburg (Hamaburg), Schleswig (Sliaswyc) und Bremen (Brema) das Stapelrecht. Ihre Schiffe befahren die ganze Nordsee und friesische Wimpel flattern in Grönlands Gewässern, dem Wal- und Heringsfang obliegend. Köln zählte mehr denn 500 Kaufherren in seinen Mauern. In Antwerpen war der kaufmännische Verkehr fast so alt wie die Stadt, doch zunächst auf grosse mit Privilegien ausgestattete Jahrmärkte beschränkt [2]). Wie in Italien gab es auch in Deutschland Tuch-, Woll- und Sammtwebereien. Löwen zählte vor 1382 etwa 4000 Tuchfabriken, worin 150,000 Menschen Nahrung fanden; Abends, wenn die Arbeiter nach Hause gingen, ward mit einer grossen Glocke geläutet, damit die Mütter ihre Kinder von den Gassen holten, weil sie in dem Gedränge hätten ums Leben kommen können [3]). Sowohl in London als in Wisby auf der Insel Gothland bestanden Vereine deutscher Kauf-

---

1) Siehe Konrad Maurer, *Geschichte der Entdeckung Ostgrönlands* in *Die zweite deutsche Nordpolarfahrt*. Leipzig 1873. 8°. S. 203—288.

2) K. Bernh. Stark, *Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich*. Jena 1855. 8°. S. 515.

3) Forster, *Ansichten vom Niederrhein*. Bd. I. S. 515.

leute, die auch in Flandern Einfluss erworben hatten. Zu Wasser und zu Lande von Raubrittern und Wegelagerern bedrängt, sahen sich die Seestädte bald, gleich den Gewerben und den Kaufmannsgilden, behufs gegenseitigen Schutzes zu einem Bunde unter sich gezwungen, der 1241 zuerst nur zwischen Hamburg und Lübeck abgeschlossen, noch im nämlichen Jahrhundert alle bedeutenderen Städte an der Nordsee und am Baltischen Meere, an der Oder, Elbe, Weser und dem Rheine umfasste. Dieser Bund, die Hansa, richtete sein Augenmerk zunächst auf das Zustandebringen einer tüchtigen Marine; in der That erheischte die Behauptung eines grossen Seehandels auch grosse Vertheidigungsmittel. Wie allerwärts unterscheidet man in der Geschichte der Hansa drei Perioden: Aufgang, Höhepunkt, Niedergang. Die erste Periode erfüllte der siegreiche Kampf mit den baltischen Wenden und dem seemächtigen Dänemark; die vier Hauptkomptoirs der Hansa befinden sich zu London, Brügge, Nowgorod und Bergen. In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts tritt sie in ihr goldenes Zeitalter; sie gebietet faktisch auf dem Meere. England liefert Wolle, Zinn, Häute, Butter, Bergwerks- und Ackerbauerzeugnisse, welche Rohstoffe sie in Brügge gegen belgische Tücher vertauscht; aus Russland bezieht sie Pelzwaaren, Flachs und Hanf, aus Norwegen Thran und Fische. Ihr Einfluss macht sich in den Kämpfen der rothen und weissen Rose fühlbar, sie beherrscht die Handlung in Dänemark, Schweden, Polen, Russland, nöthigt Philipp IV. von Frankreich den Briten allen Handel an französischen Küsten zu verwehren und erobert mit 100 Schiffen Lissabon. Doch bestand eine eigene Bundesverfassung nicht und innere Zerwürfnisse zwischen den einzelnen Städten blieben hier eben so wenig aus wie bei den Handelsrepubliken Italiens. Die erstarkende Fürstengewalt zwang dann später die meisten Binnenstädte sich vom Bunde loszusagen und Mancher sieht in dem erst ins XVI. Jahrhundert fallenden Untergang der Hansa nur die siegreiche Reaktion der Landaristokratie gegen das seefahrende Bürgerthum. In Wahrheit aber haben nicht Adel und nicht des Kaisers Majestät den einst gewaltigen Bund erwürgt, ihn sprengte ein weit mächtigeres Ereigniss — die Entdeckung Amerikas, welche dem Handel eine total veränderte Richtung gab und die Hansa überflüssig machte. Sie starb naturgemäss nach einem letzten Aufflackern an Entkräftung.

Das Beispiel der Hansa fand bei ihrem Entstehen sofort Nachahmung bei den Städten des deutschen Binnenlandes und es bildeten sich im XIII. Jahrhunderte der rheinische, kurz darnach der schwäbische Städtebund, deren jeder so viel Macht und Reichthum in der kaufmännischen Welt anhäufte, dass bald überall die Klage über ungemessenen Luxus und Sittenverderbniss erschallt. Zur Zeit des Babenbergers Leopold des Glorreichen zählten die Bewohner Wiens — als Handels- und Stapelplatz berühmt — ihr Geld scheffelweise. Auch in den benachbarten Städten Steiermarks blühten Handel und Wandel, wenn auch nie in jenem Masse wie im Norden. Der Handel eroberte ein Gebiet nach dem anderen; selbst das von den rohen Magyaren eingenommene Ungarn betheiligte sich daran, begann Jahr-

und Wochenmärkte einzurichten und seine Produkte Wein, Pferde, Vieh, Edelmetall und Steinsalz auszuführen. Bald musste man an die Errichtung öffentlicher Kauf- oder Legehäuser denken, wie sie dermalen in den Bazaren des Orients, und in unendlicher Vervollkommnung in den Prachtbauten der modernen Gallerien (z. B. in Mailand und Brüssel) noch bestehen. Die Eroberungen des Schwertordens in Esthland, Livland und Preussen schufen neue Handelsgebiete; die grossen Strassen von den Alpen und Donauländern nach dem Rhein, den Niederlanden, dem deutschen Norden und den slavischen Staaten belebten sich mehr denn je und Italien ward Deutschlands Hafenplatz.

Dieser Handelsverkehr mit Italien, insbesondere mit Venedig, wo derselbe sich konzentrirte, hat zu der Kulturentwicklung der deutschen Nation ungleich mehr beigetragen, als die Handelsthätigkeit und die merkantilen Verbindungen der nordischen Hansa. Dort waren die Deutschen meist die Empfangenden, hier die Gebenden: was an Schätzen der Levante und Italiens über die Lagunenstadt nach Deutschland gekommen, ist, wenn man sich auf den kulturgeschichtlichen Standpunkt stellt, von unverhältnissmässig höherm Werth gewesen, als das was die deutschen Kaufleute in dem deutschen *Fondaco* zu Venedig dagegen austauschten; umgekehrt haben die Kauffahrteischiffe der nordischen Städte dem Norden und Osten Europas grösstentheils die Erzeugnisse einer verfeinerten Kultur und mit ihnen diese selbst zugebracht und dagegen fast nur Rohprodukte eingetauscht; sie sind also ihren Nachbarn das geworden, was ihnen selbst die Städte des italienischen Südens gewesen sind.

Schon im IX. Jahrhunderte gelangten die kostbaren Stoffe des Orients und auch manche des Nordens zu Schiff nach Venetien und wurden von dort weiter in die latinischen Länder vertrieben. Dagegen wanderten schon damals friesische Wollenzeuge, weisse und gefärbte, in grossen Massen über Venedig nach dem Osten. Später im Zeitalter der Ottonen, waren es namentlich auch Seidenstoffe, welche ihren Weg aus Byzanz über Venedig nach Deutschland fanden; als Gegengabe begegnet uns jetzt auch Getreide, Pöckelfleisch, Talg, rohe Häute und dergl. an denen Deutschland einen grossen Ueberfluss gehabt haben muss. Der Anfang dieses Verkehres alter deutscher Städte mit Venedig fällt, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen darf, mit den ersten Anfängen der städtebürgerlichen Freiheit in Deutschland zusammen. Das älteste Stadtrecht von Augsburg, das im Jahre 1104 edirt worden ist, dessen Bestimmungen jedoch sicherlich auf älteren Verhältnissen und Gewohnheiten beruhen, nimmt bereits Notiz von dem zwischen Augsburg und Köln bestehenden Handelsverkehr. Nun lässt sich aber der Beweis leicht führen, dass ein solcher nur auf der Grundlage eines daneben herlaufenden Verkehrs mit Venedig gedacht werden kann. Das grosse Stadtrecht von 1276 enthält sodann mehrfache direkte Andeutungen eines von altersher zwischen beiden Städten unterhaltenen Verkehrs. Unter den über Venedig nach Süddeutschland, besonders Augsburg eingeführten Waaren erschienen Südfrüchte, namentlich Feigen, Pfeffer, der in kolossalen Quantitäten verbraucht und vielfach an Stelle

des Geldes als öffentliche Leistung (insbesondere als Zollgebühr) gegeben wurde, ferner seidene Tücher und Decken, Zendale, *Baldukin,* kostbarer aus Seide und Goldfaden moireartig gewobener Stoff aus Baldak (Bagdad), Baumwolle. Pfeffer und Baumwolle kamen aus Indien, die verarbeiteten Seidenstoffe aus Venedig selbst, das schon damals sich einer sehr vorgeschrittenen Textilindustrie erfreute. Ein anderer Handelsartikel, der, wenn auch noch spärlich, in den deutschen Städten Absatz fand, war das Glas, das in Murano fabrizirt wurde und der Signoria reiche Einkünfte zubrachte. An Natur- und Industrie-Erzeugnissen, welche die Deutschen dagegen nach Venedig brachten, nennen wir Roh- und Edelmetalle (Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Gold, Silber), Pelze, Leder, Wollenzeuge, Leinwand u. a Von den deutschen Kaufleuten haben wohl die Regensburger zuerst den Weg nach Venedig gefunden, und zwar fuhren dieselben wahrscheinlich die Donau hinab bis Passau, von da den Inn hinauf bis Hall, von wo ab der Landweg zwischen den Alpen über Landeck, Finstermünz, durch das Vintschgau und obere Etschthal über Meran nach Bozen eingeschlagen wurde, da vor dem XIII. Jahrhundert der bequemere und kürzere Weg über Brixen und Bozen durch die Schluchten der Eisack noch nicht geöffnet war. Von Bozen ging die Handelsstrasse über Trient nach Verona (oder Bassano) und Padua nach Venedig. Einen anderen Weg nahmen die Augsburger Kaufleute, die sich schwerlich lange nach den Regensburgern in Venedig heimisch gemacht hatten: entweder zogen sie über das Lechfeld, Schongau, Ammergau und Mittenwald oder auf der sogenannten „Hochstrasse“ über Kaufbeuren, Füssen nach Innsbruck und von da auf der gemeinsamen Strasse nach der Inselstadt. Auf der ersten dieser beiden Strassen lief nachweisbar schon seit dem Beginne des XIV. Jahrhunderts ein regelmässiger Postverkehr nebenher. In Venedig gab es ein eigenes deutsches Kaufhaus, *Fondaco dei Tedeschi,* welches die Regierung der Republik errichtet hatte. Im Mittelalter war nämlich der Handel überall durch eine Menge von ins Einzelste gehenden Vorschriften eingeengt, und durfte ausschliesslich nur den Weg gehen den ihm die vorgesetzte Obrigkeit vorgeschrieben hatte. So war auch der Handelsbetrieb der Deutschen in Venedig von der Signoria der Republik und speziell von den *Visdomini,* den Beamten des Kaufhauses, aufs strengste überwacht. Zum Zweck einer leichteren Kontrole der deutschen Kaufleute und ihrer Handelsgeschäfte scheint nun in erster Linie die venezianische Regierung jenes Kaufhaus gegründet zu haben [1]. Früh-

---

1) Alle deutschen Kaufleute welche des Handels wegen nach Venedig kamen, waren gezwungen — und wenn sie auch nur einen vorübergehenden Aufenthalt nahmen — in dem Fondaco abzusteigen. Die Hausordnung wurde durch einen Hausmeister aufrecht erhalten, an den der Miethpreis für die abgelassenen Zimmer entrichtet wurde, der dann in die Staatskasse floss. Für Verköstigung durften die Deutschen nach eigenem Gutdünken sorgen, doch war im Fondaco von der Regierung eine Weinstube eingerichtet, welche nur von den deutschen Kaufleuten besucht werden durfte. Die untern Räume des Fondaco enthielten Gewölbe für die von den Fremden mitgebrachten oder in Venedig eingekauften Waaren. Die Aufsicht über das Gebäude und die Vorgänge in demselben

zeitig jedoch trat der Verfall des deutsch-venezianischen Handels ein — ein Verfall der nicht langsam und nach und nach, sondern plötzlich eingetreten ist und in erster Linie von der Auffindung des direkten Seeweges nach Ostindien hergeleitet werden muss. Andere Ursachen wie das Sinken des alten reichsstädtischen Glanzes der handeltreibenden Republiken und die sich daran schliessende Verarmung und Verödung derselben kommen gegen das angedeutete Hauptmoment kaum in Betracht.

Ueberschaut man nüchternen Auges die Handelsentwicklung des Mittelalters, so hatte dieselbe mit einer Menge Hindernisse zu kämpfen, wie Mangel an Kunststrassen, allgemeine Rechtsunsicherheit, Zölle aller Art und die Höhe des Zinsfusses, zum Theile auf dem religiösen Vorurtheilen entsprungenen Verbote des Darlehens auf Zins fussend. Alles in Allem genommen, lässt sich aber ein namhafter Fortschritt gegenüber den Leistungen des klassischen Alterthums nicht verkennen, wo die Hindernisse ziemlich die nämlichen waren. Was den Zins anbelangt, so stand dieser, besonders in Griechenlands Verfallperiode nicht minder hoch, und Aristoteles verdammte, allerdings nicht aus religiösen Gründen, das Zinsnehmen als einen widernatürlichen Gewinn; auch in der römischen Republik bestand das Zinsverbot, an dessen gesetzlicher Fortdauer die demokratische Partei immer festhielt. Ob aus religiösem Vorurtheile oder aus wirthschaftlicher Kurzsichtigkeit ist in der Wirkung völlig gleichgültig. Die Alten wussten so wenig als das Mittelalter, dass sich Zins und Preis der Waaren allen menschlichen Bestimmungen entziehen.

Materielle Kultur.

Die skizzirte Entwicklung des Handels gründete sich auf das Emporkommen der Industrie oder die Steigerung der materiellen Kultur. Da das Mittelalter einen Zeitraum von 1000 Jahren umfasst, so ist es begreiflich, dass diese sich jeweilig sehr verschieden abstuft. Kurz vor Amerikas Entdeckung stand sie sehr hoch, wohl eben so hoch als im Alterthume, im VI. und VII. Jahrhunderte dagegen tief unter jenem Niveau. Inzwischen hob sie sich stetig und regelmässig; jedes Jahrhundert brachte neuen, ansehnlichen Zuwachs. Man entnimmt daraus wie unberechtigt es ist, über die Zustände des Mittelalters im All-

---

führten drei *Visdomini,* die ausschliesslich dem Stande der Nobili entnommen wurden und denen der Hausmeister, der Wirthschaftspächter, die Packer, Wäger, Auktioneure und Sensale des Kaufhauses untergeordnet waren. Die deutschen Kaufleute waren verpflichtet, ihre mitgebrachten Waaren nur im Fondaco und ausschliesslich an Venezianer zu verkaufen; von jeder verkauften Waare wurde eine Accise erhoben. Ebenso durften sie nur bei eingesessenen Kaufleuten einkaufen, und um Ausschreitungen zu vermeiden, wurden sie bei ihren Geschäftsgängen von dem ihnen zugewiesenen Sensal begleitet, der auch die Verpackung der eingekauften Waaren behufs Verzollung derselben überwachen musste.

gemeinen abzuurtheilen, sie als „kläglich“ zu bezeichnen; denn was für den Anfang wahr, ist für das Ende falsch und umgekehrt. Auch in materieller Hinsicht lässt sich dieses merkwürdige Jahrtausend nur als ununterbrochener, unentbehrlicher Entwicklungsprozess auffassen, der die späteren Zeiten vorbereitete. Der menschliche Geist war in dieser langen Epoche überaus thätig, keineswegs stagnirend, wie behauptet wird; Beweis: die zahlreichen materiellen Erfindungen, die an Menge und Bedeutung jene des Alterthums weit übertreffen; reicht ja doch die wichtigste von allen, der Buchdruck, noch ins Mittelalter zurück. Gewiss ermangelten selbst zum Schlusse dieser Periode die Mächtigsten noch zahlloser Lebensannehmlichkeiten, deren sich heute sogar die Wenigbemittelten erfreuen. Dies beweist aber keineswegs, dass materielle Entbehrungen und materielles Elend der Masse den Mangel an Intelligenz und an geistiger Entwicklung begleiteten. Man entbehrt nicht, was man überhaupt noch nicht kennt; die jetzige Generation möchte sich sonst überaus elend fühlen bei dem Gedanken, welch' herrliche und materielle Verbesserungen unsere Nachkommen in zehn Jahrhunderten besitzen werden. Auch wer, wie Mehrere und ich selbst in wesentlichen Punkten mit dem Anthropologen Theodor Waitz nicht übereinstimmt, muss seiner unwiderlegbar begründeten Ueberzeugung zustimmen, dass durch den Uebergang aus dem Naturzustande zur Kultur weder die Summe noch die Intensität des Wohlseins und der Genüsse gesteigert wird, obwohl die Mannigfaltigkeit, die Nuancirung, die Feinheit und Berechnung derselben zunimmt. Jedem gefällt seine Welt und er findet in ihr die Befriedigung, welche der Lauf der Natur ihm beschieden hat; darum sehnt sich der civilisirte Mensch nicht aus den Lebensformen der Civilisation, der Naturmensch nicht aus denen des Naturzustandes heraus [1]). Ja wir bemerken staunend, dass der sogenannte Wilde das Leben in der Freiheit allen Vortheilen und Bequemlichkeiten der Gesittung vorzieht, und eine Menge von Beobachtungen drängen zum Schlusse, „dass das physische Wohlbehagen auf den niedersten Gesittungsstufen viel grösser, der Schätzungswerth des Lebens viel geringer sei, dass der sogenannte Wilde viel lieber auf das Dasein verzichtet als die Lasten der Gesittung sich zuzuziehen.“ [2]) Die Menschen des Mittelalters waren allerdings keine Wilden, da aber die menschliche Physis, wie verschieden auch die Eigenschaften der einzelnen Rassen sich äussern mögen, stets dieselbe ist, eine Folge der Arteneinheit, so reicht der von den Naturvölkern hergenommene Beweis völlig aus, um darzuthun, dass auch die gesitteten Völker die Abstufung der Gesittung selbst nicht empfanden. Gerade so unerweislich ist die triviale Behauptung, „es gibt kein glückliches Volk ohne Freiheit“ [3]). Den angeblichen Mangel an geistiger Ent-

---

1) Waitz, *Anthropologie der Naturvölker.* I. Bd. S. 477.

2) Peschel, *Völkerkunde.* S. 156—157.

3) John Becker schreibt diesbezüglich: „Es wäre sehr interressant, zu erfahren, warum die „föderirten Bewohner des nordamerikanischen Freistaates“ glücklicher sind als die Russen und Chinesen? Ich weiss es nicht, wage aber mit vollem Ernste zu

wicklung im Mittelalter habe ich schon beleuchtet, vorläufig wissen wir dass die Phrase vom Elende der Masse eben — Phrase ist.

Die materielle Kultur hat sich also, wie gesagt, das ganze Mittelalter hindurch beständig vermehrt und entwickelt; unter dem Drucke des Zunftwesens und wohl hauptsächlich Dank demselben gedieh das Gewerbe wenigstens in einigen Punkten zu einer die klassischen Alten beschämenden Höhe. Trotz seiner sehr präzisen, schematischen Begriffe von Freiheit und politischer Ordnung, trotz seiner hochentwickelten Philosophie, hatte weder der hellenische noch der römische Geist es bis zur Erfindung eines so wichtigen Dinges gebracht, wie es eine Räderuhr ist. Heute ist es schwer, sich eine Vorstellung von einer Kultur zu machen, wo es eine ernste Schwierigkeit bildete zu wissen, wie viel Uhr es ist. Ist es wahr, dass die erste Räderuhr im XI. Jahrhunderte der Benediktiner Abt Wilhelm von Hirschau erfand, so legt dies, vom klösterlichen Ursprung abgesehen, für den angeblich in die tiefe Nacht des Glaubens versunkenen Geist des Mittelalters glänzendes Zeugniss ab. Sicher ist, dass zu Ende des XI. und Anfangs des XII. Jahrhunderts die Tuchfabrikation besonders in Friesland, die Herstellung der Leinwand in Deutschland eine hohe Stufe erreicht hatte. In Frankreich wurden die Windmühlen erdacht und bald in den Nachbarlanden eingeführt; die Herstellung des Brodes und hiermit die Versorgung des Volkes mit dem nothwendigsten Nahrungsmittel ward dadurch auf eine im Alterthume ungeahnte Weise erleichtert. Diese wenigen Beispiele lehren, wie die Kulturentwicklung der Neueren, eine von der antiken verschiedene, ihren Naturanlagen entsprechende Richtung nahm, indem das ganze Mittelalter hindurch dieselbe sich zunächst der Ausbildung der materiellen Kultur zuwandte. So gering diese, am Maassstabe der heutigen gemessen, uns bedünken mag, so undenkbar uns die Zeiten scheinen, wo z. B. Reich und Arm, Jung und Alt das Hemd als einen Luxusartikel betrachteten, dessen sich, wer ein solches überhaupt besass, vor dem Schlafengehen sorgfältig entledigte, um nackt im Bette zu liegen [1] — eine Sitte, der noch zur Zeit der Reformation der deutsche Mittelstand huldigte — so bekundeten diese Zustände doch einen erheblichen Fortschritt gegen

---

behaupten, dass das Volk des Reiches Dahomay glücklicher ist als die „freie Bevölkerung der nordamerikanischen Republik" (sofern nämlich „Glück" das bewusste Gefühl des eingebildeten oder wirklichen Wohlbehagens des Individuums ist). Passende Vergleiche bieten auch die Zustände der Birmanen, welche Gräfin Nostitz stets „glückliche Menschen" nennt, und die Siamesen, von denen Frank Vincent sagte: *still the latter seemed nearly as happy and contented as they were dirty and courious. (The Land of the white Elephant.* S. 184). Beide Völker leben aber unter dem furchtbarsten Despotismus.

1) In England wurden Hemden sogar testamentarisch vermacht. (James E. Thorold Rogers, *A history of Agriculture and Prices in England from the year of the Oxford Parliament (1259) to the Commencement of the continental War (1793).* Oxford 1866. 8°. I. Bd. S. 67).

jene, wo dieses Kleidungsstück überhaupt noch gar nicht ersonnen war. Wieder war es hauptsächlich die Kirche, welche die Hebung der materiellen Kultur nach allen Richtungen hin anbahnte Indem ihr Interesse erheischte, die Grundfesten des Glaubens vor jeder Erschütterung zu bewahren, bannte sie zwar die Geister in hartes Joch in Bezug auf Selbständigkeit philosophischen Denkens, erkannte jedoch zugleich die Nothwendigkeit die niemals rastende Denkarbeit des Menschen auf ein anderes Gebiet zu lenken. Keines konnte ihr willkommener sein, als jenes der materiellen Kultur, die in erster Linie dazu beiträgt, die Menschen zur Zufriedenheit mit ihrem Loose zu stimmen. Heute noch wissen wir von Völkern, bei welchen der materielle Wohlstand die Regungen nach politischen Rechten und Freiheiten in den Hintergrund drückt. Sehr Vielen dünken goldene, ja selbst nur vergoldete Sklavenketten leichter zu tragen als eiserne und das Brod in der Gefangenschaft ziehen die Meisten dem Hunger in der Freiheit vor. Die auf Sinnenbefriedigung abzielende Entwicklung der materiellen Kultur, die Basis der gegenwärtigen geistigen Gesittung war also zugleich eines der Mittel, die Völker in den Banden politischer und geistiger Knechtschaft festzuhalten. Kein Wunder, dass jede Art der Kultur zuerst auf geistlichen Grundlagen errichtet, von Geistlichen betrieben worden ist[1]). Von diesem Gesichtspunkte haben die sich allmählig vermehrenden Klöster den allerwohlthätigsten Kultureinfluss geübt.

Kleidung und Nahrung.

In den meisten Fällen gibt die Kleidung Aufschluss über das innere Wesen der Menschen, jedes Jahrhundert wechselt die Kleider oder ändert sie wenigstens und die politische Gestaltung hat nicht wenig Theil an diesem hitzigen Kleiderfieber. Dass die Frau überall anders als der Mann sich kleidet, dieser einfacher, jene bunter, ruht ausser dem sinnlichen Grunde auf dem tiefen generellen Unterschiede der kühlen Vernunft und der glühenden Phantasie. Verschieden war bei den verschiedenen Völkern und zu den verschiedenen Zeiten des Mittelalters auch die Bekleidung. Jeden geschichtlichen Umschwung begleitet eine Umwälzung der Mode. Die Leute wissen selbst nicht, dass die alten Kleider für die neue Welt nicht mehr passen, aber sie legen sie ab und allmählig entsteht eine neue Mode, die mit den neuen Ideen im Einklange ist. Oktroyiren lässt sich da nichts; die Sache will sich von selbst machen. Charakteristisch ist das Fehlen des Bartes im Mittelalter; zumal der Schnurbart kommt in Deutschland nur höchst vereinzelt vor; zweierlei macht indess eine Ausnahme: das hohe Alter und die hohe Würde; besonders seit dem XI. Jahrhundert galt der Bart als Auszeichnung sowohl der weltlichen als der geistlichen

1) Roscher, *Ansichten der Volkswirthschaft.* S. 427—428.

Fürsten. Ich will hier sogleich daran erinnern, dass diese Werthschätzung des Bartes als Zeichen der hohen Würde auch heute noch bei vielen Völkern verbreitet ist. Hierher rechne ich die Kirgisen, welche ihre Häuptlinge sehr charakteristisch *Aksakale,* Weissbärte nennen. Sogar in der türkischen Armee dürfen die Soldaten keinen Kinn- oder Backenbart stehen lassen, da Vollbärte, besonders von einiger Länge nur das Vorrecht hochgestellter Beamten und Greise sind [1]). Bekanntlich tragen auch die russischen Popen den Vollbart als Zeichen ihrer priesterlichen Würde. Dagegen gab es im Mittelalter Fälle, wo das Barttragen geradezu polizeilich verboten oder andererseits als beschimpfende Strafe angeordnet wurde. Dies hing theilweise mit den uns heute sehr lächerlich dünkenden, namentlich im XIV. und XV. Jahrhundert zahlreich auftretenden Luxusgesetzen und Kleiderordnungen zusammen, die aber im Einklange mit der scharfen Sonderung der Stände wie mit dem bevormundenden Geiste des Mittelalters standen. Nicht nur wie man sich zu tragen habe, auch was und wieviel man essen und trinken dürfe, nahm sich die Obrigkeit zu bestimmen heraus.

Das Aufblühen von Gewerbe und Handel, die Verbindung mit Italien und Griechenland, ganz besonders aber die durch die Kreuzzüge hervorgerufene Bekanntschaft des Orients und seines fremdartig-blendenden Glanzes hatten längst die altväterliche Einfachheit der Sitten verdrängt, und Reichthum und Aufwand an deren Stelle treten lassen. Trotzdem würde dies, so wenig wie heute, eine Veranlassung zur Erlassung von Luxusgesetzen gewesen sein, wenn nicht der kastenartig ausgebildete Standesgeist der städtischen Aristokratie solche offen zur Schau getragene Aeusserungen des Reichthums einseitig für sich allein in Anspruch genommen hätte. Denn die meisten Luxusgesetze richten sich nicht gegen den Luxus schlechthin, sondern nur gegen den Luxus dieser oder jener Standes- oder Personenklasse. So sollten in Nürnberg die Dienstmägde keine Kleider von Sammet und Seide und keine Gold- und Silberborten tragen, mit alleiniger Ausnahme der Kram- und Ladenjungfrauen, die sich wie die Handwerksfrauen tragen durften. In Ulm durften nur die Ritter lange Schuhspitzen tragen, die Schuhspitzen der Bürger und Bürgersfrauen aber durften nur zwei Glied lang sein. In Regensburg durften die Frauen der Rathsherren ausser ihrem Ehering nur noch drei andere Ringe, die Bürgersfrau dagegen gar keinen Ring tragen. Auch der Stoff der Kleidung und deren Verbrämung, und wie sie gefüttert werden sollten, war vorgeschrieben, auch wie sich die geflügelten Röcke der vornehmen Damen von jenen des geringeren Standes unterscheiden sollten. Ebenso die Zahl der Kleidungsstücke. In Strassburg war die Bürgerschaft in sechs Klassen eingetheilt, und für jede Klasse der Schnitt und Stoff der Kleidung, und die Art wie sie getragen werden solle, genau vorgeschrieben.

---

1) Franz Maurer. *Eine Reise durch Bosnien, die Saveländer und Ungarn.* Berlin o. J. 8°. S. 274.

Nach der Besetzung der Stadt durch die Franzosen 1681 [1]) erliess der Rath eine neue Kleiderordnung, welche die Ablegung der deutschen Tracht und die Annahme der französischen anbefahl, lange aber ignorirt wurde.

Dass die Völker sich solche Verordnungen gefallen liessen, beweist genug, dass sie der Bevormundung im Allgemeinen bedurften, wenn auch diese Verordnungen in konkreten Fällen durchaus nicht das Richtige trafen. Die Kleiderordnungen sind ihrerseits wieder ein Zeitenspiegel sowohl durch das, was sie gestatten, als was sie verbieten. Man darf mit Recht annehmen, dass sie im grossen Ganzen mit den landläufigen Ansichten über Ehrbarkeit, Standesunterschiede u. s. w. übereinstimmten. Juden und Jüdinnen mussten bestimmte Abzeichen tragen; so forderte es nicht bloss die Vorschrift, sondern der allgemeine Volkswille; die Begriffe der Anständigkeit in der Tracht gehen aber bekanntlich weit aus einander, wie ethnographische Untersuchungen lehren. Wir dürfen uns demnach auch nicht wundern von mittelalterlichen Trachten der Damen zu vernehmen, gegen deren hochgradige Unanständigkeit die Kirche, die Hüterin der Sittlichkeit, ganz vergeblich eiferte [2]). Je vertrauter wir mit fremden Sitten werden, desto mehr ergibt sich, dass Nacktheit und Sittsamkeit sich durchaus nicht ausschliessen, und vor allen Dingen, dass bei verschiedenen Völkern das Schamgefühl bald diesen bald jenen Körpertheil zu verhüllen gebietet [3]). Und was für die verschiedenen Völker, gilt auch für die Aufeinanderfolge der Zeiten.

---

1) Man hat vielfach mit Entrüstung von dem theils offenen, theils geheimen Verrath gesprochen, durch welchen Strassburg an Frankreich überliefert worden sei. Dies ist beim Licht besehen denn doch nicht ganz richtig, wie bei diesem Anlasse gleich bemerkt werden soll. Es haben wohl einzelne Rathsherren und Beamte der Stadt eine zu Frankreich sich hinneigende Gesinnung gezeigt, sich an den französischen Residenten herangedrängt, und von Ludwig XIV. Gnadenbezeigungen angenommen, und die Uebergabe der Stadt an Frankreich befürwortet. Dies haben aber auch Andere gethan, weil sie der Ueberzeugung waren, dass die schliessliche Unterwerfung der Stadt bei dem damaligen Zustand des deutschen Reiches eine unvermeidliche Nothwendigkeit sei. Schon seit Jahrzehnten war die Selbständigkeit der Stadt durch die im Elsass immer mehr umsichgreifende Macht Frankreichs bedroht gewesen, die Vorstände der Stadt hatten ihre Bedrängniss in Wien und Regensburg öfter klar und dringend vorgestellt und die flehendlichsten Bitten um militärische uud finanzielle Unterstützung zum Widerstand damit verbunden. Aber man wollte es am Kaiserhofe nicht verstehen, dass die Gefahr so dringend sei und hatte im Grunde auch nicht die Macht energische Hülfe zu leisten, man bot den Strassburgern nichts, als leere Vertröstungen und Ermahnungen zur Geduld. So war denn die im Jahr 1681 vollzogene Occupation der Stadt durch die Franzosen ein natürliches Ergebniss der Verhältnisse, einerseits der zunehmenden Machtentfaltung Frankreichs, und andererseits der Elendigkeit des deutschen Reiches. (Siehe darüber Theodor von Kern. *Geschichtliche Vorträge und Aufsätze.* Tübingen 1876 8°).

2) Vgl. J. Quicherat. *Historie du costume en France depuis les temps les plus reculés jusqu'à la fin du XVIII, siècle.* Paris 1875 8°, besonders die Schilderung der Zeit Karl VI.

3) Siehe den Abschnitt: „Bekleidung und Obdach“ bei Peschel *Völkerkunde*, S. 176—188.

Die mittelalterliche Kleidung ermangelte noch manchen Stückes, welches uns heute unentbehrlich geworden; so fehlten noch Strümpfe und Hemden; das klassische Alterthum ging aber noch weiter und verschmähte überdies das männliche Beinkleid. Unter den nothwendigen Toilette-Artikeln vermissen wir ferner die Seife; Bäder waren allerdings sehr üblich, doch man salbte sich wie in Hellas mit wohlriechenden Oelen, die zwar stärkend und diätetisch wirkten [1]), aber wenig geeignet waren den Schmutz vom Körper zu entfernen.

Ehe es Kleider gab, war jedoch die Neigung zum Schmucke schon vorhanden. Wilde und zahme Völker unterscheiden sich nicht sowohl durch den Geschmack dessen, was sie für Körperschmuck halten, als vielmehr durch die Opfer, welche sie dem angeblichen Schmuck bringen. Welch' geringe Unbequemlichkeiten verursachen das Aufsetzen falscher Haare, das Anbringen runder Formen an der Vorder- oder Rückseite des Körpers, das Einpressen der Taille, das Gehen auf hohen Absätzen u. dergl. im Vergleich mit den Tausenden von Schnitten, welche die Tättowirung erfordert, und dem heftigen Wundfieber, welches der schmerzhaften Operation folgt, mit den dicken Pflöcken (*botucas*) in den Lippen der Botokuden, den Nasenringen anderer Völker und den durch ungeheure Gewichte auf die Schultern herabgezogenen Ohrlappen! Zwar ist das bei uns immer mehr in Abnahme kommende Tragen von Ohrgehängen allerdings auch mit einer geringen Körperverletzung verbunden, aber wie weit steht dieser unbewusste Rest der uralten Sonnenverehrung in der abgeschwächten Kopie zurück gegen die Originalgehänge, wie sie in Indien, auf der Osterinsel, auf Neu-Kaledonien, Ceylon, Rhodos, Theben, Palenqué, Perú, Natal u. s. w. vorkommen [2]). Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben aber jeweils Versuche bestanden Theile des menschlichen Körpers im Interesse der Verschönerung durch mehr oder minder gewaltsame Mittel umzuformen. Am merkwürdigsten sind jedenfalls die durch fortwährend ausgeübten Druck hervorgebrachten künstlichen Missgestaltungen des Schädels, die zwar hauptsächlich in Amerika üblich aber auch bei den Makrokephalen der Krim und Oesterreichs vorkam, ja heute noch bei den Basken üblich ist. In der Regel finden wir jedoch solche im Interesse der Verschönerung vorgenommene Misstaltungen der Gliedmassen in Europa nicht; eine dieser Zwangsjacken der Kultur treffen wir aber dennoch in der erwähnenswerthen Sitte der spanischen Damen des XVI. und XVII. Jahrhunderts, die Brüste künstlich abzuplatten [3]), welch busen-

1) *Die Salbung mit Olivenöl bei den alten Griechen* (*Ausland* 1869. S. 955—956).

2) J. Park Harrison. *On the artifical enlargement of the earlobe* (*Journal of the anthropological Institute of Great Britain and Ireland*. London 1873. S. 190.

3) Die Entwicklung des Busens wurde mit Gewalt hintertrieben, indem man die schwellende Brust reifender Mädchen vermittelst Tafeln von Blei plattdrückte u. sw. mit solchem Erfolge, dass bei vielen spanischen Damen statt der Busenhügel Vertiefungen und Höhlen sichtbar waren. Denn sie sorgten recht geflissentlich dafür, dass diese Reize, nämlich eine hagere, knochige Brust und ein ebenso hagerer, knochiger Rücken weit hinab dem Anblick blossgestellt würden.

feindlicher Brauch noch heutzutage bei einem deutschen Volksstamme im Bregenzerwalde und in der Nähe von München (Dachau) herrscht.

Als Grundzug in dem Toilettenstreben aller Zeiten sehen wir indess weit mehr als das Bemühen durch äusseren Schmuck möglichst hübsch zu erscheinen, den Wunsch: dem Besitze, dem Reichthume durch die Kleidung Ausdruck zu geben. Die Zweckmässigkeit der Kleidung scheint beinahe überall das wenigst Massgebende bei ihrer Gestaltung zu sein.

Der Charakter einer Zeit offenbart sich in allen ihren Erscheinungen, wenn auch in manchen derselben mit weniger Auffälligkeit. Zu den wesentlich charakteristischen Merkmalen gehört unstreitig die Nahrung. Zu je grösserer Entwicklung die geistige Bildung fortschreitet, je mehr eine zunehmende Gesittung ihren Einfluss auch auf das materielle Leben geltend macht und die ästhetische Verfeinerung vom geistigen Gebiete aus auf das sinnliche einwirkt, um so mehr prägt sich das Wechselverhältniss zwischen Kultur und Nahrung in weitgreifenden Zügen aus. Wir können die Nahrung auch um so mehr als Gradmesser der Kultur annehmen, als gerade bei ihr z. B. mehr als bei Kleidung und Wohnung die natürlichen, ländlichen Verhältnisse bedingen. Sie ist unmittelbarer vom Boden und Klima und dann besonders vom Fleisse, von der Anstelligkeit der Menschen abhängig, also von Bedingungen, denen man sich, zumal die Masse des Volkes, nie ganz entziehen kann. Mag die zunehmende Kultur, der verfeinerte Geschmack dann auch nach Erzeugnissen fern gelegener Länder greifen, das gemeine Bedürfniss haftet zum grösseren Theile unmittelbar am heimischen Boden.

Offenbar nahm im Mittelalter die Gastronomie mindestens jenen Rang im materiellen Bedürfnisse ein, der ihr heute zugestanden wird. Wir haben Küchenrezepte schon aus dem XIV. Jahrhundert; in der folgenden Zeit mehren sie sich, und aus dem XVI. Jahrhunderte liegen Folianten von Kochbüchern zu Dutzenden vor uns, ein sicherer Beweis für ihre Wichtigkeit und Verbreitung. Sowohl in der Nahrung wie in der Kleidung machte sich im Mittelalter wie im Alterthume ein Luxus breit, welcher der jeweiligen Kulturstufe entsprach. Die raffinirten Alten hüllten sich, wenn die Mittel es gestatteten, in Purpur und Seide und opferten fabelhafte Summen der Gaumenlust. Die Ausschreitungen des Mittelalters zielen in der Tracht auf Stoffverschwendung der Quantität nicht der Qualität nach ab, die Tafelfreuden sind aber mehr Ausbrüche einer jugendlichen, noch ungebildeten Kraft, die es liebt, sich in kolossalen Dimensionen zu ergehen. So zeichnen sich die Feste nicht durch Feinheit[1]) und Mannigfaltigkeit der Speisen, sondern durch die grosse Zahl der Gäste, die enormen Quantitäten der vertilgten Esswaaren und ihre oft monatliche Festdauer aus, ein durch

---

1) Th. Wright behaupt indess, dass, wie aufgefundene Kochbücher darthun, die kulinarische Kunst des Mittelalters schon zur Bereitung von Speisen gelangt sei, die er *very complicated* und *extremely delicate* nennt. (*Homes of other Days.* S. 162).

die dermalige Ueberfülle an Naturalien ermöglichter Luxus, denn der Luxus eines Zeitalters wirft sich vorzugsweise auf diejenigen Waarenzweige, welche am wohlfeilsten sind [1]). In der enormen Quantität der vertilgten Esswaaren wie in der langen Dauer der Feste dürfen wir indess getrost die abermaligen Zeichen jugendlicher Zustände erkennen. Kinder und Naturvölker essen viel und unmässig, so lange die Vorräthe vorhalten und verstehen noch nicht, sich im Genusse zu beschränken. Zahlreiche Beispiele hiefür verzeichnet die Völkerkunde [2]). Im Ganzen hat dieser mittelalterliche Luxus etwas menschlich Ansprechendes und für die Armuth weniger Drückendes. Der Arme kann zwar keinen zahlreichen Dienertross halten, keine ungeheuren Schmäuse geben, keine grossen Prozessionen anstellen, er besitzt auch nicht die einzelnen Prachtstücke seines Edelmannes: allein im Uebrigen ist seine Lebensart, Kleidung, Kost beinahe dieselbe [3]). Und in der That wissen wir aus den z. B. in der Landesordnung von 1482 der Herzoge Ernst und Albert von Sachsen enthaltenen Beschränkungen des unmässigen Essens der Werk- und Dienstleute, wie schwelgerisch in jener Zeit die jetzt so ärmlichen Bewohner der Umgebungen des Erzgebirges gelebt haben mochten [4]). Ueberall wird von Wohlleben, Lustbarkeit und Bequemlichkeit des Daseins viel Rühmens gethan und unbekümmert darauf losgezehrt [5]). Französischer Wein aus der Gascogne wurde im XIV. Jahrhunderte massenhaft in England verbraucht und sehr billig verkauft [6]). Im Jahre 1255 gebrauchte der deutsche König Wilhelm von Holland auf der Reise zum Reichstag nach Oppenheim für die knapp sechsstündige Strecke von Rüdesheim bis Mainz nicht weniger als drei Wochen Zeit — des Weines wegen, wie die Chronik sagt. Die Preise im Rheingau zur Zeit der Weinreise König Wilhelms waren für die Karrada (Zuglast, Zulast, etwa 600 Liter) 14 bis 15 Gulden. Die Ahme (Ohm) etwa $^1/_6$ jener Karrada, galt im Jahr 1291 $3^1/_2$ Gulden. Noch um die Mitte des XV. Jahrhunderts konnte man das Stück (1100 bis 1200 Liter) um 50 bis 70 Gulden kaufen. Und dennoch „Elend“ und „klägliche Zustände“? Freilich klingen die Berichte ganz anders aus den Epochen der Theuerung und Hungersnöthen; diese kommen aber in der ganzen historischen Zeit fast mit einer gewissen

1) Roscher, *Ansichten der Volkswirthschaft.* S. 414.

2) Der Kirgis-Kaizake kann 2, oft 3 Tage ohne Nahrung aushalten, wenn er aber anfängt zu essen, so hört er nicht eher auf, bis er Alles aufgezehrt hat. Frau Atkinson hörte versichern, dass ein Mann ein ganzes Schaf zu einer Mahlzeit verzehren könnte. Als sie daran zweifelte, erbot sich ein kirgischer Esskünstler, ihr den Genuss eines solchen Schauspieles zu bereiten, wenn sie das Schaf bezahlen wolle. (Friedrich v. Hellwald. *Centralasien.* S. 26).

3) A. a. O. S. 422.

4) „Die Werkleute sollen mit 18 Groschen Wochenlohn und täglich Mittags und Abends mit 4 Speisen: Suppe, zweierlei Fleisch und Gemüse, an Festtagen aber mit 5 Speisen: Suppe, zweierlei Fleisch und 2 Zugemüsen zufrieden sein. Die gleiche Kost sollen die Mäder erhalten.“

5) F. X. Neumann, *Theuerung der Lebensmittel.* S. 15.

6) Rogers, *Hist. of Agriculture and Prices in England.* I. Bd. S. 506. 620.

Periodizität allenthalben vor und verlaufen mit unaufhaltsamer Naturnothwendigkeit [1]). Im Allgemeinen fehlte es im Mittelalter an reichlicher Kost nicht; allerdings erzeugte diese, besonders thierische, ohne entsprechende Anstrengung, keinen Zuwachs an Kraft, sondern nur an Gewicht. Sicherlich besteht auch ein Zusammenhang zwischen den Nahrungsmitteln und dem sittlichen Geschmacke der Völker. Kulturnationen verzehren fast ausschliesslich Wirbelthiere und selbst unter diesen sind die Amphibien niemals eine allgemein übliche Speise geworden; unter den Wirbellosen dagegen sind nur sehr vereinzelte wie Krebse, Austern, Schnecken anzuführen. Insekten und Würmer, Maden und Ungeziefer zu essen, gilt uns stets als ein Zeichen von Barbarei, wie gross auch der Nahrungswerth dieser Speisen gefunden werden möge. Auch in diesem Punkte steht das Mittelalter nicht hinter dem Alterthume zurück.

Stellung des Weibes.

Von den materiellen Momenten hinweg ist es Zeit, dass wir uns den sozialen Institutionen wieder zuwenden. „Jede soziale Institution, sagt sehr wahr ein moderner Schriftsteller, ist die Verwirklichung des Rechtes des Stärkeren. Die Grundlage jeder gesellschaftlichen Ordnung, das Fundament jeder Moral, bildet das Recht der starken Gesammtheit gegen das schwache Individuum; die Vorrechte der einzelnen Familien und Stände erwuchsen aus ihrer Ueberlegenheit über die übrigen Gesellschaftselemente und die Erschütterung dieser Vorrechte war ein Ergebniss der gemehrten Kraft, welche die nichtbevorrechteten Glieder der Gesellschaft gewonnen hatten. Der Kampf der Kräfte gestaltet das öffentliche Recht und bringt es zu jener idealen, in der Wirklichkeit noch nie erreichten, aber stets angestrebten Umgrenzung, die jede Rechtseinbusse durch einen Rechtsvortheil ersetzt. In keinem gesellschaftlichen Zustande gelangte das Recht des Stärkeren so scharf und so schroff zur Verwirklichung, als in dem Wechselverhältnisse von Mann und Frau. Die frühesten Gesetzgebungen haben die Unterordnung der letzteren dekretirt, die ältesten Religionen haben diesem Zustande die Weihe einer göttlichen Einsetzung verliehen und die Spekulationen einer langen Reihe von Philosophen gingen von ihm als von einem Ausflusse des Naturrechtes aus. In dem Dämmer der ältesten Ueberlieferung der Vorzeit tritt klar und scharf und unbezweifelbar die soziale Gleichheit der beiden Geschlechter hervor. Aber allenthalben schreitet sie rasch ihrem Verfalle zu. Die Knechtschaft des schwächeren Weibes ist überall die erste Stufe der sich herausgestaltenden Rechtsgliederung in der sozialen Gemeinschaft. Verschieden wie die Gesittung, ist das

---

1) F. X. Neumann. A. a. O. S. 4. 14.

Maass und die Art der Unterordnung des Weibes, aber diese Unterordnung ist allenthalben vorhanden."

In dieser Lage der Frau brachte das Mittelalter eine vortheilhafte Veränderung hervor. An und für sich hatte das Christenthum das Weib von den Banden der antiken Civilisation erlöst, indem es dasselbe im Prinzipe zur gleichberechtigten Gefährtin des Mannes erhob. Für die praktische Verwirklichung dieses Gedankens that nun sehr viel die ritterliche Gesellschaft. Diese höfische Kultur hatte ihren Sitz in Frankreich und in Deutschland; abhängig von Frankreich war der normannische Adel Englands. Alle andern Länder waren theils gleichfalls abhängig von der in Frankreich heimischen Kultur, theils wie der skandinavische Norden und vollends der Osten, ohne nähere Berührung mit derselben, im Besitze einer eigenartigen, aus andern Quellen stammenden, aber ganz wesentlich modifizirten Bildung. Auch das Ritterthum, diese Verbindung von Ideen und Thaten, von Religion und Heldenthum, von Poesie und Leben, von Frauenliebe und Waffenhandwerk, lässt sich nur als Blüthe einer noch jugendlichen Gesellschaft begreifen und auffassen. Auf die Entfaltung dieser Blüthe waren aber besonders die Kreuzzüge von überaus glücklicher Wirkung, indem sie Völker, Stämme, Stände, von allen Seiten die Standesgenossen zusammen und durcheinander brachten und durch die Ferne zu langer Gemeinsamkeit an einander schlossen. Fünfzig Jahre nur nach Beginn der Kreuzzüge war eine neue Welt in Europa fertig, so grundverschieden von der Vergangenheit, wie sie auch später ihres Gleichen nicht wieder fand. Man ist eben nur einmal jung und kann nicht ewig schwärmen. Die Völker Europas hatten die Kinderschuhe verlassen. Wie dem zur Reife erwachenden Menschen wohl geschieht, ging ihnen mit einem Schlage das Verständniss der Schönheit auf, Dichtung und Kunst lagen auf einmal in allem Reichthum da. Rohe Sitten und die ungeberdige Leidenschaftlichkeit der alten Zeit waren abgestreift und es waren nicht bloss die Menschlichkeit und feine Sitte eingekehrt, sondern der Mensch war ein so innerlicher, so geistiger geworden, dass er alsbald mit Geist und Gefühlen Luxus und Raffinement trieb bis zur Spitzfindigkeit und Uebersinnlichkeit. Die Anschauung der Welt war keine finstere mehr, die Ausübung der religiösen Pflichten vertrug sich wohl mit Pracht und Herrlichkeit. Drei Dinge erfüllten das Leben des Ritters: Religion, Liebe und Waffenhandwerk. Von diesen drei hat unstreitig die Liebe, zu einem förmlichen Frauenkult sich gestaltend, den Verhältnissen der Zeit ihr deutlichstes Gepräge verliehen. Allein indem man die Liebe zum ersten und absoluten Leitstern erhob, entging man, wie auch bei der Jugendliebe, den Gefahren blöder Thorheit und sittlicher Verirrung nicht. Wir haben hinlänglich Beispiele von Beiden. Und so ist es leicht, wenn man diese Züge sammelt, ein eben so schauriges, wie an Verkehrtheiten vorstechendes Bild der ritterlichen Zeit zu entwerfen, besonders wenn man, wie es geschieht, die Züge des XIV. und XV. Jahrhunderts in das XII. und XIII. hineinträgt, und so zwei Zeiträume zusammenwirft, die wie Poesie und Prosa, wie Idee und Wirklichkeit auseinanderstehen. Beide Perioden sind

Extreme, bei denen die Uebertreibung des einen den Rückschlag und den Sturz in das andere hervorgerufen hat[1]).

Wandte sich auch vorzugsweise die idealistische Verehrung des Ritters der Geliebten zu, die meist eine Frau war, so ist doch kein Zweifel, dass er die Verehrung für das ganze Geschlecht im Herzen trug und diese den ehelichen Beziehungen zu Gute kam. Mit dem Verfalle des Ritterthums im XIII. Jahrhunderte stieg auch die Frau von ihrem Herrscherstuhle herab, mehr noch, sie musste es erfahren, vernachlässigt, verachtet, gescholten und gezüchtigt zu werden. Wenigstens gestand das Gesetz dem Manne solches Recht zu, doch sei nicht vergessen, dass die Gesetze niemals ein Maassstab für die Moral eines Volkes sind; so bestand stets die Unterordnung der Frau mehr in der Theorie als in der Praxis. Uebrigens darf man in den Gesetzen, welche körperliche Züchtigung der Frauen gestatteten, mit Recht Ueberlebsel aus der vorchristlichen Periode erblicken, wenigstens enthielten die alten sächsischen, keltischen und wälschen Gesetze diesbezügliche Bestimmungen. Während aber das Ritterthum mit seiner überspannten Romantik, wie Alles den Keim des Unterganges in sich selbst tragend, zu leerem, hohlen Formelkram auswuchs, keimte und gedieh schon neues Leben, aus anderer Quelle eine neue Kultur; mit dem Verfalle des Ritterthums blühten die Städte auf und das fleissige, trockene, pedantische, poesielose Bürgerthum, mit ihm die bürgerliche Frau, die zu voller und gleichberechtigter Bildung des Geistes wie des Gemüthes erzogen, fortan am bescheidenen Herde die volle Befriedigung fand, die bis dahin nur die höfische Halle gewährt hatte. Dagegen wurde in bürgerlichen Kreisen, wo das Familienleben selbst keinen festgeschlossenen Charakter besass, auf geistige Ausbildung der Kinder wenig verwendet. Die Mädchen wuchsen gewöhnlich unter der Aufsicht der Mutter allein heran und genossen bestenfalls Nonnenunterricht, der sich nur auf „christliche Zucht,“ dann auf Sticken und Nähen erstreckte, worin sie allerdings sehr gewandt wurden. In Wien konnten aber im XV. Jahrhunderte Bürgersmädchen nur selten lesen und schreiben. Schon in ihrem 14. Lebensjahre traten sie in die Ehe, was zur Annahme berechtigt, dass das weibliche Geschlecht im Allgemeinen früher körperlich und geistig entwickelt war als in unseren Tagen. Die Väter legten damals wie heute auf praktische Vortheile bei den Ehen der Töchter keinen geringen Werth, und auch die Sehnsucht der Mädchen nach reichen Rittern, das Heraustreten aus der sozialen Stellung der Familie, war weit verbreitet. Für die Befriedigung der Eitelkeit und Genusssucht liessen sich die Bürgerstöchter oft zu Schritten abseits von der Bahn weiblicher Zucht und Ehre hinreissen. Dagegen liessen sich die praktischen Väter reichlich mit Geld bezahlen, wenn ein Freier sein Wort brach und nach dem Ehegelöbnisse zurücktrat. Endlich sahen die bürgerlichen Patrizier, durch mancherlei Verhältnisse

1) J. Falke. *Ritterliche Gesellschaft.* S. 4—17.

dazu genöthigt, mit Strenge darauf, dass ihre Töchter nur wieder Söhne rathsfähiger Geschlechter heirathen. Im Uebrigen erschollen männlicherseits zu allen Zeiten die nämlichen Klagen über die Weiber [1].

Endlich sei nicht vergessen, dass, wie Karl Bücher gefunden, in den Städten des Mittelalters ein sehr bedeutender Ueberschuss der weiblichen Bevölkerung über die männliche vorhanden war; es muss also die Frauenfrage oder richtiger die Frauenerwerbsfrage im städtischen Leben des späteren Mittelalters noch weit schärfer und brennender aufgetreten sein, als heutzutage. Eine Zählung der Nürnberger Bevölkerung im Jahr 1449 ergab, dass unter der bürgerlichen Bevölkerung auf 1000 erwachsene Personen männlichen Geschlechts 1168 weiblichen Geschlechts kamen. In Basel kamen im Jahr 1385 auf 1000 männliche Personen 1246 weibliche der gleichen Altersstufen, in Frankfurt auf 1000 Männer 1100 Frauen. In den Jahren 1353 bis 1463 machten dort die Frauen den sechsten bis vierten Theil aller Steuerpflichtigen aus. Als Ursachen dieses Ueberschusses der weiblichen Bevölkerung kommen hauptsächlich in Betracht: die fortwährenden Fehden und Bürgerzwiste, die grössere Sterblichkeit der Männer bei pestartigen Krankheiten, ihre Unmässigkeit in jeder Art von Genuss, in dem Cölibat der katholischen Geistlichkeit, welche in den angeführten Zahlen nicht mit einbegriffen ist. Die Anzahl der heirathsfähigen Männer wurde noch geschmälert durch die vielfachen Beschränkungen des Rechtes zur Verehelichung. Man nahm es mit dem Nachweis des eigenen Nahrungsstandes oft sehr streng. Der Geselle durfte in der Regel gar nicht heirathen. Wie sollten nun die zahlreichen unverheiratheten Mädchen und verwittweten Frauen Unterkunft und Beschäftigung finden? Wohl Manche kamen bei näheren und entfernten Verwandten unter, aber immerhin gab es Viele, die keinen derartigen Rückhalt hatten. Es ist nun erwiesen, dass die Frauen, obgleich sie von einem selbständigen Gewerbebetrieb prinzipiell ausgeschlossen waren, doch vielfach Gelegenheit hatten, an demselben sich zu betheiligen, aber dass dies keineswegs hinreichte, um die vielen, eines männlichen Schutzes entbehrenden Frauen zu versorgen. Die nächste Zuflucht war das Kloster. Seit dem XIII. Jahrhundert entstanden daher in den deutschen Städten zahlreiche Nonnenklöster, welche sich meistens an die Bettelorden anschlossen. Ihre Beschäftigungen waren ausser der Uebung des Gottesdienstes: Nähen, Weben, Sticken, Bänder wirken, hin und wieder auch Bücherabschreiben. Aber so viele Klöster es auch gab, so konnte doch nur ein kleiner Theil des vorhandenen Frauenüberschusses in denselben unterkommen, Viele konnten oder wollten doch nicht die Klostergelübde auf sich nehmen, diejenigen alleinstehenden Jungfrauen und Wittwen, welche Vermögen besassen, konnten sich eine Leibrente kaufen und manche Städte waren gerne bereit,

---

1) Dies geht unter anderem aus einer Stelle des Gedichtes *de vita monachorum* hervor, dessen Autor Alexander Neckam ist (enthalten in: *The Anglo-latin satyrical poets and epigrammatists of the twelfth century*. London 1878).

eine solche zu gewähren und den Rentnerinnen zugleich das Bürgerrecht zu verleihen. Oft machte es sich auch, dass drei oder vier sich zusammenthaten, um eine gemeinsame Haushaltung zu führen. Zuweilen bildeten sich auch Vereine einer grösseren Zahl vermögender Jungfrauen und Frauen zum Zweck eines gemeinsamen Lebens, die dann Samenungen (Sammlungen) genannt wurden und häufig zur Kirche in nähere Beziehungen traten und von ihr sich ihre Statuten geben liessen. Bis in die Mitte des XIV. Jahrhunderts standen sie unter der Seelsorge der Dominikaner, und es herrschte unter ihnen ein geistig angeregtes Leben, namentlich fanden die religiösen Bewegungen eifrige Theilnahme. Später änderte sich das, Vergnügungssucht und Wohlleben fand auch in diesen Kreisen Eingang. Anstalten anderer Art wurden durch milde Stiftungen begüterter Laien für arme Jungfrauen und Wittwen gegründet, die Gotteshäuser, auch Bekinen oder Beguinenanstalten, Sammlungen, Seelhäuser, Konvent genannt wurden. Die Eintretenden mussten gewisse religiöse Verpflichtungen auf sich nehmen, auch ein dem Geistlichen ähnliches schlichtes Gewand tragen, aber brauchten kein Gelübde zu thun, und ihre Vereinigung war nicht mehr geistlicher Natur als die Bruderschaften der Handwerksgenossen. Die städtischen Räthe legten sogar Werth darauf, den weltlichen Charakter dieser Anstalten aufrecht zu erhalten. Die Zahl der aufzunehmenden Frauen war nicht gross, selten über 20, oft bloss zwei bis sechs. In einer Stadt gab es aber viele solche Gotteshäuser, in Frankfurt zählte man 57, in Basel über 30, in Strassburg 60. Der Unterhalt der vereinigten Schwestern wurde aus der Rente des Stiftungsvermögens bestritten. Wenn dieses nicht reichte, musste das Fehlende durch Arbeit erworben werden, durch Stricken, Nähen, Spinnen, Weben. Ausserdem sollten die Beguinen Liebeswerke verrichten: Arme speisen, Kranke bewachen, Todte zur letzten Ruhestätte geleiten. Die Leitung des gemeinsamen Haushaltes hatte eine sogenannte Meisterin zu führen, die durch die allgemeine Wahl der Schwestern bestimmt wurde, welche ihrerseits zum Gehorsam gegen die Meisterin verpflichtet waren. Gegen Ende des XV. Jahrhunderts wurde arg über die Entartung des Beguinenwesens geklagt; Müssiggang und Leichtfertigkeit riss ein. Die Reformation räumte daher rasch mit der überlebten Einrichtung auf. Die Gotteshäuser wurden in Kranken- oder Schulhäuser verwandelt, nur in den Niederlanden haben sich die Beguinenhöfe bis auf die neueste Zeit erhalten.

Nur natürlich war es, dass auch die Prostitution sich einer weiten Verbreitung erfreute; in ganz Europa gab es Freudenhäuser und deren Insassen drängten sich in Masse zu allen Festlichkeiten oder weltlichen wie geistlichen Zusammenkünften. Den Ruhm die erste Frauenordnung zu haben geniesst das einem grossen Fremdenverkehr schon in frühester Zeit ausgesetzte Augsburg. Die öffentlichen Dirnen werden „fahrende Fräulein" genannt und sind der Aufsicht des Henkers unterstellt. Jeden Sonnabend musste ihm jedes Fräulein zwei Pfennige Schutzgeld bezahlen. Dies war die einzige Zeit zu der sie in die Stadt kommen durften; an den andern Tagen sollten sie nur auf kurze Zeit herein

kommen, um die nöthigen Lebensmittel einzukaufen. Fand man sie darüber hinnen, so wurde ihnen die Nase aus dem Kopfe geschnitten. Nur in den Fällen, dass „Herren" sich in Augsburg aufhielten, wurde ihnen der freie Besuch der Stadt gestattet. Innerhalb ihres Quartiers — vor dem früheren Barfüsserthor, in der heutigen Jakober Vorstadt — liess man sie jedoch nicht nur unbehelligt, sondern begabte sie und ihre Häuser sogar mit grossen Freiheiten. Häufig waren die Frauenhäuser öffentliche Anstalten, ihre Vorsteher von dem Stadtrath ernannte und auf ihr Amt beeidigte städtische Beamte. In Wien waren sogar zwei Frauenhäuser landesherrliche Lehen. Auch zahlten sie mitunter bedeutende Abgaben an die Obrigkeit. Neben den in Frauenhäusern zusammenwohnenden Dirnen hielt sich noch eine Menge sogenannter „heimlicher Frauen" namentlich zur Messzeit oder bei Reichstagen in den Städten auf. Die Privilegirten erblickten darin einen Eingriff in ihre Rechte, und forderten Abhülfe gegen diese „Pfuschereien". In Nürnberg beschwerten sich im Jahre 1492 die armen Töchter, wie sie sich nannten, bei dem Rath, und baten „solches um Gottes und der Gerechtigkeit willen nicht länger zu gestatten." Denn, wenn es so fortgehe, „müssten sie Hunger und Kummer leiden". Als ihre Bitten nichts fruchteten, machten sie von dem jeder Zunft zustehenden Rechte der Selbsthülfe Gebrauch, und stürmten die Häuser dieser Pfuscherinnen. Ausgedehnter Vorrechte erfreuten sie sich seit alten Zeiten namentlich in Wien. Hier wohnten sie den feierlichen Einzügen des Kaisers bei, indem sie ihm entgegenzogen und Blumensträusse überreichten. Und bei allen öffentlichen Festlichkeiten, bei den jährlichen Wettrennen wie bei den bacchantischen Tänzen der Handwerksgesellen spielten die blumenbekränzten Töchter der Freude die Hauptrolle. Die Reformation drang auf Abschaffung der Frauenhäuser, man kann aber nicht sagen, dass sie damit der Sittlichkeit Hülfe brachte, da es heute wohl ziemlich allgemein anerkannt ist, dass die Plage der Prostitution durch das Bestehen der Freudenhäuser weit eher eingedämmt als gefördert werde. In der That setzten sich den Reformatoren grosse Schwierigkeiten entgegen. In Basel wehrte sich der gemeine Mann dagegen, und meinte sogar: „man könne keine fromme Frau oder Tochter behalten, wenn man sie abschaffe." In Nürnberg wurde ihre Abschaffung von den zwei vornehmsten Konsulenten widerrathen, „weil sich nicht ein jeder an den Himmel halten könne und durch die Abschaffung ehrliche Töchter in Gefahr gesetzt werden möchten." Man muss zugeben, dass dies genau die nämlichen Gründe sind, welche in der Gegenwart an vielen Orten die Einführung von Bordellen als dringendes Postulat, ihre Existenz aber durchaus gerechtfertigt erscheinen lassen.

Da die Prostitution vom Wesen der Kultur unzertrennlich, mit steigender Civilisation zunimmt und sich verfeinert, so behauptete sie im Mittelalter sowohl der Zahl als der Bildung nach eine geringere Stufe als im raffinirteren Alterthume, trat also, obwohl thatsächlich geringer, in abstossenderer Form zu Tage. Die Reaktion dagegen rief dann wieder besondere Aufgaben christlicher Liebe hervor, die Rettunghäuser. Schon in der Mitte des XIII. Jahrhunderts entstanden

Renovinnenklöster, die sich dem Orden der heiligen Magdalena anschlossen. Ihr Zweck war, die Besserung der Verirrten und die Zurückführung derselben in die ehrbare weltliche Gesellschaft. Dies geschah durch ein unter strenger Klausur stehendes, sonst aber nicht allzuharten Regeln unterworfenes Leben in Gebet und Arbeit. Nicht bloss von der Kirche, auch aus Privatmitteln wurden solche Rettungshäuser gegründet und meistens nach dem Muster der Beguinenhäuser eingerichtet. Derartige Anstalten bestanden bis vor Mitte des XVI. Jahrhunderts in segensreichem Wirken, doch bewährten sie sich nicht überall.

Der strenge Begriff der Ehe, ihre Heiligkeit und Unlöslichkeit, wie sie die Kirche predigte, welche selbst die Verlobung mit der Ehe gleich erachtete, hat die geschlechtlichen Verhältnisse unzweifelhaft getrübt, immerhin waren sie reiner als im Alterthume; der Vorwurf, dass die Unlöslichkeit der Ehe zur Unsittlichkeit führe, ist nur zum Theil berechtigt, wenigstens für das Mittelalter; nicht ihr ist das Mönchs- und Nonnenthum entquollen, welches überhaupt keine spezifisch christliche Erscheinung ist, und nicht die kirchlichen Vorschriften haben die Prostitution grossgezogen. Thatsache ist, dass einerseits die modernen Kulturnationen, obgleich von kirchlichen Vorurtheilen emanzipirt noch strengere Ehebegriffe besitzen, andererseits dass die leichte Löslichkeit der Ehe im spätrömischen Alterthume dieselbe gerade so zu einer legalen Prostitution [1]) entweihte, wie die frühere Unfreiheit eine der Hauptursachen der Korruption in der römischen Familie gewesen [2]). In der That hat auch jede Lockerung der Sitten stets eine Zerrüttung der Gesellschaft zur Folge gehabt [3]).

Die Juden und ihre Lage im Mittelalter.

Wie schon einmal erwähnt, waren es vorwiegend die Juden, welche den Menschenhandel im Mittelalter betrieben: in Italien wie in Spanien waren sie überall beim Anbruche des Mittelalters noch in der Lage, Sklaven zu besitzen und mit ihnen zu handeln. Das Schachern war ihnen bereits so zur zweiten Natur geworden, dass alle Erlasse und Gesetze von Päpsten und Königen sie nicht vom Sklavenhandel abzuhalten vermochten. In diesem entehrenden Gewerbe erfreuten sie sich sogar voller Freiheit im fränkischen und im burgundischen Reiche [4]), und die spanischen Juden empfanden, wie Grätz erzählt, keine Beschränkung so bitter als diejenige, keine christlichen Sklaven besitzen

---

1) Denis, *Hist. des idées morales dans l'antiquité.* II. Bd. S. 101. Die traurigen Folgen leichter Lösbarkeit der Ehe schildert auch Jeaffreson A. a. O. im Kapitel *On Espousals.*

2) Denis, A. a. O. II. Bd. S. 98.

3) Peschel, *Völkerkunde.* S. 230.

4) Otto Henne *Am Rhyn.* Kulturgeschichte des Judenthums. S. 207.

zu dürfen; es wäre aber ein schwerer Irrthum, etwa dem sittlichen Abscheu der damaligen Welt vor dem Sklavenhandel die gedrückte Lage des mittelalterlichen Judenthumes zuzuschreiben. Ein solcher Abscheu existirte nicht, das Volksbewusstsein erblickte kein Unrecht darin. Dennoch war zweifelsohne die Lage der Juden im Mittelalter eine überaus harte, ihre Behandlung eine grausame. In allen Ländern wurden sie auf das bitterste gehasst und verfolgt; es gab keine Schlechtigkeit, die man ihnen mit Recht oder Unrecht nicht nachsagte, keine Ungerechtigkeit, die ihnen gegenüber nicht statthaft gewesen wäre. Jude sein, war an und für sich ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, genügend, um gegen die Unglücklichen die tollsten Leidenschaften zu entfesseln. Jude sein war eine untilgbare Schmach; kein Ehrlicher wollte mit ihnen verkehren, sie galten als eine Pestbeule der Gesellschaft, sie zu morden und auszurotten, war kein Verbrechen, ja sogar Verdienst, und liess man sie leben, so mussten sie diese Gnade durch Erduldung von Brandschatzungen und Erpressungen erkaufen. Solche Anschauungeu über das Judenthum trifft man mit merkwürdiger Uebereinstimmung bei fast allen Völkern; woher diese seltsame Erscheinung? Mancher ist nun rasch bei der Hand, dem Christenthume und der Kirche insbesondere alle Schuld der verübten Gräuel zuzuwälzen, und glaubt Wunder was gethan zu haben, wenn er mit Pathos ausruft: Die menschliche Natur schaudert zurück vor solchen das Mittelalter und das Christenthum furchtbar charakterisirenden Thatsachen! Nein, das ist es eben, die menschliche Natur schaudert nicht davor zurück, sie hätte ja sonst diese entsetzlichen Gräuel nicht begangen, nur die seither gewachsene Kultur einer ganz geringen Anzahl Völker wendet entsetzt davon die Augen ab. Auch die Wissenschaft kennt den Schauder nicht, ihr gelten alle Aeusserungen der menschlichen Physis, die blutdürstigen Triebe der Dahomeyneger und der Vitikannibalen wie die sanften Regungen eines Tasso oder Schiller gleich beachtenswerth, gleich wichtig und in gewissem Sinne gleich berechtigt. Sehen wir auch hier näher zu.

Die Verbreitung der Juden in Europa reicht ins Alterthum zurück; frühzeitig, schon 139 v. Chr., finden wir sie in Rom und damals schon bedrückt. Domitian jagte sie wegen religiösen Proselytenmachens aus der Stadt, unter Alexander Severus kehrten sie nach Trastevere zurück, welches Stadtviertel sie bis in das späteste Mittelalter bevölkerten. Wiederholt waren sie schon unter den Römern Verfolgungen ausgesetzt, obwohl im Besitze aller bürgerlichen Rechte. Es ist nicht wahr, dass diese Verhältnisse mit dem ersten christlichen Imperator sich änderten. Kaiser Hadrian, anfänglich ihnen günstig gesinnt, beabsichtigte später die Vernichtung des jüdischen Volkes, und Philo sagt, dass Juden schon zufrieden sein müssten, wenn sie Anderen gegenüber nur nicht zurückgesetzt würden. In der grossen fremden Stadt mussten sie ihr Brod verdienen und konnten und wollten doch nicht eine gewisse Selbständigkeit entbehren. Sie geriethen also auf allerhand kleine Künste, wie sie unter ähnlichen Verhältnissen die Zigeuner treiben; sie befassten sich mit Wahrsagerei, mit der Mischung von Zaubertränken — die

Beschuldigung der Giftmischerei liegt dann dem gemeinen Volke sehr nahe — mit der Enthüllung von Diebstählen, sie bettelten wohl auch, aber namentlich fingen sie an mit Plunder zu handeln, zu schachern. Dies eigenthümliche Gewerbe steigerte noch das charakteristische fremdländische Gepräge der Juden, eines Volkes, das, wie man nicht mit Unrecht sagte, alle Menschen hasste und sich allein als das auserwählte betrachtete, das auch in Rom zäher als je an seinen Satzungen und Gebräuchen festhielt. Ging es auch ohne jedwede Assimilation nicht ab, die Juden blieben Juden, sie bewahrten den alten Widerwillen gegen die Abbildung der Menschengestalt, sie beschnitten sich, sie assen kein Schweinefleisch, sie verloren durch die Sabbathruhe, wie Seneca sagt, den siebten Tag ihres Lebens, kurz sie bildeten ihrem Wesen und ihrer Erscheinung nach die vollständigste Opposition zu den herkömmlichen Begriffen, Sitten und Meinungen der übrigen Völker. Besassen die Hebräer auch viele Vorzüge, so traten diese doch nicht auffallend zu Tage wie ihre nationalen Besonderheiten. So konnte es nicht fehlen, dass schon im Alterthume, ganz abgesehen von dem Eindrucke, welchen der jüdische Krieg hinterlassen hatte, die Juden in hohem Grade die Abneigung oder Scheu empfinden mussten, welche das Fremdländische immer zu treffen pflegt, wenn es nicht durch Reichthum und Glanz die Augen besticht, eine Abneigung, die sich bis auf den Geruch erstrecken mochte [1]). So war denn schon im römischen Alterthum die Lage der Juden keine beneidenswerthe. Sie verschlechterte sich aber auch nicht unter den neuen christlichen Machthabern. Der Ostgothe Theodorich schützte sogar die Juden und überall in dem nicht byzantinischen Italien, namentlich wo die Longobarden und die Päpste geboten, setzte sich auch später

---

1) Aus einer Stelle des zwar holprig schreibenden aber unparteiischen Ammian Marzellin (22, 5. 5) darf man vielleicht schliessen, wie schon die Römer des vierten Jahrhunderts mitunter die Ansicht hegten, dass die Juden stinken. Bei diesem Anlasse sei erwähnt, dass jedes Volk erwiesenermassen einen eigenthümlichen Ausdünstungsgeruch besitzt; er ist ein Rassenmerkmal, welches allerdings schwer definirbar ist und an Wichtigkeit hinter anderen Kennzeichen zurücksteht, aber unstreitig vorhanden ist. Der eigenthümliche, seinen ganz besonderen Charakter zeigende Hautgeruch der Völker verliert sich unter keinen Umständen, und die grösste Reinlichkeit, das sorgfältigste Waschen vermag ihn nicht zu entfernen. Eine Autorität wie Erman (*Reise um die Erde. Historischer Bericht*, II. Bd. S. 145) stellt fest, dass die Ausdünstungen des menschlichen Körpers bei den einzelnen Nationen eine konstant unterscheidende und vererbliche Beschaffenheit annehmen, noch ausser denjenigen individuellen Merkmalen, die jeder Hund an den Ausdünstungen seines Herrn aufzufassen weiss. Siehe hierüber den interessanten Aufsatz Dr. Richard Andree's: *Völkergeruch (Correspondenzblatt der deutschen Gesellsch. f. Anthropologie.* Mai 1876 No. 5), worin er Belege gesammelt hat für die Neger, die Mantras auf der malayischen Halbinsel und die Chinesen. Dass der Weisse gleichfalls seine spezifische Ausdünstung hat, unterliegt nach den Aeusserungen, welche Angehörige anderer Rassen darüber machten, kaum einem Zweifel. Weitere Beispiele sind zusammengestellt bei M. Rauch, *Die Einheit des Menschengeschlechtes. Anthropologische Studien.* Augsburg 1873. 8°. S. 90—92. Die Völkerkunde ist reich an hierher gehörigen Thatsachen, die durch Gustav Jägers Lehrer von den Duftstoffen eine erhöhte Wichtigkeit genommen haben.

noch die gute Behandlung der Juden fort wie sie die Ostgothen geübt hatten. Ihre Leidenschaft für den Besitz christlicher Sklaven, die sie ihren Satzungen gemäss zur Beschneidung zwangen — ein Umstand, den zu vermeiden die Juden nicht klug genug waren — trug hauptsächlich zu Judenverfolgungen bei [1]).

Nicht aber die Abendländer allein verabscheuten die Juden, nicht weniger heftig thaten und thun dies heute noch die Orientalen. Zu nicht näher bestimmbarer Zeit drangen nämlich die Juden nach China. Wir wissen aus den arabischen Berichten des VIII. christlichen Jahrhunderts, dass es um jene Zeit in chinesischen Hafenplätzen Judengemeinden gab, die nach Zehntausenden zählten, und möglicherweise haben sich auch Ansiedler nach Tsiampa verirrt, wie die Küstenstrecke Annams östlich vom Mekhong benannt wird, wenn nämlich nicht frommer Schwindel ist, was von den Religionssitten der heute an den Ufern des Mesap wohnenden seltsamen Völkerschaft der Thiâmes erzählt wird [2]). In China schwangen sich die Juden zuerst zu Wohlstand und Ansehen empor, von dem sie bald aber in Elend und allgemeine Verachtung versanken, um sich nimmer wieder zu erheben [3]). Man quält, misshandelt und bedrückt sie, aber trotzdem gewinnen sie an Verbreitung und zeigen mehr oder weniger offen ihre Nationalität [4]). Ein Gleiches ist in den muhammedanischen Ländern der Fall. In Centralasien, namentlich in Bochâra wurde der Jude nicht zum Sklaven gemacht, weil man ihn selbst dazu zu sehr verachtete. In den Augen der Eingeborenen steht er so niedrig, dass die Usbeken und Tadschik (also zwei Völker ganz verschiedenen Stammes) den Russen z. B. vorwerfen, dass sie diesen „räudigen Juden“ eben solchen Schutz wie auch anderen Völkern des Landes gewähren [5]). Seine Behandlung durch die usbekischen Machthaber [6]) unterscheidet sich in gar nichts von der im europäischen Mittelalter üblichen; so wie hier darf er gewisse Kleidungsstücke nicht, andere muss er tragen. Wohl enthält die Geschichte der Muhammedaner Perioden, in welchen die Juden sich einer Behandlung erfreuten, wie sie erst in neuerer Zeit bei uns üblich geworden, aber genau das nämliche ist auch in Europa der Fall gewesen und hier wie dort haben sich die Dinge allmählig in ihr Gegentheil verkehrt. In Marokko z. B. Israelit sein, heisst nach Gerhard Rohlfs, die Hölle

---

1) Henne *Am Rhyn.* A. a. O. S. 206.

2) Henri Mouhot. *Travels in the central parts of Indo-China (Siam), Cambodia and Laos.* London 1874. 8°. I. Bd. S. 221—225.

3) Delaunay. A. a. O. Ueber ihre heutige Lage in China vgl. *Bulletin de la Soc. de géographie de Paris* 1869. II. Bd. S. 334—336 und *Globus.* XXIV. S. 374—375.

4) *Globus.* XXIV. Bd. S. 375.

5) Wenjukow. *Die russisch-asiatischen Grenzlande. Aus d. Russ. übertragen von* Krahmer. Leipzig 1874. 8°. S. 373.

6) Siehe darüber z. B. *Globus.* XIII. Bd. S. 63. XXIV. S. 18. *Ausland* 1835. S. 422. *Zeitschrift f. Erdkunde.* 1871. S. 428—430. Vámbéry, *Reise in Mittelasien.* S. 158. 159. 175.

hier auf Erden haben[1]). Die gleiche Zähigkeit in Sitte und Art bewahrten die Juden in Algier, wo sie nach ihrer Befreiung durch die Franzosen stolz und übermüthig wurden. Genau dasselbe trifft in den nunmehr den Russen unterworfenen Theilen Centralasiens und in Europa zu, seitdem die Vorurtheile gegen das Judenthum abgestreift sind. Am tiefsten stehen sie vielleicht in Arabien, welches doch einst nahe war selbst ganz judaisirt zu werden. Leben[2]) und Gut sind ihnen dort zwar gesichert, die Verachtung der Araber setzt sie aber grenzenlosen Demüthigungen aus; wie in Marokko und Bochâra dürfen sie keine Pferde, sondern nur Esel reiten, müssen bei Begegnung eines Arabers links ausweichen, absteigen und sich auf gehörige Entfernung halten, denn die Nähe des verachteten Juden verunreinigt[3]). Da die Araber keinen Begriff von der Religion der Juden haben, sind die fabelhaftesten Gerüchte über deren Ritus bei ihnen verbreitet[4]), wie bei uns im Mittelalter. Rücken wir dem Westen näher, so sehen wir in der Gegenwart die Juden bei den Türken dem gleichen Schicksale preisgegeben. So ist die jüdische Kultusgemeinde zu Diarbekir in Kleinasien schon seit Jahren verpflichtet, bei dem Eisenbahnbau in ihrer Stadt Frohnarbeiten verrichten zu müssen, von denen sich Keiner befreien kann, wenn er nicht per Tag 40 Franks Strafe zahlen will; selbst für den Versöhnungstag *(Jom Kipur)* konnte man sich nur in Folge eines Fermans Befreiung von dieser Arbeit erwirken. Ferner, so oft eine israelitische Leiche bestattet wird, findet man die Leiche am andern Tage ausgegraben und enthauptet; die Türken werfen dann den abgeschnittenen Kopf in den Fluss und lassen den Rumpf vollständig nackt liegen. Die israelitischen Gräber werden gänzlich zerstört, die Grabsteine fortgenommen und in den Fabriken der Regierung benützt[5]). In Jerusalem zählt die Judengemeinde heute nicht weniger als sieben- bis achttausend Mitglieder, die ausschliesslich vom Bettel leben und ihr kümmerliches Dasein nur von den Gaben fristen, die ihnen ausserpalästinensische Gemeinden jährlich zufliessen lassen.

Auch in Bulgarien leben nach F. Kanitz die Juden in sehr kümmerlichen Verhältnissen und in Krys, einer Ortschaft des Kaukasus, an dessen Fusse überall Juden wohnen ohne in dem höheren Gebirge ansässig zu sein, machte sein Dolmetscher, ein Armenier, den Reisenden Alexander Becker auf die Juden mit den Worten aufmerksam: „Auch

---

1) Rohlfs. *Mein erster Aufenthalt in Marokko.* Bremen 1873. 8°. S. 182.

2) Es gilt für eine Schande einen Juden zu tödten.

3) H. v. Maltzan, *Reise nach Südarabien.* Braunschweig 1873. 8°. S. 179. Ferner *Globus.* XXI. S. 254. 263. Diese Verhältnisse hat neuestens sehr eingehend beleuchtet Hr. Josef Halévy, der seine Glaubensgenossen in Yemen und Nedschran besucht hat. (Josef Halévy, *Voyage au Nedjran* im *Bullet. de la Soc. de géogr. de Paris* 1873. II. Bd. S. 5—30, 249—273, 581—606).

4) Maltzan, A. a. O. S. 180.

5) Nach einer Meldung der Wiener *Presse* vom 13. Juni 1875.

hier treiben sich die Verfluchten herum [1])". An den heutigen Naturvölkern und Stämmen minderer Kultur können wir unsere eigene Vergangenheit studiren und diese physiologisch-historische Methode der vergleichenden Völkerkunde lehrt allein die Kultur in ihrer natürlichen Entwicklung erfassen und begreifen.

Wenn nun übereinstimmend alle Völker und alle Zeiten gegen die Juden das Gefühl des Hasses und der Verachtung genährt haben, so liegt es wohl nahe, die Ursache hierfür in den Juden selbst zu suchen und zwar mit dem nämlichen Rechte womit wir im gewöhnlichen Leben jenen, der mit Allen in Hader und Streit lebt, für unverträglich erklären und ihm, nicht seiner Umgebung die Schuld dieses Verhältnisses beimessen. Und dennoch, so überraschend es auch klingen mag, niemals waren „die Geistesrichtungen der Bekenner beider Religionen verwandter und beziehungsreicher als in dem X.—XIV. Jahrhunderte, in welchem sie im Leben sich am feindseligsten gegenüberstanden und durch die tiefste Kluft von einander geschieden waren". Und dass das nicht eine willkürlich hingestellte Behauptung sei, beweist ein Satz aus dem zu Anfang des XIII. Jahrhunderts entstandenen sogenannten „Buche der Frommen", der es rundweg ausspricht, dass „Sitten und Gebräuche der Juden in den meisten Orten sich nach denen der Christen richten".

Am prägnantesten zeigt sich der Parallelismus der Erscheinungen im geistigen Leben der Bekenner beider Religionen in der mystischen Bewegung, die da wie dort fast gleichzeitig zutage tritt. Man braucht desshalb nicht an Entlehnung zu denken: ähnliche Ursachen erzeugen eben überall ähnliche Wirkungen. Der Keim der Mystik lag in der Luft und fand auf beiden Seiten fruchtbaren Boden. Fast Alles, was die christliche Mystik des XIII. und XIV. Jahrhunderts charakterisirt, findet sich, in dem gleichzeitigen jüdischen Schriftthume in geradezu frappanter Aehnlichkeit wieder. „Es tritt zuvörderst auf beiden Seiten die Erscheinung hervor, dass dem religiösen Bedürfnisse die hergebrachte aktive (kirchliche) Frömmigkeit kein völliges Genüge leistet, dass dasselbe in einer von der Welt abgewendeten Kontemplation und Imagination seine Befriedigung sucht und findet. Die christliche Mystik kleidet die Beziehung zu Gott in das Bild einer bräutlichen Vereinigung mit Gott, der „Gottesminne", ein, und die Süssigkeit dieser heiligen Vertrautheit wird mit glühenden, der Sinnlichkeit entlehnten Farben ausgemalt. Dies ist nun auch ganz die Art, deren die jüdische Mystik in Deutschland sich bedient. Ein wiederholt vorkommendes Bild, welches die Liebe zu Gott und ihre Wirkung veranschaulichen soll, kann vor dem Vorwurfe der Obscönität nur durch die Absicht, der es dienen will, geschützt werden. Dieser sinnlich-phantastischen Auffassung der Beziehung des Menschen zu Gott entspricht auch die schwärmerische Ansicht über das Gebet, welches zu einer förmlichen Veranstaltung voll geheimer Beziehungen und Absichten wird. Dass endlich die jüdische Mystik sich ihrem Ursprunge nach eben so gegensätzlich zu der her-

---

1) *Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou.* 1874. II. Hft. S. 207.

gebrachten (kirchlichen) Ordnung des religiösen Lebens verhält wie die christliche, ist schon angedeutet worden, und obwohl die Vertreter derselben nicht wie die christlichen Mystiker, Verfolgungen zu erdulden hatten, so verkennen doch die religiösen Häupter das Bedenkliche der ganzen Richtung durchaus nicht. Wenn sie sich trotzdem mit einer mehr oder minder scharfen Abwehr in Worten begnügen und jedes weitere Einschreiten unterlassen, so lag der Grund neben Anderem auch in dem hohen sittlichen Werthe einzelner dieser Schriften, der ihnen auch heute noch Geltung und Bedeutung sichert. Insbesondere gilt dies von dem bereits erwähnten sogenannten „Buche der Frommen", das als ein getreues Abbild das Judenthum des XIII. Jahrhunderts charakterisirt. „Erhabenes und Kleinliches, Schönes und Abstossendes liegen hier neben und unter einander, Edelsteine, die unvergänglichen Glanz ausstrahlen, sind unter Gerölle verschüttet, Goldkörner unter Schlacken und Sand verstreut, das Bild frischesten Lebens neben dem der Verwesung und des Todes. Und dies Buch führt gleichwohl mit vollem Rechte seinen Namen. Denn fromm ist dieses Buch durchaus und zwar nicht bloss in dem beschränkten konfessionellen Verstande, sondern in dem allgemeiner, reinster und edelster Humanität. Es variirt das Thema: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! an den verschiedensten Stellen und schlägt dabei Töne an, wie sie nirgends zarter erklungen, nirgends tiefer empfunden worden sind [1])".

Aber das Mittelalter wusste und verstand nichts von den talmudischen Lehren, nichts von ihrem tiefen, reinen Sinne. Was davon in die Massen gedrungen war, war das dumpfe Gefühl, dass die Hand des Juden von den Bewahrern der Volkstradition stets gegen Jedermann erhoben sei. Es ist im Vereine mit dem das Mittelalter charakterisirenden Mangel des Gerechtigkeitssinnes das Gesetz der Selbstvertheidigung, welches dann die Hände Aller gegen ihn erhoben hat. Daher allerorts die tiefe Kluft zwischen Juden und Nichtjuden, für die wir nur gar zu gerne unsere eigene Intoleranz verantwortlich zu machen geneigt sind [2]). Heute sind die Schranken gefallen, die Mensch vom Menschen trennten; die Juden wohnen zum Theil in prächtigen Palästen und speisen mit den Christen, leben mit den Christen, kleiden und scheeren sich wie sie. Dennoch sind das nur einzelne Ausnahmen; in Rom sind die wahren Juden bis auf den heutigen Tag den Römern nicht viel näher gerückt, als sie es zur Zeit des Pompejus waren; der jetzt niedergerissene Ghetto besteht dennoch unsichtbar fort wie einst in Trastevere und noch im März 1874 hörte Dr. Kleinpaulin in eben diesem Ghetto von einem Juden in der sogenannten Tempelschule, dass kein Israelit einem Nichtisraeliten Hebräisch lernen dürfe, und von einem anderen in der katalonischen, dass der Tempel zu Jerusalem dereinst werde wieder aufgebaut werden, wie es der Prophet gesagt; denn ihre Religion sei die älteste, die alleinige, die wahre [3])!

---

1) Dr. M. Güdemann. *Geschichte des Erziehungswesens und der Kultur der Juden in Frankreich und Deutschland vom* X. *bis* XVI. *Jahrhundert.* Wien 1880. 8°.

2) *Edinburgh Review.* Juli 1873. No. 281. S. 64.

3) Vor mehreren Jahren erhielten die Juden in London von ihrer geistlichen

So ist es denn nicht zulässig, die gedrückte Lage der Juden, die gegen sie veranstalteten Verfolgungen im Mittelalter der christlichen Kirche allein zur Last zu legen. Die älteste Kirche blieb vielmehr dem Beispiel und Wort ihres Meisters und der Lehre der Apostel getreu und behandelten das jüdische Volk als einen bloss zeitweilig verirrten Bruder, dem gegenüber die Pflicht der duldsamen, geduldig harrenden Liebe vorgezeichnet sei. Diese Sinnesweise der ältesten Kirche schwand aber als das römische Heidenthum in Masse mit seinem Hass und seiner Verachtung der Juden, theils willig, theils gedrängt und gezwungen sich zum Christenthum bekannt hatte. Der mittelalterliche Judenhass ist zum Theil noch ein Vermächtniss aus dem klassischen Alterthume. Anfangs änderten die christlichen Kaiser in ihren Gesetzen an den Rechten und Freiheiten der Juden nichts wesentliches und die römischen Bischöfe befassten sich mit ihnen gar nicht; ja Papst Gregor der Grosse schützte sie unermüdlich gegen die in Unteritalien häufigen Gewaltthätigkeiten. Seit der Mitte des IX. Jahrhunderts vollzog sich die erste mächtige Erhebung des Papstthums und als nun Stephan VI. (885—891) das dreihundertjährige Schweigen der Päpste über das Judenvolk brach, war bereits in Rom eine höchst feindselige Stimmung an die Stelle der früheren Milde getreten. Sicherlich haben nun Christenthum und Kreuzzüge den Judenhass genährt, erzeugt haben sie ihn nicht. Eben so wenig sind die Judenverfolgungen von oben ausgegangen, ist der Volksfanatismus gegen sie von oben genährt worden. Die Judenverfolgungen waren vielmehr vollkommen im Sinne der unteren Volksklassen, die sich an den Ermordungen und sonstigen Gewaltthaten mit dem nämlichen Vergnügen betheiligten wie die Priester und Herrscher. Gewöhnt an die Vorstellung, dass jeder Jude ein geborner Feind und Schuldiger der Christen sei, hielten die Völker in einer Zeit, die ohnehin mit Vorliebe, ja mit Begier das Grässliche und Unnatürliche gläubig ergriff, die Juden jedes Verbrechens, auch des unwahrscheinlichsten oder unmöglichen für fähig. Nur wo es der Eigennutz gebot, griffen die Regierungen zu ihren Gunsten ein. Sonst war vom Kaiser herab durch alle Stände bis zum Pöbel Jedermanns Hand wider sie. Es wurde ihnen auferlegt, dass sie eine unterscheidende Kleidung tragen und sich besonders eines gehörnten Hutes bedienen sollten; sie sollten nicht die Bäder oder Gasthäuser der Christen besuchen, keine christlichen Sklaven oder Dienstboten halten, in den Fasten nicht Fleisch unbedeckt über die Gassen tragen u. dgl. Viele dieser Satzungen haben sich bis in die jüngste Zeit erhalten, andere dagegen sind auch im Mittelalter selten strenge durchgeführt worden.

In der gewaltigen Masse von Strafreden, Anklagen und feindlichen Deklamationen gegen das verabscheute Volk, welche sich in endloser

---

Behörde die Weisung, dass auf ihren Grabmälern, wo sie neben der Jahreszahl seit Bestehen der Welt auch die gewöhnliche Aera anzugeben pflegten, diese letztere wegbleiben müsse, „weil sie eine Anerkennung des Christenthums in sich schliesse."

Wiederholung stehend gewordener Phrasen durch die kirchliche Literatur jener Jahrhunderte zieht, fällt indess Ein Zug auf; neben dem Vorwurf der Habgier und des Wuchers ist es immer nur ihr religiöses Verhalten, das den Stoff bietet. Ihr sittliches Leben, soweit es Familie, Keuschheit, Mässigkeit, Vertragstreue anbetrifft, wird nicht angetastet. Gelehrtes Wissen und tiefere Bildung trifft man allerdings unter den jüdischen Frauen dieser Zeit verhältnissmässig seltener an als bei den christlichen; „gelehrte Bildung bringt die Frau leicht auf Abwege“ lautet ein rabbinischer Grundsatz; dagegen erscheinen sie in glänzendem Lichte, wenn man die rein weiblichen Eigenschaften in Betracht zieht. Bücher verleihen galt damals als eine besonders verdienstliche That. In die Uebung solcher und ähnlicher Liebesdienste, wie die Unterstützung armer Studirender, setzten edle Frauen ihren Ehrgeiz, und insofern hat ihnen die Wissenschaft Vieles zu danken. Der gelehrtere Freier war sicher auch immer der willkommenere, und dieser Umstand hat gewiss nicht wenig zu dem Vorkommen ganzer Gelehrtengeschlechter, wie solche in der klassischen Zeit des jüdischen Mittelalters auffallend häufig sind, beigetragen.“ Dem entsprechend war auch die Behandlung der Gattin in der Regel eine liebe- und achtungsvolle. Frauen, die schlecht und ungerecht behandelt wurden, wurden der Botmässigkeit des Gatten entzogen und erhielten aus dem Vermögen desselben durch die zuständige religiöse Behörde die angemessenen Subsistenzmittel. Ein Gesetzeslehrer dieser Zeit konnte allgemeinhin sagen: „Es ist bei unsern Glaubensgenossen nicht üblich, dass sie ihre Frauen misshandeln, wie es bei anderen Völkern zu geschehen pflegt.“

Wenn nun trotz dieser wohl niemals verkannten Lichtseiten das Schicksal des jüdischen Volkes dennoch vielleicht das erschütterndste Drama der Weltgeschichte bildet, so erscheint der einfache Glaubensunterschied dafür als keine ausreichende Motivirung. Instinktmässig fühlten vielmehr die arischen Europäer in dem semitischen Juden den eingewanderten Fremdling, nach der Meinung minder gebildeter Volksklassen den fremden Eindringling. Die gemeiniglich als Gegensätze zwischen „Christ“ und „Jude“ hervorgehobene Differenzirung ist nichts anderes als der Gegensatz zwischen Arier und Semitenthum überhaupt. Ein gut Theil des Judenhasses, zumal im Mittelalter — jugendlichen Völkern ist die Reinerhaltung des Blutes besonders heilig und der Fremdenhass in höherem Maasse eigen — des sogenannten Vorurtheils selbst in höheren Schichten der modernen Gesellschaft, beruht auf dieser ethnischen Verschiedenheit. Allerdings wehrt sich der Geist der Jetztzeit gegen eine solche Auffassung, möchte den Gegensatz zwischen Semiten- und Arierthum am liebsten ganz in Abrede ziehen, und die Betonung dieses ethnologischen Momentes als „übelvermummte Böswilligkeit“ hinstellen. Mancher glaubt wohl einen besonderen Trumpf gegen diese ethnologische Wahrheit ausgespielt zu haben, wenn er meint: „Aber auf die eine Frage muss die allerneueste Weisheit die Antwort schuldig bleiben: woher es bei der ewigen Artverschiedenheit zwischen Ariern und Semiten denn komme, dass ein wenig Wasser das ganze Semitenthum mit seiner Unverträglichkeit herunterspülen

nnd in das allerbeliebteste Ariertbum zu verwandeln im Stande ist, dem dann der Weg zu den höchsten Ehren der Gesellschaft offen steht. Auf diese Frage gibt es nur dann eine Antwort, wenn man im Judenhass nur Glaubensfeindschaft, nur ein Vorurtheil erblickt, wie dies auch jederzeit von allen Ehrlichdenkenden geschehen ist". Letztere unanständige Verdächtigung unberücksichtigt lassend, ist es leicht zu zeigen, dass nur Unwissenheit auf die beregte Frage keine andere Antwort zu ertheilen vermag. An sich thut das Taufwasser freilich gar nichts, und dass es das Semitenthum nicht hinabspüle, zeigt sehr deutlich der Volksmund, welcher unbekümmert fortfährt, den Neophyten als Juden zu betrachten und verächtlich von „getauften Juden" spricht. Ja, die jüdische Abstammung wird selbst Kindern und Kindeskindern nachgetragen, so lange die Erinnerung daran lebt, und die physischen Stammeseigenschaften der Juden sorgen von selbst dafür, dass diese Erinnerung nicht all zu früh erlösche. Die Kraft des Atavismus bringt oft in der dritten und vierten längst christlichen Generation den jüdischen Typus wieder zum Vorscheine, und dann können wir stets wieder von „getauften Juden" reden hören. Erst wenn die körperlichen Merkmale des Semitismus verschwinden, verstummt auch die gehässige Rede. Dies geschieht aber erst dann, wenn die Familie thatsächlich so viele Verbindungen mit arischem Blute eingegangen hat, dass in den Nachkommen dieses die Oberhand erlangt; das Semitenthum im Charakter und Typus aufgesaugt oder doch wenigstens unmerklich geworden ist. Die Leute haben dann *de facto* aufgehört als Fremdlinge in unserer Mitte umherzuwandeln, sie sind eben arianisirt und damit hört die Rassenabneigung auf. Zu dieser Arianisirung hilft nun das Taufwasser, indem es die sozialen Schranken niederreisst, welche nicht das Vorurtheil, nicht die Glaubensfeindschaft, sondern der angeborne Rassenhass ursprünglich errichtet hatte, der dann freilich die Glaubensfeindschaft als willkommene Bundesgenossin in seine Dienste nahm. Würden getaufte Juden sich stets nur wieder mit getauften Juden verbinden, mit anderen Worten ihren semitischen Typus rein erhalten, wie sie dies vor der Bekehrung zu thun pflegen, so würden sie unfehlbar den Makel ihres Fremdenthums sich in alle Zukunft vorwerfen hören. Die Zähigkeit aber, womit sich der jüdische Typus und die jüdischen Rasseneigenschaften vererben, ist eine in der Völkerkunde unerschütterlich feststehende Thatsache. Bei den chinesischen Juden in Tschin kiang am untern Yang tse kiang fallen die krummen Nasen und überhaupt die Physiognomien auf, die denen auf altägyptischen Denkmälern und jenen in Houndsditch (dem Londoner Trödelmarkte) gleichen [1]). Andererseits belehrt uns ein gewiegter Naturforscher, Ludwig Schmarda, dass auf Jamaika unter den Farbigen der Aussatz (*Lepra* oder *Elephantiasis graecorum*) auftrete. Die Weissen bleiben gänzlich davon verschont, nur die Juden leiden darunter, und am stärksten die jüdischen Mulatten [2]).

1) *Globus* XXIV. Bd. S. 374.
2) *Ausland* 1861. S. 723.

Wie man sieht, ist das sogenannte Vorurtheil gegen die Juden eine Art instinktiven, natürlichen Gefühles, das sich allenthalben geltend macht, wo Völker verschiedener Rasse mit einander in Berührung kommen. Von diesem Gesichtspunkte ist die Lage des Judenthums bei allen europäischen Völkern zu betrachten; die Frage ist eine rein ethnographische und hängt mit jener anderer ausgestossener Rassen innig zusammen, welchen wir uns im folgenden Abschnitte zuwenden wollen.

Paria und andere Ausgestossene.

Für meine Behauptung, dass hier eine lediglich ethnographische Frage vorliege, bei welcher der etwaige Glaubensunterschied erst in zweiter Linie wirkt, ist die Geschichte der Cagots in den Pyrenäen, der Caqueux der Bretagne, der Gahets der Gascogne, der Colliberts in Aunis und Bas-Poitou, der Chuetas auf Mayorka, der Vaqueros in den Asturien, der Oiseleurs im Herzogthume Bouillon, der Marans in der Auvergne und noch anderer, in letzter Reihe endlich der Zigeuner die glänzende Bestätigung. Viele der genannten Stämme standen den umwohnenden Völkern in vielfacher Hinsicht weit näher als die Juden; sie hatten den nämlichen, christlichen Glauben, sie übten nützliches und ehrenhaftes Handwerk, und dennoch gab ein seltsames Vorurtheil sie der allgemeinen Verachtung Preis. Die qualvollste Armuth hätte Niemanden vermocht, seine Tochter einem Cagot zum Weibe zu geben; die Volksmeinung hatte sie in den Bann gethan; Niemand wollte sie sehen, noch weniger berühren. Namenlos elend lebten sie in erbärmlichen Hütten als Zimmerleute oder Dachdecker, von den Dörfern entfernt, oder abseits von den begangenen Strassen, wie die Juden in den Städten christlicher Reiche in ihrem Ghetto. In der Kirche gab es eine eigene kleine Thüre, einen eigenen Weihwasserkessel, einen eigenen Winkel für sie; dessgleichen auf dem Friedhofe; selbst an eigenen Brunnen mussten sie trinken. Und wie die Juden in Rom einst unter Paul IV. Caraffa durch ein Schandkleid kenntlich gemacht wurden, so mussten die Cagots ein Stück rothes Tuch oder eine Eierschale angeheftet, die Cahets und Caqueux noch bis Ende des XVII. Jahrhunderts einen Gänse- oder Entenfuss als brandmarkende Unterscheidung tragen. Wie man sich von ihnen erzählte, waren sie Zauberer und Hexenmeister, mit einer stinkenden Ausdünstung und dem Aussatz behaftet, hässlich und von massloser Geilheit. Den Marans schrieb das Vorurtheil die Verbreitung der Syphilis zu. Eine genaue wissenschaftliche Prüfung hat die Grundlosigkeit dieser Anschuldigungen in den meisten Fällen, zugleich aber ergeben, dass es sich bei diesen verachteten und verhassten Menschenklassen fast stets um ethnische Verschiedenheiten handelte [1]). Die Cagots sind die Nachkommen

---

1) Francisque Michel, *Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne.* Paris 1847. 8°.

spanischer Flüchtlinge, die vor Karl d. Gr. nach dem Norden der Pyrenäen gebracht wurden und sich hier inmitten des aquitanischen und gallorömischen Volkes niederliessen. In ihren Adern rollte iberisches, besonders westgothisches, vielleicht sogar arabisches Blut; möglicherweise hingen sie auch noch der arianischen Lehre an, was dann freilich den Antagonismus gesteigert hätte. Ein Gleiches gilt von den Colliberts; die Chuetas und auch wohl die Marans waren Abkömmlinge von christianisirten Juden, Andere der hie und da zurückgebliebenen Sarazenen. Mit der französischen Revolution erst kam die Zeit der Erlösung für die Cagots. Doch verschwand der vererbte Abscheu gegen die seit Menschengedenken verachtete Kaste nicht auf einmal. Oft genug tauchte der alte Volkswahn unter der leichten Decke einer kurzen Vergessenheit wieder auf. Ganz ist die alte Scheu vor dem Stamm und den Epigonen jener Paria, welche als solche an manchen Orten noch bekannt sind und bezeichnet werden, noch immer nicht verschwunden[1]).

So schmachvoll uns gegenwärtig die Geschichte der Cagots und ähnlicher Ausgestossener auch bedünken mag, wir dürfen nicht vergessen, dass wir hier, wie so oft, vor einem ethnologischen Phänomene von grosser Verbreitung stehen. Fast überall in der Welt gibt es verachtete Menschenklassen, gegen welche sich, gleichviel ob begründet oder unbegründet, der Hass ihrer Mitmenschen kehrt. Solche Menschenklassen werden dann von selbst eigene Kasten und die Merkmale einer solchen trägt auch die Stellung der europäischen Juden im Mittelalter. Um aber nicht etwa leerer Behauptungen geziehen zu werden, will ich nur einiger solcher Beispiele von Paria-Kasten erwähnen, die mir eben zur Hand sind. In Indien wissen wir von den Tschandala mit ihren verschiedenen Abstufungen, den Koragar an der Malabarküste, auf der Halbinsel Malakka von den verachteten Orang-Laut, in Arabien von den Huteim und Schumr, und sogar in Afrika wird eine Paria-Kaste durch die Montang gebildet, welche gleichsam die Zigeuner der Neger sind, mit denen sich übrigens auch die Buschmänner Afrikas vergleichen lassen. Untersuchen wir diese Paria genauer, so erkennen wir alsbald zwei besondere Kategorien: solche, wobei ethnische Verschiedenheiten im Spiele sind, und andere, wo dies nicht nachweisbar, die sich aber durch einen stark ausgeprägten Zug von Nomadenthum auszeichnen. Bei den Tschandala und Koragar walten entschiedene Blutdifferenzen ob. Erstere haben zwar Brahmaninnen zu Müttern, aber Çudra, d. h. Dravida zu Vätern; die letzteren sind Nachkommen südindischer Dravida, und alle diese Rassen werden von ihren Hindugebietern mit unaussprechlicher Verachtung angesehen und gelten für durchaus unrein[2]). Die Schumr Südarabiens aber sind die Reste eines eigenartigen, nun als Nation untergegangenen Volkes,

---

1) *Beil. zur Allg. Zeitg.* vom 19. Januar 1875. S. 272.

2) *Die Paria-Kaste der Koragars an der Malabarküste.* (*Globus.* XXVIII. Bd. S. 60.)

obgleich sich nicht bestimmen lässt, was dieses Volk war [1]). Offenbar gehörte es dem südarabischen Elemente an, und dieses war ein anderes als das freie Beduinenthum, welches so recht eigentlich Centralarabien kennzeichnet. Die Vertreter dieser ersten Kategorie im mitteleuropäischen Europa sind die Juden, Cagots und ähnliche Rassen. Zur zweiten Kategorie der Paria, welcher das unstäte Nomadenthum anhaftet und deren nambafteste europäische Repräsentanten die weiter unten zu besprechenden Zigeuner sind, gehören die Orang-Laut auf Malakka [2]), die Montang im Nilgebiete [3]) und die Buschmänner Südafrikas, welche beide Letzteren unter den Verfolgungen der Nachbarn zu leiden haben. Die Matebele z. B. halten die Buschmänner für vogelfrei, und ein junger Krieger würde sich wenig daraus machen, sollte ihn die Laune anwandeln, die Schärfe seines Assegais zu prüfen, versuchsweise einen Buschmann damit niederzustechen. Man kann von ihnen sagen, dass sie die Zigeuner Südafrikas sind, denn auch sie besitzen jene unzähmbare Wanderlust, die sich niemals an feste Wohnsitze gewöhnen kann [4]). Als charakteristisch für die Pariakasten lernen wir also Rassenverschiedenheit und eine Lebensweise, welche auf eine tiefere Kulturstufe hindeutet, niemals aber Glaubensfeindschaft an sich kennen. Ja in den meisten Fällen besteht nicht einmal ein Glaubensunterschied. Die südarabischen Paria sind Muhammedaner so gut wie die Cagots Christen waren. Zugleich jedoch bemerken wir, dass der Verachtung, in welcher solche Stämme gehalten werden, sich eine abenteuerliche Furcht beimischt. Die Hindu glauben von den Koragar, dass sie geheime Zauberkräfte besitzen, dass sie hexen können und Einfluss auf die alten, böswilligen Urgötter haben, in deren Macht es steht, Gutes oder Uebles zu bescheeren [5]). Die nämliche Anschauung hegte man in Europa von den Cagots, den Juden und den Zigeunern.

Die Parallele mit den Juden ist für die Zigeuner oft gezogen worden. Wie die Ausbreitung und Erhaltung der Juden, trotz der erduldeten Unbill, ein ethnologisches Phänomen ist, so gilt dasselbe von dem Zigeuner, der dem Juden überall auf der Verse sitzt, obwohl er in gewissem Sinne den vollendetsten Gegensatz zu ihm bildet. Wie

---

1) Heinrich Freiherr von Maltzan. *Reise nach Südarabien.* Braunschweig 1873. 8°. S. 189—190.

2) Vgl. Sherard Osborn. *Qusdah; or stray leaves from a journal in malayan waters.* London 1857. 8°. S. 253—254.

3) Ernst Marno. *Reisen im Gebiete des blauen und weissen Nil.* Wien 1874. 8°. S. 392 erzählt von den Montang, diesen „Elendesten und Aermsten unter den Eingeborenen, welche keine Kühe besitzen, keine festen Wohnsitze haben, sondern in der Steppe herumstreifen, sich nur hie und da kleine provisorische Grashütten errichten und hauptsächlich vom Fischfang leben. Sie sind gleichsam die Zigeuner, die Paria unter den Negern und werden von diesen selbst verfolgt und getödtet, obgleich sie nicht ein anderer Stamm sind, sondern weil sie das vagabundirende Leben der Botmässigkeit unter den Schech und Seribenbesitzern vorziehen."

4) Eduard Mohr. *Zu den Wasserfällen des Zambesi.* Leipzig 1875. 8°. I. Bd. S. 180.

5) *Globus* XXVIII. Bd. S. 60.

der Jude ist der Zigeuner fast über die ganze Erde verbreitet, wie er überall gehasst und verachtet. Seine Ahnen sind die Zott, in welchen man die Dschat erkannt hat, welche noch gegenwärtig die Hauptbevölkerung von Sindh und zwei Fünftel von der des Pundschâb bildeten [1]). Die ursprünglichen Sitze der Zott sind an die Indusmoräste zwischen die Städte Almansura und Mokran zu verlegen, wo sie als Nomaden, Hirten und Jäger lebten neben den stammverwandten, Seeraub treibenden Meid. Die Geschichte ihrer Ausbreitung [2]) ist erst ganz unlängst aufgehellt worden, indem es gelang die Etappen der Zott bis in das Romäerreich hinein zu verfolgen [3]). In den Jahren 420 bis 440 kamen 12,000 Zott nach Persien und die erobernden Araber fanden sie schon in Chuzistan und am Uferlande des Euphrat bis hinauf nach Babel: später wurden sie als Kolonen nach Anazarbos geschafft, und als 855 die Byzantiner diese Stadt einnahmen, führten sie die dortigen Zott mit ihren Frauen, Kindern, Büffeln und Kühen weg. So kamen die ersten Zigeuner nach Europa. Ihr ältester bekannter Wohnsitz in diesem Welttheile ist Morea, wo sie zweifellos nach der Mitte des XIV. Jahrhunderts erscheinen [4]); 1370 trifft man sie auch auf Korfu, wo sie im Laufe der Zeit sogar sesshaft wurden und den höchsten Grad von Gesittung erreichten; 1417 schickten sie ihre Plänklerhorden gegen das Abendland vor und 21 Jahre später, 1438 zogen sie massenhaft in die romanischen und germanischen Länder ein. Seither sind sie überall verbreitet, im äussersten Norden, in Schweden und Norwegen als Tatern [5]) wie im äussersten Süden in Spanien als Gitanos, ja selbst in Westafrika, Algier und der Sahara [6]); nach Aegypten aber drangen sie wohl direkt von Osten.

---

1) Nach Charles G. Leland. *The english Gipsies and their language.* London 1873. 8°. S. 16. stammen die Zigeuner von den indischen Paria-Kasten, besonders den Dom und Nat ab; letztere sind heute noch thatsächlich die wahren Zigeuner Indiens; die ersten Paria Indiens mögen ganz aus jenen eingeborenen Stämmen bestanden haben, welche sich weigerten die Religion der arischen Eroberer anzunehmen; schon in ihrer Heimat gehörten demnach die Zigeuner zu den gedrückten und verachteten Menschenklassen. Ueber die Zigeuner Bengalens siehe die lesenswerthe Abhandlung des Bâbu Rajendralala Mitra in *Memoirs of the Anthropological Society.* III. Bd. 1867—69. S. 120—134, der das Volk der Bediyâs mit den Zigeunern zusammenhält.

2) Siehe darüber Paul Bataillard. *Les derniers travaux relatifs aux Bohémiens dans l'Europe orientale.* Paris 1872. 8°.

3) Dies that M. J. de Goeje. *Bijdrage tot de Geschiedenis der Zigeuners.* Amsterdam 1875. 8 .

4) Franz Miklosich, *Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas.* Wien 1873. 4°., hat festgestellt, dass ein griechisches Land die älteste europäische Heimat der Zigeuner sei. Die Meinung von Karl Hopf *(Die Einwanderung der Zigeuner in Europa.* Gotha 1870). von einem noch älteren Vorkommen der Zigeuner in der Wallachei ist widerlegt worden von R. Rösler im *Ausland* 1872. No. 17. S. 406—407.

5) Ueber die nordischen Tatern hat Eilert Sundt das Beste geliefert. Eine gute Uebersicht seiner Arbeiten bringt *Globus* XXVI. Bd. S. 135, 184 und 202.

6) Siehe Paul Bataillard, *Notes et questions sur les Bohémiens en Algérie.* Paris 1874. 8°.

Der Zigeuner, das Prototyp des Nomadenthums hat sich mit der nämlichen Zähigkeit erhalten wie der Jude; sogar die Reinheit seiner Sprache, das *Rom,* hat er bewahrt, während er sich überall unter die Ansässigen mischt. Wie der Jude dem Handel, hat der Zigeuner sich gewissen Gewerben zugewandt, die er fast ausschliesslich betreibt. Die Weiber üben mit Vorliebe die Wahrsagerei und Prostitution. Die wandernden Scheerenschleifer, Kesselflicker [1]), Musikanten u. dgl., die heute noch die Hochstrasse entlang von Dorf zu Dorf ziehen, sie hängen stets in irgend einer Weise mit dem Zigeunerthume zusammen, stammen häufig davon ab und reden alle ein Jargon, welches sich wie ein gemeinsames Band um diese umherirrenden Menschen schlingt. Solche Landfahrer waren die sogenannten „Kessler", welche, kupferne Kessel und Pfannen fertigend und ausbessernd, seit dem frühen Mittelalter die Länder des westlichen Europa durchziehen. Die erste Erwähnung derselben findet sich in einer aus dem Anfang des XII. Jahrhunderts stammenden poetischen Bearbeitung der fünf Bücher Mosis, wo sie Kaltschmiede genannt, mit den Ismaeliten identifizirt und als fremde, heimathlose Leute geschildert werden, welche, betrügerischen Kleinhandel treibend, das Land durchstreifen [2]). Die Gleichstellung mit den Ismaeliten deutet auf orientalischen Ursprung hin, während zugleich der Name Kaltschmiede (nicht von Kalt, sondern von *caldaria* = Kessel) auf ihre unmittelbare Herkunft aus romanischen Gegenden schliessen lässt. In der That findet sich ihnen Verwandtes schon in Rom. Hier werden unter dem Namen *Mangones, Coctiones, Arillatores* und *Dardanarii* Leute der untern Volksklasse erwähnt, welche einen von der eigentlichen *Mercatura* geschiedenen, verachteten Klein- und Zwischenhandel trieben. Der Name *Dardanarii*, offenbar Volksname, deutet auch hier auf asiatischen Ursprung. Von Rom aus haben diese Händler ihren Weg in die Provinzen und wohl auch schon früh bis zu den Deutschen gefunden. Ein *Capitulare* Karls des Grossen richtet sich gegen die *Mangones et Coctiones,* welche als Vagabunden *sine omni lege* umherziehen und die Leute betrügen. Das *sine omni lege* bedeutet ohne Volksrecht, rechtslos, und beweist, dass diese Leute keiner der im fränkischen Reiche lebenden Nationen angehörten, also weder Germanen noch Römer waren. Im deutschen Mittelalter kommen unter dem Namen Mengen *(Mangones)* zahlreiche Arten von umher-

---

1) Auch in Montenegro, wo mein gelehrter Freund Prof. Dr. B. Bogischitsch vollkommen slavisirte, sesshafte Zigeuner entdeckt hat, üben sie ausschliesslich das Schlosser- und Schmiedehandwerk; obwohl stets im vollen Genusse aller ökonomisch-bürgerlichen Rechte, gilt dies in sozialer Beziehung nicht; so entbehren sie immer noch das *jus connubii* mit den übrigen Montenegrinern, obwohl hierüber kein geschriebenes Gesetz besteht. (*Ausland* 1874. S. 403).

2) dannen (von Ismael) choment Ismahelite,
die varent in dere werlt wite,
daz wir heizzen chaltsmide
wie sie (Josephs Brüder) Joseben bestrouften,
se den chaltsmiden verchouften.

ziehenden Krämern vor. Die sehr häufige Zusammenstellung von Kesslern und Mengen, sowie der Umstand, dass die Kessler ausdrücklich als Mengen bezeichnet werden, beweist die Zusammengehörigkeit beider; beide sind Handel- und Gewerbetreibende orientalischen Ursprungs, welche über Rom und die Provinzen nach Deutschland gekommen sind und dort eine wichtige Klasse der fahrenden Leute des Mittelalters gebildet haben. Ganz Gleichartiges zeigt sich bei einer andern Klasse dieser „fahrenden Leute", den Spielleuten. Die zahlreichen Mimen, Musiker, Tänzer, Gaukler etc., welche in der römischen Kaiserzeit auf der Bühne, auf Strassen und Plätzen und in den Palästen der Reichen das Volk belustigten, kamen aus Asien und verbreiteten sich über Rom in die Provinzen. Nach der Eroberung Galliens durch die Franken finden wir sie unter ihren alten römischen Namen an den Höfen der geistlichen und weltlichen Grossen. Von hier aus kamen sie nach Deutschland. Hier sehen wir die Kessler vom Ende des XIII. Jahrhunderts an in ganz eigenthümlicher Weise hervortreten. In einem grossen Theile des Reiches haben sie sich zu zunftartigen Brüderschaften zusammengefunden und diese stehen unter dem besonderen Schutz des Kaisers, welcher dieses Schutzrecht, den Kesslerschutz, als nutzbares Regal verleiht. Das Verhältniss der Kessler zu ihrem Schirmherrn ist das der eigenen Leute, und zwar werden sie, da ihre Leistungen in Geld-, Haus- und Kriegsdiensten bestehen, als Dienstmannen bezeichnet, stehen also den Ministerialen nahe. Jede Brüderschaft hatte innerhalb eines gewissen Distriktes (Kreises, Sturzes) das auschliessliche Recht auf Ausübung des Handwerkes. Sie wählte aus ihrer Mitte einen Schultheiss, dem ein Schöffengericht zur Aburtheilung der die Genossen betreffenden Rechtssachen zur Seite stand. Jährlich einmal traten die Kessler eines Kreises zu einer Tagsatzung zusammen. Hier wurden die Angelegenheiten des Handwerks erledigt, zugleich auf gemeinsame Kosten geschmaust und gejubelt. Die Bezeichnung „Kesslertag" wurde sprüchwörtlich für lärmende, streitvolle Zusammenkünfte.

Der Kesslerschutz ist aus dem Rechte und der Pflicht der Kaiser entstanden, fremden und als solchen rechtlosen Personen durch Gewährung von Schutz Rechtssicherheit zu verschaffen. Dieses Schirmrecht hat sich in all den Fällen, wo die Beschützten in der Lage waren, werthvolle Gegenleistungen zu bieten und durch korporativen Zusammenhalt auf Entwickelung ihrer Rechte hinzuwirken, derart ausgebildet, dass es für die Kaiser zu einem nutzbaren Regal, für die Beschirmten aber zu einer Quelle von Freiheiten und Privilegien ward. So beim Judenschutz, beim Kesslerschutz und dem Schutz der Spielleute. In der angegebenen Weise ausgebildet hat sich der Kesslerschutz unter den Hohenstaufen; er findet sich nur innerhalb derjenigen Territorien, welche Reichsland oder hohenstaufisches Gebiet waren. Vom XV. Jahrhundert an wird allmälich aus dem „Landfahrerrecht" der Kessler ein Recht des kaiserlich befreiten „Handwerks der Kupferschmiede". Die zünftigen Kessler werden ansässig, die Kesslertage kommen ausser Uebung, der Kesslerschutz geräth in Vergessenheit. Das zünftige Handwerk verfolgt die herumziehenden Kaltschmiede,

welche nach alter Art ihr Geschäft betreiben, als „Pfannenflicker, Störer, Stumpfler, Juden und Judengenossen“. Diese scheiden ganz aus den Kreisen der vornehmen Kupferschmiede und kommen lediglich noch neben den kesselflickenden Zigeunern als Bestandtheil des modernen Gauner- und Vagabundenthums in Betracht. Die Wenigsten lassen es sich träumen, dass man überall, selbst in der gesitteten Gesellschaft, auf diese Reste des Nomaden- und Zigeunerthumes stösst. Der Zigeuner ist der einzige Mensch, von dem man mit Sicherheit zu behaupten gewagt hat, er besitze keine positive Religion, kein Band, das ihn mit der geistigen Welt verknüpft, nichts als ein paar gleichgültige Aberglauben und Legenden [1]). Zigeuner und Jude, Atheist und Theist, sie können aber doch des Aberglaubens sich nicht entschlagen.

Trotz aller Missachtung und Verfolgung sind alle die genannten Stämme überall nicht nur gediehen, sondern auch zu mehr oder minder bedeutendem Einflusse gelangt. Das Judenthum stand an und für sich den feindlichen Christenvölkern durch die Religion nahe, welche eine Menge jüdischer Anschauungen und Sitten aufnahm und verbreitete. So trat die jüdische Beerdigung an Stelle des heidnischen Leichenbrandes, die jüdische siebentägige an Stelle der alten achttägigen Woche der Römer, so ging die jüdische Verehrung von Engeln in den christlichen Glauben, so der Name Sabbath in alle romanischen, ja selbst in die deutsche Sprache über. In gleicher Weise ist das Englische durch die Romsprache mit einer Menge Ausdrücke bereichert worden. Auch in der Literatur sind diese Ausgestossenen nicht zurückgeblieben und haben selbst in der Wissenschaft sich eine namhafte Stellung zu erringen gewusst. Juden standen lange bei den Orientalen und als Verwandte der Araber im höchsten Ansehen der ärztlichen Wissenschaft und waren bis ins XVI. Jahrhundert Leibärzte der Päpste. Die Baronsfamilie Piere Leone, deren einer als Anaklet II. bis auf den heiligen Stuhl gelangte, waren Juden aus dem benachbarten Ghetto deren Name — Löwenstein — aus dem Hebräischen übersetzt ward, wie unser gleichlautender Judenname. Es ist dies vielleicht das älteste Beispiel einer Adelsfamilie jüdischen Stammes, den der Papst Piere Leone selber niemals verheimlichte. An den Höfen der Fürsten gingen die Hofjuden aus und ein. So weit brachten es die Zigeuner wohl nicht, wie denn ihre literarischen Leistungen, trotz ihrer hohen geistigen Regsamkeit und lebhaften Phantasie, im Allgemeinen geringe sind. Nur ein einziger bedeutender Schriftsteller ist aus ihrer Mitte hervorgegangen, der grosse Mystiker und Bussprediger John Bunyan zur Zeit Jakobs II. Die Cagots und verwandten Stämme haben in bearnischer, baskischer, gascognischer und bretagnischer Mundart eine eigenthümliche poetische Literatur geschaffen [2]).

Wie man sieht, handelt es sich hier um eine Reihe identischer

1) Leland. A. a. O. S. 10. Die Religionslosigkeit der Zigeuner scheint mir übrigens keineswegs erwiesen.

2) Proben davon bei Francisque Michel. A. a. O. II. Bd. S. 124—183.

kulturhistorischer Erscheinungen, denen in erster Linie das ethnische Moment zu Grunde liegt. Und es ist dabei nicht der wissenschaftlich erwiesene nähere oder entferntere Verwandschaftsgrad bestimmend, sondern die instinktive Abneigung gegen Alles, was nicht dem eigenen Volke angehört. Römer und Griechen stehen sich, wie wir heute wissen, ethnisch nahe, dennoch betrachteten sie sich anfangs gegenseitig als Barbaren und die jetzige wissenschaftliche Ueberzeugung von ihrer Verwandtschaft hätte bei ihnen nur wenig Glauben gefunden. Dieser instinktmässige Hass aller Völker gegen das Fremde, den nur ein langwieriger Kulturprozess zu mildern vermag, wird noch verschärft durch andere Umstände, wie z. B. Glaubensverschiedenheit, die in ihrem Antagonismus zu gegenseitiger Herabsetzung und Verunglimpfungen führen kann. Der Stärkere misshandelt dann allemal den Schwachen. Im Mittelalter waren die Schwächeren die Juden, die früher selbst alle Andersgläubigen mit Stumpf und Stiel auszurotten liebten. Ja die christliche Unduldsamkeit war selbst jüdischen Ursprunges und ihnen geschah nun, wie sie einst gethan. Dazu kommt die Verschiedenheit des Denkens bei verschiedenen Völkern überhaupt. Der allgemeinste Irrthum, dem man im Mittelalter und auch heute anhängt, ist wohl die Meinung, alle Menschen hätten einen Geist wie wir, seien mit den nämlichen moralischen Vorstellungen begabt wie wir, sähen die Dinge im Ganzen so ziemlich im nämlichen Lichte wie wir. Die Wahrheit aber ist, dass der Chinese, der Indianer Amerikas, der Zigeuner ganz anders denkt als der Europäer; der Moralist beschuldigt ihn dann kurzweg einer schiefen Moral; in Wahrheit liegt aber eine verschiedene Moral vor. So schien denn dem europäischen Mittelalter das Fremde an sich verdammenswerth und so scheint manchem modernen Kulturhistoriker das Mittelalter an sich verdammenswerth. Er ist eben selbst noch ein Stück Mittelalter.

Rechtsverhältnisse im Mittelalter.

An den Erscheinungen des mittelalterlichen Rechtslebens bei allen Kulturvölkern lässt sich nicht minder deutlich das Aufsteigen aus barbarischen zu gesitteteren Zuständen studiren, wobei der Vergleich mit den heutigen Verhältnissen niedriger Stämme überaus lehrreich ist. In der That gibt es gar kein Entwicklungsstadium der dermalen civilisirten Menschheit, welches sich nicht heute noch bei dem einen oder dem anderen Naturvolke wiederfände. Die Ethnographie zeigt in der Gegenwart neben einander, was in der Geschichte einzelner Völker auf einander folgt; und wenn längst überwundene Anschauungen der eigenen Vergangenheit bei weit entfernten, minder gesitteten Menschen wiederkehren, so liegt darin wohl ein starker Beweis, dass sie ein nothwendiges Durchgangsstadium für die Kultur bildeten. Wie das Embryo in seiner Entwicklung aus dem Ei zum ausgebildeten Individuum in schneller Folge und allgemeinen Umrissen die langsam erfolgte Umwandlung des ganzen Stammes durchläuft, wie der Mensch

in seiner geistigen Entwicklung vom Augenblicke der Geburt bis zum Mannesalter in schneller Folge und allgemeinen Umrissen die langsam erfolgten Kulturwandlungen durchläuft, so muss jeder einzelne Zweig der Kultur eines Volkes sämmtliche Stadien seiner Entwicklung bei allen Völkern durchlaufen. *Nil humani a me alienum puto,* sagte Terentius und die ärgsten Ausschreitungen der Barbaren bleiben für den Forscher stets menschlich. So haftete denn den Rechtsverhältnissen des Mittelalters lange der Charakter der Grausamkeit und Willkür an, wie jetzt noch bei tieferstehenden Stämmen. Fast allgemein bezog sich die Rechtsgleichheit nur auf die Mitglieder desselben Volkes, während Fremde, z. B. die Wenden und Slaven in Deutschland völlig rechtlos dastanden. Das ethnische Moment machte sich mit unverkennbarer Gewalt geltend. Bei den germanischen Stämmen herrschte ursprünglich allenthalben Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, welche allmählig bei fortschreitender Gesittung dem geheimen Verfahren wich. Da die Gegenwart die Oeffentlichkeit der Rechtsverhandlungen wieder zum obersten Grundsatze erhoben hat, so ist man nur zu gerne verleitet in dem heimlichen Gerichtswesen einen Rückschritt zu erblicken. Dass es dies nicht war, ergibt jedoch die Betrachtung, dass die Oeffentlichkeit der früheren Epoche nicht den heute massgebenden Gefühlen und Anschauungen entsprungen, der spätere Zustand aber eine Folge der Umgestaltung in den allgemeinen Sozialverhältnissen war. Die Epoche, in der die Rechtsbücher entstanden, war offenbar jener überlegen, wo der gesammte Rechtsschatz, weil sehr gering, jedem Einzelnen geläufig. Nur die Armuth des Rechtsschatzes ermöglichte das altgermanische, öffentliche mündliche Gerichtsverfahren, indem es Jeden befähigte mitzurathen und mitzustimmen. Die vergleichende Völkerkunde lehrt nun, dass, je freier eine Nation, desto verwickelter ihre Gesetze werden. Die Einfachheit und Klarheit des Rechtes steht immer in umgekehrtem Verhältnisse zur Freiheit und Gesittung eines Volkes. In der Gegenwart erfordert die Rechtskenntniss ein jahrelanges, anstrengendes Studium und ist daher das Privilegium einer geringen, auserlesenen Zahl geworden, welche dieselbe zu ihrem Lebenserwerbe und Berufe macht. Die wenigen Rechtssätze der durch gemeinsame Rechtsideen charakterisirten germanischen Völker belasteten das Gedächtniss nur wenig, erforderten kein Studium. In allen übrigen Fällen, und dies waren die meisten, trat die Selbsthülfe ein. Nun hat das Recht seinen Ausgang von den Zeiten der Selbsthülfe genommen, um mit ihrer möglichsten Ausschliessung zu enden, was gänzlich noch nicht gelungen ist. Begreiflicherweise begegnen wir auf diesem langen Wege noch vielfachen Ausdrücken der Selbsthülfe, welche uns als „empörende Ausschreitungen" erscheinen, indess das Merkmal aller niedrigen Civilisation sind. Eine solche Erscheinung ist das in der ersten Hälfte des Mittelalters allgemein herrschende Faustrecht, dann die Vehme und die im freien Nordamerika der Gegenwart auftretende Lynchjustiz. Als mit wachsender Gesittung auch das Recht sich entwickelte, schränkte dieses durch Gesetze die Selbsthülfe immer mehr ein, d. h. es ver-

ringerte die Anzahl der vom Gesetze nicht vorhergesehenen Fälle, entzog aber zugleich dadurch dem Einzelnen die Möglichkeit, den gesammten Rechtsschatz zu beherrschen. Die Rechtskenntniss ward zur Rechtskunde, die naturgemäss von der grossen Masse des Volkes nur auf Einige überging, die sich damit befassen wollten. Die Betheiligung der rechtsunkundigen Menge am Gerichtsverfahren hörte nun von selbst auf, und vom gelehrten Richter zum geheimen Verfahren war nur ein geringer Schritt. Die Handhabung der Rechtspflege lieh aber dem Ausübenden solche Macht, dass Staat und Kirche sich ihrer naturgemäss zu bemächtigen streben mussten. Da nun jeder Gebrauch den Missbrauch unabwendbar in sich schliesst, tritt dieser bei dem geringen Stande der mittelalterlichen Kenntnisse vielfach und grell zu Tage. Heute ist es allerdings leicht diese Missstände zu beleuchten und zu bejammern, schwer war es aber die Stufe zu erreichen, welche diese Misstände charakterisiren. Die Rezeption des römischen Rechtes, das einem civilisirten Volke angehört hatte, schuf zuerst feste, wenngleich keineswegs tadellose Rechtszustände, geschah aber erst, nachdem die Universitäten entstanden und eine früher fehlende Gelehrsamkeit geschaffen hatten, die sich nunmehr auch dem Studium des alten römischen Rechtes zuwandte.

So ist denn Alles und Jedes im Mittelalter, was den Tadel der Jetztzeit erfährt, die Folge geringeren Wissens, kurzweg Unwissenheit genannt. Diese Unwissenheit dem Mittelalter zum Vorwurfe zu machen, ist aber so töricht, als vom Kinde die Einsicht des Jünglings, vom Jünglinge die Reife des Mannes, vom Manne die Weisheit des Greises zu fordern. Alle Kultur ist nur eine Summe von Wissen. Wissen will aber erworben werden und das Erwerben verlangt Zeit. Offenbar konnte die civilisirte Menschheit vor fünf Jahrhunderten nicht wissen, was sie heute weiss, und in wieder fünf Jahrhunderten werden wir vielleicht selbst noch zum Mittelalter gerechnet werden. Grund genug, die Nachtseiten des Mittelalters milde zu beurtheilen. Auch die Barbarei der Naturvölker beruht auf Unwissenheit. Gewiss entsprangen der Unwissenheit eine Unzahl jener Verfügungen, die heute unser Entsetzen erregen, namentlich die Rohheit der Strafen und der Urtheilsvollstreckung. Mit dem Gedanken der Bestrafung verknüpft sich nur allzu leicht und frühzeitig jener der Rache, der zur Blutrache führt. Diese Satzung, so sind wir belehrt worden, verdient nicht etwa unseren Abscheu, sondern haben wir in ihr den ersten Versuch zur Begründung des Rechtsschutzes zu verehren. Alle Völker der Erde haben in Vorzeiten dieses Gebot beobachtet, welches zum Lebensschutze ersonnen worden ist. Mildern sich die Sitten, so wird die Sühnung durch Geldeswerth zur Gewohnheit und es entwickelt sich daraus der Brauch des Wer- oder was dasselbe sagen will, des Leutgeldes. Wo solche Bussen auferlegt werden, hat vormals überall Blutrache geherrscht[1]. Das Wergeld ist demnach

---

1) Peschel hat gezeigt, dass die Blutrache der erste Versuch zur Begründung

nicht das Ursprüngliche, sondern die zweite Etappe auf dem langen Entwicklungsgange des Strafrechtes. In der Blutrache selbst erblicken wir keinen Ausfluss eines instinktiv gefühlten göttlichen Gesetzes, sondern vielmehr eine lediglich aus der Familie hervorgewachsene Pflicht, die aber immerhin auf der Idee der Beschädigung beruhte; denn wer z. B. unter Arabern seinen eigenen Verwandten umbringt, verfällt keinem Rächer, da er sich selbst geschädigt hat, und ebensowenig zieht die Tödtung eines Vogelfreien oder aus dem Stammverband Gestossenen irgend welche Folgen nach sich. Man sieht, damit die Handlung straffällig werde, muss sie an einen Fremden, gleichsam am fremden Eigenthum verübt worden sein; das Strafrecht entquillt somit dem Begriffe des Eigenthums, von welchem wir wissen, dass er in der Bildung und Entwicklung der Familie eine hochwichtige Rolle spielt.

Die Blutrache fordert eine entsprechende Wiedervergeltung: *lex talionis.* Auch in der römischen Gesellschaft hat sich das Strafrecht aus dieser Vorstellung entwickelt, denn zur Zeit der Zwölftafelgesetze wurde noch immer, wenigstens bei schweren Körperverletzungen die Wiedervergeltung vollstreckt, wenn der Beschädigte nicht vorzog, sich abfinden zu lassen. Diese Abfindung, das Wergeld, bezeichnet einen bedeutungsvollen Schritt von der Barbarei zur Civilisation, es setzt den Privatfehden ein Ziel und wirkt zur Verbreitung des Friedens hin. Das Wergeld ist die erste Anlage jener Institutionen, auf welche sich unsere Civilgesetze aufbauen.

Was sich ausnahmslos an allen übrigen Institutionen der Menschheitsgeschichte beobachten lässt, es wird auch hier zur Wahrheit: unter den Strafgesetzen und strafgerichtlichen Vorgängen, welche heute am ungerechtesten erkannt werden, ja deren Namen wir nicht ohne Schauder auszusprechen vermögen, gibt es fast keinen, der nicht ursprünglich in der Epoche des Entstehens ein merklicher Kulturfortschritt gewesen wäre. Den Zeiten des Wergeld gegenüber war die feudale Gesetzgebung ein offenbarer Fortschritt, da sie die Interessen einer Mehrheit zu wahren strebte. Das kanonische Recht, neuer Fortschritt, indem es die Gewalt des Lehensherrn einzuschränken trachtete. Man weiss, welche furchtbare Waffe im Mittelalter die Exkommunikation war, gleichviel, ob sie der Papst oder der Bischof verhängte. In der Weigerung des heiligen Ludwig sich und die Organe des Königthums zu Schergen der bischöflichen Willkür zu machen, welche ihre Exkommunikationen mit allen daran haftenden Folgen, wie die Vertreibung des Exkommunizirten aus seinem Besitzthume u. dgl. durch die königliche Macht ausgeführt wissen wollte, darf man das erste Beispiel einer Unterscheidung zwischen weltlicher und geistlicher Macht erblicken.

Im Lichte eines Fortschrittes glänzt auch der barbarische Brauch der Gottesurtheile und des gerichtlichen Zweikampfes.

---

eines Rechtsschutzes sei (*Völkerkunde*, S. 247—250) und die Liste der den Gottesgerichten huldigenden Stämme umfasst keineswegs die niedrigsten Menschentypen.

Dass die „Gottesgerichte“ keine spezifische Erfindung des Mittelalters sind, zeigt deren weite Verbreitung in Asien und Afrika, wo sie heute noch in derselben Blüthe stehen wie vor tausend Jahren [1]). Die Entstehung der Gottesurtheile oder Ordalien geht in die Kindheit der Völker zurück. Sie sind desshalb meistens heidnischen Ursprungs; nur einzelne, wie die Kreuz- und Abendmahlsprobe, verdanken ihre Entstehung dem Christenthume. Die Gottesurtheile beruhen auf dem naiven, starken Glauben, dass die Gottheit unmittelbar einschreite, um nöthigenfalls durch Aufhebung oder Durchbrechung der Naturgesetze, die Unschuld zu schützen und die Schuldigen zu strafen. In dem Glauben an eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit haben die Gottesurtheile eine grosse Aehnlichkeit mit den Auspizien (Weissagung aus dem Vogelflug) und den Orakeln. Die Ordalien finden sich, wie gesagt, bei allen Völkern; am ausgebildetsten waren sie aber bei den alten Indern und bei den Deutschen im Mittelalter. Doch noch jetzt sind sie im Gebrauch bei manchen uncivilisirten Völkern Afrikas und Hinterasiens. Das Gottesurtheil diente oder dient, für sich allein oder als Ergänzung zu andern Beweismitteln, namentlich zum Eid, als Beweismittel zur Erforschung der thatsächlichen Wahrheit in einer richterlichen Streitsache, und zwar sowohl im Civil- als Kriminalprozess. Sodann wurde das Ordal aber auch, wiewohl seltener, zur Entscheidung bei Meinungsverschiedenheiten in ethischen, religiösen oder politischen Fragen angewendet. Die Gottesurtheile wurden gewiss im Ganzen selten gebraucht und, ausser dem gerichtlichen Zweikampf, in der Regel nur bei geringeren und unfreien Leuten, welche sonst ganz rechtlos gewesen wären, für welche also unter Umständen das Gottesurtheil eine Wohlthat war. Die Ordalien waren mit feierlichen Gebets- und Fluchformeln umgeben und die Furcht vor denselben wirkte wohl in der Regel mehr als die Ordalien selbst, indem dadurch die Schuldigen zum Geständnisse gebracht wurden. Ohne Zweifel gab es auch Mittel, um sich vor den mit den Gottesurtheilen verbundenen Gefahren durch List und Betrug zu schützen. Gebräuchlich waren bei den Indern wie bei den Deutschen besonders die verschiedenen Feuer- und Wasserproben; ferner bei jenen der Gifttrank, das Trinken von geweihtem Wasser u. a., bei diesen das Essen des geweihten Bissens, die Abendmahls- und die Kreuzprobe. Verboten durch Papst Innozenz III. erhielten sich doch einzelne Ordalien noch länger, namentlich bei den später zu betrachtenden Hexenprozessen. Der mittelalterliche Zweikampf, nur eine bestimmte Form des Gottesgerichtes, erscheint gleichfalls, den selbst bei höheren Völkern wie die Hindu üblichen Praktiken gegenüber, als Kulturgewinn. Vor seiner Einführung, gegen Ende des X. Jahrhunderts, galt der Eid als der grosse gerichtliche Beweis. Wer einen Meineid schwören wollte, durfte sicher sein, zu gewinnen. Dem Ueberhandnehmen des Meineides vor-

1) Jakob Grimm will noch die letzten Spuren dieses Wahnes in dem modernen Duell erkennen. Indess kann man darin recht wohl den Ausbruch der noch nicht ganz unterdrückten Selbsthülfe sehen.

zubeugen, ersann man den richterlichen Zweikampf, denn man schwört leichter einen falschen Schwur, als man einer kalten Schwertspitze entgegentritt, zumal wenn die Gewissensruhe fehlt. So war Kaiser Otto der Grosse nicht so sehr im Unrechte, als er den gerichtlichen Zweikampf an die Stelle des Eides treten liess. Stets aber blieb er ein der Unwissenheit entspringendes Auskunftsmittel, weil man auf andere Art die Schuld noch nicht zu ermitteln wusste. Mit grösserem Rechte trachtete daher drei Jahrhunderte später Ludwig IX. den gerichtlichen Zweikampf einzuschränken und im Vereine mit Beaumanoir und Fontaines durch ein anderes Beweissystem zu ersetzen. Dieses ist nun die Grundlage zu den späteren legalen Beweisen geworden, wo das Gesetz an Stelle des Richters urtheilte. Hierher gehört z. B. die barbarisch-naive Anschauung: „Wenn jemand seinen Feind mit einem Unglücke droht, und dieses Unglück trifft ein, so ist der Urheber der Drohung auch nothwendigerweise der Urheber des Unglückes." Man kann leicht ermessen, wie vielen Unschuldigen dieses Gesetz das Leben gekostet. Dennoch war das System der legalen Beweise, mit gewissen Modifikationen allerdings bis zum XVIII. Jahrhunderte dauernd, seinerzeit eine nützliche Reform, indem es das unbeugsame Gesetz an Stelle der richterlichen Willkür oder Leidenschaft setzte; in barbarischen Epochen ein unbestreitbarer Fortschritt.

Als die grösste Grausamkeit vergangener Zeiten ist sicherlich die Tortur zu betrachten, die wir ganz entschieden als ein Ueberbleibsel einstiger Barbarei in Anspruch nehmen, ohne in ihr irgend eine Spur des menschlichen Strafrechtes zu erkennen. Das Prinzip der Folter kehrt fast auf allen Blättern der Geschichte wieder, die Theokratien des Alterthums überliessen es den fortgeschritteneren Staaten. In Aegypten, in Asien, in Griechenland, überall die Folter; die römischen Digesten enthalten ein Kapitel *de quaestionibus et tormentis*; das Alterthum hinterlässt die blutige Erbschaft dem Mittelalter, dessen Gerichtspflege dieses Mittel lange verstossen hatte. In Frankreich geschieht ihrer erst in einer königlichen Verordnung von 1254 Erwähnung, welche die Anwendung der Tortur auf ehrliche und gut beleumundete Personen, gleichviel ob reich oder arm, besonders wenn die Anklage auf der Aussage nur eines Zeugen beruht, verbietet. Darin liegt allerdings der Beweis, dass die Folter im Gebrauch stand. Die königliche Verordnung wandte sich aber nur an Südfrankreich, oder besser gesagt an einige Städte des Languedoc, welche den Traditionen des römischen Rechtes treu geblieben waren. Im Norden ist um jene Zeit die Tortur völlig unbekannt; man findet davon nirgends eine Spur. Hundert Jahre später, unter dem Einflusse des römischen Rechtes, für dessen Reception die Schule zu Bologna thätig war, ist die Tortur zum allgemein anerkannten Verfahren geworden, welches vier lange Jahrhunderte mit seinem Kodex, seinen Regeln und seiner Kasuistik beschäftigte. Unter den Kasuisten der Folter sind die grossen Kriminalisten des XV. und XVI. Jahrhunderts zu nennen. In Italien erhoben sich Angelo di Gambigni, Augustin von Rimini, Hyppolit von Marsigli, Giulio, Claro, Farinaco, mehr denn einmal gegen die Grausamkeit

der Richter, welche die Folter missbrauchten; sie alle aber erkannten sie als gerechtfertigt an. Der Holländer Damhouder huldigt der nämlichen Anschauung und der Deutsche Carpzow preist gar als Fortschritt die sinnreiche Erfindung neuer Marterwerkzeuge. In Frankreich zuerst erschollen Proteste nicht nur gegen die Anwendung, sondern gegen den der Folter zu Grunde liegenden Gedanken.

Bei dieser Gelegenheit ist wohl der Hinweis am Platze, dass der Mensch im Allgemeinen kein friedfertiges, sondern von Natur aus ein grausames Geschöpf ist, wie die meisten fleischfressenden Thiere. Selbst in unserer Mitte gibt es noch, wie John Stuart Mill betont, „Personen, welche von Charakter, oder, wie man zu sagen pflegt, von Natur aus grausam sind, welche ein wirkliches Vergnügen daran empfinden, Schmerz zu bereiten oder bereiten zu sehen. Diese Art von Grausamkeit ist nicht blosse Hartherzigkeit, oder Mangel an Mitleid oder Gewissensbissen; sie ist eine ganz positive Erscheinung, eine Art von wollüstiger Erregung. Der Osten und der Süden Europas hatten und haben wahrscheinlich noch zahlreiche Beispiele dieses Hanges aufzuweisen." Dieser Hang ist aber noch viel häufiger und es frägt sich, ob irgend Jemand davon gänzlich frei sei, obgleich es natürlich jedem moralisch genügend Gebildeten, um die niederen den höheren Trieben unterzuordnen, mehr oder minder gelungen ist, diesen Hang durch Nichtgebrauch abzutödten. Kurzum, der Völkerkundige wird seinen Beifall der Behauptung kaum versagen können, dass der Trieb der Grausamkeit einer der Grundinstinkte unserer Natur sei, obgleich er, wie die anderen, in seiner natürlichen Intensität bei den verschiedenen Individuen stark variirt und ferner durch die mannigfaltigen Einflüsse der Erziehung auch sehr verschieden modifizirt wird. Die Natur dieser Neigung gelangt trefflich in Mills obigem Satze zum Ausdrucke, wonach sie eine besondere Art wollüstiger Erregung ist. Dies erklärt auch, warum sie in der Regel stärker ist bei männlichen, als bei weiblichen Individuen, und warum sie in warmen Himmelsstrichen intensiver auftritt. Bemerkenswerth bleibt auch, dass, obwohl so nahe verwandt mit der Leidenschaft der Liebe, sie sich weit früher in der Lebensgeschichte des Individuums entwickelt. In der That sind die Kindheit und das Jünglingsalter, wenigstens in der gesitteten Gesellschaft, jene Stadien, worin die Grausamkeit am auffallendsten sich äussert. Die Ursache dafür liegt wohl darin, dass in jenem Lebensalter die einschränkende Kraft, welche in späteren Jahren die Reflexion ausübt, noch nicht zur Thätigkeit wachgerufen ist. Dass die Grausamkeit eine positiv thierische Seite der menschlichen Natur bildet, dürfte kaum irgend Jemand in Zweifel zu ziehen gesonnen sein, und es ist interessant zu wissen, dass sich dieselbe beim Affen am ähnlichsten äussert[1]). Die Grausamkeit des Mittelalters wird uns also wiederum

1) Bekanntlich zeigen diese Thiere das höchste Entzücken, wenn sie andere martern können, lediglich um des Vergnügens des Marterns willen; aber nicht allgemein bekannt ist, wie viele Mühe ein Durchschnittsaffe es sich kosten lässt, diesen Trieb zu

durch die Beobachtung verständlich, dass die Völker noch jugendlicher, von ihren Ausgangspunkten noch weniger entfernt waren, wie jetzt. Die natürliche Grausamkeit wird durch die Kultur gemildert, bis jetzt jedoch noch nirgends völlig unterdrückt. Der Begriff „Humanität" existirte und existirt heute nicht bei der Mehrzahl der Menschheit. Das Mittelalter war noch nicht in den Irrthum verfallen abstrakte Begriffe aufzustellen, wie Humanität, Menschenwürde u. s. w., und an deren Wahrheit zu glauben. Dieser Irrthum einer späteren Epoche war aber selbst ein Kulturfortschritt. Die Behandlung der Menschen spiegelt sich in der Behandlung der Thiere wieder. Den Gedanken der „Thierquälerei" als etwas „Unsittliches", Strafwürdiges vermochte das Mittelalter nicht zu fassen; er hat sich erst in der Neuzeit und nur bei den höchsten Kulturvölkern entwickelt; ja das Mittelalter behandelte das Thier oft gleich einem gewöhnlichen Missethäter und stellte es vor Gericht.

Man hat bemerken wollen, dass die Strafen bei den deutschen Völkern in dem Maasse strenger geworden seien, in welchem die Macht der Fürsten sich erweiterte, und dies ist sehr wahrscheinlich. Allein die zunehmende Strenge der Strafen bekundet selbst wieder einen Fortschritt, trotz ihrer abschreckenden Grausamkeit. Lehrreich sind in dieser Hinsicht Dr. Eulers Mittheilungen über das Strafrecht der freien Reichsstadt Gelnhausen. Während noch 1419 Todtschlag nur mit Geldbusse und Verbannung *(exilium)* gestraft wird, verhängt sechzig Jahre später der Rath nach Willkür die grausamsten Strafen. Im Zeitraume von einem halben Jahrhunderte haben sich also die Ansichten über den Schaden, welcher der menschlichen Gesellschaft durch den Todtschlag zugefügt wird, wesentlich berichtigt, wenn auch diese Berichtigung in erhöhter Grausamkeit ihren Ausdruck fand.

Hexenglaube und Hexenprozesse.

Unter den Verstandesverirrrungen, welche in das Gebiet der Rechtspflege gehören, stehen zwei obenan, die zwar nur mit ihren

---

befriedigen. Ein Beispiel genügt. Ein Naturforscher, der lange in Indien gelebt, versichert, nicht selten gesehen zu haben, wie Affen sich ein bis zwei Stunden lang todt stellten, bloss nur um Krähen oder andere fleischfressende Vögel in erreichbare Nähe anzulocken; hatte er dann den Vogel erwischt, so that der entzückte Affe ihm dann alle erdenklichen Martern an, worunter das Rupfen bei lebendigem Leibe am beliebtesten war. Da es von keinem anderen Thiere bekannt ist, dass es, um zu peinigen, grausam sei — das Spielen der Katze mit der Maus gehört doch in eine andere Reihe von Erscheinungen — so dürfen wir wohl dem englischen Forscher in der Annahme beipflichten, dass, wenn der Ursprung des Grausamkeitstriebes je eine wissenschaftliche Erklärung findet, diese in irgend einer mit dem Affenleben zusammenhängenden Seite liegen werde. (Londoner *Nature* XI. Bd. S. 149). Auch der belgische Naturforscher Houzeau hat über die gehässigen und grausamen Instinkte und Gefühle der Menschen und Thiere eingehende Untersuchungen angestellt.

Wurzeln in das Mittelalter zurückreichen, die ich aber hier gleich im Zusammenhange behandeln will: die Hexenprozesse und die Inquisition.

Der Glaube an Hexen findet sich fast bei allen Völkern, und wo man keine Hexen kennt, dort gibt es männliche Zauberer oder Hexenmeister. Von den europäischen Kulturnationen ganz abgesehen, konstatirte A. Bastian Hexen und Nixen in Imeretien [1]) aber auch bei den weitenferntesten Banar in den Gebirgen Hinterindiens [2]). Die *Nats* der Birmanen und die *Noaiden* oder Zauberer der Lappen [3]) gehören wohl auch hierher. Hutchinson berichtet von *Gualichi* oder Zauberern bei den Pampas-Indianern Südamerikas [4]), und Nachtigal begegnete dem Glauben an Behexung bei den Sonhrai-Negern im Süden Bagirmis [5]), Ernst Marno fand den Glauben an Hexenwesen und *Sahahir* oder Zauberer in ganz Sennaar weit verbreitet [6]). Auch in dem Camerungebiete des äquatorialen Westafrika treiben sie ihr Wesen [7]). Die bengalischen Kolh sind dem gleichen Hexenwahne ergeben und F. Kanitz belehrt uns, dass die Hexen auch bei den Bulgaren nicht fehlen. Namentlich fürchtet man dort bei verstorbenen alten Weibern, dass sie *vesterici* (Hexen) werden und als röthliche Schmetterlinge das Blut der kleinen Kinder aussaugen [8]). Damit hängen wohl auch die südslavische *Vila* und der unheimliche Vampyrglaube zusammen. Ich könnte noch sehr lange fortfahren mit der Aufzählung ähnlicher Erscheinungen, doch genügt die obige Liste sicherlich um unzweifelhaft darzuthun, dass die Hexen kein Produkt der europäischen Phantasie [9]) oder gar des Klerus sind; sie stehen vielmehr gewiss mit dem Teufelsglauben in Verbindung [10]), der selbst aus der vorchristlichen Vergangenheit stammt und den die Kirche zuerst vergeblich bekämpfte, dann aber als Mittel zur Herrschaft benutzte. Der Hexenglaube ist nachgewiesen als ein Ueberlebsel aus der Steinzeit, der wie dies an solchen Ueberlebseln bemerklich, plötzlich wieder hervorbrach. Historisch beglaubigt lässt sich das Zauberwesen schon in den Keilinschriften nachweisen, dann durch alle Zeiten des heidnischen Orients, sowie des klassischen Alterthums verfolgen, und es ist kein Moment im späteren Hexenwahne, das nicht schon seinen Keim oder sein Vorbild in der Vergangenheit hätte. Doch skizziren wir den Gang der Entwicklung weiter.

---

1) *Ausland* 1868. S. 253—255.

2) *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin.* 1866. S. 41.

3) Prof. Frijs *über die Zauberer bei den Lappen. (Globus* XXI. Bd. S. 316—317).

4) Thomas Hutschinson. *The Paraná.* London 1868. 8°. S. 22.

5) *The geographical Magazine.* 1874. S. 281.

6) Marno, *Reisen im Gebiete des blauen und weissen Nil.* S. 197.

7) *Zeitsch. d. Gesellsch. f. Erdkunde in Berlin* 1864. S. 199. 208.

8) F. Kanitz, *Donaubulgarien.* I. Bd. S. 80.

9) Ausführliches über die Hexen siehe bei Roskoff, *Geschichte des Teufels;* und in Soldans *Geschichte der Hexenprozesse.* Neu bearbeitet von Dr. Heinrich Heppe. Stuttgart 1880. 8°. II. Bd.

10) Z. B. bei den Makalolo in Südafrika nach Livingstone.

Am Ausgange der alten Kultur konstatirt Soldan eine grosse, allgemeine Dämonenfurcht — begreiflich, man hatte sich skeptisch-lächelnd, stoisch-hochmüthig und epikuräisch-frivol von den leichten Göttern losgesagt und fiel um so haltloser den dunklen Mächten anheim. Nun trat aber gerade das junge Christenthum als siegesbewusster Ueberwinder des Dämonismus auf; vor dem Kreuze müssen Teufel und Unholde fliehen, dem Namen Jesu hält kein Dämonenspuk Stand, und aus dem Besessenen muss der unreine Geist entweichen. So fühlte sich die Christenheit, und diese gesunde Zuversicht behielt bis ins XIII. Jahrhundert das Uebergewicht. Ja, was gewiss höchst beachtenswerth, während dieses langen Zeitraumes fehlt es nicht an authentischen Zeugnissen, wonach gerade der Glaube an die Existenz von Hexen für verwerflich und lächerlich galt. Die spanische Synode von Braga dekretirte 563: „Wer da glaubt, dass der Teufel, weil er einige Dinge in der Welt hervorgebracht hat, auch aus eigener Macht Donner und Blitz, Gewitter und Dürre mache, der sei verflucht.“ Eine Paderborner Synode vom Jahre 785 bestimmt: „Wer vom Teufel verblendet, nach Weise der Heiden glaubt, es sei jemand eine Hexe . . . der soll mit dem Tode bestraft werden.“ Der sogenannte Ancyranische Kanon Episcopi macht den Bischöfen zur Pflicht, den Glauben an eine Möglichkeit dämonischer Zauberei und an eine Möglichkeit von Nachtfahrten zu und mit Dämonen als bare Illusion zu bekämpfen. Die Hexen wurden demgemäss nicht nur kriminalistisch nicht verfolgt, sondern geradezu negirt.

So blieb es bis in das XIII. Jahrhundert, welches Leibnitz als das dümmste von allen bezeichnet. Die Wendung, welche nunmehr eintrat und welcher ein Thomas von Aquino mit seiner Denkerautorität beipflichtete, war eine eben so radikale als unheilvolle. Der bisher von der Kirche in seiner Realität oft bekämpfte Zauberglaube wurde jetzt als geboten und der Zweifel daran als Ketzerei hingestellt. „Der Umfang der Zauberei hat sich erweitert, ihr Charakter ist ein anderer geworden. Es handelt sich nicht mehr um Beschädigung von Menschen, Thieren und Fluren, um Liebeszauber, Luftfahrten, geheimnissvolle Heilungen u. s. w. als einzelne, unter einander verbundene Künste, vielmehr sammeln sich alle diese und andere Begehungen von nun an als Radien um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, der nichts Anderes ist als ein vollendeter Teufelskultus. Das ausdrückliche oder stillschweigende Bündniss mit dem Satan, die ihm dargebrachte obscöne Huldigung und Anbetung, die fleischliche Vermischung mit ihm und seinen Dämonen, die Lossagung von Gott, die Schändung des Kreuzes und der Sakramente - dies alles ist wesentliches Attribut der neueren Zauberei. Jetzt erhebt die Kirche das Panier einer blutigen Verfolgung, und das bürgerliche Gesetz trägt ihr eine Zeitlang das Schwert vor, um dieses zuletzt selbstständig zu führen.

Damit der Hexenprozess neben den Ketzergerichten und, dieselben bald überholend, recht in Schwung kam, bedurfte es allerdings noch manchen Anstosses, mancher Nachhilfe. Zuerst musste das freimüthige Anklageverfahren durch den Inquisitionsprozess mit all seinen Suggestiv-

listen und Folterqualen verdrängt, ja letzterer den bischöflichen Gerichten abgenommen und als Monopol den Dominikanern zuerkannt werden. Die Juristen schwiegen zu dieser Rechtsvergewaltigung, wie sie denn überhaupt im ungeheuerlichen Hexensport neben den Dominikanern die traurigste Rolle spielten. Am 5. Dezember 1484 erfloss sodann die Bulle *Summis desiderantes,* die sogenannte Hexenbulle, und im Jahre 1487 erschien der berüchtigte „Hexenhammer". Damit war bestens ein Hexentreiben installirt, das sich grauenvoller gestaltete als selbst eine apokalyptische Jagd, und selbes währte an die dreihundert Jahre, eine schwüle Hexenatmosphäre schaffend, wo keine war.

Dennoch ist es unzulässig, der genannten Bulle, wie dies wiederholt geschehen, die gewaltsame Einführung des Hexenglaubens in Deutschland zuzuschreiben. War doch schon 1310, also 174 Jahre früher, der Glaube, dass es Hexen gebe, von der Kirchenversammlung zu Trier verdammt und die nächtliche Hexenfahrt als blosse Einbildung bezeichnet worden. Unmöglich hätte sie dies thun können, wenn nicht schon damals, d. h. zwei Jahrhunderte vor der erwähnten Bulle, der Glaube an Hexerei in Deutschland vorhanden gewesen wäre. Auch wird vor keinem völkerkundigen Auge die Behauptung Stand halten, dass es überhaupt möglich sei, einen später so fest eingewurzelten Glauben einem widerstrebenden Volke gewaltsam einzuimpfen. Gleichwie Wald nur dort gedeiht, wo einmal schon Wald gestanden, ist dies nur möglich, wo der Boden zur Aufnahme des ausgestreuten Samens geneigt war. Dass dies in Deutschland der Fall war, ist sicher. Dass gerade die Weiber beschuldigt wurden, und dass man so übereinstimmende Vorstellungen von dem Bunde derselben mit dem Teufel hatte, das deutet offenbar auf den noch immer im Volke vorhandenen und nun erst wieder recht lebendig aufgefrischten altheidnischen Aberglauben. Zur Heidenzeit waren die Weiber Zauberinnen, zur Heidenzeit schrieb man ihnen die Gabe zu, das Wetter zu machen, sich verwandeln, Menschen und Thiere magisch tödten zu können. Zur Heidenzeit ritten sie nächtlich um und feierten Feste auf Bergen. Es ist eben ein eklatanter Fall, wo, wie z. B. Tylor schlagend nachgewiesen, Ueberleben zum Wiederaufleben wird. Der Hexenglaube war ein Ueberlebsel der alten Magie und schlummerte im Volke. Dies beweist auch der Umstand, das die mehrfachen Versuche die Inquisition einzuführen, sämmtlich misslangen, während die Hexenverfolgungen Wurzel fassen konnten. Wir dürfen uns demnach den Vorgang durchaus als psychische Epidemie, wie deren schon so manche vorangegangen und wohl so denken, dass anfänglich die Kirche den Glauben an Hexen verdammte, dann aber, als derselbe dennoch um sich griff, selbst von ihm angesteckt ward und mit Gewalt zu vernichten strebte, was in Güte nicht gelungen war. So wenigstens ist es in den meisten analogen Fällen geschehen, wo populärer Aberglaube sich eine Stelle unter den Glaubenssätzen der Kirche eroberte.

Fern sei es von mir die grässlichen Ausschreitungen zu verkennen, zu welchen die Hexenprozesse in Europa Anlass gaben. Mit der Ausarbeitung der Hexendogmatik oder des sogenannten Hexenhammers

(malleus maleficarum) waren der Habgier der Richter Thür und Thor geöffnet. Aus Neid und Hass wurden Unschuldige angeklagt, die man dann fast ausnahmslos ihres Lebens und Gutes beraubte. Weltlichen Fürsten war es ein bequemes Mittel, missliebige Personen aus dem Wege zu schaffen, indem man sie des Bundes mit dem Teufel anklagte, und die Untersuchung wider die Hexen mochten die Hexenrichter wohl auch zur Stillung sinnlicher Gelüste benützen. Alles dies ist unbedenklich zuzugeben und doch anzuerkennen, dass die aufgezählten Missbräuche nicht die Grundursache des Phänomens in seiner kulturgeschichtlichen Grösse sein können, welches im XV. Jahrhunderte seinen Anfang nahm, im XVI. und XVII. seine Blüthezeit erreichte und erst im XVIII. erlosch [1]). So gewiss in einzelnen, ja nachweisbar in vielen Fällen schnöde Motive die Hexenverfolgungen und Hexenprozesse veranlassten, so gewiss waren dieselben nur Dank eines tiefen Wahnes möglich, der die Völker jener Epochen beseelte. Wir erkennen dies klar daran, dass selbst Geister wie Reuchlin, Pico von Mirandola; Paracelsus und sogar Melanchthon vom Hexenwesen und Dämonenspuk überzeugt und auch die Männer, welche später gegen diese Geistesverirrrung auftraten, wie Erhard Schnepf, Aulber und Bidenbach, selbst nicht von dem Wahne frei waren, dass der Teufel sein Werk durch böse Menschen treibe, die sich ihm ergeben hätten. Auch wurden die Hexenprozesse noch schwungvoller von den angeblich aufgeklärteren Protestanten wie von den Katholiken betrieben. Die Reformation war weniger ein kulturfreundlich Neues als nur ein theologisch Anderes, daher sie mit der alten Kirche um die Wette Scheiterhaufen anzündete. Die ganze Kultur der Renaissance, welche von neuem den olympischen Göttern huldigte, konnte nicht hindern, dass hinter denselben auch die schreckliche Hekate mit ihren Nachtgewalten gefolgt kam, um sich in der Walpurgis-Nacht und auf dem Blocksberge heimisch niederzulassen. Und solche Blocksberge gab es in allen Hexenländern.

Die Gräuel der Hexenprozesse und Verfolgungen werden indess verständlich, sobald man sich auf den völkervergleichenden Standpunkt begibt. Die Kolh in Bengalen „sind ein sehr weiches, sanftes und gefühlvolles Volk“ [2]), die der Hexerei bezüchtigten Personen behandelt es aber mit Grausamkeit [3]). Warum dies? Eine kurze Ueberlegung zeigt, dass, wenn es wirklich „Hexen“ geben könnte, wenn wirklich menschliche Wesen mit der Macht ausgestattet sein könnten, die Naturgesetze und den Gang der Ereignisse nach Willkür zu ändern, ihre Nächsten mit Krankheit, Unglück aller Art und Tod zu schlagen, der durch solche Unholde gestiftete Schaden für die menschliche Gesell-

---

1) In Württemberg fand die letzte Hexenverbrennung 1718 statt, nachdem die Tübinger juridische Fakultät das Urtheil bestätigt hatte. Die letzte Hexe wurde erst 1783 in Glarus verbrannt.

2) L. Nottrott, *Die Gossner'sche Mission unter den Kolh.* Halle 1874. 8°. S. 69.

3) A. a. O. S. 82—87.

schaft so unberechenbar gross sein müsste, dass keine Strafe zu grausam, kein Mittel zur Vertilgung und Ausrottung solcher Wesen zu schlecht wäre. Gäbe es solche Wesen, die Gegenwart würde mit ihnen nicht milder verfahren als die Vergangenheit. Die Ursache unserer heutigen Milde und unseres Entsetzens über die früheren Gräuel ist einzig unser positives Wissen, dass es solche Wesen nicht gibt, nicht geben kann. Dieses Wissen fehlte unseren Vorfahren, musste ihnen fehlen, wie es so vielen Naturvölkern fehlt, weil es nur langsam und im Zusammenhange mit einer unzertrennbaren Kette anderer Wissensschätze gewonnen werden konnte. Als der Rath der freien Reichsstadt Gelnhausen mit der Hexenverbrennung nachgelassen hatte, beschwerte sich die Bürgerschaft im Februar 1629 darüber und forderte den Rath auf, allmächtigem Gott zu Ehren die Zauberer und Hexen, welche ihnen den Wein sammt Baum- und Feldfrüchten verdorben hätten, wiederum aufzusuchen und auszurotten. Und im Augenblicke, als ich dies zum ersten Male niederschrieb, empfing ich den Bericht [1]) einer am 7. April 1874 im Dorfe San Juan de Jacobo im mexikanischen Staate Sinaloa erfolgten Verbrennung von Zauberern wegen Behexung mehrerer Leute. Dies geschah unter dem Banner einer liberalen Republik und das betreffende Dokument schliesst mit den Worten: *Libertad e independencia!*

Der aus Mexiko gemeldete Fall lehrt aber ferner die wichtige Thatsache, dass die mit dem Feuertode Bedrohten die Anschuldigung der Hexerei nicht einmal zu läugnen versuchen, ja sich selbst einer geheimen Zauberkraft rühmen. Ganz ähnlich erzählt uns der Missionär Combes, dass die von den *Beijaou*, schamanenartigen Frauen der Banar, der Hexerei Beschuldigten, diese Anklage gar nicht zu bestreiten wagen. Die überwiesene *Deng* (Hexe) meint dann, wahrscheinlich werde sie im Schlafe ihr böses Handwerk getrieben haben, denn sie wisse nichts davon [2]).

Und so wird es zumeist auch im Mittelalter gewesen sein; die Hexen gaben wohl oft selbst vor, Hexen zu sein [3]) und die Mittel einer wissenschaftlichen Widerlegung fehlten noch. Man glaubte also, weil man gar nicht anders konnte; unsere Ahnen glaubten, die Kolh glauben und die Leute in Sinaloa glauben auch daran. Sie wissen noch nicht. Angesichts des noch heute üblichen Tischrückens, Geister-

---

1) Durch Güte des Hrn. Dr. Semeleder, mittels Brief ddo. Mexiko, 25. Mai 1874.

2) *Zeitschrift der Geschichte f. Erdk. in Berlin* 1866. S. 42.

3) Sehr vernünftig sagt schon Menzel (*Gesch. d. Deutschen*. Stuttgart 1837. 8°. S. 770), der auch somnambule Zustände bei den Hexen vermuthet: „In neuerer Zeit glaubt man, die ganze Vorstellungsweise vom Hexensabbath und von der Teufelsgemeinschaft sei in die armen Weiber nur hineingefoltert worden, man habe einzig darauf inquirirt, und sie hätten dann in der Qual alles bejaht. Gleichwohl bleibt noch Manches, namentlich was mit den somnambulen Zuständen zusammenhängt, räthselhaft, und so vielen urkundlichen Zeugnissen gegenüber darf man wohl nicht zweifeln, dass häufig die Weiber an all den Unsinn wirklich geglaubt hatten, dass diese Phantasien unter ihnen epidemisch, ein ansteckender Wahnsinn geworden sind."

klopfens, Spiritismus und ähnlichem Spuck, der auf der nämlichen Grundlage wie der Hexenglaube ruht, überfällt uns nicht nur fast, wie Peschel sich vorsichtig ausdrückt, sondern sicher „bei diesen übereinstimmenden Verstandesirrungen die trostlose Vorstellung, als sei das menschliche Denkvermögen ein Mechanismus, der bei der Einwirkung gleicher Reize immer zu den gleichen Rösselsprüngen genöthigt werde“ [1]. *Cessante causa, cessat effectus.*

Die heilige Inquisition.

Das Zeitalter der Hexenprozesse war auch jenes der Inquisition, eines Institutes von durchaus mittelalterlichem Geiste. Das bequeme, billige Entsetzen, womit man die Gräuel der Inquisition zu schildern liebt, in deren Aufzählung Manche sich mit eigenem Behagen ergehen, hat hier wie immer, wenn es sich um die Nachtseiten des Kulturganges handelt, eine objektive Betrachtung dieser merkwürdigen Erscheinung nur selten aufkommen lassen. Wie überhaupt das Wesen der Inquisition heute zu beurtheilen sei, darüber wird es kaum noch Meinungsverschiedenheiten geben. Die historischen Forschungen haben aber zur Erkenntniss geleitet, dass die wüthendsten Inquisitoren, persönlich meist tadellosen Wandels, alle Schrecken der Tortur und des Flammentodes kaltblütig und in der festen Ueberzeugung über ihre Mitmenschen verhängten, hierdurch ein der Gesellschaft erspriessliches Werk zu vollbringen. Und in der That ist gerade die Inquisition vielleicht das allermerkwürdigste Beispiel für die Ansicht, dass jede der Institutionen, über welche sich dermalen der Fluch unseres Zeitalters ergiesst, ursprünglich einen merklichen Kulturfortschritt bedeutete.

Das der Inquisition eigenthümliche System kam in der ersten Periode des XIII. Jahrhunderts, bei Gelegenheit der Albigenserkriege zur Anwendung. Vor jener Zeit war aber, so unglaublich dies uns auch bedünken mag, die Inquisition eine liberale Einrichtung. In den Zeiten allgemeiner Bedrückung der Schwachen durch den Starken, wagte es niemand gegen einen Mächtigeren als Zeuge, geschweige denn als Kläger aufzutreten. Die feudale Klageprozedur erheischte öffentliche Anklage, gerichtlichen Zweikampf; da siegte die Gewaltthätigkeit, die Unverschämtheit, der Stärkere. Das kanonische Recht dachte zunächst an die Vertheidigung der Schwachen und ersann die geheime Prozedur, die Inquisition, wo der Schwache nicht die Vergewaltigung des Starken zu besorgen brauchte und doch zu seinem Rechte gelangen konnte. Das inquisitorische Verfahren war so sehr ein Fortschritt gegen die herrschende Klageprozedur, und ward auch so sehr als Fortschritt zur Wahrung des Rechtes empfunden, dass die Meister der Schule zu Bologna, eifersüchtig auf diese kühne Neuerung, sie für das römische Recht in Anspruch nahmen. Und es gelingt auch nicht der Beweis,

1) Peschel, *Völkerkunde.* S. 278.

dass die furchtbaren Leiden, welche die Inquisition in ihrer weiteren und späteren Ausbildung über die angeblich Schuldigen verhängte, nicht die Billigung der Zeitgenossen gehabt hätten. Diese schreckliche Inquisition war nicht etwa dem Geiste der Völker zuwider, sondern durchaus entsprechend; alle Volksklassen haben an ihrer Arbeit Interesse und Antheil gehabt; an freiwilligen Dienstleistungen für die Zwecke des *Santo Officio* (heiligen Amtes) ist niemals Mangel gewesen [1]. Das Volk sah die Inquisition nicht als feindliche, sondern als wohlthätige Institution an, nothwendig zur Erhaltung der Ordnung. Der Senat von Venedig, wo die Inquisition auffallend milde gehandhabt wurde und wo die relativ grösste Toleranz in Glaubenssachen herrschte, bekannte sich dennoch zu der Ansicht, dass die Häresie zugleich ein geistliches und ein weltliches Verbrechen sei, welches „nicht bloss den Glauben verletze, sondern die öffentliche Ruhe störe". Die Fürsten und Päpste, welche dieses Institut am meisten handhabten, galten nicht als Volksbedrücker, vielmehr war der fanatische Philipp II. trotz seiner uns heute abstossend dünkenden Eigenschaften der Abgott der Nation und zwar aus Ursachen, welche mehrere Jahrhunderte hindurch die Spanier zum loyalsten Volke in Europa machten. Ja mehr noch, Philipp war anerkanntermassen der vollkommenste Typus des spanischen Volkscharakters [2]. Eine solche Erscheinung verdient die vollste Beachtung des Kulturforschers, der sich nicht leichtfertig mit einem der Empörung Ausdruck leihenden Phrasengeklingel darüber hinwegsetzen darf. Indem wir indess einen Vorgang zu begreifen suchen, rechtfertigen wir denselben in keiner Weise. Gewiss wandelte die ursprünglich in wohlwollender Absicht gestiftete Inquisition den Gang aller menschlichen Dinge, und verfiel dem Missbrauche. Gewiss ist sie, ganz so wie die Hexenprozesse, vielfach zu eigennützigen, unedlen

1) Vgl. darüber W. Maurenbrecher, *Studien und Skizzen aus der Reformationszeit.* Leipzig, 1874. 8°. Dass die Denunziationen der Ketzer meistens gerade von den unteren Schichten des Volkes ausgingen, welche an einer ordentlichen inscenirten Ketzerverbrennung so recht ihre helle Freude hatten, wie ja in der Gegenwart an Hinrichtungen auch, ist bekannt genug. Interessant ist nachstehendes Muster einer solchen Denunziation, welches dem Werke des Prof. F. Albanese, *L'inquisizione religiosa nella repubblica di Venezia. Ricerche storiche e raffronti, con documenti originali,* Venezia 1875. 8°. S 182. entnommen ist. Es datirt erst aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts und lautet in der Uebersetzung wie folgt: „Ich, Antonio Zannon, behufs Entlastung meines Gewissens, beschuldige den Battista Cochetti, der, so oft er nach Venedig kommt bei seinem Bruder dem Abate in der Calle della Malvasia wohnt, dass er in meiner Gegenwart die nachstehenden Worte gesprochen: „Es gebe keine Sünde, und er glaube nichts von dem, was die Priester lehren, denn es sei Alles Betrug dieser letzteren, die Beichte sei baarer Unsinn, und es nütze nichts zur Beichte zu gehen. Man könne ferner am Freitag und Samstag Fleisch essen. Die Messe heisse gar nichts, denn im Kelch und in der Hostie sei nichts, sondern alles sei Pfaffentrug. Zur weiteren Entlastung meines Gewissens beschuldige ich auch den oben erwähnten Bruder, Abate Cochetti, der in meinem Beisein sich äusserte: er lese niemals das Brevier, er besitze gar keines, und er esse gleichfalls am Freitag und Samstag Fleisch. Ergebenster Diener Jesu Christi und wahrhaft römischer Katholik Antonio Zannon, Mai 1781. Venedig."

2) Buckle, *Geschichte der Civilisation.* II. Bd. S. 22—27.

gemeinschädlichen Zwecken missbraucht, ausgebeutet und dadurch die Quelle unsäglichen Schadens geworden [1]). Ihren Ursprung zu verstehen versieht uns abermals die Völkerkunde mit dem nöthigen Rüstzeuge. Sie lehrt, dass die Intoleranz alle jene Völker charakterisirt, welche den Unterschied zwischen subjektiver und objektiver Wahrheit noch nicht erfasst haben. Die Inquisition ist aber nur der prägnanteste Ausdruck für die Intoleranz. Religion oder Glaube ist an sich subjektive Wahrheit, in so ferne die Ueberzeugung des Einzelnen ihn für die Wahrheit hält. Völker, welche solche subjektive Wahrheiten sich angeeignet haben, stehen dadurch unendlich höher als andere; nur sie sind

---

1) Die Wissenschaft ist kühl bis ans Herz hinan; das Gefühl darf sie in ihren Forschungen und Schlüssen nicht beirren. Auf die Gefahr hin, mir abermals den Vorwurf der Herzlosigkeit zuzuziehen von Solchen, welche auf die nachstehenden Ziffern keine andere Entgegnung wissen, will ich desshalb erwähnen, dass die Zahl der Opfer der Inquisition, wie Maurenbrecher gezeigt hat (A. a. O.), vielfach übertrieben ist. Nach Llorente: *Histoire critique de l'Inquisition d'Espagne*, 1815—1817, sollen von 1481—1808 in Spanien 31,912 Menschen verbrannt worden sein. Nach glaubwürdigen Quellen betrug die Bevölkerung Spaniens um 1500 n. Chr. 9,320,691, welche Ziffer 2½ Jahrhunderte, bis 1768 (Jahr der ersten verlässlicheren Volkszählung) stationär blieb (Moriz Block, *Bevölkerung Spaniens und Portugals*. Gotha 1861. 8°. S. 4). Die Zählung von 1797 ergab 10,541,221 (A. a. O. S. 5). Nach Martin Philippson (*Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Uebergewichts in Europa*. 1598—1610. Berlin 1870—1873. 8°. 2 Bde.) hätte Spanien 1555 exklusive Portugal 10 Millionen, 1621 inklusive Portugal nur mehr 6 Millionen Einwohner gehabt. Es gibt indess kein Mittel, den Werth dieser Berechnungen zu beurtheilen, wesshalb ich diese unwahrscheinlichen Schwankungen aus dem Spiele lasse, und für die 327 Jahre von 1481—1808 die Durchschnittsziffer von 9 Millionen annehme. Gesetzt nun, die Ketzerverbrennungen wären über diese Periode gleichmässig vertheilt gewesen, so hätten dieselben jährlich 97, oder rund 100 Menschen, d. h. $^{1}/_{90000}$ der Bevölkerung gekostet. Nun soll aber Torquemada in den 15 Jahren von 1483—1498 allein 8800 d. h. durchschnittlich 586 Menschen jährlich, nach den glaubwürdigeren Angaben Marianas, dem Maurenbrecher folgt, 1481—1498 nur 2000 Opfer zum Scheiterhaufen gesandt haben; diese Ziffern kämen also von den obigen abzuziehen, d. h. auf 312 Jahre entfallen 23,112 Opfer = 74 im Jahre = $^{1}/_{421756}$. Diese Zahlen sind nicht so furchtbar gross, wie nachstehendes, der Gegenwart entnommenes Beispiel illustrirt. Nach dem *American Railroad Journal* fanden im Jahre 1873 im Ganzen 576 Menschen den Tod durch Unglücksfälle auf Eisenbahnen im Gebiete der Vereinigten Staaten, 1112 Menschen wurden verletzt. Diese Ziffern findet das genannte Blatt ziemlich unbedeutend und in der That fällt es Niemanden bei, über dieselben ein Klagegeschrei zu erheben. Wenn nun diese Ziffern immer so „unbedeutend" blieben, so würden in dem gleichen Zeitraume von 327 Jahren nicht weniger als 188,352 Todte und 363,624 Verwundete diesem Fortschritte der Civilisation zum Opfer fallen. — Weitaus zahlreicher als jene der Inquisition waren die Opfer der Hexenprozesse; man schätzt sie auf die enorme Ziffer von 8 Millionen. In wie weit diese Schätzung der Wirklichkeit entspricht, vermag ich hier nicht zu untersuchen und nehme daher an, dass sie nicht übertrieben sei. Man kann in runder Rechnung die Dauer der Hexenprozesse auf 300 Jahre annehmen, was — wiederum eine gleichmässige Vertheilung derselben vorausgesetzt, — durchschnittlich 10,000 Hexenopfer im Jahre ergeben würde. Wie gross war aber die Bevölkerung, auf welche diese Ziffer entfällt? Dies wissen wir nicht und können es auch schwer ermitteln. Dermalen zählt Europa etwas über 300 Millionen Köpfe. Um recht niedrig zu greifen, veranschlage ich indess die durchschnittliche Bevölkerung unseres Welt-

jedoch der Ausschreitungen des Fanatismus fähig. Der rohe Fetischdiener verfolgt Niemanden des Glaubens halber, weil er selbst keinen Glauben besitzt; zertrümmert er doch sogar den eigenen Götzen. Wo aber eine Idee, oder eine verkettete Reihenfolge von Ideen als unerschütterliche Wahrheit anerkannt, und demgemäss die gesellschaftliche Ordnung auf diese Idee gegründet worden ist, sehen wir sogleich die furchtbarste Unduldsamkeit gegen jede Meinungsverschiedenheit. Ich will hier eine Episode aus der modernsten Geschichte des birmanischen Buddhismus einflechten, die mir sehr lehrreich dünkt. Am Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts breiteten sich zwei Sekten in Birma aus, wovon die eine die Lehre aufstellte, dass die Gottheit durch das ganze Weltall ausgegossen sei und sich am reinsten und höchsten in den Buddhas offenbart habe. Die andere Sekte verwarf Gautama gänzlich und näherte sich mehr einem Deismus. Sie läugnete die Wiedergeburten, betrachtete den Tod als den Eingang zur ewigen Seligkeit und Verdammniss, je nach dem sittlichen Wandel des Verstorbenen, und verehrte einen allmächtigen und allwissenden *Nat* (Geist), den Schöpfer der Welt, während sie das Klosterwesen und den buddhistischen Bilderdienst gründlich verwarf. Der König von Birma, als eifriger Sohn seiner Kirche, hatte nun, wie Henry Yule erzählt, 14 solcher Ketzer auf den Scheiterhaufen gebracht und liess den Anhängern allenthalben nachspüren, um sie durch öffentliche Anbetung Gautamas zum Abschwören ihrer Lehre zu nöthigen [1]) Wie

---

theiles in den gedachten drei Jahrhunderten bloss auf 70 Millionen, und nehme an, dass von diesen nur 30 Millionen dem Hexengräuel gefröhnt hätten, was sicherlich tief unter der Wahrheit bleibt. Sogar aber bei absichtlich so niedrig gegriffenen Voranschlägen hätten die Hexenprozesse nur $^1/_{300}$ der Bevölkerung jährlich weggerafft. Dabei nicht zu vergessen, den eminent unproduktivsten Theil derselben. Junge Mädchen wurden zwar auch der Hexerei beschuldigt, aus sehr triftigen Gründen aber nur ausnahmsweise ums Leben gebracht. Am meisten fielen unzweifelhaft alte Weiber dem Hexenwahne zum Opfer. Ueberhaupt scheint die Bedeutung grosser Verluste an Menschenleben vielfach überschätzt zu werden; in der That ersetzen sich wenige Dinge so schnell und leicht als Menschenleben. Endlich, so banal es klingt, so wahr ist doch dass alle die beklagenswerthen Opfer menschlicher Thorheit eines anderen Todes einmal hätten sterben müssen. Ihr Leben ist wohl verkürzt worden, doch käme es noch sehr darauf an zu wissen, wie gross der durch diese Verkürzung verursachte Schaden war. Dazu müsste man genau kennen: Lebensverhältnisse, leibliche Konstitution und geistige Gaben dieser vorzeitig Gestorbenen: wie viele dem Greisenalter angehörten und schon zeugungsunfähig waren, wie vielen eine kränkliche Organisation nur mehr eine kurze Lebensfrist gegönnt hätte; man müsste voranschlagen, wie viele durch anderweitige Zufälle oder in Ausübung ihres Berufes ohnedies ein vorzeitiges Ende gefunden hätten, wie viele von akuten Krankheiten dahingerafft worden wären u. dgl. Erst die Eliminirung aller dieser komplexen Faktoren würde gestatten, den erlittenen Verlust auf ein annähernd richtiges Maass zurückzuführen. Ich bin der Meinung, dass im Allgemeinen diese Art Kulturverlust stark überschätzt wird. Könnten die Todten etwas von den irdischen Vorgängen wissen, sie würden sich wundern, wie leicht die Welt sich ohne sie behilft, wie gering die Lücke, die selbst die allergrössten Geister zurücklassen.

1) Henry Yule, *A narrative of the Mission sent by the Governor general of India to the Court of Ava in 1855, with notices of the country, government and people.* London 1858. 4°. S. 241—242.

man hieraus sieht, sind also Inquisition und Ketzerverfolgungen durchaus keine spezifisch christlichen Erfindungen. Die nackte Wahrheit ist einfach diese: Jede kirchliche Gemeinschaft, die lebendig von der Macht der Wahrheiten überzeugt ist, auf denen ihr Sein beruht, die etwa gar die alleinseligmachende Wahrheit zu besitzen und zu lehren glaubt, sie wird, gerade je lebendiger ihr Glaube ist, desto eifriger dafür wirken, dass alle Welt dieser Wahrheit und ihrer beseligenden Folgen theilhaftig werde. Wie schmal ist aber die Linie, welche den Bekehrungseifer von der Verketzerung Andersdenkender scheidet! Die Geschichte aller Kirchen und Konfessionen wenigstens hat mit zahlreichen Beispielen gezeigt, dass es gerade für den eifrigsten Bekenner sehr schwer ist, jene schmale Grenzlinie niemals zu überschreiten. Der Islâm hat ein Institut wie die Inquisition wohl nicht entwickelt, dafür übt dort, wo seine Herrschaft noch nicht in Verfall ist, das Volk selbst Inquisition, indem es Andersgläubige nicht duldet, verfolgt und tödtet. Eine Nachricht aus Bagdad vom 13. September 1875 meldet z. B. dass die dortige muhammedanische Bevölkerung einen persischen Juden, welchen sie der Gotteslästerung beschuldigte, verbrannt habe. Man blicke, um noch ein Beispiel statt vieler zu nennen, auf die Sijâ-Posch Kafir im Hindukuh, rings umher von fanatischen Moslemin begrenzt. Schon in dem benachbarten Badâchschân kann sich Niemand für einen Sija-Posch erklären, ohne sein Leben zu riskiren. Trotz ihres Fanatismus besitzen dennoch die Usbeken zweifelsohne eine höhere Kultur als die Kafir. In zweiter Linie ist beachtenswerth, dass auch in diese Frage die ethnischen Unterschiede wieder hereinspielen. Die Sijâ-Posch sind nicht bloss „Ungläubige“ sie sind auch ein versprengter Bruchtheil der arischen Rasse mit eigenen uralten Sitten und Gewohnheiten, die stark abweichen von jenen der nördlicheren Turkstämme. Auch in Europa war anfänglich die Inquisition nur gegen Fremde, Mauren, und Juden, gerichtet, gegen die sich ohnehin der allgemeine Volkshass kehrte, erst später gebrauchte man die Inquisition auch gegen humanistische und protestantische Ketzereien, wobei die Glaubensdifferenz den Unterschied zwischen Romanismus und Germanismus ausdrückte.

So lange die subjektive Wahrheit die Oberhand behält, ist nur zu begreiflich, dass sie jedes Rütteln daran, ja den leisesten Verdacht einer solchen Absicht als verabscheuungs- und todeswürdiges Verbrechen erklärt und behandelt, weil sie dadurch die gesammte Weltordnung für gefährdet wähnt. Von diesem Wahne heilt erst die Unterscheidung zwischen subjektiver und objektiver Wahrheit, eine Unterscheidung, welche, das Werk der neueren und neuesten Geschichte, nur von wenigen auserlesenen Völkern und zwar ausschliesslich im Kreise der christlichen Nationen gewonnen ward. Die Völker des Islâm sind bis heute noch nicht zu dieser wichtigen Unterscheidung gelangt, noch weniger die Völker des ferneren Ostens. Erst die Vermehrung der Wissensgüter streute jene werthvolle Erkenntniss den jetzigen Kulturvölkern in den Schooss; mit ihr verschwand das Institut der Inquisition, nicht ohne der Nachwelt die Lehre zu hinterlassen, wie weit die

konsequente Durchführung eines eingebildeten „Prinzips“ führen könne. Vergessen wir nicht, dass die meisten unserer modernen fortschrittlichen Schlagworte auch nur solche imaginäre Prinzipien, d. h. subjektive Wahrheiten sind, deren Herrschaft so wie jene überwundenen des Mittelalters des Missbrauches und der Ausartung fähig ist Davor wird uns indess hoffentlich die Wissenschaft, d. h. die Erkenntniss der objektiven Wahrheit bewahren.

Die neue Welt.

Die vorhistorischen Völker des amerikanischen Nordens.

Als die Spanier die Küsten Amerikas erreichten, waren sie nicht wenig betroffen, schon bei ihren ersten Schritten Völkern mit hochentwickelten Zuständen zu begegnen, welche kein Kulturforscher mit Schweigen übergehen darf. Die Beurtheilung dessen, was die rothe Rasse geleistet, wird meist durch die irrige Voraussetzung beeinträchtigt, dass alle Menschen sein müssten wie wir. Der Indianer ist aber ein von Natur anders angelegter, anders begabter Mensch als der Weisse; seine geistigen Evolutionen sind nicht dieselben Er denkt, fühlt, simulirt und räsonnirt nicht wie wir; in seinem tiefinnersten Hintergrunde liegt Etwas, was wir nicht besitzen. In ihm walten manche Neigungen, Kräfte, Gedanken, Gefühle, Gesinnungen, die eine besondere Richtung haben. Er ist eben eigenartig. Mit unserem Massstabe dürfen wir ihn nicht messen, denn derselbe passt nicht. Nur wenn wir uns dies stets gegenwärtig halten, können wir die amerikanische Kultur verstehen.

Man zählt die Indianer wohl zu den mongolenähnlichen Völkern, jedenfalls vollzog sich aber ihre Loslösung von den asiatischen Stämmen in so unabsehbarer geschichtlicher Ferne, dass sie sehr wohl für eine eigene Rasse gelten können. An eine civilisatorische Einwanderung aus Asien ist keinesfalls zu denken. Die Indianer sind, nebst den arktischen Eskimo, für uns die einzigen Urbewohner Amerikas, dessen Boden, die Normannen ausgenommen, kein fremdes Volk vor der Entdeckung des Colon betreten hatte. Dass chinesische Buddhisten je nach Mexiko gedrungen wären, welches man in dem Fu-Sang der chinesischen Annalen erkennen wollte, ist völlig unhaltbar [1]). Ob die mannigfachen Spuren fossiler Menschen in Amerika mit den Indianern zusammenhängen, lässt sich natürlich nicht entscheiden. Gleichwie bei den unbekannten Völkern der europäischen Urzeit, kann man in Amerika

---

1) Dr. E. Bretschneider, *Fu-Sang or who discovered America.* Peking 1871, nach genauer Prüfung der chinesischen Quellen entscheidet diese Frage endgültig in obigem Sinne.

eine ähnliche Reihe von Entwicklungsphasen beobachten, nämlich eine Stein-, Kupfer- und Bronzeepoche, denn das nunmehr herrschende Eisenalter datirt erst seit Ankunft der Europäer. Vor jenem Augenblicke kannten die Amerikaner, selbst die gebildetsten Kulturvölker in Mexiko und Perú, das Eisen nicht, obgleich Wilde an der La-Plata-Mündung Pfeilspitzen aus Meteoreisen verfertigten.

Von Norden gegen Süden vorschreitend, begegnen wir den ersten Spuren amerikanischen Völkerlebens im Thalgebiete des Mississippi und seiner gewaltigen Zuflüsse, wo räthselhafte Erdwerke, die Mounds emportauchen; ihr Mittelpunkt liegt im Ohiothale. Diese ältesten Denkmäler amerikanischer Vergangenheit führen nicht wie in Europa auf die vormetallische Zeit, sondern auf die Epoche des Kupfers zurück, deren Alter sich freilich nicht bestimmen lässt, jedenfalls aber auf 1—2 Jahrtausende zurückgeht. Die Kultur dieses mounderbauenden Volkes, wie sich aus den gemachten Funden offenbart, stellt dasselbe fast auf die Stufe der europäischen Bronzevölker. Die alten *Moundbuilders* kannten das Tuch, besassen Geräthe aus künstlerisch und mühsam geschliffenem Stein und aus Kupfer, welche ungeheure Ausdauer ihrer Verfertiger und grosse Geschicklichkeit in der Behandlung in kaltem Zustande bekunden; ihre Töpferkunst überragte um Vieles jene der Ureuropäer, und ihre Festungswerke zeigen von geschickter Anlage.

In Anbetracht der ausserordentlichen Menge und erstaunlichen Grösse der Mounds, darf man mit Recht vermuthen, dass das Mississippithal dereinst viel stärker bevölkert gewesen, als jetzt. Mit der Verdichtung der Bevölkerung pflegt sich aber auch die Pflege des Ackerbaues einzustellen, und in der That kommen die amerikanischen Erdhügel nur in den fruchtbarsten Strichen des Landes vor. Die zur Bodenbearbeitung dienenden Werkzeuge weisen überdies ziemlich direkt auf eine solche Beschäftigung des Moundvolkes hin, welche allerdings sehr primitiv geblieben sein mag, da sie keine Lastthiere besassen. Der Ackerbau und die damit angebahnte Sesshaftigkeit der Bevölkerung zwingen alsbald zur Ordnung der sozialen und staatlichen Verhältnisse, man kann auch als sicher annehmen, dass das Regierungssystem dieser Moundbuilders ein entwickeltes war, denn ohne eine wohlorganisirte Verwaltung liessen sich die Menschenmassen nicht sammeln und zusammenhalten, welche zur Erbauung so grosser öffentlicher Werke erforderlich waren. Vermuthlich hat das Volk in Städten oder Gemeinschaften gewohnt, und die grösste derartige Stadt dürfte zwischen dem Ohio, Mississippi, Missouri und Illinois gelegen sein. Die Gegenden an den beiden Miamiflüssen waren nicht so stark bevölkert als andere; wahrscheinlich zogen die Moundbuilders die herrlichen und sanfthügeligen Landschaften an den Ufern des Scioto dem niedrigen, feuchten und holzarmen Miamireviere vor. Reliquien, welche in den Mounds, im Norden wie im Süden, gefunden werden, zeigen an, dass die Erbauer Sonnenanbeter waren gleich den meisten höheren Völkern Amerikas. Auch für eine Mondverehrung sind Anhaltspunkte gewonnen; endlich geht aus der grossen Einförmigkeit, welche ihre Werke verrathen, nicht nur in Bezug auf Lage und Gestalt, sondern auch in allen geringen

Besonderheiten, hervor, dass die Moundbuilders eine in Sitten, Religion und Regierungsweise gleichartige Bevölkerung, besser gesagt Ein Volk waren. In materieller Hinsicht kannten sie Silber, Kupfer und Blei, waren geschickte Töpfer, genossen Salz und bauten mit grossem Geschicke Festungswerke. Auch einen Tauschverkehr dürfen wir für jene Epoche sicher annehmen [1]), und die Schifffahrt ward in nicht unerheblichem Maasse betrieben. Sie tättowirten das Gesicht, wie man aus den erhaltenen Darstellungen des menschlichen Hauptes ersieht, und trugen Ringe in den Ohren sowie Perlenbänder um den Kopf.

Damit sind freilich die Kulturleistungen der Mounderbauer erschöpft, und wenn wir bedenken, dass sie weder das Metall zu schmelzen, noch massive Bauwerke aufzuführen verstanden, keine Töpferscheibe und zumeist keine Backsteine hatten, dass keine Spur irgend welcher Schriftzeichen bei ihnen gefunden worden ist, so werden wir das Moundvolk immerhin noch als ein halbbarbarisches betrachten müssen, welches niemals die Höhe seiner südlichen Nachbarn erreichte, freilich aber auch hoch über seinen noch heute lebenden Nachfolgern in denselben Gegenden stand.

Was nun das Alter der Mounds anbetrifft, so fehlen dafür natürlich alle historischen Anhaltspunkte. Die Gegend aber, in welcher sie liegen, war oder ist völlig mit Urwald überwachsen, und mehr denn Eine Generation uralter Riesenbäume ist über die alten Mounds und Einfriedungen hingegangen. Es wurden an Einem Baume, der auf einem Mound zu Marietta in Ohio stand, über 800 Jahresringe gezählt. Zudem zerbröckelten die in den Mounds befindlichen Skelette im Momente ihrer Auffindung, und kaum ein einziger Schädel ist aus ihnen in dem guten Zustande der Erhaltung ausgegraben worden, wie die zahlreichen in Europa aufgefundenen alten Grabschädel, von denen doch viele nachweisbar 2000 Jahre und darüber alt sind. Man mag daraus schliessen, dass die Skelette in den Mounds jedenfalls schon vor mehr als 2000 Jahren beigesetzt wurden. Ein noch weit höheres Alter aber will man aus der Beobachtung der Veränderung in der physikalischen Beschaffenheit des Landes berechnen.

Im Gegensatze zu diesen unberechenbar alten Kulturdenkmalen des Mississippi- und Ohiolandes befinden sich in den atlantischen Uferstrichen zahlreiche, aber wenig alte Reste einer primitiven Kultur, die zweifellos von den direkten Vorfahren der heutigen Indianer herrühren. Auch hier sind es zunächst Erdwerke, die in den atlantischen Staaten aber nur unter zwei Formen auftreten: als einfache Tumuli oder Begräbnisshügel und als Befestigungen. Wir finden sie in Kanada und New-York, am Niagaraflusse (Insel Tonnewanda), in Newhampshire, am nördlichen Ufer des Ossipeesee und in Virginien am Ravennaflusse. Etwas zahlreicher, als diese im Osten der Alleghanygebirge nur ver-

---

1) Karl Rau, *Die Tauschverhältnisse der Eingebornen Nordamerikas. (Archiv für Anthropologie.* V. Bd. S. 1—49).

einzelt vorkommenden Hügel, sind die Vertheidungswerke in derselben Gegend. Die meisten davon gehören den Staaten New-York und Pennsylvanien an und liegen auf einer Linie, welche, mit den Seen Ontario und Erie parallel laufend, sich in nicht allzugrosser Entfernung von denselben hinzieht, woraus hervorgeht, dass die Grenzstämme besonders von jener Seite her Angriffen ausgesetzt waren. Minder häufig trifft man die Befestigungen in Kanada, Neuengland und Virginien.

Ob diese im Innern des Landes vorkommenden Erdwerke den gleichen Indianerstämmen ihren Ursprung verdanken, wie die Muschelhügel nahe oder an der Küste, ist, wenn auch nicht ganz unwahrscheinlich, doch mit Sicherheit nicht zu entscheiden. Gewiss ist nur, dass auch sie von den Vorfahren der heutigen Rothhäute herrühren, welche also, im Vergleiche zu den Mounderbauern, auf einer sehr tiefen Stufe, nämlich auf jener des Volkes der Kjökkenmöddinger, standen. Auch künstliche Muschelhügel, den dänischen Kjökkenmöddingern entsprechend, sind von Neufundland an durch ganz Nordamerika, aber auch in Südamerika nachgewiesen worden. Vergleicht man diese Ablagerungen von Speiseresten sammt ihrem Inhalte an Geräthen mit den dänischen Muschelhügeln, so ergibt sich, dass die Lebensweise der altindianischen Küstenbewohner ziemlich eben so beschaffen war wie in Dänemark; hier wie dort ernährten sich die Menschen vorzüglich von der Beute der Fischerei und der Jagd. Auch aus dem Innern des Landes sind einige Denkmale indianischen Alterthums erhalten. Die Indianer Tennessees hatten künstliche Erdhügel für Wohnungen, Begräbnisse, Vertheidigung und Kultus. Sie verehrten die Seen und bemalten die senkrechten Ufer der Flüsse mit Zeichnungen, die auf Kultus und Büffeljagd Bezug nehmen. Diese Reste lassen sich jedoch in keiner Weise mit jenen der räthselhaften Moundbuilder vergleichen und man muss darauf verzichten, einen Zusammenhang zwischen beiden Kulturstadien zu erkennen [1]). Wir haben also hier ein seltsames Beispiel, dass zeitlich, man merke wohl, nicht räumlich, eine entwickeltere Periode einer tieferen voranging.

Alt-Mexiko.

Wir haben in der vorcolumbinischen Geschichte des mexikanischen Hochlandes drei grosse Perioden sorgsam zu unterscheiden; es sind dies 1) die vortoltekische oder urgeschichtliche Zeit; 2) die toltekische oder halbgeschichtliche und endlich 3) die aztekische oder geschichtliche Zeit.

Der Boden des heutigen Mexiko wird jetzt noch von einer Anzahl sowohl sprachlich als körperlich verschiedener Indianerstämme bewohnt,

1) John D. Baldwin, *Ancient America, in notes on american archaeology.* New-York 1872. 8°. S. 82.

welche Don Manuel Orozco y Berra auf etwa 120 schätzt [1]). In früheren Epochen muss die Ziffer noch weit höher gewesen sein, da derselbe Forscher ausserdem einundsechzig ausgestorbene Idiome innerhalb der Grenzen der jetzigen Republik nachgewiesen hat. Höchst wahrscheinlich war schon in den urältesten Zeiten die Bevölkerung dieses weiten Landstriches keine gänzlich, wenigstens keine absolut gleichartige. Leider wissen wir über diese Urbevölkerung fast so gut wie gar nichts; nur einzelne Namen und sich daran knüpfende Sagen klingen in unsere Tage herüber; so die Olmeken, welche der Tradition zufolge das gigantische Geschlecht der *Quinames* besiegt hatten, und die Hia-Hiu oder Otomi, deren Sprache noch jetzt über einen grossen Theil Mexikos verbreitet ist. Seit undenklichen Zeiten sehen wir dieses Volk im Besitze der Hochlandschaften von Anáhuac und Michoacan bis nach Jalisco und Tlaxcalla. So viel wir wissen, waren sie besonders dem Ackerbau ergeben und besassen eine Hauptstadt Otompan. Auf der östlichen Vorterrasse der Kordillere lebten die Totonaken, Zeitgenossen der Otomi; nebst ihrer Hauptstadt Mixquihuacan hatten sie noch mehrere volkreiche Städte inne, darunter das an der Küste des Golfes gelegene Cempoala. Nebst diesen Völkern sind noch zu erwähnen: die Mixteken an der Küste des Stillen Ozeans, die Tarasken in dem grössten Theile von Michoacan und die Zapoteken in einem Theile von Oaxaca. Die Kultur dieser Urvölker — wenn man sie so nennen darf — ist uns wie gesagt ganz unbekannt; wahrscheinlich darf man ihnen die Erbauung gewisser Monumente zuweisen, deren sich eine überraschende Anzahl im Lande vorfindet, und wahrscheinlich kann, zufolge der uns erhaltenen Sage, angenommen werden, dass alle diese Urstämme nicht einheimisch auf mexikanischem Boden sind, sondern in sehr frühen, der Berechnung sich entziehenden Epochen dahin einwanderten. Sie sind einfach die ersten, deren Namen auftauchen, und müssen uns daher zum Unterschiede von den späteren Einwanderern um so mehr als Urvölker gelten, als sich auch sonst keine Spuren früherer Menschen in Mexiko entdecken liessen. Es kommt ihnen also eine ähnliche Stellung zu, wie den Iberern, Ligurern, Finnen u. dgl. in Europa.

Im vollsten Gegensatze zur Urzeit Europas bestehen in Amerika die Ueberbleibsel derselben fast ausnahmslos in Baudenkmalen [2]); Werkzeuge, Geräthe und Gräber, in der alten Welt beredte Zeugen der Vorzeit, werden dort zwar auch angetroffen, treten aber zurück gegenüber den mitunter durch die Grossartigkeit ihrer Dimensionen hervorstechenden Bauresten. Aller Wahrscheinlichkeit nach befanden sich die vortoltekischen, also für uns urgeschichtlichen Völker Mexikos auf einer tiefen Stufe der Kultur, die aber doch noch immer jene der europäischen Urmenschen

1) Manuel Orozco y Berra, *Geografiá de las lenguas y carta etnografica de Mexico.* Mexico 1864. 8°. S. 62.

2) Z. B. jene am Rio Pánuco und Rio Tamesi, die *Casas grandes* am Rio Gila, die Ruinen von Zape, la Quemada, Teul und anderen.

weit überragte, demnach vorhergegangene Entwicklungsstadien voraussetzt. Noch war ihnen der Gebrauch der Metalle fremd; sie bedienten sich mit Vorliebe des vulkanischen Obsidians (*Ixtli*) und lebten in voller Steinzeit, wie wir dieser auch später noch bei den nördlicheren Indianern Kaliforniens begegnen.

Licht fällt in das dunkle Gewirre dieser antiken Stämme erst mit dem Erscheinen und Eindringen der Tolteken, welches Humboldt auf das Jahr 684 unserer Zeitrechnung festgesetzt, also in eine Zeit, wo in unserem Welttheile die hochgehenden Wogen der Völkerwanderung sich schon gelegt, der Sturm der Reichezersplitterung und Neuerrichtung ausgetobt hatte. Wie die Morgenröthe das Nahen des Tages, kündete das Auftreten der Tolteken den Hereinbruch einer neuen Aera, welche für die Kultur ganz Amerikas von tiefeinschneidender Bedeutung werden sollte. Auch der Tolteken Ursprung, ihre eigentliche Heimath verbirgt sich in der Nacht der Mythen; Eines aber ist gewiss, nämlich dass sie ein schon Kultur besitzender Volksstamm waren, als sie aus ihren geheimnissvollen Sitzen, welche die Sage als *Chicomoztoc* (sieben Grotten) bezeichnet, auf das Hochplateau von Anáhuac gelangten. Im Gegensatze zu der Annahme neuerer amerikanischer Gelehrter, wonach die Tolteken aus dem Süden nach Mexiko kamen, scheint es wahrscheinlicher und richtiger, dass sie aus den Gegenden des kalifornischen Rio Colorado und des Rio Gila eingewandert seien, denn auf diesem Wege stösst man an verschiedenen Stellen auf Trümmer von Befestigungen, Palästen, Tempeln und Pyramiden aus behauenen, hieroglyphentragenden Steinen, ja sogar auf Ueberreste ganzer Städte, einstige Wohnsitze dieses eingewanderten Volkes, welches sehr möglicherweise mit den alten Mound-Erbauern des Mississippi-Thales in Zusammenhang zu bringen ist. Auf verschiedenen Wegen sind wohl von dort die ersten Glieder der *Nahoa*-Familie nach Mexiko eingewandert. Der Raum, welchen diese Toltekatl-Kultur nach und nach einnahm, erstreckte sich von Rio Gila bis nach Zacatecas.

Gleich nach ihrer Ankunft auf der mexikanischen Hochebene unterwarfen die Tolteken sich die daselbst wohnenden Völker, und man hat Ursache zur Vermuthung, dass dies auf friedlichem Wege geschehen sei. Sie waren vorwiegend Ackerbauer und lehrten auch den unterworfenen Stämmen den Bau der Feldfrüchte und der Baumwolle, sowie die Bearbeitung edler Metalle; sie besassen eine Bilderschrift, ein Sonnenjahr, weit genauer berechnet als jenes der Griechen und Römer, endlich eine vortreffliche Orientirungsgabe, was die von ihnen erbauten Pyramiden beweisen. Zugleich brachten die Tolteken die klangvolle, reiche *Nahuatl*-Sprache nach Mexiko mit, nach der sie bald in den übrigen Dialekten benannt wurden und die sich von den Ufern des Rio Gila bis in die Isthmusländer mit der Gewalt einer Kultursprache ausbreitete.

Den Tolteken flog der Ruf als Baukünstler voran und wurde bald mit ihrem Namen gleichbedeutend. Sie verschmähten den schlichten Erdbau und errichteten Denkmale, welche noch heute die staunende Bewunderung der Archäologen erregen. Mit der Bearbeitung der Metalle vertraut, gelang es ihnen leicht, den harten Stein zu bewältigen. Hierzu

diente ihnen vorzüglich das Kupfer, welches nicht nur in der Region der nordamerikanischen Seen, sondern auch in den Provinzen Cohuiras und Zacatollan reichlich bricht. Wahrscheinlich aber waren die Tolteken schon im Besitze der Metallbearbeitungskunst, als sie auf Anáhuac erschienen. Kupferne Werkzeuge zeichnen daher die Toltekenherrschaft aus und gestatten eine häufige Anwendung des Steinbaues, der hier auf weit höherer Stufe stand als in den Moundländern; trotzdem ist ganz reiner Steinbau selten. Stein bildet zwar den Hauptbestandtheil, aber sich gänzlich von dem Erdbau frei zu machen, wollte den Tolteken nur schwer gelingen; in vielen Fällen wendeten sie daher ungebrannte Ziegel an. Ihre Denkmäler haben eine pyramidale Form [1]), die aber der ägyptischen durchaus unähnlich ist. Der Unterbau ist niedrig im Verhältniss zum Flächenraum der Basis, erhebt sich in nur wenigen Absätzen, höchstens 3—4, und bildet oben eine Plattform nur unbeträchtlich kleiner als die Basis selbst. Der ganze Unterbau — also eine sehr flache Pyramide — besteht aus Erde, und erst auf der Plattform erhebt sich das steinerne *Teocalli* (wörtlich Gotteshaus), welches nicht bloss als Tempel, sondern auch den Priestern zur Wohnung diente.

Das wenige Positive, was wir über die Kultur der Tolteken wissen, erhebt sie zu ansehnlicher Höhe. Ihr Kult huldigte einem dualistischen Gegensatze, für den sie in dem von Mann und Weib einen mystischen Ausdruck gefunden zu haben glaubten und dessen sichtbare Symbole sie in Sonne und Mond erblickten. Ihre Priester beaufsichtigten die Jugend und legten das Gelübde der Keuschheit ab, übten Fasten und Abtödtung und knüpften die ehelichen Bande. Polygamie war unerlaubt. Von allen Kenntnissen war ihrer Vollkommenheit wegen die der Länge des Sonnenjahres und der darauf gegründete Kalender die merkwürdigste. Ihre Aerzte kannten die Wirkungen der Pflanzen auf den Organismus, endlich besassen sie eine ausgebildete Hieroglyphenschrift. Auch einfache musikalische Instrumente, womit sie den Vortrag ihrer Lieder und Traditionen begleiteten, fehlten nicht; sie waren Zimmerer, Maurer, Ziegelbrenner, Weber, Schmiede u. dgl., pflegten den Ackerbau und pflanzten Baumwolle und andere Nutzpflanzen. Sie trieben ausserdem Handel und bedienten sich bereits der Metalle als Aequivalent von Naturalien und Produkten. Die Könige wurden von der Nation gewählt, denn kurz nach der Gründung der Hauptstadt Tula gaben sie ihrer oligarchischen Verfassung die Form einer Monarchie. Das Regiment der neuen Könige, welche während der 400jährigen Dauer des Toltekenreiches herrschten, war weise, milde und auf das allgemeine Wohl bedacht, friedlich; Industrie, Künste und Wissen fördernd. Unter der Regierung des vorletzten Königs Ixtacquiauhtzin gelangte das Reich auf den Gipfel seiner Macht, doch vernehmen wir Klagen über zu-

---

1) Zu den berühmtesten Denkmälern der Toltekenzeit zählen die beiden Tempelpyramiden zu Teotihuacan, die Treppenpyramide *el Tajin* bei Papantla und das *Teocalli* von Cholula oder Cholollan.

nehmende Sittenlosigkeit. Unter Topiltzin blieb jedoch einige Jahre der Regen aus und pestilenzialische Dünste erfüllten die Luft, Krankheiten rafften die Menschen haufenweise hinweg, die der Hunger verschont hatte. Topiltzin selbst starb i. J. 1052 und die Ueberbleibsel der Nation entwichen theils nach Onolhualco (Yucatan), theils nach Guatemala, Tula, Cholula und dem Thale, wo später Tenochtitlan (Mexiko) erstand.

Fünf Jahre nach der Auswanderung der Tolteken erschien an der Schwelle Anáhuacs an der Spitze einer Million Streiter der Theodorich des Westens, Xoxotl, der grosse Chichimeken-König. Diese Chichimeken waren ein barbarisches, rohes Volk, von dem es nicht feststeht, ob es auch zur Nahoa-Familie zu zählen sei[1]). Sie unterwarfen, schonten jedoch die wenigen noch im Lande übrigen Tolteken, nahmen nachrückende Stämme auf und verschmolzen dieselben mit den Toltekenresten zu einer Nation. Es war ein Prozess genau analog jenem, der sich in Europa nach der Völkerwanderung vollzog. Unter den neuen Ankömmlingen befanden sich die *Acolhua*-Stämmen der Tenuchcas und Tlaltelolcas, welch erstere Tenochtitlan gründeten und bald so erstarkten, dass sie unter der Führung Tezozomocs, des Königs von Atzapotzalco grosse Eroberungen machen konnten. Doch gelang es für eine Weile das Chichimekenreich wiederherzustellen, welches darauf in drei Theile zerfiel, worunter der Aztekenstaat auf Anáhuac zur höchsten Blüthe gelangte. In der Geschichte dieser politischen Wandlungen sehen wir die toltekische Priesterschaft, die Hüterin der Künste und Wissensschätze, eine Rolle spielen, sehr ähnlich jener des römisch-christlichen Klerus unter den Gothen und Langobarden. Auch sie benützte die Ueberlegenheit, welche Erfahrung und Kenntnisse ihr gaben, um der Herrschsucht zu huldigen, die, man findet es allerorts bestätigt von jeder wie immer gearteten Ueberlegenheit unzertrennlich ist.

Die Kultur des Aztekenreiches, dem die Ankunft der Spanier unter dem Kaiser Motecuhzoma II. ein gewaltsames Ende bereitete, war eine geradezu reiche und hochentwickelte; sie offenbarte sich in der klangreichen Nahuatl-Sprache, in den Traditionen und religiösen Anschauungen, der durchgebildeten Hierarchie, den sittlichen und religiösen Einrichtungen, den Mönchs- und Nonnenklöstern, den Seminarien zur Erziehung der Jugend, den Feierlichkeiten bei Geburt, Ehe und Tod, in der Pflege des Feldbaues, des Strassen- und Brückenbaues, in der Kunstfertigkeit im Weben, in der Architektur, den Parks und Gartenanlagen, in Malerei und Skulptur, in der Schrift, in Poesie und Beredtsamkeit, in Theater, Tanz und Gesang, in der glänzenden Pracht des Hofstaates, in dem komplizirten Mechanismus des Staatswesens, endlich

---

1) Don Francisco Pimentel, Conde de Heras in seinem Werke: *Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de México.* Mexico 1862—1865. 8°. I. Bd. S. 153—158 weist nach, dass die Chichimeken die Toltekensprache erst annahmen, ursprünglich aber ein jetzt unbekanntes Idiom redeten.

in den Gesetzen, darunter jene des Netzahualcoyotzin des Studiums des Kulturforschers werth sind. Eines nur stört ihn in dem Genusse dieser indianischen Civilisation, die Gräuel der mörderischen, Tausende von Menschen dem Tode weihenden Opferszenen. Nur zu leicht fühlt er sich verleitet, ob dieses blutigen Makels der erreichten Kulturhöhe der Azteken seine Anerkennung zu versagen, kaum mit Recht. Wir vermögen nämlich den Ursprung dieser grossartigen Menschenopfer aufzudecken; sie sind bis auf den übermässig strengen Winter von 1450 und die bei der in bedenklichster Weise gestiegenen Uebervölkerung darauf folgenden Hungerjahre zurückzuführen, gingen aus rein praktischen Reflexionen hervor und hatten den Zweck, dieser Uebervölkerung entgegenzuarbeiten. So konnten allerdings Jene, die auf den Altären fielen, ein wirkliches, ihren Mitmenschen nützliches Opfer bringen, ohne die Beute eines sinnlosen oder traditionellen Aberglaubens sein zu müssen [1]). Bekanntlich zog ein Naturereigniss in England, der Schwarze Tod von 1348, tiefgehende wirthschaftliche Folgen, in Mexiko aber die Menschenopfer nach sich. Sie waren ein praktisches Bedürfniss, die einfachste wirthschaftliche Maassregel, und dass die Indianer nicht gleich uns davor zurückschauderten, entquillt lediglich ihrem total verschieden angelegten Rassencharakter. Bei dem verhältnissmässigen Mangel an anderen Geschöpfen aus der Wesensreihe des Thierreiches war das Opfer des Menschen um so gewöhnlicher, als der Indianer das Leben anders, geringer bewerthet als wir und sein Charakter sich früher wie noch jetzt durch passive Indifferenz kennzeichnet.

Die Maya-Kultur auf Yucatan.

Tiefes Dunkel lagert auf Yucatans Vergangenheit; sie muss wohl glanzvoll gewesen sein, dies lehren wenigstens die unzähligen Denkmäler, welche nirgends in ganz Amerika in grösserer Pracht angetroffen werden. So wie ganz Mittelamerika scheint auch Yucatan der Schauplatz zahlreicher Einwanderungen gewesen zu sein; in den frühesten Epochen war es wahrscheinlich von Rothhäuten bewohnt; ohne politische Gliederung lebten sie familienweise in vereinzelten Gruppen und nährten sich vorwiegend von dem Ertrage der Jagd und des Fischfanges. Der Sage gemäss erschien plötzlich von Westen her eine Schaar Fremder, an deren Spitze Zamna stand, welchem die Erfindung graphischer Künste zugeschrieben wird; er ist überhaupt der Gründer der auf der Halbinsel herrschenden Civilisation. Bei seiner Ankunft in jenen Gegenden fand er daselbst die Mayasprache [2]) in Gebrauch; der Name *Maya,*

---

1) J. W. v. Müller, *Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico* Leipzig 1865. 8°. S. 57.

2) Siehe über dieselbe: Pimentel, *Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de Mexico.* II. Bd. S. 1—40.

Land ohne Wasser bedeutend, bezeichnete sowohl das Land als die Einwohner. In den Nachbarstaaten, in Chiapas z. B. herrschte noch das *Tzendal,* das auch jetzt noch dort gesprochen wird; das eine ist zweifellos der Stamm des anderen, so wie beinahe aller centro-amerikanischer Dialekte, welche sämmtlich eine grosse Aehnlichkeit mit dem Maya besitzen. Dieses wird demnach als das älteste Idiom jener Landschaften betrachtet, um das sich das *Quichè, Zutuhil, Cakchiquel, Pocoman, Lacandon, Mame* u. s. w. gruppiren; sie waren über die heutigen Länder Guatemala, Tabasco, Chiapas, wahrscheinlich über Soconusco und einen kleinen Theil von Honduras verbreitet [1]). Die Priorität des Maya lässt also auch auf ein hohes Alter für die Völker schliessen, welche es redeten. In der That scheint Yucatan der älteste Kultursitz Amerikas gewesen zu sein; die Epoche, in welcher Zamna inmitten der eingebornen Rassen Yucatans eine neue Civilisation begründete, führt uns in das graue Alterthum zurück. Ein gewaltiger Recke, rühmte sich Zamna, wunderwirkend gleich dem mexikanischen Quetzalcohuatl, seiner göttlichen Abkunft und galt den Maya als Urheber der Fruchtbarkeit, deren Symbol unter Phallusform in all den zerstreuten Ruinen des Landes wiederkehrt. Nach seinem Tode wurde über seinem Grabe ein kolossaler Pyramidenbau errichtet und rings umher die Stadt Izamal — die älteste Yucatans — begründet.

Eine ähnliche Sage schreibt der gemeimnissvollen Persönlichkeit Kukulkan — dessen Name nur die Maya-Uebersetzung des mexikanischen Quetzacohuatl — die Gründung der Stadt Mayapan zu. Verschiedene Ursachen befürworten die Ansicht: in diesem Namen Kukulkan nur die Personifizirung einer ganzen Reihe priesterlicher Herrscher zu sehen. Es ist schwer zu unterscheiden, ob Mayapan, die Residenz der Kukulkan, gleichzeitig mit Izamal entstanden; sicher aber ist, dass seine Gründungsepoche mindestens ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung hinaufreicht. Copan am Fusse des Caria-Gebirges, Tula im Thale von Ococingo und Nachan oder Palenqué, welches man für das alte Xibalba hält, wären beiläufig zur selben Zeit von verwandten Völkern erbaut worden, welche von den Maya ihren religiösen Kult erhalten hatten.

Nach dem Verschwinden Kukulkans wählten die Edlen des Volkes einen König aus dem Geschlechte Cocom. Ueber diese Dynastie wissen wir gar nichts, als dass sie sich bis beiläufig 500 Jahre vor Ankunft der Spanier erhielt. Ob sie ihre Macht über die ganze Halbinsel erstreckte, erscheint wohl wahrscheinlich, aber ungewiss. Während ihrer Herrschaft treten als Verkünder neuer Lehren drei Brüder Itza auf, welche sich in der Stadt Chichen niederliessen, deren Regierung sie an sich rissen, um sie jedoch bald wieder zu verlieren. Das Reich Mayapan genoss tiefen Frieden als jene Periode allgemeiner Wanderung eintrat, welche das amerikanische Staatenleben

1) E. Geo. Squier. *Monograph of the authors who have written on the languages of Central America.* London 1861. 4°. S. IX.

so mächtig bewegte. Diesmal war es ein Toltekenstamm, die Tutul-Xiu, welche, weiter vordringend als die übrigen, den Grenzen Mayapans im V. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung nahten; erst nach zweihundert Jahren, nämlich von 701 bis 761 n. Chr., finden wir die toltekischen Fürsten zu Bakhalal mit königlicher Gewalt ausgerüstet, deren Sitz sie nach dem Sturze der Itzas nach Chichen übertrugen. In späteren Zeiten, nach dem X. Jahrhunderte, wurde Chichen zwar aus unbekannten Ursachen zerstört, ging aber wieder in die Gewalt der Itza über, während die Tutul-Xiu sich in dem prächtigen Uxmal niederliessen, schliesslich auch die in dem alten Mayapan residirenden Cocom vertrieben und dort den Sitz ihrer Herrschaft aufschlugen. Im Jahre 1191 überwanden sie in offener Feldschlacht den König von Chichen Itza und wenige Jahre später jenen von Izamal. Einfällen der benachbarten Quichè-Fürsten und inneren Fehden vermochten indess auch die Tutul-Xiu nicht zu widerstehen. Im Jahre 1447 ging Mayapan zu Grunde und bei Ankunft der Spanier treffen wir in Yucatan nur noch kleine ohnmächtige Regenten, welche sich in die Städte des einstigen Reiches der Titul-Xiu getheilt hatte [1]).

In Yucatan, einem Lande mit tropischem Klima, kalkigem Boden und wenigen unbedeutenden Flussläufen, blühte also schon seit der Gründung Izamals eine reiche Kultur, und nirgends findet man grössere, zahlreichere und gewichtigere Zeugen derselben als eben dort. Die alte Welt hat wenig aufzuweisen, was an Pracht, Mannigfaltigkeit und Reichthum die Ruinen von Chichen-Itza, Uxmal, Tihòo, Tekax, Mayapan und so vieler anderer Orte überträfe. Die Zahl der in dem wenig bekannten und besuchten Land aufgefundenen altamerikanischen Ruinenstädte beläuft sich auf 54! [2])

Der Anblick der Trümmerwelt von Chichen-Itza in trauriger Einöde ist gewaltig ergreifend: als ob der Geist der Verwüstung hier sein Szepter geschwungen, ist alles todt, still und stumm. Von den Völkern, welche einst eine so grossartige Pracht geschaffen, lebt Niemand mehr; aber die jetzigen Bewohner des Landes, die yucatekischen Indianer, düstere und schweigsame, stolze und selbstbewusste Gestalten scheinen noch zu trauern um ihre beraubte Freiheit, um ihre dahingeschwundene Grösse. Die Ruinen von Chichen liegen auf einer Ebene von mehreren Meilen Ausdehnung, etwas mehr denn zwanzig deutsche Meilen von der Küste entfernt, und entbehren jeder Wasserverbindung. Sie haben nichts von dem, was wir als Ordnung bezeichnen würden, daher auch keine ausgesteckten Strassen und Gassen; unfern des sogenannten Tempels und etwas südlich von demselben erhebt sich

---

1) Brasseur, *Histoire des nations civilisées de l'Amérique centrale.* Vol. II. lib. V. chap. 1. Dann auch desselben *Essai historique sur le Yucatan (Archives de la Commission scientifique du Mexique.* Paris. Vol. II. S. 18—64).

2) Brantz Mayer, *Mexico astec, spanish and republican.* Hartford 1852. 8°. Bd. II. S. 172. Bei seiner ersten Wanderung in Yucatan 1840 hatte der amerikanische Reisende Stephens nur acht indianische Ruinenstätten gefunden.

eine Pyramide; wie in Rom und Perú unterhielten keusche Vestalinnen ein ewiges Feuer in einem noch erhaltenen Palaste; der darin befindliche grosse Circus wird von dem französischen Forscher Charnay für ein Gymnasium, einen Platz für körperliche Uebungen, gehalten.

Die glänzendsten Ueberreste ehemaliger Kultur sind in Uxmal zu suchen, dessen Gründung gemeiniglich ins Jahr 870 oder 894 n. Chr. verlegt wird. Auch hier steht wieder ein kolossaler Pyramidenbau. Im nordwestlichen Theile des Landes reihen sich die Trümmer von Stadt an Stadt, und im Osten wurden schon zur Zeit der spanischen Entdeckung Prachtbauten auf der seither verlassenen Insel Cozumal angetroffen, welche viele geheiligte Orte enthielt, zu denen das Volk in grosser Menge wallfahrtete. Strassen — wie in Mexiko und Perú, beiläufig einen Meter über dem Boden erhoben, und aus mit Mörtel verbundenen Steinen aufgeführt, durchzogen die Insel sowie das yucatekische Festland.

Auf den Plateaux der Pyramiden erheben sich gewöhnlich die Tempel, zu welchen man über hohe Stufen hinanstieg. Das grobe Mauerwerk bestand aus unbehauenen Steinen, die ein Mörtel verband, dessen Geheimniss den ersten Bewohnern Yucatans eigen war. Ein gleicher Mörtelanwurf bildete die Bekleidung der Mauern und trug oft dekorative Malerei und Basreliefs. Das *Sacellum,* die kleine Kapelle, welche auf dem Gipfel der Pyramide stand, war aus breiten Steinplatten erbaut, deren einige mit eingemeisselten hieratischen Schriftzeichen bedeckt sind. Die Paläste, die Wohnungen der Priester, jene der gottgeweihten Sonnenjungfrauen, meist in der Umgebung der Tempel gelegen, ruhten ebenfalls auf pyramidalen oder konischen Steinunterbauten, bestanden aus mehreren einstöckigen Gebäuden, und waren in Zellen abgetheilt, die nur durch die Thüre Licht empfingen. Ein Blick auf die yucatekischen Denkmäler zeigt die besondere Vorliebe dieses Volkes für die Form des regelmässigen Vierecks; nur wenige Rundbauten — wie z. B. ein Grabmal in Mayapan — sind vorhanden. Das Viereck machte sich bis in die kleinsten Details geltend; die Thüren waren regelmässig viereckig, die Dächer flach, so dass der ganze Bau ein viereckiges Aussehen gewann; das Gewölbe sowie das Fenster scheint überhaupt in ganz Amerika unbekannt gewesen zu sein. Sogar die Ornamentik liebt viereckige Formen; Friese und Gesimse sind viereckig, und die gestaltenreichen Bilderschriften sind gern in viereckige Umrahmungen gezwängt.

Soweit wir die yucatekische Kultur, und zwar hauptsächlich nur durch ihre Bauwerke kennen, — und unser ganzes Wissen beschränkt sich auf einige spärliche Angaben über Kultur, Kalenderwesen und Schriftzeichen [1]) — lässt sich konstatiren, dass dieselbe allerdings auf

---

1) Die Maya bedienten sich besonderer Schriftzeichen, deren Kenntniss, ohne bis jetzt zu einem befriedigenden Resultate zu führen, doch in den letzten Jahren Fortschritte gemacht hat. Ich gedenke hierbei nicht der verunglückten Versuche Brasseurs, yucatekische Hieroglyphen zu entziffern, die schon nach Gebühr gewürdigt worden sind

hoher Stufe gestanden haben und ausgebildeter gewesen sein müsse als jene der Azteken Mexikos und der Olmeken von Palenqué. Ihre Entwicklung ist indess schwer zu verfolgen; der Glanzpunkt fällt sicherlich in die Periode der Tutul-Xiu; aber inmitten des Glanzes, wovon die Trümmer Uxmals und Chichen-Itzas so beredte Spuren bewahren, liegen Andeutungen, dass die Tutul-Xiu-Periode, trotz der mannigfaltigen Thätigkeit ihrer Künstler, auch eine Epoche des Verfalles für die Kunst in sich barg, welche sich an einigen, aus älterer Zeit stammenden Unterbauten jener verhältnissmässig neueren Denkmäler strenger und edler erweist. Dem aztekischen Einflusse hingegen war sie nie unterworfen, denn es hat Yucatan niemals in Beziehungen zu dem so nahen Mexiko gestanden; es hat sich selbständig entwickelt. Die toltekischen Tutul-Xiu gelangten allerdings dahin, wie denn die Tolteken überhaupt in ihren Wanderzügen ihre Kultur beinahe über ganz Amerika verbreiteten. Es geschah dies jedoch in einer Zeit, welche nicht gestattet den Einfluss der allenfalls mitgebrachten auf die einheimische Gesittung nachzuweisen. Die Herrlichkeit der yucatekischen Bauwerke hat Manchen zur Annahme geleitet, dass hier der Ursitz aller antiken Civilisation in Amerika gewesen: von Central-Amerika und Yucatan aus habe sie sich strahlenartig über den Kontinent ausgedehnt; hier sei die Heimat der Toltekavölker [1]). Ich kann mich dieser Meinung nicht anschliessen, glaube vielmehr, dass die amerikanische Völkerverschiebung von Nord nach Süd vor sich gegangen und nur hierdurch die verschiedenen Phänomene der amerikanischen Kulturgeschichte genügend zu erklären seien.

Der palencanische Kulturkreis.

Auch die Yucatan nahegelegenen Landschaften Oaxaca, Chiapas, Tabasco, Guatemala und Honduras bergen ebenso interessante als grossartige Mahnungen an die Vergangenheit. Inmitten granitischer Gegend und in traurig düsterer Umgebung erheben sich die Grabpaläste von Mitla an der heutigen Strasse von Oaxaca nach Tehuantepec. Der Ueberlieferung zufolge haben sie die Zapoteken als Grabstätten für ihre Könige erbaut, und nannten desshalb den Ort *Leoba*, d. i. das Grab. Bei den Nahuatlvölkern hiess er *Miguitlan*, Ort der Trauer. Auch Chiapas bietet ansehnliche Kulturreste in den Ruinen von Ococingo, Utlatan und Palenqué! Unter allen am bedeutendsten sind unstreitig die Trümmer von Palenqué, des alten Huehuetlapallan, welches man für das mythische Xibalba zu halten geneigt ist, und wohl zu dem wundervollsten gehört was Central-Amerika aufzuweisen hat.

Ein neuerer Forscher, Lindesay Brine, macht darauf aufmerksam

---

(*Ausland* 1870. S. 285), sondern der thatsächlichen Entdeckung einer phonetischen Schrift des Mayavolkes und des dazu gehörigen Schlüssels im Diego de Landa.

1) Squier, *Monograph*. S. IV.

— und darin glauben wir ihm vollkommen beipflichten zu sollen — dass der Ausdruck „Städte“ für die Ruinen von Palenqué, u. s. w. eine durchaus irrthümliche Bezeichnung sei; ich würde im deutschen Sprachgebrauche anstatt des üblichen „Ruinenstädte“ das passendere „Ruinenstätten“ vorschlagen. Denn die an diesen Plätzen vorhandenen monumentalen Reste stammen ausschliesslich von Bauwerken, die religiösen Zwecken dienten, und die Grossartigkeit ihrer kolossalen Formen ist ein Beweis sowohl für das Ansehen und die Macht der Priester und Häuptlinge als für die blinde Ergebenheit und den Aberglauben der Volksmassen. Das hervorragendste Bauwerk in Palenqué, gemeiniglich der „Palast“ genannt, hat in seiner Anlage, seinen Höfen, Korridoren und Zellen mehr Aehnlichkeit mit einem grossen Kloster, ist auf einer erhabenen Plattform erbaut und zeigt sich in Plan und Dimensionen dem Hauptgebäude von Uxmal in Yucatan verwandt.

Rings um den „Palast“ liegen fünf Mounds, jeder durchschnittlich 50 bis 60 Fuss hoch; diese Mounds sind ziemlich steil und scheinen einmal mit Stufen aus viereckigen Kalksteinplatten versehen gewesen zu sein; auf ihrem Gipfel befindet sich ein Tempel oder Altar. Alle sind nach dem nämlichen Muster gebaut, alle sind auch nach einem der Kardinalpunkte, meist nach Osten eingerichtet. Palast und Altäre sind aus dem Kalkstein aufgeführt, der in den benachbarten Hügeln gebrochen wird. Der durch diese Gebäude bedeckte Flächenraum beträgt nicht mehr als etwa 800 Quadrat-Yards oder eine halbe englische Quadratmeile um den „Palast“ und keine der übrigen Ruinenstätten übertrifft diese Ziffer. Palenqué und die anderen Ruinen Central-Amerikas sollten in dem Sinne grosser moderner Klöster aufgefasst werden. Es ist allerdings wahrscheinlich, dass eine zahlreiche Bevölkerung in der Nähe dieser Bauten wohnte, und gewisse Spuren von steinernen Brücken über den an Palenqué vorbeifliessenden Waldbach deuten darauf hin; sicher aber wohnte diese Bevölkerung in leichten Hütten, wie sie heute noch die Indianer zu errichten pflegen und die daher sehr bald zu Grunde gehen mussten. So geschah es wenigstens im benachbarten Yucatan, hier wissen wir bestimmt von gewissen Orten, dass Tausende von Hütten zur Zeit der Eroberung bestanden und das Land dicht bevölkert war, erhalten ist aber nichts geblieben als die grossen Mounds, Tempel und Altäre. Dasselbe ist zweifelsohne bei Palenqué der Fall.

Am Fusse der Lacandon-Gebirge in Chiapas liegen die Ruinen von Ococingo, in nur geringer Entfernung (8—10 Meilen) von Palenqué. Sie stammen aus derselben Zeit und tragen den nämlichen Charakter wie jene in Palenqué, sind aber von weit geringerer Bedeutung hinsichtlich ihrer Ausdehnung und Grossartigkeit. An einer Mauerruine lehnt ein wohlerhaltenes, altindianisches Götzenbild, auf dem Rücken mit tief eingeschnittenen und gleichfalls gut erhaltenen Hieroglyphen bedeckt.

Im angrenzenden Guatemala liegt die moderne Stadt Guatemala inmitten einer ausgedehnten Hochfläche, welche zahlreiche indianische Erdwerke, „Mounds“ und Tumuli bedecken, wie sie uns aus den

Mississippi- und Ohio-Fluren bekannt sind. Brine, der auch die Mounds in Nord-Amerika aus eigener Anschauung kennt, versichert uns die absolute Aehnlichkeit beider Bauwerke, nur hält er jene mit zweifellosem Rechte für älter. In einem der grössten dieser Mounds fand man seltsamer Weise nichts als einen granitenen Mörser, völlig identisch mit jenen, worin noch in der Gegenwart die indianischen Weiber ihren Mais oder Korn zu mahlen pflegen, und auch — dies ist besonders beachtenswerth — völlig identisch mit einem Mörser, den Brine in einem alten indianischen Muschel-Mound Ober-Kaliforniens entdeckte. Sowohl die Erdwerke als die Opferaltäre, die mit diesem Mounds in Verbindung stehen, zeigen eine vollständige Aehnlichkeit des Planes mit den Steinbauten von Palenqué, doch sind sie leider stark zerstört. Indess fand sie Brine noch voll mit Pfeil- und Lanzenspitzen aus Obsidian, wie sie vor Einführung des Eisens bei den Indianern üblich waren.

Uns gegen Norden wendend stossen wir auf die alte Residenz der Cakchiquel-Könige zu Patinamit, jetzt Tecpan-Guatemala geheissen. So wie für andere Festungen, hatten die Indianer auch für Patinamit einen Ort von grosser natürlicher Stärke ausersehen. Die grossen vulkanischen Spalten, die tief eingeschnittenen, häufigen Barrancas des Landes sind treffliche Vertheidigungsmittel; Patinamit ist ein von solchen 700′ tiefen und 300 Yards breiten Barrancas mit senkrechten Wänden wie von einem tiefen Graben umgebenes und völlig isolirtes Tafelland, zu dem nur ein in die Barranca-Wände eingehauener schmaler Zickzackpfad hinanführt.

Sta. Cruz de Quiché, die Festung der Quiché-Indianer, ist in ähnlicher Weise isolirt; auf dem Plateau von Patinamit sind noch zahlreiche Spuren von Mauern und Erdwerken, dann von verschiedenen Grab- und Opfer-Mounds erhalten. Der Plan der Bauwerke und Altäre, dann ihre Orientirung nach den Kardinalpunkten sind die nämlichen wie in Guatemala, theilweise wie in Palenqué. Auch sie waren unverkennbar lediglich zu religiösen Zwecken bestimmt und bestehen sowohl aus pyramidalen Altären als aus eingeschlossenen Höfen, deren Mauern allerdings zerstört, in ihren Spuren aber noch sichtbar sind, während die Altäre noch existiren. Letztere haben die gewöhnliche Form und bestehen aus Stein oder Rollsteinen, welche Bimssteinplatten bedecken; sie sind 30 bis 50 Fuss hoch und man gelangt auf breiten Stufen zu ihnen hinan. Steinerne oder auch Terracotta-Götzenbilder sind in diesen Ruinen gefunden worden, durchaus ähnlich jenen, welche die benachbarten Indianer noch jetzt im Geheimen verehren.

Den Schluss dieser merkwürdigen Ruinenstätten, deren Betrachtung allein einiges Licht auf die Kultur ihrer Erbauer wirft, bildet Copan in Honduras, mit seinen prächtigen, den mexikanischen Teocalli so ähnlichen Pyramidenbauten und reichen mit hieroglyphischen Skulpturen verzierten riesigen Monolithen. Weit von denselben und ganz im Osten des Freistaates an den Ufern eines Nebenflusses des Rio Guayape am nördlichen Fusse der Jutequile-Kette liegen die Ruinen der alten

Stadt Olancho in wenig bewohnter, meist von den unabhängigen Lenca-Stämmen bevölkerter Gegend. Abbé Brasseur hat 1865 bei seiner Reise durch das Caria-Gebirg und das Chamelicon-Thal in Honduras ausserdem zahllose Trümmer und Baureste entdeckt. Don Diego Garcia de Palacio, der erste Europäer, welcher die Alterthümer von Copan besuchte, rühmt schon die grosse Schönheit der Skulpturarbeit. Nachdem man über einen freien Platz geschritten ist, steigt man viele Stufen zu einer thurmartigen Erhöhung hinan, wo man die *Mitotes* und Religionsgebräuche ausgeführt haben muss; er scheint mit grosser Sorgfalt eingerichtet gewesen zu sein, denn man findet daselbst noch immer sehr schön behauene Steine. An derjenigen Seite dieses Gebäudes, welche nach dem Flusse hinausgeht, der dort vorbeifliesst, ist ein thurmartiger Vorbau. Ein grosses Stück davon ist zusammengefallen und herabgestürzt, und an dem eingestürzten Theile hat man unter jenem Bau zwei sehr lange unterirdische Gänge entdeckt, die mit grosser Geschicklichkeit angelegt sind. Ausser dem Angegebenen sind hier noch viele andere Dinge vorhanden, die beweisen, dass dort grosser Reichthum und Menschenverkehr existirte, sowie auch eine gewisse Civilisation und ein ziemlich hoher Grad von Kunstfertigkeit in der Herstellung jener Figuren und Bauwerke. Man sagt, in alten Zeiten sei ein mächtiger Herrscher von Yucatan hierher gekommen, habe jene Gebäude angefertigt, sei nach Verlauf einiger Jahre nach seinem Vaterlande zurückgekehrt und habe die Gebäude unbewohnt und entvölkert zurückgelassen. Von den alten Sagen, die sich im Munde des Volkes erhalten haben, scheint diese die richtigste zu sein, denn nach jenen alten Ueberlieferungen hat ein Volk aus Yucatan vor alten Zeiten die Provinzen von Ayajal, Lacandon, Verapaz, die Gegend von Chiquimula und die von Copan erobert und sich unterwürfig gemacht; ausserdem ist die Apaysprache, welche man hier spricht, auch in Yucatan und in den anderen Provinzen im Gebrauch und wird dort verstanden. Ferner scheint auch der Baustyl der genannten Bauwerke derselbe zu sein, wie derjenige, welchen die Spanier bei der Entdeckung von Yucatan und Tabasco an den dortigen Bauwerken antrafen, auf denen sich Figuren von Bischöfen, bewaffneten Männern und Kreuzen befanden, die man nirgends anders als an den genannten Orten wieder gefunden hat. Demnach ist der Schluss wohl gerechtfertigt, dass die Verfertiger der Bauwerke beider Gegenden zu einer und derselben Nation gehörten[1]).

Diese Meinung des alten Spaniers theilt auch die moderne Archäologie Amerikas. Es kann keinem Zweifel unterliegen, meint Brine, dass die Urheber der Ruinenstädte Central-Amerikas und jene der

1) *San Salvador und Honduras im Jahre 1576. Amtlicher Bericht des Licenciaten* Dr. Diego Garcia de Palacio *an den König von Spanien über die centralamerikanischen Provinzen San Salvador und Honduras im Jahre 1576. (Aus dem Spanischen übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen und einer Karte versehen von* Dr. A. Frantzius. Berlin, New-York, London 1873. 8°. S. 55—60).

grossen Altäre und Teocalli in Mexiko ursprünglich nahe verwandten Rassen mit nur geringen Kulturunterschieden angehört haben müssen. Ihre religiösen Zeremonien und Opfer waren von der nämlichen Art, ihre astronomischen Kenntnisse auf ähnlichen Berechnungen gegründet und die Verschiedenheit der Idiome kann nicht ausschlaggebend ins Gewicht fallen.

Alle diese Denkmale Central-Amerikas weisen auf einen gemeinsamen Ursprung hin; in allen bemerkt man eine merkwürdige Uebereinstimmung, welche sich in ihrem Charakter am nächsten wohl an die Bauwerke Yucatans anschliesst; es ist also nicht unwahrscheinlich, dass in früheren Epochen eine Verbindung zwischen diesen Ländern und deren Bewohner stattgefunden habe. In der That ist die Entfernung, welche die Königsgräber von Mitla von den Palästen Uxmals trennt, keine so ungeheure, dass ein antiker Verkehr zwischen beiden nicht denkbar wäre. Andererseits kann man bis nach Copan den Treppenbau verfolgen, und derart einen Zusammenhang mit der in den nördlichen Gegenden Mexikos üblichen Baukunst beobachten. Ich halte es für ziemlich unzweifelhaft, dass die Tolteken die Pyramide — eine Ausbildung der Ohio Mounds — auf das Hochland von Anáhuac mitgebracht, und von hier aus auf ihren Wanderzügen nach Yucatan — wo wir ja sie selbst in den Tutul-Xju und mit ihnen die Pyramide widerfinden — sowie in die südlicheren Theile Central-Amerikas verbreitet haben. Allerdings lassen die erhaltenen Baureste dieser Länder darauf schliessen, dass die Kultur hier eine höhere als auf Anáhuac, wenngleich weniger entwickelt als in Yucatan, gewesen. Die Tolteken haben eben in Central-Amerika keine eigenen Staaten gebildet, sondern fanden nur Schutz und Unterkommen bei den zwar verwandten Quichévölkern, welche die Herren des Landes waren und blieben. Zur Zeit der Conquista nahmen die Quiché — welche mit den Cakchiquel und Zutuhil die drei Hauptnationen Guatemalas bildeten und einen ausgebildeten Sagenkreis besassen, — den grössten Theil der *Altos* oder Hochlandschaften nebst den Distrikten von Quiché, Totonicapan und Quesaltenango ein. Ursprünglich hatten sie sich in Chiapas festgesetzt, wo Palenqué als der Mittelpunkt des centro-amerikanischen Staatenlebens zu betrachten ist. Ich will daher diese eigenthümliche — eine Zwischenstufe zwischen der mexikanischen und yucatekischen bezeichnende — Kultur die p a l e n c a n i s c h e nennen. Dass die eingewanderten Tolteken, diese Baukünstler *κατ᾽ ἐξοχήν*, darauf nicht ohne Einfluss geblieben, scheint unzweifelhaft.

So dunkel auch die Urgeschichte der central-amerikanischen Landschaften noch sein mag, eines leuchtet — däucht mir — vor Allem als leitender Stern hervor: die Thatsache, dass ein Kulturvolk, die Tolteken, in allen Theilen Central-Amerikas die Begründer oder Förderer der Gesittung gewesen. Was vor den Tolteken bestanden, ist dunkel und ungewiss; ob die Urbewohner roh oder schon theilweise gesittet, ist schwer zu ermitteln; mit dem Erscheinen der Tolteken beginnt es Tag zu werden in der amerikanischen Völkergeschichte, und dem Kulturhistoriker mag es interessant erscheinen, die Anfänge der Civilisation

auf so weitem Raume von einem und demselben Volke ausstrahlen zu sehen. Auf den von den Tolteken gelegten Grundvesten bauten dann die verschiedenen Stämme weiter, welche entweder nach ihnen einwanderten, oder welche, obschon schon früher anwesend, mit toltekischem Geiste gesättigt worden waren.

Das Volk der Chibcha.

Ein weiter Raum trennt die Ruinen von Palenqué und Olancho von dem Hochlande von Cundinamarca. Fast unbekannt schlummern noch die einstigen Geschicke der amerikanischen Isthmusländer Costarica, Panamá und Choco. Nur ungenügend in geographischer Beziehung durchforscht, sind sie es beinahe ebenso wenig in archäologischer Richtung. An den üppigen Gestaden des szenenreichen Sees von Nicaragua verliert sich gleichsam das Band, welches die Völker des nördlichen und des südlichen Amerika miteinander verknüpfen sollte. Beinahe durch volle zehn Breitegrade bieten sich keine Spuren der Vergangenheit, und erst auf dem südamerikanischen Festlande, in den Gebirgsländern Columbiens gewahrt man einen Lichtpunkt aufdämmernder Bildung, der lange fast gänzlich übersehen wurde.

Jener Theil der Andenkordillere, dessen westlichen Fuss der Rio Magdalena bespült, und der, in nordöstlicher Richtung streichend, die Hochebenen von Bogotá und Tunja bildet, wurde zur Zeit der spanischen Conquista von dem Chibchavolke bewohnt, welches die Spanier irrthümlich *Muyscas* genannt hatten [1]). Die Chibcha waren unter allen autochthonen Stämmen die mächtigsten, zugleich aber auch die ersten, die zu Grunde gingen; sie hatten ein weites Reich gegründet, und eroberten alle Gaue zwischen Serinza in 6° n. Br. und Suma Paz unter dem 4° s. Br. Ihr Reich umfasste die Hochplateaux von Bogotá und Tunja, die Thäler von Fusagasuga, Pacho, Caqueza und Tensa nebst den ganzen Gebieten der Distrikte von Ubaté, Chiquinquirá, Moniguira und Leyva, von Santa Rosa nnd Sogamoso an bis zu den Geländen der östlichen Kordillere in der Nähe der Meta-Ebene, und mochte, nach Acosta [2]), dazumal eine Bevölkerung von 2000 Seelen auf der Quadratlegua zählen, somit den bestbevölkerten Landstrichen Europas nicht nachstehen.

Die Wiege des Chibchavolkes ist auf der Hochebene von Bogotá zu suchen; seine Hauptstadt war Funza; von hier zogen sie aus, die umliegenden Gebiete zu erobern und die benachbarten Stämme zu unterwerfen, welche dafür die Vortheile ihrer Gesetze und Kultur eintauschten. Vor den Eroberungen der Zipa hat das Land der Chibcha sich nur über den Raum von der Kordillere im Osten Bogotas bis in die Nähe

---

1) *Muysca* bedeutet in der Chibchasprache bloss: Menschen, Leute.

2) Acosta, A. a. O.

von Facatativá einerseits, dann von Zapaquirá bis zum Rio Tunjuelo andererseits erstreckt.

Da die Chibcha fast insgesammt auf den kalten Höhen der Kordillere lebten, kein Vieh besassen, welches ihnen zur Nahrung oder wenigstens zum Zuge hätte dienen können, das Wild längst in die undurchdringlichen Waldungen sich geflüchtet hatte und der Mangel an grösseren Gewässern auch keinen ergiebigen Fischfang gestattete, so sahen sie sich genöthigt, ihren Lebensunterhalt im Ackerbau, ihren Wohlstand im gewerblichen Fleisse und im Handel zu suchen. Die Chibcha brachten es damit so weit, dass sie nicht nur alles Nothwendige selbst besassen, sondern auch noch von ihrem Ueberflusse nach den fremden Märkten zum Tausche brachten; zudem sicherte ihnen die Ausbeutung der reichen Steinsalzwerke auf dem Hochlande von Bogotá die Kundschaft selbst weit entfernter Stämme. Zur Zeit der Conquista lebte der Chibcha jedenfalls in schon ziemlich vorgeschrittener Kultur, die indess nicht an die Höhe der mexikanischen Azteken oder der Bewohner des südlicheren Perú hinanreichte; seine Kulturstufe lag zwischen jener des polirten Steines und der Bronze, die er kannte, und jener des Eisens, welches er noch nicht entdeckt hatte. In einem an Metallen reichen Lande wohnend, durch den Verkehr mit den Nachbarstämmen solche leicht erwerbend, verstanden sich die Chibcha vorzüglich auf die Bearbeitung der Metalle, und ihre Künstler in diesem Fache genossen eines weit über die columbianischen Marken hinaus verbreiteten Rufes.

Das Chibchavolk zerfiel in drei unabhängige Nationen mit patriarchalischer Regierung, und einige von Kaziken beherrschten Tribus, den ersteren fast alle zinspflichtig und durch Waffengewalt unterworfen. Drei Oberhäupter theilten sich in die höchste Macht: der *Zipa*; er gab Gesetze, handhabte die Justiz, befehligte die Truppen und war entschieden der mächtigste Gewalthaber von allen; seinen Sitz hatte er zu Muequetá, heute Funza. Der *Zaque* genoss fast dieselben Prärogativen und hatte seine Residenz von Ramiriqui nach Hunsa, gegenwärtig Tunja, verlegt; endlich der *Jeque* oder das Haupt von Iraca, der Pontifex der Chibcha und zugleich Nachfolger des *Nemterequeteba* mit dem Sitze zu Suamoz, dem jetzigen Sagomoso. Ausserdem gab es noch die *Usaque* oder Gouverneure, nämlich die Herrscher der unterworfenen Völkerschaften; der Zipa hatte ihnen auch nach ihrer Unterjochung das Recht der Erbfolge in ihrer Familie gelassen und sich nur für den Fall eines fehlenden Nachfolgers die Ernennung eines solchen vorbehalten; er wählte dann hierzu gemeiniglich einen seiner Heerführer. Höchst wahrscheinlich hätte sich, ohne die Dazwischenkunft der Spanier, die Vereinigung der Chibcha zu einem einzigen Volke vollzogen, wie das steigende Uebergewicht des Zipa, und dessen rasche erfolgreiche Eroberungen in den letzten sechzig Jahren seines Bestehens zu schliessen gestatten.

Die Chibcha verehrten die Sonne; es war dies die einzige Gottheit, welcher sie Menschenopfer darbrachten. Alle fünfzehn Jahre fand das Opfer des *Guëza* statt; es war dies ein Jüngling, den sie mit grosser

Sorgfalt erzogen, um ihm dann am Opfertage das Herz auszureissen. Die Priester, darunter der *Chyquy* der Chibcha, waren dabei gleich jenen Aegyptens maskirt. Die einen stellten Bochica vor, dem man drei Köpfe zuschrieb, da er wie die indische Trimurti drei Personen in Einem Körper umfasste; andere trugen die Embleme der Chia, Frau des Bochica, gleich der ägyptischen Isis, Göttin des Mondes; noch andere stellten den furchtbaren Fomagata vor, einen bösen Geist und Repräsentanten des Bösen. Nach einem errungenen Siege wurden die jüngeren Gefangenen getödtet und zu Ehren der Sonnengottheit mit ihrem Blute die Opfersteine bespritzt, auf welche die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen. Dies geschah jedoch nicht, weil die Chibcha etwa die Sonne für den Weltschöpfer hielten; vielmehr war nach der Meinung der Chibcha anfänglich das Licht in einem Dinge eingeschlossen, das sie nicht zu beschreiben vermochten, wofür sie aber die Benennung *Chiminigagua* oder Schöpfer besassen.

Sonnentempel, welche steinerne Säulen besassen, sind in ihren Resten noch im Thale von Leyva zwar aufgefunden worden, indess verwendeten die Chibcha keine besondere Pracht auf dieselben, da sie es vorzogen ihre Opfer im grossartigen Tempel der belebten Natur, an Seen, Wasserfällen oder auf hohen Felsen zu vollbringen. Die berühmteste Opferstelle war der See von Guatavita, wo sich alljährlich an hohem Festtage der Kazike, mit Harz und darauf mit Goldstaub bedeckt einfand um sein Opfer darzubringen. Auf einem Nachen bis in die Mitte der Lagune geführt, liess man ihn dann sammt seinen Schätzen im Wasser versinken; diesem Beispiele folgten vom Ufer an alle die ihn begleitet hatten. Gross muss dieses Fest, grösser noch der Zudrang zu demselben gewesen sein, wenn wir nach den breiten und zahlreichen zum Theil noch heute existirenden und zu diesem See über die Sierra die ihn vom Sesquilé- Thale trennt, führenden Kunststrassen, endlich aber nach den fabelhaften Berichten vom *El Dorado* urtheilen dürfen, die sich von Mund zu Mund bis in die entlegensten Winkel des Inkareiches fortgepflanzt hatten.

Andere eigenthümliche Ruinen der Chibcha-Architektur sind die Cojines von Tunja, die Calzada del Llano de Pataquí und die Reste von Infierito. Ausserdem besassen sie noch einige Götzentempel, in deren unmittelbarster Nähe die Jeques (Priester) wohnten und worin sie thönerne Götzenbilder die oben mit einem Loche versehen waren um die Gaben der Gläubigen aufzunehmen, oder auch einfache kleine Gefässe zu dem nämlichen Zwecke aufgestellt hatten. Die Priester wurden seit ihrer frühesten Jugend in Seminarien, den sogenannten *Cucas*, und unter einem sehr strengen Regime erzogen; durch zehn oder zwölf Jahre hindurch blieben sie einer peinlichen Diät unterworfen, die ihnen nur einmal im Tage eine kärgliche Mahlzeit, aus Maismehl mit Wasser und ausnahmsweise aus einem Fische des Funza-Flusses bestehend, gestattete. Diese Seminarien waren der Hort der Chibcha-Wissenschaft, hier wurden der Ritus und die Zeremonien des Gottesdienstes, sowie die Glaubenssätze, die Traditionen und die Geschichte des Volkes gelehrt; hier ward die Zeitrechnung bestimmt, die praktische Moral in

feste Regeln formulirt, die Kunst der Sprache und auch die der Zauberei ausgebildet, mit einem Worte, hier wurden die Männer herangezogen, welche die Gesetze auslegen, den Kultus erhalten und der Stolz der Nation werden sollten. Da die Jeques (wie überall die Priester) die hervorragendsten Vertreter und Verfechter der alten Chibcha-Wissenschaft waren, so trafen sie selbstverständlich die meisten Verfolgungen der von dem religiösen Geiste der damaligen Zeit getragenen Spanier, und mit ihnen sank auch die gesammte Wissenschaft der Chibcha ins Grab.

Die Chibcha theilten den Tag, *sua,* und die Nacht, *za,* in vier Theile. Drei Tage bildeten eine Woche, die stets mit einem grossen Markte zu Turmequé beschlossen wurde. Dieser dreitägige Cyklus ist, so viel wir wissen, ohne gleichen in der Geschichte; die meisten Völker bedienen sich einer sieben- oder wenigstens wie die Maya in Yucatan einer fünftägigen Zeitperiode. Dafür sind uns die Namen für die Wochentage der Chibcha verschwiegen geblieben. Zehn Wochen zu je drei Tagen bildeten eine unseren Monaten entsprechende Mondperiode die sie *suna* oder grosser Weg nannten; nach Ablauf jeder *suna* pflegten sie Opfer darzubringen. Die dreissig Tage der *suna* bezeichneten die Chibcha mit Hülfe ihrer Zahlwörter *ata, boza* u. s. w. dreimal wiederholt, so dass *ata* nicht blos der erste, sondern auch der elfte und einundzwanzigste jeder *suna* war. Humboldt, welcher nichts von der Existenz eines Wörterbuches der Chibchasprache wusste, zweifelte daran ob die Benennung der Zahlen mit den Mondphasen in Verbindung stehe, und sagte, es wäre dies eine der merkwürdigsten Thatsachen, welche die philosophische Geschichte der Sprachen zu Tage fördern könnte. Heute ist der Zweifel in dieser Sache ausgeschlossen, dieser Zusammenhang besteht wirklich, wie sich jeder überzeugen kann, der aufmerksam Duquesnes Arbeit [1]) liest und das von Uricoechea herausgegebenen Vokabular [2]) damit vergleicht. Die Chibcha besassen einige Wörter, um von Eins bis Zehn zu zählen, dann setzten sie das Wort *ghicha* hinzu, welches Fuss bedeutet und zeigt dass, als sie im Rechnen den Gebrauch der zehn Finger der Hand erschöpft, sie die Füsse zu Hülfe nahmen. Das gemeine oder Civiljahr bestand aus zwanzig *sunas,* das Jahrhundert, wenn dieser Ausdruck zulässig ist, aus zwanzig Jahren.

Polygamie war erlaubt und in Uebung vom einfachen Bürger an, der nur wenige Frauen erhalten konnte, bis zum Zipa hinauf, der ihrer eine grosse Menge besass; sie hiessen *Tygüi,* aber nur Eine unter ihnen war des Zipa Gemahlin. Es galt für eine hohe Auszeichnung, wenn der Zipa die Tochter eines Usaque verlangte, um sie in die

---

1) Bei Joaq. Acosta, *Compendio histórico del descubrimiento y colonizacion de la Nueva Granada.* Paris 1848. 8°. S. 405.

2) Bei Dr. Ezequiel Uricoechea. *Gramática, vocabulario, catecismo i confesionario de la lengua Chibcha segun antiguos manuscritos anónimos e inéditos, aumentados i correjidos.* Paris 1871. 8°.

Zahl seiner Tygüi aufzunehmen, wodurch er sich zugleich eine ansehnliche Einnahme sicherte. Jeder unerlaubte Umgang der Tygüi sollte nämlich mit dem Tode bestraft werden, und da trotzdem die Tygüi sehr häufig die Treue brachen, in welchem Falle die Todesstrafe aus besonderer Gnade in eine Geldbusse umgewandelt wurde, so soll dem Zipa aus diesen Strafgeldern eine sehr erkleckliche Jahresrevenue erflossen sein. Der Glaube an die Treue der Weiber war übrigens so schwach, dass der Thronerbe niemals des Zipa Sohn sondern der Schwestersohn war — das einzige Mittel, um der reinen Descendenz des königlichen Blutes sicher zu sein.

Die Vorstellungen der Chibcha vom Jenseits waren ganz materieller Natur; sie hofften dort Besseres denn hier auf Erden zu finden, glaubten aber auch zugleich denselben Beschäftigungen wie hiernieden obliegen zu können, denn der Gedanke des Nichtsthuns gehörte nicht zu ihren Glückseligkeitsbegriffen. Sehr mannigfach war die Art des Begräbnisses: oft beerdigten sie die Todten in hockender Stellung, bald streckten und legten sie den Leichnam der Länge nach aus. Starb der Zipa, so balsamirten die Jeques seinen Leichnam ein, indem sie die Eingeweidehöhle mit geschmolzenem Harz füllten; dann umhüllten sie ihn mit reichen Gewändern und legten ihn in einen hohlen Palmenstamm, von innen und aussen mit Gold verziert; insgeheim brachten sie ihn endlich zur Beerdigung in ein besonderes unterirdisches Pantheon, welches sie für ihn seit dem Tage seiner Thronbesteigung vorbereitet hatten.

Mit den Leichnamen der Usaques und anderer hervorragender Indianer pflegten die Chibcha zugleich die Lieblingsweiber und einige Diener zu begraben, welch letzteren sie den Saft einer narkotischen Pflanze einschlürfen liessen, damit sie die Besinnung verlören. Zu der Leiche legten sie ferner noch einige Lebensmittel, Waffen, Schmuckgegenstände und die im Leben so beliebte Chicha. Durch sechs Tage betrauerten und beweinten sie den Todten, und an den Jahrestagen seines Ablebens wiederholten sie in düsteren Gesängen das Leben und die Thaten des Dahingeschiedenen.

Todtschlag, Raub und Blutschande wurden mit dem Tode bestraft; das Weib, welches Blutschande getrieben, musste in einem unterirdischen Gewölbe inmitten giftiger Reptilien den Hungertod erleiden. Säumte jemand mit dem Zahlen der Steuern oder sonstiger Schulden, so sandte der Usaque ein reissendes Thier mit einem Wärter an seine Thüre; der Schuldner musste beide solang ernähren, bis er seine Schuld berichtigt hatte. Der gemeine Diebstahl ward bei Männern mit Peitschenhieben bestraft: den Weibern wurden dafür die Haare abgeschnitten. Stand ein Weib im Verdachte des Ehebruchs, so musste es eine grosse MengeAjí essen; bekannte sie hierauf ihre Schuld, so gaben sie ihr zwar Wasser zu trinken, um das furchtbare Brennen zu löschen, tödteten sie aber auf der Stelle; hielt sie dagegen diese Tortur einige Stunden aus, so ward sie für schuldlos erklärt.

Nur der Zipa und solche seiner Unterthanen, welchen er für ausgezeichnete Dienste im Kriege dieses Recht verliehen hatte, wurden auf Tragbahren getragen. Nur die Jeques und die Usaques, welche hierzu

die Berechtigung erhalten hatten, durften Schmuck in Nase und Ohren tragen, und nur Personen von Rang war die Benützung gemalter Mäntel gestattet. Durch die kalte Temperatur, in der sie sich bewegten, bemüssigt Kleidung zu tragen, hüllten sich die Chibcha-Weiber in eine Art Tunika, die bis zu den Knieen reichte und gewöhnlich aus Baumwolle, aus welcher sie sehr wohl Tücher zu weben verstanden, verfertigt war. Die Farbe dieser Sayas war meistens weiss, bei den Hohen und den dazu Berechtigten aber auch schwarz oder roth gefärbt. Die Chibcha waren geschickte Färber, und hatten die Kunst entdeckt mittelst Pflanzensäften alle Farben des Sonnenspektrums und viele der dazwischen liegenden Schattirungen herzustellen. Viele der damals benützten Pflanzen werden heute noch verwendet, und ihre Farbfabrikate zeichnen sich durch ganz ausserordentliche Dauerhaftigheit aus. Auch die viereckigen Tücher; welche den Männern als Mantel dienten, wurden aus Baumwolle erzeugt. Das Haupt bedeckten sie mit Hüten aus Stroh oder Thierfellen. Zum Schmucke dienten goldene oder silberne Halbmonde, die mitten auf der Stirn befestigt wurden. Im Kampfe und bei festlichen Gelegenheiten trugen sie Kupfermasken von vorzüglicher Arbeit; den Arm verzierten verschiedene Armbänder; endlich war das Bemalen des Körpers bei ihnen, sowie bei allen übrigen Amerikanern, gebräuchlich.

Die wiederholt aufgeworfene und sehr verschieden beantwortete Frage nach dem Ursprunge der Chibcha (sowie nach jenem irgend eines anderen Indianervolkes) besitzt weder ein praktisches, noch ein eigentlich wissenschaftliches Interesse. Von grösserer Wichtigkeit wären die Verbindungen der Chibcha mit den andern Amerikanern; indess sind uns ihre Beziehungen zu den weiteren Nachbarn, wenn je solche bestanden, leider verschwiegen geblieben. Aus den Analogien in der Mythologie mit den sonstigen amerikanischen Kulturvölkern Schlüsse zu ziehen mag gleichfalls noch gewagt sein; höchstens als Vermuthung dürfen wir es aussprechen, dass die Entwicklung der Chibcha-Gesittung und des Bochica-Mythus angeregt wurde durch die in Folge der Zerstörung ihres Reiches auf Anáhuac nach Süden ausgewanderten Tolteken, die wahrscheinlich die Isthmusländer durchzogen und kälteliebend auf dem Rücken der Kordillere fortschreitend bis in die peruanischen Hochlande gelangten, wo das Auftreten der Inka mit der wahrscheinlichen Epoche ihrer Ankunft in wunderbarer Uebereinstimmung steht.

Perú und die Kultur der Inka-Kechua.

In jenen riesigen Höhen, welche in unserem Welttheile, schon von jedem organischen Schmucke beinahe entblösst, nur mehr den majestätischen Anblick gewaltiger Eisfelder gewähren, entfaltete sich in den begünstigteren Tropengegenden Amerikas ein blüthenreiches Kulturleben zu überraschender und imponirender Grösse.

Perú gilt als der Gipfelpunkt amerikanischer antiker Civilisation. Hier erblicken wir in der That auch dieselbe Geistesthätigkeit und

Entwicklung, wie in den nördlicheren Hochebenen von Anáhuac, ohne die blutdürstigen Gräuel, welche dieselben dort verunglimpften. Mit einem Worte, wir sehen in Perú den Azteken in einer milderen Form, welche den Bewohnern dieses Himmelsstriches das Recht verlieh, sich die ersten unter den amerikanischen Völkern zu dünken.

Der Ursprung des peruanischen Reiches verliert sich, — wie fast bei allen Völkern — in die Nacht der Zeit. Wer die Urbewohner der kalten öden Hochebene, der Region der Puna gewesen, wir wissen es nicht. Da indess die sogenannten Aboriginer selbst meist offenkundige Einwanderer waren [1]), so dürfen wir uns begnügen auf jene Stämme zurückzugreifen, die uns als die zuerst im Lande vorgefundenen, ohne weitere Rückschlüsse auf ihre Urthümlichkeit, durch die Tradition bezeichnet werden. Nur die Anden und die Ostseite derselben zeigen noch die Trümmer einer Unzahl von Sprachen und Völkerstämmen, die auch einst auf der Westseite lebten. Hier scheinen, wenigstens in jenen Epochen, bis zu welchen unser heutiges Wissen hinanreicht, nur einige Völkerschaften sesshaft gewesen zu sein, die in ihren Schädeln merkwürdige, aber höchst werthvolle Andenken hinterlassen haben. Aus der genauen Untersuchung dieser in ihrem Bau von den übrigen Amerikanern sehr abweichenden Schädelkonfigurationen geht unwiderleglich herror, dass drei scharf zu unterscheidende Rassen vor Gründung des Inkareiches auf diesem Gebiete wohnten [2]), wovon die erste den Küstenstrich am pazifischen Ozean und eingeengt zwischen der Anden-Kordillere nördlich von den Tumbles, südlich von der grossen Wüste Atacama begrenzt, innehatte, Nach dem bedeutendsten ihrer Stämme, der zwischen 10 und 14° s. B. sass, nennen wir sie Chuncha. Die zweite Rasse bewohnte die kalten perubolivianischen Hochebenen, die sich zu einer Seehöhe von 12,000 Pariser Fuss erheben. D'Orbigny nennt sie die Aymara. Von der dritten Rasse wissen wir nur, dass sie den Raum zwischen der Küstenkordillere und den Anden in 9—14° s. Br. bewohnte. Wir bezeichnen sie als das Volk der Huanca. Sämmtliche drei Stämme haben sich bis auf den heutigen Tag, wenngleich in geringerer Anzahl erhalten [3]), und eine Untersuchung der Begräbnissstellen dieser alten Völker, den sogenannten *Chulpas* und *Huacas*, die besonders häufig an vielen Orten in den Hügeln von

1) Dr. A. Bastian, *Ethnologische Forschungen und Sammlung von Material für dieselben*. Jena 1871. 8°. I. Bd. S. 1.

2) Dr. J. J. von Tschudi, *Ueber die Urbewohner von Peru* (in Müllers *Archiv für Physiologie* 1845, S. 98—109).

3) Rivero und Tschudi, *Antiguëdades peruanas*. Viena 1851. 4°. S. 27—33. Auch die Sprachen, deren sich diese Völker bedienten, leben nebst einigen älteren Idiomen noch gegenwärtig in Perú; so treffen wir die Chinchaysuyu, die Sprache der Huanca in den Hochländern; die Yungasprache der Chuncha längs der ganzen Küste; das Aymara ist bei den noch drei Viertel Millionen Köpfe zählenden Aymara-Indianern völlig erhalten. An anderweitigen Dialekten finden wir das Kanqui in der Provinz Junin, den Lamadialekt in den Gebirgen des nordöstlichen Perú, das nicht sehr verbreitete Paquina nur in einigen Gegenden um Lima, auf den Inseln des Chuquita-Sees in der Nähe von Pacurini.

Cocotea, Tambo und Mexillones, in der Umgebung von Iquique und im Morro von Arica auftreten, lässt auf den ersten Blick erkennen, welchem Volke die in den Huacas gefundenen Mumien angehören [1]).

Obwohl wir berechtigt sind, die Stämme, welche vor der Gründung des Inkareiches die peruanischen Hochlande einnahmen, als die Besitzer einer keineswegs tief stehenden Kultur zu betrachten, so lässt sich doch über ihre staatlichen Verhältnisse kaum etwas sicheres aussprechen. Wahrscheinlich gab es in der weiten Region, welche das spätere Inkareich umfasste, mehrere Mittelpunkte der Civilisation, die beinahe eben so sehr vorgeschritten war als jene der Inka selbst. Diese Kulturcentren mochten mehrere kleine Staaten, Gemeinden oder Königreiche gebildet haben, die jedoch nur schwache Verbindung unter einander unterhielten und jedenfalls nur sehr geringen politischen Einfluss besassen [2]). Einer der merkwürdigsten dieser Staaten ist sicherlich die Republik von Gran Chimu gewesen, deren Hauptstadt in der Nähe der heutigen Küstenstadt Truxillo in Trümmern liegt. Die Grossartigkeit der Ruinen des Chimu gibt einen hohen Begriff von den Kulturverhältnissen dieses Freistaates, von dem wir wissen, dass er dem eroberungssüchtigen Inkageschlechte durch drei Generationen heldenmüthigen Widerstand leistete, ehe er dem wachsenden Sonnenreiche einverleibt werden konnte. In allen Thälern des ehemaligen Chimu-Landes finden wir die Ueberreste einer früheren hohen Kultur: ausgedehnte Trümmerfelder, lehmgefüllte Ruinen von Festungen, Palästen und Tempeln, Begräbnissplätze, Wasserleitungen u. dgl. m. In den Ruinen von Chan-chan, der ehemaligen Hauptstadt der Chimu, fand man petschaftartige Cylinder oder Stempel mit erhabenen Figuren, desgleichen in Ica, welche Thatsache, unterstützt durch die kraniologische Uebereinstimmung der Schädel von Chan-chan und Ica, auf die Ausbreitung ein und desselben Volkes längs der ganzen peruanischen Küste schliessen lässt. Nicht minder bemerkenswerth sind die Ueberreste von Concacha (drei Meilen südlich von Abancay auf der Strasse von Lima nach Cuzco), welches ein religiöses Centrum der peruanischen Urvölker gewesen zu sein scheint, der eigenthümlich bearbeitete Felsen zu Villca-Huaman, der zu Menschenopfern gedient haben dürfte, endlich die Trümmer des einst glänzenden Tempels von Pachacámac auf einem Hügel südöstlich von Lima, entschieden die interessantesten und berühmtesten unter allen Ruinen in

---

1) Die Huaca der Aymara sind kreisrunde Vertiefungen; in diesen sitzt der Todte; jene der Huanca sind bis zu 8 Fuss tief und der Todte liegt auf dem Rücken; die Huanca des Kechua-Volkes endlich, von dem später die Rede sein wird, bilden ein Ellipsoid und sind kaum 4 Fuss tief. Die Leiche sitzt darin, wie das Kind im Mutterleibe, d. h. die Knie sind bis zum Kinn hinaufgebogen, die Ellbogen ruhen auf den Schenkeln und die geschlossenen Hände in den Augenhöhlen. Man pflegte die Todten mit *Chenopodium ambrosioides* einzubalsamiren, einer einjährigen Pflanze, die in den Thälern Perús gedeiht und auch als Thee genossen wird.

2) Brief des Hrn. Squier an mich dd. New-York, 6. Juni 1866, dann desselben *Remarques sur la géographie et les monuments du Pérou. (Bull. de la Soc. de géographie* Paris 1868. Vol. I. p. 17.)

Limas Umgebung. Am Fusse des Tempels wurden noch die Spuren eines Palastes, eines Sonnentempels und eines Jungfrauenklosters entdeckt. Auch die in einer Schlucht des Rimac-Thales liegende uralte Stadt Caxamarquilla birgt Ueberbleibsel, die keinesfalls aus der Inkaperiode stammen. Diese verschiedenen, oft weit von einander entfernten Monumente müssen nothwendig, dies scheint mir unzweifelhaft, als die Reste einer Kultur betrachtet werden, die älter als jene der Inka war, und zu den Bauwerken dieser etwa in demselben Verhältnisse stand wie die grossen toltekischen Pyramiden zu Cholula oder Teotihuacan zu den Denkmälern der relativ neueren Azteken.

Ganz im Norden des Reiches endlich, auf dem Hochplateau von Quito, hatte sich in frühen Jahrhunderten ein reges Kulturleben entwickelt und unter der Dynastie der Schyris von Caran ein Staat herangebildet, der als selbständiges Königreich von Quito fortbestand bis zum Jahre 1487 unserer Zeitrechnung, wo es von dem mächtigen Inca Huayna Capac erobert und zu einer Provinz von Perú herabgedrückt ward.

Wenn gemeiniglich von der hohen Gesittung die Rede ist, welche die überraschten Spanier zur Zeit der Conquista in Perú antrafen, so hat man dabei niemals jene der alten Stämme, sondern lediglich jene des relativ jungen Inkareiches im Auge. Der Ursprung der Inka-Dynastie selbst wird sehr verschieden erzählt; man führt ihn gemeiniglich auf Manco-Capac zurück, der in den meisten peruanischen Sagen — wie in den nördlichen Tafellanden von Mexiko Quetzalcohuatl — stets den Ausgangspunkt bildet. Dieser Manco-Capac, welchen die Historiker in den Jahren 1018—1054 n. Chr. auftreten lassen, ist indess — darüber dürfen wir uns keinem Zweifel hingeben — mythisch und gehört unter allen Umständen noch zu den nebelumflossenen Gestalten. Allgemein lässt man den Gründer der Inka-Dynastie zuerst in der Nähe des Titicacasees erscheinen, und einem sonst glaubwürdigen Schriftsteller zufolge, wäre die Revolution, welche die Inka ans Ruder brachte, ursprünglich in Collao, also in der Region nördlich vom Titicacasee ausgebrochen. Inka Zapana wars, der sich an die Spitze stellte, sich gegen das zu Chuncara herrschende Weiberregiment erhob und nach Besiegung der Amazonen mit seinen Schaaren nach Cosco zog, welches er in der That eroberte, nach Anderen erst gründete.

Das Erscheinen eines zweiten Volkes, welches ich nach seinen Herrschern Inkavolk nennen will, ist historisch erwiesen und auf das Jahr 1021 n. Chr., also nur 500 Jahre vor Ankunft des Pizarro, festgesetzt. Die Geschichte zeigt dies Volk in dem Lichte der Römer der Neuen Welt, durch grossartige Eroberungszüge sämmtliche Kordillerenstämme unterwerfend, die Träger einer Gesittung, die — wiewohl ohne Zuthat oder Beimischung aus fremden Welttheilen, ganz eigenartig, urwüchsig amerikanisch — doch auch des Europäers aufrichtige Bewunderung erregt. Dass nicht Alles bisher Gefundene auf Rechnung der Inka zu setzen ist, habe ich im Vorstehenden zur Genüge dargethan; es heisst aber sicher zu weit gehen, wenn man, wie in neuester

Zeit geschehen, den Inka jede Kultur absprechen und sie lediglich als rohe Zerstörer darstellen will. Die Unterwerfungen der peruanischen Völker unter die Inka gingen, es ist richtig, Anfangs nur langsam vor sich und gelangen nur mit grossen Anstrengungen, besonders durch Verwüstungen; in manchen Theilen, wie in der Küstenregion, deren Bewohner als Yungas, (Yuncas d. h. Bewohner warmer Thäler) zusammengefasst werden, fassten sie niemals festen Fuss und die Kechua oder Quichua, ein selbständiges Volk, welches seinen Wohnsitz im Westen von Cosco (Cuzco) hatte, wurden erst von den Heerführern des fünften Inka Capac-Yupanqui (nach Balboa gest. 1306 n. Chr.) unterworfen. Die Sieger nahmen aber die Kechua-Sprache an, welche dadurch zur herrschenden in Perú wurde. Das spätere rasche Wachsthum des theokratischen Inka-Reiches aus geringen Anfängen im Laufe von fünf, vielleicht nur von drei Jahrhunderten, ist als durch die topographischen Verhältnisse bedingt, befriedigend erklärt worden [1]). Dieses Inka-Reich erstreckte sich im Süden bis nach Bolivia, Chile und die La Plata-Republik, im Norden umschloss es Quitu, das heutige Ecuador. Zwischen Perú und Chile bildete zu den Kaiserzeiten der Rio Maule die Grenze.

Von diesem Inkavolke stammen die übrigen zahlreichen Denkmäler Perús, welche sich also in zwei Kategorien theilen lassen: in vorinkasische und in Inka-Monumente. Die meisten dieser letzteren obwohl auf dem Rücken der Kordilleren, in 1000 bis 4000 Meter Seehöhe und einer Ausdehnung von 225 Meilen verbreitet und zerstreut, tragen nach Humboldts Ansicht ein derartig gleiches Gepräge, als ob sie aus der Hand eines einzigen Architekten hervorgegangen wären [2]). Auf der Strecke zwischen dem Paramo de Chulucanas und dem Dorfe Huancabamba zählte er allein neun grosse Gebäude, die im Land als „Häuser des Inka“ bekannt sind. Chulucanas selbst weisst Trümmer einer alten Stadt auf, die wegen ihrer ausserordentlichen Regelmässigkeit bemerkenswerth sind [3]). Dem gewaltigen Feuerberge Cotopaxi unfern erhebt sich der mauergekrönte Panecillo (Zuckerhut), vielleicht ein militärisch-fortifikatorisches Werk, nebst den Trümmern des sogenannten Inka-Hauses des Huayna Capac. Im ecuadorianischen Distrikte Azuay liegen bei Cañar weitere Alterthümer der Inkazeit: das *Inca-Pilca* oder die Festung des Kran Cañar, welche den Inka zur Wohnung diente, wenn sie sich von Perú nach Quito begaben. Andere in der Nähe von Cañar befindliche unter der Bezeichnung *los paredones* bekannte Ruinen gehörten dem Hause des Inka Tupak Yupanqui an. Steigt man von den Höhen von Cañar ins Thal des Gulan-Flusses hinab, so gelangt man zu dem *Inti-Huaicu*, einer geglätteten Felswand, worauf das

1) Von E. G. Squier, *Quelques remarques sur la géographie et les monuments du Pérou. (Bull. de la Soc. de Géogr. de Paris.* 1868 I. Bd. S. 1—28).

2) A. de Humboldt, *Vues des cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique*, Paris 1816. 8°. II. Bd. S. 106.

3) Humboldt, A. a. O. II. Bd. S. 331.

Bild der Sonne eingehauen ist. In der heiligen Stadt der Peruaner, dem alten Cuzco, sind ebenfalls noch bedeutende Reste erhalten, so z. B. die Ruinen von Colcampata oder Palast des Manco Capac auf dem Hügel Sacsahuaman, der die grossartigen Spuren alter Befestigungen trägt, und jene des Ccuricaneba, des alten Sonnentempels, welch letztere noch dermalen unübertreffliche Steinarbeit erkennen lassen. Nur das Gewölbe scheint den Peruanern gleich den übrigen Amerikanern fremd oder doch nicht ansprechend gewesen zu sein, wenigstens kennt man nur ein einziges Beispiel eines solchen in den Ruinen zu Tiahuanaco[1]; auch der Rundbogen gehört zu den ganz besonderen Seltenheiten, doch fand sich dieser, und zwar in sehr schöner Form, eben an dem Sonnentempel zu Cuzco[2]. Hoch interessant sind endlich noch die Ruinen von Panticaya und Havaspampa, die grossen Festungswerke von Ollantay-Tambo, endlich die grossartigen moosbedeckten Trümmer von Choccequiras, der letzten fast unzugänglichen Zufluchtsstätte der Inka. Wir wollen diese flüchtige Aufzählung der Denkmäler aus der Inkazeit mit der Erwähnung jener auf den Inseln des Titicacasee beschliessen; die grösste dieser Inseln, die Titicaca-Insel, ist das geheiligte Eiland der Inka-Peruaner, die Sonneninsel, die den berühmten Sonnentempel trug; auf einer andern, der Coatl-Insel, stand der Mondtempel und das Kloster, worin die der Sonne geweihten Jungfrauen wohnten.

Gleichwie die Monumente lassen auch die Sagen der Peruaner deutlich zwei Kategorien erkennen, worunter besonders jene auffällt, die an solche Traditionen mahnt, welche auch bei den Azteken bestanden. Wir sehen demnach, dass auf dem Boden des ehemaligen Inka-Reiches von Perú zwei sehr deutlich von einander geschiedene Kulturstufen, jene der vor-inkasischen und die der inkasischen Epoche, bestanden haben müssen. Eine eindringlichere Forschung in den erhaltenen Sagen, Traditionen historischen und religiösen Inhaltes, in den Sprachen dieses ausgedehnten Gebietes, wie hauptsächlich in den über das ganze Land zerstreuten zahlreichen Ueberresten antiker Baudenkmale, ist vollkommen geeignet, diese Ansicht zu bestätigen. Wie überall in Amerika, so finden wir also auch in Perú die deutlichen Spuren einer Einwanderung in verhältnissmässig neuen Zeiten, die nur eine Folge der grossen vom Norden nach Süden gerichteten amerikanischen Völkerwanderung ist. Es ist daher anzunehmen, dass das Inkavolk, dem vom Norden kommenden Drucke nachgebend, aus seinen früheren Wohnstätten hinab nach dem peruanischen Hochlande zog, wo es sich festsetzte, die älteren Bewohner verdrängte, von denselben aber Vieles in seiner Kultur aufnahm. Zieht man die an so vielen Punkten Amerikas konstatirte Wanderung der einheimischen Völker in Erwägung und hält man die vorstehend entwickelten Unterschiede der Sagen, Baureste und Sprachdenkmäler mit den Verhältnissen am

---

1) Desjardins, *Le Pérou avant la conquête espagnole.* Paris 1858. 8°. S. 126.

2) Tafel LI des Altas zu Tschudis grossen Werke: *Antiguedades peruanas.* Viena 1851. 4°. Siehe die Beschreibung dieses Tempels: A. a. O. S. 244—248.

Hochplateau von Anáhuac zusammen, so wird man sich wahrlich nicht ungerechtfertigt zur Ahnung Humboldts hinneigen, der in früheren Zeitaltern die späteren Inkastämme über das mexikanische Hochland im Geiste ziehen sah [1]).

Was nun die eigentliche peruanische Inka-Kultur betrifft, so wenden wir uns zunächst den religiösen Vorstellungen zu. Die Idee des höchsten Wesens verschmilzt, wie fast überall in Amerika, mit dem Begriffe des Donners, der in sich eigentlich die Dreieinigkeit des Donners, des Blitzes und des Wetterstrahles birgt. In Perú unterstanden diese drei der obersten Gottheit, der Sonne, deren Kultus, allen Andenvölkern gemein, die Inka allerorts verbreitet hatten. Sie selbst leiteten ihren Ursprung von diesem Gestirne her, denn ihr Stammhalter Manco Capac war ein Sohn der Sonne. Trotz aller Mühe jedoch, die früheren im Lande bestandenen religiösen Systeme zu unterdrücken, konnten die Inka die Verehrung anderer, älterer Gottheiten nicht völlig hintanhalten; sie mussten sich mitunter begnügen, dieselben so zu sagen in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniss zu ihrem Sonnengotte zu bringen. Die wichtigste dieser älteren Göttergestalten ist der nach einer Sintfluth dem Titicacasee entstiegene *Viracocha*, der zu Tiahuanaco die Sonne schuf, den Mond und die übrigen Gestirne. Viracocha, in erweitertem Begriff auch *Illa-Ticci-Viracocha* genannt, ist nach der Ansicht des Abbé Brasseur ein Name, der nicht einem Individuum, einem Mythos allein gehört; er drückt vielmehr die Idee éiner geheimnissvollen Religion, des Feuerkultus, aus.

Die Inka gründeten eine theokratische Monarchie mit ganz sozialistischen Einrichtungen. Das Land war theils der Sonne, d. h. den Priestern, theils dem Fürsten, theils dem Volk überwiesen. Kein Müssiggänger ward geduldet, aber jedem Arbeiter sorgte der Staat für Wohnung, Nahrung, Kleidung. Zuerst wurden alljährlich die Ländereien der Sonne bestellt; hernach die des Volkes, dann die des Königs. Die Ernte ward in drei Theile getheilt: der der Sonne kam in Vorrathskammern, aus dem des Königs wurden Heer und Beamte unterhalten; der dritte Theil fiel den Gemeinden zu, die daraus ihre Mitglieder verköstigten. Es war allgemeine Wehrpflicht durchgeführt; es herrschten strenge Sittengesetze. Man unterrichtete die Kinder in den landwirthschaftlichen und häuslichen Arbeiten, in Gewerben; aber nur die Glieder der königlichen Familie, der Adel und die Kinder der Beamten wurden in den Wissenschaften, in Poesie und Musik ausgebildet. „Die ganze staatliche Organisation“, sagt Tschudi, „war auf eine Forderung der Monarchen an das Volk gestützt, und diese Forderung war: Arbeit. Die festorganisirte, stramm durchgeführte Volksarbeit war den Inka

1) Ueberdies stimmt die Epoche des Erscheinens Manco Capacs in Perú fast wunderbar mit jener, in der das grosse Toltekenreich Mexikos in Trümmer ging, so dass die Annahme, die ausgewanderten Tolteken seien in Südamerika als Gründer der Inka-Dynastie aufgetaucht, welche ja manchen Aehnlichkeitszug mit ihnen besitzt, vielleicht mehr als eine blosse Hypothese sein dürfte.

nicht bloss ein Mittel, um der Nation eine gewisse sorgenfreie Existenz durch hinreichende Nahrung, Kleidung und Wohnung zu verschaffen, sondern sie war Regierungszweck, um das System zu wahren, das Volk in der möglichst grossen Abhängigkeit zu halten und das feingefügte Staatsgebäude fester zusammenzukitten. Dieses Regierungssystem war nicht etwa das Ergebniss der Reflexion eines Dynasten oder seiner klugen Rathgeber, sondern es war das Resultat eines durch Jahrhunderte nach einem bestimmten Plane fortentwickelten Grundsatzes.“ Der grösste Theil dessen, was die Sozialdemokraten der Gegenwart anstreben das haben die Gleichheitsgesetze der Inka in der absoluten Monarchie durchgeführt.

Alles in Allem genommen, lässt sich behaupten, dass die Peruaner den Chibcha um viele, den nördlichen Kulturvölkern um manche Fortschritte vorausgewesen seien [1]). Doch was die Peruaner an Verfeinerung und Milderung der Sitten, Durchbildung der Regierungsmaschine und Reinheit des Gottesdienstes besassen, wiegen die Azteken durch höhere geistige Leistungen auf. Sie wussten Landkarten zu verfertigen und besassen theils Schriftzeichen, die rebusartig Sylben ausdrücken sollten, theils einen Vorrath von Sinnbildern, die einen Gedanken vertreten. Noch höher, nämlich bis zur Lautschrift, waren die Maya gestiegen. Die Peruaner dagegen kannten nur Reliefpläne und die auch niedrigen Stämmen eigenthümliche *Quippu*- oder Knotenschrift. Wohl aber singt heute noch das Volk von Perú Lieder, die zur Blüthezeit des Inka-Reiches gedichtet worden und an Zartgefühl keinen eines anderen Kulturvolkes zurückstehen [2]). Endlich ist auch ein Drama, *Ollanta,* wahrscheinlich aus dem XV. Jahrhunderte noch vorhanden, welches von den geistigen Leistungen der Peruaner keine geringe Meinung gibt.

Diese gesammten Kulturerscheinungen Amerikas sind alle unabhängig und aus eigener Kraft entsprossen, ja, was noch viel schwerer wiegt, die Gesittungen des nördlichen und des südlichen Festlandes haben sich völlig ohne gegenseitige Berührung und Befruchtung entwickelt, denn die Mexikaner wussten eben so wenig vom Reiche der Inka, als die Peruaner von den Herrlichkeiten Tenochtitlans oder Palenques [3]). Insoferne also ist und bleibt der amerikanische Mensch ein Autochthone; seine Denkmäler hat er sich selbst errichtet; er ist dort bodenständig wie die Palme, welche die Fluthen seiner Riesenströme beschattet, wie die Pardelkatze und der Yaguar, der Schreck seiner Wälder. Begnügen wir uns mit dieser Thatsache, und verzeichnen wir als eine Errungenschaft unseres forschenden Jahrhunderts die Erkenntniss, dass in beiden Erdhälften der menschliche Geist auf zwei ganz verschiedenen Wegen sich aus sich selbst heraus ureigenthümlich entwickelt und ähnliche Ziele einer hohen Gesittung erreicht hat.

---

1) Peschel, *Völkerkunde.* S. 478.

2) Ich verweise den deutschen Leser auf die *Gaea* 1866, S. 28, wo er die deutsche Uebersetzung eines Liedes findet, welches die Klage eines unglücklich Liebenden enthält.

3) Peschel, A. a. O. S. 472.

Die Europäer in Amerika.

Die Geschichte der Besiedlung Amerikas enthält vielfache Bestätigung für die Lehre, dass die sittlichen Faktoren für die Kulturentfaltung von untergeordneter Bedeutung sind. Der Sklavenhandel hatte die Portugiesen nach Südafrika gelockt, die Sucht nach Gold leitete die Schritte der Spanier in Amerika. So war es ganz gleichgültig, an welcher Stelle Amerika zuerst gesehen werden sollte, denn die Ausbreitung der spanischen Ansiedler war schon vor der Entdeckung ziemlich streng begrenzt durch die Vertheilung der edlen Metalle. Ueber den Golddurst der Spanier ist viel Erbauliches geschrieben worden, allein wenn sie den Spuren des Goldes nicht nachgegangen wären, niemals hätten schon am Schlusse des XV. Jahrhunderts überatlantische Ansiedlungen entstehen können. Alle Ackerbaukolonien, welche Franzosen und Engländer an der Küste der Vereinigten Staaten im XVI. Jahrhundert zu gründen versuchten, sind buchstäblich am Hunger zu Grunde gegangen. Abgeschnitten von der Heimath, wo bereits eine Theilung der Arbeit durchgeführt worden war, mussten die Ansiedler, nachdem sie die mitgebrachte Aussteuer aus der alten Welt verzehrt hatten, nothwendig zurücksinken auf die Gesittungsstufe der rothen Eingebornen[1]), wenn ihnen nicht immer wieder frische Vorräthe von Gewerbserzeugnissen aus der Alten Welt zugeführt wurden. Solche Zufuhren verlangten aber eine hohe Bezahlung, da die Ueberfahrt nach der Neuen Welt noch mit schweren Gefahren verknüpft war. Mit Brodfrüchten liessen

---

1) Die Verwilderung vollkommen civilisirter Menschen, wenn allein auf den Kontakt mit Naturvölkern angewiesen, ist eine ethnologische Thatsache, an welcher nur vollkommene Unwissenheit den leisesten Zweifel hegen kann. Die Liste der hiefür vorhandenen Beispiele ist geradezu Legion und der beste Beweis, dass kein Unterschied zwischen der menschlichen und thierischen Natur besteht, denn unter thierische Gesellschaft versetzt, verliert der Mensch jene Merkmale, die ihn allein zum „Menschen" stempeln, die Sprache und die Denkkraft. Es bedarf aber nicht einmal des Umganges mit Thieren, sondern völlige Isolirung vermag schon ähnliche Erscheinungen hervorzurufen. Auf Possession-Island, der grössten der Croset-Inseln, welche die englische Challenger-Expedition besuchte, sind etwa ein Dutzend Menschen, eines Handelsetablissements wegen, ausgesetzt, welche ihr Leben auf diesem öden kalten Felsen zubringen; an ihnen lässt sich die beginnende Verwilderung schon trefflich beobachten; sie sind völlig abgestumpft gegen Alles, was den Kulturmenschen in Bewegung setzt und scheinen sogar die Gabe des Gedankenaustausches zu verlieren. *It caused some reflection as to how soon a man may degenerate into the savage; . . . they seemed to be losing the power of conversation, for it was with difficulty anything could be extracted from them*, sagt der Bericht (*Geographical-Magazine* 1874. S. 232). Erst vor Kurzem machte die Geschichte des Franzosen Narcisse Pelletier, der 17 Jahre lang unter den Wilden einer kleinen ostaustralischen Insel gelebt, die Runde durch alle Blätter. Der Mann war selbst in dieser Zeit zum Wilden geworden und gewöhnte sich nur schwer wieder an die Civilisation. (Siehe über diesen lehrreichen Fall: *Chambers Journal* Nr. 609 vom 28. August 1875. S. 552 und *Globus* XXVIII. Bd. S. 124—126. (Einen ganz ähnlichen Fall berichtet A. Lux.) *Von Loanda nach Kimbunda.* (Wien 1880. 8°. S. 126).

sich damals die Sendungen nicht decken, denn sie waren die Kosten der überseeischen Verfrachtung noch nicht werth. Daher kam es denn auch, dass die älteste reine Ackerbau-Kolonie der Neuen Welt, nämlich Virginien, am Beginn des XVII. Jahrhunderts erst aufblühen konnte, als eine frachtwürdige Rimesse nach Europa in dem Tabak gefunden worden war. Dem Tabak also und dem Pelzhandel vielleicht verdankt es Nordamerika zunächst, dass seine heutige Gesellschaft angelsächsischen Ursprunges ist [1]).

Von Blutbad zu Blutbad schritten die Spanier, um die von ihrer Ankunft überraschten Indianer zu unterwerfen, ihre Reiche zu zerstören, sich ihrer Schätze zu bemächtigen. Kein Mittel war schlecht genug, keine Hinterlist, keine Treulosigkeit blieb unversucht, galt es ihre Vernichtung, die mit raffinirter Grausamkeit betrieben wurde. Selbst die Thiere mussten mitwirken, indem man die nackten Eingebornen von Bluthunden zerreissen liess. Und dennoch dienten all diese Schandthaten der allgemeinen Kultur. Ohne sie hätte es eine Handvoll Europäer kaum zu Stande gebracht, Amerika zu erobern und gerade diese Eroberung ist von unnennbarem Segen gewesen. Denn nicht die einfache Entdeckung des neuen Kontinents gab unserer Kultur eine neue Richtung, sondern die Thatsache seiner Ausbeutung, die nur gewaltsame Besitznahme, d. h. Eroberung ermöglichte. Der Zweck heiligt die Mittel überall und allerwärts, dies ist eine unwiderlegliche Lehre der menschlichen Entwicklungsgeschichte. Die Spanier haben nun in der Neuen Welt aus Habsucht viel Blut vergossen und sich mancher empörender Handlungen schuldig gemacht. Zu ihrer Entschuldigung lässt sich aber anführen, dass sie ihre Thaten in dem XVI. Jahrhundert begingen, wo humane Gefühle noch nirgends sich regten oder erst sich zu regen begannen, dass wir also ihre Thaten mit der Strenge und Empfindlichkeit des XIX. Jahrhunderts zu richten nicht ermächtigt sind. Zu ihrer Entschuldigung lässt sich ferner anführen, dass die Spanier als bigotte und wenig aufgeklärte Katholiken die heidnischen Wilden als Kinder des Teufels ansahen und wohl manchmal ein verdienstvolles Werk zu verrichten glaubten, wenn sie diese Brut des Satans vertilgten. Zur Entschuldigung der Spanier lässt sich ferner anführen, dass die Leute, welche nach der Neuen Welt zogen, zwar der heldenhafteste aber auch der roheste und unwissendste Theil ihres Volkes waren, ja der Mehrzahl nach zu solchen gefährlichen sozialen Bestandtheilen gehörten wie im Anfange seiner Besiedelung die ersten Einwanderer Kaliforniens. Zu ihrer Entschuldigung lässt sich ferner anführen, dass diese unbotmässigen Leute ihre Verbrechen verübten fern von dem Arm der einheimischen Obrigkeit, dass dagegen die spanische Regierung ganz vorzüglich unter Karl V. durch Gesetze wie Obrigkeiten die Indianer auf mögliche Weise zu schützen getrachtet und auch wirklich geschützt hat. Und dennoch braucht man nur ein englisches Werk über diese spanische Eroberung zu lesen

---

1) Peschel. *Völkerkunde.* S. 218—219.

und man wird darin sittliche Entrüstung bis zum Ueberdruss finden, als könnten solche unmenschliche Thaten nur von einem solchen katholischen Volke verübt werden wie die Spanier und als ob die Engländer in Nordamerika im XVI. und XVII. Jahrhundert, sowie die Nordamerikaner, ihre Nachkommen, heutigen Tages die Rothhäute nicht eben so schändlich und schnöde behandelt hätten und noch behandelten. Was soll man aber zur Entschuldigung sagen, wenn sich solche Ungeheuer finden, wie der brittische Konsul Foote, welcher 1861 die Negerstadt Porto Novo im Golfe von Benin aus der nichtigsten Ursache in Flammen stecken und die Bevölkerung dutzendweise niedermähen liess. Nach Foote's eigener Schätzung waren 500 „Feinde“ gefallen. Was soll man sagen wenn sich solche Ungeheuer finden, nicht im XVI. sondern im XIX. Jahrhundert, nicht bigotte spanische Katholiken, sondern fromme Anglikaner, nicht verwegene Abenteurer, sondern Leute, die sich sehr stark zur gebildeten Klasse rechnen, nicht Leute die auf eigene Faust fern von der Aufsicht der Behörde handeln, sondern Beamte selbst im Namen ihrer Königin und mit den Waffen ihrer Königin? Was soll man sagen über solche Dinge, die das XIX. Jaahrhundert weit mehr beschämen als jene Blutflecken der Conquistadoren unter Cortez oder Pizarro das XVI. Jahrhundert beschämt haben, wenn das Haus der Lords den Unfug einfach zu den Akten gelangen lässt und die britische Presse mit einer einzigen Ausnahme völlig über diesen grausamen Missbrauch ihrer militärischen Ueberlegenheit schweigt? Die Grausamkeiten der Spanier wird wohl Niemand gutheissen, dabei aber doch nicht vergessen dürfen, dass der Anblick der indianischen Zustände selbst, wo die Spanier so zu sagen bei den ersten Schritten auf die Anthropophagie der Kariben stiessen, wesentlich mitwirkte zur Erweckung der im Menschen schlummernden thierischen Triebe. Szenen von Grausamkeit und Schrecken, wie sie hier und anderwärts, in der Bartholomäusnacht, in der französischen Revolution, in der letzten Pariser Kommune vorkamen, enthüllen immer eine geheime, unterdrückte Seite der menschlichen Natur; wir wissen jetzt, dass sie der Ausbruch ererbter Leidenschaften, der dem Menschen angebornen grausamen Instinkte, sind, die lange durch feststehende Gewohnheit unterdrückt worden waren, aber lebendig werden, sobald der Druck plötzlich entfernt wird und ihnen ein Ausweg offen bleibt. Alle Civilisation der Welt vermag die Bestie im Menschen nicht zu ersticken.

Die nächste unabwendbare Folge der spanischen Eroberung *(Conquista)* war das Aussterben der Eingeborenen und der Rassenselbstmord. Doch hat das rauhe Benehmen den Conquistadoren einen Prozess nur beschleunigt, der in dem blossen Erscheinen des weissen Mannes seine Begründung fand, denn wir gewahren jetzt, dass beinahe ohne alle Gewalt, in Nordamerika und in der Südsee die Urbevölkerung unrettbar dem Grabe zueilt. Dieses Abschiednehmen ganzer Rassen beim Erscheinen verfeinerter und stärkerer Völker erfolgt dort so sichtbar und doch so geräuschlos, dass es uns an die Vorgänge geologischer Zeitalter mahnt, wo die Natur mit bedächtiger Hand die

verbrauchten Formen belebter Wesen hinwegräumte. Merkwürdiger noch ist, dass die Antilleños vorbedächtig eine Art von Rassenselbstmord ausführten. Die Frauen gelobten sich nicht mehr Kinder zu gebären, sondern entfernten den Leibessegen durch wohlbekannte Pflanzengifte; ja selbst das gegenwärtige Geschlecht kürzte sich, oft in ganzen Gesellschaften, das Leben. Seit die Spanier die sorglos heiteren Insulaner zu angestrengter Arbeit nöthigten, besass für sie das Leben nicht Süssigkeit genug, dass es des Bückens werth gewesen wäre. So verschieden denken und urtheilen andere Rassen!

Wäre dem Kulturforscher verstattet, für „Humanität" auf Kosten der Wahrheit zu schwärmen, er fände nicht Worte des Lobes genug für das heldenhafte Benehmen der Franziskaner- und Dominikanerpriester, welche sich sofort nach ihrer Ankunft in der Neuen Welt zu den glühendsten Vertheidigern der bedrückten Eingebornen aufwarfen, diese auf alle erdenkliche Weise zu schützen trachteten und hierbei selbst eigene Gefahren und den wuthentbrannten spanischen Pöbel nicht scheuten [1]). Und doch war die Wirkung dieser Anstrengungen der Liebe Null, ja, seltsames Verhängniss, seltsame Ironie, ein Werk der Liebe, ein Irrthum zwar, doch ein edler, verkehrte sich in ein Werk des Abscheues für alle Menschenfreunde. Die liebevolle Fürsorge des Las Casas für die Indianer schuf den Negersklavenhandel, an dessen Beseitigung die Gegenwart noch vergeblich arbeitet. So gebar Humanität Inhumanität, während die Barbarei die allgemeine Kulturentwicklung und damit an sich die Humanität förderte.

Mit der Ausbreitung der Spanier über die amerikanischen Goldländer hielt jene des Christenthumes gleichen Schritt. Massenhaft wurden die Indianer getauft, freiwillig oder gezwungen, doch ohne jeglichen Gewinn für sie oder die Kultur. Zum ersten Male in der Geschichte überrascht die Beobachtung von der civilisatorischen Unfähigkeit des Christenthums, eine Beobachtung, die sich seither allenthalben bei wilden Stämmen wiederholt hat. Bis auf die Jetztzeit sind Amerikas Indianer im Herzen Heiden geblieben, wenn auch äusserliche strenge und bigotte Bekenner des Christenthums. Wie eine Tünche deckt es den überall im Verborgenen fortwuchernden alten Heidenglauben [2]). Die alten Götter sind besiegt, aber nicht todt. Statt der Menschenopfer auf den Altären hat der braune Mann nun einen ans Kreuz geschlagenen Gott; die Hauptsache, Blut, ist für ihn da auf den Teocalli der alten Priester des Huitzilopochtli wie auf der Schädelstätte von Golgatha. Den Pomp des Katholicismus lässt er sich gerne gefallen, aber daneben behält er die Feierlichkeiten seines alten Kultus. Nirgends in Amerika hat desshalb das Christenthum den rothen Mann gebessert, ja eher noch demoralisirend auf ihn

---

1) Peschel, *Zeitalter der Entdeckungen*. S. 547—552.

2) Siehe z. B. die interessanten Mittheilungen des Abbé Brasseur über die *Nagual* und den *Nagualismus* bei den Zapotecas-Indianern in seinem *Voyage sur l'isthme de Tehuantepec*. Paris 1861. 8°. S. 167—191.

gewirkt. Da bald nach der Eroberung auch die römische Hierarchie mit ihrer geschäftsmässigen Religionspraxis in Amerika Eingang fand, so hat man hierin die Ursache erblicken wollen, warum das Christenthum seiner Weltaufgabe, der Veredelung und Erhebung des Menschengeschlechts, nicht entsprochen habe. Vieles mag daran der Ablasshandel und Aehnliches verschuldet haben, die Allgemeinheit der Erscheinung aber, auch dort wo diese Motive fehlen, zwingt, die Ursachen tiefer zu suchen. Die Abweisung der Verunglimpfungen der christlichen Kulturverdienste hindert nicht die Erkenntniss, dass diese Verdienste nur auf die europäische Menschheit beschränkt sind, mit anderen Worten, dass das Christenthum, wie jede Religion, nur innerhalb eines Rahmens bestimmter Völker, deren Ideenkreisen es entspricht, fruchtbringend wirkt, für alle anderen aber untauglich, ja schädlich ist. Schon den benachbarten Islâm vermag das Christenthum nicht zu verdrängen, wie umgekehrt dieser nimmer in Europa die Oberhand gewinnen konnte. So sehen wir denn abermals die Religion als ein unverkennbares Produkt des jeweiligen Volksgeistes. Die christliche Lehre ward bei den Germanen germanisirt, bei den Indianern indianisirt. Die Indianisirung beraubte sie aber ihrer civilisatorischen Keime, welche die Germanisirung ihr beliess. Der zweifelhafte Erfolg des heute fast über die ganze Erde ausgebreiteten Missionswesens stellt diese Thatsache auch anderwärts ins hellste Licht. Das Christenthum hat eben keine „Weltaufgabe“, und zwar, wie ich gleich hinzufügen will, weder in seiner katholischen noch in seiner protestantischen Form. Ich weiss wohl und begreife es auch vollkommen, dass diese Ansicht keineswegs nach dem Geschmacke diverser protestantischer Kirchenblätter ist, nehme aber von dieser Seite den Vorwurf „materialistischer Unwissenschaftlichkeit“ sehr gerne hin.

Die Billigkeit erheischt übrigens hinzuzufügen, dass nicht nur das Christenthum, sondern unsere ganze europäische Kultur keine Weltaufgabe hat, sondern lediglich für die Nationen Europas und für keine anderen passt. Die Civilisirungsversuche fernab stehender Völker haben überall noch die kläglichsten Resultate ergeben und gewöhnlich jämmerliche Karrikaturen zur Folge gehabt; das Kaiserreich Soulouques ist ein Zerrbild so gut wie die Republik Liberia, wie die Majestäten Pomare und Kamehameha und jene der Königin von Mohilla. „Die angestellten Civilisationsexperimente halten auf die Dauer nicht vor, wenigstens dann nicht, wenn die europäische Schablone auf andere Rassen übertragen werden soll. Wie die Lebensbedingungen der grossen Volkerstämme und ihre physischen Merkmale verschiedene sind, so auch ihre geistigen Anlagen, und diese entwickeln sich in eigenthümlicher Art, lassen sich nicht gewaltsam in den Civilisationsfrack pressen, am wenigsten plötzlich, wenn wir auch eine allmählige Umwandlung unter veränderten Bedingungen und Einflüssen keineswegs läugnen. Doch wird das Resultat, in Folge vorhandener natürlicher Anlagen stets ein anderes Kulturprodukt sein, als wir

Europäer nach jahrtausendelanger Arbeit es lieferten [1])". Die trefflichen Sätze illustrirt Dr. Richard Andree durch einen Blick auf das Verhalten solcher Individuen fremder Stämme, welche in unsere Sphäre hineingepresst wurden, und in der That sind die hier massenhaft beobachteten Rückschläge aus der Civilisation in die ursprünglichen Lebensgewohnheiten, Sitten und Anschauung der sprechendste Beweis, dass unsere europäische christliche Gesittung, der Stolz unseres Jahrhunderts, ganz unfähig ist Andere zu beglücken. Nur wer absichtlich eine Binde vor die Augen nimmt, mag diese Thatsache läugnen. Ebenso unerschütterlich fest steht das Faktum, dass unsere Kultur im Umgange mit fremden Naturvölkern sich selbst, letzteren entsprechend, modifizirt.

Indianisirung, das ist das Geheimniss für die nunmehrige Entwicklung im spanischen Amerika. Die christlichen Conquistadoren zerstörten, wie seinerzeit in Europa, überall die Denkmäler heidnischen Wissens und Könnens, vermochten sich selbst aber dem Einflusse des Indianerthums nicht zu entziehen. Sie gehorchten dabei einem unerbittlichen Naturgesetze. Nicht nur die Religion, die ganze Gesellschaft ward in Sitte, Anschauungsweise und Bildung von der Indianisirung betroffen. Das instinktmässige Auflehnen gegen dieselbe schuf die Kastenkriege, wo die Leute verschiedener Hautfarbe einander als Feinde gegenüberstanden. Jeder ahnte, dass die Berührung mit dem Andern ihm Verderben bringe. So entwickelte sich die lieblose Irrlehre, welche den farbigen Rassen die Menschennatur abstritt, den *hombre blanco* an sich zu einem höheren Wesen stempelte. Heute wissen wir, dass die Indianer auch Menschen, aber zugleich, dass sie verschiedene Menschen sind; wie die Irrlehre erkennen wir auch die tiefe Berechtigung dessen, was mitunter als Kastenvorurtheil verspottet wird. Die Folgen der trotz Rassenhass überall sich vollziehenden Miscigenation zeigen dieses Vorurtheil als einen natürlichen, überaus richtigen Instinkt. Wo heterogene Elemente, wie Spanier und Indianer im Süden oder Angelsachsen und Neger im Norden Amerikas zusammengewürfelt werden, dort lässt sich nach Grundsätzen die in der Ethnologie eben so fest stehen wie die stöchiometrischen in der Chemie, mit Sicherheit voraussagen, dass das Ergebniss ein verkümmertes sein wird [2]), Beweis dafür die Mulatten in Nord- und die Mestizen im übrigen Amerika. Die Mestizen sind das Element, das auf der Entwicklung des lateinischen Amerika lastet und sie so lange auf der Bahn des Fortschritts zurückhält.

Die spanische Kolonialverwaltung, der Ausfluss der despotischen Regierung des Mutterlandes, verstand es trefflich, die Gegensätze im Gleichgewichte zu erhalten, indem sie nach dem Rezepte damaliger Staatsweisheit die Indianer selbst zur Erkenntniss brachte, dass sie

---

1) Richard Andree, *Rückschläge aus der Civilisation*. (*Globus* XXIX. Bd. S. 11—12).

2) Bastian, *Mexico*. S. 24.

keine vernunftbegabten Menschen seien[1]) und darnach behandelte. Inquisition und Willkürherrschaft standen ihr hülfreich zur Seite und vollbrachten ein Werk, welches wie jedes vielfachen Tadel verdient, dennoch Alles geschaffen hat, was heute noch gut, schön und gross im Lande ist[2]). Nirgends hat der Despotismus als einzige Möglichkeit niedrige Rassen zu regieren, sich besser bewährt; seine Kulturleistungen sind dort unverkennbar. Der Gewalt der Rassenverhältnisse stand er aber ebenso ohnmächtig gegenüber, wie jedes andere Regiment.

---

1) *No somes gente de razon* sagen die Indianer selbst.

2) Die Thatsache, dass ein Mann wie W. Roscher das spanische Kolonialsystem in Schutz nimmt (*Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung* S. 143—205), sollte jedenfalls zur Vorsicht in der Verurtheilung dieses Systems mahnen.

Renaissance und Reformation.

Folgen der Entdeckung Amerikas.

Die räumliche Erweiterung unseres Wissens ist immer den Zeiten höherer geistiger Erregung vorausgegangen. Auf die Eröffnung des Mongolenreiches folgte das glänzende Zeitalter des Dante, auf die Entdeckung Amerikas die deutsche Reformation, auf die Enthüllung der Südsee durch Cook die grosse Erschütterung, welche ihren Herd in Frankreich hatte [1]). Die Kirchenreformation trat aber nicht allein, sondern im Gefolge und Zusammenhange einer Reihe von sozialen Erscheinungen auf, die alle mehr oder minder auf die Entdeckung der Neuen Welt zurückzuführen sind, denn nicht nur auf kirchlichem, fast auf allen Gebieten rief Colons grosse That eine ausserordentliche Bewegung hervor. Nicht lange dauerte es, und man wurde des Irrthums inne, dass man sich nicht in Asien, sondern in einem neuen, besonderen Welttheile befand. Die allmählige Entschleierung dieses Planetenstückes lockte eine Unzahl Europäer, namentlich Spanier, Portugiesen, Italiener in die transatlantischen Fernen, von denen Viele heimkehrten mit dem geistigen Gewinne des Reisens bereichert, wohl aber auch mit einer Verhärtung des Gemüthes gegen fremde Leiden, erweckt durch den Anblick des Indianerthums. Die Verhärtung des spanischen Nationalcharakters, noch in der Jetztzeit sich offenbarend, ist zweifellos eine Folge der Conquista. Den Auswanderern folgte geräuschlos der Austausch von Gütern auf der Ferse, und jetzt erst entstand ein Weltverkehr. Der Richtung, welche dieser nunmehr einzuschlagen gezwungen war, entquillt grösstentheils die seitherige Kulturentfaltung Europas. Die Entdeckung Amerikas begründete nämlich das Uebergewicht des Nordens über den Süden; sie führte unabwendbar den Ruin jener Länder herbei, denen der Ruhm dieser unschätzbaren Leistung gebührt. Italien hörte auf im Mittelpunkte des Verkehrs zu liegen, vollends gar Venedig in seinem versteckten Meereswinkel stieg herab von seiner hohen Bedeutung, während England und

---

1) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 157.

die Niederlande, an günstigen Wasserpfaden gelegen, die stolze Königin der Adria entthronten. Schon um die Mitte des XVI. Jahrhunderts hatte Antwerpen Venedig völlig überflügelt [1]), und einen unermesslichen Handelsaufschwung genommen [2]), an dem sich die umliegenden Städte nach Kräften betheiligten.

Noch schlimmer und direkter ward Spanien betroffen. Fast gleichzeitig mit der Entdeckung Amerikas ward die Selbständigkeit des letzten maurischen Königreiches Granada vernichtet, das spanische Volk zu Einer Nation vereinigt, das Joch der islamitischen Fremdherrschaft gebrochen. Spanien erfreute sich der Höhe eines wahrhaft blühenden Industriestaates, welcher viele seiner Erzeugnisse ins Ausland versandte. Da nun kein Kulturfortschritt anders als um den Preis eines Irrthumes erkauft wird, ja dieser Irrthum selbst mitunter den Fortschritt bekundet, so gebar auch die segensreiche Auffindung der Neuen Welt den schweren wirthschaftlichen Irrthum des Merkantil-Systems, der Spanien um seine Grösse brachte. Dieses System verdankt seinen Ursprung der allgemein verbreiteten Vorstellung, dass das Vermögen eigentlich in Geld, d. h. in Gold und Silber bestehe, eine Vorstellung, die der bisherige Gang der Dinge bei der Menge, welcher noch der tiefere Einblick in das Wirthschaftsleben fehlte, wesentlich vorbereitet hatte. Die italienischen Städte waren ja in Folge des orientalischen Handels aufgeblüht und glänzten durch ihren Reichthum an Gold und Edelmetall. Nun warfen Amerika und der Seeweg nach Indien Spaniern und Portugiesen in noch höherem Grade Gold und Silber in den Schooss; ebenso rasch entwickelten sich England und Holland durch Benützung der neuen Handelswege. So nistete sich denn die Meinung ein, der Volksreichthum beruhe auf dem Gelde und Geld werde durch auswärtigen Handel ins Land gebracht. Als nun die Gold- und Silberproduktion Amerikas grössere Mengen edler Medalle denn je zuvor nach dem Mutterlande strömen liess, was war natürlicher, als dass man diesen stets wachsenden Reichthum im Lande zu erhalten wünschte und die Ausfuhr der Edelmetalle auf das Strengste zu verhindern suchte. Auch in diesem Falle erscheint Karl V., der zuerst mit dahin zielenden Verwaltungsgesetzen begann, als der verkörperte Ausdruck der seine Zeit beherrschenden Idee; doch haben wir kein Recht, ein Zeitalter für seine Ideen zur Rechenschaft zu ziehen, die sich insgesammt als natürliche Konsequenzen früherer Entwicklungsstadien ergeben. So hat auch Karl V. das Merkantilsystem nicht geschaffen, dessen Irrlehren von Spanien aus eine grosse Reihe von Schriftstellern verbreitete. Eine nähere Prüfung führt stets darauf, dass die scheinbar willkürlichsten Akte eines Despoten mit der jeweiligen Atmosphäre seiner Epoche im Einklange stehen [3]).

---

1) Siehe des Venetianers Cavallo Gesandtschaftsbericht bei L. Ranke, *Fürsten und Völker in Südeuropa*. Bd. I. S. 487.

2) K. Bernh. Stark, *Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich*. S. 515—516.

3) Der Verurtheilung Karl V. durch Blanqui, dem M. Wirth folgt, ist deshalb

Die Folgen dieses Irrthumes machten sich erst später, 1550, nach Auffindung der Minen von Potosi (1545) und der ersten Ausbeute der mexikanischen Gruben von Guanaxuato (1558) fühlbar. Da der fortgesetzte Import von Edelmetallen den erforderlichen Bedarf weit überschritt, so mussten diese nothwendig im Preise fallen, d. h. die Preise aller anderen Waaren und der Arbeit stiegen im Verhältnisse; in der Zeit von 1550—1650 entwerthet sich das Geld in Europa so rasch, dass alle Güter ungefähr $2^1/_2$ mal so theuer werden als vordem. Bei dieser allgemeinen Theuerung konnte Spanien nicht mehr so billig produziren, und dies rief die Konkurrenz des Auslandes, besonders der Niederlande, ins Leben, welche bald billiger erzeugten, was sie bisher aus Spanien bezogen hatten; ja sie kauften oder schmuggelten selbst einen grossen Theil der Edelmetalle gegen ihre Waaren aus Spanien weg. Das mit dem Merkantilsysteme verwandte, auf Monopolgewinn abzielende Kolonialsystem warf dann Holland und England in neue Handelsbahnen.

Die Vermehrung der Edelmetalle rief natürlich eine vermehrte Konsumtion und diese wieder eine vermehrte Produktion hervor, welche ihrerseits nur durch vermehrte Arbeit erzielt wird. Das Vorwiegen des Arbeitselementes in der Produktion stellt aber stets das Aufsteigen auf eine höhere Wirthschafts- und Kulturstufe vor, macht den Menschen unabhängiger von den starren Gesetzen der Materie [1]). Die Arbeit schafft aber auch Werthe, deren ein Theil erübrigt, erspart wird, weil keine Arbeit verrichtet würde, ohne einen Ueberschuss, einen Gewinn zu hinterlassen. Diese Ersparnisse sind Kapital, d. h. aufgesammeltes Ergebniss vorhergegangener Arbeit; sein Besitz versetzt den Menschen in die Lage, gegenwärtige Arbeit durch jene zu verstärken und zu ersetzen, welche bereits von früheren Generationen geleistet worden ist. Daraus folgt wieder die Erweiterung der Produktion und die Erhöhung der Macht [2]). Dies war der Prozess, welcher sich in Europa nach der Entdeckung Amerikas langsam abspielte; er lief darauf hinaus, den Reichthum oder, was dasselbe ist, die Macht des Produzirenden zu erhöhen. Dieser Machtgewinn der produzirenden, arbeitenden Klassen hatte naturgemäss eine Machteinbusse der nichtarbeitenden, höheren Stände zur Folge, denen allerdings noch Reichthum, d. h. Kapital, zur Verfügung stand, aber nicht mehr in gleichem Maasse wie früher; diese allmählig fortschreitende Verschiebung des Besitzstandes führte dann nothwendig zur Rivalität, die Rivalität zum Messen der gegenwärtigen Kräfte, zum Kampfe, zum endlichen Unterliegen des Schwächeren. Das war die soziale Revolution, die mit unwiderstehlicher Gewalt, mit der Strenge eines Naturgesetzes,

nicht beizupflichten. Wohl folgte dieser Fürst nur seinen eigenen Gedanken und Motiven, doch war ja sein Geist selbst das Produkt seiner Zeit. Eine gerechte Würdigung Karl V. siehe bei W. Maurenbrecher, *Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit.*

1) F. X. Neumann, *Volkswirthschaftslehre.* Wien 1872. 8°. S. 87—88.

2) A. a. O. S. 96.

durch die Entdeckung Amerikas angebahnt ward und man darf demnach mit vollem Rechte den Untergang des Feudalismus als eine Konsequenz der Vermehrung der Edelmetalle bezeichnen, die ihrerseits eine Folge der Conquista war.

Materielle Umwälzungen werden niemals vollzogen ohne die Pfade zu neuen Geistesrichtungen abzustecken. Die Auffindung der Neuen Welt erweiterte den Gesichtskreis der damaligen Kulturvölker und zwang ihr Denken, die gewonnenen Eindrücke mit den anerkannten Wahrheiten in Einklang zu bringen. Die Unmöglichkeit des Gelingens eines solchen Versuches regte den Zweifel an und lenkte zur näheren Prüfung dieser Wahrheiten selbst. Man ward inne, dass zahlreiche Auswüchse und Missbräuche der schlimmsten Art diese Wahrheiten verdunkelten; man erkannte als Missbrauch, was bis dahin nirgends Bedenken oder Anstoss erregt hatte; man schritt zur Reformation. Unzählige Fäden verknüpfen freilich dieses Zeitalter mit dem vorhergehenden und die Keime der Kirchenreform lassen sich bis tief ins Mittelalter verfolgen, allein stets bedarf es, um gewissen Ideen zum Durchbruche zu verhelfen, eines grossen weltbewegenden Ereignisses. Dieses war hier die That des Genuesers. Die vorbereitenden Fäden aber verästeln sich innig mit jenen, welche dem XVI. Jahrhunderte auch in anderer Hinsicht seinen Stempel aufdrückten und die man mit Einem Worte zusammenfasst, nämlich:

Die Renaissance.

Wenig beachtet und scheinbar einflusslos auf die europäische Kultur siechte das byzantinische Reich dahin. Die Paläologen vermochten das altersschwache Volk nicht von dem Tode zu retten, den die jungen, lebenskräftigen Türken, mit Macht heranrückend, ihm bringen sollten. In der Mitte des XIV. Jahrhunderts fassten sie Fuss in Europa, Schrecken und Angst verbreitend, ein Jahrhundert später zogen sie als Sieger ein in Byzanz, um nimmer daraus zu weichen. Alle Verachtung der Byzantiner, die einem natürlichen Prozesse erlagen, darf indess die Erkenntniss nicht unterdrücken, dass dennoch hier die reichsten Bildungselemente des Mittelalters aufgestapelt lagen. Byzanz strahlte immer noch im Schmucke bewundernswerther Denkmäler, barg noch immer eine erstaunliche Wissensfülle, welche die Nähe des Orients mit den geistigen Errungenschaften der Araber und Perser bereicherte. Die Furcht vor der Annäherung der Türken veranlasste viele Byzantiner noch im XIV. Jahrhunderte nach Italien sich zu flüchten, ja sich daselbst ein dauerndes Heim zu gründen. Desgleichen fanden vom Jahre 1466, wo ganz Illyrien und Epirus in die Gewalt der Türken fiel, bis zum Jahre 1532 fortwährende Auswanderungen der christlichen Bewohner dieser Landschaften nach der gegenüberliegenden Küste Unteritaliens, namentlich Apuliens, statt[1]). Da es in Apulien that-

---

1) *Χρονογραφία τῆς Ἠπείρου.* Athen 1856—57. 8°. I. Bd. S. 181.

sächlich Dörfer gibt, in denen Griechisch die Volkssprache ist, so kann wohl angenommen werden, dass jene Einwanderungen aus Albanien sich auch auf griechisch redende Christen dieses Landes erstreckten. Bei diesem starken Einströmen griechischer Elemente konnte es nicht ausbleiben, dass auch geistige Kräfte ins Land kamen und griechisches Wissen nach Italien brachten, wodurch das beginnende Zurückgreifen auf die heidnischen Klassiker wesentlich begünstigt wurde. Bald brach sich der Platonismus siegreich Bahn. Obgleich dieser freigeistige Humanismus, der vom mediceischen Florenz aus über Italien ausströmte, auf Abwege irrte, nämlich zur Verbreitung idealer, halb heidnischer Anschauungen — selbst in die höchsten Kreise der Hierarchie und gelehrten Weit drang das neue Heidenthum und führte nachmals einen die Denkweise und Studien völlig verändernden Rückschlag ein — so war dennoch der Erfolg ein glänzender; die klassischen Studien dienten nicht mehr ausschliesslich theologischen Zwecken, sie wurden fortan als selbständige Grundlagen allgemein menschlicher Bildung geachtet und besonders in Deutschland für Kirche und Wissenschaft auf die besonnenste Weise fruchtbar gemacht; hiermit verbindet sich die Wirksamkeit der italienischen und deutschen Humanisten. Dieser ältere Strom griechischer Bildung ergoss sich also über Europas Westen und Norden und ward der intellektuelle Quell des westeuropäischen Geisteslebens. Eine ganze Reihe von Männern in Italien betheiligten sich an dieser Bewegung des Hellenismus, obenan der berühmte Aldus Manutius. Sein Verdienst bestand nicht allein darin, 1488 die erste Buchdruckerei in Venedig errichtet, die Buchdruckerkunst weiter ausgebildet und die Antiqua eingeführt zu haben, sondern hauptsächlich in dem Einflusse, den er auf das geistige Leben seiner Zeitgenossen nahm, indem er zum ersten Male 28 griechische Klassiker drucken liess.

Der Ausdruck „Renaissance", wie er sich für das Wesen dieser grossen Periode weltgeschichtlichen Umschwunges eingebürgert hat, ist vom Standpunkte einer natürlichen Entwicklung, die eine Wiedergeburt nicht kennt, durchaus verwerflich. In der That handelt es sich auch um gar keine Wiedergeburt des Alterthums, sondern um eine durchaus neue Geistesrichtung, der nur eine genauere Kenntniss der Antike unterstützend zur Seite stand. Antike Kunstwerke werden jetzt eifriger aufgesucht und studirt, das klassische Alterthum erscheint den Zeitgenossen in idealem Lichte, eine Verirrung, wie sie später die romantische Schule in Bezug auf das Mittelalter beging. Aber das Wesen der Renaissance liegt weder vorzugsweise noch gar ausschliesslich in der Nachahmung der Antike in der Kunst, eben so wenig in der Wissenschaft. Die Humanisten schöpften wohl aus dem Borne des Alterthums, sie gingen aber auch weit über dasselbe hinaus. So umfasste denn die Renaissance auch das soziale und politische Leben im XV. und XVI. Jahrhunderte; ihr Wesen besteht in der Auseinandersetzung der gebildeten Menschheit jener Epoche mit dem Mittelalter, in ihrer Befreiung von den Fesseln des mittelalterlichen Geistes, nachdem dessen Aufgaben erfüllt, dessen Ideale abgestorben, dessen Mächte

verfallen waren. Es war mit Einem Wort die Epoche, wo die mühsam errungene Kulturstufe des Mittelalters kraft des natürlichen Entwicklungsgesetzes wieder verlassen, überwunden werden sollte. Aus der ungeberdigen Knabenzeit traten die Völker Europas in das Jünglingsalter mit all seinen Vorzügen und all seinen Fehlern. Aus einer Reihe von Irrthümern stürzte man in eine andere Reihe von Irrthümern, die man nunmehr als das siegreiche Panier der Wahrheit pries. Die Gegenwart hat manche der damals errungenen Sätze noch nicht überwunden; wie auch der Mann an mancher Idee des Jünglings festhält, und oft manche Leistung dieses Alters überhaupt nicht mehr übertroffen wird. Die Renaissance bereicherte uns mit vielen neuen Wahrheiten, worauf das heutige Wissensgebäude sich stützt, die Wahrheit im Allgemeinen erkannte sie so wenig wie das Mittelalter. An Stelle des Gefühles, von einer höheren, geheimnissvollen Macht abzuhängen, welche Völker und Einzelne regiert hatte, trat das illusorische Gefühl der eigenen Kraft, die Chimäre von dem Bewusstsein eines freien Willens. Die höchsten Triumphe feierte diese neue ideale Richtung auf dem Gebiete der Kunst, deren Leistungen wieder jene der Wissenschaft weit übertreffen, wenngleich gerade durch die Bestrebungen und den Geist der Humanisten aufs Tiefste beeinflusst. So wie diese an Stelle der fachmässigen Gediegenheit des Mittelalters die übersichtliche Bildung setzen, begnügen sich auch die Künstler nicht mit der ausschliesslichen Beschäftigung in dem einen oder anderen Kunstzweige, was für ein Zeichen geistiger Armuth galt, sondern streben darnach, die Technik in jeder Kunstgattung zu beherrschen. Architekt, Maler, Musiker und Dichter vereinigten sich in Leon Battista Alberti; Architekt, Maler, Bildhauer, Ingenieur, Kriegsbaumeister, Musiker und Improvisator in Leonardo da Vinci; Architekt, Maler und Bildhauer in seinem Zeitgenossen Michelangelo. Das Gesetz von der Theilung der Arbeit fand keine Anerkennung. Dabei durchwehte das ganze Zeitalter eine frische Liebe zur Natur, die sich in Wissenschaft und Kunst gleichzeitig bekundete; objektive Wahrheit aber darf man in den Bildwerken der Renaissance so wenig suchen als in den sonstigen Aeusserungen ihres Geistes. Man strebt vorzugsweise die Schönheit der äusseren Erscheinung an, wie die Begeisterung für das Edle und Gute die Werke der Humanisten durchglüht. Das prosaische Nützliche und Wahre bleibt noch unverstanden. Das ganze Zeitalter duftete nach Poesie, deren Blüthen die plumpe Prosa der Wahrheit abgestreift hätte, wäre diese schon in ihrem Wesen erfasst worden. Die Phantasie treibt ihr liebreizendes Spiel, bringt die Literaturen der meisten Kulturvölker zur Entfaltung und hüllt in der Kunst die Vergangenheit in das Gewand der Gegenwart. Der Schönheitssinn endlich spricht aus der erwachten Begeisterung für das Nackte, aus dem Verständnisse des Faltenwurfs und dem Nachdruck, der auf den Schwung der Linien, auf die Plastik der Formen gelegt wird. Man kann ein noch so begeisterter Bewunderer der Antike sein, „so empfindet man doch, dass die Renaissance-Skulptur, welche die mittelalterliche Innigkeit in sich

aufgenommen, zu einer höheren Aufgabe fortgeschritten ist, als sie in der Antike gelöst war. Die äussere Schönheit der Gestalt, wie sie der Meissel griechischer Künstler darzustellen vermochte, blieb von der Renaissance unerreicht und ist vielleicht noch weniger uns erreichbar; aber die Aufgabe, dem todten Gestein die nicht nur lebensvolle, sondern empfindungsvolle Seele einzuhauchen, diese von der Antike ungelöste Aufgabe haben Malerei und Plastik der wieder auflebenden Künste sich mit bewunderswerthem Erfolge gestellt" [1]).

Der Uebergang in die Renaissance, sagt Jakob Falke, ist aber nicht nur ein Uebergang von einem Kunststyle zum Andern, sondern auch von einem Lande zum Andern, von Norden nach dem Süden. Durch den Einfluss der nordischen Gothik, welche die Unregelmässigkeiten der äussern Anlage fast zum Prinzip erhoben, und den grossen Fehler begangen hatte, die Architektur auch auf die innere Einrichtung anzuwenden, und dadurch das Möbel starr und unbeweglich zu machen, war auch in der innern Anordnung eine gewisse Unregelmässigkeit Regel geworden. Damit begann nun die Renaissance aufzuräumen; sie machte die Façade zu einem geschlossenen Ganzen, sie brachte die Reihe der Zimmer in eine gewisse Regelmässigkeit, so dass Aeusseres und Inneres harmonirten. Vor Allem verschwand das Charakteristische der früheren Periode, die Halle, oder wo sie noch bestand, wie im Palais Lichtenstein und im Belvedere zu Wien diente sie irgend einem nebensächlichen Zwecke, im Palazzo Morosini in Venedig war sie Waffenzimmer, sonst wird sie zum Aufenthalte der Dienerschaft und endlich als Stiegenhaus und einfaches Vestibul verwendet. Die ganze Sorgfalt wendet sich der gewöhnlichen Ausschmückung der Familiengemächer zu. An diesen bemerken wir zuerst die aus der mittelalterlichen Balkendecke entstandene, in Holz ausgeführte, antike Facettendecke, entweder die natürlichen Farben des Holzes beibehaltend, oder mit dem prächtigsten Blau und Gold geschmückt. Eine andere Art der Deckendekoration ist der Stucco, welchen wir nirgends so schön wie in der Villa Madama (weiss auf blauem Grunde) angewendet finden. Der Wandschmuck besteht aus Holzvertäflung, Gobelins und gepressten und mit Malereien versehenen Ledertapeten, welche im XV. Jahrhundert in vorzüglicher Schönheit in Andalusien erzeugt, im XVI. Jahrhundert allgemein verwendet wurden, und im XVII. Jahrhundert allmählig wieder verschwanden. Nur in Schweden fanden sie so viel Anklang, dass wir ihnen heute noch in manchen Bauernhäusern begegnen. Der Gebrauch der Gobelins war ein allgemeiner und bis in das einfachste Bürgerhaus herabreichender; es ist aber zu bemerken, dass sie nur Wandbekleidung waren; zu Möbelüberzügen machte sie erst die französische Mode im Anfange des XVIII. Jahrhunderts. Ein ausserordentlicher Aufwand wurde mit gestickten Decken getrieben, welche zwar in vorzüglicher Qualität von Genua und Mailand erzeugt

---

1) Dr. Carl Freiherr du Prel, *Unter Tannen und Pinien. Wanderungen in den Alpen, Italien und Montenegro.* Berlin 1875. 8°. S. 197.

wurden, aber dennoch die prächtigen Stoffe, welche der Orient lieferte, nicht ganz verdrängen konnten. Auch nach Bequemlichkeit und Wohnlichkeit strebt die Wohnung. Die Sessel erhalten zum ersten Male eine feste Polsterung, ohne die Kissen gerade aus der Mode zu bringen, übrigens wird auch die Anzahl der Sessel vermehrt und die Bänke, welche sich im Mittelalter an der ganzen Länge der Wand hinziehen, verschwinden mit der vermehrten Anzahl der Stühle, wenn auch nicht vollständig. Wir begegnen in der Renaissanceperiode sogar einer doppelten Bestimmung der Bank, nämlich als Sitz und Kasten. In der letzteren Eigenschaft ist sie auf drei Seiten mit ornamentaler Schnitzerei von hoher Vollendung geschmückt. Der Wandschrank wird durch die Renaissance von seinem Zusammenhange mit der Wand gelöst, und in einer Weise verziert, so dass wir sagen können, es sei für dieses Möbel ein für alle Mal die entsprechende Kunstform aufgestellt worden. Die Einrichtung desselben ist architektonisch, wie es in der Natur der Sache liegt. Ausserordentlicher Fleiss wird auf die Ausstattung des Bettes verwendet. Die Füsse desselben erhalten gewöhnlich die Form eines Thierbildes, die Seiten sind mit Schnitzereien bedeckt, von den Ecken steigen 4 Pfosten karyatidenartig empor, und tragen über Kapitälen das Gerüst des Baldachins, von dem schwere Vorhänge aus den herrlichsten Stoffen gearbeitet, mit Franzen und Troddeln aus Silber besetzt, herabfallen und die Seiten abschliessen; Spitzendecken der kostbarsten Art in venezianischen Mustern bedecken das Innere. Das ist im Ganzen und Grossen das Bild der italienischen Wohnung zur Zeit der Renaissance, ein Bild, dessen Gesammteindruck der vollen Höhe jener grossartigen Kunstepoche vollkommen entspricht. Nordwärts der Alpen finden wir wohl dasselbe Zug um Zug wieder, aber in kleinerem Massstabe, der Glanz ist um ein gut Theil erloschen, das Licht und die Farben sind verblasst; der allgemeine Wohlstand war lange nicht so gross, als dass der Luxus Bedürfniss des Lebens geworden wäre, und nur allenfalls die französischen Könige und die reichsten Patrizier Deutschlands, wie die Grafen Fugger konnten es übernehmen, ihre Paläste nach denen der italienischen Fürsten und Edelleute einzurichten.

Dass die Renaissance den Uebergang von einem Lande zu einem anderen, vom Norden zum Süden bezeichnet, ist an sich hochbedeutend, denn seit dem Beginne des Mittelalters sprach sich das nationale Element niemals in den Formen selbst aus, sondern nur in der Art, wie sie verwendet und ausgebildet wurden. Die Ursache dieser Erscheinung dürfen wir zunächst in der Stammverwandtschaft der neuen europäischen Kulturvölker und der dadurch ermöglichten Verbreitung eines gemeinsamen Religionssystemes erblicken. So gestaltete sich von Anfang an ein gemeinsames, formales System, zunächst in der Baukunst, dem sich alle Nationalitäten fügten, indem sie es nur innerhalb bestimmter Grenzen nach Massgabe ihrer besonderen Eigenthümlichkeiten modifizirten, ganz analog mit dem Entwicklungsgange der Sprachen, die sich in romanische und germanische, innerhalb dieser beiden Kreise aber nur nach Massgabe ihrer besonderen Eigenthümlichkeiten, in diesem Falle

der besonderen ethnischen Beimischungen älterer Rassen, unterschieden. Die Stylwandlungen des Mittelalters und der Renaissance gehen zwar nicht aus nationalen Grundsätzen hervor, hängen wohl mit einer allgemeinen neuen Entwicklung zusammen, lassen aber doch den Einfluss der einzelnen Nationalitäten deutlich erkennen.

Seitdem die Mongoleneinfälle die slavische Kultur verwildert, kann man im Allgemeinen die Kulturvölker Europas in die zwei grossen Gruppen der Romanen und Germanen spalten. Zweifelsohne möchte eine Untersuchung, für die hier der Raum fehlt, die Eigenart jedes einzelnen Gliedes dieser Gruppen hinsichtlich seines Entwicklungsganges darthun; doch muss ich mich auf das Allgemeine beschränken. Bis zur Renaissance, d. h. so lange der mittelalterlich-kirchliche Geist die europäische Menschheit gleichmässig umfing, drückte und dadurch zu seiner eigenen Ueberwindung heranbildete, war in der That eine Gegensätzlichkeit zwischen Romanen und Germanen nicht bemerklich. So bald es sich jedoch um Abschüttelung des gemeinsamen Joches handelte, gingen beide ihre eigenen, besonderen Wege, die schnurstracks aus einander führten. Wir lernen sie annähernd richtig erfassen, wenn wir, die Italiener als Repräsentanten der Romanen, die Deutschen als jene der Germanen betrachtend, den Gang der Entwicklung bei diesen beiden Nationen verfolgen. Der Vortritt gebührt natürlich den Südländern.

Der Humanismus in Italien.

Noch schrieb Dante an seinem grossen Gedichte, als Petrarca und Boccaccio geboren wurden, die man als die Begründer der italienischen Renaissancebildung betrachten darf. Unter dem Einflusse der von den Byzantinern gebrachten Logik und anderen Kenntnissen begann dann in Italien der Humanismus schon frühzeitig den Kampf gegen die Scholastik, indem Mitte des XV. Jahrhunderts die Philologie zu ihrer vollen Entwicklung gelangte. Die aus dem angeblich vom Pfaffenthume entnervten Byzanz kommenden Lehren entwickelten den Enthusiasmus für das Erforschen der Wahrheit, das Abstreifen der mittelalterlichen Mönchsanschauungen, die Pflege der klassischen Studien, welche ihrerseits freiheitliche Regungen in so hohem Grade begünstigten, dass Fälle von Tyrannenmord [1]) aus jener Epoche zu verzeichnen sind. Die

1) Vor einigen Jahren ist in Deutschland viel über Tyrannenmord geschrieben worden; namentlich hat man sich bemüht darzuthun, wie kirchlicher Fanatismus wiederholt Mörderhände bewaffnet, und sich dabei auf die Beispiele eines Jacques Clément und Ravaillac, sowie auf die Schriften der Jesuiten berufen, welche den Tyrannenmord als erlaubt bezeichnen. Dies ist vollkommen richtig, man übersieht nur, dass jeglicher Fanatismus zu gleichen Resultaten führt. Für Jacques Clément und Ravaillac lassen sich eben so viele Beispiele nennen, wo nicht der kirchliche, sondern der republikanische Geist, der Geist der Freiheit den Mordstahl führte, und die grosse Mehrzahl der Attentate auf gekrönte Häupter in der neueren Geschichte fällt eher diesem zur Last. Oder ist der Mörder etwa weniger verrucht, wenn er für die Freiheit statt für den Glauben schwärmt?

humanistische Bildung griff rasch um sich, Frauen huldigten ihr wie Männer, und der Klerus nicht weniger als die Laienwelt. Eine Wanderung durch die Strassen von Rom genügt, um zu zeigen, was der Thätigkeit der Päpste im Allgemeinen zu verdanken ist[1]; dass aber nunmehr Päpste selbst als Förderer der Literatur und Wissenschaft auftraten (z. B. Nikolaus V.) ist ein beredter Beweis dafür, dass Papstthum und Kirche sich auf die Dauer den Strömungen ihres Zeitalters nicht entziehen konnten. Die Prälaten des damaligen päpstlichen Hofes waren elegante, gebildete Cavaliere und Rodrigo Borgia selbst, der als Alexander VI. den Thron bestieg, glänzte durch den Adel seiner Erscheinung wie durch das reichfacettirte Schillern seines Geistes Die sorgsame Bildung, die er seiner Tochter Lucrezia zu Theil werden liess, zeigt, welchen Werth er auf die humanistischen Studien legte[2]. Die zügellose Freigeisterei und das mühsame Ringen nach Denkfreiheit hatten aber eine Entfesselung der Leidenschaften im Gefolge, welche die „Sittlichkeit" der ewigen Stadt und der besseren Stände in Italien nach germanischen Begriffen in Sittenlosigkeit verwandelte. Und von dieser Sittenlosigkeit wurde die Kirche gerade so ergriffen, wie die Laienwelt; sie war nicht besser, aber auch kaum schlimmer als diese; es giebt kein Verbrechen, keine unmoralische Handlung, deren man die Mitglieder der Kirche allein bezichtigen könnte. Maitressenwesen, Mord, Nepotismus und Lüge beherrschten die weltliche wie die geistliche Gesellschaft; die Laster der Kirche sind allemal auch jene ihrer Anhänger. Frivolität und Sittenlosigkeit paaren sich hier und dort mit Kühnheit, Genialität und geistiger Grösse in einem Zeitalter und bei einem Volke, wo der persönliche Trieb, keinem höheren Gesetze sich unterordnend, sich zum Maasse aller Dinge machte. Daraus allein erklären sich ungezwungen die brutalen Mord- und Gewaltthaten eines Cäsar Borgia wie die herrlichen Schöpfungen eines Bramante und die inhaltsschweren Sätze eines Machiavelli. Nur wenn man sich ganz in diese denkwürdige Epoche versenkt, findet man das Maass zu ihrem Verständniss, begreift man als das Unsittliche das damals Sittliche, sieht man die Auswüchse der Kirche als eine nothwendige Zugabe des Zeitalters an. Wäre es wahr, dass die Sittlichkeit ein unwandelbarer Begriff, ein transcendentales „Prinzip", an das die Gesittung geknüpft ist, in der

---

1) Eine ganz gewöhnliche Beschuldigung ist diese, dass die Christen des Mittelalters und insbesondere die Päpste, die antiken Denkmäler Roms verwüstet. Diese Anklage ist auch durchaus nicht zu entkräften, nur sollte, wer sie vorbringt, bedenken, dass die grossen Meister der Renaissance das nämliche Verbrechen begingen. Bramante nahm z. B. die Steine des dadurch verschwundenen Triumphbogens Gordians III. zum Baue des Palastes *della Cancelleria* und stellte sich damit auf gleiche Stufe mit den Türken, welche die Festung Widdin mit den Steinen des alten Ratiaria erbauten (siehe Kanitz, *Donaubulgarien*. I. Bd. S. 210). Die Päpste allein sind also nicht des Vandalismus anzuklagen, sie thaten eben nur, was die Zeit mit sich brachte.

2) Siehe darüber Gregorovius, *Lucrezia Borgia*. Stuttgart 1874. 8°. Dort werden die Märchen über das blutschänderische Verhältniss der Lucrezia zu ihrem Vater und Bruder widerlegt.

Weise, dass Beide mit einander gedeihen, wachsen und verkümmern, wir würden nicht so oft in der Geschichte die höchste Blüthenentfaltung in Perioden sehr zweifelhafter Moralität beobachten können. In Wahrheit ist die Sittlichkeit heute nicht grösser, als in der Renaissance, als unter Karl d. Gr. und unter August, ja als zur Zeit des Perikles oder Homers. Die menschliche Natur hat sich nicht gebessert; die Sittlichkeit nimmt nur andere Formen an; die Rohheit allein schwindet mit wachsendem Kulturschliff. Man schafft heute seine Gegner nicht mehr wie Cäsar Borgia mit Gift und Dolch aus dem Wege, man tödtet sie durch die Konkurrenz, verläumdet sie, macht sie lächerlich; gibt sie dem allgemeinen Hohne und der Verachtung preis, kurz tödtet sie moralisch, und hierzu erscheint auch heute noch kein Mittel verwerflich genug.

Die Zustände der Renaissance werden verständlich, wenn man erwägt, dass das Ringen nach Denkfreiheit zu der namentlich in Paris ausgebildeten Lehre von der zweifachen Wahrheit, der philosophischen und der theologischen, geführt hatte, welche beide neben einander bestehen können, ungeachtet sie ganz entgegengesetzten Inhalt haben. Auch der Averroismus hatte in Italien, besonders an der Hochschule zu Padua, Wurzeln gefasst und wie die arabische Philosophie zu starker Freigeisterei mitten in der Scholastik geleitet. So ward die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele in Italien durchaus populär und keineswegs im Sinne der Kirche beantwortet. Pomponatius brachte unter dem Schilde der Lehre von der zweifachen Wahrheit die schärfsten Argumente gegen diesen und den Wahn vom freien Willen vor und zog daraus die Konsequenz, dass alle Religion, da sie die Unsterblichkeit behauptet, Betrug, dieser aber für die grosse Menge nothwendig sei. Hätte er Trug statt Betrug gesagt, so wäre an der Richtigkeit seines Satzes nicht zu deuteln. Die Religion ist ein Trug, aber ein von der Menschheit gewollter. *Mundus vult decipi, ergo decipiatur,* zieht sich durch die gesammte Kulturgeschichte. Diese Ansicht war damals in Italien unter den Vornehmen und bei praktischen Staatsmännern sehr verbreitet, wie Machiavellis berühmtes Buch: *il Principe* beweist, das nur auf eine historische Paraphrase obigen Satzes hinausläuft, der auch nahe verwandt ist mit jenem: der Zweck heiligt die Mittel. Wie verwerflich die Mittel des Machiavel im heutigen Rechtsstaate erscheinen mögen, der Richtigkeit seiner Behauptungen tritt die Kulturgeschichte der ganzen Menschheit bestätigend zur Seite. Ueber Verwerflichkeit oder Zulässigkeit seiner Staatskunst entscheidet unser jetziges Sittlichkeitsgefühl, dieses hat aber mit der Wahrheit nichts gemein. Die Wahrheit ist nicht Sittlichkeit, die Sittlichkeit nicht Wahrheit. Die Wahrheit ist nichts als wahr. Und wahr ist, dass diese verpönten Sätze von jeher und in alle Zukunft Giltigkeit besitzen. Nicht unmöglich, dass auch die Kirche von diesen, den Gebildeten geläufigen Anschauungen durchweht wurde und selbst tiarageschmückte Männer den skeptischen Philosophen im Stillen so unrecht nicht gaben [1]). Es mochte ihnen

---

1) Lange, *Geschichte des Materialismus.* I. Bd. S. 181—185.

ergeben, wie jenem modernen philosophischen Könige von Siam, Mongkut, der nur zu wohl die Mängel des Buddhismus einsah und doch sich von demselben nicht lossagen konnte oder des Volkes wegen mochte, vielleicht aber auch, weil ein anderes System nicht bessere oder vernünftigere Befriedigung gewährt.

Unter solchen Umständen schlug die Aufklärung in Italien eine eigenthümliche Richtung ein. Da das ganze System der mittelalterlichen Weltanschauung auf der Kirche beruhte, so hätte der Kampf der neuen Ideen gegen die alten nothwendig zu einer Auseinandersetzung mit der Kirche führen sollen, wie es in Deutschland thatsächlich geschah. In Italien findet aber, obwohl die Skepsis bei den Romanen in Peter Abälard und Arnold von Brescia[1]) weit eher erwacht, keine Reformation statt, im Gegentheile, man tastet die kirchliche Macht gar nicht an. Wer dies damit läugnen will, dass er sagt, das XVI. Jahrhundert sei in Italien an reformatorischen Versuchen sehr reich gewesen, die Inquisition habe sie aber alle unterdrückt, der merkt nicht den Widerspruch, welcher in diesen Worten liegt. Das ist es ja eben, dass die Inquisition diese Versuche unterdrücken konnte, in Deutschland aber gar keine Inquisition der Welt die Reformation zu unterdrücken mächtig genug gewesen wäre; so wenig die Deutschen die Inquisition duldeten, so sehr liessen die Italiener sie sich gefallen und mit den italienischen Reformationsläufen hatte sie leichtes Spiel, weil diese niemals vom Volke, sondern stets nur von einzelnen Individuen ausgingen. Wohl litt im Mittelalter Italien wie alle Völker Europas an psychischen Seuchen, hatte seine Flagellanten und Büsser, aus diesen religiösen Delirien geht aber keine Reformation, sondern — der Bettelmönch hervor. Wenn auch das Entstehen des Dominikaner- und Franziskanerordens nicht direkt auf diese Bewegung zurückgeführt werden darf, so ist doch der ausserordentliche Einfluss und Aufschwung, welchen die Bettelorden in Kürze gewannen zum guten Theile der empfindlichen und lebhaften Phantasie des Italieners zuzuschreiben. Hier ist es stets eine bestimmte Persönlichkeit, ein Bussprediger wie Fra Giovanni da Vicenza, Fra Jacopo del Bussolaro in Pavia, San Bernardino da Massa, Fra Jacopo della Marca, Fra Roberto da Lecce, Giovanni della Marca, Fra Giovanni da Capistrano, welche die Volksmassen begeistert, und mit sich fortreisst, aber nur so lange sie ihn vor sich sehen. Kaum vom Schauplatze verschwunden, sind auch er selbst und seine Worte vergessen. Es sind also nur periodische und vorübergehende Anfälle eines religiösen Fiebers, welche Italien zeitweilig schüttelten, und wir begreifen sehr gut, dass nach den oben genannten ein Savonarola, keine vereinzelte Erscheinung, aber auch keine solche war, die von ernstlichen Reformationsversuchen zu sprechen berechtigt. Zu diesen gehört unbedingt die thätige Mitwirkung des Volkes und gerade diese fehlte, sonst hätte die Inquisition sie niemals unterdrücken können. Die Thatsache, dass es solche kraftlose Versuche gegeben habe, ist kulturhistorisch durchaus belanglos und der eingehende Nachweis über dieselben, von unserem Standpunkte, das Papier nicht werth auf dem er geschrieben ist. Die Kette der angeblichen

italienischen Reformatoren beschliesst der oben erwähnte Dominikaner Girolamo Savonarola (1452—1498), von dem es indess fraglich ist, ob man in ihm einen unmittelbaren Vorläufer der Reformation zu erblicken habe [1]). Wie seine Vorgänger strebte er nach Kirchenverbesserung und schwebten ihm antike Ideale vor. Seine Lebensgeschichte zeigt den seltenen Mann vom Volke zuerst vergöttert, dann verlassen und seinen Feinden preisgegeben, ein Geschick, welches das Volk stets seinen Götzen bereitet. So sind denn alle Reformansätze im Kreise der Romanen fehlgeschlagen, weil sie im Volke selbst keinen Boden fanden. Dieses zeigt überall blinde, gedankenlose Gläubigkeit oder skeptisches Ueberbordwerfen jedes Glaubens, beides vielleicht Erbtheile der Vorfahren aus der klassischen Heidenzeit.

Wir dürfen aber getrost bei der Ansicht verharren, dass die kirchliche Macht in Italien gar nicht angetastet ward. Es wiederholte sich die im Islâm beobachtete Erscheinung, dass es gestattet war, an dem Glaubenssysteme selbst zu zweifeln, wenn man nur an nichts anderes glaubte, besonders keiner antikirchlichen Sekte angehörte. Die Gebildeten verhöhnen und verspotten das Pfaffenthum, sind innerlich wohl auch von der Nichtigkeit der religiösen Lehren überzeugt, meinen aber, für die Masse sei irgend ein Glaubenssystem nöthig und es komme wenig darauf an, ob dieses nun des Widersinnigen mehr oder weniger enthalte. Es mag sein, dass Bequemlichkeit, Macht der Gewohnheit und Eigennutz — kirchliche Benefizien flossen ihnen oder ihren Angehörigen reichlich zu — nicht aber Mangel an Entschiedenheit des sittlichen Bewusstseins an diesem Benehmen der aufgeklärten Denker Schuld trugen; kann man denn von einem Realisten der Gegenwart im Ernste verlangen, er möge sich z. B. für den Altkatholizismus begeistern und ihm seine Gleichgültigkeit etwa als Mangel an Entschiedenheit des sittlichen Bewusstseins auslegen? Der Realismus gründet sich auf wissenschaftliche Ueberzeugung und verträgt sich mit dem Wesen der Religion überhaupt nicht; wie soll ihm nun beifallen, etwas zu verbessern, zu reformiren, von dem er weiss, dass es der Verbesserung, der Reformation gar nicht fähig ist? Desshalb gewannen die Romanen statt innerhalb ausserhalb der Kirche ein Verständniss der höchsten Dinge und fanden in ihrer wissenschaftlichen Denkweise einen Ersatz für das, was keine Kirche der Welt, weder die römische noch eine reformirte, ihnen je gewähren konnte. In Italien gab es keine Reformation, weil die Summe des Wissens dort schon zu hoch stand, das Denken der Romanen zu aufgeklärt, den höchsten Wahrheiten zu nahe gekommen war. Im XIV. Jahrhunderte lehrte

---

1) Vertreter beider Kirchen haben auf ihn Anspruch erhoben und seine Statue ist unter den Nebenfiguren des Luther-Denkmales in Worms neben Huss gesetzt worden. Luther selbst verkündete sein Lob. Zum Feuertode verurtheilt, hat wieder Leo X. sein Andenken rehabilitirt, ja schon unter Leos Vorgänger, Julius II. brachte Raphael, sicher mit des Papstes Zustimmung, ihn unter den grossen Theologen der *Disputa* an. Anerkennend haben auch andere Päpste über ihn geurtheilt, während er für Bayle und Voltaire kaum mehr als ein fanatischer Wahnsinniger ist.

man in Paris, dass es in den Naturvorgängen nichts gebe, als die Bewegung der Verbindung und Trennung der Atome, und der spanische Psychologe Ludwig Vives verlangte direkte Untersuchung auf dem Wege des Experiments. Wohl verdunkelte noch mancher Irrthum diese Erkenntnisse, immerhin lebten sie schon unter den Romanen längst, ehe sie bei den Germanen Eingang fanden. So ward die religiöse Gleichgültigkeit der italienischen Denker und in gewisser Hinsicht auch der Kirche dem Aufkommen der Wahrheit und Wissenschaft weniger hinderlich als der religiöse Sinn der germanischen Völker; denn die katholische Kirche forderte zwar hie und da Widerruf von Lehren, die ihr die Existenzberechtigung entzogen hätten, liess es sich aber im Allgemeinen an der Erfüllung äusserlicher Formen genügen, was dem südlichen Volksthume so sehr zusagt, dass heute noch die „Religion" bei den niedrigen Volksklassen nur in Formelwesen besteht [1]). Das religiöse Leben hat bei den romanischen Völkern eben einen ganz andern Charakter als bei den germanischen. Im heutigen Portugal ist die Gesellschaft zur Hälfte aus Gewohnheit, ein Viertel vielleicht aus Ueberzeugung und der Rest aus Gleichgiltigkeit katholisch. In Italien mehrt sich die Zahl derer, welche öffentlich bekennen, dass sie keiner bestehenden Religion angehören [2]), und es liegt auf der Hand, dass unter solchen Umständen der Protestantismus oder eine sonstige Kirchenreformation keine Aussicht hat und auch nie aus einem romanischen Volke hervorgehen könnte.

Ganz analog dürfen wir uns die Zustände in der italienischen Renaissanceperiode vorstellen. Die gewaltsame Repression freisinniger

---

1) Vgl. über die heutigen sehr ähnlichen Zustände in Italien die *Allg. Zeitg.* 1875, Nr. 35, S. 526 und Nr. 307, S. 4790. Das auffallende Eidverweigern in dem merkwürdigen Prozesse über die Ermordung des radikalen Skandalschreibers Rafaele Sonzogno beruhte jedoch vielleicht nicht bei Allen auf Atheismus. Mehr als zwei Drittel der Zeugen, die nicht schwören wollten, äfften nur das Beispiel jener Leute nach, die den Eid aus Ueberzeugung verweigerten. Sehr charakteristisch sagt W. Wyl (Wymetal) in seiner lesenswerthen Schrift: *Mein Tagebuch im Prozess Sonzogno.* Zürich 1876. 8°. S. 72: „. . . Offenbar sehen die guten Trasteveriner, welche zu dem brutalsten Gesindel der Welt gehören, in der Szene der Eidesleistung eine süperbe Gelegenheit als Heroen, als Märtyrer zu erscheinen. Sie wissen, dass der Pöbel im Zuschauerraume erwartungsvoll auf sie blickt: wer könnte da der Versuchung widerstehen, als Mann der Aufklärung und des Fortschrittes dazustehen und den Vertretern der mittelalterlichen Barbarei, dem Staatsanwalt und dem Präsidenten, den (ungewaschenen) Fehdehandschuh ins Gesicht zu schleudern? Es sind Leser der „Capitale", die schwören sollen! Sie wollen die Hand nicht aufs Buch legen, aber an den Dolch legten sie sie, Raphael Sonzogno, Deine Leser!"

2) Dieselben lassen nicht mehr taufen, oder, was noch häufiger geschieht, nicht konfirmiren, begnügen sich mit der Civilehe und gehen ohne kirchliche Gebräuche zur Ruhe. Allgemein ist die Wahrnehmung, dass es mit der Sittlichkeit bei diesen sogenannten Glaubenslosen sehr ernst genommen wird und dass diese Familien in Nächstenliebe und im Wohlthun vorangehen. Die von Deutschland und England unterstützte protestantische Propaganda findet, wie der Wahrheit gemäss gesagt werden muss, einen ganz unfruchtbaren Boden, und die Geldsummen könnten zu besseren Zwecken verwendet werden.

Lehren war erst eine Rückwirkung der deutschen Reformation. Bis dahin störte die Kirche die Kreise der italienischen Denker wenig. So konnte die grossartige Entdeckung des Erdenlaufs um die Sonne in Italien mehr Anhang gewinnen als in Deutschland. Merkwürdigerweise ging dieser immense Fortschritt nicht vom Süden aus. Anregungen aus dem Alterthume spornten den polnischen Domherrn Nikolaus Kopernik aus Thorn, der indess in Italien seine Ausbildung erhalten und in Rom sogar als Professor der Mathematik mit viel Erfolg gewirkt hatte, zur Ausarbeitung seines Werkes *De orbium cœlestium revolutionibus* an, während sowohl der Kardinal Nikolaus von Cusa als ein gewisser Widmanstatt, zwei Deutsche, schon vor ihm die doppelte Bewegung der Erde behauptet hatten. Kopernik eignete sein Buch dem strengen Papste Paul III. zu und seine Bestimmungen der Umlaufszeiten des Mondes dienten dem Papste Gregor XIII. zu seiner Kalenderverbesserung. Die wichtige Kalenderreform und die heliocentrische Lehre, sie waren das Werk eines Papstes und eines Geistlichen. Erst mehr denn ein halbes Jahrhundert später stiess Letztere auf den heftigsten Widerspruch der Kirche, als der Jesuitenorden, die grosse Reaktion der Reformation, die Oberhand gewann. In Deutschland war der wichtigste und bedeutendste aller Reformatoren Philipp Melanchthon sofort einer der eifrigsten Gegner des kopernikanischen Systems, welches in Italien dagegen an Giordano Bruno da Nola und Galileo Galilei die begeistertsten Anhänger fand. Bruno war es besonders, der am schärfsten den Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit repräsentirt. Der ehemalige Dominikanermönch darf als der Begründer der pantheistischen Philosophie gelten, die der monistischen Auffassung der Welt näher steht, denn jedes andere System. Bruno hatte in der That die Materie nicht als das Mögliche, sondern als das Wirkliche und Wirkende begriffen, sie zu dem wahren Wesen der Dinge gemacht und lässt sie alle Formen aus sich selbst hervorbringen. Von der Grossartigkeit solcher Sätze war man im germanischen Norden noch weit entfernt. Dass die Vertheidigung der heliocentrischen Lehre den klassischen Philosophen der Reformationszeit, den italienischen Philosophen *par exellence* endlich auf den Scheiterhaufen, seinen Nachfolger Galilei zum Widerrufe führte, soll später gewürdigt werden. Einstweilen wende ich mich der Entwicklung der Renaissance bei den germanischen Völkern zu.

Die deutschen Humanisten.

Die Männer, welche in Deutschland von der neuen Idee ergriffen wurden, sind auch hier grossentheils keine Ausläufer des Mittelalters, sondern gehören voll und echt der Renaissance-Periode an, auch bei ihnen weht ein neuer Geist, die Entwicklung vollzieht sich aber in durchaus verschiedener, dem Volkscharakter angepasster Weise. „Selten zeigt sich unsere deutsche Art so eigenthümlich und wohlthuend, wie in der Art und Weise, in welcher der Humanismus vom deutschen

Geist aufgenommen und in das Leben übertragen ward. Im Gegensatz zur romanischen Auffassung desselben, die eine mehr archäologische und rückwärtsgekehrte, dabei mit grosser Frivolität in der Behandlung des Religiösen und Moralischen verbundene war, kündigte sich der deutsche Humanismus in seiner ersten Erscheinungsform schon als kritisch-reformirend an und wandte allen Ernst und alle Begeisterung auf die höchsten Gedanken, auf Religion und Vaterland. Schon die Entwicklungsgänge der deutschen Humanisten sind wesentlich von denen der Italiener verschieden; aus ganz anderen Umgebungen und Lebensläufen entwickelten sich nicht bloss die Trithenius, Wimpfeling, Reuchlin und Erasmus, sondern auch die Celtes, Hutten, Brant u. a., den Filelfo, Poggio, Enea Silvio u. a. gegenüber. Bei den letztern freilich ist meistens mehr Talent, bei jenen aber entschieden mehr sittlicher Charakter, bei den Italienern mehr Formensinn, bei den Deutschen mehr Inhalt [1]".

Weder untersuchen noch beurtheilen will ich, ob die Innerlichkeit, die das germanische Wesen erfüllt, ein Vorzug sei oder nicht, ich konstatire bloss, dass sie einen hervorstechenden, typischen Zug des Volkscharakters bildet, im vollen Gegensatz zu der Aeusserlichkeit der Romanen, wie der Ernst des Nordens zu der Heiterkeit des Südens. Ein derbes, wild bewegtes Leben, Ausgelassenheit, Rohheit, ungestüme und genussfrohe Sinnlichkeit bezeichnen die Renaissance-Epoche auch in Deutschland, sind aber durchaus anderer Art; es fehlt ihnen das Bestechende, der Liebreiz, womit der höhere Kulturschliff und das geschmeidige Wesen des Südländers das Laster umgab; Derbheit erschien hier wirklich derb, Rohheit roh, das Laster lasterhaft und die Unsittlichkeit des Klerus, die Auswüchse der Kirche vollends abschreckend. Worüber der Italiener einfach lachte, darüber entsetzte sich der Deutsche, ihm zerstörte seine Ideale der Zeiten Verderbniss, und seine Ideale waren vorwiegend religiöser Natur. Gegen diese Zerstörung lehnte er sich aber auf, darum wendet sich bei ihm die Renaissance zunächst gegen die Kirche in Allem und Jedem. Voran in der Kunst. Diese erhob sich in Deutschland noch nicht über eine primitive Auffassung, als sie in Italien fast an der Schwelle der Vollendung stand; ihre Schöpfungen tragen die Spuren jenes fortdauernden Kampfes mit Form und Auffassung des Mittelalters, über welchen die Italiener längst hinaus waren, zugleich aber die Spuren einer gläubigen Gesinnung, die tief von der weltlichen Heiterkeit des Südens absticht. Die Architektur spielt gar keine Rolle in der neuen Entwicklung der germanischen Länder, welche der religiösen Gothik treu bleiben, die Maler aber bringen in der Darstellung biblischer Szenen und Gestalten sowohl tiefe religiöse Ueberzeugung als Widerwillen gegen die Verzerrung ihrer religiösen Ideale zum Ausdrucke. Wie in Deutschland die Opposition gegen die Kirche aus gläubiger Gesinnung selbst hervorgeht, sieht man

1) Adalbert Horawitz über *nationale Geschichtschreibung im sechzehnten Jahrhundert.*

schon vor Luthers Auftreten den Schöpfungen der Künstler an, dass keinem unter ihnen der religiöse Kampf erspart blieb. Sie führen uns mit charaktervollem Realismus und gesunder Natürlichkeit, im Bunde mit launigem und kernigem Humor ein in das ganze Leben ihrer Zeit und ihres Volkes, dieses Leben aber ist von Glauben erfüllt. Darum ist ihr letztes Ziel immer, die Herrlichkeit Gottes darzustellen, wenn sie diese auch in seinen Kreaturen sich offenbaren lassen; die Ahnung, dass es einen Gott nicht gebe, hat Keinen beschlichen. Auch in Italien huldigte kein Künstler dem Atheismus, aber die Lehren der Zweifler hatten doch schon mächtig an dem Kirchenglauben genagt, eine freiere, unbefangene Anschauung gezeitigt. Bei aller Ursprünglichkeit und Selbständigkeit erreichte desshalb die deutsche Kunst formale Schönheit nur durch Aufnahme und Verwerthung der italienischen Anregungen. Erst auf Umwegen, unter dem Einflusse Italiens, wurde Deutschland an den Born antiker Kunst und Bildung geführt, ohne dass jedoch der deutsche Geist sich selbst im Mindesten untreu ward. Wer in jenen Tagen nicht — wie Peutinger und so manche Andere — durch den Aufenthalt in Italien seine Studien vollenden konnte, ging nach Paris, da in Deutschland damals noch wenige berühmte Gelehrte waren. Paris stand damals in dem Rufe der ersten Hochschule der lateinischen Christenheit und Erasmus, das Haupt der damaligen deutschen Gelehrten, schildert den Eindruck, welchen er von Paris empfing, mit folgenden Worten: „Diese Stadt besitzt Vorzüge, deren Einen nur in anderen Städte zu finden ungemein schwierig ist: einen ausgezeichneten Klerus, nahezu unvergleichliche Lehranstalten, einen Senat so ehrwürdig als der Areopag, so gefeiert wie der Amphiktyonen-Bund und so berühmt wie der Senat im alten Rom. Die grössten Segnungen sind in dieser Stadt vereint: erleuchtete Religiosität, tiefe Gelehrsamkeit und die Handhabung der Gerechtigkeit. Die Geistlichkeit ist gelehrt und die Gelehrten sind fromm und Frömmigkeit und Gelehrsamkeit finden sich in den Senatoren vereint.“ In Paris lehrte der freisinnige Theologe Jakob Faber, finden wir Erasmus, seinen Freund Beatus Rhenanus und viele Andere.

Eine der ersten Schulen, in denen der humanistische Geist in Deutschland durchbrach, war jene von Schlettstadt im Elsass, aus welcher eine lange Reihe bedeutender Gelehrten hervorging. In keiner andern deutschen Stadt aber vereinigten sich damals so viele Vorzüge, namentlich auch nach der wissenschaftlichen Seite hin, wie in Basel, wo Aeneas Sylvius, nachdem er als Pius II. den päpstlichen Stuhl bestiegen, im Jahre 1460 eine Universität gestiftet hatte. Hier hatten unter andern zwei von Deutschlands berühmtesten Gelehrten und Charakteren gewirkt, 1471—1476 Geiler von Kaisersberg, 1484—1488 Reuchlin. Ein Schüler Reuchlins, der in der gleichzeitigen Literatur Deutschlands eine der ersten Rollen spielte, lebte dauernd hier, Sebastian Brant, dessen berühmtes „Narrenschiff“ zuerst 1495 herauskam. Der Bischof Christof von Utenheim (1502—1519) war selbst ein eifriger Gönner des Humanismus. Unter den Professoren der Theologie war Thomas Wittenbach aus Biel,

der Lehrer Zwinglis, dem dieser seine Grundsätze über reine Bibelauslegung und Verwerfung des Ablasses zu danken hat. Wilhelm Textor und Konrad Pelicanus brachten das Studium des Hebräischen in Anregung. Beim Volke hiess es: in Basel sei nicht leicht ein Haus zu finden, das nicht einen Gelehrten beherberge. Was aber vorzugsweise gross und schön war: Basel bewährte seinen Freiheitsgeist auch auf wissenschaftlichem Gebiete. Solchen, die man anderswo in Deutschland vertrieb, wurde es ein Asyl, ganz wie wir es heute noch bei den Schweizer Universitäten sehen.

Der Reformationsbewegung gegenüber verhielten sich die Humanisten sehr verschieden. Dreierlei Stellungen lassen sich da unterscheiden. Die einen, von Anfang für Luther und sein Werk begeistert, gehen mit ihm kühn bis zu den letzten Konsequenzen. Zu diesen gehört namentlich Ulrich von Hutten. Eine zweite Gruppe, anfänglich tapfere Vorkämpfer in dem Glaubenskampfe, jedoch bald durch Unholdes und Beschränktes einer neuen Lehre verletzt, fallen zur alten Kirche zurück, die sie früher so streng beurtheilt haben. Dies ist der Standpunkt des Erasmus, des Zasius u. a. Eine dritte Gruppe nimmt eine Mittelstellung ein: sie hält länger bei Luther aus und hofft noch immer auf Versöhnung und friedliche Lösung; erst die Gräuel des Bauernkrieges, die Tollheiten Münzers und Genossen, treiben auch sie zum Rückzug. Zu dieser letzten Gruppe gehört Rhenanus. Wie Erasmus, Pirkheimer, Peutinger u. a. gehörte er nicht zur Klasse der neueren Humanisten, ein gut Stück Mittelalter war in ihm zurückgeblieben. Das Scharfe und Herbe, die Heftigkeit und Leidenschaft der neuen Bewegung machte Viele erst bedenklich und stiess sie später erst recht ab; sie sahen Aufruhr und Zwiespalt als Folge eines so stürmischen Auftretens voraus. Dazu kamen die zahlreichen unlauteren Elemente, die sich der Reformationsbewegung anschlossen, die drohenden sozialen Erhebungen, die arge Gefahren für die Grundlage der Gesellschaft befürchten liessen. Noch ausgesprochener als bei Rhenanus kam diese Stimmung bei Erasmus zum Ausdrucke. Wie Dante, Petrarca und Boccaccio in Italien und Chaucer im XIV. und John Colet im XV. und XVI. Jahrhundert in England, wünschte Erasmus eine Reform der Kirche innerhalb der Kirche und von der Kirche selbst ausgehend. Er plante weit mehr eine Reform des Formenwesens, der Bischöfe, des Klerus, der Gemeinde als der Doktrinen. Desshalb konnten er und Luther einander nicht verstehen. So schrieb Erasmus an Kardinal Wolsey: er habe nur zwei oder drei Seiten in den Werken Luthers gelesen „und fürchte, dass sie ein Odium auf die Literatur werfen würden, die ohnehin in üblem Geruche stehe". Luther seinerseits wieder versichert, dass ihm Erasmus, je mehr er von ihm lese, um so weniger zusage, dass er ganz falsche Anschauungen über die „Rechtfertigung" hege und „dass ein Mensch noch kein guter Christ sei, weil er Griechisch und Hebräisch verstehe." Schliesslich bittet er Erasmus, nachdem er zu Gott gebetet, diesen zu erleuchten, sich mindestens neutral zu verhalten und nicht gegen die Reformation zu schreiben, worauf Erasmus charakteristisch erwidert, dass er an

der Wahrheit der Luther'schen Lehre zum mindesten zweifle und „überdies den Ruin der Literatur fürchte." Die spätere Leidenschaftlichkeit des Reformators und der Ausbruch des Bauernkrieges vermehrten nur noch seine Abneigung gegen das, was er als eine unmoralische und parodoxe Doktrine bezeichnete, und er beklagte, dass durch diesen Aufruhr jede Diskussion innerhalb der Kirche, jede Reform von innen aus, aussichtsloser geworden sei als je vorher. Es kann demnach nur jene befremden, welche ihn zu einem Heroen des Protestantismus stempeln möchten, dass Erasmus mit dem „Antichrist" Luthers, dem Papste, auf so gutem Fusse stand.

Als er 1509 Rom besuchte, wurde er von dem damals regierenden Papste Julius II. auf das zuvorkommendste aufgenommen und dem Kardinal Medici, nachmaligem Leo X, vorgestellt. Sein *Encomium moriae* (das Lob der Narrheit) und seine *Epistolae Obscurorum Virorum,* scharfe Satiren auf die Unwürdigkeiten der Priester und Mönche, wurden von Leo X. gelesen, ohne irgend welchen Tadel zu erfahren. Erasmus bezeichnete den Papst in einem an diesen gerichteten Schreiben „als einen Mann von grosser Frömmigkeit und feiner Gelehrsamkeit" und erhielt darauf eine sehr höfliche Erwiderung. Die zweite Ausgabe seines Neuen Testamentes war Leo gewidmet und erwarb dessen Anerkennung. Ja, der strenge Paul III. wünschte später Erasmus in eine Gruppe reformirender Kardinäle aufzunehmen und ernannte ihn, als er diese Ehre ablehnte, zum Vorsteher des Stiftskapitels zu Deventer, in einem sehr schmeichelhaften Schriftstücke seine Frömmigkeit, Redlichkeit und Gelehrsamkeit hervorhebend, wie auch die ausgezeichneten Dienste, welche er dem heiligen Stuhle geleistet habe.

Wie man sieht, war die Zeit der deutschen Renaissance eine von Glaubensfragen tief durchfurchte, und die Diskussion über diese drängt endlich jede weitere Forschung in den Hintergrund. Daher ist die Zeit des deutschen Humanismus, in welcher sich auf geistigem, religiösem, politischem und sittlichem Gebiet Neues gestalten wollte, der Geschichtschreibung nicht sonderlich günstig gewesen. Denn auf das lebhafteste bewegt, parteiisch durch und durch, vermag sie eine gesunde Kritik, die Mutter aller Geschichtschreibung, nicht zu ertragen, und erzeugt, von einzelnen gelehrten Arbeiten abgesehen, die von stillen, zurückgezogenen, in ihrer beschränkten Welt lebenden Menschen zu jeder Zeit abgefasst werden können, meist zwei Abarten wirklicher Historiographie: die patriotische Geschichtschreibung und die Geschichtsfälschung. Auch sonst treten eigenthümliche Symptome auf. Es war zwar die Zeit, von welcher Hutten begeistert ausrief: die Geister regen sich, die Wissenschaften stehen auf, es ist eine Lust zu leben, — aber auch die Zeit, in welcher Dr. Faust lebte, und wie man sich in den ersten christlichen Jahrhunderten, als die griechische Bildung unterging, den Geheimnissen des Orients zugewendet hatte und unter dem Namen des Orpheus, des ägyptischen Hermes u. a. eine geheime Weisheit verbreitete, so suchte man auch bei der Wende der mittelalterlichen und der neuen Zeit allerlei Geheimlehren, die neuplatonische Mystik und die Lehren der

der Lehrer Zwinglis, dem dieser seine ... künstliche Auslegung
auslegung und Verwerfung des Abla ... Uebereinstimmung zu
Textor und Konrad Pelicanus b ... der wunderthätigen
in Anregung. Beim Volke hiess e ... urwissenschaften nur
zu finden, das nicht einen Geleh ... uernde Cornelius
weise gross und schön war: Br ... ie klarste und u
auf wissenschaftlichem Gebiete ... erfasst hat [1]).
land vertrieb, wurde es ein ... ller Künst
Schweizer Universitäten se ... rückkehr
Der Reformationsbew ... r Eit
sehr verschieden. Dr ... olit
Die einen, von Anf
mit ihm kühn bis ... auch son
namentlich Ulric ... auch Erasmus
tapfere Vorkämp ... und Mönchsorden, und wohl
holdes und Be ... assen. Er lästerte die geheime
Kirche zurüc ... er doch während seines ganzen Lebens
Standpunkt ... as reine Evangelium, ohne doch etwas für
eine Mitt
immer ... leben am Glauben offenbart sich in allen Bestrebungen
Bauern ... Humanisten; sie alle halten ihre religiöse Gesinnung,
zum ... um fest, das Versenken in den Geist des Alterthums gewinnt
Er ... den vollen Werth erst durch die Früchte, welche sich daraus
d ... sie für Vertiefung und Reinigung der christlichen Lehre gewinnen lassen. So begründete der germanische Geist die Herrschaft der Theologie, hinlänglich gekennzeichnet durch die Stürme der Reformationszeit, die eine zeitlang fast jedes andere wissenschaftliche Interesse erstickte, und es war nur eine nothwendige Konsequenz dieses Entwicklungsganges, dass die grosse, welterschütternde Lehre des Kopernik bei den Germanen auf einen Widerstand stiess, den sie nicht in Italien fand. Schon einmal erwähnte ich, dass Melanchthon die neue Wahrheit, die gegen Aristoteles verstiess, bekämpfte; genau so hatte sich 18 Jahrhunderte früher des Aristoteles Schüler Dikäarch gegen die Entdeckungen des Pytheas ablehnend verhalten, weil sie zu seiner im Voraus festgestellten Theorie von der Gestalt und den Dimensionen der bewohnten Welt nicht passten. Melanchthons Thätigkeit bewirkte aber für Deutschland sogar ein Zurückgehen auf den Scholastizismus, welches sehr lange anhielt. Dass aber der gesammte germanische Geist einig war in der Opposition gegen das kopernikanische System, zeigt die Thatsache, dass Francis Bacon, Lord von Verulam, der sehr unwissenschaftliche „Wiederhersteller der Naturwissenschaften“ [2]) (1561—1626), ein Brite,

---

1) Es werden in neuplatonischer Weise drei Welten angenommen, die geistige, himmlische und irdische. Zwischen allen diesen besteht aber eine innere Sympathie, und wer diese kennt, der vermag auch die Kräfte der Natur in zauberischer Weise zu benützen, Gold zu machen u. dgl. kurz, er versteht die Magie.

2) Liebig hat in seiner Schrift über Bacon zuerst nachgewiesen, dass dieser, weit

und Tycho de Brahe … n und Verkündigung einer neuen Lehre.
(1546—1601), eine r … vischen Buddhismus und Brahmanismus,
dano Bruno auf den … lenthum, zwischen Islâm und dem alt-
rufe zwangen, durft … allen drei Fällen strebte die jüngere
seinem 1577 aufg … tung der älteren Lehre; und um-
Telt gemacht, v … ein neues Glaubenssystem schwangen
icht verurthei … higen Ideen empor; was nicht mit
re bekämp … Einklange stand, ging rettungslos
… ne Unterdrückung der frühesten
… Kirche kein Verlust für die
… n, hätte sie nie die Macht

…es kult… … mmentod gestorben, als
…gen Kette der … n germanischen Völker
gehenden und nachfolge… … Gefühl warmer Reli-
diesem Standpunkte ist au… … rakterisirt, wie die
betrachten. Wie Buddha, Christ… … mit der heutigen
reiche Vorläufer, welche den Samen … n, dass erst nach
ging und zur Reife gedieh. Alle diese … schen Romanen
Personifikationen langer Entwicklungsreihen. … langten. So
reformatorischen Strebungen bis tief in die Zeiten … Reformator
verfolgen. … ren merk-
… ier erhob … r, als … unter … ten- … er

Alle höheren Religionsformen haben bekanntlich ausna… Unabänderlichkeit und ewige Dauer verkündet, und eine gewis… Prüfung zeigt, dass dies in der That eine *conditio sine qua n…* für jedes Glaubenssystem sein müsse. Denn da die Wahrheit nur Eine und unabänderlich sein kann, jede Religion aber die Wahrheit zu lehren meint, ja behaupten muss, weil sie einzig und allein dadurch auf Glauben Anspruch gewinnt — denn Niemand glaubt, was er positiv unwahr zu sein weiss — so ist es klar, dass jede Religion sich als die allein wahre, daher unfehlbare, ewige, unabänderliche, darstellen muss. Genau genommen halten wir es mit den die Gegenwart bewegenden Ideen, die ja nur eine Religion anderer Art, aber immerhin Religion sind, nicht um ein Haar anders. Welcher Gebildete darf es wagen, die ewige Wahrheit und Kraft der Ideen der Freiheit, Humanität, Menschenwürde und ähnlicher zu Schlagworten gewordenen Begriffe in Zweifel zu ziehen? Die Geschichte der Religionen sagt uns deren Zukunft und Kulturleistung mit mathematischer Gewissheit voraus, womit weder gegen die Religion noch gegen die modernen Ideale ein unpassender Tadel ausgesprochen werden soll. Beide sind ja ein nothwendiges Ergebniss der Zeit.

Da alle Religionen ausnahmslos von der Wahrheit ihrer Doktrinen

---

entfernt, die Naturwissenschaft und ihre experimentirende Untersuchungsmethode zu fördern oder gar erst zu wecken, die grossen Arbeiten seiner Zeitgenossen auf diesem Gebiete, eines Kopernik, Galilei, Harwey und Gilbert, entweder gar nicht gekannt oder misskannt und verworfen habe.

subjektiv auf das Innigste und Unerschütterlichste überzeugt sind, folgen sie alle dem tief in die Menschenbrust versenkten Drange, die Wahrheit zu vertheidigen, den Irrthum zu bekämpfen. Die Duldsamkeit, die wir an den altheidnischen Glaubensbekenntnissen als ihre beste Seite bewundern, ist kulturhistorisch ein Merkmal weder ihrer veredelnden Kraft, noch ihrer Ueberzeugungsstärke, und Bossuet hat ganz Recht, wenn er sagt, es gebe keine gefährlichere Täuschung, als Duldsamkeit für ein Zeichen der wahren Liebe zu halten. Die angeblich „geoffenbarten" Religionen, welche für ihre Wahrheit einstehen, bekunden eine unvergleichlich höhere Entwicklungsstufe. Durch diese alle zieht sich gleich- und gesetzmässig die nämliche Erscheinung, welche in der christlichen Kirche sich am deutlichsten beobachten lässt. Letztere begünstigte das Wissen, ja erweckte dasselbe so weit und so lange, als dieses nicht geeignet war, die Wahrheit der Glaubenssätze zu erschüttern, ihr vielmehr erlaubte diese zu stützen, d. h. Macht verlieh; desshalb zeigte sich die Kirche von allem Anfange als Beschützerin und Hüterin der Wissenschaft, als wahre Kulturkraft; dieses Verhältniss verkehrte sich aber naturnothwendig in sein Gegentheil, als die Forschung dem Glauben, der vermeintlichen Wahrheit, gefährlich zu werden begann, was schon im XI. Jahrhunderte eintrat. Die Kirche hielt es für ihre Pflicht, den sich regenden Geist der Untersuchung im Keime mit allen Mitteln zu ersticken, welche das Zeitalter ihr an die Hand gab, wie die Gegenwart es für ihre Pflicht erachtet, gleichfalls mit allen zulässigen Mitteln den Kirchenglauben zu bekämpfen — im Interesse der Wahrheit. Nur in den Mitteln, in der Art und Weise des Kampfes hat die wachsende Civilisation eine Aenderung, eine Milderung gebracht, nicht in der Natur dieses Kampfes. Alle Unterdrückung, und wäre sie noch so gewaltsam, vermag indess die rastlos fortgesetzte Denkbarkeit des menschlichen Gehirnes nicht zum Stillstande zu bringen. Der Glaube muss aber dem Zweifel vorangehen.

Die ersten Regungen des Zweifels, der für die Kulturentwicklung so wohlthätigen Skepsis, begegnen wir, wie wir schon sahen, bei den romanischen, als den fortgeschritteneren Völkern, dann aber ausnahmslos bei Mönchen oder Geistlichen selbst, ein Beweis, dass damals die Kirche eben die höchsten geistigen Elemente der Zeit in sich schloss. Auf den französischen Scholastiker Peter Abälard (1079 bis 1142) folgte sein noch grösserer Schüler Arnold von Brescia (verbrannt 1155), gleichfalls ein Mönch. Schon die Tendenz dieser frühesten Reformatoren, stimmt völlig mit jener aller ihrer Nachfolger überein; sie wollten nie etwas anderes als Herstellung der ersten christlichen Reinheit, die Rückkehr auf den Ausgangspunkt, die Läuterung von den Schlacken, welche die Zeit gebracht hatte, mit anderen Worten, sie wollten das Geschehene ungeschehen machen, die Zeiten zurückschrauben. Ein solches Unternehmen kann aber, weil der natürlichen Entwicklung zuwider, nimmer gelingen; entweder scheitert es kaum geboren, oder die Reform wird zur Neubildung einer besonderen Lehre; so wollten Buddha, Christus und Muhammed alle nur Reformatoren des schon Bestehenden sein und endeten mit der heftigsten

Opposition des Bestehenden und Verkündigung einer neuen Lehre. Daher die Todfeindschaft zwischen Buddhismus und Brahmanismus, zwischen Christenthum und Judenthum, zwischen Islâm und dem altarabischen Heidenthume; und in allen drei Fällen strebte die jüngere nach der absoluten Vernichtung der älteren Lehre; und umgekehrt. Zu solcher Verdichtung in ein neues Glaubenssystem schwangen sich jedoch nur die wirklich lebensfähigen Ideen empor; was nicht mit der Zeit und ihren Bedürfnissen im Einklange stand, ging rettungslos zu Grunde. Desshalb war die gewaltsame Unterdrückung der frühesten Reformansätze und Sekten durch die Kirche kein Verlust für die Kultur; wahrhaft Lebensfähiges zu erwürgen, hätte sie nie die Macht besessen.

Arnold von Brescia war längst den Flammentod gestorben, als der Geist des Zweifels die später herangereiften germanischen Völker erfasste. Sie alle durchweht ein tiefempfundenes Gefühl warmer Religiosität, innigen Glaubens, der sie eben so charakterisirt, wie die Skepsis die Romanen. Der scheinbare Widerspruch mit der heutigen Lage der Dinge darf nicht in der Erkenntniss beirren, dass erst nach den durch die Kreuzzüge geschaffenen Berührungen zwischen Romanen und Germanen, letztere zu höherer geistiger Reife gelangten. So erstand erst im XVI. Jahrhunderte in England der erste Reformator Wycliffe, abermals ein Priester (1324—1387), dessen Lehren merkwürdigerweise in Böhmen den stärksten Widerhall fanden. Hier erhob sich Johannes Hus (1373—1415), ebenfalls ein Geistlicher, als eifriger Verfechter Wycliffe'scher Lehrsätze und gewann alsbald unter seinen Landsleuten mächtigen Anhang. Die Ausbreitung des Husitenthumes ruhte aber, wie jene des Katharismus, auf durchaus nationaler Grundlage; es blieb lediglich auf die tschechische Bevölkerung beschränkt. Seit lange schon hatten nämlich Deutsche den Rand des böhmischen Beckens eingenommen und waren mit den mitten inne wohnenden Tschechen in Reibung gerathen, indem sie sich gewisse Vorrechte zu sichern verstanden. Wie überall im Reiche ging das Bestreben der Deutschen auf Unterdrückung der Slaven aus, von ihnen als eine niedrige Rasse betrachtet, damals aber den Deutschen an Bildung mindestens ebenbürtig. In dem grossen und langen Kampfe des Husitenthums gegen Kirche und Reich stand ihm die gesammte deutsche Intelligenz in geschlossener Phalanx und im Bunde mit der römischen Kirche gegenüber, ein neuerlicher Beweis, dass der eigene Vortheil stets in erster Linie den Ausschlag gibt. Es war der offene Kampf zwischen zwei nationalen Ideen, wobei die stärkere Nation naturgemäss Siegerin blieb. Die Religion diente beiderseits als Mantel für die nationalen Interessen. So war es auch der Kaiser, nicht der Papst, der von seinen nach damals herrschender Auffassung ihm zustehenden Rechte Gebrauch machte, aus der ganzen christlichen Welt eine Kirchenversammlung einzuberufen: das denkwürdige Konzil von Konstanz, welches Hus und seinen Genossen Hieronymus Faulfisch von Prag als Ketzer verbrannte. Rückte auch die Beschränktheit des Zeitalters die religiöse Sitte hier in den Vordergrund, so trug doch,

wie bei den Albigensern, die politische nicht weniger zu der gewaltigen Lösung dieser Angelegenheit bei. Allein so wenig Brutus mit Cäsar den Cäsarismus, so wenig tödteten Kaiser[1]) und Papst mit Hus den Husitismus. Vielmehr loderte er nach dem Tode des geliebten Führers erst recht zur verheerenden Flamme auf. Die blutigen Husitenkriege waren ein Kampf um Deutschthum und Slaventhum.

Das Gesammtstreben aller Reformatoren bis auf Hus offenbart sich bei jedem in der nämlichen Weise: jeder will Rückkehr zu den urchristlichen Zuständen und Lehren und bekämpft die Verweltlichung des Klerus. So that Arnold von Brescia, so Savonarola, so Wycliffe, so Hus. Ihre sonstigen Thesen vertragen wohl keine Prüfung. Dafür ist Hus ein Beispiel; ihn darf man am wenigsten als den Verfechter aufgeklärter Ideen gegenüber mittelalterlicher Finsterniss auf den Schild erheben; er war ein Neuerer, der einige Ungereimtheiten des herrschenden Glaubens verwarf, um andere zu lehren, die um nichts besser waren, was übrigens im Allgemeinen das Wirken der Reformatoren charakterisirt. Hus starb nicht für die Freiheit des Gewissens, nicht für irgend welche Ideen der Aufklärung, sondern zum Zeugniss für seine und seines Vaterlandes Rechtgläubigkeit. Sein Muth ist ebenso bewundernswerth als sein Starrsinn. Die Freudigkeit und sichere Zuversicht seines Gewissens aber werden für alle Zeiten ein deutlicher Beweis dafür sein, dass es nicht die Wahrheit ist, die den Menschen beglückt, sondern der Grad des Vertrauens, den er auf eine vermeintliche Wahrheit setzt. Der Fanatismus der Reformatoren war nie geringer, als jener ihrer Verfolger.

Noch eine wichtige Wahrnehmung bietet die Geschichte dieser Strebungen, jene, dass die religiöse Reform stets auch eine politische, die Auflehnung gegen die Kirchengewalt von einer Auflehnung gegen die jeweilige Staatsordnung begleitet war. Arnold von Brescia stellte sich an die Spitze des Volkes, und schuf Rom in eine Republik unter den alten Formen um; Savonarola wollte den florentinischen Staat theokratisch-demokratisch umgestalten, Wycliffe bekämpfte die Tributforderung des Papstes an England und Hus stellte alle staatliche und gesellschaftliche Ordnung in Frage durch die Lehre, dass im Stande der Sünde befangene Behörden ihr Amt verwirkt hätten. Diesen unlöslichen Zusammenhang zwischen religiösen und politischen Fragen muss man sich vor Augen halten, um zu begreifen, dass nicht nur die Kirche, sondern alle konservativen Faktoren der Gesellschaft ein direktes Interesse an der Unterdrückung und Vernichtung der Ketzer besassen.

---

1) Ueber die Haltung des Kaisers, welcher Hus freies Geleite zugesichert hatte, siehe Dr. Wilhelm Berger: *Johannes Hus und König Sigmund.* Augsburg 1871. 8°. Die Auffassung des Autors, dass man es wirklich mit keinem Freibriefe zu thun habe, wird theoretisch kaum anzufechten sein, doch hat es sicher alle Welt damals nicht anders verstanden, als dass König Sigmund dem Hus sein Wort gebrochen habe.

Die Zustände der Kirche.

Das zweite grosse Bemühen der Reformatoren, der Verweltlichung der Kirche Einhalt zu thun, führt zu einer Betrachtung der kirchlichen Zustände im Allgemeinen. Die Behauptung, dass Kirche und Klerus jeweils das sind, was die Völker daraus machen, erhält dadurch die glänzendste Bestätigung. Als die Europäer selbst noch durchaus roh, ungebildet und unwissend, sind Rohheit, Unbildung und Unwissenheit auch die Merkmale des Klerus. Die tiefe Verderbtheit des Klerus im Zeitalter der Albigenser unterschied sich in nichts von jener, welche in allen Reichen der feudalen Gesellschaft herrschte und die die Rohheit der Sitten begünstigte. Unbildung und Unwissenheit wichen mit zunehmender Verfeinerung einem minder rohen, ethisch aber kaum reineren Wandel, bis endlich in der Epoche der Renaissance die Bildung, in Italien wenigstens, ihre höchste Stufe, die Sittenlosigkeit ihre Vollendung erreichten. Beide erstreckten sich gleichmässig über Laien und Priester und erlitten in den übrigen Ländern Europas nur die dem Kulturzustande jedes einzelnen Volkes zukommende Abstufung. Auch in Spanien waren während des späteren Mittelalters die kirchlichen Zustände derselben Verderbtheit, wie in den anderen Ländern Europas verfallen. „Auch hier, sagt Maurenbrecher, hatte die Mehrzahl der Geistlichen nichts geistliches an sich; das Konkubinat der zur Ehelosigkeit verpflichteten Geistlichen war offen geduldet; von der nothwendigen Legitimation der Kleriker-Kinder handelten wiederholt gesetzgeberische Versuche; ja das Volk billigte das Konkubinat; man freute sich, wenn mit einer einzigen Frau zu leben der Seelsorger zufrieden war. Auch hier war die Kirche zu der üblichen Versorgungsanstalt untauglicher und fauler, arbeitsscheuer und unwürdiger Existenzen geworden und je höher hinauf in der kirchlichen Hierarchie, desto schlimmer war es: gute Bischöfe sind so selten wie gutes Wetter im April, sagt ein spanisches Sprichwort des XV. Jahrhunderts. Andererseits wurden die spanischen wie die anderen Landeskirchen zu einer Aussaugungs- und Erpressungsmaschine für die Bedürfnisse italischer und französischer Faullenzer missbraucht. Kurz, von theologischer Bildung, von geistlicher Würde, von der Erfüllung des Geistes mit religiösen Elementen war in diesem entarteten Klerus kaum noch eine Spur übrig.“ Aber allemal grinsten aus dem Wandel und Treiben der Priesterschaft dem Volke die eigenen Laster entgegen. Herrschsucht, Ueppigkeit, eine feile Moral, raffinirte Genusssucht und Sinnenlust, endlich religiöse Skepsis sind die Merkmale nicht nur des päpstlichen Hofes, der Kardinäle und des Klerus, sondern der Renaissance-Gesellschaft überhaupt. Keine Epoche ist ihr passender zur Seite zu stellen, als jene der abbasidischen Kalifen und einzelner Fürstenhöfe im islâmitischen Spanien, als mit der religiösen Gleichgültigkeit ein enormer Geistesaufschwung neben unerhörter Sittenlossigkeit die muhammedanische Welt durchwehte. Die Einführung des Cölibats in der katholischen Geistlichkeit, eine Massregel von staunenswerther politischer Klugheit,

denn ihr hauptsächlich verdankt die Kirche jene Macht, welche sie zu ihren geschilderten Kulturleistungen befähigte, wirkte sicherlich entsittlichend auf die Geistlichkeit. In der Renaissance-Zeit erscheinen die durch kein Cölibat gebundenen Laien indess in keinem anderen Lichte. Zumeist rühren alle Klagen über die Unsittlichkeit des Klerus aus der theilweise von der Kirche selbst verbreiteten Vorstellung her, dass der Priester ein besserer Mensch sein solle, als seine Zeitgenossen. Wenn unter dem Volke vielfach noch die Anschauung herrscht, dass es zweierlei Moral geben müsse, eine laxere für den Laien und eine strengere für den Priester, so ist es gerade ein Verdienst der Gegenwart, dass sie hierin gerechter und sittlich ernster zu denken begonnen hat. Dass der Priester ein besserer Mensch sein solle als seine Mitmenschen ist eine einfache Unmöglichkeit, denn er ist Fleisch von ihrem Fleische, Blut von ihrem Blute. Darum ist die Verweltlichung des Klerus ein im Gange der Civilisation tief begründeter Prozess, nicht blos der christlichen, sondern jeder Kirche eigen; ja die Laster der mittelalterlichen Geistlichkeit lassen sich Zug für Zug an den altrömischen Priestern nachweisen, obwohl es damals keine mächtige, wohlorganisirte Kirchenhierarchie gab. Hie und da erhob sich ein ausnahmsweise Tugendhafter und entsetzte sich über die Verderbniss der Welt und ihrer Leiter; keiner ahnte, dass sie unbewusst, wie alles sich vollzieht, dem Strome der Entwicklung folgen mussten. Solche Tugendhafte waren die Reformatoren; nach ihnen so wenig, wie nach den Thaten mancher Scheusale, sind Zeiten und Menschen zu messen; sie sind Beide Ausnahmen.

Betrachten wir die Geschichte der Kirche von dem Augenblicke an, wo sie durch Aufrichtung des päpstlichen Primats und Aufnahme als Staatskirche der europäischen Länder eine feste Organisation und einen mächtigen äusseren Bestand gewonnen hatte, so drängt sich uns die merkwürdige Wahrnehmung auf, dass jedesmal in gewissen Zeiträumen der ideale religiös sittliche Gehalt des Lebens der Kirche, vornehmlich den äussern Trägern derselben, fast gänzlich abhanden gekommen ist. Jedesmal aber ist an irgendeiner Stelle dann das religiöse Gefühl aufs neue belebt worden; irgendwo entspringt wieder ein Strom wahren religiösen Gefühls, warmer und echter Religiosität; er ergreift die erstarrten Theile und Glieder und Institutionen der Kirche; im Innern ihres Lebens auf hergebrachtem Boden, aus ihrem eigenen Prinzip heraus, erneuert sich die Kirche durch diesen Impuls frischer ursprünglicher Religiosität. Hierher gehört die Erneuerung strenger kirchlicher Zucht, welche in Opposition gegen die Verweltlichung der Kirche im XI. Jahrhundert von dem Kloster Cluny ausgegangen ist, hierher die Stiftung des Dominikaner- und Franziskaner-Ordens im XIII. Jahrhundert, hierher das gleichzeitige Aufkommen der Waldesier, obgleich diese letzteren doch schon eine ganz anders geartete Richtung einschlagen. In der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts scheint aber jede Opposition gegen den herrschenden Geist der Kirche eingeschlummert zu sein, bis dann auf einmal, wie auf ein gegebenes Zeichen, gleichzeitig in allen Theilen Europas ein neuer Aufschwung des religiösen Gefühls in

den Menschen erfolgte. „Spanien, Italien, Frankreich, Deutschland, die Schweiz, die nordischen Länder, England, eins dieser Völker nach dem andern, aber alle im Umkreis weniger Jahre, sind von diesem Streben erfasst. Wie die Entchristlichung und Religionslosigkeit der Kirche eine allgemeine war, so geschah auch die Reaktion des religiösen Gefühls gegen die kirchlichen Zustände allenthalben, und die Leiter und Führer gerade an den Hauptstellen sind von einander nicht beeinflusst oder aufgeweckt worden. Unabhängig von einander steht die deutsche selbständig neben der spanischen Reformation. An beiden Stellen, in Spanien und in Deutschland, ist der Umschwung in der Kirche aus innern Motiven erfolgt. Das religiöse Leben ist es, das durch seinen Eintritt in die Kirche die vorhandenen Zustände verändert. Und wie verschieden, ja wie geradezu entgegengesetzt; auch die Endziele der beiden reformatorischen Bewegungen sein mögen, aus derselben Quelle sind die beiden Ströme entsprungen; ernste, wahre, warme, herzliche Religiosität des Denkens und Fühlens ist es, was die Spanier und die Deutschen beseelt hat. Dem Romanen hat seine Religion damals die gereinigte Kirche des Mittelalters wiederhergestellt — den Germanen hat seine Religion weit ab von mittelalterlicher Kirchlichkeit weggeführt, und ihn in eine Bahn gewiesen, die bei individueller Geistesfreiheit und subjektiver Religiosität endet."

In Spanien brach sich nämlich gegen Ende des XV. Jahrhunderts eine energische Opposition Bahn. Während aber anderwärts bei der Reform der Kirche vielfach auch staatliche Interessen mit im Spiele waren, tritt in Spanien kräftiger als irgendwo das religiöse Interesse in den Vordergrund. In innigster Beziehung steht diese Erscheinung zu der Eigenart des spanischen Volkscharakters, dem leidenschaftlicher Glaubenseifer gleichsam als Angebinde bei seinem Eintritt in die Geschichte gegeben worden war. Zugleich aber bestimmte nicht der Eifer eines einzelnen religiös erregten Mannes Inhalt, Richtung und Erfolg der religiösen Bewegung, sondern dieselbe war vielmehr das eigenste Werk der Staatsgewalt. Die spanische Krone ist der Bahnbrecher und Führer der Besserung in der Kirche; den katholischen Königen Ferdinand und Isabella wird das meiste verdankt. Drei Männer waren es insbesondere, bei denen Isabella, die in der Kirchenpolitik Tonangebende der Gatten, Rath und Unterstützung fand: Mendoza, der „grosse Kardinal von Spanien," ihr Beichtvater Talavere und Ximenez, Erzbischof von Toledo, der als die eigentliche Seele der Kirchenreformation betrachtet werden muss. Seine Konsequenz und sein sittlicher Ernst brachten es dahin, dass in wenig mehr als einem Jahrzehnt der spanische Klerus durchaus verändert war. Die weltlich gesinnten Geistlichen wurden überall entfernt; strenge eifrige Männer, die wirklich der Seelsorge lebten, bildeten allein die Diener der Kirche; in der Regel waren die Bischöfe von jetzt ab Personen, die sich entweder durch theologische Bildung oder durch sittliche Strenge und kirchlichen Sinn ausgezeichnet hatten.

Die Reformation bei den Germanen.

Der Gegensatz in der reformirenden Thätigkeit der romanischen und der germanischen Nationen liegt klar am Tage. Die Deutschen waren schon lange ein Volk der Denker, d. h. sie dachten viel. Vieldenken ist aber nicht gleichbedeutend mit Wahrdenken. Ihr Denken war vielmehr von einer tiefen Gläubigkeit beherrscht, welche die Zustände der Kirche, des geträumten Ideals, ihnen geradezu entsetzlich erscheinen liessen, während die Skepsis der Südländer leichtfertig davon absah. So wächst denn fast naturgemäss die imposante Gestalt des deutschen Mönches Martin Luther aus dem deutschen Fühlen und Denken hervor, und gewiss ist es kein Zufall, dass des grossen Reformators Wiege nördlich vom 51° n. Br. stand und seine Lehre vorzugsweise auf die hohen Breiten beschränkt blieb. Das Lebensbild des seltenen Mannes schwebt Jedermann vor Augen; sein Muth stand dem von Hus nicht nach, als er des Tetzel Ablasskrämerei an den Pranger stellte. Was Tausende heimlich gedacht. wagten sie jetzt auszusprechen, weil Einer vor ihnen es gewagt; so erscheint stets die That des Einen als der gesetzmässige Ausdruck der Nothwendigkeit. Wäre Luther nicht gekommen, ein Anderer hätte unfehlbar das Werk vollbracht. Die Frucht war reif, sie musste abfallen. Darum die Sympathien, die dem kühnen Mönche von allen Seiten entgegenströmten, darum der Beifall der Humanisten. Schritt für Schritt führte die Bekämpfung der äusseren Missbräuche zur Verwerfung weiterer Satzungen und endlich zur Auflehnung gegen die kirchliche Gewalt selbst. Die Schwärmer und Ungelehrten wollten noch weiter gehen als Luther, den Katholizismus nicht reformiren, sondern ausrotten und die kirchliche Freiheit auch auf die politische ausdehnen. Bald blieben vom Katholizismus nichts als ein paar Fetzen übrig, Sätze, die so wenig wie die verworfenen eine Prüfung vertragen, Luther selbst sagte sich los von der katholischen Kirche, die er reformiren wollte, und eine neue Lehre war entstanden. Wie alle noch bisher fusste sie auf der alten und nannte sich eine reinere. Die Mission des Reformators, der weder Staatsmann, noch Gesetzgeber, noch Feldherr, beschränkte sich indess auf den Entwurf des grossen Risses [1]) des Weges, auf dem weiter

---

1) Reichstagsabgeordneter v. Kirchmann in seiner Schrift: *Die Reform der evangelischen Kirche mit Bezug auf die preuss. Synodalordnung vom 20. Januar 1876*. Berlin 1876, 8°. sagt: „Es ist eine Unwahrheit, wenn man Luthers Werk als eine Reformation bezeichnet; er kann trotz seiner guten Absichten nicht als ein Reformator, sondern muss als ein Devastator des Glaubens und der Kirche gelten. Indem er alle jene Schutzmauern, welche die bisherige christliche Kirche gegen die ihr ewig feindlichen Mächte aufgerichtet hatte, bis auf den Grund niederriss und nur einzelne Ruinen stehen liess, hat er jenen feindlichen Mächten den Weg gebahnt, auf dem sie anfangs zögernd, aber später mit Ungestüm in das Gebiet des Glaubens und der Kirche eindrangen und beide jetzt zu einer Ohnmacht herabdrücken, die, wenn Luther sie vorausgesehen hätte, ihn sicher vor der Ausführung seines Unternehmens abgeschreckt haben würde."

fortgeschritten werden sollte. Doch blieb sein Wollen unverstanden vom deutschen Volke und dessen natürlichen Führern, die ihn im Stiche liessen [1]). Auch war die schöne Frühlingszeit der Reformation nur zu bald vorbei, der Sturm des Bauernkrieges hatte diesen Lenz gebrochen und schweres Unglück über das deutsche Volk wie über die Reformation gebracht. Der leidige Abendmahlstreit begann seine Schatten immer weiter zu werfen über die neue Lehre, die Kräfte der Evangelischen zersplitterten sich, die religiöse Spaltung Deutschlands setzte sich fort in einer politischen, an Luthers Stelle waren Fürsten und Städte als die Besitzer und Träger der Reformation auf den Platz getreten, ein neues Kirchenwesen musste in Stadt und Land aufgebaut werden.

Als Luther starb, war der Allgewalt der römischen Kirche ein weites Gebiet entrissen, denn da stets Gedanke an Gedanke sich entflammt, war auch anderwärts die Befreiung vom päpstlichen Joche die Losung. In England sagte sich der König selbst vom Papste los, in den Niederlanden trieben mystische Sektirer ihr Wesen und unter den Südslaven traten lutherische „Winkelprediger" auf. Die Tschechen in Böhmen, dem alten Husitenboden, waren der neuen Lehre mit Eifer ergeben. In der Schweiz erhoben sich in Luzern Zwingli, in Genf Farel und Viret, welche dort die Reformation einführten, dann aber hauptsächlich ihr Nachfolger Calvin; ihre Thesen fanden in Frankreich, Polen und Ungarn, ja bis zu den Letten Verbreitung.

Die Geschichte der Reformation gestattet wie keine andere das Phänomen des Aufkommens und der Verbreitung einer neuen Glaubenslehre zu studiren. Alle Reformatoren und Religionsstifter waren Männer aus den unteren Volksschichten; es sind niemals die Reichen, von denen eine Revolution oder religiöse Reformation ausgeht; beide haben ihre ersten Wurzeln stets in den ärmsten Klassen des Volkes, denn die Armen, sei ihre Religion welche immer, hängen derselben in der Regel aufrichtig an; den einzigen Buddha umkleidet der Mythos mit dem Nimbus königlicher Abkunft; man darf darin die Gewähr erblicken, dass die religiösen Ideen ihren Weg immer von unten nach oben nehmen, d. h. aus dem Volke stammen. So wars auch bei der Reformation Luthers. So wie das ursprüngliche Christenthum spaltete sich aber auch diese neue Lehre sofort in mehrere, sich mitunter hart befehdende Sekten. Der Streit zwischen Luther, Calvin und Zwingli drehte sich um Fragen, nicht weniger nichtig als jene der Wesensgleichheit und Wesensähnlichkeit, des Dreieinigkeitsstreites und so mancher anderen, welche die ersten Tage der Christenheit bewegten. In anderthalb Jahrtausend hatte die Menschheit in dieser Hinsicht nichts gelernt, und den so gerügten Absurditäten der scholastischen Philosophie stellt sich der Abendmahlstreit der Reformatoren ebenbürtig zur Seite. Auch Auswüchse seltsamster Art blieben der Reformation

---

1) Heinrich Rückert (in Gottschalls *Neuer Plutarch*, Leipzig 1874. 8°. 1. Thl.) macht dies zu einer schweren Anklage der deutschen Nation, vielleicht nicht ganz mit Recht.

so wenig erspart, wie dem Urchristenthume. In den Niederlanden, aber auch in Deutschland und der Schweiz tauchten die mystischen Wiedertäufer auf, gegen die Katholiken und Protestanten gleichmässig zu Felde zogen.

Eine Würdigung der kulturellen Verdienste der Reformation zeigt zuvörderst, dass dieselbe mit Nothwendigkeit dem deutschen Volksgeiste entsprang und in ihrem Wesen und Wirken diesem auch durchaus treu blieb. Der fromme, zu idealer Schwärmerei geneigte Zug des germanischen Charakters steckte im Vorhinein einer Kirchenreformation in Deutschland ihre Wege ab. Diese Richtung führte zur Befreiung von den Fesseln Roms, nicht aber von jenen des Glaubens. Die Führer der reformatorischen Bewegung waren sammt und sonders dem Mysticismus ergeben; Luther glaubte bocksteif an den Teufel und Calvin gar verdüsterte die protestantische Lehre zu einem abschreckenden System. In jenem bekundete sich augenfällig der monarchische, in diesem der republikanische Geist ihrer Heimath, welch' letzterer unter scheinbarer Freiheit den Menschen in die straffsten geistigen Bande schnürt. Thaten und Gesinnung der Reformatoren erhoben sich in keiner Weise über das Niveau der römischen Kirche. Jede Meinungsverschiedenheit erachteten sie wie diese für todeswürdig. Wie diese übten sie Folter und Inquisition [1]). Auch Luthers Toleranz läuft in der Theorie wie in der Praxis darauf hinaus, dass die Kirche und ihre Diener die Irrlehre als solche offenbar machen, und dass es dann Sache der weltlichen Obrigkeit sei die offenbaren Ketzer zu züchtigen. Nicht eben sehr gross ist der Abstand dieser Lehre, wie Maurenbrecher bemerkt, von dem *modus procedendi* der spanischen Inquisition: beide beruhen im Grunde auf demselben Axiom von der Nothwendigkeit kirchlicher Einheit eines Volkes, dem das Mittelalter und die Reformationszeit unbedingt gehuldigt haben. Gerade in der Schweiz, mit Ausnahme der Hirtenvölker auf den Höhen in den Urkantonen, welche sich ihren alten Glauben nicht verkümmern liessen und treu an ihm bis heute halten, fanden Calvins finstere Prinzipien den meisten Beifall, die meiste werkthätige Unterstützung, fielen ihnen die meisten Opfer. Calvins Herrschaft in Genf gestaltete sich alsbald zu einer wahren Diktatur mit einem durchgreifenden, wohlorganisirten Spioniersysteme, um alle Reden und Thaten seiner Gegner in Erfahrung zu bringen. Beleidigungen des Diktators wurden wie Gotteslästerungen bestraft und Widerspruch gegen seine Lehre führte zum Schaffot oder zum Scheiterhaufen. Den letzteren musste unter anderen ein Mann besteigen, der nach dem Zeugnisse selbst seiner erklärten Gegner an geistiger Begabung den grössten Männern seines grossen Jahrhunderts ebenbürtig zur Seite stand, der Spanier Michael Servet, der Entdecker des Blutumlaufs, der Mediziner und Theologe, der Jurist und Philosoph, der Mathematiker und Astronom, der Philologe und Geograph, dessen Arbeiten und

---

1) Die Unduldsamkeit der Reformatoren und Protestanten überhaupt erklärt Bryce (*Heil. röm. Reich* S. 243) für weit weniger entschuldbar, als jene der Katholiken.

positive wissenschaftliche Errungenschaften der Kultur grösseren Nutzen brachten als alle Reformatoren zusammen genommen. Die Herrschaft Calvins zeichnete sich auch durch das Blühen der Hexenprozesse und eine Hypermoral gegen die mitunter unschuldigsten Dinge und Vergnügungen aus; von einer etwaigen Sittenverbesserung durch dieses Regime kann aber keine Rede sein. Auch verpflanzte Calvin den Mönchsgeist in die neue Kirche, welche von demselben völlig beherrscht werden sollte. Es ist sehr bezeichnend, dass dem finstern Calvin gegenüber der viel vernünftigere Zwingli mit seinen freisinnigen Anschauungen auf die Dauer nicht durchzudringen vermochte. Der Hinweis auf diesen ist demnach kulturhistorisch durchaus belanglos, denn nur was sich lebenskräftig erweist, verdient wirklich in Betracht gezogen zu werden. Im Allgemeinen müssen alle düsteren Farben, womit man die Gräuel des Papismus zu malen pflegt, auch auf das Wirken der Reformation angewendet werden. Dies hat die historische Forschung neuerdings wieder für die Zeit der Königin Elisabeth in England klar dargethan [1]). Die Unmasse der ans Licht gezogenen Dokumente, wenn sie auch nicht beweist, dass die dortigen Katholiken im Rechte waren, stellt jedenfalls hinlänglich fest, dass ihre Behandlung durch ihre überlegenen Gegner eine unendlich grausamere gewesen, als man bisher angenommen. Die vorhandenen Aufzeichnungen enthüllen ein System der denkbarst ausgesuchtesten Spionage, eine wilde Grausamkeit, von der man kaum eine Ahnung hatte — die Tortur nimmt darunter keine geringe Rolle ein — und eine wohlorganisirte Verfolgung, welche, da sie weit länger dauerte auch viel vernichtender und inquisitorischer war als die vorhergegangene Protestantenverfolgung unter Königin Maria. Gleichwohl werden wir anerkennen müssen, dass die Reformatoren durchaus e h r l i c h e, nur ihrer innersten Ueberzeugung folgende Männer waren; daran ist kein Zweifel möglich; dies sollte jedoch zur Vorsicht mahnen bei Beurtheilung des gleichen Vorgehens der römischen Priester.

Wer den Irrthum mit dem Irrthum bekämpft, macht immer einen kläglichen Eindruck. Eine Vergleichung zwischen dem alten und dem neuen Kirchenglauben zeigt keinen Kulturgewinn. In der römischen Kirche war der Begriff der Wahrheit verloren gegangen und im Protestantismus nicht wieder entdeckt worden. Die Grundlage der alten Kirche blieb in ihrem Kerne unberührt, das luftige Gebäude des Aberglaubens ward nicht zerstört, vielmehr d u r c h den Bibelglauben noch mehr befestigt. Die V e r n u n f t hat an dem Werke der Reformation eben so wenig Antheil als die Freiheit. Die tiefe, sinnige Gläubigkeit, welche am Grunde jedes echt germanischen Gemüthes schlummert, hat allein die Reformation gezeitigt, sie ist aber auch die Ursache, dass die protestantischen Völker weniger als andere die Schranken zu durchbrechen wagten, die das Heiligthum der Wahrheit

---

1) J o h n M o r r i s, *The troubles of our catholic forefathers related by themselves.* London 1875. 8°. 2 Bde.

umgaben. So ist es allerwärts, je mehr die Religion, nämlich der in Formen gebrachte Glaube, ein Bedürfniss des Volkes ist. Mag dieses die ausgedehntesten politischen Freiheiten erstreben oder auch schon errungen haben, zu einer wirklichen Freiheit gelangt es nie, weil es höchstens den Herrn vertauscht. Anstatt vom Monarchen, wird es durch Gesetz und Sitte, durch seine eigenen Ideen und Gefühle bedrückt. Die Quäker und Puritaner, die mit Vorliebe angeführt werden, sind gerade hiefür ein leuchtendes, aber kaum zur Nachahmung empfehlenswerthes Beispiel.

Die Mannigfaltigkeit der Sekten, welche im Schoosse des Protestantismus erwuchsen und noch in der Gegenwart erstehen, zeigt, wie wenig der menschliche Geist sich in seinem religiösen Bedürfnisse von dem Bestehenden befriedigt fühlt, wie sehr er nach Neuem sucht, wobei er natürlich auf die seltsamsten Abwege geräth. Die feste Disziplin, welche der Katholizismus in Folge seiner klugen Organisation und der Talente des Papstthums, unter seinen Anhängern in Güte und Gewalt aufrecht zu erhalten verstanden hat, ist jedenfalls in so ferne segensreich gewesen, als sie die Geissel des Sektirerthums von ihm ferne gehalten hat. Der Jansenismus im XVII. Jahrhunderte und in neuester Zeit jene lediglich aus politischen Gründen in Deutschland gehätschelte Spaltung des sogenannten Altkatholizismus, das ist so ziemlich das Nennenswertheste, was der Katholizismus auf diesem Felde der Geistesverirrung erzeugt hat. Und eigenthümlich, Jansenismus und Altkatholizismus sind abermals beide germanischen Ursprungs. Ersterer fand allerdings Verbreitung in Frankreich, dem am wenigsten romanischen von den romanischen Ländern, letzterer dürfte wohl auf Deutschland beschränkt bleiben und dort sein Dasein beschliessen, wie dies mit seinem Vorgänger, dem entschlafenen Deutschkatholizismus der Fall war. Blickt man auf die Verirrungen des protestantischen Sektenwesens, erwägt man, dass diese gerade in jenen Ländern am häufigsten auftreten, wo der germanische Geist seine höchsten Triumphe zu feiern behauptet, in jenen Gebieten, wo germanische Institutionen, germanische Tugenden, germanische Freiheit, Bildung und Wissenschaft zur höchsten Blüthe sich entfalten, wie in England und Nordamerika, so wird der Kulturhistoriker sich erst noch die Frage vorlegen dürfen, ob nicht Alles in Allem genommen, die Romanen dem Papismus und der rigiden Strenge, womit er den Katholizismus erhielt, dankbar zu sein Ursache haben.

Zur Wahrheit vorzudringen vermochte der Protestantismus ebenso wenig wie der Katholizismus; beide sind davon himmelweit entfernt. Die Reformation löste alte Bande, um neue desto fester zu schnüren; sie setzte an die Stelle der menschlichen Autorität des Papstes jene der Bibel und schuf damit einen papiernen Papst, der schon seit fast 400 Jahren unfehlbar erklärt wurde und in seine eisernen Fesseln jede Geistesregung geradeso einpresst, wie Syllabus und Encyclica. Das Gefängniss, worin der Protestantismus den forschenden Menschengeist einschliesst, ist zwar geräumiger, aber desto fester, sicherer, unentrinnbarer. Freie Forschung in der Bibel gestattet der Protestantis-

mus, ein gänzlich werthloses Zugeständniss in jetziger Zeit, wo alle Kultur in der freien Forschung über die Bibel gipfelt! Hier hat aber die protestantische Toleranz ein Ende, und „wehe demjenigen, der im Wunsche, sich der Freiheit des Gewissens zu bedienen, sich entschlösse, den Eingebungen seines eigenen zu folgen!" Dieser Satz auf die Gegenpartei angewendet, passt trefflich auch auf den Protestantismus. Wer in einem rein protestantischen Lande gelebt, weiss, welcher Druck dort nicht blos von der Geistlichkeit, sondern von der ganzen gläubigen Menge auf den Einzelnen ausgeübt wird und ihn hindert, freisinnigen Eingebungen seines Gewissens zu folgen [1]). Der Protestantismus erheischt ferner thätige Theilnahme an den Glaubensübungen seitens aller seiner Mitglieder; wer lau im Glauben, oder denselben nicht auch äusserlich bethätigt, ist vervehmt, während der Katholizismus in dieser Hinsicht eine langmüthige Duldsamkeit übt. Er gestattet dadurch eine Unabhängigkeit des Denkens, wie sie der Protestantismus auch nicht besser gewährt [2]).

Wohl bleiben Protestanten ihrem Glauben treuer ergeben als Katholiken, wird aber diese Glaubenstreue heute noch als Kulturvorzug gepriesen, so können wir nur sehr bedingungsweise beistimmen. Gewiss verleiht das stärkere religiöse Bewusstsein unter den tonangebenden und intelligenten Klassen der germanisch-protestantischen Völker diesen eine sittliche Kraft, welche den katholisch-romanischen Nationen fehlt, weil jede Religion Glaube, Glaube aber eine Waffe im Kampfe ums Dasein, ein starker Glaube also auch eine starke Waffe ist. Für aufsteigende Völker ist eine solche Waffe ein Bedürfniss, wesshalb die Reformation an sich für die Germanen gleichfalls ein Bedürfniss war; der Glaube ist aber keine Waffe mehr oder nur eine schlechte für solche, welche den Gipfel der Gesittung schon erklommen haben;

---

1) Noch vor nicht sehr langer Zeit stand in dem lutherischen Schweden schwere Verfolgung auf den Uebertritt zu einem anderen Glaubensbekenntnisse, zu einer Zeit, wo die katholischen Staaten einem solchen Gebahren gegenüber Dissidenten längst entsagt hatten. Unter den Vergehen des Jahres 1872 kommt in Schweden ein in allen andern civilisirten Staaten unbekanntes Vergehen unter dem Titel: „Religionsvergehen" vor, und zwar in 276 Fällen gegen 98 Fälle in 1870! Noch bis 1870 musste dort jedes Mitglied des Reichstages Protestant sein.

2) Davon ist Hr. de Laveleye, welcher sich bemüht die Vorzüge des Protestantismus über den Katholizismus darzuthun (siehe seine Schrift: *Le protestantisme et le catholicisme dans leur raport avec la liberté et la prospérité des peuples.* Bruxelles 1875. 8°.) selbst ein Beispiel. Vergeblich würde er in den Reihen der Protestanten einen Schriftsteller suchen, der mit gleicher Feindseligkeit seine Konfession zu behandeln wagte, wie Hr. de Laveleye es mit der seinigen thut. Obwohl das straffe Anspannen der Gläubigkeit durch die Reformation seine Rückwirkung auch auf den Katholizismus nicht verfehlte, hat dieser doch im Grossen und Ganzen der Wissenschaft nicht mehr und nicht weniger Hindernisse entgegengestellt als der Protestantismus mit seinen zwei widerwärtigen Auswüchsen: Pietismus und Muckerthum. Die katholische Kirche begnügte sich seit jeher mit formeller Anerkennung, berücksichtigte mehr den Schein, der Protestantismus dagegen hauptsächlich das Wesen. Ersteres mag weniger „sittlich" sein, Letzteres war schädlicher.

in der Zeit der Hinterlader leistet die Luntenflinte keine Dienste mehr; man rede uns daher nicht ein, dass die Bigotterie der Engländer und Amerikaner, ihre strenge Beobachtung der Sonntagsruhe, der öffentlichen Gebete und Fasten, kurz ihre Frömmigkeit ein besonderes Kulturmerkmal seien. Sie sind ein deutliches Zeichen des Glaubens, der zwar Kraft verleiht, aber desto stärker ist, je geringer die Kultur. Der Völkerkundige weiss, wie Peschel trefflich sagt, dass mit der Annäherung an den Naturzustand immer mehr und mehr geglaubt wird[1]).

Da Schreiber dieser Zeilen selbst von protestantischer Abstammung ist, so darf er — abgesehen von seinem sonstigen in religiösen Dingen wohl ziemlich unbefangenen Standpunkte — kaum besorgen, bei dieser seiner Würdigung der Reformation der Parteilichkeit geziehen zu werden. Er räumt gerne auch ein, dass die Reformation in sich selber eine sittliche Macht besass, welche der Renaissance versagt war, findet aber, dass die germanischen Völker als die jüngeren der Reformation sich zuwandten, ebenso leicht erklärlich, wie dass der Jüngling sich für Ideale begeistert und an Ideale glaubt, die dem erfahrenen Greise nur mehr mitleidiges Lächeln entlocken. Der tief-religiöse Sinn ist ein sicheres Merkmal noch unentwickelter Gesittungsstufen, und weil sich die germanischen Völker damals noch in solchen befanden, ergaben sie sich mit Eifer der Reformation. Und so wie der von Idealen durchtränkte Jüngling zu Thaten sich aufschwingt, die der nüchterne Verstand nimmer vollbringt, so schöpften auch die germanischen Völker aus der in sich selbst erzeugten Reformation, also aus sich selbst heraus, die Kraft zu höherem Fluge. Die Germanen bekannten sich zur Reformation noch aus dem ferneren Grunde, weil die Renaissance nur bei den Romanen, welche tausend und tausend Kulturfäden noch an das Alterthum ketteten, geboren werden konnte. Die Reformation dagegen war ein rein germanisches Werk[2]), wie die Renaissance ein rein romanisches war; der Katholizismus hat die Renaissance nicht erzeugt, sondern nur ermöglicht. Für die allgemeine Kulturentwicklung war die Renaissance jedoch jedenfalls die wichtigere, gewaltigere Leistung, zu der nur höher gestiegene Nationen befähigt waren. Und gerade weil die Romanen diese grössere Leistung vollbrachten, also damals eine unbezweifelt weitaus höhere Stellung in der Gesittung einnahmen,

---

1) *Völkerkunde.* S. 158.

2) Nur Völker germanischen Blutes haben sie angenommen und siegreich durchgeführt; kein anderes Volk schüttelte den orthodox-katholischen Glauben ab. Das ethnische Moment waltet in der Reformation so sehr vor, dass in Grossbritanien z. B. die beiden Volkselemente der Kelten (Irländer) und Germanen (Engländer), obwohl seit lange mit einander lebend, sofort in Katholiken und Protestanten sich spalteten. In allen Ländern jedoch, wo das germanische Blut nur schwach vertreten, siegte die katholische Gegenreformation über alle Reformationsversuche, deren Vorkommen an sich nicht Wunder nehmen kann, da alle Völker Europas mehr oder minder bedeutende germanische Elemente in sich führen. Zur Intensität dieser Letzteren stand die Kraft der reformatorischen Bewegung überall in direktem Verhältnisse.

als die Germanen, ist es nur natürlich, dass heutzutage die Rollen verwechselt sind. Die Renaissance war die That eines reifen Mannes, die Reformation die eines schwärmerischen Jünglings, nimmermehr aber die eine eine Umkehr zum Alterthum, die andere eine Umkehr zum Evangelium. Die gesammte Geschichte der Menschheit lehrt vielmehr, dass solche Umkehr ein Ding der Unmöglichkeit. Man glaubt umzukehren, in Wirklichkeit aber schafft man Neues, hat man nur einen weiteren nothwendigen Schritt in der natürlichen Entwicklung gethan. Mit der Renaissance lebte das Alterthum so wenig wieder auf, wie mit der Reformation das Evangelium, d. h. das Urchristenthum.

War die Reformation eine Ausgeburt des tiefgläubigen deutschen Gemüthes, so ist es auch lediglich dieses, welches die Freiheit und einen gegen den Absolutismus gerichteten Widerstand, sowie republikanische und konstitutionelle Institutionen ins Leben rief. So wie der germanische Sinn die kirchlichen Fesseln durchbrach, so auch jene der weltlichen Autorität. Wir wissen, dass dies ein uraltes Erbgut der germanischen Stämme ist. Die germanische Gemüthsanlage bewirkte es nicht bloss, dass sie auf die Dauer das Joch der römischen Kirche nicht ertrug und die Reformation schuf, sondern auch in der reformirten Kirche republikanische Organisationen einführte. Die Völker gestalten sich eben ihren Glauben wie ihre politischen Institutionen nach ihren natürlichen Neigungen, und es sind daher die Grundsätze der politischen und religiösen Freiheit, sowie der Volkssouveränität durchaus keine logische Folge der Rcformation, sondern sammt dieser entquellen sie dem inneren Wesen des Germanenthums. Der Katholizismus hat nicht die Monarchie und der Protestantismus nicht die Republik erzeugt, und wenn die Ideen, welche die Fundamente der modernen Freiheit bilden, in den Protestanten stets ihre beredten Vorkämpfer gefunden haben, so liesse sich ein Gleiches von unsern modernen Juden behaupten. Der Beweis, dass eine Konfession besser sei als eine andere, lässt sich wissenschaftlich nicht führen, denn von der Wahrheit sind sie alle gleichweit entfernt. Jede Religion besteht aus einer mehr oder minder guten Gesetzgebung, das menschliche Leben zu regeln, das Schlimme daran ist nur, wie Gerhard Rohlfs richtig bemerkt, dass diese Gesetze in der Zeit ihres Entstehens und für die damaligen Völker vielleicht ganz passend, alle eine äusserst vielseitige Interpretation zulassen, und zwar die der Richter, d. h. der Priester. Bei der christkatholischen Kirche hat dies zum unfehlbaren Papste, bei den orthodoxen Protestanten zum unfehlbaren Pfarrer, bei den Griechen znm unfehlbaren Synodus, dessen Oberster der russische Kaiser ist, bei den Muhammedanern, wo die oberste geistliche Gewalt von Anfang an die weltliche mit sich vereinigte, zum unumschränkten Autokraten geführt[1]). Niemand vermag die Verdienste des Christenthums um

1) *Zweiter Jahresbericht der geographischen Gesellschaft in Hamburg.* Hamburg 1875. 8°. S. 167.

die Anbahnung der Kulturentfaltung in Europa höher zu veranschlagen als wir, die natürliche Entwicklung bringt es aber mit sich, dass zum Hemmniss wird, was einst fördernd wirkte. Was man meistens übersieht, ist, dass wir Civilisation und Kultur in ihrer heutigen so sehr bewunderten Gestalt eben nur desshalb erlangt haben, weil wir uns wieder von den einst wohlthätigen Fesseln der Religion, d. h. des Christenthums, gleichviel ob des protestantischen oder des katholischen, befreiten. Jene Konfession, welche in den von ihr beherrschten Ländern am wenigsten gestattet, dass man sich mehr und mehr von den Geboten der religiösen Gesetzgebung emanzipire, ist es also, die bei den höchst gestiegenen Nationen der Gegenwart (aber natürlich auch nur bei diesen) dem Gange der Gesittung die geringsten Hindernisse entgegensetzt. Eine vorurtheilslose Prüfung wird aber diese Konfession schwerlich im Protestantismus erkennen.

Dennoch war die Reformation ein grosses, ein nothwendiges, ein segensreiches Werk, das wir nimmer entbehren möchten. Was wir ihr verdanken, ist ausschliesslich die Auflehnung gegen den blinden Autoritätsglauben, die Inanspruchnahme der Unabhängigkeit des Denkens, Urtheilens und Glaubens seitens des Individiums; der Gebrauch, welchen die Reformation von dieser Auflehnung und Inanspruchnahme machte, darf nicht beirren in der Erkenntniss, dass mit letzteren allein eine der wichtigsten Grundlagen der modernen Kultur gewonnen ward.

Folgen der Reformation.

Jede Auflehnung gegen eine kirchliche Gewalt bedingt auch Auflehnung gegen jene weltliche Herrschaft, der die erstere zur Seite steht. So war die von Luther keineswegs beabsichtigte, sogar verhasste Untergrabung der kaiserlichen Macht in Deutschland die nächste nothwendige Folge seiner Lehre; auch in der Schweiz benützte man die Reformation, um politische Veränderungen durchzusetzen, und die Bauern, welche Luther von christlicher Freiheit reden hörten, verstanden darunter nicht bloss die Glaubensfreiheit, sondern auch die politische. Die Lage der unteren Klassen war zu jener Zeit eine überaus drückende; das Feudalsystem hatte im XVI. Jahrhunderte seine ursprüngliche Bedeutung verloren, war in seiner weiteren Ausbildung zur schweren Last geworden. Der Gang dieser Entwicklung war beiläufig folgender: das politische Element bewirkte, dass überall, wo eine politische Macht sich erheben wollte, von dem Lehensvertrage ein hervortretender Gebrauch gemacht wurde. Wie man später Soldaten mit Geld anzuwerben pflegte, suchte man in den Epochen der Naturalwirthschaft die Mannschaften mit Verleihungen von Grundstücken zu lehensrechtlicher Nutzung anzulocken. Bald fehlte es nicht an kleinen Machthabern, deren Streben auf Erlangung staatsrechtlicher Befugnisse gerichtet war und desshalb von ihrem Besitzthume Theile an Andere als Lehen verliehen, um dadurch den Befehl über eine kleine, ihnen speziell ergebene Schaar sich zu sichern. So häuften und kreuzten sich die

Lehensverbände in mannigfaltigster Weise. Es zieht sich eine fortlaufende Kette lehensrechtlicher Verleihungen vom Könige bis hinunter zu der Masse des gemeinfreien Volkes; so geschah es, dass der Vasall des Einen zugleich Lehensherr eines Andern war, ja mancher Vasall trug Lehen von verschiedenen Lehensherren, so dass im XII. Jahrhunderte ein freier Adeliger schon eine Seltenheit war. Bald kam man dahin, nicht bloss unbewegliche Güter auszuleihen, sondern auch Aemter, deren Nutzungen dem Inhaber zufielen; ja selbst bis in die Kreise der privatrechtlichen Vermögensverwaltung drang der Lehenskontrakt ein. Mit der Erfindung des Schiesspulvers wurden nun die Ritterdienste, um derentwillen man die Lehen ursprünglich vergab, unpraktisch und überflüssig. Die steigende Gesittung machte auch die Vasallen im XVI. Jahrhunderte so friedliebend, dass sie an der persönlichen Leistung von Kriegsdiensten nicht nur kein Interesse mehr, sondern starke Renitenz dagegen zeigten. Seit der um jene Zeit aufkommenden Aenderung der Kriegskunst geht die sogenannte Adäration des Lehensdienstes, d. h. eine Abfindung in Geld an den Lehensherrn an Stelle des rittermässigen Militärdienstes vor sich. Während aber die Ritterdienste von den Lehensträgern selbst geleistet wurden, mussten die stellvertretenden Geldsummen aus dem Ertrage der Güter beschafft werden, der früher nur für den Lebensbedarf zu genügen brauchte; mit anderen Worten, die Ausgaben der Vasallen vermehrten sich plötzlich um den vollen Betrag des zu entrichtenden „Lehenskanon", und diese Mehrauslage musste aus dem Gutsertrage bestritten werden. Daher die Nothwendigkeit diesen zu steigern, und dieses Steigern bedingt wieder ein stärkeres Anspannen der vorhandenen Arbeitskräfte, nämlich der Bauern. In letzter Instanz waren also sie es, auf die die steigende Gesittung die Lasten des neuen Umschwunges der Dinge überwälzte[1]). Eine weitere Folge der Kulturentfaltung war überdies die zunehmende Theuerung der Waarenpreise, sowie das Wachsen des Luxus, der Genusssucht und der Bedürfnisse bei Hoch und Niedrig. Für alles dieses sollten die Bauern aufkommen, deren Anforderungen an das Leben sich in gleichem Maasse gesteigert hatten. So lag denn den Unterdrückten der Gedanke nahe, dass der Sturz der Hierarchie auch den des Feudalsystems nach sich ziehen müsse. Papst Adrian VI. sprach das für alle Zeiten gültige Wahrwort aus: „mit der geistlichen Obrigkeit wird man anfangen und mit der weltlichen beschliessen."

Hart wie die Lage der Bauern war, ist sie doch ein nothwendiges Ergebniss der sozialen Entwicklung gewesen; in einzelnen, sehr untergeordneten Punkten hätten die Herren sie mildern können, im Wesentlichen nicht. Zustände werden nur von Zuständen, nicht von Menschen geboren. Im deutschen Bauernkrieg tritt urplötzlich die lange im Verborgenen schlummernde soziale Frage ans Tageslicht; die

---

1) Es ist dies das nämliche Prinzip, wonach heute umgekehrt der Produzent die Steuern auf den Konsumenten wälzt.

Forderungen der Bauern waren durchaus berechtigt und auch das war berechtigt, dass sie mit Gewalt zu erstreben suchten, was sie in Güte nicht erlangen konnten. Die Interessen platzten mit Wucht auf einander und den Sieg trug kraft des Rechts des Stärkeren der Mächtigere davon. Der mächtigere Theil aber waren die Bauern noch nicht. Zumal die völlig absolutistischen Gesinnungen Luthers und seiner Reformation fielen schwer in die Wagschule zu Gunsten der herrschenden Klasse.

Auf den Bestand des Reiches wirkte die Reformation dagegen naturgemäss zerstörend. Die Kaiser hatten es nicht an der Hand, sich etwa, wie Luther hoffte, an die Spitze der reformatorischen Bewegung zu stellen, denn die Reichsidee war streng verknüpft mit jener des Papstthums, das heilige Reich, nur eine andere Bezeichnung für die sichtbare Kirche. Die mittelalterliche Theorie errichtete den Staat nach dem Vorbilde der Kirche, gerade wie das römische Kaiserthum der Schatten des Papstthumes und dazu bestimmt war, die Leiber der Menschen in derselben Weise zu beherrschen, in welcher der Papst die Herrschaft über ihre Seelen führte. Beide forderten Gehorsam unter der gleichen Begründung, dass es nur eine Wahrheit gebe, und dass da wo ein Glaube sei, auch eine Obrigkeit sein müsse. Schon diese seine Stellung machte den Kaiser nothwendiger Weise zum Bundesgenossen des Papstes, und es heisst gerade Widernatürliches verlangen, wenn einem Karl V. und seinen Nachfolgern diese ihre Haltung zum Vorwurfe gerechnet wird. Die Reformation stürzte nun gerade das Prinzip der formalen Einheit um, und dadurch ward sie eine Auflehnung wider jeglichen Despotismus, bürgerlichen oder religiösen, freilich bloss zu Gunsten eines anderen Despotismus. Dies ist indess das gemeinsame Loos aller Freiheitsbestrebungen, denn der Mensch kann seine Sklavenketten wohl vertauschen, nimmer aber los werden.

Eben so zerstörend, wie auf das Reich, wirkten die Folgen der Reformation auf das deutsche Städtewesen; eines der wichtigsten Momente in jenem weltgeschichtlichen Auflösungsprozess besteht nämlich in dem Aufkommen eines dem genossenschaftlichen Prinzip des Mittelalters scharf entgegengesetzten Individualismus. Die Reformation, die selbst wieder aufs innigste mit dem Wiedererwachen der humanistischen Studien zusammenhing, stand mit ihrem Prinzip der persönlichen Freiheit im Widerspruch zu dem genossenschaftlichen Zwangsgeiste der vorausgegangenen Jahrhunderte. Statt nun in jener Richtung die alte Verfassung zu reformiren, liess man die veralteten Formen bestehen. Es entstand dadurch jener Geist der Engherzigkeit, der sich überall breit macht, wo Aeusserlichkeiten und Formen, aus denen der Geist entwichen ist, zähe festgehalten werden. Man ist gewöhnt unter Zünften nur Anstalten spiessbürgerlicher Kleinstädterei zu verstehen; sie waren dies jedoch nicht zur Zeit der Blüthe des Gewerbswesens; erst als der Wohlstand der Städte vernichtet war, schrumpften sie zu jenen karrikaturähnlichen Erscheinungen zusammen, die das Mitleid des Betrachtenden erregen. Mit dem Ausgange des XVI. Jahrhunderts verfiel das Gewerbswesen mehr und mehr. Ein sinnloser Gewerbszwang griff in allen

Städten Platz und trat jedem Versuch eines Fortschrittes hemmend entgegen. Aber auch in direkter Weise trug die Reformation zum Zerfall des alten Städteglanzes bei. Wie sie gerade in den Städten den bestvorbereiteten Boden für ihre Aufnahme fand, so erregte sie auch gerade hier die Gemüther am tiefsten, und führte zur Bildung von Parteien, die einander mit verzehrendem Hasse gegenüberstanden. Diese Parteien lösten sich, je nach dem Stande der politischen Bewegung, in rascher Folge im Stadtregiment ab, wie beispielsweise in Augsburg, das während des dreissigjährigen Krieges nicht weniger als siebenmal seine Verfassung änderte. Es leuchtet ein, dass eine derartige Unsicherheit aller öffentlichen Verhältnisse von den übelsten Folgen für die Städte begleitet sein musste. So fanden die grossen Religionskriege, die bestimmt waren, die alte Städtemacht bis zur Vernichtung zu treffen, nur noch Trümmer und kümmerliche Reste vor. Den entscheidendsten Einfluss auf die Untergrabung der alten Stadtverfassung übte jedoch das Erstarken der fürstlichen Landeshoheit aus. Auch hierbei wurde die Reformation eine den Städten gefährliche Stütze. Denn die protestantischen Landesherren erwarben durch die reichen Besitzungen der eingezogenen Stifter und Klöster und durch die Unterwerfung der neugeschaffenen kirchlichen Organe unter ihre fürstliche Gewalt die kräftigsten Stützen ihrer Bestrebungen. Auch die katholischen Fürsten gingen hierin dem gegebenen Beispiel mit Klugheit und Ausdauer nach.

Die Reformation hat andererseits auf die ökonomische Bewegung einen ausserordentlichen und zwar meist sehr günstigen Einfluss geübt. Die Aufhebung vieler überflüssiger Feiertage allein trug viel zur Hebung der Produktion bei. Die Säkularisation von Tausenden von Kirchengütern und Klöstern übergab eine ungeheure Summe von Grundeigenthum der freien Bewirthschaftung, oder es wurde das Vermögen der eingezogenen Stifter und Klöster der Armen- und Krankenpflege zugewendet und auch das arg darniederliegende Unterrichtswesen auf einen besseren Fuss gebracht. Die Reformation machte auch in dieser Beziehung Epoche. Luther selbst machte auf die bestehenden Mängel aufmerksam und wandte sich zu dem Ende vorzugsweise an die Bürgermeister und Rathsherrn der Städte. Die Anstrengungen des grossen Reformators waren von segensreichstem Erfolge begleitet. In allen Städten wurde nun für den Volksunterricht und insbesondere auch für den gelehrten Unterricht gesorgt. Die bereits vorhandenen Stadtschulen wurden verbessert und hie und da zu Gymnasien erweitert, neue Anstalten errichtet und die Besoldungen der Lehrer erhöht. Noch aber hatten diese humanen Bestrebungen einen harten Kampf mit dem rohen Zeitalter zu bestehen. Die Eltern wollten die Wichtigkeit des Unterrichts nicht einsehen, und schickten daher ihre Kinder nicht in die Schule [1]). Auch die materielle Lage der Lehrer besserte sich nur

---

1) Schon Luther klagte: „Ja, weil der fleischliche Haufe sieht, dass sie ihre Söhne Töchter und Freunde nicht mehr sollen oder mögen in Klöster oder Stifte verstossen

allmählig. Hand in Hand mit der Aufbesserung des Schulwesens ging auch die Gründung von Stadtbibliotheken und Buchhandlungen. In Folge der Aufhebung und Auflösung vieler Klöster und Stifter gelangten die Büchersammlungen derselben an die Städte, die sie in eigenen Gebäuden aufstellen liessen, Aufseher bestellten und ihnen oft reiche Verwaltungsdodationen aussetzten. Die proklamirte Freiheit der Forschung lenkte den Geist auf das Studium der Natur, und die Wissenschaft sollte bald deren Gesetze und Kräfte der freien Arbeit dienstbar machen, die Zeit anbahnen, wo Maschinen die gröberen Arbeiten dem Menschen abnehmen. Dass alle diese Wohlthaten von den Urhebern der Reformation in den wenigsten Fällen beabsichtigt waren, ändert nichts an ihrem Kulturwerthe; denn in der Geschichte spielt das Bewusstsein keine Rolle. So hatten dereinst auch die Kreuzzüge kulturfördernd gewirkt. Da nun von den Zeitgenossen weder Anhänger noch Gegner der Reformation deren später erst wahrnehmbare segensreiche Folgen zu ahnen vermochten, lässt sich auch deren Bekämpfung aus diesem Grunde nicht verurtheilen. Nach ewig gültigen Gesetzen zieht jede Verkümmerung das Streben des Verkümmerten nach Wiedererlangung des Verlorenen nach sich. Das Rachegefühl beim Einzelnen, von der Natur in des Menschen Brust gesenkt, ruht auf keiner anderen Grundlage; dabei ist es völlig gleichgültig, ob die Verkümmerung eine materielle oder ideale, wie z. B. jene der Ehre, sei. Und der Trieb nach Befriedigung dieses Strebens hält sich niemals bei der ethischen Prüfung der zu wählenden Mittel auf, ergreift vielmehr stets das ihm am tauglichsten dünkende. Man gewinnt nichts, wenn man diesen Trieb einen niederen nennt; Thatsache: er ist überhaupt menschlich, und in der Kulturentwicklung treten die niederen wie die edlen Triebe in ihr Recht. Die Gegenreformation war daher eben so naturberechtigt, wie die Reformation selbst.

Fast wie durch Bezauberung hörte die Reformation plötzlich auf fortzuschreiten; ja Rom gewann einen Theil des Verlorengeglaubten zurück, aus keineswegs übernatürlichen Ursachen. Nächst Deutschland hatte in Frankreich, dem am wenigsten romanischen Lande, die Reformation am meisten Wurzel gefasst. Sie hier wie dort niederzudrücken, bedurfte es langwieriger, blutiger Kriege, des schmalkaldischen und dreissigjährigen Krieges in Deutschland, der Hugenottenkriege in Frankreich. Um den Preis der Pariser Bluthochzeit und der Dragonaden war der Erfolg in Frankreich ein vollständiger; Frankreich blieb

---

und aus dem Hause und Gute weisen und auf fremde Güter setzen, will niemand mehr lassen Kinder lernen noch studiren. Ja, sagen sie, was soll man lernen lassen, da sie nicht Pfaffen, Mönche und Nonnen werden sollen? Man lasse sie so mehr lernen, dass sie sich ernähren." In Esslingen klagten die Prediger noch im Jahre 1547, dass die Eltern ihre Kinder so wenig zum Schulbesuche anhielten, sondern sprächen: „Mein Kind kann kein Pfaffe mehr werden, auch keine fette Pfründe mehr erhalten, warum soll ichs in die Schule schicken? Reich soll es werden, und sehen, wie ein Pfennig drei gewinne."

nach vielen Wandlungen katholisch. Wohl war in diesem Lande die Kirche mächtiger als z. B. in England und Duldung daher anfangs nicht zu erwarten, doch lag wie in Deutschland die Bekämpfung des Protestantismus auch im Interesse des Königthumes. Die Selbstsucht der Fürsten, deren Macht wuchs mit der Grösse des Volkes, über das sie geboten, war die beständige Hüterin der französischen Volkseinheit. Die kulturell segensreiche Tyrannei Ludwig XI. hatte, natürlich ohne Rücksicht auf die Wahl der Mittel, die Macht der adeligen Vasallen gebrochen und ein geeinigtes Frankreich mit geordneten Zuständen geschaffen, freiheitliche Regungen erstickt und die Wissenschaft gepflegt. Seine Nachfolger entwickelten jene später so drückende Centralisation, heute noch zum Theile Frankreichs Stärke und Schwäche; sie erkannten, dass der Protestantismus dieses System erschüttern müsse, denn in der That gingen mit der religiösen Freiheit republikanische Ideen unter den französischen Calvinisten Hand in Hand. Der Republikanismus war aber naturgemäss gegen das herrschende, nach Einheit strebende System gerichtet, d. h. dem Staate damals ebenso gefährlich, wie heute umgekehrt der Ultramontanismus dem deutschen Reiche. Seine Tendenzen gingen nach Decentralisation, Selbständigkeit des Einzelnen, Zersplitterung der Staatsgewalt. Stets schreitet jedoch die Kultur durch Einheit zur Freiheit, nicht umgekehrt. Der Protestantismus war hingegen die Opposition gegen die königliche Macht, wie sich zeigte, als der aus Italien importirte Skeptizismus eine Periode der Duldung eröffnete. Da entfielen die Zügel der Partei den weltlichen Führern, gingen in die Hände des Klerus über und die Hugenotten wurden noch intoleranter als die Katholiken, deren Führer Staatsmänner waren [1]. So kam es, dass die Koryphäen der französischen Literatur nicht unter den Hugenotten zu suchen sind.

In Deutschland walteten andere Verhältnisse ob. Der Kaiser vertrat wohl gleichfalls die Sache Roms, es hatte aber kein Ludwig XI. die Vasallen gedemüthigt, vielmehr bot die neue Lehre diesen selbst ein Mittel, freiheitlichen Regungen, wie sie sie meinten, zu folgen; eine Schwächung von Kaiser und Reich erhöhte ja zugleich die eigene Stärke. Nun zeigte sich aber, dass nur das Band des gemeinsamen Glaubens die deutschen Stämme sieben Jahrhunderte lang vereint hatte; die ethnischen Verschiedenheiten zwischen Süd und Nord klafften zu einem religiösen, noch heute ungeschlossenen Abgrunde auf; heute bezweifelt kein Denkender mehr, dass die Zerreissung der Glaubenseinheit ein Unheil gewesen, denn Einheit im Glauben, gleichviel in welchem, verleiht den Völkern Stärke. Ganz katholisch gebliebene oder ganz protestantisch gewordene Nationen stehen den konfessionell getheilten oder zersplitterten gegenüber in entschiedenem Vortheile; die Gegenreformation hätte daher ganz gelingen sollen, wie in Oesterreich, oder total misslingen; in Deutschland gelang sie jedoch nur im Süden. Wie in Europa überhaupt blieb auch in Deutschland der

---

1) Vgl. Buckle, *Geschichte der Civilisation.* I. Bd. 2. Abth. S. 10—43.

Protestantismus auf den an Kultur ärmeren, an Glauben aber reicheren Norden beschränkt. England stand damals an Gesittung um ein volles Jahrhundert hinter Italien zurück. Hier setzte aber der geistige und materielle Zustand des Landes dem Fortschritte der Reformation bald eine Grenze. Kein Theil Europas war so voll Irreligiösität wie Italien. Den aufgeklärten Köpfen dieses Landes, wie auch Frankreichs, wo die Pariser Universität längst ein Herd der Ketzerei, gingen die deutschen und schweizerischen Reformatoren nicht weit genug. Sie behaupteten, dass die neue Lehre eben so unverträglich mit der Vernunft, eben so unhaltbar gelassen worden sei, wie zuvor, dass nichts geschehen sei, um den alten unduldsamen Dogmatismus, die heftige Unterdrückung der Gedankenfreiheit zu mildern. Denn in Glaubenssachen stellte der Protestantismus nur eine Geistestyrannei statt der andern auf. Er war aber auch sonst im Nachtheile gegen den römischen Katholizismus; er entsprang aus der Uneinigkeit und ward verkörpert durch Trennung; zur Erreichung seiner Ziele hatte der Protestant nur Wünsche, der Katholik einen Willen. Endlich musste das Schauspiel der sich unter erbitterten Streitigkeiten und Kämpfen vollziehenden Zersetzung des Protestantismus in eine Menge Sekten, die alle vorgaben, die alleinige Wahrheit zu besitzen, die Anhänger des alten Glaubens geradezu in diesem bestärken.

Die Gegenreformation unterstützte die römische Kirche durch eine Verschönerung des Gottesdienstes, welcher der Aufschwung der Künste auf das Wirksamste zu Hülfe kam. Das XVI. Jahrhundert war die Blüthezeit der italienischen Malerei, welche der Kirche niemals untreu ward und bei ihr die lebhafteste Unterstützung fand. Jetzt vollendet Michelangelo sein „Jüngstes Gericht" in der sixtinischen Kapelle des Vatikans (1541) und dichtet Palestrina seine Messe des Marcellus (1560). Die Anfänge der reformatorischen Bewegung in Italien und Spanien erstickte endlich mit Leichtigkeit der vermehrte Nachdruck in der Inquisition. Die schneidenste Waffe aber, zu welcher das Papstthum griff, war die Gründung des Jesuitenordens.

Die Gesellschaft Jesu.

Sicherlich ist die Stiftung des Jesuitenordens ein so wichtiges Kulturereigniss, dass ich bei demselben länger verweilen muss. Als ich das Wirken der Gesellschaft Jesu in der ersten Auflage meines Buches zum erstenmale beleuchtete, erfuhr der betreffende Abschnitt die widersprechendsten Beurtheilungen; während die Einen die objektive Unparteilichkeit daran priesen, verstiegen sich Andere, Kurzsichtige, gar zu der Behauptung, ich sei ein Freund der Jesuiten. Eine solche Ansicht kann wohl nur in den Köpfen Solcher aufkommen, deren enger Gesichtskreis die nüchterne Behandlung eines Themas nicht verträgt, welches dem allgemeinen Vorurtheile verfallen ist. Es wäre wahrlich ein leichtes billiges Mittel sich die Gunst des grossen Haufens zu erringen, wollte ich im Tone unserer Zeitungsartikel mich darauf beschränken, Alles

zu wiederholen, was an gegründeten Beschuldigungen wider den Orden Jesu geschrieben worden, und vielleicht wird mir der geneigte Leser glauben, dass mir dies wohl nicht schwerer fiele als irgend Jemanden. Eine solche frivole Behandlung eines ernsten Gegenstandes schiene mir indess wenig angemessen einem Buche, welches wenigstens anstrebt, jegliche Erscheinung sonder Sympathie oder Abneigung, mit möglichster Hintansetzung der persönlichen Gefühle, in ihrem Für und Wider zu prüfen und zu schildern. Unmöglich kann ich mich daher auf jenen kleinlichen Standpunkt stellen, welcher seine Beurtheilung der Gesellschaft Jesu von ihrem Wirken in dem engen Kreise der wenigen europäischen Kulturnationen ableitet. Da ich nicht die Geschichte dieser letzteren allein, sondern die Entwicklung der Kultur im Allgemeinen betrachte, so steht es mir nicht zu, von dem Wirken der Jesuiten in fernen Welttheilen unter fremden, barbarischen und halbcivilisirten Völkern abzusehen. Und gegen diesen Kreis schrumpft jener zu verschwindender Unbedeutendheit zusammen. Man führt beständig die „Menschheit“ im Munde, spricht vom Wohle oder vom Schaden der „Menschheit“, hat aber dabei in Wahrheit nie etwas Anderes als die Handvoll Europäer im Auge, welche die Spitzen der Gesittung erklommen. Man mache aber einmal Ernst mit dem grossen Worte, wenn dasselbe mehr sein soll als leerer Schall, man berücksichtige in der That diese oft angerufene „Menschheit“, d. i. die Gesammtheit aller auf unserem Planeten lebenden menschlichen Wesen, dann wird das Urtheil über manches Kulturphänomen sich wesentlich verschieben müssen. Wir können den gewöhnlichen engeren Standpunkt sehr wohl gelten lassen bei Erscheinungen, welche nur einem bestimmten Cyklus von Nationen oder Völkern angehören, nicht aber bei solchen, welche wie die Gesellschaft Jesu, thatsächlich den Erdkreis umspannen. Auch darf ich mich wohl der Meinung hingeben, dass bei einem solchen Streben nach Objektivität Alles unendlich an Gewicht gewinnt, was ich als Schattenseiten hervorzuheben habe.

Ob der Gründer der Gesellschaft, Ignatius von Loyola, sich des Zieles seiner Schöpfung klar bewusst war oder nicht, ist völlig gleichgültig, thatsächlich erlangte dieselbe binnen Kurzem eine überraschende Macht, welche in der Gegenwart noch gefürchtet wird. Solcher Erfolg ward nur ermöglicht durch eine Organisation des Ordens, die an Geschicklichkeit, Scharfsinn und Vorbedacht ihres Gleichen sucht, und lehrt, was sich mit despotischer Centralgewalt und willenlosem Gehorsam alles erreichen lässt. Erstere liegt in den Händen des „Generals“, letzterer ist unerlässliche Bedingung für die ihm unterworfenen Ordensmitglieder, Die Organisation des Jesuitenordens darf ich wohl als im Allgemeinen bekannt voraussetzen, auch möchte deren Darlegung den meinem Buche gesteckten Rahmen weit überschreiten. Unter den Scheinrechten, welche man „Menschenrechte“ zu nennen pflegt, dünkt jenes der Selbstbestimmung meist am wichtigsten, weil die Wenigsten ahnen, dass nicht sie, sondern stets äussere Einflüsse oder vom Bewusstsein unabhängige innere Stimmungen es sind, welche thatsächlich bestimmen. Vom Jesuiten heischte aber der Orden, er

solle sich auch dieser süssen Illusion begeben. Die grosse Zahl seiner Mitglieder — und nie hat der Orden andere, denn durchaus freiwillig eintretende gehabt, ja er ist sogar schwierig in der Aufnahme von Mitgliedern und hätte in der That gezwungene Ordensbrüder gar nicht brauchen können — beweist, dass dieses Entsagen, dieses Verstandesopfer klugen Köpfen leichter fällt, als man annimmt. Denn die Gesellschaft legte Werth darauf, hervorragende Männer aus allen Zweigen der Wissenschaft in ihrer Mitte zu zählen; von der auf theologische Zänkereien erpichten protestantischen Geistlichkeit stach die vielseitige Bildung der Jesuiten vortheilhaft ab. Wirklich sind auch nur wenig Wissensgebiete von ihnen unbebaut geblieben; werthvolle Arbeiten dankt man den Jesuiten in der Geschichtsschreibung, den exakten Wissenschaften, der Astronomie und besonders der Erdkunde. In einer von Parteirücksichten durchwühlten Zeit werden die Verdienste der Jesuitenpriester um die Wissenschaft nur selten in Erinnerung gebracht, seltener noch gewürdigt. Sie entzifferten lateinische Inschriften; sie beobachteten die Bewegungen der Jupitertrabanten. Sie gaben ganze Bibliotheken heraus; sie unternahmen Reisen in Länder, zu deren Besuch noch kein Fremder weder durch Handelsspekulationen noch durch Wissbegierde angetrieben worden war; sie waren in Mandarinenkleidern als Aufseher der Sternwarte in Peking zu finden[1]). Sie waren unter den Wilden von Paraguay zu finden, mit dem Spaten in der Hand, die Anfangsgründe des Ackerbaues lehrend[2]). Sie allein haben bis jetzt das Problem gelöst, amerikanische Indianer zu einer Art Civilisation heranzuziehen, indem sie dieselben in Gemeinschaften brachten, sie gesellschaftliche Gebräuche und die ihnen selbst und der Gemeinschaft aus der Arbeit erwachsenen Segnungen lehrten. Sie gaben ihnen eine militärische Organisation, dem europäischen Systeme gemäss in die üblichen Waffen getheilt, sie versahen sie mit Kriegsmunition. Dobrizhoffer, Azara und Charlevoix sind heute noch geachtete Quellenschriftsteller über jene Gebiete. Ueber die Leistungen der Jesuiten unter den Indianern Brasiliens, wie unter den Moxos und Chiquitos, herrscht unter den Völkerkundigen nur Eine Stimme. Auch bei diesen hatten sie, gleichwie im benachbarten Paraguay, eine ebenso staunenswerthe als grossartige Missionsthätigkeit entwickelt und achtunggebietende Resultate erzielt. Das Geheimniss der in der That beträchtlichen Erfolge der Jesuiten scheint uns darin zu liegen, dass es den

---

1) Ja noch weit mehr, 1574 nahm in Schweden ein Jesuit eine protestantische Lehrkanzel ein! (*Quarterly Review* No. 274, S. 301.

2) Macaulay, *Geschichte Englands*. V. Th. S. 155—166. Hr. Otto Henne Am Rhyn nennt dies eine schamlose Lobhudelei, zu welcher sich Macaulay durch den politischen Standpunkt der Whigs hinreissen liess. Ehe ein solch wegwerfendes Urtheil über einen Geschichtsschreiber vom Range Macaulays gefällt werden könnte, wäre der Nachweis unerlässlich, dass seine Darstellung der Wahrheit nicht entspreche. Die historische Prüfung der Thatsachen gibt aber dem berühmten Gelehrten vollständig Recht und die Erwähnung geschichtlicher Fakta kann vor unbefangenen Augen unmöglich als „Lobhudelei" ausgelegt werden.

Patres stets weniger auf das Christianisiren als auf das Civilisiren ankam. Von kulturgeschichtlicher Bedeutung ist jedenfalls die Thatsache, dass es eine Brasilianersprache gibt, mit der sich der Reisende fast bei allen Stämmen hindurch helfen kann: die Lingoa geral, die allgemeine Sprache, entstanden aus dem Guarani oder besser der Sprache der Tupi-Horden. Die bewussten Schöpfer dieses Idioms, welches den sprachlich zersplitterten Stämmen Brasiliens ein gemeinsames Gedankenverkehrsmittel gewährt, sind aber die Jesuiten, welche auch hier wiederum ihre tiefe Kenntniss der menschlichen Natur bewiesen [1]). In Kalifornien pflanzten die Jesuiten den ersten Wein und andere Fruchtbäume, die sich bis jetzt erhalten haben [2]). Einige der kühnsten Thaten bei dem kühnen Unternehmen der ersten Erforschung Kanadas wurde von Priestern der Gesellschaft Jesu vollbracht. Zu zweien und dreien durchzogen sie inmitten oft unfreundlich gesinnter Stämme Regionen, welche bis dahin noch der Fuss keines weissen Mannes betreten hatte. Und zeigte sich selbst der eine oder andere Stamm freundlich: so wussten sie gar wohl, dass ein unwissentlich verletzter Aberglaube, eine unbewusst geweckte Leidenschaft oder Laune ihnen augenblicklich den Martertod bringen könne. Allein es scheint, dass ihr moralischer Muth, durch keinerlei Grausamkeit befleckt, dass das Vertrauen, mit welchem sie oft eine verrätherische Gastfreundschaft annahmen, und die grosse Einfachheit ihres Gebahrens den Wilden imponirte. Der erste Apostel der Irokesen war der Jesuit Isaak Jogues; den Jesuiten Dablon, Allouez und Marquette verdanken wir hochwichtige geographische Entdeckungen im nördlichen Amerika [3]). Eine gleiche Rolle spielten sie in Asien. Der Jesuitenpater Gerbillon bekleidete bei dem 1649 zu Nertschinsk abgeschlossenen Grenztraktate eine politische Mission im Gefolge des chinesischen Bevollmächtigten; die Jesuitenpatres Felix d'Arocha, Espinha und Hallerstein, treffliche Astronomen, machten 1759 die ersten Positionsbestimmungen im Tian Schan Nan Lu. Die Patres Fidelli, Bonjour und Regis veranstalteten 1714—15 eine Aufnahme der jetzt noch wenig bekannten Berglande des südchinesischen Yünnan so genau, dass selbst moderne Erkundigungen damit völlig übereinstimmen [4]). Ein Jesuit, Marini, schrieb eine Geschichte von Laos schon im XVII. Jahrhunderte, wie wir denn das Laos jener Zeit lediglich durch die Schriften des Jesuiten Johann Maria Leria kennen [5]). Ein anderer Jesuit, Camelli, lehrte 1699 zuerst die Ignatiusbohnen (*Strychnos Ignatii* Berg.) aus den Philippinen kennen. Sogar noch in der Gegenwart werden die Leistungen der Jesuiten am Gabun in Westafrika belobt [6]), und selbst

---

1) Peschel im *Ausland* 1867, No. 38. S. 899.
2) Max von Versen, *Transatlantische Streifzüge*. Leipzig 1876. 8°. S. 116.
3) *Bulletin de la Société de géographie de Paris*. 1875. II. Bd. S. 9—11.
4) *Journal of the R. geographical Society*. 1870. S. 298.
5) *Bulletin de la Société de géographie*. 1871. II. Bd. S. 249.
6) Petermanns *Geographische Mittheilungen*. 1875. S. 128.

politische Zeitungen räumen ein, es müsse anerkannt werden, dass es unter den Jesuiten in den Santa Fé-Kolonien Argentiniens sehr tüchtige Leute gebe, die sich der Hebung des dort so sehr vernachlässigten Schulunterrichtes mit redlichem Eifer annehmen [1]). Diese Beispiele liessen sich ins Unendliche vermehren.

Diese sehr oberflächliche Aufzählung der kulturgeschichtlichen Leistungen der Gesellschaft Jesu genügt wohl, um deren das ganze Erdenrund umfassende Thätigkeit einer vorsichtigen Prüfung werth erscheinen zu lassen, doch schützt sie nicht vor dem Einwande, dass das Geleistete nicht an sich erstrebt sondern im Dienste von Unternehmungen erreicht ward, welche in erster Linie das Interesse des Ordens im Auge hatten. Dies ist freilich für die allgemeine Kulturentwicklung völlig gleichgültig, eben so wie es dem Ertrinkenden gleichgültig sein kann, ob sein Retter aus purer Nächstenliebe oder um die Rettungsmedaille zu verdienen ihn aus dem Wasser zieht. Indess gebietet die Wahrheitsliebe beizufügen, dass der Orden auch wirkliche und selbständige wissenschaftliche Leistungen von hoher Bedeutung aufzuweisen hat. Joseph Acosta, der treffliche Verfasser des Werkes *De natura novi orbis* (Colonia 1596) wird sogar von einem Peschel mit der Bezeichnung geistreich bedacht [2]), und die Bedeutung Athanasius Kirchers wird Jeder ermessen, welcher das *Museum Kircherianum* in Rom genau besichtigt hat. Er war es, welcher die Hauptströmungen der Ozeane, schon dem XVI. Jahrhunderte bekannt, am frühesten, 1665 auf einem Kartenbilde darstellte. Es ist das erste physikalische Gemälde das wir besitzen, und um 20 Jahre älter als Halleys Windkarte [3]). Mit Recht kann ein ganz unbefangener moderner Beurtheiler von Kircher sagen: „Er stand durchaus auf der Bildungshöhe seiner Zeit und kann in der Universalität seiner gelehrten Bildung als Vorläufer eines Deutschen von ganz anderem Schlage, nämlich von Leibnitz betrachtet werden. Die Jesuiten versuchten damals ernstlich, sich der ganz legitimen Herrschaft über alle Wissenschaften zu bemeistern, gerade zu der Zeit, als die Stürme des dreissigjährigen Krieges deren Licht, wenigstens in Deutschland ganz auszulöschen drohten [4]). Der Satz, dass die Leistungen der Jesuiten eine strenge wissenschaftliche Prüfung in keiner Weise vertragen können, ist einfach unhaltbar. Noch in der Gegenwart zählte der Orden in seinen Reihen einen Astronomen ersten Ranges, P. Secchi, dessen Forschungen über die Sonne in Fachkreisen allenthalben die verdiente Würdigung finden.

---

1) *Schwäb. Merkur* vom 20. August 1873.

2) Peschel, *Neue Probleme vergleichender Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche.* Leipzig 1876. 8°. S. 57.

3) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 640—641.

4) Julius Faucher, *Ein Winter in Italien, Griechenland und Konstantinopel* Magdeburg 1876. 8°. I. Bd. S. 197.

Eine Gesellschaft, die über eine solche Wissenssumme gebot, war an sich mächtig: mächtiger ward sie noch durch das rastlose Zusammenwirken in der gemeinschaftlichen Sache, dem unbedingten Gehorsam in die Centralgewalt. Ob der Jesuit unter dem Polarkreise oder unter dem Aequator wohnt, ob er sein Leben lang im Vatikan Gemmen ordnen und Manuskripte kollationiren oder den nackten Barbaren auf der südlichen Hemisphäre die Abscheulichkeiten des Menschenfressens begreiflich machen sollte, das waren Angelegenheiten, die er in tiefster Demuth der Entscheidung Anderer überliess. Dieser heroische Geist ist noch nicht erloschen. Als in unserer Zeit eine neue furchtbare Seuche die Runde über die Erde machte, als in einigen grossen Städten die Furcht alle gesellschaftlichen Bande löste, als die Weltgeistlichen ihre Herden verlassen hatten, als ärztliche Hilfe nicht mit Gold zu erkaufen war, als die stärksten Naturtriebe der Liebe zum Leben gewichen waren: selbst dann stand der Jesuit an dem ärmlichen Lager, das von Bischof und Pfarrer, von Arzt und Wärterin, von Vater und Mutter verlassen war, und neigte sich zu den verpesteten Lippen, um die matten Laute der Beichte zu erhaschen, und hielt dem Sterbenden das Bild des sterbenden Erlösers vor [1]).

Zweck des Ordens war die Ausbreitung der katholischen Kirche, und als Mittel hierzu sollten besonders dienen: Missionen, Erziehungsanstalten, Predigten, Benutzung des Beichtstuhles und Gründung von Kongregationen. In Europa hatten die Jesuiten sehr bald verstohlen aber weit die öffentliche Erziehung, wenigstens die höhere wissenschaftliche Ausbildung der Jugend, die sie mit ungemeinem Geschick leiteten, an sich gerissen. Sie scheinen den Punkt aufgefunden zu haben, bis zu welchem die geistige Ausbildung ohne Gefahr geistiger Emanzipation getrieben werden kann; sogar ihre Feinde mussten gestehen, dass sie in der Kunst, den jugendlichen Geist zu lenken und zu bilden, ihres Gleichen nicht hatten [2]). Die Jesuitenschule sucht aber durch das Geheimniss zu erziehen und erzieht auch zur Heimlichkeit und Verheimlichung, das Prinzip der liberalen Pädagogik heisst dagegen Anschaulichkeit und Offenheit, und sie erzieht durch Offenheit zur Offenherzigkeit. Schon Ignaz von Loyola hatte die „Ausbildung der Geister“ als eine der Hauptaufgaben der Gesellschaft bezeichnet, und zwar gewiss weniger „aus Hunger nach Seelen“, wie der Jesuit Ravignan sagte als aus berechnender Herrschsucht. Die Sozietät errang auf pädagogischem Gebiete, Dank den ihr günstigen Zeitverhältnissen, ausserordentliche Erfolge; ihre Kollegien, Konvikte und Schulen dominirten in Italien, Frankreich und Deutschland, der Unterricht der Kinder der höheren Stände lag ausschliesslich in ihren Händen, die romanischen Hochschulen standen sämmtlich unter ihrem Einflusse, alle wissenschaftlichen Studien, von der untersten Grammatik bis zur Theologie, wurden von ihr beherrscht. Eine fürchterliche Konformität charakterisirte den Unterrricht

1) Macaulay, A. a. O. V. Thl. S. 167.
2) A. a. O. S. 166.

der Jesuiten; in Flandern wie am Quadalquivir, von Pskow bis Palermo wurde nach demselben Systeme gelehrt, das aus dem Hause *al Gesû* hervorgegangen. Ein Buch, das dem Jesuiten-General missliebig, bekam die Jugend der gesammten kontinentalen Nationen nicht in die Hand, eine philosophische Doktrin, die mit den Konstitutionen des Ordens im Widerspruche stand, konnte auf keinem Lehrstuhle vorgetragen werden — eine Art von universeller Censur, überall und zu gleicher Zeit ausgeübt, machte jede Entwicklung der Schule unmöglich [1]). Dabei betrieben sie Kanzelberedsamkeit mit Fleiss und Erfolg. Im Beichtstuhle erpressten sie den Frauen die Geheimnisse ihres Lebens, wurden die Beichtväter der Könige, wussten um die Intriguen der Kabinette und gaben ihren Rath; es gab keine Maske, unter welcher der Jesuit nicht gefunden werden mochte; überall, wo fromme Menschen lebten, gab er das Beispiel der Andacht und war gleich voran in der feinen und ausschweifenden Welt. Bereits hatten sie die Vermittlung des Handels in Förderung und Verbreitung des religiösen Glaubens erkannt und wurden daher gleichzeitig grosse Missionäre und grosse Kaufleute. Als solche speicherten sie unermessliche Reichthümer auf, die ihnen gestatteten, ihre Ziele rücksichtslos zu verfolgen. Ihr einziges, alleiniges Ziel war aber: die unumschränkteste Alleinherrschaft. Sie wussten in der That die mächtigsten weltlichen Fürsten, so wie jede Abstufung kirchlicher Macht ihrem Willen, ihren Bestrebungen dienstbar zu machen, oder, wenn jene sich widersetzten, zu beseitigen. So konnte kein weltlicher Fürst, weder der niedere noch der höhere Klerus, ja selbst der Papst ihnen dauernden Widerstand leisten. Zwar leistete der Jesuit das ausdrückliche Gelübde der Unterwerfung unter den Papst, der Gesellschaft aber war, wie die Geschichte bewies, um die Selbstherrlichkeit des Papstthums nur insoferne zu thun, als sie an Einfluss und Unabhängigkeit dadurch gewann. Dieser ungemessene Herrschensdrang brachte naturgemäss der Gesellschaft, der katholischen Kirche selbst gerechte Feindschaft ein. Die protestantischen und die atheistischen Schriftsteller haben wohl nie den Jesuiten so bittere Dinge gesagt, wie sie solche gerade von gut katholischer Seite hören mussten. Die Streitschriften der Augustiner und Dominikaner, die Schriften von Clemens Scotus und jenem Bischofe M. Cano, der sie „andächtige Schmeichler, hochmüthige Bettler, wandelbare Lehrer, aufgeblasene Demüthige, süssliche Verläumder, habsüchtige Beichtiger, Väter der Verderbniss, Kinder der Ungerechtigkeit“ nannte, sind auch heute nicht vergessen. Die Gesellschaft wusste aber immer durch römische Machtsprüche dahin zu wirken, dass der Widerhall, den solche Stimmen fanden, unterdrückt wurde.

„So seltsam war Gutes und Böses in dem Charakter dieser berühmten Ordensbrüder gemischt; aber eben in dieser Mischung lag das Geheimniss ihrer Riesenmacht. Blosse Heuchler konnten

---

1) Siehe darüber Zirngiebl, *Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu* Leipzig 1870. 8°. S. 85—196.

eine solche Macht nicht erringen; auch strenge Moralisten konnten sie nicht erringen: nur Männer, die mit aufrichtiger Begeisterung nach einem grossen Ziele strebten und zugleich über die Wahl der Mittel kein Bedenken hatten, konnten eine solche Macht bekommen.“ [1]) Desswegen finden wir in der Gesellschaft Jesu ausgezeichnete Fälscher der Kirchengeschichte, wie Baronius und die scheusslichsten Moralisten. So sagt z. B. Thomas Sanchez: „Man darf nicht blos unter Umständen sich duelliren, sondern auch seinen Feind, um ihn nicht in die Lage zu versetzen, im Duell einen Mord zu begehen, vorher heimlich umbringen.“ [2]) Indem die Jesuiten sich über die Regeln der gemeinen Moral hinwegsetzten, thaten sie freilich nur, was von allem Urbeginne an überall geschah, sie allein aber hatten zuerst die Kühnheit, dies in ihren Schriften offen zu bekennen, ja selbst zu vertheidigen. Die Grundsätze des Jesuitismus, worunter man sprichwörtlich Tücke, Falschheit, Täuschung und gewissenlosen Betrug, ja die schamloseste Verhöhnung jeder Moral, jeder Sitte und jedes Rechtes versteht, haben stets die Welt regiert; wir finden sie gleichmässig im Alterthume, in Mittelalter und Neuzeit, in Freistaaten und Monarchien, bei Demokraten und Aristokraten, bei Demagogen und Tyrannen in Uebung, immer aber das Tageslicht scheuend, der Oeffentlichkeit gegenüber verläugnet. Die Jesuiten, tiefe Menschenkenner und kluge Berechner der menschlichen Schwächen, hatten erkannt, dass Moral und Recht nichts Absolutes, vielmehr nach Alter und Volk schwankende Begriffe seien, und waren kühn genug, dies zu sagen und auch darnach zu handeln. So nahm der Jesuitismus die sogenannte Nachtseite der menschlichen Natur in seine Dienste, und man begreift, welche Ueberlegenheit ihm dies über jene Systeme sichern musste, welche nur die edlen Eigenschaften in Rechnung ziehen. Gerade dass er so durch und durch menschlich, ist die Quelle seiner Macht und seiner Unzerstörbarkeit, denn der Jesuitismus hat existirt lange vor der Gesellschaft Jesu und wird auch deren Untergang überleben; sehr wahr meint ein demokratischer Beurtheiler: es „schützt keine Konfession, kein Stand, kein Bildungsgrad, kein Rang vor dem Eindringen des Jesuitismus, wenn einmal die Inklination dafür vorhanden ist. Der kahle und kühle Protestantismus hat seine Pietisten und Mucker wie der sinnlich warme Katholizismus, der herausfordernd trotzige Islâm seine Augendreher, wie das klügelnde denkfreie Judenthum, der

---

1) Macaulay, A. a. O. S. 169.

2) Weitere Lehrsätze jesuitischer Moral sind zum Beispiel, „ob die Geistlichen an die bürgerlichen Gesetze gebunden sind?“ Antwort: „Sicherlich werden sie nicht durch solche bürgerliche Gesetze verpflichtet, welche der noch bestehenden Immunität und ihrem Stande oder den heiligen Gesetzen der Kirche entgegen sind.“ — „Ist derjenige, der ein Mädchen mit dem Versprechen der Ehe entehrt hat, verpflichtet, dasselbe zu heirathen?“ Antwort: „Die Meisten bejahen die Frage; eine zweite Meinung, welche in sich hinlänglich probabel scheint, verneint die Frage.“ — „Wenn Jemand mit zwei Frauen Eheverlöbnisse geschlossen und mit der zweiten gesündigt hat, welche muss er heirathen?“ Antwort: „Sicherlich muss er die Erste heirathen“ u. s. w.

tiefernste, pessimistisch angelegte Buddhismus mit seinem unversöhnlichen Weltschmerze, wie das heitere Hellenenthum mit seinem lebenstollen Göttergetümmel. Der Jesuitismus hat wie der Tiger sein Opfer aus den Hütten der Bauern, wie von den Thronen der Fürsten geholt und eine Königin Christine von Schweden wurde ebenso von ihm berückt, wie die Aelplerin, die dem Wortschwalle der Missionsprediger mit offenem Maule gleich einer göttlichen Offenbarung lauscht. Und ist etwa der Jesuitismus ein Monopol der Priesterschaften?" Nein, er schlummert tief im Menschenthume selbst und ist

ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Der Jesuitenorden ist nur seine Verkörperung. Es nützt nichts sich das Haupt zu verhüllen, man blicke vielmehr der Wahrheit fest ins Gesicht, wenngleich sie die unmoralische Lehre verkündet, dass in den Welthändeln nicht der Gute den Sieg davon trägt, sondern der Kluge. Darum waren für den Jesuiten alle Dinge schicklich, um der Kirche willen; seine Sache war es zu überlegen, wie die Angelegenheit, welche er in der Hand hatte, am sichersten zu vollbringen sei, — zu rechtfertigende Mittel zu ergreifen, wenn sie genügend erscheinen sollten, wenn nicht, nicht zu rechtfertigende, nach dem uralten Grundsatze: der Zweck heiligt die Mittel. Zwar behaupten jesuitenfreundliche Autoren, dass nirgends in den Schriften der Gesellschaftsmitglieder sich dieser Satz nachweisen lasse, dagegen wollen Andere ihn von Busenbaum an, welcher als Vater dieser Maxime gelten kann, bis auf die neuesten Arbeiten der PP. Gury und Liberatore in ununterbrochener Kette verfolgen. Sollten, wie ich glaube, letztere Stimmen Recht behalten, so wäre erwiesen, dass die Jesuiten als Lehre eine Thatsache verkündet, welche nur die Verblendung zu läugnen vermag.

Die Lehren, welche die Jesuiten sich zurecht legten, z. B. jene von der Probabilität, über Leitung der Absicht und Mentalreservation, waren nun geeignet, eine Menge Menschen sich geneigt zu machen, die zwar Religion genug haben, um über begangenes Unrecht unruhig zu werden, nicht aber Religion genug, um kein Unrecht zu begehen. Unter den Mitgliedern des Ordens gab es religiöse Schwärmer und Fanatiker, der Orden selbst war stets frei von jeder Schwärmerei, von jeden, sogar religiösen Vorurtheilen. Dafür spricht sein Benehmen hauptsächlich unter fremden Völkern. Wo die Jesuiten auftraten, war es ihnen selten oder nie um die reine Lehre Christi zu thun, vielmehr boten sie fast allerwärts zu einer Verheidnischung der katholischen Religion die Hände, wovon wir sogar in Europa die deutlichsten Beispiele besitzen. Denn sie sind es, welche den Mariendienst und Herz Jesu-Kult in Schwung brachten und damit direkt an die heidnische Fiber anknüpften, welche sogar noch in den Kulturvölkern, namentlich in den unteren Schichten sich noch regt. Um wie viel mehr erst mögen sie bei wilden und halbwilden Stämmen diesen Weg der Verheidnischung eingeschlagen und den katholischen Glauben jener Neubekehrten durch Aufnahme von Götzen, Vorstellungen und Sitten verunstaltet haben. Wenn sie wirklich so handelten, so ist jedoch gerade darin die alleinige

Ursache der erfolgreichen Missionsthätigkeiten der Jesuiten zu erkennen. Indem sie das alte Wort *Nil humani a me alienum puto* zur praktischen Geltung brachten, und die katholische Lehre zu den Barbaren hinabzogen, rückten sie ihnen diese ihrem Verhältnisse näher und erzielten naturgemäss Erfolge, welche allen Jenen versagt bleiben müssen, die an der unfruchtbaren Aufgabe sich abquälen, die transcendentalen Lehren des Christenthums den verschlossenen Köpfen afrikanischer oder australischer Naturkinder einzutrichtern. Der Vorgang der Jesuiten ist einfach ein Triumph der Praxis über die graue Theorie. Eine Prüfung seines diesbezüglichen Verhaltens führt fast zur Ansicht, dass der Jesuitenorden gar kein Kirchenprodukt, sondern ein allgemeines Resultat der Renaissance-Kultur sei, welches in der Erkenntniss gipfelt, dass die Erlangung der Macht und damit die Ausbeutung der menschlichen Gesellschaft in jeder Hinsicht einer wohlgegliederten, geschickt organisirten Vereinigung von Klugen zufallen müsse. Diese Vereinigung begab sich in den Dienst der römischen Kirche, nur weil sie diese mit Recht für das tauglichste Mittel zur Erreichung ihres Zieles hielt. Dies zeigt sich deutlich an ihrem unabhängigen Benehmen der Kirche selbst gegenüber; die Jesuiten legten, Dank ihrer durchdachten Kasuistik, die kirchlichen Vorschriften lahm, erachteten sich selbst durch dieselben keineswegs gebunden und wandten sich, nachdem sie die Macht erobert hatten, sowohl gegen die Monarchen wie gegen den Papst. Sie folgten eben dem unwiderstehlichen Gesetze, wonach die Macht ausbeutet, wer sie hat.

So kommt es, dass die Jesuiten schon frühzeitig die Lehre von der Volkssouveränetät verfochten, d. h. ihrem Systeme eine demokratische Grundlage verliehen. Sie streiften, dies zieht sich durch alle ihre Schriften hindurch, nahe an die Wahrheit, wenn sie die Regierungsformen für ein Werk der Völker ansahen. Ranke führt näher aus: dass Hotmann sowohl als die französischen Protestanten überhaupt die Idee der Volkssouveränetät zwar im Moment des Kampfes zu ihrer Rechtfertigung ergriffen, dass es aber zu einer eigentlichen Ausbildung dieser Theorie bei ihnen nicht gekommen sei. Diese Ausbildung erhielt die Theorie in damaliger Zeit erst durch die Jesuiten. Die Jesuiten beschäftigten sich damals mit grossem Eifer mit der Begründung des Prinzips, dass der Staat der Kirche unbedingt untergeordnet sei. Die Gewalt der Kirche wurde auf die unmittelbare Anordnung Gottes, auf das göttliche Recht, zurückgeführt. Das unmittelbar von göttlicher Einsetzung herstammende Papstthum ward dem von der Souveränetät des Volkes ausgehenden und dieser unterworfenen Fürstenthum gegenübergestellt, und es wurden die naheliegenden Konsequenzen aus diesem Verhältniss mit unerbittlicher Logik gezogen. Auf dem Konzil zu Trient im Jahre 1562 hatte der Jesuiten-General Lainez bereits die Erklärung abgegeben: „Es ist ein Gegensatz zwischen der Kirche Gottes und den Staaten der Menschen. Die Kirche machte sich nicht selbst, bildete sich auch ihre Richtung nicht selbst, sondern Christus, ihr Fürst und Monarch, gab ihr zuerst Gesetze. Die Staaten dagegen bilden sich ihre Regierung mit Freiheit. Ursprünglich ist alle Gewalt in den

Gemeinheiten; diese ertheilen dieselbe ihren Obrigkeiten, ohne jedoch damit dieser Gewalt sich selbst zu berauben."

Diese Grundsätze werden von dem Jesuiten Bellarmin in verschiedenen Schriften, namentlich in seinem Buche *de Romano Pontifice* näher begründet. Mit Rücksicht auf die bekannte Stelle des Römerbriefes wird zwar angenommen, dass die Gewalt im Allgemeinen göttlichen Rechtes sei, es wird jedoch hinzugefügt: das göttliche Recht habe die Gewalt keinem bestimmten Menschen gegeben. Die Gewalt sei daher der gesammten Menge übertragen und könne von dieser einem Einzelnen oder einer Mehrheit verliehen werden. Der Menge sei es überlassen, einen König, einen Konsul oder andere Magistrate über sich zu setzen. Wenn ein gerechter Grund vorliege, könne von dieser auch jederzeit eine Monarchie, Aristokratie oder Demokratie in eine andere Staatsform umgewandelt werden. Da nun die geistliche Gewalt unmittelbar von Gott einem Menschen übertragen worden sei, so folge daraus, dass der geistlichen Gewalt eine unzweifelhafte Superiorität vor der weltlichen zustehe. Bellarmin vergleicht beide Gewalten mit Geist und Fleisch. Der Geist mische sich der Regel nach nicht in die Thätigkeit des Fleisches; sobald das Fleisch jedoch dem Geiste widerstreite, so fange dieser an dem Fleische zu gebieten und dasselbe zu züchtigen. Sobald daher die weltliche Macht der geistlichen widerstreite, „so darf und soll die erstere Macht von der geistlichen gezügelt werden auf jede Art und Weise die hierzu nothwendig erscheint". Mit grosser Konsequenz und Ausführlichkeit sind diese Grundsätze von dem spanischen Geschichtschreiber Johann Mariana ausgeführt worden, welchen Ranke eines der geistreichsten Mitglieder des Jesuitenordens nennt. Mariana nimmt einen Naturzustand an, wo der Stärkere gegen den Schwächeren einem wilden Thiere gleich gewüthet, die Welt sich mit Mord und Plünderung erfüllt habe. Desshalb fingen die Unterdrückten an, sich mit anderen durch das Band der Gesellschaft zu vereinigen. Daraus entsprang die Vereinigung in Städte und die königliche Gewalt. Die letztere wurde durch Mässigung und Tugend erlangt; die bürgerliche Gesellschaft ist aus dem Bewusstsein der Gebrechlichkeit hervorgegangen. „Es ist aber nicht wahrscheinlich", sagt Mariana, „dass die Bürger gesonnen waren, sich ihrer Macht zu berauben und sie ganz und gar zu übertragen." Die Monarchie besitze zwar unter strengen Beschränkungen einen Vorzug vor anderen Staatsformen, und ebenso sei die Erblichkeit im Allgemeinen zweckmässig, aber auch daran könne das Volk nöthigenfalls etwas ändern. Allgemeiner Grundsatz bleibe stets: „Was um des allgemeinen Besten willen durch Uebereinstimmung Aller bestimmt worden ist, sollte das nicht durch den nämlichen Willen der Menge wieder abgeändert werden können?" Der Fürst sei zu voller Handhabung der Gesetze und vor allem zur Aufrechthaltung der Privilegien der Kirche verpflichtet. Nach einem mit den göttlichen Gesetzen übereinstimmenden Gebote dürfen indess die Diener des Heiligen dem Gehorsam des Fürsten nicht unterworfen sein. Laster und böse Gelüste des Fürsten könne man dulden so lange sie in gewissen Schranken bleiben. Sollte er aber das Gemeinwesen ver-

derben, die öffentlichen Gesetze und die hochheilige Religion verachten, so müsse man daran denken sich seiner zu entledigen. Zunächst müssten in einer ständischen Versammlung Beschlüsse gegen ihn gefasst und er an seine Pflicht gemahnt werden. Bessere er sich nicht, so sei das Volk, welches ein besseres Recht besitze, befugt, ihn als öffentlichen Feind zu behandeln und nöthigenfalls ihn umzubringen. Auch einer Privatperson stehe es zu, in solcher Gefahr dem Gemeinwesen zu Hülfe zu kommen; doch müsse eine solche die öffentliche Stimme und das Urtheil würdiger Männer für sich haben.

Die Theorien der Jesuiten vom Tyrannenmorde sind nicht ohne praktischen Erfolg geblieben. Die Billigung der katholischen Kirche haben sie allerdings nicht gefunden. Mariana muss einräumen, dass das Konzil von Konstanz die in Rede stehende Theorie, welche bereits im XV. Jahrhundert Vertreter gefunden, ausdrücklich reprobirt hat. Er glaubt sich aber durch dieses Urtheil des Konzils nicht gebunden, weil dieses nicht die Sanktion des Papstes erhalten habe. Die Frage: ob die von Mariana vertheidigte Doktrin als Lehrsatz des Jesuiten-Ordens zu betrachten sei, ist lebhaft erörtert worden. So viel lässt sich wohl mit Bestimmtheit sagen: die von Lainez, Bellarmin und Mariana ausgesprochenen Grundsätze über das Wesen des Staates und der Regierung sowie über das Verhältniss des Staates zur Kirche entsprechen den Grundanschauungen des Jesuitenordens. Die Jesuiten sind aber unerschütterliche Doktrinäre und ziehen in allen grossen prinzipiellen Fragen die letzten Konsequenzen mit strengem logischen Formalismus. Es lässt sich nun nicht in Abrede stellen, dass Mariana diese Konsequenzen aus seinen Vordersätzen richtig gezogen hat. Der direkte, naturgemässe Ausfluss dieser demokratischen Lehre von der Volkssouveränetät war aber die Vertheidigung des Tyrannenmordes[1]), bekanntlich im Alterthume als edle That gefeiert. Meuchelmördern wie Thrasybul, Harmodius und Aristogiton, Cassius und anderen ward hohe Verehrung gezollt; ja die That des Brutus findet heute noch ihre Lobredner und selbst ein modernes Attentat im Jahre des österreichisch-preussischen Krieges erregte in der öffentlichen Meinung des gebildeten Europa, soweit sich aus den Ergüssen der Tagespresse beurtheilen liess, meist wenn nicht gar Bedauern über das Misslingen des Versuchs, doch tiefes Mitgefühl für den freiheitsschwärmerischen Meuchler, der sich im Gefängnisse entleibte. Der Meuchelmord gehörte also nicht allein zu den jesuitischen Kampfmitteln,

1) Aus den Lehren der Jesuiten über den Mord lassen sich beispielsweise anführen Emanuel Sa, *Aphor. Confess.* S. 611. „Einen, der die Gewalt auf tyrannische Weise an sich gebracht hat, kann ein Jeder aus dem Volke umbringen, wenn es kein anderes Mittel gibt; denn er ist ein öffentlicher Feind.“ O. Longuet, *Propos. dict. praect.* 7. „Der sündigt nicht gegen die Gerechtigkeit und braucht nicht zu restituiren, der Geld annimmt, um zu durchbohren, zu tödten u. s. w., was gegen die Gerechtigkeit ist.“ Franciscus Toletus: *Summ. Cas. conscient.* Fol. 282. „Es gibt einen Fall, in welchem jeder Privatmann tödten darf, wenn nämlich in einem Staate ein Tyrann ist, den die Bürger auf andere Weise nicht vertreiben können.“

sondern auch zu jenen ihrer Gegner [1]). Die Erscheinung, dass die laxe Moral, wenn von solcher bei den Jesuiten überhaupt die Rede sein kann, mit einer hohen Entwicklung geistiger Kraft und einer wahren Kühnheit im Auffassen und Beurtheilen der Verhältnisse, Menschen und Dinge gepaart ging, ist nicht befremdlich, wenn wir uns erinnern, dass stets die höchste Geistesentfaltung in Epochen sogenannter Sittenlosigkeit aufgetreten ist (Perikleisches Zeitalter, Alexandriner, Augusteische Epoche, Abbasidenzeit, Renaissance).

Der Widerstand gegen die Jesuiten ging allmählig von den katholischen Ländern selbst aus, denen das geheimnissvolle Wirken der Patres Grauen einflösste. In der Mitte des XVIII. Jahrhunderts begann naturgemäss eine allgemeine Bekämpfung des Ordens, dessen mächtigen Einfluss man endlich mit Verbannung und schliesslich sogar mit Aufhebung desselben zu paralysiren suchte. Beide Maassregeln enthalten ein geistiges Armuthszeugniss und eine unumwundene Anerkennung, dass das Böse mächtiger sei als das Gute, eine Wahrheit, von welcher manche Kulturforscher nichts wissen wollen. So konnte man wohl den Orden, nicht aber den Jesuitismus unterdrücken, und sogar der erstere verstand es, wieder von den Todten aufzustehen, weil er eben nie todt gewesen. In der Gegenwart kehrte man zu den Maassregeln des vorigen Jahrhunderts zurück, ob mit besserem Erfolge steht dahin. Höchst wahrscheinlich hat aber jener moderne österreichische Minister des Aeussern vollkommen Recht, dem in Bezug auf die Jesuiten das Wort zugeschoben wird, „er wolle nicht gegen Spatzen mit Kanonen schiessen“, denn unzweifelhaft ist das geistige Uebergewicht der Jesuiten gebrochen, seitdem die allgemeine Ausbreitung des Wissens weitere Kreise ergriffen hat, seitdem Nichtjesuiten sie an Kenntnissen übertreffen. Wissen ist eben Macht, ob es auf dieser oder jener Seite stehe.

Eine kulturgeschichtliche, nach Unparteilichkeit strebende Würdigung des Jesuitenordens dürfte etwa dahin lauten, dass derselbe unendlichen Schaden und unendliches Gute gestiftet habe. Schädlich erwies und erweist er sich bei dem geringen Häuflein der Kulturnationen, nützlich hingegen bei der immensen Majorität der barbarischen und uncivilisirten Menschheit. Es ist lediglich Geschmacksache, welcher dieser Richtungen man den Vorzug geben will. Auch ist nichts dagegen einzuwenden, dass man gewöhnlich die uns näher liegenden Kreise ins Auge fasst und danach sein Urtheil modelt, nur möge man dieses Urtheil nicht für die „Menschheit“ giltig darstellen. Die Gesellschaft Jesu ist ein Institut, welches die höheren Gesittungsstufen erniedrigt, die geringeren emporhebt; auf ersteren verdient sie Be-

---

1) So erzählt der unter dem Namen Blutbäni bekannte ultramontane Schweizer Bernhard von Meyer in seinen nachgelassenen Schriften, wie oft und unter welchen Umständen in den vierziger Jahren Attentate auf sein Leben versucht wurden. Diese Attentate der liberalen Partei waren nicht etwa einfache Drohungen, sondern ernst genug gemeint, denn am 20. Juni 1845 ward der Führer der katholischen Partei, Konrad Leu, wirklich meuchlerisch erschossen.

kämpfung, auf letzteren Begünstigung. Wenn irgend Jemand, so ist es der Jesuit, welcher Barbaren zu unserer Civilisation eine ansehnliche Strecke weit heranzuziehen versteht, und in dieser Hinsicht ist die kulturelle Aufgabe des Ordens noch lange nicht vollendet. Unter den höchstgestiegenen Völkern dagegen spielt er die Rolle eines mächtigen Hemmschuhes, eine neue glänzende Bestätigung des Satzes, dass in vorgerückten Stadien zum Hindernisse wird, was auf unteren Stufen ein Kulturfaktor ist.

Europa bis zum XIX. Jahrhundert.

Ausbildung der absoluten Fürstenmacht.

Die Epoche von der Reformation bis zur französischen Revolution kann man als jene der absoluten Fürstenmacht in Europa bezeichnen. Die steigende Kultur hatte, wie wir gesehen, eine allgemeine Friedensliebe gezeitigt, welche das Feudalsystem seiner natürlichen Grundlage beraubte, und dessen allmählichen Sturz anbahnte. Das Wesen des Feudalismus war überall auf Beschränkung der königlichen Macht ausgegangen. Da bekanntlich die Stärke eines Gegners genau um jenes Quantum wächst, welches der andere Gegner an Kraft verliert, das Lehenswesen aber naturgemäss immer altersschwächer ward, musste die fürstliche Macht beständig wachsen. Freilich gab es noch einen dritten Faktor, welcher die Macht an sich reissen hätte können, — das Volk; allein dieser Faktor zählte nicht, weil er sich selbst nicht zählte. Theils fehlte noch die nöthige Bildung, theils wollte das Volk sich gar nicht an politischen Arbeiten betheiligen, verhielt sich also dem Anwachsen der Fürstenmacht gegenüber passiv und ertrug alle Ausschreitungen des Absolutismus mit beispielloser Geduld, welche der beredteste Beweis für die politische Gleichgültigkeit der Massen ist, die es jeden Augenblick in der Hand gehabt hätten, die Fürstenmacht zu vernichten. Die französische Revolution hat dies über allen Zweifel erhoben. Die Zunahme der Kultur selbst beförderte indess diesen Zustand, indem sie auch das niedrige Volk mit der „Sorge um die Habe“ bekannt machte. Die steigenden Preise, die vermehrten Ansprüche an das Leben lenkten die Aufmerksamkeit der auch der Zahl nach anschwellenden Bevölkerung von den öffentlichen Angelegenheiten ab und lediglich auf die durch die gesteigerte Nachfrage erschwerte Befriedigung der materiellen Bedürfnisse hin, was im Allgemeinen der Arbeit höheren Werth verlieh. Willig erkaufte man die Ruhe der Arbeit um den Preis fürstlicher Launen.

Die um sich greifende Friedensliebe war es ferner, welche auch die stehenden Heere und unmittelbar neue Kriege schuf. Im Feudalstaate mussten die leibeigenen und sonstigen Mannen bei jeder Aufforderung ihres Lehensherrn ins Feld rücken, konnten einer friedlichen Beschäftigung

nur schwer sich hingeben. Als die Erfindung des Schiesspulvers die Verwandlung der Kriegsdienste in Geldleistungen zur Folge hatte, war es ein enormer Kulturgewinn, dass an Stelle des gezwungenen Reisigen der Söldner trat, welchen die eigene Lust zum Soldatenhandwerk trieb; es war damit Allen gedient, der Bauer konnte sich ungestört seiner Arbeit widmen, der Söldner empfing den Lohn für eine seiner Neigung entsprechende Beschäftigung, die Fürsten endlich erhielten ein Instrument, besser denn jedes andere zur Befestigung ihrer Macht. Die stehenden Heere sind keine Erfindung des Absolutismus, sondern im Gegentheile aus einem tiefgefühlten Friedensbedürfnisse hervorgegangen. Sie bildeten erst den Berufssoldaten und steigerten dessen militärische Tüchtigkeit; erst von nun an ward eine Kriegskunst möglich, die im XVI. Jahrhunderte bei Spaniern, Franzosen, Deutschen und Schweden sich einbürgerte und die Grundlage der modernen Taktik geworden ist. Zugleich hörte die Nothwendigkeit des allgemeinen Waffentragens auf; dieses ward auf die Mitglieder des Heeres beschränkt, was viel zur Milderung der Sitte beitrug, denn das Führen einer Waffe verleitet zu deren Gebrauch. Gewaltthätigkeiten waren desshalb früher viel häufiger, jetzt gingen sie hauptsächlich nur mehr von der Armee aus. Die Bürgerschaft verlernte und entwöhnte dagegen das Waffenhandwerk, stand also dem Absolutismus wehrloser gegenüber denn zuvor. Aber auch die Fürsten selbst unterlagen dem verlockenden Zauber, welchen der Besitz einer so trefflichen Waffe, wie die stehenden Heere, gewährte. Sie gebrauchten sie demnach sowohl zur Unterdrückung ihrer Unterthanen, als zu Eroberungs- und Erbfolgekriegen, welche das XVII. und XVIII. Jahrhundert ausfüllten. Da trotz der Lasten und Verheerungen, welche diese Feldzüge den Völkern brachten, diese nicht das Geringste zur Abwendung des Unheils thaten, so dürfte man sie mit Recht der Urheberschaft der durch ihre Passivität veranlassten Erscheinungen anklagen, wenn in der Kulturgeschichte Anklagen überhaupt zulässig wären. Da aber das *qui tacet consentire videtur* auch hier seine Giltigkeit behält, so ist doch zu konstatiren, dass die Despotie eines Ludwig XIV., die Verwüstung der Pfalz unter Melac, das Günstlings- und Maitressenregiment der Höfe niemals möglich gewesen wären, wenn die Völker ihr Veto dagegen eingelegt hätten, denn in letzter Instanz liegt doch bei ihnen alle Gewalt.

Der Absolutismus jener Periode war also im Grossen und Ganzen der politische Ausdruck für einen Kulturzustand, der eine nothwendige Entwicklungsphase darstellt, nothwendig in dem Sinne, wie sogar Krankheit nothwendig ist, d. h. durch gewisse frühere Zustände des Organismus unausweichlich hervorgerufen. Die Beseitigung dieser früheren Zustände führt immer wieder auf noch frühere zurück, so dass schliesslich nichts als ein Hypothesengerüst von „Wenn“ und „Aber“ übrig bleibt. Heute ist es nachträglich allerdings sehr leicht zu tadeln, was bestand, Niemand besitzt jedoch eine Ahnung davon, ob Anderes überhaupt möglich, und wenn, was dessen Folge gewesen wäre. Doch verweist man auf England, wo die Volksrechte weniger missachtet wurden, und auf die Schweiz, welche sich ihre Freiheiten bewahrte.

In der That wachten in beiden Ländern die Völker eifersüchtig auf ihre Rechte und liefern somit den glänzendsten Beweis, dass der Despotismus im übrigen Europa desto sicherer auf die Völker zurückfällt.

Soziale Folgen des Absolutismus.

Wie der Absolutismus ein natürliches Ergebniss der bisherigen Kulturentwicklung, so waren dies selbstverständlich seine Folgen, obwohl man vom Gesichtspunkte der Gegenwart sie oft überaus traurige nennen mag. Ein Gemälde der sozialen Zustände bis zur französischen Revolution gestaltet sich in solch retrospektiver Weise etwa wie folgt: Die Menschen, ohne Gemeinsinn, vegetirten im Elend; die Landbevölkerung befand sich fast überall noch im Zustande der Hörigkeit, die Masse überhaupt in einem Zustande völliger Rechtslosigkeit. Die unumschränkte Gewalt der Fürsten wirkte höchst unheilvoll auch in moralischer Hinsicht; die Höfe schwelgten in Launen, Ausschweifungen, Prassereien und Verbrechen; dabei waren die meisten Dynastien physisch und moralisch verkommen. Wahre Bildung wurde meistens verachtet, selbst verspottet; zudem sollte alles geistige Forschen und Wirken von den Gewaltdiktaten und Launen der Regenten abhängen; selbst die Industrie glaubten sie nach Gutdünken regeln und umgestalten zu können. Münzverschlechterungen waren an der Tagesordnung. Furchtbar herrschte Aberglauben in den mannigfachsten Formen; insbesondere sass der Teufelsglaube ungemein fest; man forschte nach dem Steine der Weisen, dann nach der Goldmacherkunst. Gotteslästerung zog Todesstrafe nach sich. Von den Höfen verbreitete sich die Immoralität weiter, zunächst nach den höheren Ständen, dem Adel voran. Die Hexenprozesse standen in üppigstem Flor. Rohheit, Unwissenheit und Aberglauben beförderten die mannigfachsten Verbrechen. Dazu rechne man noch die schlechte Polizei und die enorme Strenge der Strafgesetze.

Dieses Bild liesse sich in seinen Details noch weiter ausmalen, ohne an Wahrheit wesentlich zu verlieren; unzweifelhaft ist dasselbe auch im Grossen und Ganzen eine Folge des Absolutismus gewesen. Der Absolutismus, fast immer zugleich ein Missbrauch der Macht, hindert seinem Wesen nach gewisse Thätigkeiten des Geistes, entwickelt dafür andere. Diese Gesammtwirkung sind wir gewohnt schlecht zu heissen, weil wir natürlich nach heutigen Verhältnissen urtheilen. Doch ist der retrospektive Standpunkt in einer Geschichte der Kultur in ihrer natürlichen Entwicklung unhaltbar. Da handelt es sich zunächst um die Untersuchung, ob die Erscheinung, welcher die angedeuteten Uebel entquellen, an sich eine natürliche Folge der bisherigen Entwicklung sei, wie ich dies für die Begründung der absoluten Fürstenmacht dargethan habe. In solchem Falle sind die Konsequenzen, däuchten sie noch so traurig, von selbst gegeben. Daran wird sich nun die Erwägung reihen, ob nicht unter veränderten Verhältnissen die nach jetzigen Begriffen schlechte Gesammtwirkung dennoch ein Kulturgewinn sein könne.

Und darauf antwortet die Geschichte ein lautes Ja. Man kann, um ein sehr triviales aber treffendes Beispiel zu gebrauchen, bedauern, dass aus einem Kalbe sich kein edles Ross, sondern nur ein plumper Ochse entwickle, aber ändern kann man nichts, weil es der natürliche Entwicklungsgang also erheischt, und ein Gewinn ist der Ochse auch. Schlimm stünde es nur dann, wenn der Ochse weniger werth wäre als das Kalb, was in der Regel nicht der Fall ist. Analog wäre daher einfach zu prüfen, ob die allgemeine Kultur im XVII. Jahrhundert verglichen mit der des XVI., ob jene im XVIII. verglichen mit der des XVII. Jahrhunderts einen Stillstand oder gar einen Rückschritt aufweise oder nicht. Die historische Untersuchung verkündet aber das entschiedene Gegentheil. Ich sage auch mit Absicht: die allgemeine Kultur, denn es fiele sicher der Nachweis nicht schwer, dass in dieser oder jener Tugend, Eigenschaft, Thätigkeit u. dgl. nicht fort- sondern rückgeschritten wurde, dagegen manche Laster, Missbräuche und Auswüchse zu schärferem Ausdrucke gelangten, allein darum handelt es sich gar nicht. Es heisst das Wesen der Kultur total verkennen, wenn man von ihr eine fortgesetzte Steigerung des nach unseren Begriffen „Guten" fordert. Jedes Kulturstadium fördert gewisse Anlagen, Neigungen, politische und soziale Richtungen, drückt dagegen andere in den Hintergrund, ein darauf folgendes Stadium unterdrückt sie dann vielleicht gänzlich. Die moderne Civilisation hat Erscheinungen zur Reife gebracht, die Niemand ansteht als schlecht zu bezeichnen, manche Tugend unserer Vorfahren erstickt, steht aber doch in ihrem Gesammtergebnisse unvergleichlich höher.

Damit soll kein sittlicher Fortschritt der Menschheit ausgesprochen sein. Die Menge des unserer Natur angearteten Guten und Bösen bleibt in der Anlage immer dieselbe, nur die Mischung wechselt in uns unbekanntem Maasse. „Es zeugt nur für die naive Unkenntniss der Aufgabe, wenn moderne Kulturhistoriker vermeinen, dass ein geschichtliches Faktum schon um desswillen sittlichen Fortschritt, Rückschritt oder Stillstand beweise, weil es sich mit Fragen der Moral überhaupt nur berührt. So kann z. B. die Aufhebung der Sklaverei und Leibeigenschaft, der öffentlichen Häuser u. dgl. keineswegs ohne weiteres als Beweis dieser Art gelten, vielmehr stellen sich diese Akte zunächst nur als politische und soziale Fortschritte dar, und die Würdigung ihres moralischen Gehaltes setzt ungleich tiefer gehende und verwickeltere Messungen voraus. Mehr noch gilt dies von solchen Verbesserungen, welchen wegen ihrer Komplikation mit den jeweilig gegebenen Zuständen problematische, politische und soziale Prinzipien zu Grunde liegen, wie dies in den weiten Gebieten der auf Humanitätsgrundsätze gebauten Gesetzgebung und Gesetzesverwaltung der Fall ist, z. B. von dem humanitären Gemeinplatze der Abschaffung der Todesstrafe. Sieht man so auf den Kern, statt auf die Schale, so kommt man von der absoluten Verachtung der „guten alten Zeit", welche als frommen Betrug zu betrachten das „Gemeingut der Gebildeten" geworden ist, und der blinden Beschönigung der Gegenwart bedeutend zurück, hört auf in jeder moralischen Rohheit moralische Schlechtig-

keit zu erblicken, und raffinirte Schlauheit in Sachen der öffentlichen Moral für sittliche Bildung zu halten. Man hütet sich dann insbesondere die liberale Tendenz der Gesetzgebung ohne weiteres als das Ergebniss gesteigerter Sittlichkeit anzuerkennen" [1]).

Da nun die Aufklärung eher zum moralischen Rückschritt als Fortschritt disponirt, kann nicht bewiesen werden, dass das XVII. Jahrhundert sittlich „besser" gewesen sei, als das vorhergehende. Nach dem Gesagten ist aber zum mindesten fraglich, ob das XIX. Jahrhundert „besser" sei, als das XVIII. Unzweifelhaft ist nur, dass von Jahrhundert zu Jahrhundert die Kultur sich vermehrte, und dass weder der Absolutismus noch die Eroberungskriege diesen Prozess störten, weil sie ja selbst Ergebnisse dieses Kulturwachsthums waren. Begibt man sich auf den Standpunkt der Reformationszeit und der Renaissance zurück und schaut von dort aus auf den Kulturstrom in der Periode bis zur französischen Revolution, so sieht man denselben sich allenthalben verbreitern. Man gewahrt überall vermindertes Elend, verminderte Rechtslosigkeit, verminderte Rohheit, verminderte Unwissenheit, verminderten Aberglauben, kurzum erhöhte Kultur. Diese Verminderung ging in der gedachten Epoche ganz sachte aber stetig vor sich, wenngleich ihr Endergebniss noch das Entsetzen der aufgeklärten Gegenwart erregt. Und man merke wohl, dass an diesem Zustande der Dinge die staatlichen Verhältnisse wenig Aenderung brachten. Die Hexenprozesse gediehen üppig in der republikanischen Schweiz, wo der Aberglaube, wie bei allen Bergvölkern, sich fest eingenistet hatte; und im freisinnigen England, wo das erste königliche Haupt auf dem Schaffote fiel, waren ungerechte Verurtheilungen und willkürliche Einkerkerungen nicht ungewöhnlich. „Die Ansicht, dass die politischen Gesetze nicht für den Schwachen, sondern für den Starken und gegen den Schwachen erlassen würden, musste sich damals fort und fort aufdrängen." Sehr natürlich, denn die Gesetze werden allemal vom Starken, nicht vom Schwachen gemacht; Bestimmung des Schwachen ist es, sich ihnen zu unterwerfen, zu gehorchen [2]). Desshalb verfallen selbst heute, wo in den meisten Kulturstaaten der Einzelne vor Willkür gesetzlich geschützt, doch nur Jene dem

---

1) *Der sittliche Fortschritt der Menschheit.* (*Beil. zur Allg. Zeitg.* vom 1. und 2. Januar 1870. S. 9 und 26.

2) Froude drückt dies so aus: *the superior part has a natural right to govern; the inferior part has a natural right to be governed.* (*English in Ireland.* I. Bd. S. 1, 2.) Ein Kritiker in der *Edinburgh Review* No. 279 vom Jänner 1873, S. 127, wirft Hrn. Froude desshalb vor, dass er moralisches Recht mit physischer Gewalt verwechsle. Indess ist von Identifizirung des Rechtes mit Gewalt keine Rede; die Stärke (Gewalt) kann auch in ganz Anderem liegen, als in physischer Gewalt; der schlaue Schwindler, der den ehrlichen Dummkopf betrügt, bedient sich seines Rechts des Stärkeren. So versteht es wohl auch Froude, denn dass sein *natural right* nur das Recht des Stärkeren ist, geht aus seinem folgenden Satze hervor: *as nature has so constituted us that we must be ruled in some way, and as at any given time the rule inevitably will be in the hands of those who are then the strongest, so nature also has alloted superiority of strength to superiority of intellect and of character.*

Gesetze, welche nicht stärker sind, als das Gesetz. Darum hängen auch heute die Nürnberger keinen, sie hätten ihn denn zuvor. Der Gauner, der rechtzeitig entwischt, der abgefeimte Betrüger, der das Gesetz umgangen hat, so dass man ihm nichts anhaben kann, der politische Agitator, der geschickt nach Amerika flieht, sie sind alle stärker als das Gesetz. Darum endlich binden völkerrechtliche Satzungen den Mächtigsten nur so lange, als es ihm selbst gefällt, und er zerreisst sie, wenn es sein Interesse erheischt, weil es keine höhere Gewalt gibt, welche dem Gesetze Respekt verschaffen könnte.

Ihr Recht des Stärkeren übten nun die Fürsten aus und zwar mit steigender Macht in steigendem Maasse; nicht immer gereichte dies der Kultur zum Nachtheile. Die Mittel, welche der grosse Papst Sixtus V. anwandte, um der Rechtsunsicherheit in Rom und im Kirchenstaate ein Ende zu machen, können heute auf keinen Beifall rechnen; sie waren roh, grausam und willkürlich; binnen zwei Jahren aber war der Kirchenstaat von Banditen gesäubert und man erfreute sich einer seit lange nicht erlebten Sicherheit und Ruhe — ein unbestreitbarer Kulturgewinn. Das „Elend" des in Hörigkeit schmachtenden Volkes war endlich in den letzten Epochen unendlich geringer als zuvor. Der Bauer des XVIII. Jahrhunderts war freier als hundert Jahre früher und der französische Bauer insbesondere viel freier als der Bauer des XVIII. Jahrhunderts überhaupt; er war nicht mehr Leibeigener, ja sogar Grundbesitzer [1]). Auch würde man sich täuschen, wollte man glauben, die Völker hätten sich unter dem drückenden Joche elend gefühlt. Ueberall hatte es der Absolutismus vielmehr verstanden, die populären Wurzeln seiner Macht zu schonen, für die gemeinsamen Interessen der Gesellschaft in seiner Weise zu wirken, seine Diktatur wie eine wohlthätige, erweckende, schützende Form erscheinen zu lassen, die den Massen lieb geworden war. Kein Mensch hasste die absolute Monarchie als solche, denn sie wirkte vielfältig segensreich und befruchtend [2]). Karl Hillebrand hat überdies gezeigt, dass die absolutistische Regierungsform der Persönlichkeit mindestens eben so viel Freiheit und dadurch der Civilisation mindestens eben so viel Wahrheit und Tiefe gewährt als die Demokratie.

Daran vermögen einzelne herausgegriffene Beispiele, wie dieser oder jener Herrscher sich kulturhindernd geberdete, nichts zu ändern. Dass Friedrich Wilhelm I. die Baumwolle hasste und deren Gebrauch verbot, hat die Baumwolle nicht gehindert, ihren Weg zu machen. In volkswirthschaftlicher Hinsicht beging der Absolutismus schwere Fehler, sie sind aber stets erst nachträglich als Fehler erkannt worden. Die Geschichte der Nationalökonomie lehrt auch, dass solche Fehler keine Prärogative despotischer Willkür sind, sondern eben so oft in republikanisch oder parlamentarisch regierten Staaten begangen werden [3]).

---

1) Ludwig Haeusser, *Französische Revolution*. S. 17.

2) A. a. O. S. 4—5.

3) Dahin gehört z. B. das Festhalten am Schutzzollsysteme in den Vereinigten

Noch Eines ist zu beachten. Das Schutzzollsystem eines Colbert findet gegenwärtig nur getheilten Anklang, und dennoch eröffnete es unstreitig dem Verkehre und der Arbeit so viele neue Bahnen, dass die französische Industrie bald europäische Berühmtheit erlangte. Unter solchen Umständen war auch das „Elend" nicht so arg; das Volk vegetirte nicht, es lebte. Heinrichs IV. weise Sparsamkeit begünstigte Handel, Verkehr und Ackerbau, verbesserte die Kommunikationen, überholte das Postwesen aller Nachbarstaaten durch das System der Relais, schützte die Industrie, hatte nur 20,000 Mann stehendes Heer, und doch war er der schlagfertigste Monarch seiner Zeit. Man darf ruhig das Schutzzollsystem dem Merkantilsystem als ansehnlichen Fortschritt gegenüberstellen. Noch eine andere Lehre ertheilt aber die Geschichte. Die Unsittlichkeit Heinrichs IV., Sullys schnöder Geiz hinderten Beide nicht, die Würde der Staatsaufgaben zu durchschauen, den grossen Kulturzwecken aller gesitteten Gemeinwesen zu dienen. Ihr Schaffen und Walten in jedem Zweige des Herrscheramtes bleibt ein Musterbeispiel für die Staatsmänner aller Zeiten, und es ist eine durchaus müssige Frage, ob etwa ein ehrbares, tugendsames Parlament mehr geleistet hätte. Ich habe schon einmal betont, dass der private Lebenswandel der Monarchen in der Kultur der fortgeschritteneren Völker von untergeordnetem Einflusse ist. Die *Chronique scandaleuse* möge sich an den Maitressengeschichten der Höfe im XVII. und XVIII. Jahrhunderte ergötzen, der ernste Kulturforscher wird wohl thun, ihren Einfluss nicht zu übertreiben.

Zahlreiche Beispiele sprechen dafür, dass manche Wandlungen im sozialen Leben sich völlig unabhänigig vom Absolutismus, ja selbst gegen seine Gebote vollzogen. Ich will auf einige verweisen; zunächst auf die Frauenarbeit in Deutschland. Allerdings gab es in Deutschland nicht allgemein so ausschliesslich weibliche Handwerke wie in Paris im XIII. und XIV. Jahrhundert, wo die Seidenspinnereien mit grossen und kleinen Spindeln, die Seidenweberinnen, die Weberinnen seidener Kopfbedeckungen für Damen Meisterinnen und Zunftvorsteherinnen hatten. Aber in Köln kommen noch im XIV. Jahrhunderte die Handwerke der Garnzieherinnen und der Goldspinnerinnen vor, welche bloss von Frauen geführt wurden. Es waren im Allgemeinen Handwerke den Frauen offen, welche den weiblichen Kräften und Fähigkeiten besonders entsprechen, also Schneider, Weber, Beutelmacher, Bernsteindreher (Paternostermacher) Gürtler etc.; sie hatten im XIV. Jahrhundert neben Meistern Meisterinnen, neben Gesellen Mägde, neben Lehrlingen Lehrjungfrauen. Mit dem Ende des XVI. Jahrhunderts mehren sich die Bestrebungen der Meister und Gesellen, die Handwerksarbeit zum Monopole des männlichen Geschlechts allein zu erheben und die Frauen im günstigsten Falle auf Näharbeit zu beschränken.

Staaten und die Rückkehr zu protektionistischen Tendenzen im republikanischen Frankreich wie auch im Deutschen Reiche.

Diese Bestrebungen bezogen sich nicht bloss auf fremde Frauen, sondern waren selbst gegen Handwerksangehörige, Meisterfrauen und Töchter, gerichtet. Eine Zeit lang leisteten die Behörden, d. h. die Organe der Fürstenmacht, wenigstens zu Gunsten der Meisterfrauen Widerstand, dann erlagen sie endlich der allgemeinen Strömung. Im XVIII. Jahrhundert sind die Frauen gesetzlich von den Handwerken ausgeschlossen; und zwar nicht nur in den Duodezstaaten der kleinen Fürsten, sondern auch in den von keinem Absolutismus gequälten freien Städten.

Auffallender, weil alle Kreise berührend, ist die Geschichte des Tabakrauchens. Diese Sitte ist ein abermaliger Beweis, dass der Kulturmensch beim Kontakte mit roheren Völkern die Gewohnheiten der letzteren annimmt. In Amerika war das Rauchen allgemein üblich; die Spanier fanden bald Gefallen daran und verbreiteten den Tabak nach Portugal und ihren übrigen Kolonien; dann kam die Pflanze nach Frankreich und 1565 nach Deutschland und Italien; die Engländer lernten den Tabak in Virginien kennen, brachten ihn nach Holland und im XVII. Jahrhunderte gelangte er nach Schweden und Norwegen, Russland, der Türkei, Persien, ganz Asien bis nach China und heute ist er selbst zum Lebensgenusse der Südseeinsulaner geworden. Bekanntlich stiess diese Sitte oder Unsitte des Rauchens anfangs auf den heftigsten Widerspruch sowohl bei weltlichen als geistlichen Despoten; weltliche und geistliche Strafen wurden über Raucher und Schnupfer verhängt; auch die republikanische Schweiz stand in gerichtlichen Verfolgungen der Raucher nicht zurück. In Bern wurde das Tabakrauchen zu den grössten Verbrechen gezählt und ein eigenes Tabaksgericht niedergesetzt. Allgemein betrachtete man es als das grösste Laster. Ist nun der Tabak dem menschlichen Organismus nicht so schädlich, wie dessen Feinde behaupten, so ist doch sein Genuss im Allgemeinen nicht zuträglich, und die absoluten und andere Machthaber hatten eher Recht als Unrecht, ihn zu verbieten, wenn auch viele ihrer sonstigen Gründe hierzu uns lächerlich erscheinen. Wie wenig sie durchsetzen, zeigt die allgemeine Sitte des Rauchens, welche schliesslich die Fürsten selbst ergriff und kürzlich in Oesterreich seit ihrem zweihundertjährigen Bestehen die erste Milliarde Gulden Gewinn der Regierung eingetragen hat. Und hätte während der ganzen zweihundertjährigen Epoche diese Sitte die gleiche Verbreitung gehabt wie heute, so wäre der Gewinn der Staatsverwaltung etwa zwölfmal so gross gewesen. Da nun eine Milliarde Gewinn beiläufig zwei Milliarden Verbrauch bedeutet, die buchstäblich in Rauch aufgingen, so kostete dem österreichischen Volke die Rauchleidenschaft bisher genau den Betrag der französischen Kriegsentschädigung. Von solcher vom Volke selbst begangenen Verschwendung pflegt man indess zu schweigen.

Ein drittes Beispiel bietet die Geschichte der Kartoffel, welche trotz ihres geringen Nährwerthes ein wichtiges Nahrungsmittel geworden ist und mächtig zu jener Vermehrung der Menschheit beigetragen hat, ohne welche die Civilisation nicht ihre heutige Höhe erreicht hätte. Hier trat umgekehrt der Fall ein, dass das Volk gegen die Einführung des fremden Gewächses die längste Zeit heftige Opposition machte

und sich um die Weisungen der Behörden gar nicht kümmerte, denn der Kartoffelbau in Europa ist noch ziemlich jung. Die unerwiesene und unerweisliche Sage feiert den grossen Korsaren Francis Drake als Wohlthäter der Menschheit, weil er angeblich die Frucht aus Amerika gebracht haben soll. Sicher ist nur, dass die Kartoffel aus Perú und Chile, ihrem eigentlichen Vaterlande, um die Mitte des XVI. Jahrhunderts durch Spanier und Portugiesen auf die pyrenäische Halbinsel gekommen ist; von den Namen der Personen, die sie mitbrachten, ist nichts bekannt geworden. Dort hat man die Pflanzen nicht sehr enthusiastisch aufgenommen; ihr Anbau erfordert viel mehr Arbeit, als dem trägen Spanier lieb ist, und sie gehört auch heute noch zu den Seltenheiten in diesem Lande. Von Spanien verbreitete sie sich nur sehr langsam nach dem übrigen Europa und die ganze Erde, allein erst seit den letzten hundert Jahren. Der Bauer fürchtet sich ja vor allem, was neu aussieht, und die Priester eiferten gegen die „Teufelswurzel" von der sie keinen Zehent zu fordern hatten. Mit zähem Vorurtheile sträubte sich der Bauer hartnäckig gegen den Anbau des Gewächses, welches er als eine gottlose Neuerung betrachtete, je mehr es ihm die Weisheit der Obrigkeit aufdrang. Sogar die Berliner sträuben sich zehn Jahre lang sie zu essen. 1740 wird die Kartoffel in Pommern bekannt. Dort wie in der Mark und in Schlesien muss die Regierung ihren Anbau erzwingen. Der alte Fritz musste die Wiederspenstigen durch Dragoner massregeln und allerlei Kniffe und Pfiffe anwenden, um die Frucht einzubürgern. Nicht besser ging es in Frankreich. Der Bürger Parmentier liess es sich viele Mühe, Zeit und Geld kosten, um die Landleute zum Kartoffelbau zu bewegen, er schrieb Bücher und hielt Reden, um seinen Zweck zu erreichen; es fruchtete Alles nicht, die Leute bildeten sich nun einmal ein, die Frucht sei ungeniessbar und kaum für die Schweine zu gebrauchen. Da griff er zu einer List. Er liess so viel Land um Paris als er bekommen konnte, mit Kartoffeln bepflanzen. Kein Landwirth erhielt eine Knolle mehr. Als die Erntezeit kam, stellte er scharf bewaffnete Feldhüter an, und liess überall bekannt machen, Niemand solle bei schwerer Strafe sich unterfangen, eine Kartoffelpflanze auf diesen Feldern anzurühren, oder gar eine Knolle zu entwenden. Dieselbe sei nur für die Tafel des Königs und des hohen Adels, nicht für gemeine Leute bestimmt. Das zog. Die Feldhüter wachten zwar bei Tage, schliefen aber bei Nacht. Neugierig und neidisch schlichen die Landleute heran. Warum sollten bloss die Vornehmen etwas Gutes geniessen? und warum sollen sie schlechter sein? Also kamen immer mehr und mehr, um sich in den Besitz der verbotenen Früchte zu setzen und soviel sie konnten, davon zu stehlen, und siehe da, wie prächtig schmeckte die verbotene Frucht, die „königlichen Kartoffeln". Was Parmentier wünschte, war nun erreicht; die aufgenöthigte Wohlthat hatte man verschmäht, des erstohlenen Gutes freute man sich und hegte und pflegte es als etwas Kostbares.

Ganz ausserordentlichen Aufschwung nahm im XVII. und XVIII. Jahrhunderte der Handel, der allerorts mit der Hebung der Industrie

gleichen Schritt hielt. Nur in Spanien bewirkte die Austreibung der Mauren ihren Verfall. Die Politik des hl. Stuhles war den Gesammtmassregeln gegen diese heimlichen Anhänger des Islâm die längste Zeit abhold, empfahl vielmehr Mittel der Güte, Schonung, Belehrung und Ueberredung; die Härte der Inquisition schien den Päpsten ganz ungeeignet und noch 1606, nur drei Jahre vor der königlichen Austreibungsordre, wurden ihre Anträge von Paul V. abgewiesen. Die Verjagung der fleissigen Fremdlinge ist also der Spanier eigenstes Werk. Man berechnet die Zahl der Vertriebenen auf 435,000 und den dadurch verursachten Kapitalsverlust auf 72 Millionen Reichsmark nach jetzigem Geldwerth.

Ausserhalb Spanien gediehen indess Handel und Gewerbe, vorzüglich in den holländischen Niederlanden. Der ewige Kampf ums Dasein, welchen die Holländer mit dem an ihrem Boden unablässig nagenden, mitunter wild einreissenden und ganze Gemarkungen wegspülenden Meere führen müssen, stählte die Kraft dieses freiheitsliebenden Volkes; seinen Sinn für die Kulturinteressen erweiterte der Handel, zu dem die maritime Lage einlud. So hat Holland gefochten und gelitten für die Freiheit, wie kein anderes Volk und ist auch ein Hort der Freiheit geblieben bis auf den heutigen Tag. Hat es auch die Republik abgestreift, in der es kein höheres Ideal erkannte, so bewahrte es doch in seinen Institutionen den Geist des Freisinnes und der Vorurtheilslosigkeit, wie ihn der wunderbare Aufschwung zuerst der Kunst und dann der Wissenschaft in diesem Lande zeitigte. So brach Holland auch zuerst der Freiheit des Handels-Bahn. Die vollkommene Toleranz, die Freiheit in Religion, Politik und Handel trugen wesentlich zur Blüthe dieses tapferen Volkes bei, welches binnen Kurzem die Meere beherrschte. Nach dem Wahlspruche *virtus post nummos* aber, dem stets alle Krämerfreistaaten huldigten, hütete sich Holland wohl, die Freihandelspolitik auf sein eigenes Kolonialsystem anzuwenden, welches vielmehr, so weit es den ostindischen Archipel betrifft, ein streng prohibitives, monopolisirendes war. Im Namen der Handelsfreiheit focht gleichwohl die für das Merkantilsystem eintretende neidische englische *Commonwealth* Cromwells, dessen prohibitive Navigationsakte auch den Grund zur Grösse der britischen Marine legte.

Die Ausbildung des Kreditwesens, gefördert durch die allenthalben erstehenden Banken, führte zu der bis dahin unbekannten Erscheinung der Handelskrisen, zu welchen auch die in Holland wüthende Tulpenmanie (1634—1638) zu zählen ist. Die Verheerungen solcher Krisen sind für den Wohlstand der Völker viel vernichtender als blutige Kriege, wie die Ereignisse des Jahres 1873 klar erwiesen haben. Dennoch sind sie, gleich den Kriegen, so nothwendig sich wiederholend, wie die Gewitter, und auch ihre Wirkung, die Atmosphäre zu reinigen, ist bei beiden die nämliche. Diese Handelskrisen, so erschütternd und verderblich, sind endlich an sich ein unfehlbares Wahrzeichen hohen Kulturaufschwunges, denn es liegt in ihrem Wesen, dass sie nur dort auftreten, wo der persönliche und der Staatskredit in seiner vollen Entwicklung begriffen ist. Ein Gleiches gilt

von den privilegirten Handelsgesellschaften, ein Produkt der Kolonialpolitik, denen sich allmählig ein kaum von der Gegenwart übertroffener Schwindel zugesellte, gegen welchen auch die freisinnigsten Institutionen keinen Schutz boten. Im freiheitlichen England blühte derselbe genau so, wie im despotischen Frankreich, und die seitherigen Erfahrungen berechtigen auch keineswegs, den französischen Nationalcharakter der Neigung zu schwindelhaften Unternehmungen und der abenteuerlichen Leidenschaft schnell reich zu werden, zu zeihen. Vielmehr wollen wir uns gegenwärtig halten, dass die Früchte der steigenden Gesittung nicht immer süss, oft auch herbe und bitter schmecken.

Bewegung der geistigen Kultur.

Sieht man von der Gegenwart ab, so hat der menschliche Geist in keiner Epoche der Geschichte sich reicher entfaltet, als in der zwischen Renaissance und französischer Revolution liegenden Periode der unbeschränkten Fürstenmacht. Die Errungenschaften jener Zeit haben wesentlich die Triumphe der jüngsten Gegenwart vorbereitet. Ich verwahre mich gegen die Ansicht, als ob der Absolutismus etwa diesen Aufschwung begünstiget hätte, wie von mancher Seite verbreitet wird, indem man gerne auf die Unterstützung hinweist, welche viele Herrscher den Wissenschaften und Künsten angedeihen liessen. Eben so wenig kann man der entgegengesetzten Meinung beipflichten, wonach die Bevormundung der Wissensentfaltung abträglich gewesen wäre. Jene, denen Bevormundung, weil Beschränkung der Freiheit bedeutend, an sich zuwider ist, vergessen, dass sie wie im privaten so im Völkerleben ihre tiefe Berechtigung hat; der Entwicklung hinderlich wird die Bevormundung erst dann, wenn ihr die Individuen entwachsen sind, ihrer nicht mehr bedürfen; diesen Nachweis für die Völker Europas im XVII. und XVIII. Jahrhunderte zu führen, dürfte aber schwerlich gelingen. Das Zusammenfallen hoher Geistesthätigkeit mit der Periode der Bevormundung beweist jedenfalls so viel, dass diese kein Hinderniss war.

Ohne auf Details einzugehen, wozu es an Raum fehlt, darf man konstatiren, dass auch der in Rede stehende Zeitabschnitt eine neue Bestätigung des Gesetzes ist, demzufolge die Kunst der Wissenschaft weicht. Auf die prangende Blüthe der Renaissance folgte fast allerwärts und auf allen Gebieten die Ausartung des Styls, der Barockstyl in der italienischen, das Rococco in der französischen Architektur. Ein gleich übertriebenes Streben nach effektvoller Darstellung machte sich in der Plastik geltend, während der Verfall der am spätesten entwickelten Malerei auch am spätesten eintrat. Letztere fand noch eine vielseitige, ausgedehnte Pflege zur Zeit als Bernini seine berüchtigten „Eselsohren“ dem klassischen Pantheon in Rom anklebte; im XVIII. Jahrhunderte sonderten sich Historienmalerei, Genrebild, Landschaft, Thierstück und Stillleben als selbständige Gattungen ab,

erst im nächstfolgenden Jahrhunderte brach der Verfall auch dieser Kunst herein.

Innerhalb der so skizzirten allgemeinen Bewegung der Kunstentwicklung lässt sich wieder ihre strenge Abhängigkeit von dem jeweiligen Kulturstadium der einzelnen Völker verfolgen. Denn so wie heute standen zu allen Zeiten die verschiedenen Nationen auf sehr verschiedenen, durch ihre ethnischen Anlagen beherrschten Kulturstufen. Wie schon mehrfach erwähnt, war der Süden dem Norden an Bildung reichlich überlegen; demgemäss musste auch der Kunstverfall im Süden beginnen. In der That knüpft reissend schneller Verfall in Italien unmittelbar an die grössten Meister an und breitet sich bereits in Raphaels eigener Schule aus; solcher Verfall blieb dagegen dem weniger hoch gestiegenen Deutschland erspart. Allerdings stellte sich im XVII. Jahrhunderte, wenigstens in der Malerei, eine Art von Nachblüthe in Italien ein, als „Wiederherstellung des guten Geschmacks“ bekannt und angeblich in zwei Hauptrichtungen, einer eklektischen und einer naturalistischen sich äussernd, ohne jedoch den völligen Rückzug der Kunst aufhalten zu können. In dem weniger fortgeschrittenen Spanien und den Niederlanden bezeichnet dagegen das XVII. Jahrhundert die Blüthe der Malerei und reichste Kunstentfaltung. Diese schwand in Holland aber bald dahin als im XVIII. Jahrhunderte dieses kleine Land seine höchsten wissenschaftlichen Triumphe feierte.

Den gleichen Gang schlug die literarische Entwicklung der europäischen Völker ein. In und am Schlusse der Renaissance-Periode sehen wir das poetische Schaffen in emsiger Thätigkeit. Wenn irgendwo, so führt die Literaturgeschichte Italiens den Beweis, dass die Sonne der Fürstengunst die Blüthen der Poesie nicht versenge; nirgends entfaltete sie sich reicher als an den Höfen des Hauses Este zu Ferrara und der prunkliebenden Medizeer zu Florenz. Ariosto und Tasso funkeln am Horizonte jener Zeit. Nach vielfachen Abschwächungen ist das XVII. Jahrhundert für Italien die Verfallsperiode auch der Poesie, wie der durch die blendenden Jesuitenkirchen charakterisirten Architektur, Plastik und Malerei. Dagegen beginnt eben mit Anbruch des XVII. Jahrhunderts die Musik — wie ich gezeigt, die letzte in der Entwicklungsperiode der Künste — die erste Stelle im Kunstleben Italiens einzunehmen und die Oper wurde demnach eben so eifrig gepflegt als vom Publikum leidenschaftlich bevorzugt. Mit dem Kunstverfalle hielt aber die ernste Wissenschaft ihren Einzug. Im XVII. und XVIII. Jahrhunderte leben Forscher von dem Range eines Marcello Malpighi, Redi, Fabricius ab Aquapendente, Spallanzani, Volta u. A. m. Auch in Spanien fällt die Blüthe der Literatur in die Epoche des Despotismus eines Karl V. und späterhin der grausamen kirchlichen Tyrannei, welche den Aufschwung der poetischen Nationalliteratur eher gefördert als gehemmt hat Ihr goldenes Zeitalter ist aber wie jenes der Kunst das XVII. Jahrhundert, welchem ein rascher Verfall folgte. So rückt Spanien in allen Dingen etwa um ein Jahrhundert nach.

Die Wende des XVI. zum XVII. Jahrhunderte bezeichnet das

Uebergewicht Frankreichs auf geistigem wie auf politischem Felde; eine Abhängigkeit des ersteren vom letzteren besteht in der Regel jedoch nicht, wie das Beispiel Spaniens lehrt, wo der Verfall des Staates längst begonnen hatte, als das vielseitige Genie eines Calderon die Herrschaft der spanischen Bühne aus Lope's Händen übernahm. In Frankreich offenbarte sich der Verfall der romantischen Literatur beim Anbruch der Renaissance durch das vergebliche Bemühen, die *Chansons de geste* und das Interesse des Publikums an den Grossthaten des Amadis neu zu beleben. Honoré d'Urfé trat mit seiner *Astrée* auf, welche wohl das merkwürdigste Beispiel der ersten Schäferromane ist und eine ungeheure Popularität erlangte. Sorel, Scarron und die anderen Vertreter der *Bohème littéraire* empfehlen sich nun zunächst unserer Aufmerksamkeit, wie die anspruchsvolleren Werke des La Calprenède und der Scudéry. Neben den stylvoll und ruhig gehaltenen Werken Fénélons und Perraults begegnen wir der gemachten und manierirten Weise Fontenelles. Im *grand siècle* Ludwigs XIV. lebte allerdings die Poesie im strengen Banne der Hofkreise, welche eine Nationalliteratur nicht aufkommen liessen. Ohne ein Urtheil über den poetischen Werth der französischen Dichtkunst im Zeitalter Ludwigs XIV. zu wagen, darf man dieselbe doch als ein Produkt der Gelehrsamkeit, nicht des Nationalgeistes auffassen. Die französische Nationaldichtung war mit den nordfranzösischen *Trouvères* und der nordfranzösischen Epik ausgeklungen und die sogenannte klassische Periode der Poesie mahnt lebhaft an die Literatur der alexandrinischen Griechen. Diese Thatsache ist ein unfehlbarer Fingerzeig, dass das Wissen in Frankreich eine höhere Stufe als in den Nachbarländern erreicht hatte, denn die Höhe der nationalen Dichtkunst schreitet der Wissenshöhe voran. Und in der That, weil in Frankreich das meiste Wissen aufgespeichert war, fiel ihm einerseits die politische Leitung Europas zu, verlor andererseits die Poesie den nationalen Boden. Frankreich trat als vermittelndes Glied an die Spitze der romanischen Völker, von welchen die Kultur, dort so lange gepflegt, nunmehr den germanischen Nationen sich zuwandte. Die auch ethnisch den Uebergang von den Romanen zu den Germanen darstellenden Franzosen rückten so zu sagen naturgemäss in diese neue Stellung ein.

Die Uebersiedlung der Kultur aus dem Süden nach dem Norden Europas vollzog sich natürlich nur langsam, so langsam, dass sie erst jetzt vollbracht erscheint. Die Romanen hatten vor den Germanen mehrere Jahrhunderte nationalen Lebens voraus, und da Völker wie Individuen altern, war der bei ihnen eintretende Stillstand ein Ergebniss der Zeit selbst. Aeltere Organismen funktioniren nicht mehr mit gleicher Lebhaftigkeit wie früher, die Kräfte lassen nach und räumen das Feld dem jüngeren, hier zuerst dem französischen, dann dem germanischen Nachwuchse. Der Kulturunterschied zwischen Beiden war ein sehr beträchtlicher. Italien war geistig im Jahre 1400 so weit vorgeschritten, wie England 1500; Paris zeigt eine sechsfache Ueberlegenheit über London, die in den nächsten Jahren noch auffälliger wird. Seine Universität war eine der ältesten, älter als die eng-

lischen und deutschen, denen sie zum Muster diente. So reicht Galilei, der Erfinder des Fernrohres, in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts über Descartes und Gassendi, der das vollendetste, materialistische System des Alterthums, jenes Epikurs, wieder ans Licht zog und den Zeitverhältnissen gemäss umbildete, dem späteren Newton, dem Entdecker der Gravitationsgesetze, die Hand. In Frankreich war es auch, wo der Zeitgenosse dieser Männer, der Engländer Thomas Hobbes, die Anregung zu seiner philosophischen Thätigkeit empfing. Pascal und Mersenne pflegen die mathematischen Wissenschaften. Zwar will man behaupten, dass mit dem protektionistischen Geiste Ludwigs XIV. eine allgemeine rückläufige Bewegung in jedem Kunst- und Wissenszweige eintrat, und die Entdeckungen und Arbeiten der genannten Männer in die Zeit fallen, bevor Ludwigs System der Gönnerschaften seine Wirksamkeit äusserte, dass die Produktionskraft der Franzosen dahinschwand[1]), dass beim Tode des grossen Eroberers Frankreich den entschiedensten Mangel an originalen Köpfen aufwies. Dieser Behauptung stehen indess einige schwerwiegende Thatsachen entgegen. So ward Tournefort, dessen epochemachendes System in der Botanik erst durch die vorzüglicheren Leistungen Linnés verdrängt werden konnte, 14 Jahre nach Ludwig XIV. geboren, der ihn um 7 Jahre überlebte und in dessen Regierungszeit demnach das ganze Wirken dieses Mannes fällt. Tourneforts grosser Schüler Vaillant war aber gar erst 1669 geboren und starb 1722, und der noch bedeutendere Bernard de Jussieu ward 1699, der bekannte Physiker Reaumur[2]) 1683 geboren. Schon 1706 war Letzterer Mitglied der Akademie der Wissenschaften; 1684, also 23 Jahre nach Ludwigs selbständigem Regierungsantritt, starb der Physiker Mariotte, 1669 fand Pierre Picards Messung einer Reihe von Dreiecken von Malvoisine bis Amiens statt, womit der Grund zu den trigonometrischen Landesvermessungen gelegt war. Sauveur (1653—1716) bestimmte die Schwingungszahl der Tonwellen zuerst mit ziemlicher Genauigkeit; über die Ausdehnung der Luftarten stammt die älteste Bestimmung von Amontons (1663—1705), der hierbei das Luftthermometer erfand; auch das Leben des freilich ausserhalb Frankreich weilenden Papins (1647 bis etwa 1714) fällt ganz in Ludwig XIV. Regierungsperiode. Diese Beispiele liessen sich bei tieferem Eindringen wohl vermehren, genügen jedoch, um zu zeigen, dass die Behauptung Buckles der Genauigkeit entbehrt. Und dass auf den scheinbaren Glanz nicht unmittelbar plötzlicher Untergang folgte, lehrt die Zeit der Regentschaft und Ludwig XV., welche die Blüthe der französischen Aufklärung erfasste. Ich müsste eine lange Liste von wohlbekannten Namen aufzählen, um die Bedeutung dieser Epoche zu illustriren. Die schöne Literatur, die Poesie und die Künste, die

---

1) Dies versucht Buckle, *Geschichte der Civilisation*. I. Bd. 2. Abth. S. 169—176.

2) Reaumur schrieb seinen Namen ohne é; Réaumur ist wohl nur eine Erfindung Voltaires.

waren freilich seit der zweiten Hälfte der Ludwig'schen Regierung dahingegangen, dafür aber die Wissenschaft an deren Stelle getreten. Erinnern wir uns auch der gewöhnlich verkannten hohen Verdienste Frankreichs um die Erdkunde; die *voyages faits par ordre du Roi* haben unendlich zur räumlichen Erweiterung unserer Kenntnisse beigetragen, wie denn auch schon früher den Franzosen die Ehre der ersten Entdeckung Australiens zufällt[1]). Unter den übrigen Wissenszweigen finden die Naturwissenschaften hervorragende Pflege. So stossen wir auf die erste Anlage eines naturwissenschaftlichen Gartens in Europa schon 1635, zu welcher Zeit die Leibärzte Ludwigs XIII., Hérouard und Guy de la Brosse ermächtiget wurden, ein Areal von 24 Morgen Land in Paris anzukaufen, um einen botanischen Garten zunächst für die Erziehung und das Studium der Medizinalpflanzen zu errichten, daher heute noch der Name *Jardin des plantes*. Später trat der Zoologe George Louis Leclerc Graf von Buffon (geb. 1707 gest. 1788) in das Direktorium dieses Gartens ein und es wurde dann auch bald wohl in Folge des von diesem Naturforscher allgemein angeregten Geschmacks für Naturwissenschaften die von Ludwig XIV. in Versailles angelegte und von Ludwig XV. und Ludwig XVI. mit Vorliebe vermehrte Menagerie trotz der Revolution, im Jahre 1794 nach dem oben genannten Garten versetzt, zur grössten Freude der Pariser, sowie unter Theilnahme der ganzen Nation, denn von allen Seiten kamen damals Zusendungen und Geschenke an das Institut. An diesen Aufschwung der Naturwissenschaften knüpfen in Frankreich die den Resultaten der modernen Wissenschaft so nahe kommenden Encyklopädisten an, während in England und Deutschland das Freidenkerthum im Allgemeinen über den Deismus nicht hinauskam. Der atheistischen Richtung Diderots huldigten allerdings nicht die zwei gefeierten Grössen der französischen Philosophie, Voltaire und Rousseau; ersterer hielt bei aller Bekämpfung der Kirche fest an der Persönlichkeit Gottes und an der persönlichen Unsterblichkeit, letzterer repräsentirt die Reaktion gegen die materialistischen Lehren und verliert sich ebenfalls in glaubensvollem Idealismus. So vielfach diese beiden Männer und ihre Anhänger sich um die Aufklärung bemühten, so blieben sie doch in den Banden des Glaubens gefangen; ihr Einfluss auf die spätere französische Revolution ist daher gewiss überschätzt worden.

Neben den Franzosen sind es die Engländer, Holländer und Deutschen, die mit rüstigem Schritte das Gebiet der Aufklärung betreten. In England und Holland zeigt die Renaissance eine nationale Literatur, welche wieder der Wissenschaft vorangeht. Auf Shakespeare, den Unerreichten, folgt der Dichter des englischen Puritanerthums, Milton, letzterer nur mehr durch die hochgehenden Wogen des Religionskampfes möglich; nach ihm beginnt der Verfall der Literatur und der gleichzeitige Aufschwung der Wissenschaft. Im Jahre 1682, acht Jahre nach

---

1) Siehe Petermanns *Geographische Mittheilungen* 1878. No. I. S. 4—6.

Miltons Tode, wird die *Royal Society* eröffnet. Genau das Nämliche findet in den Niederlanden statt. Die Dichterfürsten der Holländer, Hooft, Vondel, Cats blühen zugleich mit den grossen Sternen ihrer Malerei, Rembrandt, Helst, van de Velde, Potter, hauptsächlich im XVII. Jahrhunderte, dessen Ausgang den Verfall der holländischen Literatur und Kunst bezeichnet, während das XVIII. sich auch bei ihnen durch wissenschaftliche Leistungen ersten Ranges hervorthut. Begünstigt durch ihre maritime Lage hoben sich Briten und Niederländer zu einer höheren Kulturstufe empor, früher als die Deutschen, deren wissenschaftliche Periode mit Leibnitz anhebt. Die Reformation und Renaissance riefen auch in Deutschland eine volksthümliche Poesie ins Leben, die sich am besten in Hans Sachs verkörpert, die Blüthezeit des Meistersanges. Darin sind aber wieder alle Urtheile einig, dass die deutsche Dichtung, als die deutsche Wissenschaft durch Puffendorf und Leibnitz eine achtungswerthe Stellung einzunehmen begann, erbärmlich war und werthlos. Die vielgetadelte Hofpoesie der Franzosen erwies sich so sehr als ein Produkt der allgemeinen Kultur, passte so trefflich in ihr Zeitalter hinein, dass sie in England, Holland und selbst in Deutschland Nachahmung fand und allerorts den Literaturverfall einleitete.

Ueberschauen wir die wissenschaftlichen Leistungen der Germanen in dieser Frist, so sehen wir sie mit raschen Schritten sich den Italienern und Franzosen an die Seite stellen. Unzählig sind die Leistungen aller Kulturvölker auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung, unter welcher der kirchliche Versuch, die geocentrische Lehre zu erzwingen, zusammenbrach. Die Erfindung des Teleskops und die Begründung der physischen Astronomie vollendeten den Sturz der kirchlichen Vorstellung. Den europäischen Fortschritt in der Erwerbung exakten Wissens zu schildern, überschreitet den diesen Blättern gesteckten Rahmen; er erstreckte sich auf fast alle Zweige der Naturkenntniss, der Physik, Meteorologie, Chemie, der Erd- und Himmelskunde. Die Verbesserung der physikalischen Instrumente gestattete die Akustik, die Optik, die Lehre von der Wärme, der Elektrizität und vom Magnetismus auszubilden, die Maschinen in die Industrie einzuführen, und noch ehe die französische Revolution zum Ausbruche kam, hatte Watt seine Dampfmaschine in Gang gebracht und Arkwright seine Baumwollmaschine aufgestellt. So viele wissenschaftliche Erkenntniss konnte natürlich nur der Geist der Forschung oder Skepsis erringen, der zugleich die Grundlagen der Religion, den Glauben, und mit ihm auch die weltliche Autorität erschüttern musste. Dennoch blieb von der Feststellung der Lehre, dass das Universum unter der Herrschaft mathematischer und daher nothwendiger Gesetze stehe, bis zu jener, welche die anthropocentrischen Vorstellungen beseitigt und den Menschen auf seine wahre Stellung und Nichtigkeit im Universum verweist, noch ein weiter Schritt, der selbst heute noch nicht völlig gethan ist. Schon wussten Einige darum, die Menge der Gebildeten hegte aber mit inniger Vorliebe den anthropocentrischen Wahn, und sie hegt ihn theilweise noch. Man erhob sich wider den gemeinen Kirchenglauben

und übersah, dass jeder Glaube über Bord zu werfen sei. In dieser Erkenntniss schritten Franzosen und Engländer den am Ideale hangenden Deutschen voran. Hobbes, der konsequenteste von allen Materialisten, war der Vorläufer jener Reihe von Männern, welche in den französischen Encyklopädisten ausliefen. In England, dem klassischen Lande des Dualismus und religiösen Glaubens, trat dieses Gemenge von germanischem Forschungsgeist und Idealismus in einen Bund zwischen dem naturwissenschaftlichen Materialismus und dem religiösen Glauben, während die französische Skepsis, diese grosse Befreierin der gebildeten Menschheit nicht nur von geistlichen, sondern auch von geistigen Banden, die materialistische Weltanschauung in ein System mit demokratischen Tendenzen ausbaute und erweiterte. Dass die religiöse Aufklärung in Deutschland sowohl in der von Leibnitz aufgestellten und dann von Thomasius und Wolf ausgebildeten rationalistischen Philosophie wie in dem Pietismus ihre Quellen zu suchen hat, also nicht bloss vom Freidenkerthum des Auslandes herüber genommen ist, darf man als erwiesen betrachten. Diese pietistische Aufklärung hat gewiss mit dazu beigetragen, im deutschen Volke den Boden zur Aufnahme aufklärerischer Gedanken überhaupt empfänglich zu machen, sie hat auch hin und wieder unmittelbar einem rationalistischen Aufklärer den Anstoss zu seiner Gedankenentwicklung gegeben, aber mehr darf man auch nicht sagen, wenn man nicht zu viel sagen, ihren Einfluss nicht überschätzen will.

So verkehrt es ist zu verkennen, dass auch im Pietismus eine Quelle der deutschen Aufklärung zu suchen ist, ebenso verkehrt wäre es, in ihm die einzige oder auch nur die Hauptquelle derselben zu finden. Dem grossen Zuge der französischen Skepsis gegenüber erscheint aber diese pietistische Freigeisterei der Deutschen wie auch die Leibnizsche Philosophie als ein Versuch, den Materialismus zu überwinden, ein Versuch, erfolglos wie er immer bleibt, der mit der tieferen Kulturstufe des Volkes im Einklange stand. Wohl gewahrten seit Ende des XVII. Jahrhunderts heller blickende Männer in Deutschland, wie weit man hinter den anderen Nationen zurückgeblieben sei, der Idealismus, der einen wesentlichen Zug des deutschen Charakters ausmacht, sich bald in einem Ringen nach Freiheit, geistigem Fortschritt und nationaler Selbständigkeit äussernd, verdrängte schliesslich die nüchternen Wahrheiten der materialistischen Lehren [1]). So stand denn, gestiegen wie jedes der drei Kulturvölker war, Frankreich an der Spitze, Deutschland am Fusse der kulturellen Stufenleiter.

Produkte des Mystizismus.

Die Höhe der erreichten Bildung vermochte indess das XVII. und XVIII. Jahrhundert nicht vor geistigen Ausschreitungen und psychischen

1) Lange, A. a. O. S. 234—409.

Seuchen zu bewahren, denen wir heutzutage kaum mehr ein mitleidiges Lächeln widmen, die aber dennoch als bedeutsame Zeichen der Zeit Beachtung verdienen. Obenan steht die Liebesnarrheit, deren klassische Zeit das XVII. Jahrhundert, deren klassischer Boden Spanien und Frankreich ist. In beiden Ländern jedoch erscheint die erotische Strömung eine grundverschiedene; in Spanien mystisch umdämmert, träge schleichend, fahlleuchtend, mit Blutspuren; in Frankreich von frischen Düften umweht, heiter gekräuselt, mondbeglänzt. Dort wird die Liebe zur selbstmörderischen Flagellantenwollust und ihre Fessel symbolisirt sich in einem Stachelgürtel, während sie hier das quintessenzirte Sinnen- und Geistesleben darstellt und die Stärksten an Blumenketten legt; dort sind die Liebesnarren wie wildbrütende, lustgepeinigte Geisselmönche, die heimlich ihr Gelübde verletzen, hier gleichen sie leicht angeheiterten, lebensfrohen Gästen an einer fein sinnlich gewürzten Brauttafel.

Völker im Verfall sind wie Menschen in schweren Nöthen; um sich zu betäuben, tauchen sie sich gerne in einen monomanen Wahnwitz. Griechenland berauschte sich mit Rhetorik und Sophismen, Rom stumpfte sich durch Zirkusschlächtereien ab, Byzanz verdummte im sylbenstecherischen Gezänke der Konzile, Venedig ward zur Courtisane und tödtete sich auf einem Karneval. Spanien, das stolze, ideale Spanien, blieb in voller Dekadenz aufrecht in der Stellung der Allgewalt und ward, um sein Elend zu übertäuben, liebetoll. Doch die wahren Traditionen der alten furiosen Liebesrolande waren vergessen; die frische, frohe, blühende Sinnlichkeit des naiven Romanzero abgestorben und verpönt; es war eine tiefkranke Liebesseuche, eine subtil-asketische Galanterie, welche die Kleinigkeiten der Devotion in die fanatischen Sinnengluthen mönchischer Bacchanalien hineintrug. Das Weib ward zum Idol, zum Fetisch, ihr Kult ein bizarrer, unheimlicher, fast ein Blutopfer, dessen Düfte entsetzlich berauschend auf das Götzenweib wirkten. Alles ringsum ward zur Hyperbel, sie glaubte daran, verlangte das Hyperbolische als ihr Recht und fand es ganz natürlich, dass man sich mordete um ihrer Fingerspitze willen.

Die Etikette liess nicht allein die erotischen Extravaganzen zu, sondern sie besass sogar ihre offiziellen Liebesnarren, welche man „Liebestrunkene“, „*Embevecidos* nannte. Diese durften, wenn sie auch keine Granden waren, dennoch in Gegenwart der Majestäten unentblössten Hauptes verweilen, weil man annahm, sie seien allzusehr von dem Anblick ihrer Herzensdamen geblendet, um noch für etwas anderes Besinnung behalten zu können.

Der wollüstige Götzendienst der Liebenden entlieh der Religion ihre rituellen Formen, indem er die Bussübungen derselben als Liebesopfer adoptirte. Es ward Hofmode, dass die Höflinge sich während der Fastenzeit geisselten und kasteiten; besondere Kirchenzuchtmeister unterwiesen, gleich Fechtmeistern, in der Kunst, die Geisselruthe und Flagelle richtig und anmuthsvoll zu handhaben. Während der Charwoche pflegten dann die jungen, vornehmen Flagellanten allabendlich, von ihren Fackelträgern begleitet, durch die Strassen zu laufen, und

zwar in einem Ordenskostüm, welches an das der islamitischen Heulderwische erinnert haben soll. Sie trugen nämlich glockenförmige Battiströcke und konische Mützen mit einem Linnenschleier, welcher ihre Züge verhüllte. Vor den Balkonen ihrer Götzinnen machten sie Halt und gaben das Schauspiel ihrer Fleischeskreuzigung jenen Damen preis, wobei von diesen letzteren erhaltene Bänder ihre Geissel schmückten. Die wahre *Fashion* bestand darin, die Geissel nur mit dem Handgelenk ohne besondere Armbewegung zu gebrauchen, wobei das Blut nicht auf die Kleider spritzen durfte. Die Herzenskönigin schmückte indess ihren Balkon wie einen Opferaltar mit Blumen und brennenden Wachslichtern, und ermuthigte ihren Martyr mit Wort und Geberde. Wenn der Flagellant unterwegs einer vornehmen Dame begegnete, so musste er sich einen solchen Hieb versetzen, dass sein Blut womöglich der Dame ins Antlitz spritzte, wofür der Liebesnarr ein süsses Lächeln einheimste. Zuweilen kams, dass zwei nebenbuhlerische Bussritter sich vor dem nämlichen Balkon begegneten, dann ward die Geissel zur Duellwaffe; die Kämpfer zerfleischten sich mit Geisselhieben, die Lakaien hieben mit brennenden Fackeln auf einander ein und das Schlachtfeld blieb dem Sieger, der nun seine Huldigung darbrachte. Gewöhnlich folgte ein grosses Festmahl auf den blutigen Mummenschanz. Eine alte spanische Reisebeschreibung enthält darüber folgende Stelle: „Der Büssende nimmt an der Tafel mit seinen Freunden Platz, welche ihn mit Komplimenten überhäufen und das Glück seiner Dame preisen. Die ganze Nacht wird mit Erzählungen von derartigen Liebesbussen verbracht und manchmal ist Einer, der aus Liebe so unbarmherzig auf sich hineingewüthet hat, am Osterfeste so krank, dass er nicht einmal die Messe besuchen kann.“

Doch erholen wir uns von diesen lugubren Phantasmagorien durch einen Spaziergang im Lande des *„Tendre“*, wo's liebenswürdigere Liebesthoren gibt, über deren heiteren Unvernunft ein ewiger Himmel zu blauen scheint. Es war eine Pisani, welche die wohlanständige Liebesschule des Hôtel Rambouillet anfangs des XVII. Jahrhunderts gründete. Im blauen Salon dieses Hauses, welchen wir aus den zahlreichen Briefen des Rambouillet-Poeten Voiture zur Genüge kennen, wurden jene Liebesthesen aufgestellt und vertheidigt, bei welchen selbst Kardinal Richelieu seine schöngeistigen Sporen verdient hat. Alle Celebritäten der Epoche besuchten den blauen Salon mit seinen „hohen Bogenfenstern“; wir nennen nur: Malherbe. Vaugelas, Voiture, den Herzog von La Rochefoucault, Corneille und Bossuet, unter den Damen ausser der Marquise: Frau von Longueville, Fräulein von Scudéry und Frau von Sévigné, Die feingeistige, espritschillernde, allerdings auch zuweilen gesuchte und affektirte Literatur des „gesprochenen“ Wortes, welche im Hôtel Rambouillet zur höchsten Blüthe gedieh, bereitete jene klassische Periode des „geschriebenen“ Wortes vor, welche die Dichterpleiaden des vierzehnten Ludwig erzeugte.

Die Frauen machten zum ersten Male ihren läuternden Einfluss

auf die Sprache geltend und schufen bild- und schmiegsame Formeln für die schwierigsten und verfänglichsten Liebesfragen, welche in jenen feindurchsichtigen Schleier gehüllt wurden, welche die Härten des nackten Gedankens versöhnend überschimmern. Der Glanz des Hôtels Rambouillet dauerte fast ein halbes Jahrhundert. Als der blaue Salon seine Thore schloss, hatte die Akademie Richelieus, deren Gründungsgedanke von dort herstammte, bereits die ihrigen geöffnet. Die in alle Winde verstreute Gesellschaft der Marquise hatte sich indess hier und da wieder in literarischen Zirkeln zusammengefunden und der Salon der Romanschriftstellerin, des Fräuleins von Scudéry verdunkelte bald die übrigen Zirkel. Dies geschah im Jahre 1656, wo Scudéry's zehnbändiger Roman: *Clélie* erschien, der, wenn wir nicht irren, die Beschreibung jenes famosen Liebesreviers, des Landes vom *Tendre* enthält, worüber sich Boileau so köstlich lustig gemacht hat.

Die Quelle all dieses seuchenartig auftretenden Liebeswahnsinns ist zweifelsohne in dem Mystizismus zu suchen, der gerade in den Zeiten der höchsten Aufklärung am mächtigsten aufzulodern pflegt. Er gibt den besten Beweis wie die Aufklärung völlig ohnmächtig ist, das menschliche Gemüth zu befriedigen. Das Bedürfniss nach dem Uebernatürlichen, dem Geiste Unverständlichen, führt direkt zum Mystizismus, dem Borne des Glaubens wie des Aberglaubens, unschätzbaren Guten und unermesslicher Uebel. Er ist der Urquell aller jener Phänomene, welche zu den verschiedensten Epochen, unter den verschiedensten Himmelsstrichen auftreten und die wir als psychische Seuchen bezeichnen, weil sie wahrhaft epidemienartig die Menschen ergreifen, ja oft ein ganzes Zeitalter unter ihr Joch zu beugen vermögen. In dem erleuchteten XVIII. Jahrhundert ist z. B. der allgemeine Glauben an die Leistungen hervorragender Schwärmer und Schwindler eine hochinteressante Erscheinung, welche gar nicht anders denn als psychische Seuche bedeutet werden kann. Zum Wunderglauben, sagt sehr richtig Hieronymus Lorm, war die Welt zu jeder Zeit in gleichem Maasse geneigt, einen Unterschied begründet nur das Gebiet, dem sich der Aberglaube gerade zuwendet. Sind wir vielleicht heutigen Tages weniger disponirt, an die Möglichkeit un- und übernatürlicher Erscheinungen zu glauben?

Wir haben nur das Terrain gewechselt. War damals der Glaube an die Wunder noch verborgener Naturkräfte allmächtig, von deren Ausbeutung man sich Glück und Reichthum versprach, so gehört die Zeit, in der man sich fabelhafte Wunder mit den gleichen Erfolgen von der Erkenntniss und Ausnützung volkswirthschaftlicher Gesetze versprach, noch zur allernächsten Gegenwart. Immer trachtet das arme Menschenvolk seine nackte Gier nach Bereicherung schamhaft mit einem respektablen „höheren“ Prinzip zu verhüllen. Hat man in unseren Tagen der phantastischen Abenteuerlichkeit finanzieller Spekulationen den Mantel der Urbarmachung aller staatlichen Ertragsfelder und Hilfsmittel umgehängt, so waren die Schwärmer und Schwindler zu Ende des XVIII. Jahrhunderts in ein noch lichteres Gewand gesteckt: die Tugend selbst, wie man ihrer in solchem Grade nur durch un-

mittelbare Berührung mit dem lieben Gott in Person theilhaftig werden kann, sollte all den magischen Künsten, vornehmlich der Goldmacherkunst zu Grunde liegen, die Tugend schon auf Erden ihren Lohn haben.

Während die menschliche Natur mit ihren innersten Motiven immer dieselbe bleibt, verändert sich in ununterbrochenem Fluss der geistige Deckmantel des rohen Naturtriebes und diese Veränderung allein bildet den Inhalt der Kulturgeschichte. Ausschliesslich aus ihr erklärt sich die Macht einer individuellen Erscheinung, niemals aus der Persönlichkeit selbst, wie ausserordentlich diese auch gewesen sein mag. Das Kulturmoment, welches vor hundert Jahren Cagliostro zu Hilfe kam, ihn gewissermassen mit Naturnothwendigkeit erzeugte, war der durch Geheimbünde seine Verwirklichung suchende Mystizismus. Neben den Illuminaten und anderen Verbindungen war auch der Freimaurer-Bund damals von dem Bestreben nach der Erlangung übernatürlicher Gewalten und von der Ueberzeugung der Möglichkeit durchdrungen, das magische Ziel auf dem Wege der Tugend zu erreichen. Nach dem Vorbild des antiken Gnostizismus und seiner Emanations-Theorie dachte sich dieser Mystizismus die Welt im Besitze von Geistern, die in stufenmässiger Erhebung bis zu Gott, ihrem Lenker und Regierer, emporreichten, aber auch ein Heer anderer Geister, die dem bösen Prinzipe dienstbar waren, sich gegenüber hatten, im beständigen Kampfe um die Menschenseele. Diese ganze Geisterwelt entsprang eigentlich aus den Visionen Swedenborgs, der damals gerade in der Vollkraft seines Ruhmes und seiner Bethörungsgewalt stand, während das ethische Moment in diesem Spuk auf das Alterthum zurückging. Nach dem Grade der Tugend in Gesinnung und Werken bestimmte sich der Grad der Geister, die man sich unterwarf, durch die man in den Stand gesetzt wurde, Verstorbene zu zitiren, Kranke zu heilen, Hellseher zu sein. Wer aber die höchste Tugend erreichte, also schon der Gottheit nahe stand, der konnte das Quecksilber umwandeln, dass aus ihm die *materia prima* hervorging. Diese verwandelte einerseits alle niederen Metalle in Gold, andererseits war ein Körnchen von ihr hinreichend, um aus reinem Gold *materia prima* zu machen. Cagliostro war nun im Glauben der von ihm Getäuschten nichts Anderes als ein Freimaurer, der den höchsten Grad der Tugend erreicht hatte, dem es daher eine natürliche Beschäftigung war, hoffnungslose Kranke zu heilen, Verjüngerungstränke zu bereiten, das Leben zu verlängern, endlich — und immer nur zum Wohle Anderer, — Perlen und Diamanten zu vergrössern und durch das rothe Pulver, die *materia prima*, Gold in beliebigen Massen zu erzeugen. Die Getäuschten waren so ziemlich — das ganze Zeitalter. Wenn ein Lavater, mit seinen thörichten Schwärmereien und sentimentalen Frömmeleien gleichsam ein unschuldiger Cagliostro, diesem anhing, wie er sich früher der Geisterseherei Swedenborgs willig ergeben hatte, so mag man sich erst vorstellen, wie viele namenlose Fachgelehrte durch ihre Bestimmung die in Mode gekommenen Gaukeleien zu ernsthaften Wunderthaten erhoben hatten.

In dem Vorstehenden wurde der Illuminaten und Freimaurer in

Verbindung mit dem Mystizismus gedacht, wesshalb diese beiden Erscheinungen gleich hier zur Sprache gebracht werden mögen. Was den von Adam Weishaupt zu Ingolstadt am 1. Mai 1776 gestifteten Illuminatenorden anbelangt, so ging derselbe auf Beförderung religiöser und politischer Aufklärung durch natürliche (!) d. h. deistische Religion aus und zählte zur Zeit seiner Blüthe über 2000 der gebildetsten Männer Deutschlands zu Mitgliedern. Es war eine antijesuitische Verbindung. Die Aehnlichkeit war eine so täuschende in Hinsicht auf Spionage und laxe Moral (Weishaupt forderte seine Jünger z. B. auf, unbenutzte Bücher zu entwenden, und sie in den Bibliotheken des Illuminatenordens nutzbar zu machen), dass Knigge nach seiner Veruneinigung mit Weishaupt einen Augenblick den Argwohn hegen konnte, Weishaupt sei selbst Jesuit und die ganze Ordensangelegenheit im Dienste der Jesuiten; ein Verdacht, der durchaus ungegründet war.

Eine weit höhere Bedeutung kommt dem sogenannten Freimaurerbunde zu, der angeblich aus den Korporationen der Maurer und Bauleute aus den „Bauhütten" entstanden und desshalb in ein sehr hohes Alter zurückreichen soll. Die Bauhütten in der hergebrachten Bedeutung des Wortes sind aber eine mittelalterliche Erscheinung; sie zerfielen mit den übrigen Zünften; bis in unser Jahrhundert herein führten noch einige wenige ein von Geheimnisskrämerei umgebenes Scheinleben. Das Freimaurerthum, welches in seiner heutigen Form durchaus von England und zwar erst seit dem Jahre 1720 verbreitet wurde und noch im XVIII. Jahrhunderte zu grossem Einflusse gedieh, hat nun das eigenthümliche Schicksal entweder überschätzt oder unterschätzt, wenn nicht gar völlig ignorirt zu werden. Hören wir maurerische Autoren, so ist die Freimauerei eine Institution „die es sich zur Aufgabe stellt, die Veredlung des Menschen so weit zu befördern, dass er ohne Furcht vor Strafe und ohne Hoffnung auf Lohn gut sei und gut handle. Sie strebt allgemeine und reine Nächstenliebe an, ohne Rücksicht auf nationale, politische und religiöse Meinungsverschiedenheiten: und während sie keinen ihrer Angehörigen seine Eigenthümlichkeit und Besonderheit raubt, fördert sie bei jedem derselben das Allgemeine und Allumfassende". Kurz, so deduzirt man weiter, die Freimaurerei befasst sich mit der Menschenerziehung im höchsten und edelsten Sinne. Und wer seine Erziehung nach ihren Grundsätzen in sich vollendet hat, wer ein echter und wahrer Freimaurer genannt zu werden verdient, der ist der getreueste Unterthan, der beste Staatsbürger, der bequemste und hilfreichste Nachbar, der aufopferndste Freund, der sorgsamste Familienvater, mit einem Worte — der edelste Mensch! Die Freimaurerei beginnt dieses ihr Erziehungswerk zunächst mit einzelnen Individuen und zwar angeblich nur mit solchen, welche ihr vermöge ihres sittlichen Werthes geeignet erscheinen, die Schönheit der maurerischen Prinzipien zu fassen und im Geiste derselben zu leben und zu wirken. Es fällt jedoch jeder einzelnen Verbindung von Freimauern, d. i. jeder Loge, die Aufgabe zu, durch die Bethätigung echter, schrankenloser Menschenliebe in ihrer Umgebung und durch eine in jeder Beziehung

streng moralische Haltung der einzelnen Mitglieder, namentlich in ihren Beziehungen zu Nichtmaurern, auch nach Aussen hin immer weitere Wellenkreise zu ziehen, das heisst durch ihr edles Beispiel auch unter solchen, die dem Freimaurerbunde nicht angehören, die die Menschen trennenden Vorurtheile zu zerstreuen und den Sinn für das Wahre, Edle, Schöne und Gute zu verbreiten. Das Endziel der Freimaurerei ist demnach das Ideal der möglichsten Vervollkommnung der gesammten Menschheit.

An der Erreichung dieses hohen Zieles arbeitet der Freimaurerbund durch seine unzähligen, über die ganze bewohnte Erde verbreiteten Logen schon seit Jahrhunderten. (!) Seit Jahrhunderten ist die Freimaurerei der Wegweiser der Civilisation — der Lehrstuhl der Humanität. Die bedeutendsten und edelsten Männer, welche wir im Kampfe für wahre Aufklärung, für politische und geistige Freiheit, für Menschenrecht und Menschenglück im Laufe des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts in den vordersten Reihen erblicken, waren, respektive sind Mitglieder des Freimaurerbundes und wirkten nach seinen Lehren und in seinem Geiste, so dass wir die edelsten Errungenschaften der Neuzeit thatsächlich dem Freimaurerthume zu verdanken haben. (!) Diejenigen aber, welche ausserhalb des Freimaurerbundes stehend, den gleichen Anschauungen huldigen und die gleichen Prinzipien mit gutem Erfolge vertreten, liefern durch sich selbst sowohl, wie durch ihre Wirksamkeit das beredteste Zeugniss für die erspriesslichste Thätigkeit des Freimaurerbundes. Denn, ohne es zu wissen, haben sie ihr eigenes Licht an der lodernden Fackel dieses Bundes entzündet, (!!) und hätte er von seinen Feuerherden aus nicht so unermüdlich die leuchtenden Strahlen nach allen Richtungen hin entsendet, und hätte er die Gemüther allüberall nicht mit seiner hellen Lohe durchglüht und durchwärmt, so würden jene wahrscheinlich selbst im Finstern wandeln, gewiss aber würde ihre vereinzelt auftretende eigene Erleuchtung gegen die allgemeine Finsterniss nicht anzukämpfen vermögen und somit der Gesammtheit (?) nicht zu Gute kommen.

Eine genauere Prüfung zeigt gar bald, dass von dieser enthusiastischen Schilderung ein sehr Beträchtliches abzuziehen ist. Die Gesellschaft der Freimaurer besteht nämlich aus einer grossen Anzahl von Gesellschaften, welche zwar in gewissen (keineswegs in allen) Gebräuchen und Erkennungszeichen übereinstimmen, während in ihren sonstigen Einrichtungen, ja sogar in ihrer Tendenz und in ihrer Auffassung der Geschichte des Bundes die bunteste Mannigfaltigkeit herrscht. Nur die Grundtendenz des Bundes ist, einen geistigen Bau aufzuführen und zwar, bei seiner Verbreitung über die ganze Erde, einen die ganze Menschheit betreffenden, also im Sinne einer die nationalen, sozialen und religiösen Schranken beiseite setzenden Humanität. Jede nähere Präcision und Ausführungsweise dieses Gedankens ist den einzelnen Theilen des Bundes überlassen, und es wird auch von dieser Freiheit in sehr ausgedehntem Maasse Gebrauch gemacht, so dass kaum ein Bundesverband der Freimaurerei mit dem anderen, kaum eine Loge mit der anderen in Ausführung der maurerischen Grundsätze vollkommen

übereinstimmt, ja sogar die Tendenzen dieses Bundes einander geradezu wiedersprechen [1]). Damit ist aber auch klar, dass von einer das ganze Menschengeschlecht umfassenden Kulturleistung nicht die Rede sein kann, denn diese setzt nothwendig ein einmüthiges Zusammenwirken aller Kräfte nach einem einheitlichen Plane voraus. Dieser fehlt nun durchaus, wesshalb jeder Freimaurer als solcher etwas anderes thut, selten zwei das Gleiche; denn da, wie erwähnt, die Auffassungen von dem Zwecke der Freimaurerei so überaus verschieden sind, so ist es natürlich, dass auch jeder etwas Verschiedenes thut, um den ihm vorschwebenden Zweck zu erreichen. Daher ist auch auf die Aeusserungen maurerischer Schriftsteller, wie die oben mitgetheilte über das Endziel der Freimaurerei, weil durchaus subjektive Auffassung, nichts zu geben. Zudem kann man die Freimaurer in drei Klassen eintheilen: in rituelle, moralische und praktische Maurer. Die erste Klasse sieht den Zweck der Freimaurerei in der Uebung ihrer Gebräuche, die zweite in der moralischen Vervollkommnung seiner selbst und Anderer, die dritte in einem der Idee des Maurerthums entsprechenden Wirken nach Aussen. Die erste Klasse ist aber weitaus die zahlreichste, sie beträgt aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens $^{9}/_{10}$ der Brüderschaft, wenn nicht gar $^{99}/_{100}$; ihr folgt an Stärke die zweite, und die dritte ist die schwächste, die ihr angehörenden sind *rari nantes in gurgite vasto* [2]).

Dem maurerischen Gebrauchsthume, welches übrigens das ist, was die Freimauerei zu dem macht, was sie ist, das ihr ihren eigenthümlichen Charakter verleiht und die Grundlage des sogenannten Geheimnisses bildet, huldigt nicht nur die angegebene immense Majorität, sondern es wird diesen Dingen auch reichlich in demselben Zahlenverhältniss die Zeit zugewendet, welche die Einzelnen überhaupt der Maurerei widmen, d. h. wenigstens $^{9}/_{10}$ derselben. Das Mystische ist es was an ihr anzieht, und desshalb sind wir berechtigt, das Freimaurerthum den mystischen Erscheinungen einzureihen. Damit sinkt es freilich von der Höhe herab, zu der man dieses Institut mitunter emporzuschrauben versucht. Weltumfassend mag es sein, welterlösend, wie man bombastisch vorgibt, keinesfalls; eine Wohlthäterin der Menschheit — letztere in sehr beschränktem Sinne genommen — vielleicht. An Kulturwerth kommt die Freimaurerei aber — ihrer mangelhaften Organisation, richtiger Planlosigkeit halber — keiner der bestehenden Kulturreligionen, weder dem Islam noch gar dem Buddhismus, geschweige dem Christenthume gleich. Auch geht sie von keiner geläuterteren Anschauung aus, als jede dieser Glaubenslehren. Der allgemeine Freimaurer-Kongress, welcher im Oktober 1875 in Lausanne tagte, erliess ein Manifest, welches die Existenz eines schaffenden Wesens unter dem Namen: „Der grosse Baumeister aller Welten“ proklamirte. Das ist im Prinzipe ganz und gar dasselbe, als wenn sich der Papst als unfehlbar

1) *Unsere Zeit.* 1874. II. Bd. S. 658.
2) A. a. O. S. 684.

erklärt oder wenn er die Mutter Jesu Christi zur unbefleckten Jungfer stempelt, denn hier wie dort wird nicht Wissen und Erkennen, sondern blosser Glaube gefordert. Auch hat es Schreiber dieses aus dem Munde von Freimaurern selbst, dass der Bund kein anderes Gutes stiftet, was nicht jeder Nichtfreimaurer, wenn er nur will, gleichfalls bewirken könne. Indess verdanke ich freimaurerischen Freunden andererseits die gütige Belehrung, dass seit einigen Jahren einzelne Logen eine Strömung zu ergreifen beginnt, welche mit dem alten überwundenen Standpunkte des Freimaurerthums gebrochen hat, sich rückhaltlos den Ergebnissen der modernen wissenschaftlichen Forschung anschliesst und Jeden nach seiner Façon selig werden lassen will.

Im XVIII. Jahrhunderte, wo das Versteckenspielen noch nöthiger war als in der Gegenwart, mag das Maurerthum eine Zeitlang wirklich einen glücklichen Einfluss auf die Richtung der Gesittung bei den wenigen Kulturvölkern geübt haben. In der Gegenwart könnte man dasselbe — von der erwähnten modernen Strömung abgesehen — getrost als überwundenen Standpunkt, als Ueberlebsel bezeichnen, würde nicht thatsächlich die Freimaurerei überall, wo ihr freie Hand gelassen wird, sofort mit aller Macht aufleben und grossartige Blüthen treiben, somit den handgreiflichen Beweis von der Anziehungskraft führen, welchen die Mystik auch in der Gegenwart auf die Gemüther übt. Da nun bloss die freisinnigen Staaten aufgeklärt genug sind, um der Freimaurerei freie Hand zu lassen, d. h. sie nicht zu fürchten, theils weil sie deren Ohnmacht kennen, theils weil sie mit anerkennenswerther Schlauheit leitende Persönlichkeiten oder gar Mitglieder der Regentenhäuser in die höchsten Würden des Bundes zu bringen und dadurch diesen selbst sogar dem Staatszweck dienlich zu machen wissen, so zeigt das Ueberhandnehmen des Maurerthums in solchen Ländern blos, dass die Mystik ihre Form wechselt. Die freisinnigen Regierungen müssen selbstverständlich früher oder später mit der Kirche, sei diese welche immer, in Konflikt gerathen, bei dem Kampfe gegen das Priesterthum geht aber, wie die Geschichte lehrt, stets der religiöse Glaube selbst in die Brüche. Das Glaubensbedürfniss des Menschen führt ihn dann aus den Armen der kirchlichen Religion zur Religion des Freimaurerthums. Dieses ist aber gleichfalls nichts Anderes als ein Produkt des Mystizismus.

Dass dem so sei, geht noch aus dem wenig bekannten Umstande hervor, dass bei anderen Völkern das nämliche, der menschlichen Natur innewohnende Hängen am Mystizismus ganz ähnliche Erscheinungen hervorgerufen hat. Die Freimaurerei, so hochmerkwürdig sie ist, ist durchaus keine Erscheinung, wie ihr die Geschichte keine zweite an die Seite stellen kann, sondern besitzt verschiedene Analoga in Gebieten, wohin ihr Einfluss niemals gedrungen. Wenn unsere europäischen Freimaurer sich als ein Vehikel der Civilisation, der Aufklärung und Humanität preisen lassen, so dürften sie sich wenigstens auf die Originalität ihres Instituts nichts einbilden, da in Japán unter dem Taiku Sama (geb. 1537, gest. 1600) die geheime Verbindung der *Cha-no-yu* (zu deutsch: Theeverbindungen) verwandte Tendenzen ver-

folgte; auch ihnen sagt man nach, dass alle Errungenschaften, durch die sich Japán heute auf ein verhältnissmässig hohes Niveau geschwungen, Früchte jener Bestrebung seien, zu denen die geheimen Verbindungen den Keim gelegt haben [1]), Gewiss noch überraschender ist aber, dass sogar wilde Negerstämme auf einen fast identischen Gedanken verfallen konnten. Der Marquis de Compiègne hat nämlich die Thatsache ans Licht gezogen, dass die Neger am Cama und Kap Lopez eine sehr mächtige Art Freimaurerei besitzen, in die man nur mittelst mysteriöser Zeremonien eingeweiht werden kann [2]).

Die politischen Zustände in England.

Moriz Wagner hat über allen Zweifel die Thatsache erhoben, dass Pflanzen- wie Thierspezies, die sich abtrennen von ihrem Stamme und von diesem isolirt ihr Dasein fortführen, bald merkliche Unterschiede aufzuweisen beginnen, welche bis zur Bildung einer völlig neuen Art sich steigern können. Nach Begründung derselben, erhält sich aber ihr Typus mit grosser Zähigkeit. Keine Erdräume sind dem Prozesse solcher neuen Artenbildung günstiger als die Inseln, und was für Thier und Pflanze gilt, ist wahr auch in Bezug auf Menschen und Völker sammt ihren Institutionen. Es liegt demnach auf der Hand, dass die insulare Abgeschlossenheit Grossbritanniens den Völkern, welche im Laufe der Geschichte davon Besitz nahmen, eine eigenthümliche Entwicklungsrichtung verleihen musste, verschieden von jener ihrer kontinentalen Stammesverwandten. In vorhergehenden Abschnitten habe ich der angelsächsischen Gesittung in England gedacht und die Eroberung des Landes durch die Normannen erwähnt. Zum Verständnisse der politischen Zustände in England während des uns beschäftigenden Zeitraumes ist es nöthig auf die Entwicklung der Dinge einen kurzen Rückblick zu werfen.

Die normannische Eroberung ist vielleicht das folgenschwerste Ereigniss der englischen Geschichte; von ihr datirt gewissermassen eine neue Aera. Dennoch legte sie nur den Schlussstein der Institutionen, die sich schon gar lange und langsam gestaltet hatten. Die normannischen Könige brachten aber, wenn auch keine neue Verfassung, so doch ein neues und kräftigeres System der Verwaltung ins Land. In erster Linie beschäftigten sie natürlich die Beziehungen zwischen den alten angelsächsischen und den neuen normannischen Elementen. „Der Grundsatz, die beiden Gesetze und Nationalitäten zu amalgamiren durch Aufbau der besser konsolidirten normannischen Superstruktur auf der wieder ihrerseits besser konsolidirten angelsächsischen Sub-

---

1) Ueber den Ursprung dieser fast noch gar nicht bekannten und in Japán selbst nahezu in Vergessenheit gerathenen Verbindungen hat Heinrich Freiherr von Siebold in der *Wiener Abendpost* 1874 No. 35. werthvolle Mittheilungen gemacht.

2) Vgl. Compiègne, *L'Afrique équatoriale. Gabonais.* Paris 1875. 8°. S. 183—185.

struktur spricht sich — so sagt Professor William Stubbs — in der ganzen Politik aus. Das angelsächsiche System war stark in der Kohäsion seines niederen Organismus, der Assoziation von Individuen zu Stadtgemeinden, in die „Hundert“ und in die *Shires;* die normannische Rasse war stärker organisirt in ihrem höheren sozialen Aufbau, in der engen Verbindung zwischen der Krone und den grossen Lehensträgern, welche der König bereichert hatte. Andererseits war das angelsächsische System gerade in seiner höheren Organisation nur schwach entwickelt, während die Normannen in England der niederen Organisation beinahe völlig entbehrten. Die stärksten Elemente der beiden wirkten nun zusammen.“ Was mehr denn alles Uebrige das neue System von dem alten unterscheidet, ist der fiskalische Geist, welcher die ganze normannische Verwaltung beherrscht. Stets und überall ist das Ziel: dem König Geld zu schaffen. Führte dies einerseits zu ziemlich hochgradiger Bedrückung, so bildete es andererseits ein administratives System aus, das auch zu anderen Zwecken benützt werden konnte und weckte jenen Widerstandsgeist gegen die Bedrückung, welcher die Seele der späteren Freiheit Englands bildet. Die letzte Phase des Prozesses, dessen Tendenz in ganz Europa als eine Uebergangsbewegung von der persönlichen zur territorialen Organisation bezeichnet werden kann, diese letzte Phase, jene, welche auf dem Kontinente den Feudalismus auf das vollste entwickelte, ward in England, das sich selbst überlassen war, niemals erreicht. Dieser letzte Schritt wurde erst durch die normannischen Rechtsgelehrten, nicht durch die englischen Könige, theilweise vollzogen; die Umwandlung, welche sich in der Veränderung des königlichen Titels von *Rex Anglorum* zu *Rex Angliæ* voll ausprägte, ist nach Stubbs hauptsächlich das Werk der Rechtsgelehrten. Es war auf dem Wege zum Feudalismus schon so eine grosse Strecke zurückgelegt worden, dass es von Seite der Eroberer nicht so sehr einer formellen Gesetzgebung, als des Schaffens des geeigneten Gesichtspunktes durch eine Fülle legaler Fiktionen und Spitzfindigkeiten bedurfte, um England so weit zu feudalisiren, als es überhaupt je feudalisirt werden konnte.

„Die alte lokale Organisation, aus der das System emporwuchs, das schliesslich den Landbesitz auf geeignete Dimensionen und Funktionen reduzirte, blieb unangetastet. Wäre dieses System in England zum Feudalismus herangereift, er würde sich wohl auch permanent erhalten haben. Zum Glück jedoch führten die Ereignisse, welche den ausgebildeten Feudalismus inaugurirten, zugleich die Nothwendigkeit des Widerstandes herbei. Die Angelsachsen, die sich vielleicht niemals gegen ihre eingeborenen Lords gestemmt hätten, wurden dadurch aufgestachelt, dass ihre Bedrücker zugleich Fremde — normannische Herren — waren, und die normannischen Könige sahen ein, dass sie, wollten sie sich das Land erhalten, gemeinschaftliche Sache machen mussten mit dem Volke.“ So sehen wir schon Heinrich I. die *Charta libertatum* gewähren, die erste Grundlage der englischen Verfassung, bis die *Magna charta (the great charter)* am 19. Juni 1315 eine solidere Basis schuf.

Die sich entwickelnde politische Freiheit in England bot indess keinen Schutz gegen soziale Gefahren, wie sie in dem Bauernaufstande von 1381, dem ersten Kampfe zwischen Kapital und Arbeit auf englischem Boden, sich offenbarten. Als Ursprung desselben müssen wir die Erhebung der Pächter, die Lostrennung der Leibeigenen und Vasallen vom Boden, den Umsturz der ganzen Arbeitsorganisation im Lande, durch die verheerende Pest und das Steigen der Löhne, die sie im Gefolge geführt, erkennen. „Es war die Tyrannei des Besitzes, die damals, wie seither, den Geist des Sozialismus erweckte.“ Neben Wat Tyler und Jack Straw sehen wir weniger bekannte und doch kaum minder bedeutende Köpfe, wie: Littester von Norwich, „den König der Republik“, der die revolutionäre Theorie von der allgemeinen Gleichheit damit illustrirte, dass er sich von den gefangenen Edelleuten auf ihren Knien bedienen liess, und Grindcobbe von St. Albans, der, als man ihm das Leben anbot, wenn er die Urkunden, welche die Konzessionen der Mönche enthielten, wieder herausgebe, antwortete: „Wenn ich für die Freiheit sterbe, werde ich mich glücklich schätzen, mein Leben einem solchen Martyrium hinzugeben.“ Der königliche Rath, der sanft auf eine Freigebung hinwies, wurde vom Parlamente herb zurückgewiesen. „Auch nicht der leiseste Wunsch eines Kompromisses beeinflusste die Antwort der Grundbesitzer. Das Parlament verwarf des Königs Zugeständnisse als null und nichtig; ihre Leibeigenen seien ihr Besitz und der König könne ihren Besitz nicht ohne ihre Einwilligung ihnen nehmen; „diese Einwilligung haben wir nie gegeben und werden wir nie geben und sollten wir dafür alle an Einem Tage sterben.“

Die Macht des Parlamentes ward jedoch in Bälde immer mehr eingeschränkt; dahin wirkte besonders Eduard IV. 1461—83) „der mit den Aldermen scherzend und seinen Schönen tändelnd, oder auch mit ein paar Blättern aus der neuen Druckerpresse von Westminster, die Grundlage zu einer absoluten Herrschaft legte.“ Die Barone waren zum grossen Theile in den Kriegen gefallen, die Kirche hatte viel von ihrem Einflusse auf das Volk eingebüsst, das Unterhaus war durch die Einschränkung seiner Gerechtsame zu politischer Unbedeutendheit herabgesunken, der Arbeiterstand war unzufrieden und aufgeregt und „die Landbesitzer und Kaufleute waren, wie zu jeder Zeit und an jedem Orte der Welt bereit, die Freiheit in jene Hände zu opfern, welche die Macht besassen, sie vor der Anarchie zu bewahren.“ Auf diese Verhältnisse baute sich eine absolutere Macht des Königthums auf, als sie England noch vordem gesehen. So konnte es Heinrich VIII. (1509—1547), der sich vom Papste lossagte und sich selbst die kirchliche Suprematie im Reiche zusprechen liess, gelingen, — eine ironische Illustration zu der gerne aufgestellten Behauptung, dass die Reformation die Völker zur Freiheit geführt habe, — die Feudalmonarchie fast in eine Despotie zu verwandeln.

Unter der Regierung einer Elisabeth gelangte England zwar zu hoher Blüthe, aber das ganze Zeitalter stand unter dem Drucke der religiösen Aufregung. Der Lostrennung vom römischen Papstthume und

der Errichtung der bischöflichen Kirche war eine ausgiebige katholische Reaktion mit Protestantenverfolgung gefolgt, welche unter Elisabeths Willkürherrschaft abermals der Herrschaft der bischöflichen Kirche weichen musste. In den weiteren Kämpfen zwischen Katholiken und Protestanten in England, wissen wir schon, unterlagen erstere in Folge des gegen sie ausgeübten grausamen Druckes. In Deutschland ging die Reformation von den unteren Schichten der Bevölkerung, zunächst vom Bürgerstande aus; in England nahm sie ihren Ursprung in den vornehmen Klassen, ja die Krone selber mag als die Urheberin des Reformationswerkes bezeichnet werden; daher der hohe Einfluss des persönlichen Glaubens des jeweiligen Regenten auf den Gang der kirchlichen Entwicklung. Wir verstehen dann auch den untilgbaren Gegensatz zwischen Elisabeth und ihrer Nebenbuhlerin, der Königin Maria von Schottland, er liegt darin, dass bei Elisabeth alles Gedanke, Vorsatz, Reflexion ist, bei Maria alles Schönheit, Liebreiz, gewandtes Benehmen, poetischer Schwung, künstlerische Anlage; darin lag auch ihr Verhältniss zu den beiden religiösen Meinungen ihrer Zeit begründet; Maria war durch ihre phantasiereiche, kunstsinnige Natur an den Katholizismus und seinen glanzvollen Kultus gewiesen, während Elisabeth ihre Religionsform zur Nationalkirche erhob. Zu ihrem Siege war aber der Tod der Rivalin absolutes Erforderniss; man vergesse nicht dass Marias Leben eine dauernde Gefahr für England war, solange sie den Ultramontanen als rechtmässige Herrin Englands galt, dass die Volksstimme ihren Tod lauter und lauter forderte, dass in London auf die Kunde, dass ihr Haupt gefallen, die Glocken klangen und Freudenfeuer emporloderten!

Grossbritanien unter den Stuarts bietet ein widerliches Bild religiöser und kirchlicher Zerwürfnisse zwischen den Bischöflichen, Puritanern und schottischen Dissidenten, von den Katholiken gänzlich abgesehen. Der Versuch die absolute Fürstenmacht zu erneuern kostete Karl I. (1625—1649) das Leben, den Stuarts den Thron. Dennoch war selbst dieser Versuch kulturell wohlthätig; ohne ihn wäre nie die englische Revolution gekommen, und diese indem sie das Volk auf das Tiefste aufwühlte und die Geister in unerhörter Weise entfesselte, brachte auf allen Lebensgebieten ungeahnte grosse Talente zum Vorschein. Männer, die bis zu einem reifen Alter ruhig und unbemerkt dahingelebt hatten, entfalteten auf Gebieten, die ihnen bisher fremd schienen, plötzlich eine geniale Begabung, so Oliver Cromwell, Robert Blake. Die höhere politische Reife darf indess nicht als sicheres Merkmal höherer Gesittung angesehen werden. England konnte in dieser Hinsicht einen Vergleich mit Frankreich nicht aushalten; die republikanische Regierung kennzeichnete sich durch unerträgliche Tyrannei und bewahrte dabei einen religiös-politischen Charakter, worin das Puritanerthum sich von kaum minder tiefer Geistesnacht umfangen zeigt als seine Gegner. Anne Lady Halkett berichtet, es sei damals der Respekt für den Sabbath so gross gewesen, dass an diesem Tage ein Mörder hätte durch die öffentlichen Strassen gehen können, ohne fürchten zu dürfen, festgenommen zu werden.

Wir können uns daher nicht wundern über den Einfluss, den die Bibel auf den englischen Charakter genommen, den Umständen nach nehmen musste. „Vielleicht ist niemals, sagt ein ganz moderner Geschichtsschreiber, eine grösssere moralische Umwandlung in einer Nation vor sich gegangen, als jene, die sich in England in den Jahren vollzog, welche die Mitte der Regierung Elisabeths von dem Zusammentreten des langen Parlamentes trennte. Die Engländer wurden das Volk eines Buches und dieses Buch war die Bibel. Es war das einzige Buch, das jedem Engländer vertraut war, das in der Kirche und zu Hause gelesen ward und dessen Worte an Ohren klangen, die noch, durch Gewohnheit nicht abgestumpft gegen ihre Kraft und Schönheit, den vollen Enthusiasmus der Hörer erweckten. Der ungeheure Einfluss des Buches auf die grosse Masse der Engländer zeigte sich in hunderterlei oberflächlichen Dingen und vor Allem in der Sprechweise. Es bildete, wir können dies nicht genügend hervorheben, damals die Gesammtliteratur, welche dem gewöhnlichen Engländer zugänglich war, und wenn wir uns die Anzahl jetzt eingebürgerter Phrasen und Ausdrücke grosser Autoren vergegenwärtigen, die Bruchstückchen von Shakespeare und Milton, Dickens und Thakeray vor Augen halten, die sich ganz unbewusst in das gewöhnlichste Gespräch mit einverweben, so werden wir das seltsame Mosaikbild biblischer Worte und Phrasen, das vor zwei Jahrhunderten die engliche Sprechweise bot, besser zu begreifen vermögen. Die Unzahl pittoresker Anspielungen und Illustrationen, die wir von hunderten von Autoren borgen, borgten unsere Vorväter aus einem einzigen Buche und dies war um so leichter und natürlicher, als das hebräische Werk für All' und Jedes vollen Ausdruck bot. Die heissen Liebesworte in Spencers *Epithalamion* sind genau dem Psalmisten entlehnt und als Cromwell auf den Hügeln von Dunbar den Nebel sich zerstreuen sah, brach er in die Worte Davids aus. Selbst den Gewöhnlichen verlieh die Vertrautheit mit jener grossen Bilderpracht der Propheten wie der Apokalypse einen Schwung des Ausdrucks, der bei aller Uebertreibung und allem-Bombaste auch die Geister hob und vielleicht der nachlässigen Vulgarität in der Sprechweise heutzutage vorzuziehen ist."

Werfen wir nun einen Blick auf Englands wirthschaftliche Lage zu Ende des XVII. Jahrhunderts. Zu jener Zeit berechnete man die Volkszahl von England und Wales auf ungefähr 7 Millionen Einwohner. Auf ein Zehntel dieser Gesammtbevölkerung, also auf 700,000 Köpfe, veranschlagte man die Einwohnerzahl Londons gegenüber einer Bevölkerung der Stadt Paris von 488,000 Seelen. Aber auch die Berechnung dieser Zahl gründete sich nicht auf Zählung der Einwohner, sondern man multiplizirte die 23,000 durchschnittlichen Sterbefälle jedes Jahres mit der Zahl 30, der muthmasslichen Ziffer des durchschnittlichen Lebensalters. Wie heute, so hatte auch schon damals das rasche Wachsthum der Hauptstadt die Sorge der Politiker wachgerufen. Neubauten waren gelegentlich untersagt und Maximalsätze für die Einwohner jedes Hauses ausgeschrieben worden. So recht diesen Anordnungen zum Trotze entstanden bald nach Vertreibung der Stuarts,

also inmitten der französischen Kriege, im Nordosten wie im Westen des alten London mehrere neue Stadttheile. Im Gegensatz hierzu verödeten die Landstädte und sogar die Seehäfen Englands. Nahezu zwei Drittheile aller Baarkapitalien des Landes flossen in der Hauptstadt zusammen.

Das ganze Nationalvermögen Englands in Grund und Boden, Häusern, Schiffen, Geräthschaften und Besitzwerthen aller Art glaubte man um dieselbe Zeit auf die Summe von 600 Millionen Pf. St. veranschlagen zu dürfen. Das bewegliche Eigenthum sollte sich seit dem Anfang des Jahrhunderts von 25 Millionen zu einem Werthe von 88 Millionen gesteigert haben. Den Werth des bebaubaren Ackers schätzte man auf 252 Millionen Pf. St., den gesammten Baarvorrath Englands an Edelmetallen aber auf 14,600,000 Pf. St. Man schätzte die Ausdehnung von England und Wales auf 39,900,000 Acker, davon verzeichnete man nur neun Millionen als Pflugland, 12 Millionen aber als Wiese und Weide, sechs Millionen als nutzbare Forste und Parkanlagen; das übrige war sumpfiger Boden oder unbewaldetes Berg- und Haideland.

Eine hauptsächliche Quelle des Nationalreichthums war, neben dem Ackerbau, die Wollenproduktion und die Gewinnung der Steinkohle. Schon im Mittelalter hatte die erstere für die vornehmste Fundgrube des Wohlstandes gegolten. Ein sonderbarer Auswuchs hiervon bestand darin, dass noch in der Zeit des Oraniers die Todten kraft gesetzlicher Weisung in wollenen Gewändern zur Erde bestattet werden mussten. Um die Konkurrenz der irischen Leinenwaaren fern zu halten, war die Ausfuhr derselben verboten. Die zahlreichen Flugschriften der damaligen Zeit sind voll der bittersten Angriffe gegen die jüngst in Aufnahme gekommene transatlantische Baumwolle. Schwer begreiflich bleibt dabei, dass die Ausfuhr der rohen Wolle nach den Niederlanden, wo fleissige und geschickte Hände sich schon seit dem frühesten Mittelalter der Fabrikation kunstvoller Gewebe zugewandt hatten, nicht untersagt war. Im Jahre 1699 berechnete man den Werth der jährlich in England produzirten rohen Wolle auf 2 Mill. Pfd. Sterl., verarbeitet schlug man ihren Werth auf 5 Mill. Pfd. Sterl. an. Für die beträchtliche Summe von nahezu 3 Mill. Pfd. Sterl. jährlich soll England schon damals an roher Wolle und an wollenen Fabrikaten ausgeführt haben. Die Gewinnung der Steinkohle war seit der Mitte des Jahrhunderts in solchem Grade gestiegen, dass bereits belgische und holländische Fabriken mit diesem Produkt versehen werden konnten. So wurden beispielsweise im Jahre 1708 eintausend Millionen Pfund Steinkohlen zu Tage gefördert, zu deren Transport gegen 500 Schiffe nöthig waren. In demselben Jahre wurden aus den englischen Bergwerken 1,200,000 Pfd. Zinn, 800 Lasten Blei und 800 Lasten Kupfer gewonnen. Zu Ausgang des XVIII. Jahrhunderts hatte der Werth der jährlich ausgeführten Minenprodukte die Summe von 1 Mill. Pfd. Sterling erreicht. Auch die lange darnieder gehaltene Industrie hatte in den letzten Jahrzehnten des XVII. Jahrhunderts einen kräftigen Aufschwung genommen. Wie in vielen protestantischen Staaten Norddeutschlands, so waren es auch

in England die durch das Edikt von Nantes vertriebenen französischen Hugenotten, welche die hochentwickelte heimische Industrie, namentlich die Glas-, Hut-, Papier- und Seidenfabrikation in ihr Adoptivvaterland mitbrachten.

So steht England am Ausgang des XVII. Jahrhunderts da: blühende Wohlfahrt im Innern, gebietenden Einfluss nach aussen. Mit bedeutungsvollem Nachdruck konstatirt der preussisiche Resident Bonet wie reichlich und kräftig in England die Ernährung des gemeinen Volkes sei, wie Fleischspeisen die vorzüglichste Kost des Engländers seien, wie man des Brodes und Gemüses sich nur als Zukost bediene. Staunen erregte insbesondere der massenhafte Verbrauch von Bier und fremdländischen Weinen. Auf den Kopf der englischen Bevölkerung wollte man täglich ein Quart Bier verrechnet wissen, während heute sich ein Biergenuss von nur 60 Quart jährlich auf den Kopf jedes Engländers ergibt.

Aber nicht nur die wirthschaftliche Blüthe, auch das parlamentarische Leben Englands erhielt in jenen Jahren seine feste Begründung. Nachdem die Stuarts an die Stelle des alten Rechts und der alten Verfassung ihren eigenen uneingeschränkten Willen zu setzen versucht hatten, in diesem Beginnen aber an der Widerstandsfähigkeit der altberechtigten Gesellschaftsklassen rettungslos zusammengebrochen waren, war mit der Uebertragung der Krone an den niederländischen Statthalter Wilhelm von Oranien zum erstenmal der Grundsatz durchgeführt worden, dass die gesetzliche Staatsgewalt erst durch das Zusammenwirken der Krone mit der altkonstitutionellen parlamentarischen Körperschaft gebildet werde. In diesem Sinne darf Wilhelm von Oranien als der eigentliche Begründer der heutigen englischen Verfassung betrachtet werden. Begünstigt durch seine insulare Lage blieb England in den Zeiten des europäischen Absolutismus von auswärtigen Kriegen verschont und konnte sich der Entwicklung freiheitlicher Institutionen mit Muse widmen.

Nicht so das zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts endlich völlig unterworfene Irland, welches kein germanisches Volk bewohnte. Blutige Aufstände bezeichnen zwar die harte Herrschaft der im eigenen Hause so freisinnigen Briten auf Irland, immerhin aber trägt das keltische Volk selbst an seinem Elende die meiste Schuld. Wegen seines feuchten Klimas und seiner trüben Sommer eignet sich Irland unübertrefflich für Graswirthschhft und Viehzucht; es eignet sich dagegen gar nicht für den Anbau von Weizen. Allein die Viehzucht beschäftigt die wenigsten Hände auf einer gegebenen Fläche, und die irische Bevölkerung stemmt sich gegen die Natur, wenn sie, wie dies doch geschieht, Weizen baut. Ein Land aber, welches gegen seine klimatischen Satzungen sich auflehnt, muss von vornherein mit Armuth bestraft werden [1]).

---

1) *Ausland* 1869. No. 12. S. 269.

Die Entwicklung in Deutschland.

Bis zur Erfindung des Buchdruckes hatte die Kulturentwicklung des deutschen Volkes sich fast ausschliesslich rezeptiv verhalten; erst mit jener gewaltigen Geistesthat Gutenbergs treten die Deutschen ein in die Reihe jener Nationen, die selbst wiederum bildend auf andere Völker einwirkten. Deutsche waren es nämlich, welche die Kunst des Bücherdrucks wie eine immer helleres Licht verbreitende Fackel in alle Länder trugen. Der Bücherdruck ist überall in Ober- und Mittelitalien rasch eingedrungen, auch zur Förderung der nationalen Literatur neben der eigentlichen Gelehrsamkeit. Nicht bloss die erste mit einem Kommentar versehene Ausgabe der „Göttlichen Komödie" wurde in Florenz 1481 durch einen Deutschen gedruckt, sondern neun Jahre früher überhaupt die erste Edition, die von Johann Numeister, im umbrischen Foligno, und unmittelbar vor der sechsten Säkularfeier der Geburt des Dichters ist es wiederum, aber diesmal im Norden, in einem vor diesen sechs Jahrhunderten noch der Unkultur verfallenen Lande ein Deutscher (Ritter v. Decker) gewesen, aus dessen Pressen der erste konsequent nach Handschriften hergestellte Text der grossen Dichtung hervorgegangen ist. Ja, selbst auf Sizilien war der erste Buchdrucker ein Deutscher. Fast ganz rezente Forschungen haben unzweifelhaft dargethan, dass der deutsche Drucker Heinrich Alding, ein Schüler und Gehülfe seiner Landsleute Sweynheym und Pannartz in Rom, sich in Messina, jedoch nicht vor 1478 niedergelassen, da er noch 1476 und 1477 zwei Bücher in Neapel gedruckt.

Begreiflicherweise gedieh im Anschlusse an die Erfindung des Buchdruckes auch der Buchhandel in Deutschland alsbald zu sehr erfreulicher Entwicklung. Schon im XVI. Jahrhundert konzentrirte er sich auf die beiden bedeutendsten Messplätze Frankfurt a. M. und Leipzig. Aber der literarische Markt Frankfurts war bis gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts dem von Leipzig weit überlegen. War doch Frankfurt als Messplatz überhaupt lange vor Leipzigs Bedeutung schon weltberühmt und „das Haupt aller Jahrmärkte auf Erden", „der kleine Inbegriff der Welt", „das Kaufhaus der Deutschen" genannt. Hatte doch Süddeutschland zu einer Zeit, als es im deutschen Norden noch ziemlich düster aussah, schon seine berühmten Offizinen in Mainz, Strassburg, Köln, Basel, Augsburg, Nürnberg, Ulm und anderen Orten. So ist denn auch in Frankfurt der Büchermarkt schon im Jahre 1485 im Flor, während des norddeutschen Hauptmessplatzes Leipzig als eines Büchermarktes erst 1514 Erwähnung geschieht. Bereits im Jahre 1564 erschien der erste Frankfurter Messkatalog und von da an erschienen sie ohne Unterbrechung bis zum völligen Verfalle der Frankfurter Buchhändlermesse, gerade bis zum Jahre 1749, wo der Stadt Frankfurt freilich dafür ein anderes literarisches Gestirn aufging in dem eben gebornen Goethe. Genau dreissig Jahre nach Frankfurt erhielt auch Leipzig seinen ersten Messkatalog mit der Michaelimesse von 1594. Diese Kataloge unterrichten den Forscher in der anziehendsten Weise

nicht allein über die literarische Produktion der Deutschen, sondern auch über den Antheil, den daran die verschiedenen Konfessionen hatten, über die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen, über den Kampf zwischen der lateinischen und deutschen Sprache um die Hegemonie in der Republik der Wissenschaften, über die Betheiligung des Nordens und des Südens, so wie einzelner Provinzen und Städte am literarischen Schaffen, über den Wetteifer der deutschen buchhändlerischen Offizinen, über den Einfluss der kirchlichen und politischen Geschicke auf die literarischen Zustände, kurz sie sind eine unerschöpfliche Fundquelle zur Beurtheilung des Geisteslebens der deutschen Vergangenheit.

Einen interessanten Einblick in die Geschmacksrichtung und das Kulturleben des XVI. Jahrhunderts erhält man durch ein Messmemorial des Frankfurter Buchhändlers Michel Harder, das er auf der Fastenmesse von 1569 geführt hat. Daraus ersehen wir nicht nur, was für Bücher er verkaufte, sondern auch aus der Zahl der abgesetzten Exemplare, welche die gangbarsten waren, ferner, wohin sie gingen und wie viel sie kosteten. Es ist ein beredtes Zeugniss für die Leselust des damaligen Volkes, wenn allein dieser eine Buchhändler auf jener Messe 5918 Bücher meist volksthümlichen Inhalts verkaufen konnte. Gern gelesen waren die Ritterromane, am besten jedoch gingen die Sammlungen von belehrenden Erzählungen und Schwänken. Die praktische und unterhaltende Lektüre wiegt durchaus vor; die ernste Weltgeschichte ist in Harders Register wenig vertreten, die deutsche Heldensage vorhanden, aber wenig verlangt, Neben Adam Rieses noch im Volksmunde fortlebenden Rechenbuche und den in Bearbeitungen aller Art noch jetzt verbreiteten Volksbüchern *Melusine*, *Magellone, Octavianus, Fortunatus* u. s. w. ist besonders wichtig durch seinen Einfluss des Albertus Magnus Buch von den Geheimnissen der Frauen *(de secretis mulierum),* und von den Heilkräften der Kräuter, Edelsteine und Thiere. Die Verbreitung dieses Buches ist ganz ausserordentlich gewesen und eben so gewaltig sein immer noch fortdauernder Einfluss auf die Anschauungen der Volksmassen über Geschlechtsverhältnisse und über Wirkungen der Heilmittel. Zahlreich sind auch die gegen verschiedene Laster der Zeit gerichteten „Teufel", die sich auch eines guten Absatzes erfreuten. Wenn man von dem verordneten und gesuchten moralischen Gegengift auf die Uebel schliessen darf, so stand obenan das Trinken, dann kam die Hoffart im Kleiderluxus (Hofteufel), dann die Ehestandsnoth, dann das Spielen und das Fluchen. Seit dem Jahre 1526 bezogen nicht nur deutsche und schweizer, sondern auch französische und belgische Buchhändler die Frankfurter Messen. Die in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts massenhaft in Frankfurt gedruckten Werke zeichnen sich durch ihre reichen Holzschnitt-Illustrationen aus. Welche fruchtbare internationale Anregung in der Kunst dadurch hervorgerufen wurde, geht daraus hervor, dass Michel Angelo sein erstes Bild nach dem Kupferstich Martin Schongauers, die Versuchung des heiligen Antonius vorstellend, malte. Schon vor dem Austausch von

Handzeichnungen und Kupferstichen, welcher zwischen Dürer und Raphael stattfand, hatte der letztere viele Blätter von deutschen Meistern in seinen Ateliers. Die Holzstöcke mit bildlichen Darstellungen, mit welchen die deutschen und schweizer Buchhändler ihre Werke schmückten, wurden in Paris und Lyon wieder abgedruckt.

Obwohl hinter den romanischen Nationen im Ganzen an Gesittung zurückstehend, unterliegt es doch keinem Zweifel, dass nach langer Unthätigkeit, um nicht zu sagen Barbarei, auf dem Gebiete des Unterrichts und der Wissenschaft in Deutschland, von der Mitte des XV. Jahrhunderts an eine Entwicklung begann, welche reichliche und schöne Früchte trug, welche reichere und schönere noch versprach, wenn nicht der Bruch mit ihrer Vergangenheit, ihrem Glauben und Denken erfolgte, wenn nicht die kirchliche Einheit in Stücke gegangen wäre, und damit wohl auch die politische. Von seinem Standpunkte aus handelte Karl V. jedenfalls ganz korrekt, gegen die reformatorische Bewegung zu Felde zu ziehen, wenn ihm die Geschichte nachher auch nicht Recht gegeben hat. Die Reformation war nothwendig, aber sie bedingte eben so sehr eine Reform der Reichsidee. Für diese politische Frage hat die Zeit leider keinen Luther aufzuweisen; es bedurfte eines jahrhundertelangen schweren Einzel- und Massenkampfes, um nach mannichfachen An- und Rückläufen endlich zu einem Ziele zu gelangen, das wir erst in diesen Tagen sich erfüllen sehen sollten. Der Protestantismus darf es sich jetzt getrost gestehen, dass ihm die Hauptschuld an der Zerrüttung des heiligen römischen Reiches zufällt, welche schliesslich zu den Gräueln des dreissigjährigen Krieges führte. Ein an sich geringfügiger Gegenstand, der Streit einer kleinen von der Kanzel und vom Bierkruge regierten Reichsstadt mit einem in ihren Mauern liegenden Kloster wächst zu einer geschichtlichen Handlung ersten Ranges heran: indem er die Protestanten zum Abschlusse der Union, die Katholiken zur Stiftung der Liga und beide zur Anrufung des Auslandes drängt, entfacht er jenen denkwürdigen Krieg, welcher das Reich und die Nation auf zwei Jahrhunderte hinaus zu wesenlosen Namen macht. Von den zwei Hauptpersonen jenes blutigen Dramas war der geniale Schwedenkönig Gustav Adolf allerdings nicht bloss als Glaubensheld über das Meer nach Deutschland gekommen, doch kann auch an seinem religiösen Interesse an dem Kampfe wohl nicht gezweifelt werden. Sein gefürchteter Gegner Wallenstein leuchtet eben so sehr als Feldherr hervor wie als Regent; er sorgte auf seinen Besitzungen für alles, für Industrie, besonders freilich die militärische, für Verwaltung und Rechtspflege, für Kirchen und Schulen. Auch sein Heer hielt er in straffer Ordnung; Plünderer, Ausreisser endeten am Galgen; aber freilich, auch so blieb seine Kriegsführung nach unseren Begriffen, nicht aber nach denen seiner Zeit, barbarisch genug. Mit dem westphälischen Frieden begann die Zeit, da alle Centralgewalt vernichtet war, die Hoheit nur von Kaiser und Reichstag zusammen ausgeübt werden konnte, beziehungsweise da die einzelnen Länder sich um beide nichts mehr kümmerten. Das Reich war lediglich auf den guten Willen der Reichsstände gegründet; „als solches

besass es keinen Soldaten und nur wenige tausend Gulden jährliche Einkünfte.“ Dieses Reich ward aber auch von dem berühmten Historiker und Rechtsgelehrten Pufendorf im Jahre 1667 dahin charakterisirt: „dass es weder eine Monarchie noch eine Aristokratie, überhaupt nicht unter die engen Kategorien des Aristoteles zu bringen, vielmehr ein Ding für sich, ein wahres „Monstrum“ sei“. Man darf hinzufügen, dass es dies geblieben bis zu seiner Auflösung im XIX. Jahrhunderte, möge aber auch bedenken, dass unter den gegebenen Umständen dieses „Monstrum“ ein sehr natürliches Entwicklungsprodukt war. Nur ein solcher „monströser“ Zustand konnte es gestatten, dass ein Theil des „Reiches“ sich zu einem besonderen Reiche im Reiche zusammenkrystallisirte. In diese Epoche fällt nämlich die allmählige Heranbildung Brandenburgs zu seiner künftigen Rolle und das Erstehen eines Königreichs Preussen, welches von allem Urbeginne ein strenger Militärstaat, eben dadurch die Oberherrschaft in Deutschland zu erhalten berufen war. Mit der Errichtung des Königreichs Preussen war aber das deutsche Reich eigentlich schon zu Grabe getragen, denn naturgemäss musste Preussen in die lebhafteste Opposition zu dem morschen, altersschwachen Reiche treten. Nur auf Kosten des letzteren konnte Preussen wachsen und gedeihen; seine Könige und grossen Staatslenker haben dies mit scharfem und klarem Blicke sofort erkannt und stets darnach gehandelt. Unter dem grossen Heldenkönig Friedrich II. trat dieser naturnothwendige Gegensatz zum ersten Male als offene Feindschaft deutlich hervor, um ungeschwächt, wenn auch oft zeitweise sorgfältig übertüncht fortzuleben bis auf unsere Tage. Seit jener Epoche gibt es eigentlich kein deutsches Reich mehr, sondern ein Preussen und ein Oesterreich, zwei Rivalen, zwei Gegner in Glauben, Sitten, Anschauungen und Interessen, zwischen welchen die kleineren deutschen Fürsten rohrartig hin- und herschwankten, je nachdem sie diesem oder jenem Machtkreise angehörten. Friedrich der Grosse und Maria Theresia heissen die Marksteine in der Entwicklung beider Staaten, der erstere mit hohem Geschick auf die materielle und moralische Erweiterung seiner Macht bedacht, durch glückliche Eroberung ein junges, erst werdendes Reich aufbauend, letztere mit klugem Sinne die centrifugalen Reste einer uralten Herrlichkeit zu befestigen, zu erhalten strebend. Den Pfad der Eroberung hat die preussische Politik seither auch nimmer verlassen und kann es auch nicht, so lange er zu Sieg und Ländergewinne führt, so lange es noch ethnisch homogene Massen einzuverleiben gibt. Oesterreich, minder begünstigt, aus heterogenen ethnischen Elementen zusammengesetzt, konnte auf seiner absteigenden Bahn selbst nicht durch einen Kaiser Joseph II. aufgehalten werden, der, ein wahrer Wohlthäter seiner Unterthanen und fürsorgender Vater, an Reinheit des Charakters und Freisinnigkeit des Geistes alle seine Zeitgenossen übertraf, von seinem eigenen Volke aber unverstanden blieb.

Mit leuchtender Fackel ist er dem Jahrhunderte vorausgeeilt. Er kämpfte gegen die Klöster und gegen die Anmassungen der kirchlichen Partei; er wollte einen Staat der Aufklärung und des Rechtes

schaffen und seine Waffe kehrte sich gegen die Feudalen und Nationalen, gegen Alle, welche die Staatseinheit aus egoistischen Motiven hassen. Der aufgeklärte Absolutismus des achtzehnten Jahrhunderts hat die Bedingungen des Staates und der menschlichen Natur ganz richtig erkannt. Die grossen Staatsmänner jener Zeit wussten, dass die Einigkeit und Versöhnung im Staate nur dadurch herzustellen sind, dass alle Parteien ohne Unterschied sich dem Staatsprinzipe unterwerfen. Eine Unzahl von sozialen wirthschaftlichen Reformen verdankt Oesterreich seinem grossen Kaiser, sein Name ist noch heute ein Segen für die Gesammtheit, die Erinnerung an ihn wirkt fort mit lebendiger Kraft; aber gerade seine Staatsideen sind nicht zur Verwirklichung gelangt.

Indem er sich bestrebte, den Bann der Priestervormundschaft zu lösen, fand er nur Feinde und Gegner gerade bei Jenen, deren Befreiung er bezweckte. Das Volk wollte eben noch gar nicht befreit sein, empfand noch gar nicht als Last, was schon als unausstehlicher Druck dem hochherzigen Kaiser erschien. Die wärmste Verehrung für das Andenken an den unvergleichlichen Fürsten ist jedem Oesterreicher ins Herz gegraben, und mit bitterem Schmerz erfüllt es den Kulturforscher, ihm, dem grossen Idealisten, gerade das Beiwort „der Grosse“ versagen zu müssen, welches mit Recht seinen realistischen Zeitgenossen, den preussischen Friedrich, schmückt. Denn wahrhaft gross ist nur Jener, welcher seine Zeit versteht; dann wird er auch von ihr sicher verstanden.

Russland.

Während in politischer Hinsicht das deutsche Reich immer mehr zur Null herabsank, war ihm im Osten ein Nachbar erstanden, der zwar in der Kulturentwicklung der damaligen Zeit noch keine Rolle spielte, für die Folge jedoch zu Grösserem berufen war: Russland. Wir müssen demselben daher einige, wenn auch nur flüchtige Worte widmen.

Erst als innere Zwietracht und Timurs Waffenglück die Macht der Goldenen Horde gebrochen, gelang es den Russen sich von der drückenden Zinspflicht gegen die Tataren zu befreien und ihr Reich, dessen Hauptstadt von Kijew nach Moskau verlegt worden war, durch glückliche Kriege nach allen Richtungen hin auszudehnen. Ein neuer Geist war über Russland gekommen. Des Grossfürsten Iwan Wasiljewitsch d. Gr. (1462—1505) Vermählung mit einer Nichte des letzten christlichen Kaisers in Konstantinopel öffnete der byzantinischen Bildung einen Weg in das Russenreich und lenkte die Blicke seiner Herrscher auf das Oströmische Reich, dessen zweiköpfigen Adler Iwan in das russische Wappen aufnahm und dadurch seinen Nachfolgern die Pflicht auferlegte, den byzantinischen Staat als das rechtmässige Erbe der russischen Fürsten anzusehen und darnach zu handeln. Seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken wurde der russische Metropolit (später Patriarch) von den einheimischen Bischöfen gewählt

und somit auch die kirchliche Unabhängigkeit errungen. Iwan war aber nicht bloss ein gewaltiger Eroberer, er war auch Gesetzgeber und Staatsordner. Um künftigen Erbfolgekriegen vorzubeugen, traf er Verfügungen über Thronfolge und Einheit sowie Untheilbarkeit des Reiches; und um unter seinem barbarischen Volke den Keim der Kultur zu pflanzen, liess er Handwerker und Bauleute aus Deutschland und Italien kommen. Der zum Schutze seiner Hauptstadt Moskau angelegte *Kreml* zeugt von seinem grossartigen Sinn.

Iwans Enkel, Iwan Wasiljewitsch II., zubenannt der Schreckliche (1533—1584), der sich zuerst den Titel eines Zaren oder „Selbstherrschers aller Reussen" beilegte, schritt auf den blutigen Pfaden des Ahnherrn fort und suchte durch die nämlichen Mittel Russland zu vergrössern, aber auch zu kultiviren. Er zog deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte in das Land, legte Buchdruckereien an und schloss mit der Königin Elisabeth, nachdem von England aus der Seeweg nach Archangel entdeckt worden, einen Handelsvertrag. Er eroberte Kasan und Astrachan, dehnte sein Reich bis zum Kaukasus aus und traf Anstalten zur Erforschung und gänzlichen Unterwerfung Sibiriens. Im Innern schritt Iwan über die Erde wie ein zermalmender Orkan, um jeden Widerstand im Keime zu ersticken. Durch Errichtung der Schützenschaar der *Opritschriki* (Trabanten, Leibwächter) oder *Strjelzi* (Strelitzen, d. h. Scharfschützen, abgeleitet von *Strjela*, der Pfeil) legte der schreckliche Iwan den Grund zu einer stehenden Kriegsmacht. In seinem ganzen, mitunter furchtbaren, im Allgemeinen jedoch für die Kulturentwicklung in Russland segensvollen Wirken erinnert er lebhaft an Ludwig XI., der in Frankreich Aehnliches mit ähnlichen Mitteln vollbrachte. Aber noch über ein Jahrhundert verfloss, ehe die Barbarei völlig aus Russland wich; aller Handel war in den Händen der Hanseaten, besonders der Lübecker; es fehlte jede Spur der Grundstoffe, aus welchen die abendländischen Staaten erwachsen sind. Mit Iwans Sohne Theodor erlosch der Rurik'sche Mannesstamm, nachdem der Umfang des russischen Reiches seit der Mitte des XV. Jahrhunderts von 18,000 auf 100,000 Quadrat-Meilen gestiegen war.

Es trat nun eine Zeit der Gesetzlosigkeit und Gewaltthätigkeit herein, in welcher die Strelitzen eine verhängnissvolle Rolle spielten. Den Inhalt der von der Befreiung vom Tatarenjoche bis zur Befestigung des Reiches durch Zar Peter d. Gr. reichenden Periode der russischen Geschichte kann man als ein Schwanken zwischen dem Asiatismus und dem Europäismus bezeichnen. Dem Asiatismus gehörten auch wesentlich die Strelitzen an, eine den späteren Janitscharen ähnliche Miliz: unbrauchbar im Felde, aber unter Umständen sehr gefährlich im Innern. Da sie mancherlei Vorrechte genossen, so hatten sich eine Menge Handwerker und Krämer als Strelitzen einschreiben lassen, um dieser Vorrechte theilhaftig zu werden und sich des Schutzes zu versichern, den die Schaar sich selbst gewährte. So war sie immer mächtiger nach innen, immer unbrauchbarer nach aussen geworden. Endlich, müde der Verwirrung, vereinigten sich die Bojaren 1613 zur

Wahl Michael Romanows, mütterlicherseits eines Abkömmlings des alten Zarenhauses. Ein aus Adel, Klerus und Städteabgeordneten gebildeter Reichstag entwarf ein Staatsgrundgesetz, wonach Michael für sich und alle seine Nachkommen unumschränkte Zarengewalt erhielt. Mit ihm beginnt das Romanow'sche Regentenhaus, dem Russland seine Grösse und Ausbildung zur europäischen Grossmacht verdankt. Michaels Regierung (1613—1645) war sehr geeignet die inneren Wunden zu heilen; er ordnete die Grenzen durch Friedensschlüsse und musste damals auch manche Eroberung den mächtigen Nachbarn überlassen bleiben, die Russen nahmen später doch alles zurück. Schon Zar Michael (1613—45) liess durch den Schotten Alexander Leslie in der Fremde mehrere Regimenter für den Dienst Russlands anwerben. Michael wollte vorzugsweise Söldner haben, die im schwedischen Dienst disziplinirt und geübt worden wären. Die Regimenter bildeten sich aus jenen abenteuernden Berufssoldaten, der „Reisläufer", deren es im XVII. Jahrhundert so viele gab, und die gegen Sold und Aussicht auf Beute und Beförderung jeder beliebigen Fahne folgten. Zar Michael hatte sogar 1631 einen holsteinischen Edelmann, Heinrich von Dam verpflichtet, ein Regiment für den bleibenden Dienst des Zaren und nicht auf Zeit zu werben. Michaels Sohn Alexej (1645—1676) ging weiter als sein Vorgänger: er wollte eine aus Einheimischen bestehende, aber auf europäische Weise, also von fremden Offizieren geschulte Armee haben. Er zog daher Schotten, Holländer und Deutsche ins Land: die unter ihrer Leitung gebildeten Regimenter enthielten verhältnissmässig viele heidnische Elemente: Mordwinen und Tschuwaschen, weil man selbst unter der Leitung fremder Offiziere den Moskowitern nicht recht traute. Auf diese Regimenter konnte der Zar hinsichtlich seiner eigenen Sicherheit allerdings mehr bauen, als auf die Strelitzen, aber wo jene disziplinirten Truppen gegenüberstanden, kämpften sie unglücklich. Erst musste noch eine zweite nationale Einrichtung beseitigt werden: das *Mjestnitschestwo*, d. h. der Gebrauch Aemter nach den Vorzügen der Geburt zu besetzen, welcher unter dem alten russischen Adel beständigen Rangstreit veranlasste. Der Zar war zu wenig über die Adelskaste erhoben, als dass er hätte wagen können, nach Verdienst den Oberbefehlshaber, etwa auch aus fremden Offizieren, zu ernennen. Es musste den Oberbefehl ein Russe von guter alter Familie führen, sonst weigerten sich die Bojaren und Wojewoden unter ihm zu dienen. Auf diese Weise war der Zar bei seiner Wahl auf einen engen Kreis wenig geeigneter Personen beschränkt. Trotz dieser sehr mangelhaft eingerichteten Staatsmaschine erwarb Alexej Smolensk, Severien und andere Orte und brachte die streitbaren, wohlberittenen Kosaken zur Anerkennung der russischen Oberhoheit. Zugleich eröffnete er Handelswege nach Persien und China über Sibirien und die Wolga hinauf, hob die innere Betriebsamkeit und begünstigte die europäische Kultur. Sein Sohn Feodor (1676—1682) that aber einen grossen Schritt zur kaiserlichen Allgewalt durch Abschaffung des Mjestnitschestwo, nämlich durch Vernichtung der Geschlechtsregister, auf denen die Ansprüche der Adelsfamilien beruhten. Er liess die

Rang- und Stufen-Bücher verbrennen und den Beschluss von der Geistlichkeit und den Bojaren bestätigen, dass fortan Jeder, bei schwerer Strafe im Fall einer Widerrede, ohne Dienstrangvorrecht dienen sollte, wie und wo der Zar befehle. Unter dem Einfluss der dem altrussischen Wesen zugethanen feindlichen Stiefschwester Peter des Grossen, der Zarewna Sophia, gewannen die Strelitzen nochmals die Oberhand, sie wütheten mit Mord, Brand und Plünderung gegen die Anhänger der neuen Zeit und gegen die Ausländer; aber sie wuchsen ihren Beschützern selbst über den Kopf uud bewährten sich zugleich in den Feldzügen von 1687 und 1689 so schlecht gegen die Krim'schen Tataren, dass es dem Zaren Peter mit seinen Fremdtruppen unter Patrik Gordon und dem Landaufgebot verhältnissmässig leicht gelang, die Strelitzen zu überwinden. Die Ausrottung derselben wurde „mit derselben Grausamkeit vollzogen, wie die der türkischen Janitscharen in unseren Tagen."

Die Leistungen Peter d. Gr. (1689—1725) sind allbekannt. Sie lassen sich in kurzen Worten dahin zusammenfassen, dass sein Streben dahin ging, das russische Reich aus einem asiatischen, wie es bisher gewesen, in einen europäischen Staat umzuwandeln. Diesem Ziele widmete er in Krieg und Frieden die ganze Kraft seines Lebens, und wenn es auch unbestritten ist, dass trotz alledem Peter selbst in Sitte, Denkungsart und Herrscherweise wild und rauh wie seine Zeit blieb, so lässt sich ihm doch die Anerkennung nicht versagen, dass er für die Kulturentfaltung mehr geleistet hat, als mancher hochcivilisirte Staatsmann. Bei seinem Tode hatte der Zar, der den Kaisertitel angenommen, seinem Reiche blühende, kultivirte Länder erworben, seiner neugegründeten Seemacht zwei Meere erschlossen, die wenig bevölkerte Provinz Ingermannland durch erzwungene Uebersiedlung volkreich gemacht, Petersburg, das der europäischen Kultur näher lag als Moskau, zum Sitze der Regierung und zur Hauptstadt des Reiches erhoben und durch grossartige Anlagen und Bauwerke in Aufschwung gebracht. Durch Anlegung von Kanälen und Landstrassen erleichterte Peter den inneren Verkehr seines unermesslichen Reiches; mit den Seestaaten des Auslandes wurden direkte Handelsverbindungen angeknüpft, zu diesem Ende Seehäfen angelegt und die Schifffahrt befördert. Gewerbe und Manufakturen erfreuten sich besonderer Begünstigungen und neu geschaffene Bergwerke förderten den inneren Reichthum des Landes zu Tage, so dass Russland trotz der vielen und schweren Kriege sich in blühender Finanzlage befand. Auch die Verwaltung des Reiches gewann unter Peter eine neue Gestalt. Unter seinen Neuerungen war aber keine wichtiger als die Aufhebung des Patriarchats und die Ernennung der heiligen Synode zur obersten Kirchenbehörde, welche vom Kaiser, ihrem Präsidenten, die Verhaltungsbefehle empfängt. Von nun an stand in Russland die Kirche, ihre unantastbaren Dogmen ausgenommen, unter dem Patronate des Monarchen. Die Sache hatte freilich auch ihre Kehrseite. Schon von der Zeit des Zaren Alexei (1646—1676) an setzte sich die Staatskirche in Gegensatz zu dem altgläubigen Volke; Peter I. verschärfte diesen Gegensatz noch mehr und verletzte das

Nationalgefühl aufs tiefste. Die niederen Schichten blieben dem alten Ritus oder ihrem Sektenwesen um so treuer. Nur der Hof, die Geistlichkeit und der Adel mit dem höheren Beamtenthum schlossen sich der Reform an. Jene Massen aber, einzelnen Fanatikern blind gehorchend, schaarten sich, nach den blutigen Rückschlägen die auf ihre Erhebungen folgten, immer verbissener mit einem schwärmerischen Eifer für das Martyrium um ihre Heiligthümer, indessen Hof und Adel französischer Modephilosophie und französischer Laszivität huldigten. In Folge der Glaubensverfolgung schlossen sich die niederen Schichten immer mehr von der bösen Welt des „Antichrists" ab. Unterordnung unter die Gewalt, unter die von Dienern des Antichrists eingesegnete Ehe, die Militärpflicht oder die Steuerzahlung war ihnen ein Gräuel, ein Uebertritt zum Satan! Es bildeten sich priesterliche Sekten, welche seit 1666 (dem Beginn der Herrschaft des Antichrists) keine Ehe, überhaupt kein Sittengesetz mehr anerkennen und dem Staat feindlich gegenüberstehen, z. B. die Soschigately (Selbstverbrenner), die Skopzi, (die sich selbst nach dem ersten Sohn Entmannenden) die Straniki, (die „Wanderer") mit ihren von Novizen stets bereitgehaltenen unterirdischen Schlufwinkeln, die Theodosianer u. s. w. Diese Sekten, welche sämmtlich Gebet und Ehe verwerfen, bestehen noch heute mit eben so grossem Fanatismus und mit grösserem Anhang als damals.

Peter des Grossen Tod führte eine Reihe schwankender Regierungen und stürmischer Thronwechsel herbei, die an die Kaiserzeit von Rom und Byzanz erinnern; es sind Rückfälle in den Asiatismus, zumal unter den weiblichen Regierungen. Die am Hofe herrschenden Sitten während der immerhin glorreichen Regierung der Kaiserin Anna (1730—1740) begünstigten die Anfänge einer Favoritenherrschaft, die sich zu jener Zeit in Russland eben so einbürgerte wie in Frankreich das Maitressenwesen. Unter Elisabeth (1741—1762) und Katharina II., welche die Geschichte nicht mit Unrecht als die Grosse feiert, gelangte diese Favoritenherrschaft zur höchsten Entwicklung. Huldigte aber auch die grosse Kaiserin dem Günstlingswesen, wodurch die Staatseinkünfte oft bedeutend litten, so wogen ihre ausgezeichneten Herrschergaben, ihr vorurtheilsloser Sinn und ihr hoher Geist diese Fehler wieder reichlich auf, und nächst Peter d. Gr. dankt Russland unstreitig ihr den meisten Kulturfortschritt. So wenig fällt für das allgemeine Volkswohl die persönliche Lasterhaftigkeit tüchtiger Regenten ins Gewicht!

Die Kultur der Mediceer.

Seinen alten hohen Kulturrang zu behaupten war Italien auch in dem uns beschäftigenden Zeitraume beflissen; obenan unter allen italienischen Landschaften leuchtete aber der Mediceerstaat Toskana mit der herrlichen Arnostadt Florenz. Die Geschichte Toskanas beginnt mit dem Sturze der Republik Florenz, streng genommen mit der Erwerbung Sienas durch Herzog Cosimo de' Medici. Denn erst die Einfügung der Republik Siena und ihres Gebietes bis an die Grenzen

des Kirchenstaates hin in das Herzogthum Florenz und die Neuorganisation dieses Staatswesen durch Herzog Cosimo hat das nachherige Grossherzogthum geschaffen. Das Gebiet, wie es im Jahre 1532 bestand, war vielmehr ein Agglomerat von einzelnen Territorien mit verschiedenen Rechten und Formen unter einem Oberhaupte als ein eigentlicher Staat. Es war dies, vielleicht mit einziger Ausnahme des Kirchenstaates, in welchem jedoch andere Bedingungen obwalteten, in höherem Maass als irgend ein anderes Gebiet. Aus diesem Agglomerat von Kommunen, grossentheils wider- und untereinander feindselig, alle feindselig wider die herrschende Gemeinde, von keinem Bewusstsein der Zusammengehörigkeit und keinem Gemeinsinn mit einander verbunden und nur unter gemeinsamem Joche seufzend, von Beamten ausgebeutet, die man ihnen zusandte, rechtlich wie faktisch ausgeschlossen von der Betheiligung an der obersten Verwaltung, meist in ihrem Innern von Faktionen zerrissen, welche die Unabhängigkeit Jahrhunderte lang überlebten, und mit geschwächten materiellen Mitteln — aus diesem Gemisch ungleicher Bestandtheile sollte nun durch die Medici eine Monarchie geschaffen werden [1]), ein Staat, dessen politischer Einfluss weit über seine materielle Macht hinausging.

Die Medici regierten in Toskana bis zu ihrem Erlöschen 1737, um welche Zeit das Land an den Herzog Franz von Lothringen überging. Wenn man will, so beginnt die Fremdherrschaft in Toskana schon mit dem Herzog Franz (geb. 1541, gest. 1587). Denn wenn auch ein Medici, so hatte er doch fast nichts mehr florentinisches an sich. So sehr überwogen in ihm das spanische Naturell, das er von seiner Mutter, Eleonora von Toledo, ererbt hatte, und die spanischen Sitten und Lebensgewohnheiten, welche an den Höfen Italiens im Zeitalter Philipps II. allgemein aufkamen. Dem entsprach auch der Druck, den er auf seine Unterthanen ausübte, so dass man sagen darf: unter seinem Nachfolger sei das florentinische Volk „gleichsam wieder aufgelebt". „Aber es war nicht mehr das alte. Energie und Lebendigkeit waren gedämpft, die tägliche Uebung des politischen Scharfsinns war geschwunden. Wo demselben Spielraum vergönnt war, blitzt er immer noch auf; jederzeit sind die Medici von gewandten Diplomaten bedient worden. Aber die Verschiebung des Mittelpunktes der Interessen musste sich fühlbar machen. Der geschäftliche Unternehmungsgeist sah mit jedem Tag seinen Gesichtskreis sich verengern, seine Jahrhunderte lang behaupteten Plätze in fremde Hände übergehen, innere Quellen des Wohlstandes allgemach versiegen. Nachdem die alten politischen Vorrechte abgeschafft waren, versuchten so viele von der Demokratie nicht geduldete Unterschiede sich Geltung zu verschaffen und das Verhältniss der Stände zu einander umzuwandeln. Für die Thätigkeit auf wissenschaftlichem Gebiet ist es unter den veränderten Umständen ein Glück gewesen, dass sie einst den transzendentalen Spekulationen zugewandte

---

1) Alfred von Reumont, *Geschichte Toskanas seit dem Ende des florentinischen Freistaates.* Gotha 1876. 8°. I. Bd. S. 100.

Spekulation sich nun mit aller Entschiedenheit und richtiger Erkenntniss der Empirie widmete [1])".

In der Geschichte Toskanas ist die Zeit Ferdinands II. von Medici (gest. 1670) für die Entwicklung der Wissenschaften die günstigste und in gewissem Sinne die entscheidende gewesen. Wenn gerade in diese die Katastrophe fällt, welche dem Meister und Führer auf diesem Wege, dem berühmten Galileo Galilei den Mund schliessen zu müssen und zu können glaubte, so ist der Sieg der Erfahrungswissenschaft auf einem lediglich an die Natur und ihre Gesetze gewiesenen und von ihnen beherrschten Gebiete dadurch eher beschleunigt als verzögert worden. Der in der Behandlung der galileischen Angelegenheit in Rom begangene Irrthum lag darin, dass man eine den gewohnten Anschauungen widersprechende, längst angeregte und nicht beanstandete Meinung, die in Betreff des Sonnensystems, statt deren Entwicklung innerhalb des wissenschaftlichen Gebietes sich vollziehen zu lassen, vor ein theologisches Forum zog, wohin sie nicht gehörte. Galileis Irrthum ist es gewesen, seinen wissenschaftlichen Gegnern, welche die theologischen nach sich zogen, dazu gewissermassen selbst die Hand geboten zu haben. Zwar hatte er sich gerade gegen die Vermengung von Bibelstellen mit physikalischen Doktrinen verwahrt, doch eben auf diesem Felde machten die Gegner ihm öffentlich wie heimlich den Krieg und unter den Handschriften der Biblioteka Palatina befinden sich zahlreiche Briefe von Pisaner Professoren an die Grossherzogin, voll Anklagen gegen Galilei als Verderber so der Wissenschaft wie des Glaubens. Als die Sache im Jahre 1615/16 angeregt wurde, erhielt er von Rom eine Verwarnung, sich nicht auf Behauptungen einzulassen, die der heiligen Schrift zuwiderlaufend erachtet wurden. Jahrelang hat er die damals gegebene Zusage gehalten und erst nachdem Aeusserungen, welche seine Ueberzeugung von der Wahrheit des kopernikanischen Systems hinlänglich andeuteten, in einer Streitschrift ohne Rüge geblieben waren, gab er zu Anfang des Jahres 1632 das Buch heraus, in welchem, unter durchsichtiger Verhüllung, diese Ueberzeugung klar ausgesprochen war. Der Beifallssturm, mit dem dies Buch aufgenommen wurde, schärfte den Antagonismus, indem er die Bedenken verstärkte. Die alte Ansicht, dass die Kirche die fragliche Untersuchung den Laien nicht ganz anheimgeben dürfe, indem es sich dabei um die Autorität der Bibel handle, welche durch Popularisirung von Ansichten gefährdet sei, die den Lehren so vieler Jahrhunderte und den auf die für untrüglich gehaltenen Wahrnehmungen der Sinne gestützten Anschauungen geradezu widersprächen, — diese Ansicht gewann die entschiedene Oberhand. Dazu kamen persönliche Umstände. Galilei hatte in der That die vor sechzehn Jahren gegebene Zusage nicht beachtet. Literarische Zerwürfnisse verschlimmerten die Lage. So kam es zu dem für beide Theile unendlich traurigen Prozesse. Beide Theile haben die begangenen Fehler sehr gebüsst: die römische Inquisition durch das nicht etwa ihr

---

2) A. a. O. S. 384.

allein, sondern der Kirche schädliche Aufsehen, welches der Fall erregte, der grosse Gelehrte durch die Geistestortur und die materielle Behinderung, welche seine letzten Jahre bedrängt hat. Schwerlich wäre es mit der Sache dahingekommen, namentlich unter einem Papste, der, wie Urban VIII., mit bedenklichen Schwächen auch hervorragende geistige Eigenschaften und nicht gewöhnliche Kultur verband: hätte nicht der von Galilei schon im Beginne seiner Laufbahn geweckte literarische Antagonismus von dem Gebiete der hydrostatischen Untersuchungen und jener über die Sonnenflecken sich auf einen geistlichen Gegnern freistehenden Boden hinübergezogen.

„Man darf aber dieses für Galilei so verhängnissvolle Einbeziehen der Bibel in die bisher rein wissenschaftliche Diskussion nicht (wie es von mehreren Schriftstellern geschehen ist) ausschliesslich auf Parteirücksichten oder gar persönliche Motive zurückführen. Dies ist absolut falsch. So sehr auch diese Faktoren dabei mitwirkten, so muss man doch erkennen, dass besonders zu Anfang des grossen Streites dieselben nur sporadisch vorkommen. Die grosse Menge der Gelehrten, die eben noch vollständig der alten Weltanschauung anhing und bisher Kopernikus mit seiner noch nicht auf sichtbaren Beweisen ruhenden Theorie beiläufig für einen Phantasten gehalten hatte, stand wahrhaft entsetzt den teleskopischen Entdeckungen Galileis gegenüber, die den Fundamentalsatz Alles bis nun Geglaubten umzustossen drohten. Die gelehrte und noch mehr die halbgelehrte Welt Italiens fühlte den Boden unter den Füssen wanken, und es däuchte ihr nicht anders, als ob mit der dreitausendjährigen Autorität des Aristoteles alle Fundamente der Physik, Mathematik, Philosophie und Religion zu Grabe getragen würden. Ihr schien dies kein Fortschritt, sondern ein Frevel!“ [1]) Ich möchte beifügen, dass ein ähnlicher Prozess sich abspielt, so oft ein neuer, die Wissenschaft radikal umgestaltender Gedanke aufgeworfen und von thatsächlichen Entdeckungen unterstützt wird. Oder passen die obigen trefflichen Sätze nicht Wort für Wort auf die Gegenwart in deren Anschauungen die Darwin'sche Evolutionstheorie eine ganz gleiche Umwandlung hervorruft, wie vor drei Jahrhunderten die kopernikanische Lehre? Und sind die Gründe, wesshalb der Darwinismus von Gelehrten und noch mehr von Halbgelehrten bekämpft wird, etwa andere als die oben geschilderten?

Galilei und seine Schule haben ihre Zeit beherrscht. Selbstverständlich hat diese Schule in ihren Persönlichkeiten ganz Italien eingeschlossen, — um nur zwei der Hervorragenden zu nennen, seien Benedetto Castelli aus Brescia und Evangelista Torricelli aus Faenza erwähnt. Sie hat sich auch über ganz Italien ausgedehnt und auf das Ausland mächtig eingewirkt. Ihr Mittel- und Brennpunkt ist aber Toskana gewesen und es ist nicht ein geringer Ruhm des mediceischen Namens, von den Namen dieser Schule unzertrennbar zu sein.

---

1) Karl von Gebler, *Galileo Galilei und die römische Curie. Nach den authentischen Quellen.* Stuttgart 1876. 8°. S. 49—50.

Ferdinand II. war nicht bloss vom wärmsten Interesse für naturwissenschaftliche Studien und deren praktische Anwendung beseelt; er verband mit diesem Interesse ungewöhnliche Kenntnisse und erfindungsreichen Scharfsinn, so dass seine Beobachtungen den physisch-mathematischen Wissenschaften überhaupt, den Instrumenten für Berechnung der Bewegung, der Wärme, des Luftdruckes u. s. w. wesentlich zugute gekommen sind. Während er für die Universität Pisa sorgte (Castelli war dort Lehrer der Mathematik, bevor er an die römische Sapienza gezogen wurde), vereinte er um sich in Florenz einen Kreis gelehrter Männer, und seine wissenschaftlichen Konversationen im Palaste Pitti wie auf den benachbarten Villen haben mit Ideenaustausch und praktischen Uebungen mehr genützt als manche Akademie. Er hat das Thermometer vervollkommnet und durch den Maler Baccio del Bianco mit Hilfe eines galileischen Fernrohres die erste grosse Mondkarte zeichnen lassen. Sein Bruder Leopold nahm an allen wissenschaftlichen Dingen regsten Antheil. Er förderte die Arbeiten der Akademie der *Crusca,* die Vorbereitungen zur dritten Auflage des Wörterbuches und den Druck von Texten aus dem goldenen Zeitalter der Sprache. Er versuchte die Wiederbelebung der platonischen Akademie, die einst zum Ruhme seines Geschlechtes so viel beigetragen hatte. Er veranlasste die erste im Jahre 1656 zu Bologna erschienene Sammlung der Werke Galileis, wozu er manches Ungedruckte beisteuerte und welche Ferdinand II. gewidmet ist, sowie die in derselben Stadt dreizehn Jahre später erfolgte Herausgabe von Castellis kleinen Schriften. Lange vorher hatte er Michelinis und Torricellis hydraulische Kenntnisse zum Besten des Chiana-Thales zu benützen gesucht und der frühe Tod des letzteren, des ausgezeichnetsten Schülers Galileis, hat die praktische Anwendung eines Verfahrens verzögert, durch welches die Heilung der Uebel dieser Provinz späterer Zeit gelungen ist.

Die Zeit Ferdinands II. von Medici erscheint auch am geeignetsten um einen Blick auf die damaligen Verhältnisse und Sitten in Italien zu werfen. Wir bedienen uns dazu der Worte eines sichern Führers [1]), welcher von jener Epoche in gegenwärtiger Zeit zu uns spricht: „Zur Bedeckung der Wände in Saal und Zimmern bediente man sich im Beginne des XVII. Jahrhunderts nur des gepressten Leders, das bei Prachtliebenden vergoldet war und an den Thüren das Wappen des Besitzers zeigte. Allmälig wandte man in den Hauptgemächern Seide an, dann Seidendamast, bis die Reichsten zu Sammt, Goldstoff und golddurchwirktem Damast griffen, Stühle und Thürvorhänge waren von demselben Stoffe oder letztere mit gestickten Wappen. Jetzt füllt man die Säle mit Bildern in reichen breiten Goldrahmen, während ehemals schwarze Rahmen mit höchstens ein paar Goldleisten üblich waren. Gewöhnlich befanden sich im Saale (Halle) ein grosser Kamin und ein Wasserbecken an der Wand mit messingenem Behälter zum Händewaschen, bevor man zum Tische ging. Daneben hing wie in den

---

1) A. v. Reumont A. a. O.

Klöstern ein Handtuch zum Abtrocknen. Jetzt lässt man sich das Wasser von einem Diener in silbernem Becken reichen und statt des Kamins stellt man Kohlenbecken hin. Bei Tische bediente man sich irdener oder zinnerner Schüsseln, wie auch heute noch die Meisten thun, während die Kredenzschüsseln, Becken, Messer, Gabeln, Salzfässer silbern sind. Die Reicheren aber haben sämmtliche Schüsseln und Teller von Silber und zieren die Gemächer mit silbernen Gefässen und ähnlichen auf Tischen und kleinen Schränken von Ebenholz und feinen Steinen. Im Saale hatte man vormals Stühle mit Lederüberzügen und kleinen Wappen an der Rücklehne, mit Schämeln von Nussholz. Jetzt haben die Meisten Bänke mit den Wappen, die zugleich als Truhen zum Bewahren der Sachen für die Dienerschaft dienen. Die Schämel sind mit vergoldetem Schnitzwerke geziert.

Ehemals hielt man gewöhnlich nur zwei Diener. Der eine mit dem Namen eines Ausgebers (*Spenditore*) machte die Einkäufe und hielt Buch über das Hauswesen; der andere besorgte den häuslichen Dienst, ging mit der Herrin aus und besorgte die Geschäfte in der Stadt. Allmälig wurden Livreen Sitte, anfangs für den Kutscher und den die Dame begleitenden Diener. Dann mehrte sich die Zahl der Dienerschaft, so dass der vornehme Adel mehrere Livreebediente hält, zwei stets die Herrin begleiten, einer den Herrn. Der Dienerinnen waren ehemals drei; die Köchin war die eine, die andere die Mittelfrau (*donna di mezzo*), welche mit der Gebieterin ausging, die Stuben reinigte, die Betten machte und sonstigen Dienst versah, auch, wo es nöthig war, der Köchin beim Brotbacken und Anderem half. Die dritte höherstehende, die Matrone geheissen, leistete der Dame im Wagen und zu Fusse Gesellschaft, kleidete sie an und machte ihr das Haar zurecht, wozu jedoch noch manche ein Mädchen hielten. Die Matrone erhielt sechs bis sieben Lire, die Mädchen suchte man nach einigen Jahren mit einer Mitgift von hundert bis hundertfünfzig Scudi zu verheirathen. Die Matrone ist jetzt abgeschafft, weil die Damen allein ausfahren und nur mit Livreebedienten ausgehen; die reichsten nehmen im Wagen wohl ein junges Mädchen, die *damigella* mit und stützen sich beim Gehen auf einen älteren Mann ohne Livree, welcher der schwarze Mann oder der Armgeber (*bracciere*) heisst. Frauen aus dem kleinen Handelsstande, um nicht allein auszugehen, nehmen gewöhnlich irgend einen Krämer oder Ladengehilfen in ihren Sold, der sie an Sonn- und Festtagen nach der Kirche und anderen Orten führt, woher er den Namen Sonntagsmann (*domenichino*) erhalten hat.

Zu Ende des vorigen (XVI.) Jahrhunderts kamen die Wagen in Gebrauch. Bei Anfang des XVII. waren sie jedoch keineswegs gewöhnlich, wie denn manche vom Adel keine besassen. Allmählig aber haben Alle sich solche angeschafft. Viele halten vier Pferde dazu, die reichsten sechs. Anfangs waren diese Fuhrwerke klein, innen wie aussen von Leder und auf der Radachse liegend, was sie äusserst unbequem machte. Dann verbesserte man sie mittelst der Schwanenhälse, zu denen man gut gehärteten Stahl verwandte, der dem Stosse nachgibt. Reiche Leute hatten sie von schwarzem, auch von farbigem

Sammt mit Fransen innen und aussen, im Innern mit vergoldetem Himmel. Bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts hatte man namentlich für Festlichkeiten die zweirädrige Kutsche *(cocchio)*, innen mit rosenfarbenem Sammt, aussen violett mit grossen vergoldeten Knöpfen am oberen Rande, welche jetzt nicht mehr üblich ist. Im Jahre 1670 hat man Karossen nach französischem Muster eingeführt, mit langen schwingenden Schwanenhälsen, um ihrer Bequemlichkeit willen *Poltroncine* genannt. Beinahe in allen vornehmen Häusern hielt man einen Zelter *(chinea)* oder ein Maulthier für solche, die nicht gehen konnten oder mochten. In der Stadt brauchte man sie mit sammtgesäumten Tuchdecken oder Sammtdecken, auf dem Lande mit Ledersätteln. Seit Einführung der Wagen sind sie abgeschafft und nur hie und da hält einer ein edles Ross zum Spazierritt. Begaben die Frauen sich nach der Villa, so ritten sie, während die Kinder von einem mit einem Doppelkorbe belasteten Maulthiere getragen wurden. Jetzt fahren sie, wo die Strasse gut ist, sonst bedienen sie sich der von Maulthieren getragenen Sänften, in denen man früher nur Kranke fortschaffte. Reiche und Bequeme halten solche Sänften auf dem Lande. Neu ist eine aus Paris importirte Gattung, eine Art geschlossener Sänfte mit zwei langen schwingenden, vorne auf dem Rücken eines Pferdes ruhenden Stangen; hinten mit zwei Rädern. Man nennt sie Kalesche und ihre Zahl ist schon auf tausend gestiegen, während die Sänften ausser Mode kommen.

Der Anzug der Männer war immer schwarz, aber die jungen Leute trugen farbiges Wamms und Strümpfe mit gold- und silbergesäumten Strumpfbändern, während Männer zwischen fünfunddreissig und vierzig das Wamms schwarz, die Strümpfe farbig trugen. Die Zeuge, Perpignan-Tuch einheimischer Fabrik, Seide, Sammt und anderes, wechselten nach der Jahreszeit. Gegenwärtig trägt Alles Schwarz und nur junge Leute, die Aufsehen machen wollen, zeigen sich mit bunten Strümpfen. Der Besatz der Kleidung mit Sammt- und Seidenband hat bis zum Uebermasse zugenommen. Auch an den Schuhen trägt man Bandschleifen, sogar Edelsteine. Selbst die Jüngeren tragen Perrücken ohne Rücksicht auf die Haarfarbe und rasiren den Bart. Bei Festen und Tournieren erschien man ehemals in schwarzen Maroquinstiefeln mit vergoldeten oder silbernen Sporen und hochstehenden gefalteten Kragen, was jetzt abgekommen ist. Die Frauenkleidung wie der Haarputz haben vielfach gewechselt. Bräute und Neuvermählte erscheinen ganz in Weiss, die Uebrigen in allen Farben, entweder verschiedenfarbig nach persönlichem Geschmacke oder Alles von gleicher Farbe. Gold- und Silberbesatz ist nach Umständen reich. Wittwen trugen einst einen bis auf die Füsse reichenden, auf den Schultern zusammengelegten Mantel, mit dessen Schulterzipfel sie wohl auch das Haupt bedeckten, was jetzt nicht mehr Sitte ist, während sie wie die Mehrzahl der Verheiratheten in Schwarz gehen. Der Eitelkeiten und Wechsel im Kleiderwesen sind in diesem Jahrhundert so viele gewesen, dass es unmöglich ist, auch nur die bedeutendsten aufzuzählen. Anfangs trug man sich spanisch, dann kam französische Sitte auf und aus Frank-

reich beziehen wir nun Moden und Formen so für Männer wie für Frauen.

Das Waffentragen war nur den Stephans-Rittern und den Johannitern gestattet. Einigen wenigen Edelleuten hatte Se. Hoheit das Tragen des Dolches zugestanden. Ugo Rinaldini war der Erste, der im Jahre 1616 den Degen umschnallte, was viele edle Jünglinge alsbald nachahmten. Der Grossherzog liess dann von der ehemaligen Strenge nach und ertheilte jedem die Befugniss. So sah man denn bald die Stadt mit Spadassins gefüllt. Allmählig kam es wieder in Abnahme, so dass jetzt nicht nur die Edelleute, sondern auch Ritter und Hofleute ohne Degen gehen, die meisten auch ohne Dolch, welchen alle gegen eine gewisse Abgabe tragen durften. Die Büchse war Edelleuten nur in einer Entfernung von acht Miglien von der Stadt zu tragen erlaubt, bloss die mit der Lunte, nicht die mit dem Hahne. Gegen Erlegung einer Steuer darf man diese jetzt bis dicht vor den Stadtmauern tragen, ja sogar innerhalb, wo man zum Zeitvertreibe nach Schwalben (!) schiesst. Die Kunst des Schiessens nach Vögeln im Fluge war früher nicht bekannt. Francesco Salvetti erlernte sie in Sizilien und so verbreitete sie sich erst in Pistoja, dann in Florenz. Wer einen Angriff fürchtet, geht Nachts im Panzerhemde aus, was Jedem gestattet ist. Alle jungen Edelleute, die sich bemerklich machen wollen, so wie wer der Waffe zu bedürfen glaubt, lassen ihre Diener lange Rapiere unter dem Arme hinter sich hertragen, was nicht ohne Uebelstände ist."

Die Regierung Ferdinands II. war die Zeit, in welcher die Theaterlustbarkeiten unter den höheren Ständen sehr in Aufnahme kamen. Wenn die Bühne in den Uffizien für die Feste des Hofes nicht ausreichte, so richtete man den Hof des Palastes Pitti, den man auch für Aufzüge und Naumachien brauchen sah, für theatralische Vorstellungen ein. Hier wurde 1637 Coppolas Schauspiel der Götterhochzeit aufgeführt, zu welchem Alfonso Parigi und Baccio del Bianco, ein Schüler Biliverts, Apparate und Dekorationen lieferten. Letzterer hatte eine Maschinerie, welche eine Schaubühne im Nu vor den erstaunten Zuschauern entstehen liess, mit solcher Geschicklichkeit ersonnen, dass Galilei, dem er das Modell zeigte, sich nach dem Hexenmeister erkundigte, der ihm dabei zur Hand gehe. Die dramatische Kunst gewann nichts dabei, wenn die nach klassischen Mustern kopirte Komödie der Tage Leos X. ungeschlachten Nachahmungen des spanischen Theaters Platz machte. Der Geschmack an der Musik führte zu einem Mischgenre, welches weder die eine noch die andere Kunst förderte. Daneben blieb die *Commedia dell' Arte* mit ihren stehenden Figuren und ihren Kanevas, welche die Schauspieler improvisirend ausfüllten. Die sienischen Theatergesellschaften der Rozzi und der Intronati, jene von Leos X. Zeit her berühmt, bewahrten ihren Ruf. Sie haben auch des jüngeren Michel-Angelo Komödien aufgeführt, diese Prachtstücke toskanischer Mundart. Gegen das Ende der mediceischen Zeit hat dann Girolamo Gigli Molière'sche und Racine'sche Stücke so bearbeitet, dass sie populär wurden.

Bei den gewöhnlichen Theaterstücken kam es auf den Text am wenigsten an, um so mehr auf Szenerie, Dekorationen, Verwandlungen, Lufterscheinungen, Kleiderpracht, Aufzüge. Man that es in Italien den anderen Ländern zuvor. Wie Maler und Bildgiesser, musste Italien dem Auslande auch Maschinisten und Dekorateure senden und der im Jahre 1766 zu Paris verstorbene erfindungsreiche florentinische Architekt Niccolò Servandoni hat sich in Frankreich, England, Deutschland durch seine grossartigen Dekorationen berühmt gemacht. Die ins Roccoco übergehende Hochrenaissance begünstigte diese Richtung, welche Alles umfasste, was bildende Kunst dauernd oder vorübergehend schuf, in der Kirche wie im Palast, Theater und Gartenanlagen mit ihren Muschelgrotten, Polyphem-Fratzen und spielenden Wasserkünsten. Don Lorenzo de' Medici hatte ein Theater in seinem Kasino am Arno. Aus der dramatischen Gesellschaft des ersteren sind die beiden sogenannten Akademien entstanden, welche die ältesten und in ihrer Art bedeutendsten Florentiner begründet haben.

Frankreich und sein Kultureinfluss.

In den drei letzten, dem jetzigen vorangegangenen Jahrhunderten ist für dic allgemeine Kulturentfaltung in Europa kein Volk von höherer Bedeutung gewesen als die Franzosen. Wir haben schon erfahren, wie im Mittelalter die Einheit der Nation mit Blut zusammengeschweisst ward. So wie Deutschland bestand nämlich auch Frankreich aus vielen kleinen nahezu völlig unabhängigen Herrschaften, bis es dem Hause Capet gelang, dieselben unter seine Oberherrschaft zu beugen und damit die politische Einheit Frankreichs herzustellen. Das Hauptverdienst fällt hierbei wohl Ludwig XI. (1461—1483) aus dem Hause Valois zu, dessen gewaltige Regenteneigenschaften die bösen Seiten seiner Natur reichlich aufwogen. Wohl entwickelte sich im Königthume gar bald jene krankhafte Erscheinung des monarchischen Prinzips, welche wir Despotismus nennen, die nothwendige Staatseinheit ging in eine alles verschlingende und unterdrückende Staatsallmacht aus, doch muss man anerkennen, dass gerade diese zur völligen Verschmelzung der ungleichartigen Völker- und Landschaften unentbehrlich war. Im Interesse dieser Staatseinheit ward dann später auch das Aufkommen abweichender religiöser Meinungen nicht geduldet, das Hugenottenthum sozusagen mit Feuer und Schwert auszutilgen versucht. So sehr, und mit Recht, uns heute die Schrecknisse der Pariser Bluthochzeit oder Bartholomäusnacht (24. August 1572) auch zu empören geeignet sind, so lag dennoch dem ganzen Verhalten der französischen Herrscher den Protestanten gegenüber unverkennbar ein grosser staatsmännischer Gedanke zu Grunde. Die Hugenottenkriege (1562 bis 1589) bedrohten nämlich das Reich neuerdings mit Zerstückelung, und den Keim zu solchen weitreichenden politischen Folgen birgt jede reformatorische Bewegung auf religiösem Boden in sich. Wo immer der Protestantismus Wurzel fasste, hat er in politischer Hinsicht zer-

setzend gewirkt, so lange bis er selbst zur herrschenden Macht wurde. Es ist dies auch so tief in der Natur der Dinge begründet, dass es gar nicht anders sein kann und nur Kurzsichtigkeit kann dem Protestantismus daraus einen Vorwurf machen. Wo immer auch in der Gegenwart neue religiöse Regungen auftauchen, sehen wir sie alsbald mit den bestehenden staatlichen Gesetzen mehr oder weniger in Konflikt gerathen; sehr begreiflich, weil die bestehenden Gesetze auf das noch Ungeborene keine Rücksicht nehmen können. Die Ausübung der herrschenden Gesetze wird aber naturgemäss für die neue Sekte dann zur Unterdrückung, ja zur Verfolgung. Ist die Sekte numerisch schwach, so muss sie diese Verfolgung oder Unterdrückung wohl über sich ergehen lassen oder einen *modus vivendi* ausfindig machen, fühlt sie sich aber stark genug, so ist es wiederum nur natürlich, dass sie den Kampf mit der oppressiven Staatsgewalt aufnimmt, wie z. B. die Mormonen in Nordamerika. Und man weise nicht etwa auf Länder hin, wo heutzutage verschiedene Konfessionen friedlich neben einander leben, denn fast überall musste dieser schätzenswerthe Friede erst durch vorangegangene Kämpfe errungen werden. Ob diese Kämpfe blutig oder, wie mitunter, unblutig ausfielen, hing von der relativen Stärke der beiden Gegner ab. Jedermann wird sich selbst sagen, dass der Kampf desto akuter, desto schärfer geführt wird, je geringer das Missverhältniss zwischen beiden. Im Interesse jeder organisirten Staatsgewalt liegt es nun, die einmal errungene nationale Einheit nach Kräften zu erhalten, ganz abgesehen davon, dass, wie ich schon betonte, die Herstellung einer nationalen Einheit stets einem Kulturgewinne gleichkommt. Dieser Gewinn ist desto grösser, je grösser die nationale Einheit, je ungetrübter sie ist. Dies setzt aber unbedingt nebst der nationalen auch die religiöse Einheit voraus, da wie gesagt nichts so geeignet ist, die erstere zu untergraben als gerade religiöse Spaltungen. Deutschland im dreissigjährigen Kriege ist dafür wohl der traurigste Beleg. Ganz gewiss verleiht religiöse Einheit einem Volke auch eine nationale Kraft, deren Kulturwerth Alles übertrifft, was es durch die Ausscheidung der dissidirenden Elemente einbüssen muss. Vielleicht wird auch ein unbefangen denkender Katholik mir in der Ansicht beistimmen, dass es beispielsweise für das Deutsche Reich der Gegenwart nur wohlthätig sein könnte, wenn die Gesammtheit seiner Bewohner dem weitaus überwiegenden protestantischen Glaubensbekenntnisse angehörte, anstatt in zwei feindselige Lager gespalten zu sein. Von solchem Gesichtspunkte aus wird man freilich der in Deutschland nur sehr theilweise, in Frankreich aber durch Unterdrückung und Austreibung der Hugenotten gelungenen Gegenreformation eine gesunde staatsmännische Basis ebenfalls nicht absprechen können. Ihren Triumph feierte die religiöse Einheit in Frankreich in dem Uebertritte Heinrich IV., (1589—1610), der freilich eben so wenig ein eifriger Protestant gewesen als er ein eifriger Katholik wurde. Es war aber nicht bloss der leichte flüchtige Sinn des Südfranzosen, welcher den König von Navarra zu dem Uebertritte bewog, er wurde auch von anderen höheren Motiven geleitet, die, wenn sie gleich weniger in der

religiösen Glaubenslehre wurzelten, darum doch von edlen politischen und patriotischen Erwägungen ausgingen.

Die Politik Frankreichs ging also in jeder Hinsicht darauf aus, die zur nationalen Einheit erforderliche Verschmelzung aller Elemente zu erzielen und dieser Prozess ist auch trefflich gelungen; mit ihm aber bildete sich nach und nach jenes System administrativer Centralisation aus, welches einen Ludwig XIV. (1643—1715) berechtigte mit Stolz sagen zu können: *l'état, c'est moi.* Die Regierung dieses Fürsten, welche fast drei Viertel eines Jahrhunderts umspannnt, zeigt klar und deutlich, auf welche Abwege der Despotismus führen, welche Grossthaten er aber auch vollbringen kann. In der Person eines Colbert verkörperten sich so zu sagen alle Lichtseiten des Systems. Colberts gewaltige Energie erschöpfte sich nicht in seinen wahrhaft grossartigen Finanzoperationen; er verbesserte in sehr wesentlicher Weise sowohl die Flotte als die Festungen Frankreichs, wie er auch seine fördernde Aufmerksamkeit den Strassen, den Flussbauten und Bergwerken zuwandte. Dass er für den internationalen Handel nicht mehr geleistet, beruht nicht darauf, dass er den Gegenstand vernachlässigt hätte, sondern, dass er in dieser Beziehung einen falschen Standpunkt einnahm. Schon allein was er für Kunst und Wissenschaft geleistet, würde ihm das Lob der Nachwelt verdienen. Er gründete die Akademie der Wissenschaften, der Inschriften und Münzen, der Musik, die *Académie de France* in Rom und reorganisirte die Maler- und die Bildhauer-Akademie zu Paris. Gleichfalls gründete er das *Journal des Savants,* die orientalische Akademie und die Sammlung des Louvre. Einige der grossartigen Bauten zu Paris danken ihm ihren Ursprung, so das neue Louvre, das Observatorium und das Hôtel der Invaliden. Er vereinte mit geradezu unerschöpflicher Energie den unermüdlichsten Fleiss, kluge Geduld und eine Ausdauer, die ihn alle Schwierigkeiten besiegen wie einen unbeugsamen Willen, der ihn nicht abweichen liess, bis er nicht das vorgesteckte Ziel erreicht hatte, die ihn aber auch nicht allzu bedenklich werden liess über die Mittel, durch die es zu erreichen sei. Sein Charakter zeigt einen eigenthümlichen Zug von mitunter grausamer Gewaltthätigkeit, welche ihm ein Anrecht auf den traurigen Titel *vir marmoreus* gewähren und zugleich den Satz rechtfertigen: *Si grand qu'on soit, on est toujours de son temps.* Man begreift, dass der Mann, der so Vieles für sein Volk gethan, nur sehr wenig populär war und erst später fand sein Wirken die verdiente Werthschätzung.

Das Zeitalter Ludwig XIV. bezeichnet die Epoche, wo der Kultureinfluss Frankreichs in Europa zur höchsten Blüthe gedieh [1]). In der That hat keine Nation so tief in die Schicksale aller Nachbarvölker eingegriffen als die französische und man darf wohl behaupten, dass die europäische Geschichte der letzten Jahrhunderte ihr Gepräge wesentlich

---

1) Vgl. J. J. Honegger, *Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten.* Berlin 1875. 8°.

von Frankreich erhalten hat. Während früher Italien und Spanien den Ton angaben, errang Frankreich zu Beginn des XVII. Jahrhunderts die unbestrittene Suprematie. Dass seitdem ein neuer Geist in Europa zur Herrschaft gelangt war, zeigt sich schon in dem Umstande, dass wir die neuere Geschichte von jener Zeit an datiren. Sollte nun auch, was erst die Zukunft entscheiden kann, der Einfluss Frankreichs auf die Geschicke Europas im Sinken sein, so wird es dennoch fortwährend vermöge der eigenthümlichen Begabung seines Volkes für den ganzen Kontinent und dessen geistiges Leben von Bedeutung bleiben.

Jedenfalls zeigt die Geschichte der europäischen Kulturvölker in den letzten drei Jahrhunderten eine so merkwürdige und tiefgreifende Einwirkung Frankreichs auf, wie dies seit den Tagen der römischen Weltherrschaft nicht der Fall gewesen ist. Kein Land aber war der französischen Macht so völlig hingegeben wie gerade Deutschland, das in Folge politischer Verhältnisse jede Widerstandskraft verloren hatte. So betrübend das für deutsche Patrioten sein mag, so ändert das nichts an dem Werth, der auf die Kenntniss dieser französischen Einflüsse zu legen ist. Sei es übrigens gleich bemerkt: wenn Frankreichs Uebergewicht sich oft so verderblich im deutschen Reiche geltend machte, so lag der Fehler hauptsächlich an den Dentschen selbst, welchen das Gefühl jeder Gemeinsamkeit völlig geschwunden war; andererseits dagegen müsste man blind sein, wollte man den Gewinn übersehen, welchen Deutschland so wie die anderen Völker aus der Berührung mit Frankreich zogen.

Zum Theile dieselben Ursachen, um derentwillen die französische Macht so rasch emporwuchs, begründen heute noch die Macht wie die Schwäche des Volkes. Es liegt ein absolutistischer Zug in der Nation, der sie bei aller Freiheitsliebe sich doch leicht vor der Autorität eines Einzigen beugen heisst und die von den Königen seit früher Zeit konsequent befolgte Politik des Centralisirens wesentlich erleichterte. Dazu kam eine schlaue Staatskunst und eine rücksichtslose Eroberungspolitik, welche der sinkenden Macht Spaniens und dem in sich gespaltenen Deutschland gegenüber kein allzu schweres Spiel hatte, das Uebergreifen der staatlichen Mächte durch eine schlaue, geschulte und allgeschäftige Diplomatie und durch die Heeresmacht, die frühe auf Eroberung gestellt, ungemein zweckmässig organisirt war. Als Spezialfaktor aus diesem Getriebe ist die Einwirkung französischen Geldes in Subsidien, Pensionen und anderweiter Bestechungsformen, sowie der mächtige Einfluss der Weiber hervorzuheben. Es kam dazu das rasche Aufblühen des Handels und der Industrie in dem von der Natur so reich begabten Lande. Alle diese Umstände konnten wohl die Machtstellung Frankreichs erhöhen, aber seinen unbegrenzten Einfluss auf die Nachbarvölker verdankten die Franzosen noch anderen Eigenschaften. Was ihnen die Wege bahnte, auf welchen sie ihre Ideen, ihre Sitten, ihre Kunst, ihre Literatur den anderen Völkern aufdrängten, das war hauptsächlich ihr Charakter. Jener leicht bewegliche Geist, der, feurig und lebendig, sich für das Grosse und Schöne leicht begeistert, der nicht in die Tiefe geht, aber Alles, was er schafft, in feiner, gefälliger

Form zu bieten weiss, — jener Geist musste seinen Siegeslauf um die Welt machen. Denn er bot gerade, was den anderen Nationen am meisten fehlte und was so leicht blendet und gewinnt. Dazu kam die Sprache, das fein gearbeitete Instrument dieses Geistes, welche mit der grössten Feinheit und Einfachheit eine Kunst der Rhetorik vereinigte, die auch das Trivialste und Gewöhnlichste zu drapiren verstand.

Wichtiger ist die Frage nach den Folgen, welche die mehr als zweihundertjährige Suprematie Frankreichs für Europa gehabt hat. Diese waren sehr verschiedener Art, verderblich und dann auch wieder wohlthätig. Bis zu unangefochtener Herrschaft schritt das Ueberwiegen französischen Geschmacks, französischer Moden und Trachten, französischer Sitten oder vielmehr Unsitten vor, die erst vom Versailler Hof, dann von der Hauptstadt aus den anderen Völkern diktirt wurden. Deutschland insbesondere stand lange wie unter dem Banne des französischen Zaubers. Wie seine politische Existenz als Reich immer mehr bedroht wurde und endlich später unter dem Machtworte des siegreichen Korsen völlig aufhörte, so erschien auch die Nationalität des deutschen Volkes selbst gefährdet. Ludwigs XIV. unumschränkte Herrschergewalt wurde das Vorbild und Ziel auch des kleinsten Fürsten und mit der Despotie erhob sich zugleich das System der grossen stehenden Heere, welches das Leben der Staaten und ihr Verhältniss zu einander in so mannigfacher, durchgreifender Weise ändern sollte. Doch in demselben Lande, von welchem diese gefährliche Richtung ausging, sollte auch der Widerstand sich zuerst regen. Frankreich begann den grossen geistigen Kampf, der, von ihm ausgehend, sich über Europa verbreitete und bis zum heutigen Tage nicht ausgekämpft ist. Die erste Anregung kam allerdings von den englischen Denkern, allein es gehörte die französische Vermittlung dazu, die Lehren jener Philosophen zum Gemeingute Europas zu machen. Dass die französische Sprache ganz besonders geeignet ist, einen Gedanken klar und präzis zu formuliren, ist von unbestrittener Richtigkeit. Für das XVIII. Jahrhundert liesse sie sich noch am ersten rechtfertigen, denn es ist offenbar, dass Männer wie Montesquieu, der gegen die Sklaverei und die Tortur sich erhob, wie Voltaire und Rousseau die Lehrer der europäischen Völker geworden sind. Und das wurden sie, nicht weil sie tiefer als alle anderen Denker in die Geheimnisse der Wahrheit eindrangen, sondern besonders weil sie die Gabe hatten, die Bedeutung der wichtigen Fragen, welche die Neuzeit bewegten, dem grossen Kreise des Volkes klar zu machen und dadurch sein Interesse dafür zu erwecken. So berechtigt auch die Opposition war, die sich mit der Zeit in Deutschland gegen den Einfluss französischer Ideen und französischen Geschmackes geltend machte, so wenig kann geläugnet werden, dass Deutschland sehr viel, ja gerade Deutschland am meisten seinem unruhigen Nachbar verdankt.

Wenn man nun als den einzigen, durchaus beständigen Zug in der französischen Nation den „Grössenwahn“ hinstellen will, der sich durch alle staatlichen, militärischen und sittlichen Bestrebungen hindurchziehe, so genügt es nicht zur Ausgleichung hinzuzufügen, dass

dieser angebliche Grössenwahn durch das bereitwillige Entgegenkommen der fremden Nationen, durch die eifrige Anerkennung der französischen Ansprüche ungemein reichliche Nahrung und Stärkung erhalten habe. Wohl ist es nationale Verblendung, wenn man die bittere Klage über das Eindringen französicher Unsitte und Nachahmung französischen Wesens einseitig gegen die Franzosen richtet, welche die Verhältnisse und Stimmungen nützten, wie sie einmal waren, welche von ihrem Standpunkt aus thaten, was nicht gerecht aber natürlich war, weil sie hundertfach dazu aufgefordert waren, und was kein anderes Volk an ihrer Stelle zu thun unterlassen hätte. Man muss auch noch gestehen, dass was als „Grössenwahn" der Franzosen gilt, eine durch die Umstände so sehr gerechtfertigte Erscheinung war, dass sie, wenn nicht alle Anzeichen trügen, in der Gegenwart nicht mehr entfernt ist auch bei den Besiegern ihren Einzug zu halten.

Die Gesellschaft des Ancien Régime in Frankreich.

In jener Zeit wo Alles von französischer Sitte oder Unsitte angefressen war, galt selbstredend der Hof von Versailles für einen Pfuhl von Frivolität und Sittenlosigkeit. Die Herzogin von Orléans, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und Mutter des Regenten findet nicht Worte drastisch genug, um in ihren Briefen [1]) die Zustände des französischen Hofes zu malen [2]). Wohl verstand es

---

1) Wilhelm Ludwig Holland, *Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans aus den Jahren 1716—1718.* Stuttgart 1874. 8°.

2) So schreibt die Herzogin von ihrer Schwiegertochter: „Mein Sohns Heurath hat mir mein gantz Leben versalzen und mein freudig Gemüthe gantz verstört;" „Die Fraw ist falsch wie der Teuffel und sein Mutter;" „sie leydt einen gar grossen Hunger; man hatt ihr den Brottkorb müssen höher hencken; den sie hatt sich schon einmal die Koliq wider geben, weillen sie zu viel gessen hatte; denn diss Mensch kann unerhört fressen, helt das von Vater und Mutter. Ihre Dochter seindt auch so, sie fressen, bis sie kotzen, und fressen gleich wieder drauff, findt ich eckelhaft." (Heutzutage könnte man die Ausdrucksweise der Herzogin gleichfalls eckelhaft finden.) Ueber eine ihrer Enkelinnen, Madame de Berry, welche seit 1714 Wittwe war, drückt sie sich hinsichtlich dieses Punktes näher aus: „Sie isst wenig zu Mittag, aber wie were es möglich, dass sie recht essen könnte? Sie liegt im Bett und frist ein Hauffen Kässkuchen von allerhandt Gattung, steht nie vor 12 auff, umb 2 geht sie ahn Taffel, ist wenig, umb 3 geht sie von Taffel, thut keinen Schritten; um 4 bringt man ihr allerhandt zu fressen, Salat, Kässkuchen, Obst, Abendts um 10 geht sie zum Nachtessen, fressen biss um 12, umb 1 oder 2 geht sie zu Bett; umb zu verdauen drinkt sie die starksten Brandenwein, dass erhitzt, verdawet nicht, macht nur fäuling. Alle jungen Leutte, Mans- und Weibspersonnen, führen ein doll Leben in Frankreich, je unordentlicher, je besser; dass soll artig sein, ich kans aber gar nicht finden; sie folgen mein Exempel nicht, regullirte Stunden zu halten, undt ich werdte gar gewiss ihr Exempel nie folgen, kompt mir sauisch und wie schweine vor." Ueber Sohn, Schwiegertochter und Enkelin übt sie eine vernichtende Kritik, wenn sie sagt: „Wie aber die jungen Leutte nun sein, ist nicht erhört worden, die Haar stehen einem drüber zu Berg. Eine Dochter (Berry), damitt ihr ihr Vatter durch die Finger sicht über ihre Desbaugen (Ausschweifungen), scheuet

die deutsche Fürstentochter ihre Sittenreinheit zu bewahren, an ihrer derben ungeschlachten Sprache allein, welche uns der französischen gegenüber halb barbarisch vorkommt, vermag man indess am besten ermessen, um wie vieles die Menschen auf dem linken Rheinufer ihren Nachbarn zur Rechten an Gesittung überlegen waren; wenn man zu bedenken gibt, dass dies eben die Sprache jener Zeit war, und dass unsere Vorfahren die Kunst der Euphemismen noch nicht kannten, sondern alles mit den gewöhnlichsten, plumpen, der Sache entsprechenden Namen benannten, so wird ja eigentlich dieser Kulturrückstand stillschweigend schon zugestanden.

In der That wurde Paris die hohe Schule feiner Sitte für ganz Europa, an der junge Leute aus Russland, England und Deutschland ihre Bildung holten. Lord Chesterfield wird nicht müde, seinem Sohne in seinen Briefen das zu wiederholen und ihn in die Salons zu schicken, welche ihm seinen „Cambridger Rost“ abschleifen werden. Wer dieselben kennen gelernt, verlässt sie nicht mehr oder sehnt sich immer nach ihnen zurück. „Nichts ist zu vergleichen — schreibt Voltaire — dem süssen Leben, das man dort im Schosse der Künste und eines ruhigen feinen Behagens geniesst. Fremde, Könige haben diese so angenehm beschäftigte und so bezaubernde Musse ihrem Vaterland und ihrem Throne vorgezogen.“ Um an einem Souper oder einer Soirée Theil zu nehmen, macht man einen Weg von 200 Lieues. Freunde des Fürsten v. Ligne „reisten nach dem Déjeuner von Brüssel ab, kamen gerade noch zurecht in die Oper zu Paris und kehrten nach der Vorstellung nach Brüssel zurück, indem sie die Nacht durchreisten“. Der Reiz des Salonlebens lag zuvörderst in dem Umgange mit Menschen von vollendeter Höflichkeit. Die menschliche Eigenliebe ist so unbegrenzt, dass Leute von Geist immer eine aparte Rücksicht zu deren Befriedigung

sich nicht, ihrem leiblichen Vatter ein artig Cammermägtgen zu vercouplen. Die Mutter lest die Sach geschehen, damitt man ihr auch wass zu guett helt. Suma, man hört und sieht nichts, alss abscheulich Sachen, wovor einem graust.“ Auch über Frau von Maintenon, ihre alte Widersacherin, hat sie sich fortwährend zu beklagen; sie nennt sie „die alte Hexe,“ „die alte böse Zott,“ und sagt: „der Teuffel ist nicht ärger als dass alte Weib ist; sie ist vor Zorn krank geworden; aber der Teuffel muss noch ein Stück mitt ihr vorhaben; den sie ist courirt.“ Was Frau von Maintenon anbelangt, so lässt sich über dieselbe als Hauptūrtheil etwa Folgendes sagen: Wenn die aus einer kalvinistischen Familie stammende, aber bald dem Kalvinismus entzogene Franziska Etwas von tieferer Auffassung der Religion in sich hatte, so verlor sich das zwar schwerlich je ganz aus ihrem Innern; aber sie machte dem Könige gegenüber nie einen ernstlichen Gebrauch davon. Sie wandte sich jener äusserlichen „Devotion“ zu, welche den religiösen Heiligenschein mitten in einer Welt der Korruption, des Lasters und der grausamsten Misshandlung der redlichsten und brauchbarsten Unterthanen aufrecht erhalten zu können meinte. Frau von Maintenon war nicht die Urheberin der Unsittlichkeiten und Grausamkeiten Ludwigs XIV., aber sie machte sich jeder Art von Unterlassungssünden schuldig, und um ihren hohen Platz sich bei dem selbstherrscherischen König zu erhalten, wusste sie ihm all seine Absichten zum Voraus abzulauschen und kam so auch seinem schlimmsten Treiben überall auf halbem Wege entgegen.

finden. Damals galt es stets als Pflicht, nicht nur nicht zu verletzen, sondern zu gefallen; man war gehalten, sich selber ob der Anderen zu vergessen, für sie immer dienstbereit und gefällig zu sein, Widerwärtigkeiten und Kummer für sich zu behalten, ihnen peinliche Eindrücke zu ersparen und nur freudige zu erwecken.

Besonders den Frauen gegenüber war Höflichkeit noch zu wenig, man musste galant sein und war es auch. Bei den Prinzen von Conti zu Isle-Adam hatte nach der Erzählung der Frau von Genlis jede eingeladene Dame Pferde und Wagen zu ihrer Verfügung, sie konnte jeden Tag in ihrem Zimmer ihren eigenen Gästen eine Tafel veranstalten. Man fand diese verschwenderische Dienstfertigkeit damals liebenswürdig, aber gar nicht erstaunlich. Die Frauen waren die Königinnen und im Salon sind sie es auch mit Recht; darum haben sie im XVIII. Jahrhunderte, in welchem der Salon Alles galt, in Allem Ton und Regel angegeben und darauf gehalten, dass die Regel auch befolgt werde. Ein Salon der besten Gesellschaft war in solchen Dingen die höchste Instanz. Besonders war die Marschallin von Luxemburg eine Autorität in Fragen feiner Sitte. Ob eines Wortes, eines Verstosses gegen das Herkommen, ob des geringsten Anscheins von Unschicklichkeit, verfiel man ihrer Zensur, gegen welche es keine Berufung gab, und war für die feine Welt verloren. Dagegen erhielt man von ihr auch für einen feinen Zug, ein Stillschweigen, ein passend angebrachtes „Oh“ das Patent vollkommen weltmännischen Benehmens, was der Beginn eines Renommée, die Verheissung einer guten Karrière war. Unter einer solchen Lehrmeisterin ward natürlich Haltung, Benehmen, Sprache, das ganze Thun und Lassen in der Gesellschaft zu einer wahren Kunst. Lange Weile drückte diese Gesellschaft nicht, schon das Zusammensein genügte zum Wohlbehagen. Zu Chanteloup, wo der Herzog von Choiseul während seiner Ungnade die ganze schöne und vornehme Welt zusammenströmen sah, that man gar nichts Ernstes und doch gab es im ganzen Tage keine müssige Stunde. Was man heute thut, hat man gestern gethan und wird man morgen thun. Die Zeit vergeht dabei so schnell, dass man es gar nicht merkt. Bisweilen veranstaltet man eine kleine Jagd und es nehmen auch die Damen daran Theil; aber lieber als Feld und Wald ist ihnen doch der Salon, wo man so angenehm plaudern kann.

Wie in Chanteloup, ist es überall, wo die vornehme Gesellschaft sich zusammenfindet. In der linken Allee des Palais Royal zu Paris „versammelt sich jeden Nachmittag die gute Gesellschaft unter den grossen Bäumen; am Abend nach der Oper kommt man wieder dort zusammen und bleibt oft bis 2 Uhr früh“. Zu Maupertuis bei Herrn von Montesquieu, zu Saint-Ouen bei dem Herzoge von Nivernais, zu Genevilliers bei dem Grafen von Vaudreuil, zu Raincy beim Herzog von Orléans, zu Chantilly beim Prinzen von Condé gibt es nichts als Feste. Man kann keine Biographie, keinen zeitgenössischen Bericht lesen, ohne die Schellen des allgemeinen Karneval erklingen zu hören. Zu Monchoix beim Grafen von Bedée, dem Oheim Chateaubriands, musizirte, tanzte, agte man nach des Letzteren Bericht und lebte man täglich vom

Morgen bis zum Abend in Lust und Freude und verzehrte dabei freilich das Einkommen sammt dem Kapital. Zu Aix und Marseille geht es in der vornehmen Welt eben so lustig zu; man begegnet in den zeitgenössischen Berichten nichts als Konzerten, Unterhaltungen, Bällen, Dilettantenvorstellungen, wobei eine Gräfin Mirabeau als erste Aktrice figurirt. Ein Mann der guten Gesellschaft wird bei diesem lustigen Leben weder durch sein Kleid, noch durch sein Amt genirt. Im Jahre 1753 veranstalteten die nach Bourges verwiesenen Parlamentsmitglieder drei Dilettantenvorstellungen, spielen Komödie und eines von ihnen, Dupré de Saint-Maur, schlägt sich wegen eines Liebeshandels auf Degen. 1787, als das grosse Pariser Parlament nach Troyes verwiesen ist, kommt der dortige Bischof de Barral eigens zu dessen Empfang von seinem Schlosse Saint-Lye und präsidirt jeden Abend einer Tafel von 40 Gedecken. „In der ganzen Stadt gab es Festlichkeiten und Schmäuse ohne Ende. Die Präsidenten hielten offene Tafel; der Absatz der Gastwirthe stieg aufs Dreifache und man verbrannte so viel Holz in den Küchen, dass es daran zu mangeln begann.“ Ein Parlamentsmitglied muss als ein vornehmer Herr ehrenhalber etwas aufgehen lassen. Die Verschwendung auf der Tafel ist staunenswerth nicht nur an Galatagen, sondern auch bei den wöchentlichen oder vielmehr fast täglichen Soupers. Der berühmteste dieser Festgeber war der Parlamentspräsident des Brosses, der eben so ernst, arbeitsam und unerschrocken in seinem Amte wie von unerschöpflichem Witz und unverwüstlicher Laune unter seinen Freunden war, in deren Gesellschaft er „Perrücke, Talar und hie und da auch noch mehr bei Seite wirft.“ Was die Soutane betrifft, so nahm sie sich dieselben Freiheiten wie die Robe (der Richtertalar). In Saverne (der fürstlichen Residenz der Bischöfe von Strassburg), Clairvaux, Mans tragen die Prälaten dieselbe eben so leicht und lustig wie ein Hofkleid. Um sie ihnen enger dem Leibe anzuschmiegen, bedurfte es des Sturmes der Revolution, dann der feindseligen Ueberwachung einer organisirten Partei und der Drohung einer beständigen Gefahr. Bis 1789 war aber der Himmel zu schön und die Luft zu lind, als dass man die Soutane bis zum Halse hätte zuknöpfen mögen. Damit man aber nicht die gesammte französische Prälatur und niedere Geistlichkeit nach diesen ungeistlichen Mitgliedern beurtheile, erinnere man sich, dass während der Revolution über viertauseud Geistliche ihre priesterliche Berufstreue mit dem Tode besiegelten, dass gleich bei den gräulichen Massenmorden zu Paris im September 1792 mehrere hundert Priester, Bischöfe uud Erzbischöfe, unter den letzteren zwei Larochefoucauld, wie christliche Märtyrer sich auf den Tod vorbereiteten und unter Mörderhänden starben [1]).

---

1) Nur acht Jahre früher hatte freilich Beaumarchais, als er im Salon der Marschallin v. Richelieu seine „Hochzeit des Figaro“ in der ersten, noch nicht vom Gröbsten gereinigten Fassung vorlas, unter den Zuhörern auch hohe Prälaten, welche sich an der beissenden Satire auf ihren eigenen Stand unendlich amüsirten und den Verfasser zur Herausgabe ermuthigten.

Theater wurde überall gespielt, in Paris und in der Provinz, in allen Hôtels und Schlössern. Um eine vornehme Persönlichkeit zu empfangen, das Namensfest des Herrn oder der Frau vom Hause zu feiern, führen die Gäste und Eingeladenen eine improvisirte Operette oder ein sinnreiches und schmeichelhaftes Schäferspiel auf, bald als Götter, Tugenden, mythologische Gestalten, bald als Türken, Lappländer etc. oder als Bauern, Schulmeister, Marktleute, Milchmädchen verkleidet. Gegen 1770 herrscht eine wahre Theaterwuth; es gibt keinen Prokurator, der nicht in seinem Landhause eine Theaterbude haben wollte Ein Bernhardinermönch, der nach dem von lauter Wäldern umgebenen Bresse kommt, schreibt dem Dichter Collé, dass er und seine Klosterbrüder „Die Jagdpartie Heinrichs IV." aufführen und ein kleines Theater errichten wollen, „ohne dass es die Tröpfe und Kleingeister merken". Die Schauspielkunst wird ein Erziehungsmittel; Frau von Genlis schreibt Lustspiele für die Jugend, um derselben eine gute Aussprache, sicheres Auftreten und edle Haltung beizubringen. In der That bildet auch in jener Zeit das Theater die Leute für die Welt vor, wie das Leben sie für das Theater vorbildet; Bühne und Salon liegen neben einander. Gegen das Ende des Jahrhunderts wird alle Welt Schauspieler, oder ist es vielmehr schon von Haus aus. Man hört von nichts als von den „kleinen Theatern, welche auf dem Lande in der Umgebung von Paris errichtet sind."

So heiter und angenehm nun auch dieses Leben gewesen sein mag, so war es doch, ganz abgesehen von den vielen Auswüchsen, ein Unglück für Frankreich und seine vornehme Gesellschaft, dass es ihr ganzes Sinnen und Trachten ausfüllte. In diesem Taumel der Vergnügungen konnten Sinn, Interesse und Fürsorge für die öffentlichen Angelegenheiten nicht aufkommen, kaum die Sorgfalt für Hauswesen und Familie. Monsieur und Madame haben nicht einmal für einander Zeit und auch nicht für ihre Kinder. Sie bewohnen dasselbe Hôtel, aber das ist Alles; öffentlich sieht man sie nie beisammen und eine tiefere Zuneigung zu einander wäre sogar lächerlich erschienen [1]).

Mit der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ist es in der vornehmen Gesellschaft ebenso bestellt. Die ernstesten Ereignisse geben nur Stoff für witzige Bemerkungen und die Geschichte des ganzen Jahrhunderts wird in Epigramme und Spottliedchen zusammengefasst. Mehr als über den Verlust der Schlacht bei Hochstädt ärgerte man sich über die schlechten Verse, zu denen sie Anlass gegeben; dagegen fand man die Verse über die verlorene Schlacht von Rossbach und über den Marschall Soubise charmant. Als der Minister Necker ein glänzendes Souper mit einer Opernvorstellung gegeben, „zeigt es

1) Der Herzog von Lauzun gab seinem Sohne einen Bedienten zum Hofmeister, der passabel lesen und schreiben konnte und des höheren Ansehens wegen zum Kammerdiener ernannt wurde. „Ich war übrigens — bemerkt dieser Sohn — gerade so daran wie alle Kinder meines Alters und Standes: ich hatte die prächtigsten Kleider zum Ausgehen und hungerte und fror zu Hause."

sich, das dieses Fest ihm mehr Kredit verschafft, seine Stellung mehr befestigt hat als alle seine Finanzoperationen. Man spricht in Paris und Versailles lange von nichts Anderem mehr." Die gute Gesellschaft will amüsirt sein; Hauswesen, Güterverwaltung, häusliche Sparsamkeit ist in ihren Augen spiessbürgerlich, sogar widerlich; das ist Sache des Intendanten und des Haushofmeisters. Natürlich werden solche Herren von ihrer Dienerschaft auf alle Weise betrogen und bestohlen. Was liegt daran, wenn die Leute nur ihren Dienst thun? Leben müssen sie doch auch; übrigens ist es angenehm, unterwürfige und zufriedene Gesichter um sich zu haben. „Die Diebereien in meinem Haushalt sind enorm, aber es ist unmöglich, ihnen zu steuern", sagte einmal Ludwig XV. zum Herzog von Choiseul. Die Verschwendung war kolossal; desshalb waren auch die vornehmen Herren und Damen trotz ihrer grossen Revenuen, Gehalte und Pensionen meist tief verschuldet.

Beispiele von solcher Verschwendungssucht liessen sich nun leicht aus andern Ländern und Zeiten beibringen, z. B. aus England. Das führt uns aber sogleich auf einen wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Ländern England und Frankreich. An Privattugenden und Befähigung hat die englische Aristokratie im Durchschnitt die französische kaum je übertroffen; an tollen Verschwendern, namentlich im vorigen Jahrhundert, hatte sie auch nie Mangel. Sie mochte zu manchen Zeiten von der höfischen Bildung des französischen Adels unvortheilhaft abstechen, aber die englische Nobility und Gentry spielte doch eine andere Rolle, wenn sie im Parlamente in Westminster Hall über die höchsten Angelegenheiten des Reiches in glänzenden Debatten berieth und beschloss, im Vergleiche zu dem französischen Hofadel im *Oeil-de-Boeuf* zu Versailles, dem Vorzimmer der königlichen Appartements, wo er täglich das Lever und Coucher des Königs abwartete. Und noch etwas; der englische Adel unterstand zu allen Zeiten dem gemeinen Recht in Besteuerung und Rechtsprechung und nahm thätig an der Selbstverwaltung des Landes Theil; der französische that das in der geschilderten Zeit längst nicht mehr, die absolutistischen Einrichtungen liessen es auch nicht zu. Er war privilegirt; die Lasten des Staates trafen ihn nicht, er kümmerte sich auch nicht darum. Der Landadel verarmte und verbauerte, der Hofadel war bemüht, auf Kosten der Allgemeinheit so viele geistliche und weltliche Stellen, Sinekuren, Pensionen und Gnadengaben als möglich an sich zu bringen. Da nun darüber nicht Verdienst und Würdigkeit, sondern fast immer Gunst und Einfluss, die nur zu oft auf den krummsten Wegen erlangt wurden, entschieden, so konnte ein edler und erspriesslicher Wetteifer, sich im öffentlichen Dienste auszuzeichnen und gebührende Ehre und Belohnung dafür zu erlangen, nicht entstehen.

Natürlich erregten solche Zustände immer mehr und mehr die Unzufriedenheit des Volkes. „Früher oder später wird das Volk — so schreibt das Parlament von Dijon schon 1764 in einer Beschwerdeschrift — erfahren, dass die Trümmer unserer Finanzen fort und fort in oft so wenig verdienten Geschenken, in übermässigen und oft bei den nämlichen Personen vervielfachten Pensionen, in Aussteuern, Wittwen-

gehalten, nutzlosen Stellen und Pfründen verschleudert werden.“ Dennoch gaben sich die vornehmen Klassen am Vorabende der Katastrophe und noch während derselben den ärgsten Selbsttäuschungen hin: Niemals war die Verblendung vollständiger und freiwilliger. Die Idyllen waren eben in der Mode; die Salons hatten entschieden, dass Alles gut gehen werde, und nun musste Alles gut gehen. Der Herzog von Orléans bot eine Wette von hundert Louisd'or an, dass die Generalstände aus einander gehen werden, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben. Nachdem die Zerstörung begonnen hat, ja als sie schon beendet ist, urtheilen diese Leute noch nicht richtiger. Sie haben keinen Begriff vom gesellschaftlichen Bau, sie kennen weder die Materialien, noch die Verhältnisse, noch das Gleichgewicht desselben; sie haben niemals Hand angelegt und haben kein praktisches Verständniss dafür. Sie kennen nicht einmal die Struktur des alten Baues, in welchem sie das erste Stockwerk bewohnen. Zuletzt bilden sie sich ein, es sei am besten, den Zusammensturz sich vollenden zu lassen, dann werde das neue Gebäude von selbst wieder für sie entstehen und sie werden in ihren eigens wieder erbauten und neu vergoldeten Salon zurückkehren, um das liebenswürdige Geplauder wieder aufzunehmen, welches ein Zwischenfall, ein Strassenlärm unterbrochen hat.

Die französische Revolution.

„Wie in der physischen Welt der Wille des Einzelnen an tausend Bedingungen und Verhältnissen, welche bestimmt und unwandelbar gegeben sind, und die wir als die ewig waltenden Naturgesetze anerkennen, seine Schranken findet, so findet, sagt David F. Strauss, in der geschichtlichen Welt die Freiheit und die Macht der Individuen wie der Parteien an nicht minder bestimmt gegebenen Bedingungen, an nicht minder unwandelbar waltenden Gesetzen, die nothwendige und wohlthätige Schranke. Kein denkender Kopf kann sich der Erkenntniss entziehen, dass der Fortschritt der Civilisation mit eherner Konsequenz seinen Gang nimmt; seine Logik ist unerbittlich, unaufhalt- und unabwendbar. Dem Fusse des Riesen können Hindernisse entgegengethürmt werden, sein gewaltiger Tritt tritt die Hindernisse nieder, sobald die Systeme und Maximen, die Institution und Einrichtungen, welche als Barrikaden dienen sollten gegen den Genius des Zeitalters, der Bildungsstufe und dem Kulturgrad zuwider sind, welche in der Gesellschaftssphäre bereits gewonnen wurden, in der eine Minorität die vermeinten Schutzwehren erbaute. Man durchblättere die Geschichte der Staaten und Völker: die gewaltsamen Revolutionen wie die friedlichen Reformen werden den eben vorgetragenan Satz in evidenter Weise illustriren.“ Auch die grösste aller sozialen und politischen Umwälzungen, die sogenannte *französische Revolution*, bietet hiefür einen sprechenden Beleg.

Der Zustand Europas vor Ausbruch der grossen Katastrophe war ziemlich der schon geschilderte. Der Absolutismus herrschte mehr oder

minder überall mit seinen nachtheiligen und wohlthätigen Folgen; die sich immer mehr Bahn brechende Aufklärung war indessen bis an die Stufen der Throne gestiegen und hatte dort den erleuchteten Despotismus gezeitigt, unter dessen Druck eine freiere geistige Entfaltung möglich war. Es ist freilich leicht, diese kleine Errungenschaft als völlig unzureichend mitleidig zu belächeln, in der Geschichte der Entwicklung bezeichnet der erleuchtete Despotismus dennoch unzweifelhaft einen namhaften Fortschritt. Friedrich II. von Preussen, Maria Theresia und Joseph II. von Oesterreich, dann Ludwig XVI. von Frankreich repräsentirten Fürsten einer neuen Ideenordnung; sie waren sich bewusst geworden, dass es ihre Pflicht sei, für das Wohl ihrer Völker zu sorgen. Ihre Auffassung dieses Wohles und die Wahl der hierzu nöthigen Mittel mag heute der Kritik unterliegen, an der Thatsache selbst ist kein Zweifel zulässig. In den grossen Kämpfen zwischen Oesterreich und dem emporkommenden Preussenkönige standen die Völker, wie die Literatur jener Periode beweist, im Allgemeinen hinter ihren Fürsten. Mit Ende des XVI. Jahrhunderts begann nämlich die öffentliche Meinung in Europa ganz leise eine Macht zu werden, der sich auch die Herrscher nimmer völlig zu entziehen vermochten. Wohl unterstützte die Presse die öffentliche Meinung noch kaum, wohl galt noch vielfach der uralte Grundsatz „Gewalt geht vor Recht", dennoch waren die Beziehungen zwischen Fürst und Volk engere geworden. Als Friedrich II. eine Aera von Eroberungskriegen eröffnete, ahnte instinktmässig das Volk, dass der König die künftige Grösse seiner Preussen plane und begründe. Als eben um jene Zeit Vattel das Selbstbestimmungsrecht der Völker lehrte und verkündete, brachte er nur zum allgemeinen Bewusstsein, was längst schon in Uebung. Unbewusst und passiv hatten die Völker von jeher ihr Selbstbestimmungsrecht geübt, in so ferne als jedes „Recht" in seiner Anwendung fakultativ ist, in diesem Falle die Nichtanwendung selbst, der momentane Verzicht auf die Ausübung dieses Rechtes ein Akt der Selbstbestimmung ist. Und weil dieses Recht der Selbstbestimmung der Völker, — eine Umschreibung für das „Recht des Stärkeren" — so überaus unanfechtbar ist, so steht es auch keinem Kritiker zu, einem Volke vorzuschreiben, worin es sein Glück und seine Befriedigung suchen solle. Wenn ein Volk die Eroberung liebt, in staatlicher Grösse und Machtfülle sich glücklich findet und dafür gerne manche individuelle politische Freiheit entbehrt, so hat Niemand das Recht, diesem Volke zuzurufen: Du sollst nur in der Erweiterung politischer Freiheit, mit Hintansetzung deiner staatlichen Bedeutung dich glücklich fühlen, denn alles Andere ist vom Uebel. Jedes Volk hat nicht nur immer die Regierung, die es verdient, sondern auch stets jene, die seinem jeweiligen Kulturgrade entspricht.

Paris war allerdings zu jener Zeit in vielen Beziehungen von dem Anstrich modernen Glanzes und moderner Civilisation noch weit entfernt. Das Pariser Leben bewegte sich in dem Gegensatze von Eleganz und Schmutz. In der Entwicklung und Schaustellung der einen wie des anderen, sagt A. Schmidt, besassen die Bewohner eine gleiche

Virtuosität. Noch im Sommer 1793 sah man auf den elysäischen Feldern grosse Hammelheerden weiden und die wenigen Strassenkehrer, die man hatte, gaben sich mehr mit Politik als mit Arbeit ab und traten höchstens „den Staub staubiger und den Koth kothiger.“ Der hervorstechendste Charakter von Paris war indessen der des Genusslebens und des Müssigganges. Paris war noch keine Industriestadt, noch kein Sitz des Grosshandels. Vielmehr erhielt es sein Gepräge durch den hohen Adel, die Bureaukratie, die Finanzleute und das Kleingewerbe. Die Departements sahen mit Abneigung auf die Hauptstadt, welche in den Zeiten der Noth auf Kosten des Landes ernährt werden musste. Zu Anfang Dezember 1795 stellte es sich heraus, dass Paris bloss in Bezug auf Brodkonsum monatlich den Departements 546 Millionen koste. Kein Wunder, dass dies den Gegensatz zwischen dem Lande und der Hauptstadt verschärfte, zumal diese letztere sich jede Entscheidung in politischen Fragen anmasste und dieselbe fast immer in entschieden revolutionärem Sinne ausfiel. Dass nun Frankreich alle übrigen Nationen an Civilisation überflügelt hatte, beweist klar der Umstand, dass eben hier die Revolution zum Ausbruche kam. Man hat in der Literatur, in der grossen Ausbreitung der Naturwissenschaften in Frankreich die Ursachen der gewaltsamen Umwälzung finden wollen. Allein die Literatur eines Zeitraumes ist niemals Ursache von Revolutionen; sie kann höchstens für ein Symptom der allgemeinen Zustände, als ein Reflex der Stimmungen gelten, unter denen solche Ereignisse sich zutragen, aber der Antheil, den sie an den Entwicklungen selber nimmt, darf nicht in dem Maasse übertrieben werden, wie dies häufig geschieht, und auch bei der Literatur nicht, welche der Revolution in Frankreich vorausgegangen ist [1]). Dass die Naturwissenschaft wesentlich demokratisch sei [2]), ist gleichfalls nicht zu begründen. Auch das Beispiel der Erhebung Nordamerikas und seines Unabhängigkeitskampfes gegen England ist die wahre Ursache nicht. Alle die genannten Momente haben sicherlich fördernd mitgewirkt, die einzig ausschlaggebenden Motive der Revolution waren lediglich die Interessen. Sie sind es, welche die Regierungen gebären und tödten, besonders aber die sozialen Zustände bedingen. Das Feudalsystem war einst durch die allgemeinen Interessen der Zeit ins Leben gerufen worden, jetzt lag es in den letzten Zügen und die allgemeinen Interessen des Volkes erheischten dessen Sturz. Und es spricht für die in Frankreich erreichte Kulturhöhe, dass die Beseitigung dieses Systems gerade von jenem Lande ausging, wo dasselbe am wenigsten mehr empfunden ward. Fast überall, besonders in Deutschland war der Druck der Fürstenmacht und des Feudaladels weit empfindlicher; dort dachte aber Niemand an Revolution. Frankreich erfreute sich jedoch damals eines Monarchen, der als das Muster eines konstitutionellen Fürsten gelten konnte, seine Regierung selbst betrat kühn den Weg nothwendiger

---

1) **Häusser**, *Französische Revolution.* S. 22.

2) **Buckle**, A. a. O. S. 370.

Reformen, und der Bauer stand in Frankreich freiheitlich unendlich höher, als in den Nachbarländern. Das Vorurtheil, dass die Revolution die Zersplitterung des Grundbesitzes geschaffen habe, ist durch Zahlen und Thatsachen widerlegt. Schon ein Drittel etwa des gesammten Landes wurde von kleinen Grundbesitzern bewirthschaftet, aber eben dieser Fortschritt hat unleidliche Zustände geschaffen, indem in der überwiegenden Mehrzahl die kleinen Eigenthümer nicht genug hatten zum Leben, und zu viel, um Hungers zu sterben. So erleben wir das Schauspiel, die Parlamente gegen die nothwendigen Reformen der Regierung, d. h. gegen das Volk kämpfen und dieses den Parlamenten zujubeln zu sehen; denn nicht die Gründe, sondern die einfache Thatsache der Opposition fand Anklang[1]). Dies verräth, dass in Frankreich die Ansprüche an das Leben bei jedem einzelnen, mithin die gesammte Civilisation höher gestiegen war, denn irgendwo in Europa.

So war es kein Zufall, sondern eine tiefe geschichtliche Nothwendigkeit, dass die Revolution gerade hier und nicht anderswo zum Ausbruche kam. Ein eigenthümliches Moment liegt ferner in dem natürlichen Charakter des französischen Volkes, in seinem beweglicken, reizbaren und wandelbaren Wesen, das die Römer schon den alten Kelten nachsagten; kein anderes Volk ist so geartet, zwischen zügelloser Freiheit und Unterwerfung unter dem ärgsten Despotismus hin und her zu schwanken; kein anderes hat auch die elastische Kraft bewährt, von gewaltigen Ideen erfüllt, zu grossen Thaten sich aufzuraffen und unter dem Despotismus selbst, in den es zurückgesunken, ein kriegerisches Heldenthum zu entfalten, einer halben Welt Gesetze vorzuschreiben, mit Verachtung aller der Ideen, die es eben erkämpft. Diese elastische Kraft ist man selbst in der Gegenwart im Falle anzustaunen und zu bewundern. Unter allen romanischen Nationen hat die französische am meisten an sich von jener Hast und Leidenschaft, gleich mit dem gewaltigsten und blutigsten Mittel das Ziel kurzweg zu erstürmen. Dies war auch in kurzen Worten das Wesen der Revolution, die Beseitigung des Feudalismus ihr Ziel. Es war aber eine ausserordentlich geringe Minorität, welche die eigentlich revolutionären und anarchischen Elemente bildete und die Majorität durch ihre Keckheit und Frechheit terrorisirte[2]). Wohl liessen sich auch andere Theile der Bevölkerung mit fortreissen, aber es ergibt sich für die eigentlich revolutionär gesinnte Klasse doch nie eine grössere Zahl als etwa 16,000, d. h. ein Zehntel der Wählerschaft; dass aber selbst eine kleine Minorität siegen und die Herrschaft gewinnen kann, sobald sie energisch und einig ist, lehrt die Geschichte aller Zeiten, bis herab zur Kommune

1) Häusser, A. a. O. S. 73.

2) Adolf Schmidt beziffert die Gruppe der extremen Revolutionäre mit höchstens 5—6000, welche etwa den 26. Theil der Gesammtheit der Pariser Wähler ausmachten. Jede der 48 Sektionen umfasste etwa 3300 Wähler, unter welchen nach jenem Verhältniss sich höchstens 300 Unversöhnliche befunden hätten. Ein geheimer Bericht vom Jahre 1793 berechnet die Zahl derselben aber auf höchstens 3000.

von 1871. Bequemlichkeit und Furcht hielten die meisten Pariser von der Wahlurne zurück, Bequemlichkeit und Furcht waren es wiederum welche die Terroristen, die sich durch Zuzug aus den Vororten von Paris um einige Tausend verstärkten, den Sieg in die Hände gaben. Nachgewiesen ist auch, dass die *jeunesse dorée*, von deren übermüthigem Treiben die späteren Geschichtschreiber der Revolution zu erzählen wissen und die sie zu eigentlichen Trägern und Urhebern der revolutionären Krisen machen, weder dem Namen nach, noch thatsächlich bestanden hat, sondern eine Mythe ist. Im Gegentheile steht fest, dass aus dem Nachwuchse der wohlhabenden Pariser Familien eine antirevolutionäre konservative Partei erwachsen ist, welche seit dem Frühjahre 1793 sich zum Widerstande erhob, anfangs vorsichtig, zuletzt energisch und kampflustig, dann am 5. Oktober 1795 in einen blutigen Konflikt mit der Streitmacht des Konvents gerieth und eine vernichtende Niederlage erlitt.

Und wie grosse Wirkungen oft durch kleine Ursachen bedingt sind, zeigt sich auch hier. Da, wo heute die Rivolistrasse hinzieht, erhob sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Saal der *Manège,* jenes welthistorische Gebäude, in dem die Nationalversammlung und der Konvent ihre Sitzungen abhielten. Hier hatten die Minoritäten gewonnenes Spiel. Auf der schmalen Terrasse der Feuillants bei dem Reithaus machten 50 Menschen schon eine beträchtliche Anzahl aus und befanden sich dem Sitzungssaal so nahe, dass die Aussenstehenden dem Gang der Debatte folgen konnten, dass sie Theil nahmen an der Aufregung und ihrerseits wieder die Abgeordneten beeinflussten. Als aber die Sitzungen in die Tuilerien verlegt wurden, änderte sich das Verhältniss. Auf der Terrasse des Schlosses verloren sich die Revolutionäre in der grossen Masse der Menschen, sie vermochten nicht einander zu stützen und waren zudem dem Sitzungssaal so entfernt, dass jede direkte Verbindung erschwert war. So sank die Herrschaft der Gruppen wie der Tribünen und auf die Epoche der Revolutionen von unten folgte die Zeit der Staatsstreiche von oben, bis endlich Napoleon durch seine Erhebung wenigstens auf einige Jahre eine gewisse Stätigkeit der Verhältnisse herbeiführte.

Ehe es dahin kam, bezeichneten jedoch Ungerechtigkeit und Unbill aller Art, endlich blutrünstige Gräuel, wie sie der Despotismus kaum je ärger geschaffen, den Pfad der Revolution. So sehr man diese schuldlosen Opfer beklagen möge, wahrscheinlich ist doch kein Haupt zu viel unter dem Beile der Guillotine gefallen. Denn das Feld menschlicher Kultur will seinen reichlichen Dung haben und dieser Dung ist — Blut, in einer oder der andern Weise. Nur über die Leichen der Besiegten führt der Weg der Sieger hinweg. Doch nur Kurzsichtigkeit kann einen Trost darin finden, dass die Opfer der Revolution im Interesse der ganzen Menschheit (wer ist damit gemeint? Haben die Monbuttu-Kannibalen oder die Goajiro-Indianer auch etwas davon?), jene der Eroberungskriege dagegen für die verwerflichste Selbstsucht, für den Ehrgeiz oder die Herrschbegierde eines Einzelnen umkamen. Jene Opfer, sagt man, hätten wenigstens nicht vergeblich

geblutet, diese dagegen starben für Zwecke, welche der Menschheit nicht nur keinen Nutzen, sondern gewöhnlich noch weitere Bedrückung, Lasten und Verderben brachten. Wir wissen vielmehr, wie die anscheinend noch so schädlichen unmittelbaren Folgen aller Ereignisse nothwendige Elemente in der europäischen Kulturentfaltung waren, dass also dieser Trost — wenn es einer ist — auf alle Opfer des Kulturganges ausgedehnt werden muss. Die Männer von 1789 mochten, auf die Vergangenheit zurückblickend, nichts als Irrthum gewahren; aber dieser Irrthum hatte sie selbst geschaffen[1]).

Und ebenso wars Irrthum, was sie selber schufen! Die „Prinzipien, die Ideen der Revolution," ein oft missverstandener und missbrauchter Ausdruck, gaben sich als etwas allgemein Menschliches, als etwas die Ordnung der gesammten politischen Welt Beherrschendes. Dennoch hat die Revolution ihren lokalen Charakter niemals völlig verläugnen können. Ihre „Prinzipien" aber gipfeln in dem Phantom der „Menschenrechte," einem inhaltslosen Schlagworte, womit nunmehr die gedankenschwache Menge ebenso geleitet wurde wie früher mit den Trugbildern der Kirche und des Absolutismus. Nur Schwärmerei, den umgestürzten Götzen der religiösen Ideale in nichts überlegen, konnte dem Wahne huldigen, der Mensch besitze „Rechte," weil er Mensch sei, während er in Wirklichkeit nicht mehr Rechte in diese Welt mitbringt, als das nächstbeste organische Geschöpf; fast noch grösser war der Wahn, Alles, was unter dem Namen „Mensch" auf Erden lebt, auf gleiche Weise behandeln, ein- und dasselbe Gesetz- und Sozialsystem den Hottentotten, den Papua, den nordamerikanischen Indianern, den Chinesen, den Südeuropäern und den germanischen Völkern aufoktroyiren zu wollen. Darum hat jeder Versuch, die „Prinzipien" der Revolution in die Wirklichkeit einzuführen, zu dem kläglichsten Misserfolge geführt oder gerade das Gegentheil von dem hervorgebracht, was beabsichtigt war. Die Lehren der modernen Ethnologie sind ein langer, lauter, feierlicher Protest gegen die von der Revolution als angeblich neu errungene „Wahrheiten" verkündeten Ideen. Die drei Fundamentalsätze der Revolution: die Gleichheit aller Menschen, die Volkssouveränität und die Abschaffung der Kirche als eine Civilinstitution verkehrten sich im Laufe der Zeit in ihr Gegentheil. Die Macht erblicher Titel erwies sich stärker als alle Umwälzungen und spottet, weil tief in der menschlichen Eitelkeit begründet, allen staatlichen Einrichtungen. Der Titelsucht der freien Nordamerikaner, wo jeder Metzger sich als Major oder Oberst, jeder Bäcker als Richter oder General anreden lässt, streift geradezu ans Lächerliche[2]). Wer den Titel gibt und wer ihn

---

1) Bagehot, *Physics an Politics.* S. 30.

2) Dass es auch im demokratischen Amerika eine gute Sache ist, Baron zu sein, erfuhr Freiherr von Hübner auf seiner Reise, worüber er sehr Ergötzliches erzählt. (*Spaziergang um die Welt.* I. Bd.) Eine wenig bekannte Thatsache ist ferner, dass auch die amerikanische Republik, wenn auch nur für kriegerische Verdienste, einen Orden, den *Order of the star*, vertheilte. Fremde Orden werden von Amerikanern gerne angenommen, und selbst in der republikanischen ordenslosen Schweiz ist es mir selbst

erhält findet sich gleichmässig geehrt. Nicht besser ging es mit der Volkssouveränetät; ihr prägnantester Ausdruck, die Plebiszite, werden gerade von den Republikanern am wenigsten in Anspruch genommen und haben auch in der That zu oft gegen sie ausgeschlagen; die Abschaffung der Kirche, hauptsächlich dem Neide um ihre weltlichen Besitzthümer entsprungen, gelang endlich am allerwenigsten. Ja, sogar die alten Freiheiten der gallischen Kirche haben einem engherzigen und abergläubigen Ultramontanismus weichen müssen. So lehren denn die seitherigen Erfahrungen an den „Prinzipien" der Revolution nichts als die Nichtigkeit dieser Prinzipien selbst und die Narrheit der Philosophen. Sie sind es, welche den exakten und mathematischen Geist der Franzosen von der Wissenschaft, wo er so sehr am Platze war, ab- und der Politik zuwandten, die sie aneiferten, die Theorie über die Praxis zu stellen und wirkliche Güter wie künftige Vortheile für abstrakte „Prinzipien" und die „Menschenrechte" in die Schanze zu schlagen.

Unzweifelhaft haben die Irrthümer der französischen Revolution einen heilsamen Kultureinfluss geübt: sie zeigen uns, wie die Welt, neuer Ideale bedürftig, sich dieselben schuf und für sie die nämliche Verehrung wie einst für die Religion verlangte. Wie früher für den Glauben, begeisterte sich nunmehr die Menge für die Freiheit; unter all den Tausenden und Hunderttausenden, die jede mit den Worten Freiheit, Gleichheit, Recht u. s. w. ausgestattete Rede mit fanatischem Beifall begleiteten, befand sich kaum Einer, der in bündiger Sprache eine Erklärung dessen, was er eigentlich wollte, geben konnte. Und was sie zum Hurrahschreien bewog, war eine unklare, dunkle Vorstellung, dass der in den betreffenden Worten bezeichnete Zustand irgend eine Besserung bedeute, womit freilich die grosse Menge die Idee einer Art Schlaraffenlebens verband, in dem jeder souveräne Bürger durch irgend welche phantastisch-unbestimmte Ausübung einer Taschenspielermagie seitens des Staates — nicht durch Erfüllung irgend welcher Pflichten seitens der Bürger — seine Wünsche und Launen befriedigt sehen würde. So sind in der That diese neuen Ideale auch weiter nichts, als eine neue Religion; an ihnen kann man mit Nutzen den Werth der alten Religion für die Vorzeit studiren und beobachten, wie das Auftauchen neuer Ideale stets gleiche Wellenschläge erzeugt. Wie die Inquisition den Scheiterhaufen, setzte die Revolution die Guillotine in Gang — zum allgemeinen Wohle der Menschheit, behaupteten Beide. Sie werden auch Beide Recht gehabt haben. Fruchtbringend wie die neuen von der Revolution gezeitigten Ideen für die Kulturentwicklung des gegenwärtigen Jahrhunderts gewesen, darf doch eine Täuschung über ihren wahren Werth nicht aufkommen. Sie sind Irrthümer wie

---

begegnet, fremde Orden in feiner Gesellschaft von Schweizern tragen zu sehen. Dass es in südamerikanischen Republiken an einheimischen Medaillen und Dekorationen nicht fehlt, bedarf kaum der Erwähnung. Siehe darüber die *Honores militares* por D. E. Uricoechea.

es die Sätze des alten Glaubens gewesen, Irrthümer, an deren Ueberwindung die fortschreitende Kulturentwicklung rastlos arbeiten muss. Und sie arbeitet rüstig daran. Die Erfahrungen, welche Frankreich selbst mit seinen neuen „Prinzipien" gemacht, drängen gewaltsam dazu.

Eine der nächsten Folgen der Revolution war die unbestrittene Herrschaft der Hauptstadt Paris über das ganze Land; diese Herrschaft eben so grausam als tyrannisch, schreibt ganz Frankreich die Gesetze nicht bloss des Handelns, sondern auch des Denkens vor. Dieses Uebergewicht der Hauptstadt zog die Kräftigung des sogenannten „radikalen" Elements in den grösseren Städte des Landes naturgemäss nach sich, eine Erscheinung, die in ihren Konsequenzen nur durch den Umstand paralysirt wird, dass die ländliche Bevölkerung vorwiegend dem Ackerbaue obliegt. Den schwersten Schlag erlitt aber das Grundeigenthum; den schon vor der Revolution begonnenen Prozess der Zerstückelung des Landes in kleine Parzellen freien Eigenthumes setzte sie mit Beharrlichkeit und in der Meinung fort, die Freiheit zu fördern; sie schuf aber nichts als einen latenten Halbpauperismus, der eine unzufriedene, neidische Menschenklasse, unfähig den Ackerbau weiter zu heben, erzeugte und zugleich mit unheilbarer Lähmung Jene traf, welche die natürlichen Anführer in den ländlichen Bezirken sein sollten und den politischen Institutionen Festigkeit verleihen könnten. So kam es, dass Frankreich in weniger denn einem Jahrhundert auf der nackten Ebene der Demokratie anlangte, wo jeder Maulwurfshügel ein Berg und jede Distelstaude ein Baum ist. Von allen Institutionen ist nur Eine übrig geblieben, die sich trotz des fallenden Schimmers ihres Flittergoldes bewährt hat: die Armee. Die verzehnfachten Aushebungen für die stehenden Heere hat die Revolution als Erbschaft zugleich mit der wichtigen Lehre hinterlassen, dass das vielleicht Nothwendigste für die heutige Gesellschaft und jeden europäischen Staat eine wohldisziplinirte, gehorsame Armee ist. So lange die Armee besteht, hat eine ehrliche und muthige Regierung vom „Sozialismus" nichts zu fürchten. Für diese Nothwendigkeit der Armeen ist die neueste Geschichte Frankreichs eben so lehrreich als jene Spaniens, welches ein klägliches Gegenstück in dem Ruine bietet, zu dem der Mangel eines verlässlichen Heeres ein grosses Land führen kann.

Zweifelsohne glänzte die französische Revolution durch eine Fülle hervorragender Männer, alle diese Gesetzgeber, Schriftsteller, Gelehrten und Feldherren sind aber kein Produkt der Revolution; sie waren lange vorher unter dem alten Regime geboren, erzogen und herangereift. Die wahren Produkte der Revolution sind erst die unter dem Banner ihrer Idee Erwachsenen, deren Söhne 1871 eine Wiederholung in Paris veranlassen. Die Jakobiner von 1792 und die Kommunisten von 1871 sind in der That Väter und Söhne der nämlichen politischen Ideen-Familie, mit dem alleinigen Unterschiede, dass damals die Kirche aus blossem Neide, heute aber aus einem Gefühle reinen Hasses und Antagonismus Gegenstand ihrer Angriffe ist. Wir besitzen heutzutage

interessante Nachweisungen über die Anfänge des Sozialismus in der französischen Revolution. Schon seit 1792 war der Krieg der Armen gegen die Reichen ein eigentliches Element des praktischen Radikalismus. Gütermischung, thatsächliche Gleichheit, gemeinsames Glück waren die Grundsätze und Ziele, die aufgestellt wurden. In einem freien Staate, wurde behauptet, brauche man nur Arbeiter und Bauern. Kaufleute, Künstler, Bankiers müssten geplündert und vernichtet werden. Der Zweck der Revolution sei, wurde unverholen erklärt: denen Güter zu nehmen, die deren zu viele hätten und sie denen zu geben, die deren nicht genug besässen. Diese Lehren wurden seit Oktober 1794 hauptsächlich von Babeuf gepredigt und mit agitatorischem Eifer sowohl durch die Presse, als durch das lebendige Wort verbreitet. Die Regierung that, um nicht bei den Besitzenden diskreditirt zu werden, wohl hin und wieder Einhalt und verfolgte die sozialistischen Agitatoren, aber nicht mit Ernst und Konsequenz, sie duldete die terroristischen Einschüchterungen, um den ihr verhassten Royalismus und die Bourgeoisie durch Angst und Schrecken im Schach zu halten. Erst gegen Ende des Jahres 1796 ging man den Sozialisten ernstlich zu Leibe und Babeuf wurde zum Tode verurtheilt und im Mai 1797 hingerichtet. Zu den verderblichsten Unsitten der Pariser Bevölkerung besonders der höheren Kreise, gehörte die Spielsucht. Unter dem alten Regime bestand eine besondere Aufsichtsbehörde über die Hazardspiele. Die Revolution beseitigte diese Behörden, und die ökonomische Zersetzung, welche im Gefolge der Revolution eintrat, steigerte die Leidenschaft des Spielens in allen Schichten des Volkes und zwar gehörten nach dem ausdrücklichen Zeugniss der Polizeibehörden die Anhänger des Hazardspiels vorzugsweise den revolutionären und radikalen Kreisen an. Ein moderner Forscher, Adolf Schmidt, zeigt, wie schwer es war dem Uebel zu steuern, weil die Spieler häufig den herrschenden Parteien angehörten und auch aus politischen Gründen immer wieder der polizeilichen Kontrolle entzogen werden. Die gemeinen Verbrechen des Diebstahls, Raubes und Betruges nahmen während der Revolutionszeit ungeheuer zu, was umfassende statistische Nachweisungen konstatiren. Auch darin zeigt sich der fortschreitende soziale Zerfall, dass die geschlechtliche Unsittlichkeit auf einen hohen Grad stieg. Im Anfang der Revolution zwar war die Gesellschaft von einem idealen Schwunge ergriffen, eine mannigfaltige Fülle ganz neuer grossartiger Interessen hatte die Geister ergriffen und das Spiel der sinnlichen Triebe trat zurück, aber als die Wuth der Verwirrung und Zerstörung immer mächtiger wurde, wirkte dieselbe auflösend und zersetzend auf alle Bande der Religion und Sitte. Besonders trug zur Ueberhandnahme der Unsittlichkeit die plötzliche Erleichterung der Ehescheidung bei. War bisher die Eheschliessung ein Sakrament gewesen, so wurde jetzt die Ehescheidung und der Ehebruch eine Art Sakrament. Das Scheidungsrecht galt als ein neues Evangelium der Freiheit, die Unbeständigkeit der ehelichen Bande wurde als ein angeborenes Menschenrecht oder als ein erhabener Vorzug der aufgeklärten französischen Nation gepriesen. Eine beweisende Thatsache für die steigende Zunahme

der Unsittlichkeit ist die Zunahme der Findelkinder, die von Mitte des Jahres 1795 bis Ende 1796 um mehr als das Doppelte stieg. Die Anfänge des Elends zeigen sich schon unter dem revolutionären Königthum und der girondistischen Republik, durch die Republik des Schreckens unter Robespierre wurde dasselbe im raschesten Fortschritt zu einer Riesengestalt, aber zu einer gefesselten, grossgezogen; nach dem Sturze Robespierres warf es sich, der Fesseln entledigt, mit ungeheurer Wucht über alle Theile Frankreichs her, lähmend, zerfleischend, erdrückend, wie ein schwerer Alp, der fortan, Jahr aus Jahr ein nicht weichen wollte, sondern immer stärker presste, immer stärker nagte. So hatte denn die Entwicklung des Uebels drei Stufen, die Wiegenzeit, die Erziehung und die Blüthe.

Die neuere Forschung hat auch darüber die Augen geöffnet, wie ungeheuer die zweifellos existirenden Missbräuche des *ancien régime* übertrieben, wie gross schon unter diesem die Fortschritte auf der Bahn der Reformen waren. Lange ward uns der Glaube beigebracht dass hinter 1789 nur gröbliches Dunkel, Unwissenheit und Tyrannei zu suchen und zu finden sei. Die unsterblichen „Prinzipien von 1789‘ sind ein Dogma, das blindlings angenommen werden müsse, und das Mittelalter verdiene ganz ausschliesslich nur Verachtung. Ein gründliches Studium der Geschichte aber zeigt, wie so ganz entgegengesetzt die Thatsachen der so aufgepfropften Annahme gegenüberstehen. Dem Bürgerthume im Mittelalter allein sind alle Freiheiten des Volkes zu danken, der Ursprung derselben auf jenes zurückzuführen. Die Revolutionäre hatten diese Freiheiten wieder zerstört und selbst Geschichtschreiber aus der demokratischen Schule müssen zugestehen, dass das Resultat, welches Frankreich nach achtzigjährigen Kämpfen erreicht, in einem Despotismus gipfelt, den unsere modernen Jakobiner auf das wüthendste anklagen und bekämpfen würden, ginge er von einem Könige aus, während sie ihn selbst üben. Wir wissen ferner, dass der Bauer nicht so sehr wegen dem auf ihm lastenden Drucke rebellirte, als weil er sich schon im Besitze von Eigenthum und gewisser Rechte befand, die er noch erweitern wollte, und dass moderne Demokratien mit ängstlicher Genauigkeit einige der härtesten Massregeln früherer absolutistischer Regierungen nachahmten. Ja, die Revolution ist die eigentliche Schöpferin der noch jetzt in Frankreich herrschenden Centralisation. Sollte anfänglich auch nur eine moralische und politische Einheit des französischen Volkes geschaffen werden, welches sich selbst nach für alle gleichen und gemeinsamen Gesetzen regieren sollte, so hielt doch diese besonnene Richtung nicht lange an. Nur zu bald gelangte das Prinzip zur Herrschaft, alles im Staate und in der Gesellschaft nach gewissen abstrakten Vorstellungen zu uniformiren und ein bestimmtes Ideal von Freiheit nicht sowohl aus der Nation zu entwickeln, als vielmehr derselben gewaltsam aufzudrücken. Die Revolution, welche sich in unglaublicher Verblendung vermass die Menschenrechte zu proklamiren, — Rechte, die die heutigen entwickelten Naturwissenschaften mit Hohn in das Gebiet der Chimäre zurückweisen, und deren nur illusorisches Dasein auch von scharfdenkenden Rechtsgelehrten wie

Savigny und Unger klar dargelegt wurde — die Revolution schuf auch den noch heute funktionirenden Verwaltungsmechanismus in Frankreich. Allen selbständigen Regungen in den Provinzen entgegentretend, setzte sie an Stelle der letzteren blosse Verwaltungsabtheilungen, Départements, die wieder ihrerseits in Unterabtheilungen zerfielen. Die Selbstverwaltung der Gemeinden ward zwar dekretirt, trat aber niemals ins Leben, und schon die gemässigte Verfassung von 1791 erklärte dieselben wieder für unmündig. Als nun vollends die Bergpartei von Paris aus im Namen der Freiheit das ganze Land terrorisirte, da duldete sie auch keinen Schein von Selbständigkeit, von unabhängiger Bewegung oder selbst nur freier Meinungsäusserung, da erstickte sie jede solche alsbald durch blutige Dekrete oder durch Kommissäre, die sie mit unumschränkter Vollmacht in die Départements entsendete. Die französische Konstituante zeigt aber ferner noch, wie Fehler von vielköpfigen und freisinnigen Versammlungen nicht minder wie von absoluten Herrschern begangen werden. Diese Fehler waren es, die nicht bloss die liberalen Ansätze der alten Ordnung an der Wurzel zerstörten, sondern bis in die Gegenwart Freiheit, Ordnung und Civilisation Europas bedrohen. So war denn Napoleon I. so gut wie später Napoleon III. ein wahrer „Retter der Gesellschaft“, der den Drachen erschlug, welcher ihn geboren. Das französische Direktorium selbst war aus der Reaktion gegen die Schreckensherrschaft erwachsen und die Berichte der verschiedenen Kommissäre wissen auch von der Unzufriedenheit des Volkes, von dem Schwinden des republikanischen Sinnes, aber doch auch gleichzeitig von dem unpatriotischen Wesen des Adels zu berichten. Die Militärherrschaft rückte immer näher und die geheimen Berichte behaupten seit dem Jahre 1795 immer entschiedener, dass sich das französische Volk nach der Herrschaft eines Einzigen, eines Königs, eines Regenten, eines Dogen oder eines Kaisers sehne. Selbst ein „neuer Robespierre“ oder ein „militärischer Diktator“ werde willkommen sein. Und wirklich. General Bonaparte schob das Direktorium bei Seite und wurde, wenn auch nicht „Doge“, so doch Konsul und bald auch Kaiser. Der Präsident des Départements der Seine aber erklärte nach dem Staatsstreiche des Brumaire, Niemand verkenne in dieser Veränderung den imposanten Charakter des Willens und der Wünsche des französischen Volkes.

Diesen Gang der Dinge förderte wesentlich der französische Nationalcharakter, der bei all seinen glänzenden, bewunderungswürdigen Seiten die politische Schwäche einschliesst, dass das Volk weder zu gehorchen noch zu befehlen versteht; es vermag sich weder selbst zu regieren, noch der Autorität zu unterwerfen. Die Ausbildung dieser nationalen Schwäche ist eine der wichtigsten Folgen der Revolution und in so ferne *ist diese die Mutter der heutigen sozialen und politischen Zustände in Frankreich.* Mag man letztere vom jeweiligen Parteistandpunkte befriedigende oder beklagenswerthe nennen, — eine Entscheidung, die diesem Buche nicht zufällt, — über zweierlei herrscht kein Zweifel: nämlich dass diese Zustände der unmittelbare Ausfluss und gleichzeitig das schnurgerade Gegentheil der

Ideen der grossen Revolution sind. Die Encyclopädisten, die Väter der Bewegung, haben religiösen und politischen Skeptizismus, Unglauben verbreitet und ihre Ideen, im Laufe von neunzig Jahren aus den Schichten der Gebildeten in die unteren Klassen gesickert, haben eine allgemeine Erschütterung, Missachtung der Autorität hervorgerufen. Unter solchen Umständen ist nichts möglich, als die eiserne Faust eines Tyrannen, um das rohrgleich schwankende Volk zusammenzuhalten, d. h. zu regieren. Die Erscheinung des modernen „Cäsarismus" ist ein echtes Kind der Revolution; ob das mit diesem vielbenützten Schlagworte bezeichnete System besser oder schlechter sei als ein anderes, ist hier nicht nothwendig zu beurtheilen; der Kulturforscher wird aber daran festhalten müssen, dass auch das schlechteste politische System gut und zwar das einzig gute ist, so lange nichts Besseres an dessen Stelle zu treten vermag. Und genau wie in der altrömischen Gesellschaft ermöglichte auch im modernen Frankreich die Ausbreitung des Atheismus das Ueberhandnehmen abergläubischer und fetischistischer Vorstellungen, wie sie sich im Gewande des Ultramontanismus darstellen. Schwere Unglücksschläge vertieften dann das religiöse Gefühl, wie die Noth des Staates den Sieg des Christenthums in Rom fördern half, und das Erwachen dieser religiösen Gefühle, die Reaktion gegen die Aufklärung, mit denen der Ultramontanismus sich geschickt zu vermählen versteht, beweist hinlänglich die menschliche Unfähigkeit, den Anblick des entschleierten Bildes von Saïs zu ertragen. Die Wahrheit tödtet und „nur der Irrthum ist das Leben". Wer ohne Voreingenommenheit die Geschichte unseres Geschlechtes von ihren Anfängen bis auf heute überschaut, erkennt, dass das Streben nach Freiheit nur Schein, das Verlangen nach Sklavenfesseln die Wirklichkeit ist. Wenn er auch nicht müsste, der Mensch möchte Sklave sein und schafft desshalb selbst seine Gebieter; die ganze Entwicklung läuft einstweilen auf ein blosses Vertauschen der realen mit idealen Herrschern hinaus. Die Ketten der Phantasie drücken aber kaum minder schmerzlich und der Mensch bleibt Sklave, heisse sein Herr nun Religion, Aberglaube oder Humanität, Freiheit, Recht oder sonstwie. Sehr wahr sagte Fénélon, der unglücklichste Mensch sei jener, der sich einbilde, es zu sein, und eben so wahr sagt J. C. Fischer, der Freieste sei gerade jener, der sich des Zwanges am klarsten bewusst ist und ihm mit der Ueberzeugung seiner unwiderstehlichen Macht folgt [1]).

---

1) Fischer, *Die Freiheit des menschlichen Willens.* S. 259.

Entwicklung Europas bis zur Gegenwart.

Wirkungen der napoleonischen Herrschaft.

Da in diesem Buche politische Ansichten als lediglich subjektive d. h. kulturgeschichtlich werthlose Meinungen möglichst unterdrückt werden müssen, eine Geschichte der politischen Entwicklung Europas bis zur Gegenwart in völlig objektiver Weise andererseits jedoch noch kaum denkbar ist, so versteht es sich von selbst, dass ich es hier an ganz kursorischen Ueberblicken genügen lassen muss. Ich hebe daher aus der Geschichte dieses Zeitabschnittes nur einige wenige und zwar solche Momente heraus, welche mir von Einfluss für die allgemeine Kulturentfaltung dünken; beileibe beabsichtige ich nicht ein wenn auch nur annähernd vollkommenes Gemälde der jüngsten Vergangenheit zu entwerfen, wozu es mir sowohl an Raum als auch an Wissen gebricht. Den geneigten Leser, welcher eingehendere Belehrung sucht, muss ich auf die vorhandenen grösseren Geschichtswerke verweisen.

Die Geschichte des modernen Europa knüpft naturgemäss an die französische Revolution an. Die französische Republik, welche unter anderen die bestehende Idee der „Brüderlichkeit“ verkündet hatte, war bald mit allen benachbarten „Brüdern“ in blutigen Streit gerathen. Die Männer von 1789 und 1792 bestätigen in allen Stücken Hegels Bemerkung, wonach die Geschichte, die Lehrerin der Menschheit, nur zeige, dass die Menschen niemals aus der Geschichte gelernt haben. Unmöglich hätte ihnen sonst entgehen können, wie zu allen Zeiten der Kampf ums Dasein die Menschen nicht zu Brüdern, sondern zu Rivalen mache. Und was von den Individuen, gilt auch von den Völkern. Die Revolution hatte mit einer sozialen begonnen und mit einer politischen geendet. Der Sturz der alten Sozialordnung erheischte den Sturz des alten Regierungssystems; an Stelle der Monarchie trat die Republik: es war zum ersten Male seit den Tagen des Alterthums, dass die republikanische Regierungsform in einem grossen europäischen Lande sich erprobte. Die Probe ist seither mehrfach wiederholt worden, in Frankreich und neuestens in Spanien, stets mit dem gleichen Erfolge; das Ende waren Staatsstreich und, wenn nicht gar Rückkehr zum alten Königthume, Cäsarismus, d. h. das demo-

kratische Imperatorenthum militärischen Ursprungs. Unter diese Rubrik wird man wohl unbedenklich das moderne französische Septennat wie Serranos Herrschaft in Spanien einreihen dürfen. Das Fehlen des Titels thut dabei nichts zur Sache. Die Regelmässigkeit der Erscheinung gibt aber einen Fingerzeig, dass ihre Ursachen in dem vorhergehenden Zustande, also in der Republik selbst liegen müssen, wenigstens bei romanischen Völkern, denn nur diese sind in Europa den Lockungen der Republik gefolgt. Die Schweiz allein gehört mit zwei Drittel ihrer Bevölkerung dem germanischen Stamme an; alle übrigen germanischen Völker Europas haben sich bis jetzt von republikanischen Formen ferne gehalten. Die Regierungsgeschicklichkeit ist in Republiken nicht grösser als in monarchischen Ländern, wie die häufigen Wechsel der Systeme beweisen; wäre die erste französische Republik wirklich das gewesen, wofür sie sich ausgab, was sie aber gleichwohl nie sein konnte, ein Napoleon I. hätte nicht erstehen können. Seine Herrschaft wurde durch eine ausgiebige Reaktion angebahnt und vorbereitet, welche der Terrorismus selbst hervorgerufen hatte. Den Jakobinern und anderen Helden der Schreckensherrschaft erging es wie sie zuvor gethan. *Natura non facit saltus;* jede gewaltsame Revolution ist aber ein Sprung in der Entwicklung und diesen heilt die Geschichte allemal durch eine Reaktion, die an den Ausgangspunkten der Revolution anknüpft. Die Bewegung des Jahres 1848—1849 und die darauf folgende Periode bestätigen dieses Gesetz des Kulturganges.

Napoleons Herrschaft versetzte Europa von einem Ende zum anderen in Waffengetümmel; drei Lustren voll schwerer Kriege zogen über unseren Erdtheil dahin. Hart drückte die Hand des Fremdlings auf den Schultern der Besiegten. Willkür kennzeichnete das Walten des Eroberers in und ausser Frankreich; Throne wurden errichtet und stürzten zusammen. Frankreichs Söhne bluteten auf allen Schlachtfeldern; ökonomischer und finanzieller Ruin schwebte über vielen Völkern; ja das Bild jener napoleonischen Epoche lässt sich bis in die kleinsten Details mit den schwärzesten Farben ausmalen und ist auch oft genug in diesem Sinne dargestellt worden. Irrthümlich wäre jedoch die Ansicht, dass aus all diesen Opfern die Kultur keinen Gewinn gezogen hätte. Am Ende der napoleonischen Aera stand die europäische Menschheit an Gesittung den Epochen vor derselben nicht zurück, sondern merklich voran; die Kultur war fortgeschritten sowohl trotz als wegen der Eroberungskriege; denn ob er wollte oder nicht, Napoleon musste doch den allgemeinen Kulturzwecken dienlich sein. Der Versuch ein Weltreich zu gründen, schlug fehl, wie jedesmal, so oft er unternommen ward, aus materiellen Gründen, nämlich aus der durch die räumliche Ausdehnung bedingten Zusammenballung heterogener Volksmassen. Ihn zu unternehmen war aber jedesmal gleichfalls gebieterische Nothwendigkeit. Die Revolution hatte neue Ideale geschaffen, deren Expansionskraft Befriedigung erheischte; es thut dabei nichts zur Sache, dass unvermerkt die ursprünglichen Ideale sich mit anderen vertauschten, welche in Wirklichkeit die ersteren vernichteten.

An Stelle des Durstes nach Freiheit hatte sich ganz sachte der Durst nach Ruhm geschlichen, die „Grösse“ des Vaterlandes ward ein Ideal, das zu erstreben kein Opfer an Gut und Blut zu unerschwinglich galt und das sich fest einnistete im Herzen des gesammten französischen Volkes, darin unverwüstlich wurzelnd bis auf den heutigen Tag. Darin sind aber alle Völker, die freiesten wie die geknechtetsten, seit jeher einig, dass die Grösse eines Landes in dem mehr oder minder direkten oder indirekten Einflusse besteht, welchen es auf die übrigen Völker zu üben im Stande ist. Mit anderen Worten, die Achtung vor jedem einzelnen Volksangehörigen bei den Fremden steht in direktem Verhältnisse zu der Machtsphäre seines Vaterlandes. Je grösser die letztere desto grösser der Stolz jedes Einzelnen einem so mächtigen Volke anzugehören. Diese Empfindung ist so allgemein menschlich, dass man sie bis in die Kreise der Naturvölker verfolgen kann, und die Erweckung einer thatkräftigen Vaterlandsliebe ist vielleicht eine der hervorragendsten Kulturleistungen des Napoleonismus. Was er vollbrachte, er vollbrachte es lediglich durch den, wenn auch irregeleiteten Patriotismus seiner Franzosen. Solche Thaten mussten die Bewunderung selbst der Feinde erwecken und da Mimicry in der Geschichte der Kultur eine bedeutende Rolle spielt, entflammte an dem Beispiele der Franzosen selbst, genährt von dem Gefühle der Rache für die erlittene Unbill, der Patriotismus der Völker, welcher endlich Europa von ihrem Joche befreite. Deutschland insbesondere dankt der napoleonischen Epoche das Bewusstsein seiner Zusammengehörigkeit und Stärke, das man als Vorläufer zu seiner definitiven Vereinigung betrachten darf. Zu dieser selbst geschahen gleichfalls wesentliche Schritte. Wer eine Karte Deutschlands von 1815 mit jener von 1792 vergleicht, erkennt leicht, wie zahlreich die Hindernisse waren, welche der Strom dieser ereignissreichen Periode hinwegschwemmte, und ahnt, wie lange ohne diese erschütternden Stürme die einheitliche Entwicklung aufgehalten worden wäre. Jeder Schritt zu solcher einheitlichen Entwicklung eines grossen Volksganzen ist jedoch, man wolle dies nicht übersehen, an sich ein enormer Kulturgewinn, die Erreichung dieses Zieles der bis nun erreichbar grösste; die Staatenbildung nähert sich nämlich dadurch der natürlichen Ordnung der Dinge, d. h. passt sich den von der Natur gesteckten Grenzen an; denn es wird ziemlich schwer fallen zu beweisen, dass ein Volk, nämlich eine Mehrheit gleichartig denkender, sprechender, fühlender, gebauter und begabter Menschen, dazu von Natur aus bestimmt seien, verschiedene Staatengruppen zu bilden. Die ganze Civilisation bestrebt sich vielmehr, immer besser die Gesetze der Natur zu erkennen, als diejenigen, welche allein unabänderlich und ausserhalb der menschlichen Machtsphäre liegen, und diesen Gesetzen die soziale und staatliche Ordnung anzupassen, d. h. den gewaltigen bestehenden Konflikt zwischen den Einrichtungen der Natur und jenen des Menschen, in welchen wir durch den Idealismus voriger Jahrhunderte gerathen, thunlichst auszugleichen.

Die Zeit der heiligen Allianz.

Die Verwirklichung des Zieles, welches die Kulturnationen der Gegenwart erreicht haben, vollzog sich nur langsam und schrittweise, wie jeder Kultur- und Naturprozess. Die Entscheidungen der Pariser Verträge und des Wiener Kongresses haben, was man auch dagegen sagen möge, im Sinne dieser, damals noch ungeahnten Lösung gewirkt. Die Kleinstaaterei Italiens und Deutschlands, die heute nur mehr mitleidiges Lächeln erweckt, war eigentlich schon eine Grossstaaterei im Vergleiche zu den früheren Zuständen und hatte ihre bestimmte Rolle als Entwicklungsphase zu erfüllen, indem sie gegen die Gefahren einer allzu strammen Centralisation einen Damm aufbaute. Denn in der Kulturentwicklung gilt kein „Prinzip" in seiner vollen Starre. Centralisation und Decentralisation sind keines für sich allein fähig zu herrschen, ohne nothwendig auf Kulturabwege zu führen. Frankreich hat gegenwärtig die Folgen der seinem Volksnaturell entsprechenden und daher von der Revolution systematisch ausgebildeten Centralisation zu tragen, Folgen, welche die einstweilige Zersplitterung Deutschlands glücklich vermied. Das Aufrechterhalten einer Menge grösserer und kleinerer politischen Mittelpunkte gestattete der geistigen und materiellen Thätigkeit, d. i. der Kultur, sich gleichmässiger über das ganze Land auszubreiten, und das gesammte Volk schliesslich mit einer Bildung zu durchdringen, deren Ausdehnung die Höhe des durch die Centralisation nur an einem Punkte aufgehäuften Wissens überwältigte. Es ist, wenn ich mich dieses Bildes bedienen darf, jenes eines vereinzelten Dhawalagiri neben dem tibetanischen Hochlande. Von solchem Gesichtspunkte aus fügen sich die Massnahmen am Wiener Kongresse zwanglos in den Gang der deutschen und europäischen Entwicklung ein. Wohl heisst es: „die Diplomaten des Wiener Kongresses verfügten über Länder und Völker, wie wenn es sich um Ställe und Heerden handelte, — ein Verfahren, über dessen Schmach in unserer Zeit ein Ausdruck der Entrüstung bloss darum nicht mehr völlig am Platze ist, weil die Menschheit im Herzen des kultivirten Europa sogar noch ein halbes Jahrhundert später ähnliche Verhöhnungen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker über sich ergehen liess." Ein solcher „Ausdruck der Entrüstung" erscheint wenig am Platze, da die Abtretung von Landes- und Volkstheilen zu allen Zeiten stattgefunden hat, und nicht bloss einzelne Diplomaten und Machthaber, sondern mitunter den Willen des siegreichen *Volkes* zum Urheber hat. Eine solche „Verhöhnung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker" übte auch das *freie, souveräne Volk der nordamerikanischen Republik*, als es im Friedensschlusse von Guadalupe Hidalgo, am 2. Februar 1848 der *Nachbarrepublik* Mexiko alle jenseits des Rio Grande gelegenen Gebietstheile, darunter das reiche Kalifornien, im Ganzen 30,000 □ Meilen, abnahm. Wo blieb da das „Selbstbestimmungsrecht" der auf diesem Flächenraume vorhandenen Völker? Oder dürfen diese, weil an Zahl und Bildung geringer, keines beanspruchen? Sind sie vielleicht kein „Volk"? Dann, nach dem bekannten Gleichnisse, wie viel Sandkörner machen

einen Haufen, darf man fragen, wie viel Köpfe machen ein Volk? Ist es unbilliger, eine Provinz als eine Gemeinde abzutreten? Man sieht, es handelt sich hierin wie in Allem um die einfache Machtfrage, um das Recht des Stärkeren, welches überall den Ausschlag gibt und jedes Volk eben kraft seines Selbstbestimmungsrechtes stets bereit ist zu üben.

Eine Machtfrage war auch die weitere politische Entwicklung Europas bis auf die Gegenwart, eine Machtfrage zwischen Volk und Herrscher. Nach dem unerschütterlichen ewigen Gesetz, dass wer die Macht habe, sie ausbeute, benützten die Fürsten die in Folge der Kriege eingetretene Abspannung der Kräfte, um ihre durch die Ideen der Revolution angegriffene Macht allenthalben zu befestigen. Wir nennen dies die Periode der Reaktion, die sich naturgemäss in einem krampfhaften Niederhalten aller freisinnigen Strebungen auf jeglichem Gebiete, dafür in einem Hervortreten der kirchlichen Autorität bekundete. Die Reaktion im französischen Geistesleben beginnt literarisch im Namen des Gefühls mit Frau von Staël, sozial im Namen der Ordnung mit Robespierre und der ganzen Schaar von Revolutionsmännern, die sich um ihn gruppiren. Das Gemeinschaftliche bei Frau von Staël und Robespierre ist, dass sie beide Schüler Rousseaus sind. Nach der Reaktion gegen Voltaire folgte dann die Reaktion gegen Rousseau. Auf das Fest für das höchste Wesen folgt das grosse Einweihungstedeum in Notre-Dame, und auf Frau von Staël folgt Bonald. Das Gefühlsprinzip wird verdrängt, oder, wie bei Chateaubriand, zur Stütze der Autorität benutzt. Das Prinzip der Ordnung wird mit dem Autoritätsprinzip identifizirt, welches bald alle Sphären des Lebens und der Literatur beherrscht. Napoleon schliesst sein Konkordat mit dem Papste. Als Theoretiker treten Bonald und de Maistre für das Prinzip der Autorität ein. Der Seraphiker Chateaubriand schliesst sich an und schreibt sein reaktionäres Heldengedicht: *Les Martyrs.* Das Prinzip erhält sein politisches Denkmal in der heiligen Allianz (Frau von Krüdener). Und nun stimmen sämmtliche Würdenträger der Poesie mit ein, Lamartine, selbst Victor Hugo. Auch Lamennais tritt zuerst als Apologet des Katholizismus auf. Die angebliche „Geistesnacht", welche diese bis zum Jahre 1848 dauernde Epoche über Europa verhängte, ist zur Genüge geschildert worden. Das Auftauchen der romantischen Schulen in den meisten europäischen Literaturen, in der französischen, der italienischen, deutschen, polnischen und anderen, weist zweifellos darauf hin, dass ein gewisser reaktionärer Zug nicht bloss durch die Regierungen, sondern auch die durch Völker ging. Ist die Romantik zwar nicht mit Reaktion durchaus identisch, so bezeichnet sie doch das „Heimweh nach der verlorenen Heimath." Und dieses Heimweh der Völker ist überaus erklärlich. Durch die Vernichtung des Feudalismus und der Adelsherrschaft hatte die französische Revolution mehr oder minder in ganz Europa den dritten Stand zum vorherrschenden gemacht, nachdem dieser die Bildung und den Reichthum, d. h. das geistige und materielle Kapital an sich gerissen. Ueber die nunmehr zu verfolgenden Ziele war sich aber die zur Macht gelangende Klasse noch nicht klar, das erst werdende Neue bot der rastlosen Phantasie

nirgends greifbare und feste Anhaltspunkte, so dass man lieber nach dem bekannten Alten, als dem unbekannten Neuen griff; endlich stand der dritte Stand, das Bürgerthum, unter dem unwiderstehlichen Einflusse des Besitzes im Begriffe selbst konvervativ zu werden. Ohne diesen allgemeinen Zug der Zeit, dieses unbewusste Streben der Menge, wären Romantik, heilige Allianz, Reaktion, Volksverdummung u. s. w. bare Unmöglichkeit gewesen. Aus den Schichten der dominirenden Klasse, nicht etwa aus jenen des Adels, der Fürsten und des Klerus, die dann alle drei natürlich die vorhandene Strömung ausnützten und nach Kräften förderten, erhoben sich die Stimmen, welche im Kampfe gegen die Aufklärung die Wissenschaft zu Hilfe riefen. Auch wäre es thöricht, zu läugnen, dass die Romantik nach mancher Seite hin heilsam gewirkt habe. Erst allmählig stellte sich der politische und religiöse Freiheitsdrang in Europa ein, zu dem neuerdings Frankreich den Anstoss gab. Hier lebten nämlich in Viktor Hugo und Lamennais auch schon die Elemente des Umsturzes und der Auflösung, die sich nun am formellen wie am reellen Autoritätsprinzipe vollziehen sollte. Das Jahr 1830 nahte heran und Béranger sang seine antireaktionären Lieder. In Frankreich zuerst gab das Volk das Beispiel der Auflehnung gegen die monarchische Gewalt. Da aber das „Volk" keine Einheit, sondern eine Vielheit bedeutet, so war das „Bürgerkönigthum" auch nur ein Triumph des einen, mächtigsten Standes, der Bourgeoisie. Der Kampf um die Volksrechte, um die verfassungsmässige Erweiterung der individuellen politischen Freiheit und demgemäss Einschränkung der Fürstenmacht, wie er seit 1830 sich allerorts abspielte, bis er jetzt fast überall im Konstitutionalismus ein Ziel erreichte, ist wesentlich ein Kampf um die Allmacht des Bürgerthums, ein Klassenkampf. Der Besitz macht nämlich sowohl konservativ als wieder besitzgierig; die Geschichte der freiheitlichen Bestrebungen ist nichts anderes, als ein beständiges *ôte-toi que je m'y mette.* Dieses Streben ist ein tief in der Menschenbrust wurzelndes; mit dem Besitz von Rechten wächst die Begier nach mehr Rechten, und die Gewährung möglichst vieler Rechte an den Einzeinen bildet die moderne Freiheit. Die gesammte Entwicklung der materiellen und geistigen Kultur hat einstweilen dazu beigetragen, den dritten Stand mit Waffen zu versehen, um die erworbene Freiheit gegen das Andrängen des vierten Standes, der erst seither entstanden ist, ebenso erfolgreich zu vertheidigen, als gegen etwaige Uebergriffe des zweiten oder ersten Standes. Die Anforderungen dieses neuen vierten Standes, der, ist sein Ziel einmal erreicht, sich sofort naturgemäss in den dritten Stand verwandelt, vermag sogar die ausgedehnteste Demokratie nicht zu befriedigen, weil sie Wissen und Kapital niemals ihrer Macht zu entkleiden im Stande ist. Je nachdem die vorherrschende Menge vermeinte, ihre Freiheit, d. h. ihre Vortheile unter dieser oder jener Regierungsform besser wahren zu können, kam die Frage, ob Republik, ob Monarchie, zu Tage. Diesen Gang der Dinge förderte nur die grossartige Bewegung des Jahres 1848, welche wiederum von Frankreich ausgehend, unter mannigfachem Blutvergiessen den Bestand fast aller

europäischen Staaten erschütterte und in einer eben so kräftigen Reaktion ihr naturgesetzmässiges Ende fand. Ein Vierteljahrhundert später war auch diese wieder, im unablässigen Wechsel der Zeiten, einer freieren Auffassung gewichen, die Monarchie durch Volksvertretungen eingeschränkt, die politische und geistige Freiheit in mächtiger Entfaltung begriffen. Dennoch möchte nur ein totales Verkennen der Entwicklungsgesetze der menschlichen Kultur die Wiederkehr einer künftigen Reaktion u. s. f. läugnen. Der Kulturforscher beruhigt sich in dem Bewusstsein, dass jede Reaktion unfehlbar einem desto höheren Kulturaufschwunge vorangeht.

Mit den freiheitlichen Regungen gingen jene nach nationaler Einheit bei den noch staatlich zerrissenen Italienern und Deutschen Hand in Hand. Beiden stand die Reaktion feindlich gegenüber; unbewusst hegte der Absolutismus den Wahn, ein kleines Volk sei leichter zu tyrannisiren als ein grosses, und umgekehrt leben die Völker in dem Wahne, ein grosses Volk sei freier als ein kleines. Die moderne Gestaltung der Dinge zeigt das Umgekehrte. Das kleine Holland, das kleine Belgien, die kleine Schweiz, selbst die der Population nach kleinen skandinavischen Staaten leben unter dem Schirme einer viel ausgedehnteren politischen Freiheit als die sogenannten Grossmächte. Thatsächlich hat der Absolutismus bei einem grossen Volke leichteres Spiel — und, indem sie der nationalen Einheit zusteuerten, begaben sich Deutsche und Italiener nicht nothwendig in die Arme der Freiheit. Da die Erhöhung der Kultur indess nicht von der Erweiterung der politischen Freiheit allein abhängt, so konstituirt das Erreichen der nationalen Einheit immer noch einen ansehnlichen Kulturgewinn, und wenn die Völker selbst, wie in Italien und Deutschland der Fall war, mit allen Kräften nach diesem Ziele streben, so haben gewisse „Prinzipien"-Lehrer wohl keine Befugniss, denselben ihre schablonenhaften Völkerbeglückungstheorien als Parapluie aufzunöthigen. Wie der Einzelne, ist auch jedes Volk seines Glückes Schmied. Sowohl Italien als Deutschland haben die Republik nicht gewählt, und ein Hinblick auf die Freistaaten der Jetztzeit lässt diese ihre Wahl keineswegs bedauerlich erscheinen. Der Weg zur Einheit war bei beiden lang und mit Leichen gepflastert; wiederholte und blutige Kriege führten allein zum Ziele.

Gestaltung der Dinge in Italien.

In der Geschichte dieser nationalen Bestrebungen, so gleichartig sie im Allgemeinen in Italien und Deutschland verliefen, spiegelt sich wieder die Eigenart der beiden Völker. Demagogen, deren Typus sich in Mazzini verkörperte, leiteten den Anfang der Bewegung in Italien ein, wobei der Mordstahl, im Dienste der Freiheit, heimlich nach der Brust der Machthaber zuckte. Ein Volk, dem die Natur den Trieb nach Unabhängigkeit und Freiheit gegeben, erringt und erkämpft sich diese Güter selbst; die Italiener liessen sich ihre Unabhängigkeit von Fremden erobern. Selbst der Nationalheld Giuseppe Garibaldi,

ein unbestrittener Ehrenmann, aber auch nicht mehr, huldigte, eben so sehr der grosssprecherischen Phrase und theatralischem Wesen als der energischen That. Das berühmte *L'Italia farà da se* beschränkte sich auf ein bequemes Warten, dass das noch Fehlende gleich einer reifen Frucht dem einheitlichen Italien in den Schooss falle. Und was die „Freiheit" betrifft, so wird sie wie bei allen Romanen zwar stets im Munde geführt, aber nicht immer wirklich geübt. Als Bonaparte am 18. Oktober 1797 die Republik Venedig beseitigte, erklärte er: das venezianische Volk sei für die Freiheit nicht geeignet und unfähig, dieselbe zu würdigen. Wohl mochte es Hohn sein, doch blieb es nicht minder wahr, wenn er beifügte, dass es diesem Volke ja unbenommen bleibe, die Freiheit zu vertheidigen, wenn es so hohen Werth auf dieselbe lege. Dazu aber fand das Volk weder Lust noch Muth, sondern liess sich lieber, wenn auch zähneknirschend, die französische Herrschaft gefallen. Später ertrugen die Italiener das in vieler Hinsicht ihnen so wohlthätige und doch so sehr geschmähte Joch der Oesterreicher und warteten ruhig bis fremde Hilfe ihnen Befreiung brachte. Erst damit trug der Einheitsgedanke, der zugleich Freiheitsgedanke war, den Sieg davon. Langsam, wenn auch stetig geht der Konsolidirungsprozess des jungen Königreiches vor sich; im Grossen und Ganzen befindet sich Italien sichtbar auf der Bahn zum entschieden Besseren und entwickelt sich geistig fortschreitend in der erfreulichsten Weise. Italien geht einer schönen Zukunft entgegen, aber es darf sich nicht täuschen über das noch Unfertige seiner Zustände. Zerrüttete Finanzen, seit 1858 vervierfachte Abgaben, Korruption in der Beamtenwelt, theilweise gesunkener Wohlstand sind traurige Angebinde. Und man sage nicht, dass dies Folgen der Bedrückung seien, die man noch hinwegzuräumen die Zeit hatte. Dies zeigt am deutlichsten der Stand des Schul- und Unterrichtswesens. Der Bericht über die Aushebung der Rekruten aus dem Jahre 1872 ist ein quellenmässiges Dokument über die öffentliche Unwissenheit; und es handelt sich dabei nicht etwa um Kinder niedrigen Alters, die naturgemäss ausgeschlossen bleiben müssen, sondern um die Jünglinge von über 20 Jahren; auch nicht etwa um die sardinischen oder südlichen Provinzen, wo der Mangel an Strassen und Schulen Bildung unmöglich macht, endlich kann man auch nicht mehr die beliebte Phrase von der traurigen Hinterlassenschaft der früheren Systeme gebrauchen, denn die Rekruten, welche jetzt nicht lesen und schreiben können, sind im Schatten der liberalen Regierung aufgewachsen; als Italien einig und frei ward, waren sie Kinder von 9—10 Jahren, 1872 zählten sie 20—21, und diese Zeit hat der liberalen Regierung nicht genügt, ihnen Lesen und Schreiben zu lehren[1]). Wie es mit der weiblichen Jugend steht, ist zwar nicht ziffermässig bekannt, lässt sich aber denken. Das Gesammtresultat der trüben Betrachtung ist, dass die Durchschnittsziffer der Ungebildeten 50 Prozent, mit Rücksicht auf die ländliche Bevölkerung

---

1) *Libertà* vom 25. Februar 1874.

aber 70—75 Prozent beträgt. Es wäre sehr unbillig zu verkennen, dass die gebildeten Klassen ihr Möglichstes zur Hebung des Volksunterrichtes thun; die italienische Literatur ist sich der Wichtigkeit dieser nationalen Aufgabe wohl bewusst, in der periodischen Presse ist die Pädagogik und das Unterrichtswesen ungemein zahlreich und rührig vertreten, auch das Gebiet der Jugendschriften ist überaus eifrig angebaut, der Widerstand geht aber von den unteren Klassen selbst aus. Man schreibt dies allerdings gerne der Wirksamkeit der kirchlichen Umtriebe zu, die wohl dazu beitragen mögen; allein in den Vereinigten Staaten Nordamerikas hören wir nichts von solchen Anstrengungen der Geistlichkeit und dennoch macht auch dort die Unwissenheit Fortschritte. Aber weder in Nordamerika noch in Italien ist bis jetzt der Unterricht obligatorisch und kein Volk lernt oder arbeitet freiwillig, jedes folgt nur dem Zwange, das ist eine Lehre der Ethnographie.

Auch manche andere Umstände, das Umsichgreifen ultramontaner Ideen in den Kreisen der Jugend, also der künftigen Generation, die überraschenden Sonderungsgelüste des Südens, sprechen nicht allzu sehr für eine wahre überzeugungsvolle Würdigung der freiheitlichen Institutionen. Für die separatistischen Strebungen des Südens gibt es indess natürliche Motive. Italien bietet volksthümlich eine Musterkarte von Gegensätzen und Stammeseigenheiten dar, so bunt als irgend ein Land Europas. Von den Alpenspitzen bis zum sizilianischen Kap Passaro zählt man mehr als siebzig verschiedene, zum Theil sehr von einander abweichende Mundarten. Auch hat das Volk auf der langgestreckten Halbinsel — eine Folge ihrer geographischen Konfiguration, also einer unabänderlichen, natürlichen Thatsache — das Gefühl der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit nie recht lebendig empfunden; es ist ihm dasselbe auch heute noch zum grossen Theile Abstraktion, während seit dem frühesten Mittelalter aus dem nämlichen geographischen Grunde der Lokalgeist übermächtig war. Für diese Erscheinung wäre es unbillig, das italienische Volk verantwortlich zu machen, denn es gehorcht hiermit nur einem ausser seiner Willkür stehenden natürlichen Drucke, dem es sich zu entziehen nicht vermag. So ragt überall die Allgewalt der Natur in das Menschen- und Völkerleben hinein.

Ein weiteres trübes Licht werfen die Justizverhältnisse auf die Entwicklung Italiens. In den Gefängnissen befinden sich über 80,000 Personen in Untersuchungshaft. Es gibt Gefangene, welche sich durch acht, zehn, ja zwölf Monate in Untersuchungshaft befinden wegen — Herumvagirens, darunter eine Menge von Kindern, die eingesperrt sind, weil sie beim Vagabundiren betroffen wurden oder sich nicht ausweisen konnten, wo sie Unterkunft geniessen. Die statistische Uebersicht der in Italien durchschnittlich im Jahre verübten Verbrechen bietet freilich wenig Erfreuliches. Wir zählen jährlich an 3000 Mordthaten, an 30,000 schwere Verletzungen, an 4000 Raubanfälle, an 5000 Einbrüche und Diebstähle. Das heisse Blut des Italieners entschuldigt allerdings in Etwas die zahlreichen Mordthaten und die überaus zahlreichen schweren Verletzungen. Die Justiz wird in ihrem Gange viel-

fach durch die *Camorra* die geheime Verbindung von Verbrechern, behindert. Was für Sizilien die *Maffia* ist, das ist für das übrige Italien die *Camorra*. Man kann annehmen, dass über 200,000 Personen der *Camorra* angehören, die nebenbemerkt ihre eigene Sprache hat.

Zu besonderem Nachdenken fordern die Zustände auf Sizilien heraus, wo das Räuberunwesen unter dem Schutze der Maffia üppig ins Korn schoss. An dieser betheiligt sich die ganze bäuerliche Bevölkerung im Inneren der Insel; in tiefer Armuth nur aus der Hand in den Mund lebend, ohne eigenen Besitz, als kleine Pächter oder Arbeiter der reichen Barone, die in den grössern Städten den Ertrag ihrer Güter verfaulenzen, fristen die Bauern in traurigster Unwissenheit und Rohheit ihr Leben. Von der Aenderung, die seit 24 Jahren eingetreten, haben sie nur insofern etwas verspürt, als die Steuern erhöht sind und Jeder Soldat werden muss. Darüber hört man in Sizilien und im Neapolitanischen überall die untern Schichten klagen. Wie unter den Bourbonen ist ihnen jeder Beamte, jeder Gendarm oder Soldat ein Fremder, ein natürlicher Feind, gegen den man sich nur durch festes Zusammenhalten, List und passiven Widerstand, allenfalls auch durch Ueberfall aus dem Hinterhalt, schützen kann. Nie wird eine der massenhaft jetzt über die ganze Insel vertheilten Militär- und Gendarmerieabtheilungen von einem Landbewohner Unterstützung oder Auskunft bei Verfolgung der Räuber erhalten, im Gegentheil, er wird sie, wenn möglich, irre führen. Das Gesetz und seine Vollstrecker hasst und fürchtet er; hat er ja vielleicht erst beim Herannahen der Patrouille den Karabiner aus der Hand gelegt und zur Hacke gegriffen! Es darf unter solchen Umständen nicht wundern, wenn es einem gewöhnlichen Mörder gelingt, sich viele Jahre dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, und bei den Helfern und Freunden, die er überall findet, ist es fast eine Ausnahme oder ein Zufall, wenn einer gefangen wird. Fast bei jedem Morde, der begangen wird, und sie sind nicht gerade selten, heisst es: „Der Mörder ist entflohen und ist *latitante* (hält sich verborgen)“, wie der gewöhnliche Kunstausdruck heisst. Selbst in der Stadt findet die Polizei höchst selten Unterstützung von den Einwohnern. So darf man es geradezu als ein Unglück für Italien bezeichnen, dass sich seine Einheit in der Weise gebildet hat, wie sie sich gebildet, da Sizilien namentlich aus den Händen des Despotismus ohne Uebergang in die Freiheit und den Konstitutionalismus mit gleichen Füssen hineingesprungen ist. Es ist dies in der That ein Danaer-Geschenk gewesen. Wenn aber hinzugesetzt wird: „Die Freiheit ist ein so kostbares Gut, dass sie sich in den Händen dessen, der nicht für seinen Besitz vorbereitet und erzogen ist, in einen Fluch umwandelt“, so ist dies gelinde gesagt, eine Naivität, welche die „Kostbarkeit“ dieses Gutes sehr bedenklich in Frage stellt.

Bei diesem Anlasse ist darauf hinzuweisen, dass, mit Ausnahme Frankreichs, das Räuberunwesen allen Romanen eigenthümlich ist: wir finden das Brigantenthum in Italien, das Guerillawesen in Spanien und Amerika. Es ist geradezu als soziale Erscheinung auf-

zufassen, welche dort die Arbeiterfrage der germanischen Völker und Franzosen vertritt, weniger aber mit den ethnischen als den geographischen Verhältnissen zusammenhängt, denn Räuberwesen trifft man bei den verschiedensten Rassen. Die Arbeitsscheu, in allen südlichen Ländern durch das Klima und die reiche Natur hervorgerufen, führt schnurgerade zum Brigantenthume, welches ausserdem noch die plastische Gestaltung der Gebiete, worin es auftritt, begünstigt. Der Brigant oder Guerrilla bekennt sich zu gar keiner politischen Farbe, und auch zu jeder, je nach seinem Vortheile, den er gewöhnlich in der höheren Bezahlung seiner Dienste oder grösseren Ergiebigkeit seines Raubes erblickt. Daher die Erscheinung, dass, wo noch der Kampf gegen den konservativen Besitz möglich, wie in den amerikanischen Freistaaten, die Guerrillas die liberale Fahne entfalten, umgekehrt in Folge der nämlichen Anschauung die Briganten in Italien im Dienste der früheren gegen die jetzigen Besitzer stehen. In Spanien konnte man je nach den verschiedenen Regierungssystemen eben so viele Guerrillaschattirungen finden, deren gemeinsamer Zweck auf Raub und gelegentlichen Mord hinauslief. Diese nüchterne Auffassung wollen freilich die starren Anhänger eines „Prinzips“ nicht gelten lassen; sie betrachteten z. B. die liberalen Schaaren in Mexiko, nach dem nahezu übereinstimmenden Zeugnisse der nordamerikanischen Presse, ein charakterloses Raubgesindel, als wackere Kämpfer, heldenmüthige Patrioten, biedere Freiheitsmänner, die eher ihr Leben lassen, denn ihre Pflicht! Ward einmal solch ein Bandenführer, nachdem er genugsam gesengt, gebrannt, geraubt und gemordet hatte, erwischt und gar hingerichtet, so wurden Thränen des Bedauerns vergossen um den Edlen, der da starb in treuer Erfüllung seines Berufes. Wer aber, durch keine farbigen Gläser blickend, mit nüchternem Geiste die Geschichte der Menschheit verfolgt und die Dinge bei ihrem rechten Namen nennt, ist ein wahres Ungeheuer, jeder Menschlichkeit bar, wohl auch ein speichelleckerischer Diener des Cäsarismus, dem das Herz im Leibe lacht, wenn solch' ein wackerer Republikaner erschossen wird. Mir ist aber nicht erinnerlich, jemals über die Hinrichtung süditalienischer, königlicher Briganten die „Menschenfreunde“ jammern gehört zu haben, und doch sollte man denken, die Menschlichkeit frage nicht nach dem politischen Bekenntnisse, oder sollte vielleicht doch ein königlicher Räuber minder zu betrauern sein als ein republikanischer? Man antworte selbst. Die Beseitigung des Brigantenthums, welches fest im Volkscharakter eingewurzelt ist und stets neue Elemente zu seiner Rekrutirung heranzieht, ist wohl nur von einer in die tiefsten Schichten dringenden Bildung und von der Herstellung leichter, zahlreicher und unzerstörbarer Kommunikationsmittel, wodurch ihm zuerst der Boden untergraben wird, zu erwarten.

Trotz aller der Mängel, welche dem modernen italienischen Staatswesen anhaften, muss doch die errungene nationale Einheit an sich selbst als ein wesentlicher Kulturgewinn aufgefasst werden. In Italien tritt noch das bedeutsame Moment hinzu, dass die Herstellung dieser Einheit nur auf Kosten der weltlichen Herrschaft des Papstthums

möglich war. Mit dem Einzuge der königlichen Truppen in die alte ehrwürdige Tiberstadt ward zwar nicht das Papstthum vernichtet, vielmehr war Italien beflissen den Träger der Tiara mit den nöthigen Garantien zu seiner eigenen Freiheit und zu jener der katholischen Kirche zu umgeben, denn der Italiener ist heute noch stolz darauf, das Haupt der katholischen Christenheit in den Mauern Roms thronen zu sehen, aber aus der Reihe der weltlichen Mächte musste das Papstthum für immer verschwinden. So bildet denn in kultureller Hinsicht der Fall Roms und dessen Erhebung zur Hauptstadt des Königreiches Italien ein weit wichtigeres Ereigniss, als es die fast gleichzeitig vollbrachte Niederwerfung des französischen Kaiserreiches durch die Deutschen gewesen. Niemand hat die Tragweite dieser Handlung schöner und klarer dargelegt, als Dr. Rudolf Kleinpaul, dem ich in Anbetracht dessen im Nachstehenden das Wort überlasse.

„Der Verlust von ein paar hundert Quadratmeilen und einer eigentlichen Residenz scheint zunächst durchaus nicht derart, dass ein Papst sich darum grämen sollte. Wenn neben einer allumfassenden Hierarchie dennoch eine staatliche Gliederung der weltlichen Reiche nebenherging und der Papst als Souverain eine von dem römischen Bischof gewissermassen unabhängige Person darstellt, so ist nicht abzusehen, warum er, ungefähr wie ein deutscher Kaiser, der seine Hausgüter verloren hätte, durch die Nothwendigkeit der geschichtlichen Entwicklung auf seine eigentliche Idee, das Oberhaupt der Kirche, zurückgeführt, diese Idee nicht ruhig und mit derselben Autorität wie früher fortvertreten könnte; ja warum nicht im Gegentheil mit einer grösseren; denn wenn er einmal nicht die ganze christliche Welt, sondern nur ein Ländchen regierte, so machte er gewissermassen einen Unterschied zwischen seinen Eigenthümern: es gab solche, die ihm wirklich angehörten, und die waren nicht der Rede werth; und solche, die ihm nur der Idee nach angehörten, und das war der ganze Rest; Idee und Wirklichkeit erschienen demnach unvortheilhaft getrennt. Sobald er dagegen auf ein Minimum verzichtet, kann er wieder Anspruch auf das Ganze machen, eine andere Windrose auf dem Petersplatze zeichnen und von Neuem behaupten, er sei der eigentliche Besitzer aller Länder der Erde, Kaiser und Könige hätten ihre Würden nur von ihm, ohne fürchten zu müssen, sofort durch eine Vergleichung Lügen gestraft und als ein armseliges italienisches Potentätchen schmählich entlarvt zu werden. In diesem Sinne wäre es überhaupt ein Fehler gewesen, jemals eine Schenkung, sei es nun von Konstantin dem Grossen oder Pipin dem Kleinen anzunehmen; ein viel grösserer, dann mehr auf eine kleinliche Mehrung dieses Geschenks als auf ein Uebergewicht des päpstlichen Ansehens im Grossen bedacht zu sein.

Solcher Betrachtung steht meines Erachtens weiter nichts entgegen als die ausserordentliche Beschaffenheit des kleinen Reichs und der römischen Residenz im besondersten, die nicht eine Stadt wie andere Städte und deren Name *τὸ μέγα τῆς Ῥώμης ὄνομα,* wie Plutarch seine Lebensbeschreibungen beginnt, in Wahrheit eine Welt werth war. Wer ermisst den vielfältigen Zauber, der seit alten Zeiten und bei den

Völkern aller Zungen an Rom und Latium gehangen! Aber der vornehmste war doch der, dass sie den Erdkreis im Keime in sich zu tragen schienen, wie dies schon durch den Gleichklang *urbis* und *orbis* im päpstlichen Segen und in lateinischen Gedichten angedeutet wird: *urbem,* sagt Rutilius Numatianus zum Kaiser Augustus,

urbem fecisti quod prius orbis erat. (de reditu 66.)

So war denn Rom den Päpsten weniger ein Besitzthum als vielmehr ein wunderbares, einziges Symbol des Besitzes; weniger eine Macht als ein Unterpfand der Allmacht; weniger der Thron eines Königs als die ewige und unvergängliche Anwartschaft auf alle Throne dieser Welt. Und diese alte Königin der Welt war jetzt die heilige Stadt, ein neues Jerusalem, und wie die Kuppel von Sankt Peter ein Emblem des Himmels, des christlichen Reiches Ebenbild. Auf den Trümmern der Weltherrschaft hatte sich das Haus Gottes auferbaut. Hier an den Grüften der vornehmsten Apostel, hier an den Haupttempeln der christlichen Gemeinde, hier wo tausend fromme Stätten sich zu einem geweihten Platz zusammendrängten, hier waltete ein erhabener dreifach gekrönter Greis, umgeben von einem Hofstaat göttlicher Personen und feierte die hohen Feste unserer Religion mit einer überwältigenden und ewig unerreichbaren Majestät. Wer hat jemals in Rom gelebt und nicht ein Gefühl gehabt, als ob hier allein das christliche Jahr ablaufe und in aller Welt ein Heiliger und ein Schutzpatron, hier aber allein das ganze Chor derselben angebetet werde. Selbst jetzt noch, wo die grossartigen Kirchenzeremonien in Folge der Zeitumstände verkürzt oder gänzlich abgeschnitten worden sind, selbst jetzt noch kann man sich dieser Empfindung nicht erwehren; selbst jetzt noch erblickt hier der Gläubige „den wahren Himmel und die wahre Erde“......

Eben aus dieser Eigenthümlichkeit geht, so dünkt mir, hervor, dass durch solche Okkupation dem Papstthume in der That eine Art von Todesstoss versetzt wird, weil der letzte Nimbus verfliegt, der es bei schon veränderten Zeitverhältnissen in der Meinung der Völker immer noch umgab. Viktor Emanuel raubte Pius IX. nicht nur ein Stückchen Land wie schon vorher die Romagna; nein, gleich dem verwegenen Heliodor griff er ihm nach der Krone; und wenn dieser nicht wie in dem berühmten Zimmer dieses Namens durch einen himmlischen Reiter vertrieben wird, sondern sich häuslich einrichtet und verbleibt, sich als Erben der aufgehäuften Schätze, als Herrn der Strassen, der Paläste, der Klöster der Gottesstadt erklärt, so thut als ob es gar keine Priester mehr gäbe und zehnfach exkommunizirt fröhlich isst und trinkt, ja dann begreift wohl am Ende jedermann, dass jene Krone nur ein eitler Schmuck und sammt den heiligen Schlüsseln ein grosser Betrug gewesen. Rom erscheint der enttäuschten Menschheit endlich als ein Name, als ein Symbol, das zwar Jahrhunderte lang dem Inhaber eine übermenschliche Glorie verliehen, aber in der Nähe betrachtet, doch nichts mehr als ein Symbol war;

kurz mit ihm zerstiebt die mächtigste Stütze der Hierarchie, der Schein.

So kann es denn keinem Zweifel unterliegen, dass der Papst durch das Feuer der piemontesischen Scharfschützen wie ein Visionär aus einem Traum geweckt, und Rom selbst zwar wie man sich ausdrückt, befreit, aber auch von einer Einbildung befreit und so zu sagen entzaubert worden ist. Ruhm und Sieg der Wahrheit, die sich mit eherner Stirne Bahne bricht und das Falsche und Ueberlebte niederwirft! Und doch der Traum war gross, und sein Ende fast einer Thräne der Edlen werth. Rom so lange und in so vielfacher Weise die Königin der Welt, ist endlich eine Stadt geworden wie Turin, Turin, das so gross sein soll wie der Vatikan allein; eine Residenz, wie andere Residenzen, es gibt ihrer so viele, dass sie gar keinen Eindruck mehr machen, man braucht nur ein wenig in der Welt herumzukommen; von seinen Plätzen werden die Provinzen des Königreichs Sardinien gemessen. Einst begrüsste man in Rom Cäsaren und zurückkehrende Triumphatoren, jetzt schreibt man *Si*, das Ja des Plebiscits, und *Verdi (viva Emanuele re d'Italia)* an die Paläste der päpstlich gesinnten Grossen. So vergänglich ist Grösse selbst da, wo sie in der Luft zu liegen schien; so kurz die Ewigkeit selbst der ewigen Stadt. Aber der philosophische Betrachter der Geschichte schweigt; es kommt ihm vor, als sähe er die Erbin des adeligen Namens in der Stadt allmählig um alle ihre Güter kommen; aber von der Meinung getragen, behauptet sie noch lange ihren Rang in der Gesellschaft; endlich indessen, dieses Missverhältnisses müde, entschliesst sie sich, einem hoffnungsvollen Bürgerssohn ihre Hand zu reichen; ihr Name erlischt und neuen Generationen bleibt es überlassen, durch ihr Verdienst die junge Familie wiederum zu adeln.

Goethe erzählt in seiner italienischen Reise, es sei ihm bei einem flüchtigen Umgange durch Rom, bereits am Ende seines dortigen Aufenthalts, das Gefühl, der Begriff, die Anschauung dessen geworden, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des klassischen Bodens nennen dürfte. Er nenne dies die sinnlich-geistige Ueberzeugung, dass hier das Grosse gewesen sei, sei und sein werde.

So hat Vincenzo *Gioberti* seinem Vaterlande den natürlichen Primat vor allen Ländern Europas, ja der Erde, und in diesem Lande wiederum Rom den natürlichen Primat vor allen andern italienischen Städten mit einer Kühnheit zugesprochen, die den unbefangenen Leser einigermassen in Erstaunen setzen muss. Den natürlichen Primat, d. h. einen der nicht erst geschaffen werden, sondern der nur anerkannt und ausgeübt werden muss. Denn hier ist des Universums Spiegel und Inbegriff; hier der Typus der Menschheit und der Sprache.

Ob das Grosse dergestalt an diesen Boden gefesselt ist und der universale Primat desselben auch unter so verschiedenen Verhältnissen zur Geltung kommen werde, steht dahin; die Geschichte wird es den Geschlechtern, welche nach uns kommen, zeigen. Nur eines ist gewiss, dass das Grosse zum zweitenmal vergangen und eine neue Gestalt dieses Primats zu Schanden geworden ist; der Römer gewohnt, auf Ruinen

zu wandeln, tritt abermals eine zerstörte Welt mit seinen Füssen. Ist es zu verwundern, dass er, ein Mitgenosse der grossen Rathschlüsse des Schicksals, würdevoll und mit einem gewissen feierlichen Ernste auftritt? Und dass er von den Kaiserpalästen bis zum Vatikan einen lehrreichen Weg zurückzulegen glaubt?"[1])

Das Deutsche Reich.

Ein harmonisches Bild gewährt die nationale Entwicklung Deutschlands. Des Gegensatzes zwischen Moral und Politik konnten die Deutschen lange nicht Meister werden, doch hatten sie ein bequemes Mittel, um die eigene Gewissensruhe zu wahren. „Draussen in der Welt war freilich Vieles schlecht und bei den Regierungen der grossen Staaten von Tugend keine Spur zu finden. Das „perfide Albion", die „leichtfertigen und lügnerischen Franzosen", die „verrätherischen Italiener", das waren die landläufigen Ausdrücke, um ein gesundes Urtheil über die fremden Nationen fertig zu bringen. Daheim im eigenen Hause musste man allerdings viel entbehren, man musste mässig, fast bescheiden leben, der Freiheit wollten die Schwingen nicht wachsen und politische Grösse war ein Ideal, dessen Verwirklichung nicht erhofft werden durfte; aber mitten in der nationalen Dürftigkeit tröstete man sich mit Tugenden, durch die man alle anderen Völker überragte, deutsche Treue, deutsche Biederkeit und Ehrlichkeit waren Worte von gutem Klang. Namentlich die norddeutsche Moralität war so wenig anzuzweifeln, wie die norddeutsche Thalerwährung. Nicht umsonst hat der kategorische Imperativ zu Königsberg das Licht der Welt erblickt; das Volk war danach angethan, um ein so strenges Sittengesetz zu schaffen. Mit Grauen las das deutsche Volk in frommen Geschichtsbüchern, wie die Gewalt sich erzeugt und sich erhalten, welcher Handlungen die politischen Leidenschaften fähig seien, und mit Entrüstung wandte sich das deutsche Volk von den Helden ab, welche der Befriedigung ihres Ehrgeizes Alles zum Opfer brachten, auch die Gerechtigkeit". Mittlerweile ward aber Deutschland verachtet, geschmäht, und mit Demüthigungen aller Art überhäuft. Die Deutschen waren die unpolitische Nation *par excellence*; jeder Halbbarbar glaubte sich den Deutschen überlegen. Aber die Völker waren nicht unbeeinflusst geblieben von den Ideen der grossen Revolution betreffs des Verhältnisses von Fürst und Volk, wie dem die fürstlichen Mitglieder des Aachener Kongresses hinreichend deutlichen Ausdruck gaben. Unter der deutschen Schlafhaube steckte eben deutsches Gehirn und das verläugnete sich nicht auch im kleinstaatlichen Philister, der an und für sich mit den Verhältnissen nach dem Wiener Kongresse nur vollauf zufrieden sein konnte. Ja, unter der Schlafhaube entwickelten sich Gedanken und Ideen, wie sie trotz aller Kleinstaaterei prägnant und überraschend scharf in der achtundvierziger Bewegung an den Tag traten. Schnell und sicher fand sich das Volk in Deutschland überall in die neue Lage der Dinge, gleichmässig wusste es dem Ausdruck zu

---

1) *Ausland* 1875. S. 267—269.

geben, was es wünschte, wollte, forderte! Wie Feuerwerkskörper mit dem elektrischen Funken in einem und demselben Momente entzündet wurden, meldete sich das deutsche Volk um seine sogenannten Rechte — Pressfreiheit, Versammlungsrecht, Petitionsrecht, Schwurgericht, alle die modernen Postulate wurden gleichzeitig aufs Programm gesetzt, ohne Anleitung oder gedruckte Formulare. In der Neuzeit endlich hat der Deutsche der Welt gezeigt, dass er sich auch auf die politischen Künste versteht, wenn er sonst nur will, und jetzt ist das „Uebergewicht Deutschlands“ schon halb und halb zur gewohnten politischen Phrase geworden. Bismarck ist der Rächer der deutschen Ehre geworden; die Welt weiss nun, was Deutschland bedeutet. Mit jener Italiens hat die nationale Entwicklung Deutschlands das gemein, dass die Einheitsbestrebungen in einem Staatsmanne sich personifizirten, den man, wie immer, als den vollendeten Ausdruck seines Volkes oder seiner Zeit betrachten muss. Ein Gleiches war mit Richelieu, Pombal, Kaunitz, Palmerston und selbst Metternich, im höchsten Grade bei Napoleon III. der Fall. Die grossen Männer tauchen stets in den nothwendigen Momenten empor und dünken uns um so grösser als sie die Strömung der Zeit richtiger erfassen und dergestalt gewissermassen selbständig herbeizuführen scheinen, was eigentlich kommen muss. Dem Kulturforscher entgeht nicht, wie alle Zustände niemals von einem Einzelnen willkürlich geschaffen werden, sondern dieser Einzelne eben das Kind früherer Zustände ist, welche die späteren bedingen. Auch das ist eine verwandte Erscheinung, dass in Italien und Deutschland die Führerschaft in dem Kampfe um die Nationaleinheit dem Norden zufiel, den das Schlachtenglück begünstigte in Deutschland, Italien und in Nordamerika, wie dereinst in Frankreich und Spanien. Fast überall erlag der kultur- und phantasiereichere Süden dem kräftigeren praktischeren Norden. Wie alle Hauptvölker Europas besteht auch Deutschland aus zwar verschiedenen aber blutsverwandten Elementen, die erst in der Glühhitze des Kampfes zu einem grossen ethnischen Ganzen verschmolzen. Man achte wohl, dass Verschiedenheit keinen Gegensatz zur Homogenität bildet. Nur wo letztere vorhanden, haben nationale Strebungen Aussicht auf Erfolg. Die Errichtung des Deutschen Reiches stiess zwar, weil Uebereinstimmung aller Mitglieder eines Volkes an sich unmöglich, anfangs auf theilweisen Widerstand, der indess schon ahnen liess, was da kommen werde; seit der Ueberwindung Oesterreichs und des Südens wusste jeder Beobachter genau, wohin das Ziel des deutschen Volkes mit der Nothwendigkeit und Gewalt eines Naturereignisses führen müsse. Ebenso genau war man in ganz Europa von der unvermeidlichen Nothwendigkeit eines feindlichen Zusammenstosses zwischen dem deutschen und französischen Volke überzeugt. Weder die Gründung des Deutschen Reiches noch der grosse Krieg 1870—71 sind durch die Willkür irgend eines Einzelnen entstanden. Niemand war mächtig genug, in diesen gewaltigen Kulturprozess gebietend einzugreifen. Was über die angebliche Schuld, das muthwillige, frevelhafte „vom Zaune brechen“ eines blutigen Krieges durch Frankreich oder seinen Herrscher diesseits des Rheines gesalbadert

wurde, hat in den Augen des Kulturforschers eben so wenig Bestand, als die jenseitigen Klagen über erlittenes Unrecht. Ganz Frankreich, d. h. der gebildete, ausschlaggebende Theil der Nation wollte den Krieg, wie das ganze deutsche Volk wusste, dass es nur um den Preis dieses Kampfes seine Einheit erringen könne, und ihn mit allen Kräften aufzunehmen und durchzuführen entschlossen war, ihn also im Grunde ebenfalls wollte [1]). Die gegentheiligen Ansichten bildeten hüben und drüben eine verschwindende Minorität, und es ist kulturhistorisch durchaus unzulässig, sich gegenseitig die „Schuld" zuzuschieben für das, was Keiner hindern konnte. Das Deutsche Reich unter Preussens Führung erstand, nicht als der Sieg irgend eines „sittlichen" Prinzips der „Wiedervergeltung", sondern als die Verkörperung des Rechts des Stärkeren. Die Präponderanz Frankreichs gründete sich darauf, dass es an Stärke den Anderen überlegen war und musste naturnothwendig so lange währen, bis ein Anderer sich als mächtiger bekundete. Die Präponderanz geht demnach gesetzmässig auf den jeweilig Mächtigsten über; der Schwerpunkt wandert von dem Schwächeren zum Stärkeren. Das Deutsche Reich besteht, wie früher Frankreich, dank seiner eigenen Kraft, und wird mathematisch genau so lange und nicht länger bestehen, bis abermals ein Stärkerer als solcher sich ausweist, worüber wiederum nur Krieg entscheidet. Machiavellis Politik mit dem uralten Gesetze: Gewalt geht vor Recht, erhält auch in der Gegenwart die glänzendste Bestätigung.

Ich weiss wohl, dass der deutsche Idealismus seit 1871 beflissen ist, den dürren Thatsachen ein sittliches Mäntelchen umzuhängen, wie um hinterher den errungenen Triumph wenigstens in den eigenen Augen zu rechtfertigen und als ob man sich seiner Kraft zu schämen hätte. In solchen Kreisen werden obige Sätze vielfachen Anstoss erregen. Immerhin. Vom Standpunkte der natürlichen Entwicklung ist der Versuch, die Ereignisse mit den Anforderungen einer subjektiven Sittlichkeit in Einklang zu bringen, eben so unmöglich als überflüssig.

So sicher es nun ist, dass derjenige keine Sympathien für Deutsch-

---

1) Dass die hohenzollersche Kandidatur in Spanien, welche die Veranlassung zu dem Kriege gab, deutscherseits schon vor langer Zeit geplant und vorbereitet war, ist eine unläugbare Thatsache; der Stuttgarter *Beobachter*, dessen Leser ich damals war, brachte nämlich in der Nr. 275 vom 25. November 1868, also anderthalb Jahre vor dem offiziellen Auftauchen der Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern, die Ankündigung derselben mit folgendem wörtlichen und prophetischen Beisatze: „Prinz Leopolds Kandidatur existirt und sie wird von heute an — Sie werden sich dessen erinnern — immer grösseren und grösseren Schatten werfen bis das Ereigniss in offizieller Grösse vor dem Gesicht aller Welt dastehen wird — wenn es Frankreich nicht gelingen sollte, den Schatten zu verkleinern. Sie hat bereits, wie man hier erzählt, nicht geringen Schrecken in den Tuilerien hervorgerufen, die aus dem Dunkel der spanischen Kandidaturen plötzlich heraustretende Gestalt des preussischen Prinzen als spanischer König kostümirt, denn diese Kandidatur ist ebenso ernst, als die einmal früher genannte des Prinzen Friedrich Karl Spass war."

land besitzt, welcher die früheren Zustände zurückwünschen würde, so sehr auch in Deutschland die durch das neue Deutsche Reich erzielte nationale Einheit an sich ein Kulturfortschritt ist, so gewiss hat jedoch die seitherige Entwicklung Bahnen eingeschlagen, welche die Wahrheitsliebe nicht zu verschweigen gebietet. Dass die politische Freiheit nur geringe Fortschritte aufweisen werde, konnte wohl jeder Denkende voraussehen, denn die freitheitlichen Institutionen nehmen ab in dem Maasse als die zu regierende Volksmenge wächst. Nur kleine Nationen, etwa die Schweizer Kantone, sind in der glücklichen Lage, die Freiheit praktisch zu üben. Die politische Macht nach Aussen will aber stets durch einen Verzicht an politischer Freiheit im Innern erkauft sein. Bedenklicher sind die Wunden, welche eine unkluge Wirthschaftspolitik dem deutschen Volke geschlagen. Der Wunsch, den Erbfeind für alle Zukunft unschädlich zu machen, diktirte die verhängnissvolle Fünfmilliarden-Forderung, welche von Frankreich zum Staunen der Welt eben so rasch bezahlt als ökonomisch überwunden wurde, während sie in Deutschland und Oesterreich zu jener maasslosen Ueberspekulation Anlass gab, welche alle Schichten des Volkes ergriff und endlich zu dem sogenannten „Krach“ führte, dem eine lange anhaltende wirthschaftliche Krise folgte. Anstatt eines wirthschaftlichen Aufschwunges zehrte eine wirthschaftliche Niederlage am Marke der Nation. Klar und scharf trat diese zu Tage bei der 1876 zu Philadelphia eröffneten Weltausstellung.

„Je weiter sich unser neues Staatswesen entwickelt, sagt F. Pecht, um so mehr zeigt sich, dass die Musen und Grazien wahrlich nicht an seiner Wiege gestanden haben, sondern der Mars, unter dessen Zeichen es geboren ward, dasselbe auch jetzt noch regiert. . . . . . Denn sind uns die Schönheit und ihre Mutter, die Kunst, theoretisch sehr wichtig, wenn man uns hört, so verhält es sich in der Praxis doch regelmässig ganz anders; da sind und bleiben wir Barbaren, wenn auch sehr gelehrte. In Wahrheit ist das Schöne uns immer das Letzte, der Bettler in Staat und Kirche wie in der „Gesellschaft“ dem immer nur die Brocken vom Tisch zufallen, wenn alle anderen sich längst satt gegessen haben, der immer halb aus Erbarmen zugelassen wird, vor dem das Nützliche immer den Vortritt hat in unserer Denkungsart. Das liegt uns so im Blute, dass es bei den gebildetsten Menschen gelegentlich wieder einmal unversehens herauskommt. Ja, diese Anschauung ist in der höheren Klasse bei weitem weniger eingewurzelt als gerade in den sogenannten gelehrten Ständen, den mittleren Schichten der Nation. Von ihnen haben auch heute noch die Wenigsten begriffen, dass das Schöne das Nützlichste von allem ist; dass, wenn man einer Sache unwiderstehlichen Reiz verleihen, ihr alle Herzen und Börsen öffnen, jede Phantasie bezaubern, Alt und Jung durch sie anziehen will, man sie nur schön zu machen braucht. Aber unsere ganze Bildung wie unser Naturell sind noch heute so geartet, dass uns, obwohl wir dem Schönheitszauber so gut unterliegen wie andere, dies doch eine Schwäche, der Besitz dieses Magnets doch eine Art von leichter Makel scheint; dass wir dem Schönen wohl privatim, aber

niemals offiziell, Opfer zu bringen wagen, ohne das Bedürfniss zu fühlen, uns darüber zu entschuldigen. Desshalb werden uns auch trotz unserer Siege die Franzosen noch lange als leitende Nation Europas vorausgehen, haben uns sogar die Italiener bereits überholt, weil der Stand eines Künstlers, als des Trägers des Ideals, dort ebenso ein Empfehlungsbrief in der Gesellschaft ist, wie bei uns heute noch trotz aller Redensarten das Gegentheil, wenn sich nicht bereits ein berühmter Name daran knüpft. Wir ernten denn auch in allen Ecken und Enden die Früchte dieser Denkungsart, die Deutsche unter anderen Nationen regelmässig an ihrem eckigen styllosen Aussehen erkennen lässt und sich in der rohen Ausdrucksweise selbst gebildeter Menschen und in unseren unschönen Umgangsformen genau so ausspricht, wie in dem Darniederliegen vieler der wichtigsten Zweige unserer Produktion".

Wohl war es ein gutes Zeichen, dass sofort nach den Triumphen des letzten Krieges patriotische Stimmen laut wurden, welche vor dem Wahne warnten, als ob die Deutschen dem im Waffengange besiegten Frankreich nun in allen Stücken überlegen wären. So rasch vollziehen sich geschichtliche Wandlungen nicht, dass ein weltgebietendes Volk auf ein Mal aus allen seinen Stellungen verdrängt, ein zwei Jahrhunderte lang zur Dienstbarkeit verurtheiltes Volk auf einmal zum herrschenden erhoben werden könnte. „Was wir von Frankreich lernen können," lautete das Thema eines Vortrags, den Heinrich v. Sybel vor etlichen Jahren hielt[1]. Und die Antwort war: unendlich viel, unmittelbar und mittelbar; die Deutschen könnten das tüchtigste Volk der Erde werden, wenn sie im menschlichen Verkehr, in Ackerbau und Industrie, in Wissenschaft und Kunst von den starken Seiten der Franzosen lernen, und zugleich der Versuchung widerstehen, in Politik und Religion in ihre Schwächen und Fehler zu verfallen. Am bereitwilligsten allenfalls wird die Richtigkeit dieses Urtheils auf dem Gebiete der Industrie eingestanden, seit die verschiedenen Weltausstellungen den Beweis geliefert haben, dass Frankreich nicht nur in Prunk- und Luxuswaaren, sondern auch in der Massenindustrie wohlfeiler und solider Hauswaaren den ersten Rang einnimmt. Und auch die Erkenntniss davon macht Fortschritte, dass es hohe Zeit ist, dem Rufe reeller Solidität und Verlässlichkeit, den der französische Arbeiter geniesst, deutscherseits nachzustreben, wiewohl jenes Ehrgefühl. welches in Frankreich bis in die untersten Schichten des Bürgerstandes reicht, in Deutschland kaum in der ersten Entwicklung ist. Um so sicherer dagegen pflegen die Deutschen sich zu fühlen, wenn die wissenschaftlichen Zustände in Frankreich und Deutschland zur Vergleichung kommen, und doch wie viel Selbsttäuschung und Eigenliebe läuft auch hier mit unter! Wie die gewerbliche Ueberlegenheit der Franzosen darin ihren Grund hat, dass

---

1) Auch Karl Hillebrand hat gleich nach den deutschen Siegen über Frankreich seinen Landsleuten eine Schilderung der französischen Kulturzustände geboten, um den Wahn von ihnen fern zu halten, als hätten sie nichts mehr von den Franzosen zu lernen.

sie etwa hundert Jahre früher aufgestanden sind als die Deutschen, so erfreute sich auch das Wiederaufleben der Wissenschaften in Frankreich um Vieles früher derjenigen systematischen Pflege, ohne welche so manche Bemühungen der Einzelnen wie Bäche im Sande verrinnen. Die Franzosen sind eben ein älteres Kulturvolk. Man kann verschiedener Ansicht darüber sein, ob das Eingreifen der französischen Regierungen in den Gang der wissenschaftlichen Bewegung von Franz I. an bis herab auf Napoleon I., Guizot und Persigny durchaus wohlthätig war. Aber darum wird Niemand behaupten wollen, es sei wünschenswerth, dass diejenigen, welche ein Volk politisch und sozial leiten, von seinen geistigen Aufgaben möglichst wenig Notiz nehmen, den Kreisen seiner Dichter, Künstler und Gelehrten möglichst ferne stehen. Das Erstarken der französischen Literatur zu einer Weltliteratur ist die Kehrseite der nationalen und politischen Entwicklung Frankreichs durch ein starkes Königthum. Noch heute, nachdem seit bald hundert Jahren ein greller Wechsel entgegengesetzter Systeme den Volkskörper fast unaufhörlich geschüttelt und die Kraft des Staatslebens gebrochen hat, zehrt der Franzose von dem ererbten Bewusstsein, dass, wenn er als Gelehrter oder Künstler irgendwie Bedeutendes leiste, die Nation ihm zur Seite stehe, ihn mit ihrer wärmsten und thätigsten Sympathie unterstütze. Auch Deutschland wird, wenn die begonnene nationale Aufrichtung ungestört von Aussen und unbeirrt durch die centrifugalen Elemente im Innern sich vollzieht, dieses höchsten Lohns und kräftigen Sporns wissenschaftlicher Thätigkeit froh werden und die staatlichen Bewilligungen des Reichs für die *Monumenta Germaniae* und das Germanische Nationalmuseum, die grossartige Betheiligung an astronomischen Expeditionen, das erfolgreiche Vorangehen bei den Ausgrabungen in Olympia berechtigen zu den schönsten Hoffnungen; nur sollen die Deutschen nicht vergessen, dass sie mit alledem erst Anfänger gegenüber den Franzosen sind. Einstweilen herrscht leider in Deutschland gerade auf wissenschaftlichem Felde ein bedauerlicher Chauvinismus, eine Ueberhebung, welche geringschätzig auf die Leistungen anderer Völker und speziell der romanischen herabsieht.

Ein nicht minder bemerkenswerthes Phänomen ist die in Deutschland einreissende Verwilderung in den sozialen Verhältnissen. Die Gesetzesübertretungen sind in neuerer Zeit zahlreicher als früher, die Achtung vor den Gesetzen ist erheblich geschwunden[1]). Angriffe auf Menschenleben, scheussliche Lustmorde sind keine vereinzelte Erscheinung. Gegenüber dieser Sittenverwilderung ist das heutige Strafrechtssystem völlig machtlos und schliesslich wird kaum anderes übrig bleiben, als zur Prügelstrafe zurückzugreifen, wie man in England gethan. Die der jetzigen Zeitströmung angehörende Humanität am unrechten Orte hat erfahrungsmässig dazu beigetragen, jugendlichen Uebermuth, falsches Freiheitsgefühl, gefährliche Frühreife, Geringschätzung

1) Konstatirt durch Fürst Bismarck in der Deutschen Reichstags-Sitzung vom 21. November 1874.

aller gesetzlichen Ordnung zu erwecken und zu befördern. Da gegenwärtig die Zeitungen uns mit Nachrichten aus allen Ecken und Enden der Welt von dem wachsenden Einflusse der Deutschen versorgen, so ist es nicht uninteressant, zu erfahren, dass der Mexikaner z. B. jeder anderen Nationalität die Franzosen vorzieht. Während wir uns in unseren Tagesblättern bei jeder passenden Gelegenheit das Märchen aufbinden lassen müssen, dass Frankreich und die Franzosen in Mexiko geradezu verhasst seien, versichert uns ein moderner Beobachter [1]), dass die alte, zwischen den beiden Völkern bestehende Neigung durch den letzten Krieg keineswegs zerstört, je kaum überhaupt erschüttert worden sei. Von den Deutschen weiss er von einer ähnlichen Beliebtheit nichts zu erzählen; sie monopolisiren zwar nicht den ganzen Handel der Kapitale, stellen aber jedenfalls das grösste Kontingent zu den bedeutenden Handelsfirmen. Sie nehmen dort wie überall geachtete Posten ein; über ihre Beliebtheit aber wird geschwiegen, und es bewahrheitet sich an jedem Einzelnen und an allen deutschen Kolonien im Auslande, was treffend Graf Moltke vom Deutschen Reiche sagte: es sei überall geachtet, aber nirgends beliebt.

Das moderne Frankreich.

Von allen Nationen haben unbestritten bisher die Franzosen am meisten für die Kultur der Welt geliefert. Was die Franzosen auszeichnet, ihre kriegerische Thatkraft, welche die jüngsten Ereignisse nur verdunkelt haben, ihre Sucht nach Ruhm und sonstigen anscheinend eitlen Dingen, sind Erbstücke jener keltischen und gallischen Stämme, die zum Theile in den nordwestlichen Provinzen noch erhalten, in den übrigen Gebieten Frankreichs die romanische Gesittung sich aufpfropfen liessen; auch an germanischer Blutmischung, vorwiegend im Osten, fehlt es nicht, so dass der Franzose unserer Tage recht eigentlich das Produkt einer vielfachen Rassenmengung ist, deren Stempel er in seinen hervorstechend glänzenden Eigenschaften neben nicht minder grossen Fehlern an sich trägt. Eine dieser Eigenschaften, die Energie und die damit verbundene rastlose Thätigkeit, stellt das französische Volk hoch über die übrigen indolenteren Romanen; Thätigkeit ist für dieses das *sine qua non* der Existenz, wie sich auch in der Geschichte Frankreichs bis in die neueste Zeit ausspricht; das Glück zu den Nationen zu zählen, von denen man nicht spricht und die desshalb glücklich gepriesen werden, strebt kein Franzose an; Handeln, sowohl im Einzelnen wie als Staatskörper, Schaffen am Webstuhle der Zeit, ist für Frankreich unabweisliches Bedürfniss; daher das, übrigens lange thatsächliche „Einherschreiten an der Spitze der Civilisation“. Dies sind nationale Eigenschaften, welche eine verbreitetere Bildung, eine gereiftere Anschauung vielleicht einst wird mildern, niemals aber ertödten können.

---

1) Lewis Geiger, *A peep at Mexico*. S. 292—293.

Der Charakter der Völker, von der Natur in sie gelegt, kann zwar im Laufe der Jahrtausende Modifikationen erleiden, im Wesentlichen ändert er sich nicht; in den heutigen Franzosen treffen wir die nämlichen Eigenschaften, welche die römischen Schriftsteller als Volkscharakter der Kelten vor mehr denn zwanzig Jahrhunderten bezeichneten. Führt die ethnologische Wissenschaft aber erst dazu, die Vorurtheile des Idealismus abzustreifen, vielmehr das Ethnische als etwas immanent Gegebenes zu betrachten, so hören die Vorwürfe gegen die Völker auf. Dem Blindgebornen ist der Mangel des Gesichts nicht als Verbrechen, dem Andern das Sehvermögen nicht als Tugend anzurechnen, gleichwohl muss der Blinde sein ganzes Leben die Folgen der Blindheit tragen, während der Sehende der Wirkung des Gesichtes sich erfreut.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist das übliche harte Urtheil über dis moderne Geschichte Frankreichs nicht am Platze. Als leitenden und die innere Kulturentwicklung beherrschenden Faktor erblicken wir bis zur Gegenwart immer wieder das Prinzip der Centralisation.

Nachdem in Frankreich die cäsarische Herrschaft des ersten Kaisers gestürzt, blieb doch das Centralisationssystem unberührt stehen; weder die Restauration der Bourbonen noch das Julikönigthum, unter welch' letzterem nebst allgemeiner Entsittlichung Schwindel und Börsenspiel zuerst um sich griffen, änderten Wesentliches daran, wenn sie auch die Staatsgewalt mit parlamentarischen Einrichtungen umgaben. Es war eben zu bequem für die jeweiligen Machthaber, nicht blos etwa für die Träger der Krone, sondern auch für die Führer politischer Parteien, die zu Ministerposten gelangten, eine fertige Maschinerie vorzufinden, mittelst welcher ihre Ansichten und Bestrebungen sofort im ganzen Lande zur Geltung kamen, als dass sie sich hätten entschliessen mögen, an eine Aenderung dieses Systems Hand anzulegen. Auch die Republik von 1848 that es nicht; ja die aufrichtigsten Republikaner wagten es am wenigsten, gerade in diesem Moment die Zügel der Herrschaft zu lockern. So ist denn die Centralisation mit der ganzen Geschichte Frankreichs, mit den Traditionen, Sitten und Gewohnheiten des französischen Volkes dergestalt verwachsen, dass wir uns weder wundern noch es tadeln dürfen, wenn — eine kleine Zahl ausgenommen — die meisten Franzosen in dieses System sich völlig hineingelebt und dasselbe mit allen seinen Konsequenzen in ihre ganze Denk- und Lebensweise aufgenommen haben[1]). Die Centralisation ist in Frankreich eben national.

Die Folgen dieser strammen administrativen Centralisation, die man in Frankreich nie von der zur Stärke und Machtstellung des Staates nach aussen nothwendigen politischen Centralisation unterschied, sind vor Allem das übermässige Anschwellen der Hauptstadt auf Kosten der übrigen Landestheile, das Uebergewicht, welches sie über die letzteren erlangt. Paris ist in gewissem Sinne Frankreich:

1) K. Biedermann, *Der Kampf zwischen Centralisation und Decentralisation in Frankreich und Deutschland.* (*Unsere Zeit* 1868. I. 742.)

Alles geht von Oben, oft in kleinlichen Dingen von der Centralstelle aus; in der That sind auch alle segensreichen Institutionen Frankreichs — gleichwie die verderblichen — Werke seiner Machthaber; von unten geht in Frankreich nie eine Initiative aus, am allerwenigsten zum Guten. Der Franzose blickt immer nach aufwärts, von der Peripherie auf das Centrum und hat, wie Michel Chevalier treffend sagt, überall und bei allem was er thut, das Bedürfniss, den Arm seines Nebenmannes zu fühlen wie in Reihe und Glied. Die Geschichte der französischen Kolonien zeigt zur Genüge, wie man den Franzosen sofort eine ganz fertige gesellschaftliche Ordnung, ausgebildete soziale Beziehungen oder wenigstens einen festen Rahmen solcher und Anknüpfungspunkte für weitere Verbindungen mitbringen muss, mit Einem Worte: ein abgeschlossenes Ganzes mit seinem einheitlichen sichtbaren Mittelpunkte. Denn dahin konvergiren die Blicke Aller; jeder ausserhalb Frankreich weilende Franzose blickt nach der Heimat und speziell nach Paris; geht er nach den Kolonien, so ist es um dort ein Vermögen zu erwerben und damit in die *belle France* zurückzukehren; der Gedanke, eine neue Heimat für sich und seine Nachkommen zu gründen, ist ihm fremd, er fasst ihn nicht. Es gibt daher auch keine namhafte französische Auswanderung; die geringe Zahl, welche jährlich Frankreich verlässt, denkt vor Allem daran, ehemöglichst wieder heimzukehren mit den redlich erworbenen Ersparnissen. Und wo allenfalls, wie z. B. in Kanada, Franzosen sich dauernd niedergelassen, dort sind sie französischer als die Landsleute in der alten Heimat und hängen zähe an ihren besonderen Sitten und Eigenthümlichkeiten. *Nos institutions, notre langue, nos lois,* das ist das Motto der Bewohner jeder französischen Kolonie. Nicht bloss in Kanada, sondern überall ist eine französische „Dependenz“ nichts als ein transportirtes Frankreich; aber nicht das heutige Frankreich, sondern eine Mumie des Frankreichs aus der Zeit der Gründung der Kolonie.

Aus dem anhänglichen Sinne der Franzosen an die überkommenen Einrichtungen erklärt sich auch ihre sichtbare Bevorzugung der centralistischen Regierungssysteme. Desshalb wird es schwer sein, in dem zweiten französischen Kaiserreiche etwas anderes als eine völlig nationale Erscheinung zu erblicken, wodurch gleichzeitig die Berechtigung seiner Existenz anerkannt ist. In den 18 Jahren seines Bestehens ist eine Thatsache klar geworden: das Volk, nämlich die Masse, ging nicht mit der Opposition; vielmehr hat das *Empire* in den niederen Schichten, im Bauern- und Arbeiterstande, seine gewaltigste Stütze gefunden. Eine Handvoll Menschen opponirte, und diese Handvoll schloss die bedeutendsten Köpfe des Landes in sich; dann plötzlich zur Leitung berufen, zeigten sich diese bedeutendsten Köpfe mit wenigen Ausnahmen gänzlich unfähig und in einzelnen Dingen von unglaublicher Beschränktheit. Wir haben daher nicht zu fragen: ob das Kaiserthum an sich gut oder schlecht, sondern ob es national war? Dies zu läugnen dürfte kaum angehen, wenn wir erwägen, dass 1852—1870 keine Bewegung der Massen gegen das Kaiserreich stattfand, das Volk einer ungetrübten inneren Ruhe sich erfreute, welche ein nie geahntes und

noch nie dagewesenes materielles Gedeihen gestattete. *L'Empire c'est la paix*, war eine Wahrheit; das Missverständniss begingen Jene, welche diese Worte auf den äusseren statt den inneren Frieden bezogen. Dass das Empire das materielle Wohl gefördert hat wie noch keine Regierung vorher, ist schon jetzt von der Geschichte registrirt. Aber nicht nur in dem kolossalen Wohlstande, den er theilweise schuf, theilweise ermöglichte, auch in seinen Fehlern lag die Kraft des Kaiserreiches. Die Fehler der kaiserlichen Regierung waren nämlich gleichzeitig nationale Fehler, und sie erhielt beinahe für alle noch ein Absolutorium vom Volke. Es ist demnach sehr fraglich, ob politisch es nicht ein noch grösserer Fehler gewesen wäre, die begangenen Fehler nicht begangen zu haben? Diese Frage müsste vor Allem und in verneinendem Sinne gelöst werden, ehe die Politik des Kaiserreiches zu beurtheilen ist. Es ist gleichviel, ob diese Fehler bewusst oder unbewusst begangen wurden, immerhin zeigte die kaiserliche Verwaltung ein tiefes Verständniss für den Grundzug des Volkes; die gewagten und weitläufigen Unternehmungen in ferne Landschaften entsprachen dem Ruhmesbedürfnisse, der Thätigkeit des Nationalgeistes eben so sehr als sie auswärts Tadel fanden, und fielen, eine Einzige ausgenommen, sehr glücklich für den überseeischen Handel und mit ansehnlichem Gewinne an Beute und Ruhm aus. Man kann mit voller Prägnanz die Hauptfehler des kaiserlichen Systems blosslegen, und dennoch gleichzeitig den guten und grossen Eigenschaften Napoleon III. Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit tiefem Recht thut der Republikaner Jules Simon den Ausspruch: *cet homme qui a perdu son pays, aimait son pays* [1]. Mangel an Liberalismus und an Sittlichkeit sind diesem Regime nicht abzusprechen. Ueber den ersteren sprachen laut und vernehmlich die Wahlen, „aufgeklärt durch die Präfekten", die aber, was man auch sagen mag, der einzig

1) Das Urtheil vom französischen wie vom kosmopolitischen Standpunkt wird sich über Napoleon III. ebensowohl läutern, wie es sich über Ludwig Philipp, dem nach seinem Sturze so heftig Verdammten geklärt hat. Die Regierung Napoleons III. hat sich, wie man im Uebrigen über sie denken mag, grosse Verdienste erworben um die Verbesserung der wichtigsten der ganzen Menschheit angehörigen Kulturstätte der Neuzeit und was seiner Zeit als rücksichtsloses Gebahren geschmäht wurde, stellt sich heraus als weise Vorsicht. Nicht um einen Zoll sind die neuen Boulevards und Avenuen in Paris zu breit, um dem wachsenden Verkehr zu genügen, und die Verkehrsmittel der Riesenstadt sind geradezu der Vollkommenheit nahe gebracht. Wo sonst ein Gewirr enger Gässchen selbst zu den historisch und architektonisch bedeutendsten Oertlichkeiten führte, wo dem Fremden der Verkehr die Orientirung unmöglich machte, wo der Fussgänger in beständiger Gefahr schwebte, auf dem engen Trottoir von Fuhrwerken verunreinigt, auf den Strassenübergängen überfahren zu werden, da reichen jetzt die breiten Boulevards mit ihren Asphalttrottoirs und den Schutzperrons an den Uebergängen hin, und der Fremde kann in schnurgerader Richtung, höchtens einmal abbiegend, überall hin gelangen. Nur an den Seiten des Palais Royal bleibt in dieser Hinsicht noch zu bessern. An Verkehrsmitteln der billigsten und bequemsten Art stehen Omnibus, Pferdebahn, Dampf-Tramway und auf der allgegenwärtigen Seine die schnellen und eleganten Dampfboote zweier Gesellschaften zu Gebote.

sichtbare Ausdruck des Volkswillens sind. Sie zeigen, wie langsam die Opposition Wurzel fasste, wie wenig der Menge am Liberalismus gelegen war. Und es hat auch nicht an prophetischen Stimmen gefehlt, welche mit dem Zunehmen der liberalen Opposition die Nothwendigkeit des deutschen Krieges voraussagten[1]), dessen Misslingen allein den Sturz des Kaiserthumes veranlasste. Die Unsittlichkeit der Regierung ist aber nur möglich, wo sie das Volk sich gefallen lässt, also an den unsittlichen Handlungen stillschweigend Theil nimmt, und die Geschichte zeigt wiederholt das Beispiel, dass ganze Nationen die unsittlichsten Handlungen sanktioniren, so bald sie sich nützlich oder vortheilhaft erweisen. Und es fallen bei solcher Auffassung keineswegs „die Vorwürfe im Grunde alle auf die Nation zurück, das Verdienstliche dagegen ist Schöpfung des Alleinherrschers", denn Lob und Tadel, je nachdem die subjektive Anschauung sie spendet, trifft die gleiche Quelle.

Dass das, was man Freiheit nennt, vom französischen Volke nicht verstanden wird, hat Frankreich am schlagendsten in den neuesten Umwälzungen bewiesen, die dem Sturze des Empire folgten. Dieser Sturz und die Proklamirung der dritten Republik sind wieder als Resultate des allgemeinen Volkswillens, d. h. der Majorität, zu fassen, welche anderenfalls keines von Beiden weder gestattet noch sanktionirt hätte. Die seitherigen Leistungen der Franzosen auf finanziellem, militärischen und politischen Gebiete sind dessgleichen in ihren überraschend glänzenden wie dunklen Seiten auf Rechnung des ganzen Volkes zu setzen und wenn früher oder später eine abermalige Aenderung der Regierungsform eintritt, wird man mit Recht vermuthen dürfen, dass nur jene Form siegt, welche die wenigsten Gegner im ganzen Volke besitzt. Das Bedürfniss, energisch regiert zu werden, haben die Franzosen, wie Haeusser treffend bemerkt, stets in hervorragendem Maasse empfunden, Reichthum und Glanz sind ihnen Freiheit und Macht und John Stuart Mill deutet sehr klar an, wie wenig liberale Regierungsformen bei Völkern möglich sind, welche noch die erste Lektion im Kodex der Civilisation zu erlernen haben — den Gehorsam[2]). Die vor einigen Jahren ertönenden Klagen über das Umsichgreifen des Bonapartismus, dessen Anhänger in allen Gesellschaftsklassen, in allen Aemtern zu treffen sind, und den zunehmenden kirchlichen Sinn der französischen Bevölkerung, lassen ahnen, zu wessen Gunsten, ob für die liberale Republik oder für das demokratische Kaiserthum, den Cäsarismus, die überwiegende Majorität des Volkes sich einst entscheiden werde.

Was nun die modernen Kulturzustände in Frankreich anbelangt, so schildert sie ein objektiver Beurtheiler, Julius von Wickede mit folgenden Worten: „Die Franzosen haben in jeder Hinsicht im letzten Kriege sehr viel gelernt. Ernst und Entschlossenheit, Abneigung vor

1) Z. B. Peschel im *Ausland* 1868.

2) *Considerations on Representative Government.* S. 71 und 83.

den Uebertreibungen des Luxus, angestrengte und mit Nachdenken gepaarte Thätigkeit ist in die Mehrheit der Bevölkerung eingekehrt, und überall machen sich auch die Folgen dieser intelligenten Arbeitsamkeit bemerkbar. Begünstigt durch den seltenen Reichthum des Bodens, die grösstentheils sehr guten Erfolge der letzten 5 Jahre und die vielen natürlichen Hilfsmittel des Landes sind die Spuren des Krieges von 1870, selbst in den Theilen Frankreichs, welche am meisten leiden mussten, bei Dijon, Orleans, Paris, an der Loire und Seine, in der Perche, auch bei Sédan und in den östlichen Departements, so gänzlich wieder verwischt, dass man kaum noch die Spuren davon entdecken wird. Man findet fast nirgends gesunde Menschen als Bettler, sieht keine zerlumpten, von Elend abgezehrten Gestalten, dagegen im Ackerbau, bei Bergwerken und in allen Fabriken und Werkstätten und Kaufläden emsigen Fleiss und kann sich überall davon überzeugen, wie sehr Handel und Wandel gedeihen müssen. Daher die bedeutenden Zunahmen der Einlagen in die Sparkassen, die wenigen Bankerotte, die sich seit 1871 alljährlich mindernden Verbrechen gegen das Eigenthum und die stets leerer werdenden Gefängnisse, Arbeitshäuser und Zuchthäuser, der geringere Besuch der Wirthshäuser, Cafés, Theater und besonders der so frivolen Konzerte. Der Franzose fast aller Stände führt jetzt ein häusliches Leben. Es ist daher in den meisten französischen Provinzialstädten jetzt für einen Fremden ziemlich öde und langweilig. Selbst Städte wie Lyon, Bordeaux und das so mächtig anwachsende Marseille, entschieden jetzt weitaus die bedeutendste Handelsstadt des ganzen Mittelmeeres, sind am Abend verhältnissmässig todt, und wenn man die Vergnügungsanzeiger dieser Stadt mit denen z. B. von Hamburg vergleicht, wird letzteres jeden Abend gewiss die doppelte Zahl von Theatern, Konzerten, Schauvorstellungen aller Art und besonders von Tingeltangels haben. Diese strenge Arbeitsamkeit, verbunden mit der sparsamen und wirthschaftlichen Lebensweise, bewirkt auch, dass man die hohen Steuern jetzt allgemein leichter trägt, als man dies hätte erwarten sollen. Der Franzose bezahlt besonders an indireckten Steuern jetzt über das Doppelte dessen, was der Deutsche gleicher Vermögensklasse zahlt, thut dies aber willig und ohne Murren, und Steuerhinterziehungen kommen verhältnissmässig nur selten vor, daher die Steuererträgnisse stets im Steigen begriffen sind. So lebt jetzt der Fremde auch nicht theurer, ja, zum Theil sogar wohlfeiler in Frankreich als in Deutschland. Besonders alle Erzeugnisse der Industrie, dann auch Wohnungen, Wein und auch theilweise manche Lebensmittel sind jetzt in Frankreich wohlfeiler als in den meisten deutschen Städten. Während die deutsche Ausfuhr auf bedenkliche Weise zurückgeht, ist die französische im Steigen begriffen. Besonders in Nord- und Südamerika, im Orient und auch in Skandinavien und Russland verdrängen die französischen Waaren in den letzten Jahren immer mehr die deutschen Erzeugnisse. Selbst in Wollenwaaren und in der Eisenindustrie arbeiten die Franzosen sich alljährlich immer mehr hervor und erobern sich weite Märkte."

Dieses Gemälde eines Unbefangenen sticht freilich ziemlich grell

ab von den allgemein verbreiteten Vorstellungen. Gerne weisst man auf zwei dunkle Punkte des französischen Volkslebens hin, von welchen hier Notiz zu nehmen ist, nämlich auf den angeblich zunehmenden Verfall der Wissenschaften und auf die in den Sitten herrschende Liederlichkeit. Man ist ziemlich allgemein gewohnt, die Sitten und das Gebahren der Franzosen nach gewissen Wucherpflanzen der Belletristik zu beurtheilen, welche in neuester Zeit immer mehr und mehr aus den stagnirenden Gewässern einer faulenden und sich zersetzenden Gesellschaftsschichte ihre Stoffe zu schöpfen beliebt. Es wird aber wohl keinem Vernünftigen einfallen, die aus diesem Verwesungsprozesse entsprungenen Vibrionen, wie sie uns die mikroskopische Kunst der modernen französischen Romane und Dramen, noch dazu vergrössert und verzerrt, vor die Augen führt als ein Spiegelbild der heutigen Gesellschaft in Frankreich hinzunehmen, ja selbst nur vorauszusetzen, dass diese, allerdings oft durch meisterhafte Mache ausgezeichneten Leistungen einer, schon durch die Poeten der Juli-Monarchie bis weit über die Grenzen des Schönen getriebenen romantischen Schule als das tägliche Brot für die geistige Konsumtion der Mehrzahl der Gebildeten zu betrachten seien. Sollte man auch wirklich momentan zu dieser verkehrten Ansicht hinneigen, so würde man durch einen Blick z. B. auf Figuiers „*Année scientifique*“ einer periodischen Publikation, welche auf sechsthalbhundert Seiten nur wissenschaftliche Fragen behandelt, aber doch, ihrer ganzen Anlage und Haltung nach, bloss für Laien bestimmt ist, sofort eines Besseren belehrt werden. Ein Lesepublikum, durch dessen Theilnahme ein solches populär-wissenschaftliches Unternehmen mehr denn 25 Jahre lang getragen wird, hat offenbar auch noch für andere Dinge ein Interesse als diejenigen sind, welche den Kern- und Angelpunkt der modernen französischen Epik und Dramatik bilden; es lebt mit den Repräsentanten der Naturwissenschaften seiner Zeit und schreitet mit diesen und mit der Zeit selber stätig vorwärts.

Und darin liegt ein grosser und bedeutungsvoller Unterschied in der Art und Weise, wie die exakten und überhaupt die Naturwissenschaften in Frankreich und in Deutschland — Deutsch-Oesterreich mitgerechnet — gepflegt werden. Auch in Deutschland erscheinen zahlreiche wissenschaftliche Jahresberichte, welche die Strebungen einzelner Fächer innerhalb des Rahmens eines Jahres zusammenfassen und gewiss mit weit mehr Gründlichkeit, scientifischer Strenge und kosmopolitischer Allgemeinheit, als dies in Figuiers Buche geschieht: aber sie dienen ausschliesslich der gelehrten Zunft, sind nur für das Bedürfniss der Fachgenossen berechnet und für die ausserhalb dieses engen Kreises stehenden Leser mit sieben Siegeln verschlossen oder doch wenigstens nicht im geringsten anmuthend. Man erinnert sich dabei unwillkürlich an Fausts „Höllenzwang“, welcher vordem in irgend einer deutschen Bibliothek — wenn wir nicht irren in Wittenberg — an einer Kette liegend, den verehrten Lesern präsentirt wurde. Wir sind zwar seither fortgeschritten, aber unsere wissenschaftlichen Publikationen sind noch immer an die Studirstube angekettet. Man

könnte, ohne Gefahr zu laufen, eine hohe Wette darauf eingehen, dass von all den wissenschaftlichen Jahresberichten, Annalen u. s. w., wie selbe seit langer Zeit bei uns mit dem grössten Fleisse und der tiefsten Gelehrsamkeit edirt werden, noch nie mehr als 10 Blätter einen Leser gefunden, der nicht Fachmann oder wenigstens Dilettant des betreffenden Faches gewesen. Der angebliche Niedergang der Wissenschaften in Frankreich beschränkt sich im ungünstigsten Falle auf einzelne Wissenszweige und dies kann nicht Wunder nehmen, wenn wir erwägen, dass kein Volk überhaupt alle Wissenszweige gleichmässig zu pflegen vermag; wird doch auch in Deutschland über die Erschlaffung des Studiums der Philosophie geklagt; am meisten ist Frankreich vielleicht in jenen geschichtlichen, antiquarischen und philologischen Studien zurückgeblieben, welche die Theologie und Mythologie umfassen, sonst wird sich kaum irgendwo ein nennenswerther Rückschritt konstatiren lassen. Der im Jahre 1875 zu Paris versammelte Kongress für die geographischen Wissenschaften zeigte die französischen Leistungen auf diesem weitverzweigten Gebiete im glänzendsten Lichte und ein französischer Geograph ersten Ranges, Elisée Reclus, beschenkte in der Gegenwart die Welt nit einem Werke, dem andere Nationen nichts Aehnliches zur Seite zu stellen haben. Neue wissenschaftliche Zeitschriften sind in den letzten Jahren gegründet worden und die darin niedergelegten Abhandlungen zeichnen sich durch überraschende Gründlichkeit aus, erstrecken sich in der Kritik über Werke, fremder Literaturen, welche anderwärts wegen ihrer wenig gangbaren Sprache völlig unbeachtet bleiben. Die slavischen Studien, insbesondere die russische Literatur, findet in Frankreich eine Pflege, wie nirgends sonst in Europa. Lange noch könnte ich fortfahren mit der Aufzählung konkreter Beispiele, welche die Unhaltbarkeit des behaupteten allgemeinen Verfalles der Wissenschaften in Frankreich darthun, wenn der Raum es gestattete. Wahr ist dagegen, dass der wachsende Klerikalismus die freie Forschung beeinträchtigt und offenen Krieg führt gegen Alles, was wider den katholischen Glauben verstosst. Die Wirkungen dieses geistigen Knechtungsversuches sind jedoch keine anderen und nicht schlimmer als jene, welche z. B. die philosophische Bekämpfung aller antitheistischen Regungen zur Folge hat. Die starken und wiederholten Auflagen, welche gute Bücher in Frankreich erleben, sind übrigens ein Beweis, dass dort der Geistespflege noch immer die gebührende Berücksichtigung gezollt wird. Dies lehrt auch ein Besuch der grossen Nationalbibliothek in Paris. Der Franzose verlangt mit republikanischem Selbstbewusstsein den freien Zugang zu den literarischen Schätzen seines Volkes; auch dem Aermsten ist die Möglichkeit geboten in den Lesesaal Zutritt zu erlangen, wo der gewöhnliche Lesebummler, der einige Stunden sich in einen Geschichtsschreiber oder Klassiker seiner Nation vertiefen will, der Ouvrier, der am Sonntag (der Lesesaal ist auch am Sonntag geöffnet) einige freie Augenblicke für ein gutes Buch hat, hinreichende Befriedigung seiner Wünsche findet. Zu dem Lesesaal hat jede Person, die über sechzehn Jahre alt ist, freien Zutritt, die Benützung des Arbeitssaales aber ist gewissen Beschränkungen

unterworfen. Wiz stark trotzdem der Besuch desselben ist, mögen folgende Zahlen beweisen im Eröffnungsjahre: 1868 betrug der Besuch 23,675, 1877 jedoch 55,464 Personen, so dass im Durchschnitt täglich 190 Personen dort waren.

So wenig schlimm es mit der geistigen Kultur Frankreichs steht, so wenig ist dies mit der sittlichen der Fall. Man spricht viel von der Herzlosigkeit der französischen Mutter, die ihre Kleinen bei schnöde gesinnten Bauernweibern in Pension geben, um nicht im Betriebe ihrer Vergnügungen gestört zu werden. Das war richtig — vor zwei Dezennien, und da auch nur speziell für die Hauptstadt Paris. Seitdem ist aber auch dort das Umgekehrte, das Bébé-thum aufgekommen, und man kann mit viel grösserem Recht von einer Verhätschelung der Kinder reden. Wenn für Paris aus der in den jüngsten Jahren stattgehabten Verminderung der Ehen eine absteigende Richtung des Familienlebens gefolgert wird, so dürfte in der gedachten Frist wohl jede europäische Grossstadt ähnliche Erscheinungen aufweisen [1]). Auf die allgemeinen Zustände der ganzen Nation lassen sich daraus keine Schlüsse ziehen. Die im Seinebabel unstreitig herrschende Sittenlosigkeit ist aber, wie die Erfahrung lehrt, kein Hinderniss für die Franzosen tüchtige Staatsbürger zu werden und zu sein. Packend und wahr charakterisirt diese Zustände im modernen Paris eine pikante Feder in einem demokratischen Blatte [2]), und auf die Gefahr hin von zopfigen Kritikern wegen des dem Ernste der Wissenschaft unangemessenen Feuilletonstyls des nachstehenden Passus in Acht und Bann gethan zu werden, lasse ich die betreffende Stelle folgen: „Teutoniens Sohn und Zögling der ehrwürdigsten *alma mater* pokulirt sich in dem kostbaren Lebenslenze aus einem Katzenjammer in den anderen, er reibt Salamander und dressirt Pudel, verraucht Riesenquantitäten Pfälzerkraut, brüllt Nächte lang Burschenlieder und rauft auf sämmtlichen Kommersen — der Pariser Student tanzt im Jardin Bullier. *Chacun à son gout!* Die Jugend muss sich austoben...... Unergründliches Volk! Deine Söhne und Töchter tanzen dort oben die lasterhaftesten Quadrillen, aber im drohenden Momente zerren sie auch wildaufschäumend an der Sturmglocke, sie besteigen einen Stuhl im Hofe des Palais Royal und sprechen Worte, die die Erde von einem Ende zum andern durchtoben und Throne stürzen machen! — Räthselhaftes Volk! Wer Dich ganz verstünde und ergründete! Du schufst und schaffst die Giftpflanzen für die diversen „Bataclans“ und „Eldorados“ und Nachtgärten und Cancantempel, aber auch die Helden und Heldinnen für Barrikaden und Laufgräben; Du schufst und schaffst die frechsten oder aberwitzigsten

1) Für Wien z. B. steht diese Thatsache ausser allem Zweifel. Die Heiraten nehmen in erschreckender Weise ab und in Bezug auf die Eheschliessungen macht sich ein merklicher, ein höchst bedenklicher Rückgang geltend. Im Jahre 1870 entfiel hier noch auf je 71 Einwohner eine Trauung, im Jahre 1871 auf je 75 im Jahre 1872 auf je 78, im Jahre 1873 auf je 86 und im Jahre 1874 erst auf 98.

2) *Neues Wiener Tagblatt* vom 19. Juni 1875.

Moden für verbuhlte Weiber und schamlose Hetären, aber du proklamirst auch die Menschenrechte; Du schufst und schaffst die Antoinetten und Finetten und Theresas und nöthigst die Welt, die Namen Deiner Chansonetten-Königinnen zu memoriren, aber auch eine Charlotte Corday und Madame Roland durchschritten sinnend Deine Strassen; Du schufst und schaffst die ärgsten Windbeutel und eitelsten Gecken, aber auch einen Danton und Mirabeau, einen Vergniaud und Valazé, einen Desmoulins und Séchelles; Deine Weiber stolziren heute in bauschigen Röcken und Schleppen und tanzen morgen im Fetzengewand vor dem Blutgerüste die Carmagnole, während Deine Männer, die aus den Armen einer geschminkten Circe bettelarm heimgekehrt, sich in nächster Stunde aufraffen, um zum Heile der Welt ein Problem zu lösen und die Fackel des Lichtes einer verirrten Generation voranzutragen! Du grosses, tugendhaftes Volk! wie Dich der eisig tugendhafte Schmeichler Robespierre so gerne nannte, Du gestattest Deinen Söhnen, die Hefe der Lust zu leeren und hoffst, dass sie dereinst dennoch der Stolz und die Zierden des Vaterlandes werden, aber Du höhnst die unseren, weil sie zuweilen die Nacht (und wohl auch den Tag) bei steinernen Bierkrügen verschlemmen! Was und wer ist eine bessere Erzieherin und Lehrmeisterin: Der Cancan oder die Kneipe? Der Teufel mag daraus klug werden, ich will — wie der bedrängte Muley Hassan — einen Gelehrten fragen. . . . ."

Frankreichs Bevölkerungsrückgang.

In jüngster Zeit ward von französicher wie von deutscher Seite auf den auffallenden, übrigens längst bekannten Rückgang der Volksmenge in Frankreich hingewiesen. Die Erscheinung erregte in Frankreich um so mehr Besorgniss, als Deutschland, England und die meisten übrigen Kulturstaaten sich einer ständigen Zunahme der Bevölkerung erfreuen und man als unerschütterlich feststehende Thatsache zu lehren pflegt, dass die Bevölkerungsvermehrung eines Staates naturgemäss seine Erwerbskraft steigert, den Nationalreichthum vermehrt und das Ansehen seiner Weltstellung fördert, wogegen ein Rückgang der Bevölkerung immer als gleichbedeutend mit dem Verfalle einer Nation anzusehen sei. Seit den Ereignissen von 1870 ist dieses Sinken noch auffälliger geworden [1]). In der Beurtheilung dieses merkwürdigen Phänomens liegen die widersprechendsten Ansichten vor. Man dürfte rasch bei der Hand sein, diesen merkwürdigen und auffallenden Rückgang in der

1) Nach dem Census von 1866 betrug Frankreichs Einwohnerzahl 38,192,064, einschliesslich der gesammten Land- und Seemacht; 1872 nur mehr 36,102,921, d. h. um 2,089,143 Köpfe weniger. Durch die Abtretung von Elsass-Lothringen verlor Frankreich 1,597,238 und es stellt sich somit heraus, dass in dem Zeitraume 1866—72 die Bevölkerung Frankreichs nicht nur gar nicht mehr gewachsen, sondern sich noch um 491,905 Menschen also in runder Ziffer um eine halbe Million oder 1,29 Prozent in sechs Jahren verringert habe.

Bevölkerungsziffer den Folgen des Krieges und der Pariser Revolution zuzuschreiben. Eine genaue Prüfung zerstört diese Meinung vollständig, wenn auch gewiss der Menschenverlust im Kriege einer der Faktoren in dieser Erscheinung ist. Zunächst ist die Abnahme nicht auf die vom Kriege betroffenen Departements allein beschränkt, sondern allgemein; von 86 weisen nur 13 Departements einen Zuwachs auf, der in der Hauptstadt 55,436 beträgt, während die meisten dieser 13 Departements grosse Städte enthalten, welche die ländliche Bevölkerung an sich ziehen; ja wir finden darunter sogar solche, welche direkt zum Kriegsschauplatze gehörten. Seltsamerweise fand die stärkste Abnahme gerade in den blühendsten, fruchtbarsten, ackerbautreibenden und von thatkräftigen Menschen bewohnten Theilen des Landes statt, und zwar in jenen, die keine grossen Städte enthalten und vom Kriege unberührt blieben. Letztere haben zum mindesten eben so viel verloren als die vom Feinde besetzten. Endlich betrifft die Abnahme nicht nur das den Kriegsfurien allein ausgesetzte männliche, sondern in fast gleicher Intensität das weibliche Geschlecht. In sechs Jahren übersteigen die Verluste der Männer nur um 100,000 jene der Frauen. Es kann also der Krieg die direkte Ursache des Rückganges nicht sein [1]. Gerade umgekehrt beweisen Andere, dass einzig und allein nur der Krieg den Rückgang der Bevölkerungszahl veranlasst habe; es kann auch nicht geläugnet werden, dass der Umstand, wonach bis 1. Juli 1870 das gewohnte langsame Steigen andauerte und so zu sagen gleichzeitig mit dem Ausbruche des Krieges die veränderten Ziffern zum Vorschein komme ein schwerwiegendes Argument zn Gunsten dieser Auffassung ist [2].

Die Auswanderungsfrage kommt in Frankreich nicht in Betracht; es gibt, wie gesagt, keine Auswanderung und wir glauben, dass Frankreich keinen Grund hat, dies zu bedauern; die einzige Auswanderung ist der beständige Zufluss, den die Städte vom platten Lande erhalten; Lange verhielt sich die städtische Bevölkerung zur ländlichen wie ein zu drei Viertel, in der Gegenwart schon wie ein zu zwei Drittel. Die mittlere Ziffer der Kopfzahl in der Familie beträgt 3,71, ändert sich jedoch ungemein, und zwar in umgekehrten Verhältnissen zur Blüthe, Intelligenz und, es ist wichtig, dies beizufügen, zur Irreligiosität der einzelnen Landestheile. Mit anderen Worten, je grösser das materielle Gedeihen, je grösser der Reichthum und die allgemeine Bildung, je grösser die Aufklärung und die damit unwiderruflich überhand nehmende Irreligiosität, desto geringer die durchschnittliche Kopfzahl der Familie. Das arme, keltische und katholische Finisterre, dann die Côtes du Nord, die Landes, Morbihan, La Creuse, Savoyen und Cantal, d. h. die ärmsten Distrikte Frankreichs haben die stärksten Familien; die Durch-

---

1) *Edinburgh Review* No. 286 vom Oktober 1874, S. 387.

2) Vertreten von Paul Leroy-Beaulieu, im *Economiste Français* No. 48 vom 28. November 1874.

schnittsziffer beträgt dort 4,50, ja selbst 5, in den reichen Departements des Centrums und des Südens sinkt sie auf 3,50 und im Seine-Departement gar auf 2,71. Wir müssen demnach zugeben, dass das arme, missachtete Finisterre Frankreich grössere Dienste leistet als seine städtischen Brennpunkte der Kultur.

Das Licht, welches durch die Censusangaben auf die Unterrichtsverhältnisse Frankreichs fällt, ist bei weitem nicht so schrecklich düster, wenn man sie mit jenen der benachbarten romanischen Staaten vergleicht. Frankreich darf sich immerhin noch schmeicheln, auch in dieser Hinsicht an der Spitze der romanischen Völker zu marschiren, denn die 50 Prozent Italiens an Lese- und Schreibunkundigen reduziren sich bei ihm auf 30 Prozent. Natürlich gilt diese Ziffer nicht gleichmässig für alle Landestheile und kann man im Allgemeinen sagen, dass sie steige, fortschreitend von Osten nach Westen, d. h. der Osten ist der bildungsreichste, der Westen der bildungsärmste Theil; in der Franche-Comté gibt es nur 7, im Limousin (Haute Vienne) dagegen 61,8 Prozent Ungebildete. Auch lässt sich nicht behaupten, dass die klerikalen Gebiete allein durch Unwissenheit hervorleuchten, denn auch in dem hoch demokratischen Departement Allier gibt es 52 Prozent des Lesens und Schreibens Unkundige. Durch diese Thatsache werden die Schlüsse erschüttert, welche man sonst aus der grossen Zahl der Geistlichkeit ziehen könnte; diese beziffert sich nämlich auf 52,148 Weltpriester, 13,102 Mönche und 84,300 Nonnen, also zusammen etwa 150,000 Menschen geistlichen Standes. Wir erfahren ferner noch, dass 52 Prozent der Bevölkerung vom Ackerbau, 24 Prozent vom Handwerk, 8 Prozent vom Handel und, was überraschend ist, 6 Prozent oder mehr denn zwei Millionen Franzosen ausschliesslich von ihrem Einkommen leben, ein schlagender Beweis von dem herrschenden Wohlstande.

So weit sich nach den vorangehenden Darlegungen urtheilen lässt, möchten wir eine Ursache des auffallenden Rückganges der französischen Bevölkerungsziffer tiefer als in der äusseren Veranlassung des jüngsten Krieges suchen, ohne uns indess für berechtigt zu halten, von einer „Fäulniss“ der Gesellschaft in Frankreich zu sprechen. Wie es scheint, herrscht dort im Gros der Bevölkerung eine mit zunehmender Bildung wachsende Neigung die Kinderzahl zu beschränken. Wir möchten darin den Ausfluss einer hohen Gesittung gewahren, wenn nicht das gleiche Schauspiel sich in den Vereinigten Staaten Nordamerikas wiederholte, welche Frankreich an Civilisation noch in keiner Weise erreichen. Wenn trotz des Bébéthums der Hang zur Kinderbeschränkung fortlebt, so ist er zunächst auf die von der französischen Revolution bis ins äusserste Extrem fortgesetzte und durchgeführte Zersplitterung des Grundeigenthums zurückzuführen, welche schon unter dem *ancien régime* begonnen hatte. Man braucht wahrlich kein Anhänger des letzteren zu sein, um je mehr man die grosse glorreiche französische Revolution in ihren kulturgeschichtlichen Wirkungen studirt, zur Ueberzeugung zu gelangen, dass sie hauptsächlich die Zukunft des Landes ruinirt hat, welches sie zu retten vorgab. Die Phrasen von Menschen-

rechten, Menschenwürde, Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit u. s. w., die eine wissenschaftliche Prüfung gar nicht vertragen, sind als blendende Irrthümer der allgemeinen Gesittungsentfaltung zu Nutze geworden, ihr Vaterland hat aber von den Ideen und Prinzipien der Revolution nur endlosen, unersetzlichen Schaden gehabt. Mit Leidenschaft hängt der französische Landmann an seinem Grundstück und verwendet all seines Lebens Müh und Fleiss an dessen sorgsame Bearbeitung. Nun stirbt er und das Gesetz vertheilt sein Gut unter seinen Erben, ja zwingt oft, ist die Familie zahlreich, zur Entäusserung. Die Vererbung des Eigenthums ist ein tief menschlicher Zug, dem das demokratische Prinzip der Landvertheilung direkt widerspricht. Beiden zu genügen, gelingt nur die möglichste Einschränkung der Nachkommenschaft. Ein Kind erbt alles, wenn es allein ist. Darum tritt ein Sohn in die Armee, ein anderer wird Geistlicher, eine Tochter wird Nonne; wir begreifen jetzt, warum 150,000 Menschen in Frankreich das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen und erblicken in der Vermehrung des Klerus eine unmittelbare Folge jener kurzsichtigen Gesetze, welche eben die Freiheit, die Befreiung von den Banden des Klerus zu verkünden meinten. So hat sich denn auch in diesem Punkte, wie in so vielen anderen die angestrebte Wirkung der Revolution im naturgemässen Verlaufe der Dinge in ihr wahres Gegentheil verkehrt. Der kleine Grundbesitzer selbst denkt an nichts anderes, als seinen Boden zu erhalten und zu bebauen. Seine Bedürfnisse sind bescheiden und rufen in ihm keine Sehnsucht nach Bildung und Fortschritt wach, wobei er nichts gewinnen könnte. Die Wirkung der Demokratie läuft also darauf hinaus, in den Städten Elemente der Gährung und Unordnung zu erzeugen, das flache Land in Stagnation und auf einer niederen Kulturstufe fest zu halten. Dabei wollen wir nicht vergessen, dass die materiellen Existenzbedingungen des Einzelnen in Frankreich sich wesentlich verbessert haben; ganz unbestreitbar ist dort die mittlere Lebensdauer des Einzelnen sehr hoch und noch, Dank den klugen sanitären Massregeln, in stetigem Wachsthume begriffen[1]); man lebt dort auch besser als zu Ende des verflossenen Jahrhunderts und das Volk hat, besonders unter dem zweiten Kaiserreiche, einen Reichthum aufgespeichert, welchen es eben so sehr seiner Mässigkeit als dem Fleise seiner Hände und der Energie seines Geistes verdankt. Unter solchen Umständen scheint kein Beweis geliefert, dass der eingetretene Rückgang der Bevölkerungsziffer das wirthschaftliche Wohl des Landes gefährde, eben so wenig, dass das Mehr oder Minder dieser Ziffer über die etwaige Superiorität oder Inferiorität eines Volkes entscheide[2]).

---

1) Die Länge der mittleren Lebensdauer ist in Frankreich seit Anfang dieses Jahrhunderts um nahezu drei Jahre gewachsen. Die Ziffern siehe im *Ausland* 1865 S. 261.

2) Dieser Ansicht ist auch wohl Anthony Rouillet wenn er im *Economiste Français* vom 16. September 1876, No. 38, S. 370 sagt: *„nous ne saurions trop le répéter, le chiffre total n'est pas, selon nous, la mesure absolument vraie de la richesse sociale*

Diese Meinung wird durch einen Vergleich mit der Statistik der übrigen europäischen Staaten [1]) zur Gewissheit erhoben. Da stossen wir denn sofort auf eine Thatsache von ungeheurer Bedeutung, welche das langsame Wachsthum der französischen Bevölkerungsziffer (abgesehen von dem jüngsten Rückgange) in einem ganz anderen als dem gewöhnlichen Lichte erscheinen lässt. Die Thatsache ist nämlich die, dass in allen Staaten die Bevölkerung zwar wächst, dieses Wachsthum aber überall im Sinken begriffen ist. In Prozenten ausgedrückt ist diese Wachsthumsziffer überall verschieden, aber überall weist sie eine merkbare Abnahme nach [2]); in Preussen z. B. geht der Zuwachs der Bevölkerung langsamer vor sich als in Grossbritannien.

Das Wachsthum der Bevölkerung eines Landes beruht auf zwei Hauptursachen: zuerst auf der Entwicklung, welche Industrie und Bergbau erlangt haben, dann auf der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung. Die erste dieser Ursachen sehen wir in England wirken. Deutschland hat eine Bevölkerung, die sehr rasch wächst; der Bergbau ist hier seit mehreren Jahren sehr entwickelt, fast aller brauchbare Boden ist bebaut. Dennoch muss unzweifelhaft diese Vorwärtsbewegung einmal zu einem Stillstande gelangen, und in der That beobachtet man schon in Preussen ein Sinken in der Anzahl der Ehen und der Geburten. Andere Länder wie Norwegen und Russland vermehren rasch ihre Kopfzahl, weil noch eine grosse Menge disponiblen Raumes vorhanden ist, welchen die Fortschritte der modernen Industrie für das Leben nutzbringend auszubeuten gestatten. Vergleichen wir die Raschheit des Wachsthums der verschiedenen europäischen Länder je nach der Zeit, innerhalb welcher sich die Kopfzahl verdoppelt [3]), so nimmt Frankreich den

d'une nation: il faut, avant tout, connaître sa valeur économique, c'est-à-dire la quantité de richesse que ce nombre d'habitants peut produire et qu'il consomme.“

1) Siehe Maurice Block, *Statisque de la France comparée avec es divers pays de l'Europe.* Paris 1874. 2de édit. und desselben Autors: *l'Europe politique et sociale.*

2) Sie betrug in

England.	Frankreich.	Preussen.
1821—1831: 1,46 %	0,69 %	1817—1828: 1,71 %
1831—1841: 1,35 „	0,50 „	1828—1840: 1,35 „
1841—1851: 1,19 „	0,46 „	1840—1846: 1,27 „
1851—1861: 1,20 „	0,26 „	1846—1864: 1,09 „

3) Darüber gibt nachstehende Tabelle Auskunft:

	Jährliche Vermehrung.	Verdoppelt sich in Jahren.
Europäisches Russland . .	1,39 %	50
Schottland	1,31 „	53
Schweden	1,30 „	53½
Norwegen	1,30 „	53½
England	1,29 „	54
Preussen	1,13 „	61½
Sachsen	1,10 „	63

letzten Rang in der Reihenfolge ein, woraus eben manche Statistiker einen Beleg für eine angebliche Sterilität des französischen Volkes erblicken wollten. Der Kulturhistoriker überzeugt sich auf den ersten Blick, dass für ihn diese Ziffern völlig belanglos sind, dass sich aus denselben keine Folgerung für die Kulturstellung eines Volkes gewinnen lässt, andernfalls müsste er Russland an die Spitze der Kulturstaaten stellen, was doch Niemanden im Ernste beifallen wird. Dennoch liegt in dem Wachsthume der Bevölkerung ein Moment, welches der Beachtung nicht entgehen darf, und desshalb fordert die Thatsache, dass ein Kulturstaat vom Range Frankreichs die letzte Stelle in unserer Liste einnimmt, sicher zur Betrachtung heraus.

So paradox es klingt, so haben wir doch wahrscheinlich die Ursache dieser ungeheuer langsamen Vermehrung der Franzosen in der erreichten *Kulturhöhe* selbst zu suchen. Was man nämlich gewöhnlich völlig zu übersehen pflegt, ist, dass die Bevölkerung eines Landes sich nicht ins Unendliche vermehren kann, sondern endlich an einer Grenze ankommen und stillstehen muss. Welche Meliorationen man auch anwende, der Ertrag des Bodens ist nicht unerschöpflich, kann über ein gewisses Mass nicht gesteigert werden. Sobald man sich nun dieser Grenze nähert, strebt das Gleichgewicht der Bevölkerung sich auf zweierlei Art herzustellen: entweder sinkt die Zahl der Geburten, oder, wenn letztere gleich bleiben, es steigt die Zahl der Todesfälle. Zuerst geht aus allen statistischen Nachweisen hervor, dass wo die Zahl der Geburten sehr gross, die Sterblichkeit zunimmt. Geburten und Todesfälle reguliren sich gegenseitig [1]). In einigen Ländern mit

---

Dänemark	1,09 „	64
Ungarn	1,09 „	64
Württemberg	1,04 „	67
Niederlande	1,01 „	69
Spanien	0,89 „	78
Belgien	0,83 „	84
Bayern	0,71 „	98
Italien	0,70 „	99
Irland	0,59 „	118
Oesterreich	0,57 „	122
Griechenland	0,53 „	131
Frankreich	0,53 „	198

1) Dies thut die folgende Tabelle dar:

	Anzahl der Geburten in Proc.	Anzahl der Todesfälle in Proc.
Russland	5,07	3,68
Ungarn	4,15	3,06
Württemberg	4,08	3,16
Sachsen	4,01	2,91
Spanien	3,85	2,96
Preussen	3,82	2,69
Oesterreich	3,82	3,25
Italien	3,76	3,06
Bayern	3,76	2,99

raschem Wachsthum, aber noch dünner Bevölkerung, wie Schweden und Norwegen, ist die Sterblichkeit schwach, aber auch die Zahl der Geburten nicht hoch. In Russland dagegen, wo die meisten Geburten vorkommen, ist die Sterblichkeit am grössten; in Frankreich ist die Differenz zwischen Geburten und Sterbefällen sehr gering; die Bevölkerung wachst wenig und wird auch kaum mehr viel zunehmen, dagegen stirbt man auch wenig in Frankreich. Offenbar ist das Volk schon ziemlich nahe an der Grenze angelangt, wo das Gleichgewicht mit den Subsistenzmitteln des Landes hergestellt ist. Jeder Denkende wird sich sagen, dass ein solcher Zustand nur in Folge einer überaus fortgeschrittenen Kultur eintreten kann, dass also die Civilisation selbst es ist, welche das allmählige Aufhören des Volkswachsthumes bedingt. Unschwer wird man erkennen, dass bei steigender Kultur das gleiche Schicksal auch den übrigen Nationen Europas bevorsteht; keinesfalls aber haben jene Völker einen Grund, sich zu brüsten, welche durch ihr rascheres Wachsthum beweisen, dass sie von dieser Grenze noch ziemlich weit entfernt sind.

Da in der Nähe von Frankreich wir in unserer unten angegebenen Liste Griechenland, Oesterreich, Irland und Italien finden, so könnte man die soeben aufgestellte Behauptung durch den Hinweis auf diese Länder, welche zum Theile nur geringe Kultur besitzen, umzustürzen vermeinen. Dabei kommt es jedoch auf die Prüfung der aus der erörterten Thatsache sich ergebenden Konsequenzen an, die gleichfalls zutreffen müssen, um dem Lande seinen hohen Kulturrang zu sichern. Eine dieser Konsequenzen ist, dass wo wenig Kinder geboren werden und wenig Leute sterben, die Anzahl der Erwachsenen sehr gross sein muss [1]). Dies zeigt deutlich für Frankreich folgende Tabelle:

England	3,56	2,27
Niederlande	3.55	2,54
Schottland	3,53	2,22
Schweden	3,27	1,97
Belgien	3,23	2,40
Norwegen	3,13	1,83
Dänemark	3,11	2,02
Griechenland	2,89	2,06
Frankreich	2,66	2,30
Irland	2,62	2,03

1) Daran knüpft M. Block folgende Betrachtung: um den ökonomischen Werth des Vorzuges, dessen sich Frankreich erfreut, darzuthun, nehme man beispielsweise an, dass jedes Kind unter 5 Jahren der Gesellschaft 400 Frcs., jeder Jüngling bis zu 20 Jahren 100 Frcs. koste, während jeder Mann von 20—60 Jahren 1000 Frcs. und jeder über dieses Alter 200 Frcs. produzire; es ergibt sich darnach ein Nettogewinn pro Individuum jeden Alters, für

Frankreich . . .	von 493 Frcs.	55 Cent.	
Niederlande . .	„ 445 „	33 „	
Belgien	„ 440 „	06 „	
Schweden . . .	„ 434 „	69 „	
Dänemark . . .	„ 430 „	94 „	
Norwegen . . .	„ 409 „	87 „	

Auf 10,000 Individuen entfallen Menschen

in	von 1—5 Jahren.	5—20 Jahren.	20—30 Jahren.	30—40 Jahren.	40—60 Jahren.	60—100 Jahren.
Frankreich	929	2683	1634	1475	2264	1015
Niederlande	1127	3139	1743	1344	1877	770
Belgien	1164	2968	1661	1352	1960	895
Dänemark	1249	2974	1806	1299	1834	838
Schweden	1257	3007	1770	1353	1831	782
Irland	1260	3649	1710	1166	1568	647
England	1306	3228	1752	1303	1672	734
Norwegen	1353	2995	1742	1356	1657	896
Vereinigten Staaten	1482	3702	1856	1237	1303	420
Preussen	1510	3155	1725	1345	1663	602

Wenn nun auch die Länder, wo — wie in Deutschland — viel Kinder sind und die Bevölkerung sich rasch vermehrt, in dieser Vermehrung selbst ein Element der Kraft finden, so lange die erreichbare Populationsgrenze noch sehr ferne ist, wenn diese Länder also darin, und mit Recht, einen militärischen Vortheil erblicken, so scheint doch andererseits die Wichtigkeit der Langlebigkeit entschieden unterschätzt zu werden. Die Dinge stellen sich einfach so, dass in Deutschland z. B. ein grosser Theil der Bevölkerung auf Kinder (und Weiber) entfällt, welche die Volkskraft im Momente weder militärisch noch industriell erhöhen; in Frankreich fehlt diese vielversprechende Kindermenge, die Zahl der thatkräftigen Männer dürfte aber kaum geringer sein als in Deutschland. Nur auf diese Weise lässt sich die räthselhafte Thatsache erklären, dass in Frankreich jede Volkszählung fast einen Rückgang in der Bevölkerung und trotzdem eine Vermehrung der materiellen, moralischen und geistigen Güter ausweist, welche die deutsche Schule umgekehrt nur von der Hebung der Volkszahl erwartet. Vielleicht liegt in diesem wenig beachteten Umstande auch noch die Erklärung für die wirthschaftlichen Triumphe, welche Frankreich seit seinen grossen militärischen Niederlagen feierte, während in Deutschland die kriegerischen Erfolge eher das Gegentheil von wirthschaftlicher Grösse und Wohlstand zur Folge hatten. Jedenfalls, wenn wir und mit Recht den Satz proklamiren, „Bildung verlängert das Leben“, so werden wir den Franzosen eine hohe Bildung nicht versagen dürfen und eingestehen müssen, dass sie in diesem wichtigen Punkte noch von keinem Volke erreicht, geschweige denn übertroffen wurden.

England	von 403 Frcs.	36 Cent.	
Preussen	„ 393 „	29 „	
Vereinigte Staaten	„ 361 „	70 „	
Irland	„ 361 „	45 „	

wobei für die Löhne ein Durchschnittspreis angenommen wurde, was bekanntlich nicht zutrifft. Diese sind in den verschiedenen Ländern verschieden und die produktive Kraft des Menschen wechselt so wie die Theuerung des Lebens. Die aufgestellten Ziffern können desshalb nur beiläufig zeigen, um welche ökonomische Werthe es sich handelt.

Grossbritannien.

Von den übrigen Kulturnationen Europas nehmen hauptsächlich jene unser Interesse gefangen, welchen in staatlicher Hinsicht die Aufnahme unter die „Grossmächte“ eine hervorragende Rolle sichert. Obenan steht Grossbritannien, das meergewaltige. Wenn irgendwo, so darf man in England die Früchte einer langsam aber ununterbrochen und sicher heranreifenden Entwicklung bewundern. Seit den Tagen Karl I. und Cromwells blieb England von den Folgen einer die Volksleidenschaften bis ins Innerste aufwühlenden Revolution verschont, und selbst die auf dem Kontinente so fühlbaren Wogen des Jahres 1848 prallten fruchtlos an seinen Kreideküsten ab. Von allen gesitteten Völkern Europas stürzte sich das einzige England nicht in den allgemeinen Freiheitstaumel, sich dadurch die traurige Ernüchterung des Erwachens ersparend. Dagegen hat das britische Volk, seinem phlegmatischen aber zähen und beharrlichen Charakter gemäss, vor und nachher unablässig an dem Ausbau seiner politischen Freiheit gearbeitet und schweigend Stein an Stein gefügt. Und darin kamen alle Parteien, alle Regierungen überein, seien nun die Whigs oder die Tories am Ruder gewesen. Diese von jeder überstürzenden Hast absehende gedeihliche politische Entwicklung, für so Manche ein unlösbares Räthsel, findet ihre naturgemässe Erklärung in dem streng konservativen Sinne, welcher am Urgrunde des britischen Volkes ruht und selbst die fortgeschrittensten, extremsten Köpfe beherrscht. So kommt es, dass einerseits in keinem Lande mehr Sinekuren bestehen, nirgends der hohe Adel eine solche Macht und gleichzeitig Verehrung geniesst, nirgends dem religiösen Elemente, ganz übereinstimmend mit dem germanischen Wesen, eine ausgedehntere Herrschaft eingeräumt wird, wie in England, andererseits jedoch die Briten unerwartet und auf die seltsamste Weise, nämlich ohne Hass gegen das Alte und ohne Begeisterung für das Neue, aus dem Geschäftswege ihre Verfassung umstürzen konnten. Denn nichts Geringeres war die Einführung des *Household suffrage,* wodurch die oligarchische mit der demokratischen Staatsform vertauscht ward. In England ward diese Demokratisirung ganz sachte und allmählig herbeigeführt, das naturgemässe Produkt eines langen Entwicklungsprozesses, in dem die Amerikanisirung keine geringe Rolle spielt. „Wie man einen willkommenen oder einen üblen Geruch an den Kleidern aus einem Zimmer in das andere tragen kann, so bringt auch jeder Passagier der transatlantischen Dampfer, der in England ans Land steigt, eine Portion demokratischer Odeurs in die europäische Gesellschaft“ [1]). Die Wendung, welche die Entwicklung der Kultur in den jüngsten Jahren jenseits des Ozeans genommen, hat allerdings, auch in England, die Gefahr wieder bedeutend eingeschränkt, welche besorgte und furchtsame Gemüther in dem Umsichgreifen demokratischer Ideen erblicken wollen

---

1) Peschel im *Ausland* 1867 S. 1202.

In einem Lande, wo ein Naturforscher von dem Range eines Alfred Russel Wallace dem Spiritismus huldiget, wo ein anderer Spiritist, William Crookes, das ausgezeichnete *Journal of Science* herausgeben konnte, welches die ersten wissenschaftlichen Kräfte Englands zu seinen Mitarbeitern zählte, in einem Lande, wo ein Darwin und ein Huxley als Atheisten verketzert werden, wo der grosse Tyndall wegen seiner auf der *British Association for the advancement of Science* im Jahre 1874 zu Belfast gehaltenen religiös-freisinnigen Rede — obwohl er selber weder Atheist noch Materialist ist, vielmehr den Wunsch hegt, den immer klaffender werdenden Riss zwischen Wissenschaft und religiösen Glauben so gut als möglich auszugleichen — einen wahren Sturm der Entrüstung in der gebildeten aber gläubigen Menge erregen konnte, wo der sonntägliche Kirchenbesuch nicht bloss zum guten Tone gehört, sondern auch über die gesellschaftliche Anständigkeit eines Menschen entscheidet — in einem solchen Lande, bei einem solchen Volke stehen die Gefahren der Demokratie, die ja doch nur in deren Auswüchsen liegen, noch in weitem Felde. Diese demokratischen Anwandlungen haben die Briten, welche in dem Jahrzehnte von 1849 bis 1859 so herzhaft ihre Entrüstung kundgaben über das martialische Verfahren der österreichischen Behörden gegen italienische Patrioten in der Lombardei oder dem Venezianischen, nicht gehindert fast zehn Jahre später vorwitzige Irländer zu hängen, die genau so strafbar und genau so bemitleidenswerth waren wie die Mitglieder der geheimen polnischen Regierung vom Jahre 1862, welche die russischen Galgen zierten. Immerhin bekundet das *Household suffrage* einen namhaften politischen Fortschritt, denn wahrhaft freisinnig ist allein das allgemeine Wahlrecht [1]), selbst dort, wo es vorkommen könnte, dass die Landbevölkerung völlig in den Händen einer Geistlichkeit wäre, die feindselig gegen die geistige Entwicklung eines Volkes aufträte. Möchte aber auch irgendwo die Landbevölkerung an politischer Reife hinter den Städtebewohnern zurückstehen, so erfordert dennoch die Gerechtigkeit, dass Reife und Unreife öffentlich vertreten werden, damit die Wahlen ein treues Bild der herrschenden Zustände abspiegeln [2]).

Gerade die konservative Vorsicht, womit selbst die Radikalen in England zu Werke gehen, ist eine Gewähr für die wirkliche Nothwendigkeit des sich dort vollziehenden Prozesses der Entwicklung freiheitlicher Ideen und Institutionen, sowie deren Einbürgerung in immer weitere Kreise. Dermalen darf Grossbritannien uns wohl als Muster eines freiheitlichen Staates im Rahmen des „Parlamentarismus" gelten, welcher in unserem Jahrhunderte sich angeschickt hat, einen Triumphzug durch alle gebildeten und gebildet sein wollenden Nationen zu vollbringen. Da England als die Wiege des Parlamentarismus betrachtet werden kann, so handeln wir wohl am besten gleich an dieser Stelle über diese beliebteste Staatsform der Neuzeit. Unzweifelhaft passt sie

---

1) Dasselbe gilt wohl auch von der „freien Kirche im freien Staate".

2) Peschel im *Ausland* 1869. S. 17.

ganz vorzüglich für England, welches unter ihren Fittigen gross und mächtig geworden. Die „beste Staatsform“ ist der Parlamentarismus aber desshalb noch lange nicht. Herbert Spencer selbst, einer der philosophischesten Köpfe des modernen Albion, nennt die Volksvertreter die Vertreter der mittleren Volksdummheit, er hätte hinzufügen können, der durchschnittlichen Volksunmoralität. Dass der Parlamentarismus für England so vortrefflich passt, so schöne Resultate gezeitigt, hat seinen Grund in dem integren Charakter des britischen Volkes, nicht aber, wie ein liberaler katholischer Schriftsteller [1]) will, darin, dass England protestantisch ist. Wäre dem so, es müsste der Parlamentarismus offenbar bei jedem protestantischen Volke die gleiche wohlthätige Wirkung ausüben; nun gibt es ein grosses Volk, der immensen Mehrheit nach protestantisch, wo gerade in diesem Systeme der repräsentativen und konstitutionellen Regierungsform eine der Hauptursachen der tiefen Entsittlichung, der Korruption zu finden ist, welche von oben bis unten am Marke des Volkes zehrt. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas geht der protestantische Präsident nicht zur Beichte, und dennoch wird man kaum ein katholisches Land nennen können, wo die Prärogativen, welche durch die Konstitution dem Träger der ausübenden Gewalt verliehen sind, zu grösserem Nachtheile des Staates ausgeübt werden. Es ist wahr, in katholischen Ländern scheint der Parlamentarismus weniger als in protestantischen Wurzel fassen zu können, es ist aber erst die Frage, ob dies kulturell ein Nachtheil. In drei Staaten sind in der jüngsten Zeit parlamentarische Institutionen, wie sie die Theorie verlangt und die Schablone vorschreibt, eingeführt worden: in Oesterreich, Ungarn und Italien. Hier wie dort sind grosse Aufgaben zu lösen gewesen, auf welche speziell hinzuweisen wohl überflüssig wäre; drei Parlamenten war Gelegenheit gegeben ihre Kräfte zu messen, ihre Fähigkeiten zu erproben. Diese Probe ist in allen, nach dem Urtheile völlig kompetenter Stimmen, deren keine etwa von einem Reaktionär oder einem Feinde der konstitutionellen Formen ausgeht, total missglückt. Die parlamentarische Regierungsform hat nämlich zur Folge eine Parteiregierung, sie bedingt aber auch den Wechsel in der Regierung. Wir glauben dieser Wechsel, demzufolge eine Partei die andere in der Regierung ablöst, ist das oberste Prinzip des Parlamentarismus. Er lebt und stirbt mit demselben. Ohne diesen bleibt nichts als die Parteiregierung, eine auf die Dauer destruktiv wirkende Institution, der noch kein Staatswesen widerstanden hat. Ob einer vielköpfigen Parteiregierung, dem vielköpfigen, in konstitutionellen Formen einherwandelnden Absolutismus, nicht der nackte Absolutismus eines Einzelnen vorzuziehen sei (unter jenen erwähnten Umständen nämlich, dass kein Wechsel in der Regierung stattfindet), ist kaum

---

1) Emile de Laveleye, *Le protestantisme et le catholicisme dans leurs rapports avec la liberté et la prospérité des peuples.* Bruxelles 1875. 8°. deutsche Ausgabe unter dem Titel: *Protestantismus und Katholizismus in ihren Beziehungen zur Freiheit und Wohlfahrt der Völker.* Nördlingen 1875. 8°. S. 2.

mehr eine strittige Frage nach den Erfahrungen des letzten halben Jahrhunderts. Weder in Italien, noch in Ungarn, noch in Oesterreich war und ist ein Wechsel in der Regierung möglich, hier wie dort nistete sich die reinste Parteiregierung ein; in Italien weil die andere Partei an dem öffentlichen Leben gar nicht Theil nahm, in Ungarn weil sie alle Grundgesetze des heutigen ungarischen Staatswesens — den Dualismus — negirte und bekämpfte; in Oesterreich weil sie theils nicht im Reichsrath erschien, theils wenn sie erschien, ebenso wie in Ungarn, das Grundgesetz nicht anerkennen wollte. Der Gang der Dinge bei langer Dauer einer Parteiregierung ist nun bekannt: die kollektive Verantwortlichkeit drückt den Einzelnen nicht schwer, der Herrschaft und Macht ist man sicher, daher beachtet man nicht sonderlich sorgsam die Folgen dessen was man thut, Gesetze werden gegeben im Interesse der Partei, bald auch die Interessen Einzelner berücksichtigt, die unlauteren Elemente der Partei beuten ihre Stellung bald materiell aus, ein widerlicher Nepotismus macht sich breit, der Geschäftsgang erlahmt, die Verwaltung verfällt, selbst die das Beste wollen, müssen stets Rücksichten nehmen, offene Schäden werden verkleistert, selbst grobe Sünden in Parlament und Presse mit dem Mantel der Parteiliebe verdeckt. Aehnlichen Wirkungen des Parlamentarismus begegnen wir in den meisten amerikanischen Freistaaten. Der mexikanische Kongress, dem es durchaus an staatsmännischen Kapazitäten fehlt, beendet seine Sitzungen, ohne das mindeste für das eigentliche Wohl des Landes zu thun; und wenn man den Verhandlungen in allen legislativen Körpern Mexikos folgt, so drängt sich einem die Ueberzeugung auf, dass die Volksrepräsentanten ihrem Namen schlechte Ehre machen, indem sie so viel als möglich an dem Raubsysteme theilnehmen, das von oben her massgebend geworden. Offenbar wäre es ebenso lächerlich und unnachweisbar, das Scheitern des Parlamentarismus in allen diesen Staaten dem Katholizismus zuzuschreiben, als es ungerecht und widersinnig wäre, für die düstern Folgen dieses Systemes in den Vereinigten Staaten den Protestantismus verantwortlich zu machen. Gerade das Beispiel Englands und Nordamerikas beweist, wie die Konfession völlig gleichgültig in dieser Frage ist. Gestehen wir also, dass der Parlamentarismus für einige Völker trefflich tauge und ihnen nütze, für andere aber gar nicht passend, ja schädlich ist. Ueberall aber ist er zu dem was er ist, nicht aus sich selbst, sondern in Folge der Eigenschaften des Volkes geworden, bei dem wir ihn treffen.

Nicht viel mehr Werth hat die Phrase von der praktischen Ausübung der Freiheit, auf welche die Engländer sich besser verstehen. Es ist richtig, kein Volk ist freier als das britische durch seine Gesetze, keines aber zugleich unfreier durch seine Sitten. Nun ist es, eine, jedem Kulturhistoriker geläufige Thatsache, dass die Bande der Sitte viel festere, drückendere sind als die Vorschriften des strammsten Gesetzes. Was also auf einer Seite an Freiheit gewonnen wird, geht auf der anderen verloren, und in der praktischen Ausübung der persönlichen Freiheit ist die Tyrannei der Sitte meist ein grösseres Hemmniss, als das Gesetz, welches sich oft umgehen lässt. Hat man aber

nur die politische Freiheit im Auge, so zeugt es von einer merkwürdigen Kurzsichtigkeit, in ihr allein das Kennzeichen einer höheren Reife zu gewahren. Wohl darf man die politische Freiheit für einen wichtigen Kulturfaktor halten, dass er aber weder der einzige noch auch der ausschlaggebende ist, lehrt die Ethnologie durch das oft wiederkehrende Beispiel von Völkern, die in Despotenfesseln geschmiedet, dennoch an Civilisation andere weit übertreffen, die unendlich mehr politische Freiheit geniessen. Vergleichen wir nur z. B. die heutigen Perser, bei welchen von politischer Freiheit keine Spur, mit den Sijâ-Posch Kafir, die von Knechtschaft nichts wissen, oder die despotisch regierten Chinesen mit den freien Bergstämmen der Miao-tse. Perser und Chinesen sind relativ civilisirt, Kafir und Miao-tse blosse Wilde. Diese Beispiele liessen sich ins Unzählige vermehren, doch genügen die genannten, um zu zeigen, dass das höhere Ausmass politischer Freiheit an sich keineswegs den Völkern eine höhere Stellung zu sichern vermag. Das Streben nach politischen Freiheiten wird also nur in so fern Beifall finden, als damit zugleich ein Kulturfortschritt erzielt wird. Das jeweilige allgemeine Kulturstadium eines Volkes, und nicht das Maass seiner politischen Freiheiten entscheidet über dessen höhere oder niedrigere Stellung, und so hoch wir in dieser Beziehung England achten, so dürfte doch Niemand, sogar auf dem Inselreiche selbst im Ernste behaupten wollen, die Kultur stehe dort höher als in Frankreich oder Deutschland, welch' beide Länder sich mit einem viel geringeren Maasse politischer Freiheit begnügen.

Auf geistigem Felde geht übrigens gegenwärtig ein merkwürdiger innerer Zersetzungsprozess vor sich. Die bisherigen Sympathien der Briten für Deutschland treten jetzt merklich zurück hinter denen für Frankreich. Während das Interesse für deutsche Angelegenheiten dort sichtbar abnimmt, wächst von Tag zu Tag die Theilnahme, welche der Entwicklung Frankreichs zugewendet wird; und während im XVII. Jahrhunderte sich die Fortschrittsphilosophie von England nach Frankreich verpflanzte und Voltaire die nachhaltigste Anregung zu seinem Kampfe gegen das Bestehende und Geltende sich in England holte, haben jetzt die Engländer sich die Philosophie August Comte's aus Frankreich geholt und arbeiten für die Verbreitung derselben mit einem Eifer und einer Zähigkeit, wie es nur der englische Volkscharakter vermag. Comte's „Positivismus" hat auf die Gedankenwelt der Engländer bereits einen weit durchschlagenderen Einfluss gewonnen als jene Kant's auf die der Deutschen. Damit steht aber eine tiefgehende Zersetzung der Grundlagen bevor, auf welchen das englische Staatswesen bisher sich entwickelt hat.

Schwere Gebrechen, wie sie den kontinentalen Staaten anhaften, sind auch Grossbritannien nicht erspart. Obenan steht der Pauperismus, mit dessen Wachsen die Verbrechen Hand in Hand gehen, die dadurch gleichwie in Deutschland derart überhandnehmende Verwilderung der unteren Volksklassen, dass die Wiedereinführung der Prügelstrafe ins Auge gefasst werden musste, die Verbreitung der Trunksucht, sogar unter dem weiblichen Geschlechte, ferner die Verschärfung der sozialen

Frage und die tiefe Unwissenheit der unteren Volksschichten [1]). Wie schwarz aber auch diese Nachtseiten des englischen Staatslebens sein mögen, sie löschen nimmer das glänzende Gemälde der britischen Kulturentwicklung aus. Eines zeichnet nämlich den Briten vor allen anderen Völkern aus und dieses Eine liegt am tiefsten Grunde des Volksthums, kann kein Volk sich selbst geben, es ist die Kraft der Initiative. Ihr verdankt die britische Nation nicht allein ihre Welt- und Handelsmacht, ihr verdankt sie auch ihren Vorrang auf allen Gebieten menschlichen Schaffens. Wir haben England nicht nur den zweifelhaften Vortheil der Ausbreitung des Christenthums, sondern auch eine Menge Erfindungen und Verbesserungen in verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens und Könnens zu verdanken. Die weitaus meisten Fortschritte und Verbesserungen in allen Zweigen technischen Schaffens, die epochemachenden, die Welt umgestaltenden Mittel des Verkehrs und der materiellen Produktion traten in England zuerst zu Tage. Aber nicht weil sie von Engländern ersonnen wurden, sondern weil die Engländer allein die muthige Entschiedenheit hatten, sie zu verwirklichen. Diese Kraft der Initiative und der That ist es, welche England, mag es auch in einzelnen Punkten von anderen Völkern überflügelt sein, mag auch sein politischer Stern erbleichen, in Wirklichkeit noch immer an die Spitze der Civilisation stellt.

Oesterreich-Ungarn.

Einen Gegensatz zu Grossbritannien bildet in gewisser Hinsicht die österreichisch-ungarische Monarchie. Wenn irgend ein Staat den Beweis führt, wie sehr seine Entwicklung von ethnischen Motiven abhängt, so ist es dieser. Polyglott wie kein anderer in Europa, wohnt ihm keine nationale Existenzberechtigung inne, ist er vielmehr das Ergebniss einer langen historischen Entwicklung und in seinem Bestande, wahrscheinlich noch bis in ferne Zukunft, eine politische Nothwendigkeit. Wenn kein anderes Reich sich mit Oesterreich vergleichen kann in der Mannigfaltigkeit und dem bunten Wechsel der Systeme, welche dort nach und nach „probirt“ wurden, wenn man innerhalb der Reichsgrenzen nichts für „unmöglich“ hält, so wird sich kein Völkerkundiger darüber wundern. Wer mit Aufmerksamkeit den Gang der natürlichen Entwicklung studirt hat, wird keinen Zweifel daran hegen, dass um die vielfach heterogenen Elemente des Kaiserstaates zu Einem Ganzen politisch zu vereinigen, es nur zwei Wege geben könne: den gewaltthätigen Absolutismus oder die freiheitliche Föderation. Die mannig-

1) Siehe darüber den Bericht des Schulinspektors Hammond für Norfolk und Northumberland. — Von je 1000 angeworbenen Rekruten können 222 weder lesen noch schreiben, 107 nur lesen. (*Army and Navy Gazette* vom 18 September 1869.) In England gibt es Ein einhalb Millionen Kinder die gar keine Schule besuchen Schulzwang existirt dort nicht.

fachen Versuche der letzten Jahrzehnte bewegen sich innerhalb dieser Schranken. So lange es anging, d. h. so lange die Völker es sich gefallen liessen, mit anderen Worten, passiv damit einverstanden waren, waltete der Absolutismus, der hier desto schwerer und später zu entwurzeln war, als er sich als das einfachste wirksamste Mittel zur Erreichung des gewollten Zweckes, der Erhaltung der Monarchie, präsentirte. Vom Hauche der freiheitlichen Ideen betroffen, überkam aber endlich auch die Völker Oesterreichs das Bewusstsein ihrer Kraft; sie übten nun ihr Recht des Stärkeren, indem sie sich dem Absolutismus entzogen, das Betreten liberaler Bahnen erzwangen. Freilich trat sofort an Stelle des fürstlichen der nationale Despotismus eines Volksstammes. Indem das österreichische Deutschthum, mit dem wirklichen Deutschthume sprachlich, ethnisch dagegen nur wenig verwandt, sich als den Träger der Gesittung geberdete, nahm es für sich zugleich die Leitung der Geschäfte, die Beherrschung der übrigen Stämme in Anspruch. Aus diesem Kampfe ums Dasein, um die politische und nationale Existenz, welchen die Völker Oesterreichs führen, aus dem jeweiligen Stande dieses Kampfes geht die bemerkenswerth rasche Abnützung seiner Staatsmänner, der überraschend häufige Systemwechsel hervor. Naturgemäss sträubt sich das die Gewalt handhabende, alternde Deutschthum gegen den Föderalismus, welcher einem Abdanken der deutschen Präpoderanz gleichkäme. Thatsächlich hat jedoch Oesterreich die Pfade des Föderalismus schon eingeschlagen, seitdem es durch den 1867er Ausgleich sich in zwei verschiedene politische Hälften spaltete, denn ob die Föderation aus nur zwei ob aus 100 Gliedern bestehe, ist dem Prinzipe ganz gleich. Das im Grunde uralaltaiische, mit den Türken stammverwandte Magyaren-Volk entwand sich zunächst der Herrschaft des deutschen Elements, weil es der stärkere Theil war, und so wird wohl auch in Zukunft der zweitstärkste Theil zuerst seine Selbstständigkeit erringen. Die Phasen dieses Kampfes sind langwierig und wechselvoll, manchmal scheint er fast zu stocken, aber nur Kurzsichtige können ihn für erloschen halten. Dass dieser Kampf zugleich ein Kulturkampf sei, ist unbestreitbar, ob die Kultur jedoch durch einen etwaigen Sieg des Föderalismus, wie man will, ernstlich bedroht werden könne, bleibe dahingestellt. Weder gewinnt dieselbe durch ein gewaltsames Aufdrängen, noch sind die arischen Völker des Ostens so weit zurück, als gerne verbreitet wird. Strebsam, jung und kräftig wie sie sind, gehört ihnen ja doch unter allen Umständen die Zukunft. Slaven und Rumänen nehmen von Jahr zu Jahr an Anzahl zu und erobern sich eine Position nach der andern im Ungarlande und Siebenbürgen, wo Magyaren und Deutsche rasch vor ihnen dahinschmelzen; der Rückgang und endliche Untergang des im eigenen Reichthume erstickenden Sachsenthums in Siebenbürgen ist ebenso unaufhaltsam, wie jener der Magyaren, deren Volkszahl in stetiger Abnahme begriffen ist.

Oesterreich ist ein leuchtendes Beispiel dafür, wie wenig englische Muster sich zur Nachahmung eignen. Der freisinnige Parlamentarismus, mit Recht Albions Stolz, hat hier nicht Eine nennenswerthe Frucht

gezeitigt; vielmehr erwies sich das Parlament, sowohl jenes ältere aus indirekten Wahlen, als das neuere aus direkten Wahlen hervorgegangene, ebenso unfähig, engherzig und unstaatsmännisch, kurz seinen Aufgaben eben so wenig gewachsen, als dies vom früheren Absolutismus behauptet wurde. Auf die Förderung der Kultur hat der österreichische Liberalismus nur wenig Einfluss genommen, ja man beklagt heute den Verfall der Wiener Universität, deren Glanz durch Heranziehen hervorragender Kräfte, ohne Rücksicht auf Konfession oder politische Richtung, zu heben das Hauptstreben eines bekannten ultramontanen Ministers der Reaktionszeit gewesen. Die kulturellen Fortschritte Oesterreichs, hoch bedeutend wie sie sind, wurzeln nur zum geringsten Theile in dem Umschwunge der politischen Ideen in der Heimat, sind vielmehr das Ergebniss des allgemein gestiegenen Kulturniveaus.

Von dieser allgemeinen Steigerung des Kulturniveaus konnte man sich am besten überzeugen, wenn man die Räume der Wiener Weltausstellung 1873 durchwanderte. Oesterreich stand in der Reihe der Kulturnationen wahrhaft imponirend da und unzweifelhaft hat die Volkswirthschaft dort im letzten Vierteljahrhunderte einen Umschwung erfahren, zu dessen Vollbringung sonst Jahrhunderte kaum ausreichten. Unter den Mitteln, um Solches zu vollbringen, steht obenan die Beseitigung der Unterthänigkeit, der Patrimonial- und Feudalrechte. Wie aber in jedem organischen Gebilde der Impuls, welcher an einer Stelle gegeben wird, auf alle übrigen seine Rückwirkung ausüben muss, so geschah es in Oesterreich; die Freiheit des Bodens drängte zu besserer Bewirthschaftung desselben, die intensivere Wirthschaft forderte mehr Arbeit, Intelligenz und Kapital, jene musste herangebildet, diese musste geschaffen werden. Und beides gelang. Die rasche Zunahme der Bevölkerung, die Erziehung derselben in einer auf liberalen und rationellen Grundsätzen aufgebauten Volksschule, deren Unterricht und Bildung durch Fachschulen und Vereine mehrte die Arbeitskräfte in geistigem und materiellem Sinn. Die erste Voraussetzung der intensiveren Bodenkultur, das Kapital, trat ebenfalls ein. Was die landwirthschaftliche Produktion betrifft, so stiegen Oesterreich-Ungarns Waizenernten in dem abgelaufenen Vierteljahrhunderte von durchschnittlich 26 auf 50 bis 65, seine Roggenernte von 57 auf 81, seine Maisernten von 25 auf 49 Millionen Metzen; es produzirt jetzt 4 mal so viel Runkelrüben als damals und exportirt in den letzten fünf Jahren regelmässig Ueberschüsse von 3—4, ja sogar von 10 Millionen Zentner Waizen und um 22—26 Millionen Gulden Mehl. Der Pferdestand hob sich in dieser Zeit von 1,350,000 auf 3,570,000, die Zahl des Rindviehs von 9,600,000 auf 12,600,000, jene der Schafe von 16,300,000 auf 20,100,000 Stück. Auch für die Forstwirthschaft muss die abgelaufene Epoche als segensvoll bezeichnet werden. Durch Verbesserung der gesetzlichen Grundlage, rationelleren Betrieb, ein umfassendes Netz neugeschaffener und verbesserter Verkehrswege vermehrte sich die Ausfuhr der Produkte des Waldes, insbesondere der edleren Bau- und Werkhölzer um das Vierfache, während gleichzeitig zur Verwerthung dieser Schätze durch die Thätigkeit einzelner und durch den neu-

erwachten Associationsgeist industrielle Anlagen entstanden, wie sie in dem alten Oesterreich unbekannt gewesen. Für den dritten Zweig der Urproduktion, den Bergbau, aber sind die letzten 25 Jahre eine Zeit der Entwicklung, welche die kühnsten Hoffnungen übertrifft. Auch die Hausindustrien werden auf immer engere territoriale Grenzen, in abgeschiedene Dörfer und Flecken des Erzgebirgs und Böhmerwalds, in einzelne Alpenthäler zurückgedrängt, und wo der Verkehr seine Saugarme hinstreckt, verschwinden sie ganz. Das Handwerk wird nach fast einem halben Jahrtausend der Zünftigkeit und des Konzessionswesens seiner alten Fesseln entledigt und Oesterreich betritt mit seiner Gewerbeordnung vom 20. Dezember 1859 zuerst unter seinen deutschen Nachbarstaaten die Bahn der Gewerbefreiheit und schafft andererseits der persönlichen und künstlerischen Arbeit den Marken- und Musterschutz. Die Association erblüht sowohl zu Zwecken gleichartiger geistiger Strebungen als zu jenen des Erwerbs. Das Eisenbahnnetz der österreichischen Staaten mehrte sich gleichfalls im Laufe von 25 Jahren von 220 auf 1900 Meilen. Telegraphendrähte sind bis in die entferntesten Dörfer der Sarmatischen Ebene, bis auf die Höhen der Alpen geführt. Auf 11,000 Meilen dieser luftigen Gedankenstrassen werden jetzt jährlich 6 Millionen Depeschen in der Monarchie befördert, während auch die Post 180 bis 190 Millionen Briefe an ihre Adressen bringt. Diese Erfolge aber wären nicht denkbar, wenn nicht in dieselbe Epoche auch die freisinnige Politik des äusseren Verkehres fiele. Die Abschliessung Oesterreichs hat aufgehört, die alten Traditionen sind gebrochen; seit 1859 wird mit konsequenter Ausdauer der Uebergang von der prohibitiven zur freien Handelspolitik vollzogen; zahlreiche Verträge verbinden Oesterreich mit dem Verkehrsleben aller Grossmächte; nicht bloss Mitteleuropa, auch die Rivalen des britischen Inselreichs und die Industrie- und Handelsherrn Amerikas scheinen ihm heute so wenig gefährlich, dass sie zu den meistbegünstigten Nationen der österreichichen Handelspolitik zählen. Dazu haben Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverträge das Uebrige gethan, um das gesammte Wirthschaftsleben Oesterreichs mit jenem der übrigen Welt zu verschmelzen, ja selbst bis in den fernsten Osten, nach China, Siam und Japán wird mit Erfolg die österreichische Flagge getragen.

Absichtlich habe ich diese der Wirklichkeit entsprechende, wahrhaft glänzende Ueberschau der Fortschritte Oesterreichs-Ungarns vorausgesandt, da eine Besprechung der jetzigen, düsteren wirthschaftlichen Lage des Reiches hier kaum unterdrückt werden kann. Die Gegenwart lebt rasch und was in ihr vorfällt, gehört auch weit schneller der Geschichte an als ehedem. Wir dürfen uns daher nicht scheuen, an die Betrachtung der 1873er Katastrophe heranzutreten, welche unbestreitbar von kulturhistorischer Wichtigkeit ist. Wenn dabei manch Unliebsames gesagt werden sollte, so erinnere ich daran, dass es zu gar nichts nützt, sich in Verschwiegenheit zu üben und dass wer die Frucht der Wahrheit kosten will, bei ihrem bitterem Geschmacke nicht das Gesicht verziehen darf.

Die Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland, 1866, von Kurz

sichtigen tief beklagt, hat sich bekanntlich als die segensreichste Wohlthat für die Monarchie erwiesen. So lange Oesterreich im Verbande des entschlafenen deutschen Bundes stand, waren die deutschen Reichsländer ihm das was dem Galeerensträfling die nachrollende Kanonenkugel; es sah sich zusammengeschweisst mit Staaten, deren Interessen in jeder Hinsicht den seinigen schnurstracks zuwider laufen, wie jene Oesterreichs denen Deutschlands. Auch hat die Trennung, weit entfernt auf ökonomischem Felde nachtheilige Folgen zu bewirken, der wirthschaftlichen Thätigkeit in Oesterreich einen ungeahnten Aufschwung verliehen. Doch entwickelten sich anfangs im Stillen, dann immer sichtbarer Schattenseiten, welche bald in eine krankhafte Ueberstürzung ausarteten. Fieberhafte Röthe hielt man für strotzende Gesundheit. Was man in Oesterreich übersah — leider zum Theile sehr absichtlich übersehen wollte — war, dass nur durch ernste, mühsame Arbeit Staaten zu wirthschaftlicher Grösse emporsteigen können. Seitdem aber die den Verkehr beengenden Schranken gefallen, die anderwärts segensreich wirkenden Ideen über *Selfgovernment* und Freiheit die Oberhand bekommen, hatte sich in Oesterreich nicht die Arbeit, sondern die Spielwuth vermehrt. Was das Lotto für die unteren, das wurde wie mit Einem Schlage das Börsenspiel für die höheren Klassen der Gesellschaft; allein es blieb auf diese nicht beschränkt, sondern frass in kurzer Zeit eben so rasch nach unten als nach oben. Es ist eine Thatsache, düster aber völlig unbestreitbar, dass gar keine Gesellschaftssphäre genannt werden kann, welche sich von dem Spieldämon ferne gehalten hätte. Die Vergrösserung der Einkünfte durch Betheiligung am Börsenspiele ward als ganz selbstverständliche Sache betrachtet und führte zu überspannten Verzinsungsansprüchen des Kapitales, die man sehr bald als vollkommen normale anzusehen sich gewohnt hatte. In der That lebte aber in dieser Zeit Jeder über seine Kräfte und zehrte also, ohne dessen bewusst zu werden, von seinem eigenen Kapitale. Anstatt zu sparen für spätere Zeiten und nachkommende Geschlechter, verzehrte schon die Gegenwart was sie besass, ohne für die Zukunft neuen Besitz zu schaffen. Man lebte in der Täuschung, dass es auch auf andere Weise denn durch Anhäufung von Arbeit gelingen könne, Kapital zu sammeln. Kapital ist und bleibt aber einmal für alle Ewigkeit schon vollbrachte, aufgespeicherte Arbeit.

Es gibt bekanntlich keine irdische Einrichtung, die nicht dem Missbrauche ausgesetzt wäre. Der Missbrauch aber vermag Segen in Fluch zu verwandeln. An der Art und Weise wie geistige und materielle Güter verwerthet, gebraucht werden, nehmen wir den Massstab für die Kulturhöhe der Völker. Keine Einrichtung ist an und für sich gut oder schlecht, erst der Gebrauch — denn Missbrauch ist auch Gebrauch — macht sie zu dem einen oder dem andern. Dort wo der Missbrauch einer Idee, einer Einrichtung allgemein geworden, an Stelle des Gebrauches getreten, dort wird von einer Kulturvertiefung nicht die Rede sein dürfen, und wenn der Missbrauch eine Institution betrifft, deren segensreiche, befruchtende Wirkung anderwärts unbe-

zweifelt konstatirt ist, so sagt man, dieses Volk sei jener Segnung nicht werth oder noch nicht reif dafür; es versteht nicht davon den nöthigen Gebrauch zu machen. In diesem Sinne hat sich, wenigstens auf ökonomischem Gebiete, das österreichische Volk für die freiheitlichen Ideen und die damit zusammenhängenden Einrichtungen noch lange nicht reif gezeigt. Zugleich kann der Kulturhistoriker daraus die wichtige, leider nicht gerne vernommene Lehre abstrahiren, dass die Ideen der Völkerbeglückung durch die Freiheit keineswegs eine unfehlbar Panacée sind, keine Schablone, die für alle passt, keine Münze, die überall den gleichen Kurs behält. Für Oesterreich ist dieser Kurswerth entschieden ein sehr geringer, er drückte sich in dem Einen Worte aus: Schwindel.

Wir vermögen der Behauptung nicht beizupflichten, der Börsenschwindel habe mit Volk und Staat nichts gemein; mit dem Volke nicht, weil es in seiner Millionenzahl nichts damit zu thun hat; mit dem Staate nicht, weil die Staatsgewalt demselben ganz fern steht. Beides ist falsch. Die Millionenzahl des Volkes hat nur desshalb mit dem Börsenschwindel nichts zu thun, weil erstens bei einer so eminent ackerbautreibenden Bevölkerung der Bauernstand, also die Majorität, glücklicherweise nur schwer oder gar nicht seine alten Geleise verlässt, zweitens weil bei der ethnologischen Mannigfaltigkeit der österreichischen Völker nicht überall die Versuchung gleicher Prädisposition begegnet. Die Staatsgewalt aber steht dem Börsenschwindel um so weniger ferne, als sie es ist, von welcher im entscheidenden Augenblicke die rettende Hülfe gewärtigt wird, der also auch die Pflicht Katastrophen nach Kräften zu verhüten, zufällt. Und was nun die Prinzipien anbelangt, nach welchen die Staatsgewalt aufgebaut ist, so genügt ein Rückblick auf die Völkergeschichte, um den innigen Zusammenhang zwischen der politischen und der ökonomischen Entwicklung sattsam klar zu machen. Herr Bayard Taylor war es, wenn ich nicht irre, welcher bei einem Bankette in Wien die Verwandtschaft der Erscheinungen in Oesterreich und der nordamerikanischen Republik betonte. Leider entbehrt der Vergleich nicht mannigfacher Richtigkeit. Dort wie da nach aussen blendender Schein, dort wie da „unerschöpfliche Hülfsquellen", dort wie da Pressverhältnisse der düstersten Art, dort wie da im Innern Agiotage, Spiel, Schwindel und Humbug. Und dass in Oesterreich diese Kehrseite der Medaille gerade dann zum Vorscheine kam, als die Staatsgewalt sich theilweise die Prinzipien aneignete, welche jenseits des Ozeans Geltung haben, wird sicherlich jedem Unbefangenen um so mehr Stoff zum Nachdenken über den Zusammenhang wirthschaftlicher und politischer Grundsätze geben, als in der kurzen Frist, wo vor nicht allzu langer Zeit die leitenden Staatsprinzipien eine Aenderung erfahren sollten, eine im Auslande wenigstens sehr bemerkbare Eindämmung des korrumpirenden Schwindels stattfand.

Die Geschichte der Neuzeit ist reich an Beispielen, wo die Verheissungen, die man an die Durchführung eines Prinzipes, einer Idee, einer Massregel knüpfte, nicht nur nicht in Erfüllung gingen, sondern sogar in ihr totales Gegentheil umschlugen. Solchem Schicksale sind

auch die Prinzipien der liberalen Parteien nicht entgangen, in Oesterreich so wenig als anderswo. Wer sich des Jubels und der grossartigen Erwartungen erinnert, welche das Emporkommen der Oesterreich angeblich regenerirenden Partei erweckte, wird heute kaum mehr als ein mitleidiges Lächeln für die damalige Verblendung übrig haben. Fern sei es von mir, im Allgemeinen die freiheitlichen Ideen zu verurtheilen oder etwa gar deren Durchbruch zu beklagen; ganz im Gegentheile muss Jeder freudig erkennen, es geschah damals nur was geschehen musste, was frühere Zustände unbedingt herbeigeführt hatten. Mit eben so grosser Gewissheit dürfen wir aber die Ereignisse der Gegenwart als die unmittelbare und logische Folge der damals nothwendig zur Geltung gelangenden Prinzipien betrachten.

Das Zarenreich.

Den landläufigen Kulturformeln noch entrückt, ist im gegenwärtigen Jahrhunderte das russische Kaiserreich zu ansehnlicher Macht emporgestiegen und durfte sich mitunter in politischen Dingen fast als den tonangebenden Staat Europas betrachten. Russland befindet sich noch in der Epoche des erleuchteten Absolutismus; die parlamentarischen Schlagwörter haben dort noch keine Geltung. So absolut indess auch der Zar zu regieren gewohnt sein mag, das patriarchalische Verhältniss, in welchem er sich zu „allen Reussen“ befindet, gestattet ihm nicht, in all' und jedem Dinge unbekümmert um das Volksbewusstsein seine eigenen Wege zu wandeln. Gerade in Russland hat es sich bei aller uneingeschränkten Macht des „grossen Väterchens“ *(Batjuschka)* zu wiederholten Malen ergeben, dass die Lebensdauer des Regierenden, soweit die Natur dieselbe bestimmt hatte, durch unberufene Hände eine Korrektur erfahren musste, die nicht immer nach dem Geschmack des betreffenden oder betroffenen „Selbstherrschers“ gewesen. So war es übrigens nicht bloss in Russland, sondern überall verstanden die Völker und verstehen es noch, unliebsame Häuptlinge zu beseitigen. Der Absolutismus musste stets auf die allgemeine Volksneigung gebührende Rücksicht nehmen, dies war eine der Bedingungen seiner Existenz; nur dann wenn und in Dingen, zu denen sich die Völker gleichgültig verhielten, konnte er in jenen Despotismus ausarten, welcher oft mit so gräulichen Farben beschrieben wird. Hinter seinen westlichen Nachbarn steht das Zarenreich wohl noch weit zurück, allein allerwärts vermag das Auge des besonnenen, vorurtheilsfreien Beobachters Anfänge, und zwar mächtige Ansätze zu beträchtlichem Kulturaufschwunge aufzuspüren. Noch sind es nur wenig Jahrhunderte, dass die Russen der verwildernden mongolischen Zuchtruthe entronnen, und nicht nur haben sie sich zu einem nach Aussen hin bedeutsamen Staatswesen, ja räumlich dem gewaltigsten der Neuzeit, emporgearbeitet, sie haben auch mit Erfolg eine nicht unbeträchtliche Kultursumme sich angeeignet und verarbeitet. Mit Ueberraschung staunte man auf der Wiener Weltausstellung 1873

die Leistungen eines Reiches an, welches so Manche gerne als auf ungemein tiefer Stufe darzustellen belieben. Hier offenbarte sich ein eigenthümlicher urwüchsiger Geschmack, der namentlich der Hausindustrie seinen Stempel aufdrückt und augenscheinlich aus dem tiefsten Innern des Volkes herangewachsen ist. Neben einer reichen, durchaus originellen Nationalliteratur, poetischen wie prosaischen Inhaltes, hat aber auch die Wissenschaft in Russland eine Höhe erklommen, welche in scientifischen Kreisen die Kenntniss der russischen Sprache fürderhin als Nothwendigkeit erscheinen lässt. Die 1875 in Paris veranstaltete internationale Ausstellung geographischer Leistungen, Lehr- und Hülfsmittel brachte dem verblüfften Europa die noch grössere Ueberraschung, dass auch in Bezug auf letztere keine Nation sich mit den Russen messen könne. Auf dem Felde der Linguistik, der Historie, der Naturwissenschaften jedweden Zweiges, der Erd- und Völkerkunde besitzt das heutige Russland eingeborne Gelehrte, welche sich den Koryphäen der ausländischen Wissenschaft ebenbürtig zur Seite stellen. Seinen Eroberungen, welche fast halb Asien erschlossen, folgte die wissenschaftliche Erforschung auf dem Fusse, während die Begründung der russischen Herrschaft selbst für jene Gebiete einen unabschätzbaren Kulturgewinn darstellt. Wie es Russland war, von dem die epochemachenden Entdeckungen am Südpole ausgingen, so war es wieder Russland, welches die kolossalen Längsthäler der Himmelsgebirge bis zum Tengri-Chan und zur Bogdo-Oola hin entschleierte. Die binnen zwei Jahrzehnten nach jeder Richtung der Wissenschaft hin erfolgte Durchforschung des Tian Schan, ausschliesslich ein Werk russischer Gelehrten, wie Semenow, Säwerzow, Protschenko, Wenjukow, Golubew, Sacken, Poltoratzky, Fedschenko u. a. m., ist an und für sich eine so gewaltige Leistung in der Geschichte der Erdkunde, dass ihr nur wenige gleichkommen, und die Nation, welche solches vollbrachte, mit gerechtem Stolze sich als würdige Rivalin der hochgestiegenen Briten betrachten darf.

Freilich fehlen diesem Lichtbilde die schweren, düsteren Schlagschatten nicht und darunter ist wiederum für den Westeuropäer kein Phänomen unheimlicher als jenes, das wir mit dem Namen Nihilismus belegen. Der Krimkrieg ist im eigentlichen Sinne als der Begründer des Nihilismus in seiner heutigen Gestalt anzusehen. Wir sagen Begründer, nicht Ursprung; denn das Wesen der Sache ist älter und diese hätte auch keinen so fruchtbaren Boden in Russland finden können, wenn dieser nicht durch die geschichtlichen Vorgänge dazu vorbereitet gewesen wäre. Wesentlich und direkt ist aber der Nihilismus die Folge eines Uebermaasses von Freiheit, mit dem man eine dafür noch durchaus nicht reife Nation plötzlich überschüttet hat. Gern geben wir auch zu, dass der praktische Misserfolg, der manche der von Alexander II. gegebenen freiheitlichen Institutionen — Provinzial- und Kreisstände, Schwurgerichte und sonstige Justizreformen — zunächst traf und treffen musste, weil der grossen Masse des Volkes das Interesse dafür völlig abging und die zur Durchführung der Neuerungen geeigneten Persönlichkeiten erst heranzuziehen waren, jener „Manie“ des absprechen-

den Bekritelns der Regierungsmassregeln Vorschub leistete, welche in gewissen Schichten der russischen Gesellschaft für ein Zeichen hervorragender Bildung, ja für das alleinige Kriterium der letztern gilt. Obschon noch um ein Jahrhundert hinter der europäischen Kultur zurück, möchten diese aristokratischen Kreise der Welt doch darthun, dass der Russe genial genug sei, um ohne geistige Arbeit und Anstrengung der abendländischen Civilisation um Jahrhunderte voraus zu eilen. Wer in Russland dafür erachtet werden will, dass er seine Zeit begreift, der muss Alles tadeln, was die Regierung veranlasst und unternimmt, und derselben alles Ueble im Lande zur Last legen, während doch notorisch bis jetzt nichts wirklich Gutes und Nutzbringendes in Russland geschehen ist, wozu die Regierung nicht die Initiative ergriffen hätte. So entstand „eine wahre Jagd" nach verbotenen Schriften, die um so gieriger verschlungen wurden, je grundloser und abgeschmackter, je unsinniger und phantastischer war, was sie behaupteten und lehrten. Die Beamten selbst ergötzten sich an solcher Lektüre und halfen unter der Hand an ihrer Verbreitung, und die Professoren der Universitäten und anderer höheren Unterrichtsanstalten spielten sie ihren Schülern in die Hand. Massenhaft wurden die von Alexander Herzen im Auslande gedruckten Brandschriften im Zarenreiche eingeschmuggelt und insbesondere seine bekannte periodische Publikation „die Glocke" *(Kolokol)* der Jugend zugeführt, die das Gift mit Begeisterung einschlürfte und weiter und weiter trug.

Die höheren Lehranstalten Russlands wurden somit die eigentlichen Herde des Nihilismus, vor allen jene Seminarien des „als erbliche Kaste organisirten geistlichen Standes", aus dem jetzt nicht bloss der gesammte russische Klerus, sondern auch fast alle andern sogenannten „studirten" Leute hervorgehen, die meisten der Beamten und die Majorität aller mehr oder minder Gebildeten überhaupt. Was sind Dickens'sche Schulen, gegen diese Pandämonien, wo Körper und Geist, Charakter und Denkfähigkeit zu Grunde gerichtet und im vierzehnjährigen Lehrkursus die Verachtung aller Autorität, der Zweifel an allem Heiligen gleichsam wie absichtlich eingeprägt wurde, während die bärtigen Schüler von der Aussenwelt nicht viel mehr wussten, als „unmündige Kinder!" Dergestalt bildet sich der Nihilismus aus, welcher faktisch schon lange vorher existirte, ehe ihm der Name beigelegt wurde, der jetzt allgemein recipirt ist, von den Nihilisten selbst aber abgewiesen wird. Bereits die im Jahre 1849 an das Licht gezogene Verschwörung Petraschewskis und seiner Genossen, die Emissäre in das Volk entsandte, um sich in allen Klassen desselben Anhänger zu werben, beruhte auf den Tendenzen, die zwanzig Jahre später Alexander Herzen als diejenigen des Nihilismus bezeichnete, dem Streben nach der „vollkommensten Freiheit von allen fertigen Begriffen, von allen ererbten Hindernissen und Störungen, welche das Vorwärtsschreiten des abendländischen Verstandes mit seinem historischen Klotz am Fusse behindern". Der Nihilismus also will vollständige *Tabula rasa* schaffen, Alles über den Haufen werfen, was den Menschen geistig und sittlich, sozial und politisch irgendwie bindet, Familie, Eigenthum, Staat und

Gesetz; auch die letzte Spur eines Autoritätsgedankens will er aus den Köpfen ausrotten. Zur Durchführung ihres Programms haben die Nihilisten nur einen Satz: *Ubiwaite, strejiljaite, buntuite!* das heisst: Mordet! schiesset! macht Krawall! So lautet der immerwährende Refrain in ihren Blättern und ihrer bei verschiedenen Gelegenheiten ergriffenen Korrespondenz.

Solche Anschauungen konnte selbstverständlich keine noch so weit gehende Regierungskonzession zufriedenstellen; alle die von Alexander II. in das Leben gerufenen Reformen regten vielmehr den Nihilismus nur zu noch maassloser werdenden Forderungen auf, welche das Ideal des Zukunftstaates verwirklichen sollten, das der nach Sibirien exilirte Tschernyscheffski, der Begründer der organisirten nihilistischen Propaganda, in seinem berühmten Romane „Was thun?“ aufgestellt hatte, der, wie ein bekannter russischer Kritiker äussert, „mit raffinirter Sorgsamkeit das Gewissen und den Begriff der Pflicht völlig auszumerzen suchend, nicht nur die Encyklopädie, nicht nur das Nachschlagebuch, sondern auch der Kodex für die praktische Anwendung der neuen Lehre geworden ist; in dem sich die neuen Prinzipien personifiziren und zugleich genau die Mittel angegeben werden, wie diese Prinzipien realisirt werden können.“ Und diesen Roman, der die „Ehrlosigkeit zu einem Weltgrundsatze erhebt, dem gegenüber sich alles Andere in das Nichts aufzulösen hat“, sollen fast alle russischen Studenten und Zöglinge der weiblichen Gymnasien gelesen haben! — ein Buch, von dem zu meinen wäre, dass sein ungeschminkter Cynismus im höchsten Grade abstossend wirken, dass es jedem einigermassen gebildeten und urtheilsfähigen Leser als Ausgeburt des Wahnwitzes und der sittlichen Verkommenheit erscheinen müsste, und das doch in allen Kreisen der höhern russischen Gesellschaft eine magische Anziehungskraft ausgeübt hat, dem Nihilismus fort und fort neue Jünger zuführend.

Als Ergänzung und Verstärkung des Tschnernyscheffskischen Produktes, das unläugbar übrigens der lebendigen Ueberzeugung seines Urhebers entquollen ist, kamen dann noch, nachdem 1865 für die beiden Hauptstädte des Reichs Pressfreiheit verliehen worden war, die Auslassungen in der journalistischen Literatur, namentlich in der Zeitschrift *„Sowammenik“* (der Zeitgenosse), die sich mit geschickter Politik an die Frauen wandte, in ihren Aufsätzen „die Frauen auf den Universitäten“, „die Frauen und ihre Erziehung“, „das anthropologische Prinzip“ etc. etc. für die „Menschwerdung“ der Frauen agitirte und unter diesen letzteren, bis in die vornehmsten Stände hinauf, die eifrigsten Nihilistinnen schuf, deren absoluter Radikalismus bald den wildesten Thaten der männlichen Träger des Nihilismus den Rang abzulaufen strebte. In Folge der in der Mehrzahl der russischen Familien herrschenden Mittellosigkeit von jeher danach trachtend, sich hinsichtlich ihres Erwerbes „auf eigene Füsse zu stellen“, wurden die Frauen jetzt von einer unbezähmbaren Leidenschaft gepackt, sich um jeden Preis eigene Selbständigkeit zu erringen, den Männern in allen Beziehungen des Daseins gleichzustehen und das letzte „Vorurtheil“ von Anstand und Sitte ihres Geschlechtes abzustreifen. Das „zeitgemäss

entwickelte" Mädchen spottete jeder moralischen Schranke, es verliess pietätlos seine Eltern, „um denselben nichts zu verdanken zu haben" und frei dazustehen, und stiess es bei ihnen auf Widerstand, so wurden „fingirte Ehen" geschlossen, d. h. „es liess sich Jemand in der That mit einem dergleichen fortschrittlichen Mädchen trauen", um dasselbe von der elterlichen Autorität zu befreien, nach dem Kopulationsakte aber schlug Jedes seine besonderen nihilistischen Pfade ein. Nicht wenige Frauen erklärten das für ein Verfahren, welches allgemein noth thue, und selbst Damen von hohem Range warfen sich zu schwärmerischen Aposteln der „freien Liebe" auf. Schöne junge Mädchen aus reichen Familien von sorgfältiger Erziehung verschwanden von Haus und tauchten an anderen Orten in der Gesellschaft von zerlumpten schmutzigen Bettlern, welche das Volk als Heilige verehrte, zerlumpt wie diese, wieder auf. „Stürzen wir uns mit der alten siechenden Welt, an der nichts zu retten ist, in das Verhängniss oder das Nichts, dem sie entgegentreibt!" Dies war der Wahlspruch, der Verzweiflungsruf dieser Menschen. Das Nichts wurde Ziel, Zweck, Idol.

Verhängnissvoll war auch die Errichtung weiblicher Gymnasien im Jahr 1858, sowie der Beschluss, Mädchen an Universitäten zuzulassen, damit sie Medizin an männlichen Leichnamen studirten. Die Stellung der Frau, im Gegensatze zu diesem emanzipirten Gebahren, war und ist noch in Russland eine unwürdige, sklavische. Ein gemüthliches Familienleben existirt kaum. Stereotype Sprichwörter bezeichnen die Stellung der Frau: „Ich liebe dich wie meine Seele und klopfe dich wie meinen Pelz!" In den Dorfschulen treiben unwissende materialistisch gesinnte Lehrer ihr Unwesen. Durch die ganze Literatur ging und geht ein einschneidend pessimistischer Zug der Weltanschauung, zu der sich noch (von den Satiren des Fürsten Kantemir ausgehend) der Spott und Hohn gesellten.

Das ist also das eigenthümliche Wesen des Nihilismus, dass er nicht, wie man sich auszudrücken pflegt, in dem unteren Volke, sondern in den höheren oder gebildeten Klassen seinen Sitz hat. Die grosse Masse der russischen Bevölkerung, die bäuerliche, hat noch Niemand des Nihilismus bezichtigt; sie ist vielmehr ausgezeichnet durch ihre fromme Anhänglichkeit an das Zarenthum, zumal durch ihre dankbare Verehrung für Alexander II. Ferner die russischen Handwerks- und Fabrikarbeiter sind gleichfalls Bauern, welche aber vorziehen ihr Dorf zu verlassen, um in einer Fabrik ihren Erwerb zu suchen und welche daher von Feindschaft gegen das Kapital und von dergleichen Dingen weit entfernt sind und nichts davon wissen. Wir haben die merkwürdige Erscheinung vor uns, dass allein in den höheren Klassen der russischen Nation eine Richtung und Bewegung zu Hause ist, welche uns mit der Pariser Kommune oder mit einer uns noch besser bekannten Sozialdemokratie verwandt zu sein scheint. Unser Befremden muss noch grösser werden, wenn wir bedenken, dass in Russland der Mensch vornehmlich erst durch den Staatsdienst etwas wird, durch ihn erst einen höheren gesellschaftlichen Rang erlangt. Der Bürgerstand hat nicht die Entwicklung und die Bedeutung wie im

übrigen Europa; wer sich erheben und emporkommen will, tritt in den Staatsdienst, er wird damit in eine Beamtenklasse und in vielen Fällen zugleich in eine Adelsklasse eingereiht, und auch der Geburtsadel darf oder kann sich dem Staatsdienst in der Verwaltung oder im Heere nicht entziehen, jeder geborene Edelmann muss wenigstens eine Zeit lang solche Dienste leisten. Man möchte daher vermuthen, dass in Russland die höheren Klassen nichts anderes sein werden, als Träger und Stützen der bestehenden Staatsordnung. Statt dessen stärkt gerade der Nimbus geheimnissvoller hoher Verbindungen die Macht des Nihilismus noch mehr, und es gilt in Russland als zuverlässig, dass auch in allerhöchsten Adelskreisen Verbindungen mit ihm bestehen. Alexander Herzen war der Sohn eines russischen Adeligen. Bakunin, Ogareff, Galitzin, Dolgorukoff, Koltzoff, Ryleijeff, Puschkin, Gribojedoff, Lermontoff, Wenewitinoff, Polejaeff, Barjatinski, Bestuscheff, kurz, alle diejenigen, welche für radikale Umwälzungen auftraten, gehörten dem Adel- oder Beamtenstand an, welch Letzterer gleichsam das Rekrutirungsdépot für den Adel bildet. Jeder Beamte kann durch Ersteigen der vierten Rangklasse den erblichen Adel erlangen. Die Söhne der Beamten fallen als Studierende grossentheils dem Nihilismus anheim, der sie erfasst wie eine Epidemie, und dazu hilft die ausgeübte Härte mit, welche sie in die Hände der Agitatoren treibt. Den Vätern als höheren Beamten sind dann die Hände gebunden.

Für Jenen, der die Geschichte rückwärts schaut, hat das Phänomen des Nihilismus nichts Ueberraschendes. Er weiss, dass dasselbe eine sehr natürliche, ja fast nothwendige Folge des Zusammenprallens unserer hoch entwickelten westeuropäischen Gesittung mit der dafür noch nicht genügend vorbereiteten Kultur des Ostens ist. Noch allemal ist in solchem Falle die Wissens- und Bildungshöhe des Einen dem andern zum Fluche geworden, und wenn sie niemals solche krasse entsittlichende Wirkungen gehabt, nun so liegt dies darin, dass noch niemals einem Volke der Wettkampf mit einer überlegenen Kultur so rasch und so unvermittelt angeboten ward, wie es die Neuzeit mit ihren ausserordentlichen Verkehrsmitteln thut. Allemal aber hat der Fortschritt dennoch die Oberhand behalten, und so ist es auch in Russland trotz des Nihilismus und verwandter Erscheinungen. Es sind auch dort in den letzten Jahrzehnten schöne Kulturerfolge errungen worden, und dies zu verkennen hiesse die Unterschätzung russischen Wesens etwas zu weit treiben.

Wir dürfen mit gutem Fug die Russen als die Vertreter des eigentlichen Slaventhums überhaupt betrachten. Mit schweren Lastern verbindet der Slave hohe Tugenden, die ihn zu Grossem befähigen. Von seinen Fehlern wiegt politisch keiner schwerer, als der Mangel an Energie, und gerade dieser Nationalfehler bedrückt den Russen am wenigsten. Ihm ist sogar, vielleicht ein Erbstück aus der Mongolenzeit, eine seltene Energie eigen, verbunden mit einem seltenen Talente; denn alle Ethnologen sind darüber einig, dass die Slaven überhaupt zu den begabtesten Völkerstämmen zählen. Es heisst mit den modernen Forschungen frevelhaften Missbrauch treiben, wenn die Lüge, dass das

Slaventhum keine Zukunft habe, dass es nie zu einer dominirenden Stellung in der Kultur gelangen werde, in das Gewand des unanfechtbaren Satzes gekleidet wird, die Slaven müssten sich gerade so den ehernen Gesetzen der Natur beugen, wie die modernen Völker, und man diesen mit folgenden, der Wahrheit entgegengesetzten Argumenten zu begründen sucht: Mangel an Talent sei die Kette, Mangel an Energie der Einschlag. Was insbesondere das Russenthum bisher in der kurzen Frist kaum zweier Jahrhunderte seit dem wohlthätigen Barbaren, Peter d. Gr. genannt, geleistet hat, verbirgt sich freilich meistens hinter dem schwer durchdringlichen Panzer einer wohltönenden Sprache, welche ein Volk von 70 Millionen Köpfen zu pflegen und nicht aufzugeben wohl ein unbezweifeltes Recht hat. Bei der dem Slaven eigenen Lern- und Wissbegier entgeht ihm dadurch nichts von den Forschungen und Errungenschaften seiner Nachbarn. Die im Auslande theilweise noch ungeahnten Fortschritte der materiellen Kultur in Russland — wie uns die Entwicklungsgeschichte gelehrt, allemal der Vorläufer des geistigen Aufschwunges — gewähren immerhin dem russischen Volke die Hoffnuug, dereinst auch eine kulturbeherrschende Stellung einzunehmen, eine Hoffnung, welche seine relative Jugend unter den europäischen Kulturnationen, wie nicht minder der nach Osten gerichtete Rücklauf der Gesittung naturgesetzmässig berechtigen.

Orient und Ostasien.

Kulturzustände im türkischen Reiche.

An der östlichen Schwelle Europas sitzt seit fast einem halben Jahrhunderte ein uralaltaisches Volk, die Türken oder Osmanli, starre Träger des Islâm, die einzige nichtchristliche Nation unseres Welttheiles, in ihrer Gesittung aber ein wahrhaftes Stück Asien. Man kann sehr wohl eine Kulturgeschichte Europas schreiben, ohne der Türken auch nur ein einzigmal zu erwähnen, denn ihre Kulturleistungen waren ebenso unbedeutend als ihre sonstige geschichtliche Rolle wichtig gewesen und noch ist. Sie haben nichts für die Entwicklung des menschlichen Geistes geleistet, sie haben uns mit keiner Erfindung bereichert, sie haben es nicht einmal zu einer Literatur gebracht, welche jener ihrer islamitischen Glaubensgenossen, der Perser und Araber, ebenbürtig wäre; sie haben nur vertilgt, zerstört und im allergünstigsten Falle jene, welche mit ihnen in Berührung kamen, in ihrem Kulturgange aufgehalten. Die Geschichte der Osmanli ist daher rasch erzählt. Zur Zeit der Reformation begannen die Türken auch für das Abendland bedrohlich zu werden. Eine Eroberung folgte auf die andere. Im Norden ward Moskau einverleibt, nach Süden erstreckten sich die Eroberungen auf Syrien, Egypten, Arabien bis in den Sudân. Jetzt drangen die Osmanen auch gegen Westen vor, 1541 eroberten sie unter Solyman II. ganz Ungarn und machten Buda-Pest zur westlichen Hauptstadt ihres Reichs. Kein Schrecken war im deutschen Reiche grösser als der Ruf: „Der Türke kommt.“ Noch heute wird in einem grossen Theil Deutschlands Abends die Türken-Glocke geläutet. Unter Selim dem Grossen drangen sie bis gegen Wien vor. Aber hier brach sich endlich ihr Glück, und so rasch das Reich gewachsen, so rasch zerfiel es wieder; denn ein Reich, das bloss mit dem Schwerte gegründet wird, das nur zerstört, nicht aufzubauen weiss, hat keinen Bestand. 1683 wurde Wien entsetzt mit Hülfe der Deutschen und Polen; 1686 Ofen zurückerobert; 1717 gewann Prinz Eugen Belgrad wieder. 1770 beginnt Russland seine Eroberungen, 1780 nimmt es die Krim, und bis in unser Jahrhundert setzt sich der Verfall des Reichs fort. 1828 erfolgt der grosse Schlag Russlands unter Dibitsch Sabal-

kanski, worauf die Türkei im Frieden von Adrianopel 1829 ausser 10 Millionen Dukaten die Provinzen um das Schwarze Meer verliert. Es folgte die Losreissung Griechenlands, Aegyptens, Syriens. Der Türke sah sich auf Konstantinopel beschränkt, des Todes gewärtig, die Katastrophe schien unmittelbar bevorzustehen; da war es die Politik der Eifersucht der europäischen Mächte, die dem Türkenreiche das Leben verlängerte. Die Westmächte stellten sich gegen Russland und enthielten ihm das Erbe vor, das es nach uralter Tradition an der Newa haben wird und haben muss.

Erst seit diesem denkwürdigen Kriege von 1828—1829 gewinnt die innere Geschichte der Türkei ein kulturgeschichtliches Interesse; denn beiläufig von jener Epoche datiren die mit ewiger Unfruchtbarkeit geschlagenen Versuche, das Land zu europäisiren, Volk und Reich durch Reformen auf eine den gesitteten Nationen ebenbürtige Stufe zu heben. Die Wirkungen dieser Reformen zu studiren, ist nun ebenso nothwendig als interessant. Man stellt sich gemeiniglich vor, dass das osmanische Reich früher unter einem ungemilderten Despotismus schmachtete, wo der Wille des Sultans und die brutale Gier der Pascha allein Gesetz waren; wo die Bevölkerung, besonders die christliche, täglich neuen und grausamen Erpressungen sich ausgesetzt sah, während erst durch Mahmuds II. Reform der Staat einem relativ freiheitlichen, geordneten, gesetzmässigen und fortschrittlichen Zustande zugeführt ward. Von diesen beiden Ansichten ist nun das gerade Gegentheil wahr. Von einer Konföderation halb unabhängiger Staaten, jeder mit seinen eigenthümlichen Sitten, Privilegien und Einrichtungen, ausgestattet mit der genügenden Macht, sie zu vertheidigen, und einer zwar rohen, aber wirksamen Volksvertretung — gelangte die Türkei in den jüngsten fünfzig Jahren zu einem absoluten, unkontrolirten, centralisirenden Despotismus, in dem die früheren Privilegien, Einrichtungen, Sitten, Volksvertretungen, kurz jede Spur von Volksfreiheit und Lokalautonomie in einer blind centralisirenden Gleichförmigkeit untergingen.

Als 1808 Sultan Mahmud II. den Thron bestieg, verdiente das decentralisirte Reich kaum den Namen einer Monarchie; er selbst war weit entfernt, ein absoluter Herrscher zu sein, denn sein Wille war durch nicht weniger denn vier wichtige Faktoren, darunter drei gesetzmässige, beschränkt. Der vierte waren die im XVII. und XVIII. Jahrhundert entarteten Janitscharen, welche ihre Macht jedoch benützten, um regelmässig etwaigem Missbrauche der souveränen Gewalt entgegenzutreten. Kaum minder mächtig waren die *Ulema* oder Gelehrten, deren Stellung an jene der Schreiber und Schriftgelehrten des späteren jüdischen Volkes mahnt. Die Entscheidungen der Ulema konnten niemals ungestraft ignorirt werden, denn ihr religiöser Charakter sicherte ihnen die Stimme des Heeres wie des Volkes; die Gerechtigkeit erfordert zu sagen, dass ihre Entscheidungen meist das Recht vertraten. Janitscharen und Ulema hatten ihren Sitz in der Hauptstadt; auf dem flachen Lande waren zwei andere Faktoren wirksam: die *Timarli* und die sogenannten *Dereh-Beg,* die „Herren vom Thale“, nach der Lage ihrer gewöhnlich an einem Strassendefilé oder einer Bergschlucht er-

bauten Schlösser und Kastelle benannt, von wo aus sie Zoll von den Reisenden einforderten. Viele dieser Dereh-Beg stammten aus alter Zeit, ihre Familien hatten hier geherrscht lange vor Ankunft der Osmanen, deren Sultane sie in ihren Privilegien bestätigten; andere wurden erst von den Sultanen eingesetzt. An der Spitze einer Schaar bewaffneter Vasallen übten sie eine sehr bedeutende lokale Autorität und waren sie die natürlichen Gegner jeder centralisirenden, auf Ausbeutung der Provinzen zu ausschliesslichen Gunsten der Hauptstadt abzielenden Bewegung. Die Dereh-Beg entsprachen in jeder Hinsicht dem alten Feudaladel West-Europas. Neben ihnen gab es die Timarli oder Inhaber militärischer Lehen, die, anfänglich nur für Lebzeiten vom Staate mit Lehengütern bedacht, sich auf denselben allmählich erblich gemacht hatten. Ihre Anzahl war eine sehr beträchtliche. Endlich hinter den Dereh-Beg und Timarli stand noch ein fünfter Machtfaktor — ein bewaffnetes Volk; jeder erwachsene Jüngling trug Waffen und wusste sie zu gebrauchen. Der Willkür der Pascha war dadurch an sich in der sehr unberechenbaren Langmuth des Volkes eine unüberschreitbare Schranke gezogen.

Von diesen fünf Momenten sind vier bis heute gänzlich verschwunden. Die Vernichtung der Janitschaaren ist bekannt; zwischen 1830 und 1840 verschwanden die Dereh-Beg und auch die Timarli, deren Güter Mahmud mit einem einzigen Federstriche einstrich, indem er alle von seinen Vorgängern gewährten Privilegien aufhob; endlich erlitt das Recht des Waffentragens eine starke Beschränkung. Die Ulema allein sind noch übrig geblieben. Auf dieser *tabula rasa* konnte nun Mahmud seine Reform beginnen; sie gipfelte in einem stehenden Heere und in einer centralisirten bureaukratischen Verwaltung. Heute kann kein Zweifel mehr darüber herrschen, dass die wohlgemeinten Absichten des Sultans ein schmähliches Fiasko erlitten und zum grossen Theile Schuld an dem zunehmenden Verfalle des Reiches tragen. Neuerdings empfangen wir hier die Lehre, der die ganze Menschheitsgeschichte beglaubigend zur Seite steht, dass der Herrscher machtlos ist zum Guten wie zum Schlimmen, wenn er in seinem eigenen Volke nicht die Unterstützung seiner Thaten findet. Kein Tyrann ist stärker, als das Volk, das schwächste Volk stets stärker als sein Tyrann. So ist denn jedes Volk des eigenen Geschickes Schmied und hat kein Recht für die herrschenden Zustände, den Despotismus der Fürsten, deren Druck es erträgt, verantwortlich zu machen. Die Türken in ihrer überwiegenden Majorität wollten von Mahmuds Reformen nichts wissen, denen somit das gemeinsame Loos aller solcher Neuerungen beschieden blieb, das Alte einzureissen, ohne Neues, Lebenskräftiges an die Stelle zu setzen.

Die Reformen Mahmuds, welche den türkischen Staat an sich schwächten, weil das Türkenthum ihren Sinn weder begriff noch begreifen konnte, kamen dagegen naturgemäss der unterworfenen *Rajah* d. h. der Heerde, worunter man die unterworfene nicht moslim'sche also christliche Bevölkerung zu verstehen hat, zu Gute. Unter dem schwächlichen Abdulmedschid gelang es Reschid-Pascha, der

sich in England und Frankreich für die dort herrschende konstitutionelle Regierungsform erwärmt hatte, rasch und geheimnissvoll am 2. November 1839 den berühmten Hattischerif von Gülhane in Szene zu setzen, eine Art „Verfassung" des Reiches, auf welche der Grossherr den Eid ablegte. In der Uebertragung der konstitutionellen Regierungsform auf die Türkei — einem puren Theatercoup — erblickte nämlich Reschid-Pascha das beste Auskunftsmittel, diese in den Augen des fortschrittlichen Europa zu rehabilitiren und ihr die Sympathien der Welt gegen das absolutistische Russland im Sturme zu erobern. In dieser Erwartung sah sich Reschid-Pascha auch keineswegs getäuscht, denn wie es einstens Mode war, Philhellene zu sein, so kam jetzt das Turkophilenthum in Schwung. In Wahrheit fixirte der neue Hattischerif nur auf Pergament die Verheissungen, welche von Sultan Mahmud bereits bei verschiedenen Anlässen früher ausgesprochen waren, und verkündete nur als Gesetz, was im Laufe der Zeit schon ziemlich allgemein zum Gewohnheitsrechte geworden war. Wieder ein Beweis, dass im politischen Leben der Völker nur möglich ist, was in ihnen selbst Wurzel fasst, dass es keine Gewalt gibt, die einem Volke aufzuzwingen vermag, was es nicht will, was nicht ohnehin aus ihm selbst hervorwächst. Nur ein noch stärkeres Volk vermag das andere unter sein Joch zu bringen, niemals ein Einzelner. So kamen die türkischen Christen unter die damals stärkeren Türken. Hätte das Türkenthum 1839 noch seine ursprüngliche Kraft besessen, es wäre wohl nie zum Hattischerif von Gülhane gekommen, der zuerst dem rechtlosen Zustande der Rajah ein Ende machte.

Im Allgemeinen stellte sich bald heraus, dass die materielle und moralische Stellung der Rajah infolge des Hatts von Gülhane sich etwas gehoben hatte. Grund genug, um die Feindseligkeit der Moslemin gegen die neue Charte zu erregen, denn der bisher ausschliesslich privilegirte Aecht- und Rechtgläubige wollte und konnte sich nicht plötzlich daran gewöhnen, in der Rajah, die er nicht einmal mit dem Titel „Mensch" beehrte, gleichberechtigte Staatsbürger zu erblicken. Die zur Unterdrückung der mit der Steuererhebung verbundenen Erpressungen und sonstigen Missbräuche ergriffenen Massregeln blieben wirkungslos wegen der Unehrlichkeit der korrumpirten Sendlinge. Das ganze türkische Beamtenthum ist ignorant, korrumpirt und feig, und es ist wieder nur eines der beliebten Schlagwörter, wenn wir von „Paschawirthschaft" sprechen; richtig sollte es heissen: „Türkenwirthschaft," denn jeder Türke, von einigen ehrenvollen, aber nicht ausschlaggebenden Ausnahmen abgesehen, benimmt sich so wie sein Pascha und würde dessgleichen handeln, wenn er selbst Pascha wäre. Darum findet die „Paschawirthschaft" auch stets die lebhafteste Unterstützung im türkischen Beamtenthume und selbst unter der türkischen Bevölkerung, und darum, weil sie dies genau wissen, glauben die Christen den Türken und diese wieder den Christen nicht. Mit der einzigen Ausnahme also, dass die Lage der Christen ein wenig verbessert wurde, d. h. der Griechen und Armenier, unter welchen die ärgsten Wucherer und Schwindler sind, ist der Hattihumayum ein todter Buchstabe geblieben.

Die Wirkungen dieses Ueberganges vom alten zum neuen Systeme lassen sich am besten in Klein-Asien beobachten.

Von Samsun nach Tokat, von Tokat nach Sivas, von Sivas nach Angorah, überall liest man in grossen Lettern den Verfall der Türkei, gewahrt man den Kontrast zwischen Einst und Jetzt. Ueberall zerbröckelnde Ruinen eines Schlosses, der Burg eines Dereh-Beg, der hier Hof gehalten, Recht gesprochen hatte. Wer auf diese auch unsere Vorzeit charakterisirenden Zustände nur mit Abscheu zurückblickt, wer darin nur Willkür und menschenunwürdige Vergewaltigung sieht, vergisst, dass der arbiträre Charakter dieser Rechtspflege gemildert ward durch die religiösen Vorschriften, hier des Qorâns, und dass nur selten der Beschädigte an diesen vergeblich appellirte. Auch durfte der despotischeste Beg nicht leicht, am wenigsten unter seinen eigenen Vasallen, eine offenbare Ungerechtigkeit wagen. Die öffentliche Meinung übt einen schweren Druck auf Jene, die in ihrer Mitte leben, und ist geneigt, dort, wo — wie im Osten — eine Presse fehlt, sich nöthigenfalls mit Gewalt Recht zu verschaffen. Endlich wissen wir aus der Völkerkunde, dass die Menschen leichter die Unbill ihrer eigenen Stammverwandten als die Gerechtigkeit eines Fremden erdulden; ja Ungerechtigkeit vermochte nicht einmal die Popularität eines Anführers zu zerstören, wenn er sich nur sonst tapfer, freigebig nnd bereit zeigte, seine Vasallen gegen die Uebergriffe des Nachbarn oder selbst des Sultans zu schützen. Und wenn er auch manches Schaf wegnahm, manchen Scheffel Reis schuldig blieb, es ward doch alles in Gemeinschaft mit den Vasallen verzehrt, nicht wie heute, nach Konstantinopel gesandt; was aus einer Tasche genommen wurde, wanderte wenigstens in die andere wieder zurück und der Konto von Soll und Haben zwischen Volk und Beherrscher, wies am Jahresschlusse stets eine merkwürdige Bilancirung auf.

Nicht weit von Schlossruinen entdecken wir oft eine elende Hütte darin wohnt heute der einst so stolze Beg oder sein Nachkomme, dem die Regierung als Entschädigung für seine an sich gezogenen Güter eine kleine monatliche Subvention auszahlt, mit bekannter türkischer Regelmässigkeit, oft — auf dem Papier. Und dennoch geniesst selbst heute noch der gesunkene, machtlose Beg das höchste Ansehen unter seinen Landsleuten; die lokale Höflichkeit gibt ihm immer noch den Titel, welchen die Regierung ihm verweigert, die Bauern grüssen ihn ehrfurchtsvoll und horchen auf seine Worte mehr als auf jene des Stambuler Beamten, der jetzt unten im Thale wohnt. Von seinem Gehalte muss letzterer Würdenträger im ersten Jahre mindestens die Hälfte abziehen, womit er angeblich der Regierung, thatsächlich aber seinem Chef, ein Dankgeschenk macht. In Stambul hat ihn das Erlangen seiner Stelle schon starke Summen gekostet, die standesgemässe Reise nach dem neuen Wirkungskreise, dessen Namen er nie zuvor hatte aussprechen hören, verschlingt abermals grosse Beträge; endlich angekommen, verbindet ihn nicht das leiseste Band mit dem neuen Wohnsitze und sein ganzer Gedanke geht dahin, sich zwei bis drei Jahre in seinem Posten zu erhalten, um in dieser Frist auf geraden

oder krummen Wegen, öfter auf letzteren, so viel zu erpressen, um damit seine Schulden tilgen zu können. Am Thore des *Konak* oder Gouverneurhauses lungern ein halbes Dutzend schäbiger *Zabtiyeh* oder Polizeisoldaten, deren Uniform nach europäischem Schnitt, in ihrer Verschiedenheit von der Landestracht, für jeden scharfsichtigen Gauner oder Vagabunden eine schon weithin sichtbare Warnung enthält, sich in Sicherheit zu bringen; im Uebrigen ist es der elend bezahlten Polizeimannschaft, welche auf ihr mikroskopisches Salair oft Monate lang warten muss, kaum zu verargen, wenn sie gegen eine mässige pekuniäre Entschädigung den eingefangenen Verbrechern gerne zeigt, wie sie am leichtesten wieder entwischen können. Der enorme, unverhältnissmässige Unterschied in der Besoldung der oberen und der unteren Beamten, dann der Umstand, dass keine Stelle, kein Posten, keine Begünstigung, wenn sie auch noch so gering, vergeben wird ausser gegen Geld, haben die Stellenjägerei aufs Höchste entwickelt, welche mit dem Verfalle des öffentlichen Geistes gleichen Schritt hält. Die Türkei steht hierin auf gleicher Stufe mit den Vereinigten Staaten, oder diese mit jener, wie man lieber will. Natürlich trachtet der Käufer einer Stelle, aus dem „Geschäft" so viel Gewinn als möglich zu schlagen. Darnach handeln denn auch die Beamten am Mississippi wie am Bosporus. Vegetiren die niederen Beamten in bitterer Armuth, so gilt ein Gleiches von den Bewohnern der Dörfer und selbst der Städte. Sieht man ausnahmsweise in den Strassen von Trapezunt, Sivas oder Angorah einen wohlgekleideten Menschen, so ist es sicher der christliche Geldgeber; sonst überall Armuth und nacktes Elend. Wenn in Konstantinopel statistische Ausweise zusammengestellt werden, um zu beweisen, dass die Einnahmen des Reiches 1872 um ein Drittel mehr betrugen als 1870, so zeigen sie nur, dass um ein Drittel mehr Geld eingetrieben wurde; die Ressourcen des Landes sind dabei gesunken. Was der Steuereinnehmer übrig lässt, holt sich der Wucherer. Trotz des Hattihumayum von 1856 gibt es in der Türkei noch immer kein Kreditsystem. Der Bauer bleibt auf den Privatgeldgeber angewiesen, der gewöhnlich ein Armenier ist und in der Regel 3 pCt. per Monat verlangt, welche, wenn nicht bezahlt, am Ende des Jahres zum verzinslichen Kapitale geschlagen werden. Am endlichen Verfallstage geht der Schuldner zu Grunde oder muss auswandern, und nur der Wucherer bleibt übrig, um an dem Nachfolger des Vertriebenen das nämliche Kunststück zu wiederholen. Eine Folge dieser Zustände ist es, dass alles noch etwa disponible Kapital sich in derartigen Leihgeschäften investirt, während für produktive Anlagen kaum ein Pfennig aufzutreiben ist. Man begreift, dass unter so bewandten Umständen kein Gouverneur, sogar wenn er wollte, den Leiden des Volkes in der Provinz abhelfen kann; übrigens würde er gar bald die Erfahrung machen, dass allmächtig, um zu nehmen, er völlig ohnmächtig ist zu geben, zu bessern. Für die geringste Kleinigkeit müsste er anfragend nach Stambul schreiben, auf eine Antwort würde er indess vergeblich warten.

Für diesen Zustand der Dinge sind nun die Reformen des Sultan

Mahmud II. verantwortlich. Als dieser, nach Macht dürstend, die alte Aristokratie des Reiches zerstörte, zerstörte er die einzige Klasse der Gesellschaft, aus welcher die Regierung gebildet werden konnte, um diese einem Haufen von Abenteurern auszuliefern. Wenige türkische Minister seither konnten auf ihren eigenen Grossvater verweisen; manche entstammten den tiefsten Schichten des Volkes. Und doch ist es gewiss, dass nur, wer über eine eigene Ehre zu wachen hat, auch über jene anderer wacht; eine aristokratisch-bureaukratische Regierung mag stagniren, eine demokratisch-bureaukratische geht rasch in die Korruption eines New-Yorker „Ringes“ über.

Was ist endlich unter der neuen Aera aus der einst so furchtbaren Wehrkraft des Osmanenreiches geworden? Da die Christen von der Wehrpflicht befreit, die Völkerschaften an den östlichen Grenzen aber stark genug waren, sich von dieser Bürde selbst zu befreien, so traf die Rekrutirung die vorwiegend türkisch-muhammedanischen Provinzen, obenan Anatolien. Sie geschieht durch das Loos, welches oft einer Familie den einzigen Sohn, ihre einzige Stütze entreisst. Nur mit Thränen im Auge verlässt der angehende Krieger seine Heimath, seine Angehörigen, die er durch seinen Abgang oft dem Elende preisgegeben weiss. Dennoch ist es nur gerecht zu erwähnen, dass das Soldatenleben auf den Einzelnen einen wohlthätigen Einfluss übt; der weichliche Asiate wird ordnungsliebend, gelehrig, munter. ein guter, tapferer Soldat. Der Civildienst ist eine ganz moderne Einrichtung, ein Werk Mahmuds II., beim Volke im Grossen und Ganzen nie populär.

Dies in grossen Zügen die Wirkungen der gepriesenen Reformen. Sie sind demnach weder tief eingedrungen, noch ist die Bevölkerung von deren Nothwendigkeit oder Nützlichkeit überzeugt. Die Reformen beschränkten sich auf Nachahmungen abendländischer Sitten und Gebräuche und verliehen den staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen einen dünnen Kulturanstrich. Dahin gehören die Veränderungen in den Gewohnheiten und Gebräuchen des Lebens, in Kleidung und Wohnung, die europäisirt wurden und werden, wenn freilich vielfach mit schwerem Herzen und mit allerlei Ungeschick die „fränkische“ Mode eingeführt wird, und der Osmanli z. B. auf den „fränkischen Pfühlen“ (den europäischen Stühlen), auf denen er in Gefahr ist, das Gleichgewicht zu verlieren, sich lange nicht so wohl fühlt, als mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Diwan, oder wenn ihm das mit den Fingern aus der Sauce herausgefischte Fleisch viel besser schmeckt, als wenn er es mit dem „eisernen Mordwerkzeug“, der europäischen Gabel, zum Munde führen soll.

Am besten kennzeichnet diesen Zustand die Thatsache, dass alle häuslichen Reformen und scheinbaren Sittenveränderungen nur an dem Manne, als an jenem Theile der Gesellschaft, welcher mit der Aussenwelt verkehrt, bis jetzt vorgenommen werden konnten. Die Frau und der Theil des Hauses, den sie bewohnt, der Harem, hat bis jetzt noch immer den alten primitiven orientalischen Charakter bewahren können. Höchst bedeutsam ist die Erscheinung, dass seit dem Beginne der sogenannten Reformbewegung die Verarmung des Landes reissende

Fortschritte macht. Weder die Anleihen noch die französischen Mustern nachgebildete Steueradministration und Finanzverwaltung haben diese Thatsachen aufzuhalten vermocht. Die Armuth ist um so grösser, je weiter man gegen Osten schreitet, sie ist im Allgemeinen in den der Hauptstadt entlegenen Provinzen weit grösser, als in den nähergelegenen. In der Hauptstadt ist die Dürftigkeit am wenigsten fühlbar; dort drängt sich der geringe Theil der wohlhabenden Familien zusammen. Die mitunter sehr kostspieligen Versuche, um die heimische Industrie durch Fabriken nach europäischem Muster zu fördern, endeten sämmtlich mit einem grossartigen Misserfolge. Die Fabrikate waren theuerer und schlechter als die, welche der Import aus Europa auf den Markt brachte. Gleiche Erfahrungen hat übrigens auch Persien gemacht. Ein gewiegter Kenner des Ostens, Vambéry, fasst das Ergebniss dieser verunglückten Erneuerung in folgender Betrachtung zusammen: „Der Staat und die Gesellschaft im mosleminischen Asien haben bei ihren Bestrebungen, dem herrschenden Geiste des Abendlandes sich zu assimiliren, theils in Folge des steten Drängens Europa's, theils aber von einer, nur dem Kindesalter einer Gesellschaft eigenen unreifen Denkungsweise in den meisten Fällen sich übereilt und dem zufolge das Gebäude nicht beim Grunde, sondern beim Giebel zu bauen begonnen. Bei all den Umgestaltungen des Kriegs- und Staatswesens, der Gesellschaft und des geistigen Lebens, bei Handel und Gewerbe wird es auf den ersten Blick auffallen müssen, dass es dem Reformator wie dem zu Reformirenden an Erkenntniss der Grundbedingungen der beiden Civilisationen gebrach und dass die ganze Kluft unbeachtet blieb, die zwischen den physischen und moralischen Eigenheiten des Orientalen und Occidentalen besteht". Nur flüchtig können wir Ost und West einander in den hauptsächlichsten, unterscheidenden Grundzügen des Charakters und Wesens gegenüberstellen. Zuvörderst fällt dem Abendländer der Zug der Fahrlässigkeit, Indolenz, Indifferentismus (nur nicht in Sachen des religiösen Glaubens) und der Schläfrigkeit auf, den der Orientale in sehr ausgeprägter Weise an sich hat, in einer Weise, die dem Abendländer schlechterdings unbegreiflich ist. „Zeit ist Geld", ist der Grundsatz des modernen Europa. „Eilen ist Teufelswerk, Verzögerung ist Gotteswerk," ist dagegen ein Sprichwort des Moslemin." „Eilen ist anstandswidrig," „Eilen schadet der Gesundheit," ja Eilen ist das Hauptverbrechen, das die westliche Welt sich zu Schulden kommen lässt; und dem Orientalen ist es stets ein unlösbares Räthsel, warum wir mit der Zeit kargen, mit der Lebenszeit, die doch im Voraus bemessen ist und von uns nicht verlängert werden kann. Ein anderer Charakterzug ist der stramme Konservatismus, die zähe Anhänglichkeit an alles Altherkömmliche beim Orientalen. Freilich beruht diese Anhänglichkeit nicht etwa (wie wohl bei uns) auf Ueberzeugung, sondern hat ihren Grund einfach in der Geistesträgheit. Die Gewohnheit ist das Band, das an die alte Weltanschauung knüpft. Sind dies mehr greisenhafte Züge, so wird andererseits ausgesprochen, dass trotz der grösseren Geistesbegabung, die dem Morgenländer zuzugestehen ist, er eigentlich im Stadium des Kindesalters bleibe; er vertändelt seine Zeit mit

kindischen, nutzlosen Dingen; er hängt besonders gern an allem, was exzentrisch, grellfarbig, auffallend, phantastisch, übernatürlich und überschwänglich ist. Die Lebensreife des Mannesalters geht dem Orientalen eigentlich ab. So ist in der riesigen Verschiedenheit der Charakterzüge im Grossen und Ganzen, wie in einzelnen, individuellen Eigenschaften eine hohe Scheidewand vorhanden zwischen europäischem und asiatischem Wesen; die historischen Begebenheiten von Jahrtausenden haben die Scheidewand erhöht und befestigt, und sie kann nicht so leicht vom Boden weggefegt werden, wenn auch der mächtige Anprall des Abendlandes Vieles schon erschüttert, schon manche Bresche gebrochen hat.

Muhammedanisches Staatsleben.

Wer aus den geschilderten gegenwärtigen Zuständen etwaige Schlüsse auf die Zukunft des osmanischen Reiches ziehen wollte, den müssten wir vor unbesonnener Voreiligkeit warnen; leichter, als man glaubt, liesse sich der Beweis erbringen, dass gerade der geschilderte dekrepite Zustand der muhammedanischen Provinzen eine Art Gewähr für die Langlebigkeit des Reiches, wenigstens in Asien, sei. In Europa allerdings ist der Untergang der Türkenherrschaft eine Nothwendigkeit geworden und nur mehr eine Frage der Zeit; denn eine sogenannte „Wiedergeburt“ des Osmanenthumes ist ein Unding, das nur in politisch aufgeregten Phantasien spuken kann. Nimmt man aber sogar das denkbar Aeusserste — eine stufenweise, freilich sehr langwierige Verbesserung an, so lässt sich darthun, dass in der muhammedanischen Welt nie jener Geist, jenes Leben sich einbürgern können, welche gewisse physische und ethnische Bedingungen im Westen erzeugten. Dies der Grund warum alle Reformen wirkungslos bleiben müssen und der Bestand der türkischen Herrschaft über nicht moslemin'sche Bevölkerungen, welche, wenngleich dermalen noch so roh, den Drang des Vorwärtsstrebens in sich fühlen, zur Unmöglichkeit und mit dem unaufhaltsamen Gange der Kulturentwicklung in Europa absolut unverträglich geworden. Um zu voller Klarheit darüber zu gelangen, dass die Türkei niemals die Pfade der europäischen Kulturentwicklung betreten kann, sogar wenn sie ernstlich wollte, ist das Geistesleben der Muhammedaner im Allgemeinen näher zu betrachten.

Eines der Haupthindernisse für die Entfaltung der Civilisation in unserem Sinne liegt zweifelsohne in der Religion der Türken. Mancher gefällt sich (zumeist aus politischen Motiven) in der Behauptung: „Der Islâm ist der Civilisation ebenso förderlich, wie jede andere Religion, ist, wenn der Civilisation hinderlich, ihr doch nicht mehr, vielleicht sogar minder hinderlich als jede andere Religion. Zur Unterstützung dieser Behauptung dient die glänzende Kultur der Araber und der Mauren, welchen beiden wir eigentlich unsere gesammte heutige Bildung und Wissenschaft zu verdanken hätten. Den Kulturwerth des Islâm habe ich schon genügend gewürdigt, damit der geneigte Leser

die vorstehenden Uebertreibungen auf ihr richtiges Maass zurückführe; hinzugefügt sei nur, dass ein so gründlicher Kenner und im Allgemeinen wohlwollender Beurtheiler der Orientalen, wie Hermann Vámbéry, „in der Verherrlichung, welche wir der vergangenen Kultur des Islâms zollen, ein bedeutendes Quantum von Ueberschätzung findet." An all' den glänzenden Leistungen des Islâm haben aber die Türken nicht den leisesten Antheil; ja man kann sagen, dass sie die Reste islamitischer Kultur mordeten, wo sie ihnen begegneten. So zeigt sich wieder zum sovielten Male in der Geschichte, wie eine Religion sich verändert bei dem Uebergange zu einem anderen Volke. Nicht der Islâm an sich ist absolut kulturfeindlich, wohl aber das Türkenthum, gleichgiltig, welchem Bekenntnisse es anhänge. Der durchaus semitische Islâm ist eine Posse bei den Uralaltaiern, welche sich nicht einmal zum Verständnisse dieser niedrigsten aller geoffenbarten Religionen erheben. Dass aber dem Islâm selbst in der Gegenwart keine hohe Kulturrolle mehr zukommt, lehrt ein Blick auf seine heutigen Bekenner: wir sehen sie alle gleichmässig, ob sie in den Oasen der Sáhara oder an den Ufern der unteren Donau leben, durch Sinnlichkeit, Wollust und Blutgier charakterisirt. Der Moslim kennt kein Vaterland, da für ihn der Harem Alles, auch das Vaterland ist. Der echte Muselmann kennt in der Regel nur Fanatismus, nicht aber Patriotismus, und er zieht gegen die Ungläubigen in den Krieg, nicht um sie zu bekehren und zu bessern, sondern um sie auszurotten und zu vertilgen, damit er dann im Besitze ihrer Güter und Frauen prassen und schwelgen könne. Der Türke speziell ist überaus tolerant in religiösen Dingen, weil er als Uralaltaier viel zu denkfaul und apathisch ist, um sich von irgend einer Idee entflammen zu lassen; dies zeigt sich deutlich an seinen Stammesbrüdern in Centralasien und ihrem Verhalten in den Kämpfen gegen die Russen; dennoch trägt die türkische Kriegführung alle oben erwähnten Charakterzüge an sich. Der Türke kennt nur den Fanatismus der Zerstörung, weil Zerstörung an sich ihm Genuss bereitet und sicherlich darf man das tiefe Niveau des heutigen Islâm's im Allgemeinen der weiten Verbreitung des Türkenthums beimessen.

Die muhammedanischen Staaten stehen dermalen alle auf höchst niedriger Stufe, vom Oberhaupte bis zum geringsten Bürger denkt Alles nur an die Befriedigung seiner eigenen sinnlichen Genüsse, sie wollen daher nie für das Vaterland, sondern von dem Vaterlande leben und dieses ist die Melkkuh, der sie so lange ihre Lebenssäfte abnehmen-bis sie endlich dem Siechthume erliegt. Ein muhammedanischer Landesregent will nur seine Privatkasse, seinen Harem und seine Küche gehörig gefüllt sehen; hat er dieses erreicht, so überlässt er Staat und Bewohner seinen Ministern, auf dass diese die Regierung führen sollen. Und so wie die Regenten, so sind auch die Minister in den meisten muhammedanischen Staaten Menschen, die regieren wollen, um geniessen und sich bereichern zu können, nicht aber um den Staat zu heben zu ordnen und auf eine blühende Stufe zu bringen. Ein muhammedanischer Staat ist daher kein Staat, sondern nur eine Art Schafstall, in dem eine grosse Heerde von Schafen beisammen lebt, die von Zeit zu Zeit

gänzlich abgeschoren werden. Nicht mit Unrecht nannte man desshalb in der Türkei die dort lebenden Christen „Rajah“ (Schafheerde), da sie ja wirklich nichts mehr sind, als eine gewöhnliche Heerde, die der Hirt nur um ihrer Wolle und Milch wegen aufzieht. Ist aber die weltliche Regierung im Islâm oder des Islâm eine elende, so ist die geistliche desselben noch ärger und noch elender. Alles dies ist eine nothwendige Folge der muhammedanischen Anschauung, die sich im Allgemeinen den Staat nicht anders denken kann, als unter der Gestalt einer Theokratie. Daher ist auch bei ihnen die *raison d'être* des Staates nicht wie bei den abendländischen Völkern, das Gemeinwohl, sondern blos der Wille des überirdischen Wesens und die Ausübung seines Dienstes, während die Gesetze als dessen unmittelbare Befehle aufgefasst werden.

In Folge dieser theokratischen Anschauung verschmelzen die Begriffe von Recht und Religion in Eins, und werden beide aus derselben Quelle, aus den heiligen Büchern geschöpft, so dass die Juristen zugleich Theologen und die Theologen zugleich Juristen sein müssen. [1]) Alle juristischen Bücher enthalten daher neben den eigentlichen Rechtsbestimmungen die wichtigsten Vorschriften der Religion, die grossen Pflichten gegen Allâh, als da sind: Reinigung, Gebet, Pflichten gegen die Verstorbenen, Almosengeben, Fasten und die Pilgerfahrt nach Mekka. Die Almosen werden in Form einer Steuer (*zakât*) von besonderen Beamten (*âmil*) eingetrieben; dem Zakât unterworfen sind: Vieh, Kostbarkeiten, Saatfrüchte, Feldfrüchte und Waaren. Ist es im religiösen oder kirchlichen Rechte (*'ibadât*) noch möglich den arabischen Rechtsgelehrten zu folgen, so hört dies völlig auf, sowie wir uns dem Vermögensrechte zuwenden. Dieses zeichnet sich durch Systemlosigkeit und Unvollkommenheit aus; viele unserer Rechtsgrundsätze finden wir gar nicht in denselben vertreten. Ausser dem Kauf werden unter dem Begriff *lai* noch allerhand andere Uebereinkunftsverhältnisse zusammengefasst; ja selbst die Ehe, da die Heirath nach muhammedanischem Recht nichts weiter als der fingirte Kauf einer Frau ist. Eigenthümlich ist auch die Bestimmung, dass der Geschenkgeber seine Gabe, so lange als der Empfänger lebt, jederzeit zurückziehen kann.

Die Lehre von den sachlichen Rechten ist nur wenig entwickelt; bloss Besitz und Eigenthum sind von den Juristen halbwegs genügend ausgearbeitet. Bei der Unsicherheit des gesellschaftlichen Verkehres und dem noch ziemlich primitiven Zustande des Handels und der Industrie, welchen die muhammedanischen Rechtsgelehrten vor Augen hatten, bestand selbstverständlich der grösste und namentlich der sicherste Reichthum in liegenden Gütern und es ist daher nicht zu verwundern, dass sie diesen Gegenstand mit grösserer Sorgfalt behandelten. Alles muhammedanische Land zerfällt in drei Klassen: 1. das

---

1) Nach Dr. L. W. C. van den Berg, *De beginselen van het Mahommedaansche recht volgens de imâm's Aboe Hanifât en asj-Sjâfe-'i.* Batavia 1874. 8°

heilige Land, 2. dem Staate gehöriges Land, worauf die Ansässigen ein erbliches Gebrauchsrecht ausüben, und 3. freies Eigenthum. Zur zweiten Klasse gehört auch das im „heiligen" Krieg gegen die Ungläubigen erworbene Land, dessen Bewohner ihr ferneres Verbleiben auf demselben durch eine jährliche Steuer (*charâdsch*), erkaufen müssen. Das Grundstück ist „*wakuf*" des Staates, d. h. es ist für ewige Zeiten an den Besitzer vermiethet und die Steuer ist daher als eine auf dem Grundstücke haftende fortdauernd zu entrichten, auch wenn der Besitzer Muhammedaner ist. So zerfällt also das Grundeigenthum in weltliches und geistliches. Das weltliche gehört grösstentheils dem Padischah, das geistliche den *Dschami* (Moscheen) [1]).

---

1) Der Sultan ist der oberste Lehensherr; und nur Der geniesst Schutz für Grund und Boden, der einen Lehensbrief des Padischah für sich oder seinen Vorgänger geltend machen kann. Ob der Besitztitel genügt, darüber entscheidet der *Kadi*. Der türkische Papst, genannt *Scheik-ul-Islâm*, der oberste Mann des Glaubensgesetzes, wählt aus der Zahl seiner theologischen Juristen oder juristischen Theologen die Kadi und schickt sie in die Provinzen, wo sie rechtsprechen nach dem Qorân, der auf europäische Zustände passt, wie die Faust auf das Auge. Der Kadi ist angestellt auf Zeit und auf Trinkgeld. Er ist in der Regel nur auf fünf Jahre ernannt und steht auf Bakschisch und auf Sporteln. Gehalt bekommt er natürlich nicht, vielmehr muss er für das Benefizium seines Amtes einen jährlichen Tribut an seinen Vorgesetzten bezahlen. Welchen Schutz bei einem solchen Richter die Rajah für ihr Grundeigenthum finden, lässt sich unschwer ermessen. Das schlimmste unter den schlimmen Geschöpfen ist aber der *Mülterim*, d. h. der Pächter der Zehnten und Steuern, in Vergleich zu welchem der Generalpächter des *ancien régime*, wie wir ihn aus der französischen Geschichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts kennen, immer noch ein Gentleman ist. Alles Privateigenthum ist mit dem Zehnten belastet, welcher die Haupteinnahme-Quelle des Reiches bildet oder bilden sollte. Zuweilen wird ein Zuschlag dazu dekretirt, so dass etwa statt der zehnten Garbe schon die achte oder siebente genommen werden darf. Jedenfalls aber wird diese Frage im Dunkeln behalten, und der Zehntpächter, der seinerseits wieder von dem Pascha geschraubt und ausgebeutet wird, beutet diese Dunkelheit so weit aus, dass er manchmal anstatt der zehnten Garbe schon je die dritte nimmt. Wenn der Grundeigenthümer sich dem nicht unterwerfen will, so wird er von dem Mülterim bis auf das Blut chikanirt oder gar seines Besitzes entsetzt. Je besser die Ernte, je fleissiger der Bauer ist, desto höher steigen die Ansprüche des Mülterim, und je mehr der Mülterim einhebt, desto weniger fliesst in die Hauptkasse zu Stambul. Schliesslich bleibt dem armen bäuerlichen Proletarier kein anderer Ausweg, als seinen Besitz dem Kirchengut, dem Wakuf, zu übertragen. Wenn je irgendwo der Spruch, dass die Kirche eiserne Zähne und einen guten Magen besitzt, sich bewährt, so ist es in der europäischen Türkei. Der *Wakuf* d. h. der Besitz der todten Hand der muhammedanischen Kirchen und Klöster, wächst mit jedem Jahre, und ein der türkischen Zustände sehr kundiger englischer Staatsmann versichert, derselbe betrage jetzt schon über die Hälfte alles nutzbaren Grundeigenthums. Dem Rajah bleibt in der That keine Rettung, als sich aus Furcht vor dem Mülterim in die Arme des Imâm zu werfen. Er schenkt sein Gut der Moschee und erhält dasselbe zehntfrei zurück zu Erb- oder Zeitpacht. Denn der Wakuf ist dem Zehnten nicht unterworfen. Das Pachtgeld aber ist fixirt und bietet also eine sichere Grundlage für den Wirthschaftsplan. Es ist dies genau der nämliche Vorgang nach welchem, wie wir wissen, im frühen Mittelalter Europas das freie Eigenthum sich in unfreies verwandelte. Der kleine freie Mann schenkte freiwillig sein Besitzthum an einen Grossen oder Mächtigen und erhielt dasselbe aus dessen Händen als Lehen wieder zurück.

In Folge der Vielweiberei und der häufigen Ehescheidungen ist das Erbrecht äusserst verwickelt. Charakteristisch ist, dass nach dem Wortlaute des Gesetzes in den meisten Fällen mehr Erbschaftsantheile gefordert werden können, als Theile im Ganzen da sind. Der Erblasser darf nur über ein Drittel seines Vermögens frei verfügen. Aufgehoben wird das Erbrecht durch Unglaube, durch gewaltsamen Tod des Erblassers, durch Verstossung seiner Frau und durch Sklaverei. In Bezug auf das Personen- und Familienrecht ist zu erwähnen, dass zwar im Sinne der ursprünglichen Auffassung der Ehe als eines Kaufvertrags, für den Besitz einer Frau ein Aequivalent *(mahr)* gezahlt wird, dass aber die Masse des Volkes die Entrichtung des Mahr nur noch als eine symbolische Handlung betrachtet. Die Zustimmung des Mädchens zu einer Heirath ist nur dann nothwendig, wenn ein entfernter Verwandter als Vormund auftritt. Eine verheirathet gewesene Frau kann nicht ohne ihren Willen wieder verheirathet werden. Gütergemeinschaft in der Ehe oder Mitgift kennt man nicht, jeder der beiden Ehegatten behält das, was er besitzt. Die Ehe wird gelöst durch den Tod, durch den Abfall vom Islâm und durch die Scheidung. Die Leichtigkeit, mit welcher letztere vorgenommen werden kann, wirkt zersetzender auf das orientalische Familienleben, als die Vielweiberei. Gleichzeitig darf ein Mann nicht mehr als vier rechtmässige Frauen haben, dagegen kann er kraft seines Eigenthumsrechts, mit allen seinen Sklavinnen geschlechtlichen Umgang pflegen. Gebiert ihm eine Sklavin ein Kind, das er als das seinige anerkennt, so wird sie eine *omm-walad*, d. h. sie darf nicht mehr verkauft oder verpfändet werden. Ehen zwischen Sklaven und Besitzer sind nicht zulässig, es muss vorerst eine Freiheitserklärung gegeben werden. Sklaven können nicht mehr als zwei Frauen haben, die Kinder gehen in das Eigenthum des Herrn über, wenn die Mutter Sklavin ist; andernfalls sind sie wie diese frei. Sklave kann Jemand nur werden durch Geburt oder durch Kriegsgefangenschaft, aber bloss im sogenannten „heiligen“ Kriege. Vollkommen im Widerspruche mit dem muhammedanischen Recht ist es hingegen, wenn Eltern ihre Kinder, besonders Mädchen als Sklaven verkaufen. Die Sklaven dürfen gezüchtigt, ja selbst getödtet werden; wer dies aber ohne stichhaltigen Grund thut, oder sie unmenschlich behandelt, wird vom Kadi bestraft. Die Sklaven selbst unterliegen einem verschiedenen, im Allgemeinen aber milderen Strafrechte, als die Freien. Ebenso wie der Rechtspersönlichkeit entbehrt der Sklave auch der Vermögenspersönlichkeit; es ist jedoch gestattet, dass Sklaven für ihren Herrn Handel treiben und Verträge abschliessen. Die Freilassung eines Sklaven, zumal muhammedanischen Glaubens, gilt als sehr verdienstlich. Das Strafrecht gründet sich theils auf Wiedervergeltung, theils auf Abschreckung und theils auf Schadenersatz. Auf Mord steht die Todesstrafe, es sei denn, dass die Verwandten des Ermordeten einen Loskauf gestatten. Todtschlag wird durch Erlegung eines Blutpreises gesühnt. Bemerkenswerth ist, dass Mitschuldige an einem Verbrechen nur dann bestraft werden, wenn sie sich unmittelbar daran betheiligt haben. Die Folge dieses Grundsatzes tritt namentlich beim Diebstahl hervor, wo Hehler

keine Mitschuldigen des Diebes sind. Für eine bestimmte Klasse von Vergehen und Verbrechen hat der Qorân, als auf dem ausdrücklichen Willen Allahs beruhende Strafen gesetzt, welche nicht nachgesehen werden können. Weintrinken wird bei Freien mit 40, bei Sklaven mit 20 Geisselhieben bestraft; Diebstahl soll durch Abhauen der rechten Hand gesühnt werden. Ferner gehören hierher Strassenraub, Abfall vom Glauben und Rebellion. Freiheitsstrafen spielen im muhammedanischen Recht nur eine untergeordnete Rolle. Die Rechtsprechung wird durch die unbesoldeten, auf Erpressung ausgehenden und der Bestechung zugänglichen Kadi ausgeübt, gegen deren Entscheidung es keine Berufung gibt. Das Prozessverfahren ist sehr einfach; die Parteien erscheinen in der Regel selbst vor dem Kadi und müssen zugleich ihr Beweismaterial mitbringen, der Fall wird meistens in einer Sitzung erledigt. Die einzigen zulässigen Beweismittel sind Bekenntniss, Zeugenaussage und Eid. Gerichtskosten gibt es nicht, ebenso kennt die Rechtspflege keine Advokaten, Anwälte und schriftliche Beweisführung. Die Ungläubigen sind, sofern sie Staatsangehörige, einer Menge rechtsbeschränkender Ausnahmebestimmungen unterworfen.

Wie man aus dieser kurzen Darstellung der muhammedanischen Rechtsgrundsätze ersehen wird, erscheinen dieselben wenig geeignet, um auf ihnen ein geordnetes Staatswesen aufbauen zu können. Jede Aenderung des Rechtszustandes aber muss nothwendiger Weise mit den religiösen Anschauungen in Konflikt gerathen und so gelähmt werden, wenn nicht zu gleicher Zeit die muhammedanische Religion reformirt wird. Da letzteres nicht zu erwarten ist, so muss die Durchführung jeder lebenskräftigen Reform eine Zersetzung der Religion und schliesslich die Auflösung des auf ihr gegründeten Staates nach sich ziehen.

Türken und Slaven.

Ueber die Kulturleistungen des auf solchen Grundlagen aufgebauten türkischen Staatswesens belehrt uns ein Blick auf die Länder, die heute noch im Besitz der Türken sind, die schönsten und herrlichsten Landschaften der Welt. Und in welchem Zustande befinden sie sich heute? Ueberall Ruinen, Rauch und Blut. Das Werk der Zerstörung ist mit einer Wuth und Grausamkeit betrieben worden, die aller Beschreibung spotten. „Wohin der Türke den Fuss setzt, da wächst kein Gras mehr, er wirkt wie Mehlthau.“ Eine andere Regierung vom Türken zu verlangen, wäre gegen die Natur. Der Sultan ist Grossherr in weltlicher und geistlicher Beziehung, unbeschränkter Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen. Er richtet nach dem einzigen Gesetz, das es gibt, dem Qorân. Einen höheren Appell gibt es nicht. Die Ausleger des Qorân sind die Ulema, und deren Oberster bildet die Kontrole des Sultans und seiner Minister. Wie kann es aber „Gleichberechtigung aller Unterthanen vor dem Gesetz“ geben, wenn das Gesetz der Qorân ist, der dem Muselmann gebietet, den Christen zu hassen, und nach welchem die Tödtung eines Christen ein verdienstliches Werk ist? Es

kann keine Reformen in der Türkei geben, so lange der Qorân und seine Ausleger existiren. Die europäischen Grossmächte können nicht garantiren, was eine innere Unmöglichkeit ist. In der Geschichte Europas hat es sich immer wiederholt, dass die Völker die Fürsten drängen mussten, um ihnen allmählich diejenigen Freiheiten zu bewilligen, ohne welche eine gesunde Entwicklung des Völkerlebens in den Augen der Jetztzeit unmöglich ist. In der Türkei findet das gerade Gegentheil statt. Die modernen Sultane bieten ihren Völkern eine liberale Regierung, freisinnige Gesetze und wirksame Volksvertretung an: die Nation aber weigert sich diese Geschenke anzunehmen und bedroht in zahlreichen Zuschriften, Mauerplakaten, Versammlungen u. s. w. die Minister, falls sie sich unterstehen würden von diesen Dingen etwas auszuführen! Zwar ist der Moslim ein guter Krieger, er ist mit einer grossen Naturkraft des Geistes und des Körpers ausgestattet, aber gelernt hat er sein Leben lang nichts. Er fühlt sich als geborenen Herrn der Welt. Der Türke, dem jede Arbeit, namentlich aber jede geistige Arbeit ein Gräuel ist und der kein höheres Glück kennt, als sein Dasein in träumerischem Nichtsthun zuzubringen, beansprucht, dass die ihm unterworfenen Völker, Griechen, Arnauten, Bulgaren, Slaven, Armenier u. s. w. für ihn arbeiten und dass er die Früchte ihrer Arbeit geniesse. Er weiss nichts von Ackerbau, von Industrie, von Wissenschaft. Inbegriff des Wissens ist der Qorân. Handel findet nur mit Rohprodukten statt; verarbeitet werden sie nicht, oder nur von Christen. Am Schwarzen Meer liegen die herrlichsten Lager von Steinkohlen; jedem Unterthanen ist verboten, Kohle zu graben. Diese Schätze existiren nur für die türkische Kriegsflotte. Es liegt im Nomadencharakter der Turkomanen, dass sie nie ein Kulturvolk werden können, und damit ist auch das Urtheil über ihre Zukunft gesprochen.

Dagegen leben theilweise im türkischen Machtbereiche, theilweise sogar noch unter türkischer Herrschaft christliche Völker, in welchem der strebsame Geist ihrer arischen Stammverwandten mit Macht seine Schwingen entfaltet, deren bisherige Geschicke aber mit der Geschichte der Reformen in der Türkei verknüpft sind. Der Hattischerif vom Jahre 1845 legte den Grund zu einer Maassregel, welche den ersten Keim zu künftigen Provinzialvertretungen in sich barg. Die absolute Gewalt der Provinzialstatthalter erhielt durch sie eine neue Einschränkung; es wurden ihnen nämlich *Medschlis* beigesellt, welche aus den fähigsten Ortsnotabeln bestehen sollten, und denen in allen die Verwaltung und Justiz betreffenden Angelegenheiten ein berathender Einfluss eingeräumt wurde. Neben einer grossen Zahl von Moslemin vertraten zwar nur einzelne Deputirte die verschiedenen übrigen Religionsgenossenschaften, immerhin aber war durch die Konstituirung der Medschlis selbst in dieser verkümmerten Form die Anerkennung eines für die Rajah hochwichtigen Prinzips gewonnen. Selbst nach dem Hatt von Gülhane äusserte sich indess die helotenhafte Stellung der türkischen Christenheit immer noch in der Ungiltigkeit des christlichen Zeugnisses wider Muhammedaner vor Gericht, in der Erhebung des *Charadsch* (Kopfsteuer), welche zur Zeit der Eroberung als ein jähr-

lich für Kopf und Leben zu zahlender Sklavenzins der Rajah auferlegt wurde, und endlich in deren Ausschliessung von der allgemeinen Heerespflicht.

Gegen diese drei Punkte hauptsächlich richtete zur Zeit des Krimkrieges Lord de Redcliffe seine Angriffe und theoretisch gab die Pforte in allen drei Punkten nach. Sie veröffentlichte den, die politische Stellung der türkischen Christen vollkommen umwandelnden *Hatti-Humajun* des Pariser Friedensvertrags 1856, er blieb aber eine tönende Proklamation, weiter nichts. Die gegen alles moslimsche Qorâns- und Gewohnheitsrecht verstossenden Verheissungen des neuen Hatts erregten bei den Türken tiefe Missstimmung sowohl gegen Sultan und Dywan, als gegen die Rajah. Lauter als in Europa gab sich dieselbe in den türkischen Theilen Asiens in zahlreichen Exzessen gegen die Rajah kund, welche die durch den Hatt in ihrer Existenz bedrohten türkischen Beamten zu verhindern sich nur wenig beeilten. Unstreitig ward die Lage der Christen seit dem Pariser Frieden in manchen türkischen Provinzen, wie z. B. in Bulgarien, wo sie die grosse Majorität bilden, eine bessere. Dies dankten sie aber zum wenigsten den verschiedenen grossherrlichen Hatten, sondern weit mehr dem durch die etwas verbesserten Kommunikationen vermehrten Kontakt mit dem occidentalen Geiste, welcher Türk und Christ gleich sehr beeinflusst. Desshalb wird man in der Verwirklichung des türkischen Bahnnetzes eines der wichtigsten Mittel zur Befreiung der Rajah aus ihren Fesseln betrachten müssen. Zum Theile ist ihr dies schon gelungen durch ihren Fleiss und Unternehmungsgeist, Eigenschaften, in welchen sie die herrschende türkische Rasse weit überragt. Dadurch brachte sie diese zum Theile in eine gewisse materielle Abhängigkeit von sich, welche sie nothwendigerweise oft toleranter stimmte.

Dass jedoch der Hatti-Humajun eine leere Phrase geblieben, erkennt man z. B. an den Vorgängen im früheren „Tuna-Vilajet." Auf den Knien — es ist dies buchstäblich zu nehmen — bat die Rajah um Abstellung allzu drückender Lasten, welche ihr von den armenischen und griechischen Pächtern des Regierungszehents auferlegt wurden. Oft führten sie Klagen über die ungerechten Ansprüche ihrer türkischen Grundherren, in letzterer Zeit aber am meisten über die Bedrückungen des griechischen Klerus. Eine Quelle stetiger Rechtsstreitigkeiten lag ferner in den schwebenden Güterverhältnissen zwischen der Rajah und ihren türkischen Grundherren und wurzelte grösstentheils in der Aufhebung der *Spahiluk*. Spahiluk waren Militärlehen asiatischen Ursprungs, welche in dem Rechte der Zehenterhebung von den Produkten derjenigen Dörfer bestanden, die ihnen zugewiesen waren, und die ihre bäuerlichen Verhältnisse regelnden Statuten den byzantinischen Kaisernovellen über die Emphyteuse entlehnten, indem der Spahi im Namen des Sultans, als Obergrundherrn aller eroberten Länder, die nach den römischen Gesetzen dem Grundherrn zustehenden Rechte ausübte und der Bauer an die Stelle des Emphiteutars trat.

Wir haben also hier ein schönes Stück aus der Geschichte des

Lehenswesens vor uns, welches abermals meine wiederholt vorgetragene Auffassung von dem Feudalismus, als einer gewissen Kulturstufen gemeinsamen Erscheinung rechtfertigt. Manche Länder befinden sich eben noch heute oder befanden sich wenigstens noch kürzlich auf jener Entwicklungsstufe, welche die europäischen Nationen im Mittelalter inne hatten. L. Geiger zeigt dies mannigfach für das jetzige Mexiko und F. Kanitz sagt ausdrücklich! dass man in Bulgarien im Allgemeinen dieselbe Willkürlichkeit in der Besteuerung fand, wie sie im Mittelalter in Europa heimisch war. Es kann im Ernste wohl Niemanden beifallen, die Türkei auf eine bedeutend höhere Stufe als Persien, Chiwa und andere mosleminsche Staaten Asiens zu stellen. Bezüglich der fiskalischen Verwaltung ihres überkommenen Völkermaterials handelt übrigens die Türkei nur als gelehriger Nachfolger und Schüler, als Erbe des alten korrumpirten Byzanz. Es tritt hier der sich so oft wiederholende Fall ein, dass der rohe Sieger in die Fusstapfen des gesitteten Besiegten tritt. A. v. Kremer hat glänzend dargethan, wie viel von der gerühmten arabischen Kalifenkultur auf byzantinischen Mustern beruhe, wie byzantinische Vorbilder den arabischen Einrichtungen in Staatsverwaltung und Heerwesen zu Grunde liegen, ein Gleiches lässt sich vom türkischen Staate sagen. Als die Sultane das Erbe der Paläologen antraten, liessen sie das byzantinische Staatsgebäude im Wesentlichen fortbestehen, gerade so wie ein Jahrtausend zuvor die rohen Germanenhäuptlinge das römische Reich ehrerbietig geschont hatten. Die Sultane zu Stambul setzten die Politik der byzantinischen Kaiser fort, nach Aussen wie nach Innen. Zur Zeit, als noch das Kreuz von der heil. Sophia erglänzte, ganz so, wie später unter dem Halbmond, bildete die Aussaugung der unterworfenen Völker für den kaiserlichen Schatz den schwarzen Punkt des finanziellen byzantinischen Systems, und selbst die heutigen Steuerpächter — grösstentheils Griechen und Armenier — sind meistens die gleichfalls orthodox getauften Nachkommen der berüchtigten kaiserlich byzantinischen Taxatoren.

Den unerträglich gewordenen Zuständen zu entgehen, griffen Bosnier und Herzegowiner 1875 zu den Waffen; der Aufstand brach los, die Türken verstanden wie gewöhnlich nicht damit fertig zu werden, obwohl sie sich gewiss keiner Glacéhandschuhe bedienten, er zog vielmehr immer weitere Kreise, verpflanzte sich nach Bulgarien und führte endlich zum offenen Kriege zwischen der Türkei und den beiden slavischen Staaten Serbien und Montenegro. Beide hatten sich schon seit lange der direkten Herrschaft der Türken entzogen und erfreuten sich unter eigenen Fürsten einer ausgedehnten Selbständigkeit waren aber noch durch das allerdings wenig drückende, für freie Völker aber ungemein beschämende Band einer Vasallität an die Türkei gebunden. Unter allen Staaten Europas ist die Türkei der aller einzige, welcher noch dieses, für fortgeschrittenere Länder unnatürlich gewordene, mittelalterliche Vasallenverhältniss aufrecht erhält, das ein wahres „Ueberlebsel“ im Sinne Edw. B. Tylors bildet. Wer sich für die Erhaltung solcher Ueberlebsel erhitzt, könnte mit demselben Fug und Recht für die Aufrechthaltung von Frohnden und Roboten plaidiren, die auch

nichts anderes waren, als Ueberreste entschwundener Kulturperioden. So wie letztere verschwinden mussten, so auch die abnormen Vasallitätsverhältnisse im Orient. Die staatliche Unabhängigkeit der Südslaven war das Ziel, dem der naturgemässe Lauf der Dinge unaufhaltsam zusteuerte, und kein Einsichtsvoller durfte sich verhehlen, dass das sehr unopportun proklamirte „Königreich" Serbien nur eine Frage der Zeit war. Die Türkei hatte von ihrem Standpunkte vollkommen Recht, den Kampf ums Dasein so energisch zu kämpfen als sie vermochte, und wenn sie dazu Gräuel auf Gräuel häufen musste, so kann sogar dies ihr nur schwer verargt werden, denn in diesem Kampfe hat der Lebende Recht, der Todte Unrecht. Naiv war es aber, dieses Vasallenverhältniss so ernst zu nehmen, dass man in den Serben ungehorsame „Rebellen" erblickte, welche den Krieg in „frevelhafter Weise" oder „muthwillig" vom Zaune gebrochen. Eine solche Auffassung ist natürlich vollkommen am Platze im Munde der Osmanen, wer aber so spricht, — und es thaten dies damals gar Viele, ja die Meisten — der steigt eben damit auf das Kulturniveau der Türken hinab, dem wohnt sicherlich kein tieferes Verständniss für den Zug inne, welcher das heutige Völkerleben durchweht; der begreift nicht, dass die Nationalitätsidee, welche ein einiges Italien und ein einiges Deutschland geschaffen, sich in naturgemässem Fortgange auch den noch ethnisch uneinigen Osten erobern musste, dass Serbien, welches von allen Staaten der Hämusländer in kultureller Beziehung am höchsten gestiegen, sich dieser Idee, dieser nationalen Bewegung weder verschliessen konnte noch entziehen durfte. Wohl ist man mit der Erklärung bei der Hand, die Bewegung sei von auswärts, d. h. durch Russland geschürt worden, und gewiss ist daran viel Wahres; allein dies bewiese nichts weiter, als dass die Politiker an der Newa klug genug waren, um dem Zuge der Zeit in die Hände zu arbeiten. Auch wäre alles Schüren ganz fruchtlos geblieben, wenn eben nicht der nöthige Zündstoff im Lande vorräthig gewesen wäre. Man hat wiederholt Serbien mit Piemont und Piemont früher mit Preussen verglichen, wir meinen beides mit tiefem Recht. Die Kriege, welche diese beiden Staaten seit 1848 führten, kann man wohl eben so gut „vom Zaune gebrochen" nennen, wie den serbisch-türkischen Konflikt. Beide erlitten anfangs Niederlagen und Demüthigungen, Piemont 1848 und 1849, Preussen bei Olmütz, beide gingen endlich doch als Sieger hervor, die nationale Idee triumphirte.

In unserer von politischen Leidenschaften durchwühlten Zeit lassen sich oft nicht ungewichtige Stimmen hören, welche die das ganze Türkenthum durchwehende Barbarei zwar nicht in Abrede zu ziehen vermögen, dafür sich aber desto mehr bemühen, die Gegner auf ein gleiches Niveau herabzudrücken, mit einem Worte zu zeigen, dass die Slaven nicht besser seien als die Türken. Dies hat zur Folge, dass man die türkischen Gräuel, deren wahre Ausdehnung wohl nie ganz ans Tageslicht kommen dürfte, nach Kräften verkleinert und damit zu motiviren sucht, dass die Türken und ihre Helfershelfer, die Tscherkessen, durch die aufständischen Bulgaren zu jenen Unthaten geradezu

gereizt worden seien! Nun hält sicherlich eine nüchterne Auffassung der geschichtlichen Vorgänge jeden von einem Humanitätstaumel ferne, wie er das englische Volk erfasst hatte, Unterstellungen aber wie die obigen wird der Völkerkundige energisch zurückweisen; er wird wissen, dass die Bulgaren zwar auch ein in ziemlicher Barbarei und in dickem Aberglauben befangenes, zugleich aber durchaus passives Volk sind, und der auf ihnen lastende Druck muss wirklich schon ein über alle Beschreibung harter gewesen sein, damit dieses Volk sich gegen seine Tyrannen auflehnte und zu den Waffen griff. In der Frage aber, auf die der ganze Streit hinausläuft, wer von den beiden Stämmen, der Türken oder der Slaven, der ungesittetere sei, hat die Ethnologie allein das entscheidende Wort zu sprechen. Diese aber wird nimmermehr die Türken auf die gleiche Stufe mit den Südslaven erheben. Wir schätzen am Osmanen eine Reihe persönlicher trefflicher Eigenschaften, und in mancher Hinsicht steht der einzelne Türke über dem einzelnen Slaven; als Volk jedoch sind die Slaven den Türken weitaus überlegen, in intellektueller und überhaupt in jeglicher kultureller Beziehung. Wer ihr niedriges Kulturniveau den Südslaven vorhält, der vergisst, dass die slavischen Länder bis zur türkischen Eroberung eine blühende Kultur besassen und dass, wenn heute Serben und Bulgaren uns als halbe Barbaren dünken, niemanden anderen die Schuld dafür trifft als die Türken. Es ist eine gleichmässige, stetige Folge jeder türkischen Eroberung, dass der Wohlstand der eroberten Länder zurückgegangen, die Bevölkerung gesunken ist. Das Nasen- und Ohrenabschneiden und überhaupt die Entwicklung der im Menschen schlummernden grausamen Instinkte haben die Südslaven von ihren Herren, den Türken, gelernt, und diese allein sind die Ursache, dass unmenschliche Handlungen, die jedoch gegenüber den systematischen Verwüstungen der Türken stets den Charakter vereinzelnter Ausartungen bewahrten, auch von den Südslaven begangen wurden. Es ist ein jedem Völkerkundigen geläufiger Lehrsatz, dass die Berührung mit roheren Stämmen die gesitteteren Völker verwildert und zwar desto mehr, je tiefer die Kulturstufe der ersteren. Unzählige Beispiele aus der Geschichte habe ich schon zur Bestätigung dieser Lehre angeführt. Dass die Osmanen, als sie den Fuss nach Europa setzten, niedrige Barbarenhorden waren, ist nicht nöthig zu erinnern. Im Wesentlichen sind sie auch nicht gestiegen, wenngleich die Blutmischung mit blendenden Tscherkessinnen aus den hässlichen Turk wahrhaft schöne Menschen gemacht, und können wie wir schon wissen, auch nicht weiter steigen. Da nun gegenwärtig in Europa nur ein europäisches Staatsleben mehr möglich ist, so ist der Zusammenbruch der Türkei ein unaufhaltsamer Naturprozess. Darin unterscheiden sich aber die ural-altaïschen Türken von den arischen Slaven, dass letztere bildungsfähig sind, erstere nicht. Serbien stand längst in allen seinen Einrichtungen himmelhoch über der Türkei und machte die sichtbarsten Anstrengungen, den übrigen Staaten Europas nachzueifern; ja sogar die indolenten Bulgaren wandten ihre Hauptsorgfalt der Schule zu, trachteten dieselbe zu verbessern und zu vermehren.

Niemals fiel solches dem Türken bei, welchem der Werth der Schule, dieses ersten aller Kulturmittel, nie verständlich ward. Den Südslaven gehörte also die Zukunft, denn unaufhaltsam schreitet in unserem Jahrhunderte die Kultur von Westen nach Osten. Wenn nicht Parteitendenz, so kann nur Unwissenheit sich dieser Erkenntniss verschliessen.

Wir, die wir glücklicherweise keine Politik zu treiben brauchen, die wir im Dienste keiner Partei, keiner vorgefassten Meinung und wie wir glauben, auch keiner Vorurtheile stehen, wir, die die Dinge bloss vom Standpunkte der Völkerkunde und der Kulturgeschichte betrachten, können natürlich nicht in Erwägung ziehen, wem die unausbleibliche Neugestaltung der Dinge im Oriente in erster Linie zu Gute kommen wird; nur dass eine solche Neugestaltung über kurz oder lang unbedingt eintreten musste, durfte ich schon in der zweiten Auflage dieses Buches als ein sicheres Ergebniss kulturgeschichtlicher Forschung erklären. Und sie ist auch gekommen durch den russisch-orientalischen Krieg, welcher mit dem Frieden von San Stefano zu einem naturgesetzmässigen, durch den Berliner Kongress dagegen zu einem unnatürlichen, naturwidrigen und daher auf die Dauer unhaltbaren Abschluss gebracht wurde. Ganz gewiss werden durch das Emporkommen des Südslaventhums die wirklichen oder auch eingebildeten Interessen manchen Nachbarstaates verletzt; und es ist am Ende natürlich, dass diese den Ausgang der Katastrophe nach Thunlichkeit hinauszuschieben trachten. Ein Mehr lässt sich jedoch auch nicht erreichen, und dabei muss man sich obendrein mit allenthalben unfertigen Zuständen begnügen. Bosnien und die Herzegowina gingen an Oesterreich über, ohne staatsrechtlich aus dem Verbande mit der Türkei zu scheiden, — eine lächerliche Zwitterstellung — und die Zerstückelung Bulgariens in ein halbsouveränes Fürstenthum und die autonome Provinz Ostrümelien muss man geradezu als ein unverantwortliches ethnologisches Verbrechen bezeichnen. Der Berliner Frieden setzte also ein Provisorium an die Stelle des Definitivum, welches die Abmachungen von San Stefano erstrebten und das auch — mag man sich noch so sehr dagegen sträuben — erreicht werden wird, weil es erreicht werden muss. Schon heute bezweifelt kein Denkender, dass die naturgemässe Vereinigung Bulgariens und Ostrumeliens auch nur eine Frage der Zeit sei. Die Künste der Diplomatie zu Berlin haben also nichts als einen faulen Frieden zu Stande gebracht, der die Lösung der „orientalischen Frage" um ein paar Jahre vertagt. Wenn ein solches Resultat die Diplomatie sich zum Siege anrechnet, so spricht der Kulturgeschichtsschreiber von einer kläglichen Niederlage; denn die Türkei ist nun einmal in voller Auflösung begriffen, und dadurch, dass dieser Auflösungsprozess noch lange dauern kann, besonders wenn man ihn durch künstliche Mittel zu verlängern trachtet, darf man sich keiner Täuschung hingeben, dass er nicht mehr aufzuhalten ist, zumal die wahren Türken uralaltaïscher Rasse sich an Zahl von Jahr zu Jahr vermindern. Vom Standpunkte der Völkerkunde ist es aber eine „abenteuerliche" Politik, wenn man gegen den

Strom zu schwimmen versucht, wenn man vermeint, mit menschlicher Kraft eingreifen zu können in das, was sich mit der Gewalt und der Nothwendigkeit eines Naturprozesses vollzieht. Bei Lichte besehen, liegt die Erhaltung der Türkei in Niemandens Interesse, am wenigsten aber in jenem der Völkerkultur.

Arabien und Nordost-Afrika.

Mit dem Untergange der türkischen Herrschaft in Europa, ist zwar der Bestand des osmanischen Reiches nicht nothwendig in Frage gestellt; immerhin sind aber Anzeichen vorhanden, dass auch manche nichteuropäische Bestandtheile des Reiches centrifugalen Tendenzen huldigen. Die Herrschaft der Türken ist nämlich sogar ihren Glaubensgenossen verhasst, so weit diese nicht selbst von uralaltaischem Blute sind. Zwischen den Türken und den semitischen Arabern ist aber der Abstand genau so gross wie zwischen den Türken und den arischen Südslaven. Die Söhne Ismaels auf der arabischen Halbinsel, in unzälige Emirate und Sultanate zerrissen, trachten gerade so wie jene sich von dem Türkenjoche loszumachen. Heute stehen die Sachen in Arabien so: Der Sultan beherrscht die westliche Hälfte der Halbinsel, zum grössten Theile nur nominell, denn im Hedschas, wo auch die beiden heiligen Städte des Islâm, Mekka und Medina, liegen, muss er seine Herrschaft mit dem Grossscheriff von Mekka theilen, oder vielmehr er muss denselben jährlich durch kostbare Geschenke gewinnen, damit er ihm den Titel: „Beschützer und Schirmherr der heiligen Städte“, den die Beherrscher des Osmanenreiches schon seit Jahrhunderten führen, nicht streitig mache. In Yemen wieder herrscht der Sultan nicht nur nominell, sondern auch *de facto,* d. h. dort, wo er eben Soldaten und Kanonen hat. Im übrigen Arabien gebieten unzählige Miniatur-Sultane, Duodez-Emire und zahllose „Scheiche,“ die sich auch nicht im Geringsten um den Sultan am Bosporus kümmern.

Seitdem es den christlichen Maroniten im Libanon gelungen ist, sich von der türkischen Regierung ihre Autonomie zu verschaffen, fangen in Arabien auch die Wahâbiten sich wieder zu rühren an und verlangen, dass auch ihre Sekte in Arabien geduldet werde und autonom bleibe. Die verkommende Religion Muhammeds war nämlich nicht erst in der beginnenden Hälfte des vorigen Jahrhunderts, sondern schon viel früher zu einem Formelkram, besonders unter den türkischen Theologen, einer fabrikmässigen Zeremonienfrömmigkeit in den sogenannten heiligen Städten, zu einer machtlosen Erinnerung auf der ganzen Halbinsel herabgesunken. Da trat in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts ein Mann auf, Muhammed ibn Abd-el-Wahâb, den der Zustand des Islâm in Trauer und Aufregung versetzte, der diese Stimmung zu Thaten steigerte, Prediger, Lehrer und Parteiführer wurde und das Loos der Reformatoren theilte, von den Herrschenden verfolgt zu werden. Aber er fand einen energischen Helfer in einem kriegerischen Häuptlinge; von kleinem Centrum aus, ähnlich wie einst

Rom, wuchs die junge Macht und eroberte sich in kurzen Jahrzehnten die Halbinsel, machte das Zweistromland zittern, unterbrach die in der ganzen islamitischen Menschheit weltkundlichen Pilgerfahrten nach Mekka und bewies die Schwäche der Padischah in Stambul auf eine nicht erhörte Weise. Endlich wieder in das Herz der Halbinsel zurückgedrängt, ja scheinbar tödtlich durch die sich aufraffende türkische oder vielmehr durch die ihre eigenen Pläne verfolgende ägyptische Macht getroffen, hat die Lehre und ihr politischer Ausdruck, der Staat in Nedschd, zwar die Gedanken an eine unbedingte Suprematie in Arabien aufgeben müssen, aber ihre und seine Wirkung ist dennoch so tiefgehend gewesen, dass neue Bewegung, staatenbildende sogar, des grösseren Theiles der Araber auf der Halbinsel sich bemächtigt, dass Sicherheit und Ordnung zu blühen und die religiöse That des nedschdischen Lehrers weit über die Landesgrenzen hinaus bis an den Ganges die ernsten Geister zu durchzittern angefangen und noch nicht aufgehört hat. Mit Bangen sehen nun die Moslemin dieses Wiederauftauchen der in ihren Augen ketzerischen Wahâbiten und da es nicht mehr in der Macht des Sultans liegt, im heiligen Arabien die Wahâbiten im Zaume zu halten, so wandten sich hoffnungsvoll die Blicke auf das muhammedanische Reich, welches an der Ostküste des Rothen Meeres in Aegypten erstanden ist.

Aegypten ist sowie das angrenzende Paschalik Tripolis ein Vasallenstaat, und zwar ein erblicher des türkischen Reiches. Seit dem grossen Mehemed-Ali, dem Stifter des heutigen ägyptischen Staates, beileibe aber kein Menschenfreund, wofür einige ihn ausgeben wollen, ist das alte Pharaonenland zu stets steigender Macht gelangt und unter Ismail Pascha welcher sich den Titel eines *Chedive (Chidiv)* errang, dehnte dasselbe seine Grenze immer weiter aus, so dass man füglich von einem ägyptischen Reiche sprechen kann, welches beinahe ganz Nord-Ostafrika umfasst; denn von den Mündungen des Nil reicht das Gebiet des Chedive bis an die Grenzen von Uganda, das heisst jener Landschaft, in welcher der junge Nil dem grossen centralafrikanischen Binnenmeere, dem Ukerewe-See, entströmt. Schritt für Schritt ging die ägyptische Politik darauf los, ein grosses, muhammedanes Nilreich zu gründen, das alle Länder von der Mündung dieses Flusses bis zu dessen Quellen hinauf und von der Ostgrenze der Sáhara bis an die Westküste des Rothen Meeres umfassen soll. Zum grössten Theile ist dieses kühne Vorhaben auch schon geglückt: 1874 erfolgte die Annexion des grossen Sultanats Darfur, von wo der Weg nach Wadaï und zu den muhammedanischen Negerreichen in der Tschadsee-Depression offen steht; 1875 ward das Sultanat Härrär in Ostafrika erobert, 1876 einige Küstenstriche am südlichen Ende des Rothen Meeres in Besitz genommen und die Abtretung der Hafenstadt Zeilah, der letzten Besitzung der Türken an dieser Küste, als erbliches Lehen erreicht. So fehlt denn zur Realisirung des grossen Planes nichts mehr als die Eroberung Abessiniens, des einzigen christlichen Staates in Nordostafrika, der in der muhammedanischen Welt eine Art Insel bildet. Der unternommene Eroberungszug gegen

dieses wichtige Bergland, dessen jäh aufgebaute Tafelflächen die umliegende Samhara wie die weiten Ebenen des Nilgebietes beherrscht, ist aber vorerst kläglich misslungen, was im Interesse der Gesittung kaum zu bedauern ist.

So bedeutsam nämlich das Anschwellen des ägyptischen Reiches auch ist, so wenig vertritt dies die Sache der Civilisation. Ein einziger Blick in das Land, selbst nach Kairo, dem Centrum der Civilisation, gibt überraschende Aufklärungen. Die Masse des Volkes, die Bauern, verkommt in Schmutz und Elend, ausgesogen bis auf das Letzte, von unerschwinglichen Steuern, Frohnden und Lasten erdrückt. Zum Vortheil einiger Wenigen wird das ganze Volk systematisch niedergehalten. Im Innern, im Sudân, sieht es nur desshalb nicht so schlecht aus, weil die Bevölkerung überwiegend aus Nomaden besteht, denen nicht so leicht beizukommen ist wie den sesshaften Ackerbautreibenden. Immerhin kann man auch dort Belege in Hülle und Fülle zur Beleuchtung der „Civilisation" finden. Jeder Pascha arbeitet dort nach dem Grundsatze: „Man muss Heu machen solange die Sonne scheint," zum Besten des Allgemeinen, und wie erfolgreich dieses Wirken war, zeigt sich darin, dass in den 50 Jahren der ägyptischen Herrschaft, im Sudân das schon einmal erwähnte Wort: „In den Fusstapfen des Türken wächst kein Gras mehr," sich einbürgerte. Wo liegt da die Civilisation? Gerechterweise muss übrigens anerkannt werden, dass die ägyptische Regierung auf ihrem Gebiete auch viel Gutes stiftete, hauptsächlich dass sie überall Sicherheit herstellte und sehr viel für die Erforschung der ihr unterworfenen Länderstrecken that; gar mancher von Kairo aus gutgemeinte Erlass wurde im fernen Innern in das Gegentheil verdreht, die Gesetze blieben auf dem Papiere stehen und die Gouverneure machten, was sie wollten. Der Kampf zwischen Aegypten und Abessinien wird nicht zwischen Islâm und Christenthum ausgefochten, denn religiöse Motive liegen demselben gänzlich ferne; aber eben so wenig ist es ein Kampf zwischen Civilisation und Barbarei, sondern zwischen übertünchter Barbarei und ungefärbter echter Barbarei. Wie auch die Entscheidung fällt, für die Gesittung wird nichts dabei gewonnen.

Nach dem denkwürdigen Zuge der Engländer nach Abessinien im Jahre 1868, der mit der Einnahme Magdalas und dem Tode des *Negus* (Kaiser) Theodorus II. endete, war die Lage des Landes eine ziemlich trostlose. Um diese Zeit kamen eine Anzahl von katholischen Missionären an den Hof des Fürsten Kassa, das Evangelium zu predigen. Kassa jedoch wies sie ab mit dem Bemerken, dass er und sein Volk zur koptischen Lehre gehöre und auch gesonnen sei, bei derselben zu bleiben. Daraufhin steckten sich die Missionäre hinter Gobassie, den König von Amhara und Nebenbuhler Kassa's, und reizten ihn mit Versprechungen, Kassa den Krieg zu erklären. Letzterer hörte bei Zeiten von dem Komplotte und jagte die Missionäre aus dem Lande. Am 7. Juli 1871 wurde eine Schlacht geliefert, in welcher Gobassie vollständig aufs Haupt geschlagen und mit allen seinen bedeutenderen Häuptlingen gefangen wurde. Eine Zeit lang wurden die

Gefangenen hinter Schloss und Riegel gehalten, allein später verständigten sie sich sämmtlich mit Kassa, erkannten seine Oberhoheit an und huldigten ihm bei seiner Krönung unter dem Namen Johannes II. als Kaiser von Abessinien. So stellte Johannes II. das alte abessinische Kaiserthum wieder her, wonach alle Könige von Amhara und Tigré gestrebt hatten, ohne mehr erreichen zu können, als das Land durch unaufhörliche Kriege zu verwüsten. Nun erübrigte noch der unabhängige König von Schoa mit den Wollo-Stämmen, deren Bezwingung indess sehr schwierig ist. Ein gegen Schoa gerichteter Kriegszug endete vorläufig mit einem Friedensschlusse, welcher den Keim künftiger Zwistigkeiten in sich trägt.

Fort- und Rückschritte des Islâm.

Wie an einzelnen Beispielen im vorhergehenden Abschnitte dargethan, fehlt es auch der muhammedanischen Welt nicht an Gährung und Bewegung; im Allgemeinen kann man die hieher gehörigen Phänomen dahin zusammenfassen, dass es mit den islamitischen Staaten rückwärts gehe, während der Islâm als Glaubensform wenigstens in Einem Erdtheile entschiedene Fortschritte macht. Seit etwa drei Dezennien hat nämlich Russland den grössten Theil des dem Islâm zugethanen Gebietes von Centralasien in seine Staaten einverleibt, indem es die Chanate von Bochâra und Chiwa bedeutend schmälerte und Chokand gänzlich in Besitz nahm. Ferner hat das heidnische China das mit vielen schönen Hoffnungen entstandene Sultanat Yün-nan, von dem man erwartete, dass es eine Schutzmauer für den Islâm im Reiche der Mitte sein werde, in Trümmer geschlagen und sich einverleibt. Auch sind noch die letzten Muhammedaner von den Philippinen-Inseln verschwunden und in ihre Erbschaft theilen sich jetzt Heiden und Christen. Endlich ist während dieser Zeit die Anzahl der muhammedanischen Fürsten im indischen Archipel bedeutend kleiner geworden und hat der Sultan von Marokko manche verdiente Züchtigung erhalten.

Dagegen gewinnt in Centralafrika der Islâm immer mehr Ausbreitung bei sichtbarer Abnahme des Heidenthums in jenen Gegenden. Im Westen sehen wir den Kampf, welchen fanatische Bekenner des Islâm gegen das alte und urwüchsige Heidenthum der Schwarzen führen und wie, nach grimmigen Verheerungen und Verwüstungen, am oberen Niger neue Staaten oder vielmehr Herrschaften entstehen, wie das westliche Fulbereich Mássina von einem Glaubensstreiter über den Haufen geworfen wird, der in der linken Hand den Qorân hält und mit der Rechten bald das Schwert, bald die Brandfackel schwingt. Er selber, der Toucouleur Hadsch Omar, scheidet von hinnen, nachdem er auch Timbuktu bedroht hat und drei seiner Söhne folgen ihm in der Herrschaft. Hadsch Omar war der erste, welcher den Versuch wagte, sich am obern Senegal ein Reich zusammen zu erobern. Friedlicher gestaltet sich das Wirken muhammedanischer Missionäre in den

centralen Theilen des Landes. Dank ihrer Thätigkeit dringt dort Muhammeds Lehre mit dampfartiger Geschwindigkeit vor. Gerhard Rohlfs fand 1867 nördlich des Ego-Gebirges in den Fellatah-Reichen in Mallem-Omaro einen der am weitesten südlich vorgeschobenen Posten des Islam unter den Fetischdienern. Heute scheint auch der Aequator keine Grenze für die Religion des Propheten mehr zu sein, denn ihre Sendboten durchziehen schon die Negerreiche jenseits dieser Linie, predigen hier den Qorân und bekehren die Einwohner. Und nicht nur das Volk daselbst lauscht emsig den Lehren dieser Glaubensboten, sondern auch die Könige, und da in Mittelafrika fast in jedem dritten Dorfe ein gekröntes Haupt residirt, so pflegt ein islamitischer Missionär fast in jeder Woche einen centralafrikanischen König mit seinem ganzen Hofstaate für die Lehren Muhammeds zu gewinnen.

Zwar verhalten sich die Moslemin Mittelafrikas in Betreff der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten und auch ihrer theologischen Gelehrsamkeit zu ihren Brüdern in Tunis, Kairo und Konstantinopel, wie sich etwa die Christen der europäischen Staaten zu ihren Glaubensgenossen in China und Abessinien verhalten; immerhin jedoch sind auch sie Muhammedaner und müssen daher auch als solche betrachtet werden. Sie besitzen ihre Moscheen *(Nadba)*, haben auch ihre Prediger, Priester, Religionslehrer und Richter, ganz so, wie die anderen Muhammedaner. Die Moscheen sind natürlich alle aus Rohr oder Holz erbaut und es kann daher in denselben des Nachts kein Gottesdienst abgehalten werden. Ihre Priester und Religionslehrer, die sich fast alle von ihrer Händearbeit ernähren müssen, strotzen vor Unwissenheit und bringen es fast nie über das Lesen und Uebersetzen des Qorâns hinaus. Ist schon der Lehrer und Wegweiser des Volkes so unwissend, so ist es letzteres noch zehnfach mehr, da es vom Lesen und Schreiben fast gar keinen Begriff hat und daher bei einem Gottesdienste in der Moschee genau das nachplappert, was ihm der Imâm (Prediger) oder Mollah (Glaubenslehrer) vorsagt.

Aber trotz ihrer krassen Unwissenheit und trotz der grossen Rohheit, die in ihnen steckt, blüht doch gewöhnlich eine Blume unter ihnen, die man in den anderen muhammedanischen Ländern nur selten oder fast nie antrifft, die Blume der Toleranz. Dazu kommt, dass der Muhammedaner immer dem Heiden an Geist und Bildung überlegen ist, denn während der Erstere schon aus religiösen Motiven Schreiben und Lesen lernen muss, um den Qorân lesen und auch abschreiben zu können, hat der Heide, der keine geistliche und noch viel weniger eine weltliche Literatur besitzt, auch kein Alphabet und keine Schriftzeichen, wodurch von Unterricht und Bildung bei ihm gar keine Rede sein kann. Durch seine geistige Ueberlegenheit eben schlägt der Muselmann überall den Heiden; denn er reisst auch den Handel und die Staatsverwaltung an sich. Kommt man nun in eine centralafrikanische Stadt, die eine aus Muhammedanern und Heiden gemischte Bevölkerung hat, so wird man finden, dass der Handel, die Industrie und die Bildung nur in den Händen jener sind, die sich dadurch auch eines leidlichen Wohlstandes erfreuen, während diese wieder nur auf das Waffenhandwerk,

den Ackerbau, Taglohn und die Jagd angewiesen sind und dabei im grössten Elende und im grössten Schmutze leben. Auch das Familienleben ist beim Muhammedaner ein ganz anderes, wie beim Heiden, was auch dazu beiträgt, dass die Lehre des Propheten über den hölzernen Fetisch den Sieg davon tragen muss. So sehen wir den Islam als eine Kulturreligion wirken, aber nur bei Stämmen, welche auf noch viel tieferen Gesittungsstufen sich bewegen.

Die Russen in Asien.[1]

Die früher wenig bekannten und selten von Europäern betretenen Gebiete Centralasiens sind seit Jahrzehnten der Schauplatz von Vorgängen geworden, deren Bedeutung in kulturgeschichtlicher Hinsicht von keinem Scharfblickenden unterschätzt werden kann. Wenn ein englischer Staatsmann nicht mit Unrecht behauptete, Grossbritannien sei weit eher eine asiatische denn eine europäische Grossmacht, so kann man dasselbe mit Fug und Recht von Russland sagen, dem Staatenkoloss, den man abusiv den nordischen zu nennen pflegt, dessen Gebiet sich aber bald nahezu über alle Zonen der Erde erstreckt und an Ausdehnung der halben Mondoberfläche gleichkommt. Seit wenigen Jahrhunderten hat sich das ungeheure Reich aufgebaut, und seitdem ist kein Dezennium verstrichen, in welchem es nicht unaufhaltsam, wenn oft auch unbeachtet, an seiner Erweiterung mit Erfolg gearbeitet hätte. Unter Iwan IV. unterwarf es sich die tatarischen Chanate des Südens, mit Ausnahme der Krim; Kasan, das schon früher (1487) den Zaren theilweise unterthan ward, erobert er 1552 nach langem blutigem Kampfe, Astrachan im Norden fällt 1554 und 1556 werden die Baschkiren unterworfen, gleichzeitig aber fester Fuss in der Kabarda am Kuban gefasst. Der Kosaken-Hetman Yermak Timopheyew endlich erschliesst durch die Entdeckung Sibiriens in Iwans letzten Regierungsjahren seinem Vaterlande einen neuen Kontinent und legt den Grund zu Russlands asiatischer Macht; 1587 wird Tobolsk gegründet. Im XVIII. Jahrhundert, 1727, gewinnt Russland durch einen Vertrag mit Persien die schon vier Jahre früher unter Peter dem Grossen eroberten Provinzen Daghestân, Schirwân, Ghilân und Masenderân, das heisst die ganze Westküste der Kaspischen See, muss sie aber 1734 wieder zurückgeben; es sind die beiden letzteren die einzigen Landschaften, welche dieses Reich einmal besessen, verloren und nicht wieder gewonnen hat; 1813 mussten die Perser Daghestân und Schirwân wieder herausgeben, nachdem bereits seit 1806 das wichtige Derbend in den Händen der

---

1) Vgl. über dieses Thema meine zwei Bücher: *Die Russen in Centralasien. Eine Studie über die neueste Geographie und Geschichte Centralasiens.* Augsburg 1873. 8° und: *Centralasien, Landschaften und Völker in Kaschyar, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Mit besonderer Rücksicht auf Russlands Bestrebungen und seinen Kulturberuf* Leipzig 1875.

Russen war. Ein erneuerter Krieg mit Persien endlich dehnte das Gebiet des Riesenstaates über den Araxes und bis an den Ararat aus und erwarb ihm in dem Frieden von Turkmantschay 1828 die Provinz Arran. Und auch seither hat Russland sein Streben nicht aufgehoben, und langsam, aber stetig wie der Firnstrom eines Riesengletschers rückte in Asien die russische Macht, nachdem sie sich lange an der Gebirgskette, welche das sibirische Tiefland von der centralen Hochebene dieses Welttheiles scheidet, kräftesammelnd gestaut hatte, südwärts auf der ganzen Linie von der Kaspischen See bis zum Stillen Ozean. Die Pässe, welche ein Eindringen in die fremde Alpenwelt der Kirgisen und der daurischen Mongolen ermöglichten, wurden durchschritten, und die beiden Landflächen, die im Ost am Unter- und Mittellaufe des Amur und seinen Zuflüssen, im Westen längs jenen den Aralsee speisenden Strömen der alten Sagengeschichten den Bergwall der gewaltigen Central-Hochebene flankiren: die Mandschurei und Centralasien, sind längst von den ersten Springwellen der russischen Okkupation überfluthet. Gross ist jetzt, wo der sporadischen Besitzergreifung durch die halbdisziplinirten Kosakenschwärme eine regelrechte Besiedelung folgt, der materielle Gewinn dieser Erwerbung; noch grösser der politische, Von der Mandschurei aus drückt Russland auf China, regulirt den Einfluss der westeuropäischen Seestaaten und vermag ihrer politischen Machtentfaltung im Reiche der Mitte, dem „Indien der Zukunft,“ diesem ungeheuren, von mehr als 300 Millionen Produzenten und Konsumenten bewohnten Marktgebiete, gewisse Schranken entgegenzustellen. Auch ist diese Einflussnahme auf China gross genug, um Russland einen Löwenantheil an der Ausbeutung jenes Marktes zu sichern und ihm die Wege an der Südsee, deren Bedeutung sich so gewaltig steigert, offen zu halten. Von anderer Art ist der Gewinn, den Russland aus seinen centralasiatischen Erwerbungen zieht; die kommerziellen Vortheile treten da, wie namhaft dieselben auch für einen beschränkteren Kreis der Kaufmannschaft an der Nieder-Wolga sein mögen, mehr in den Hintergrund; der neu erschlossene Markt ist zwar ein räumlich ausgedehnter, der Verkehr auf demselben aber wegen der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung und ihrer niedrigen Kultur kein intensiver. Umsomehr fällt hier das politische Moment ins Gewicht. Nicht dass an eine Gefährdung der britischen Macht in Kaschmir und im Pundschâb zu denken sei, gefährdet aber wird Persien und dadurch indirekt das türkische Asien, jener Theil des ottomanischen Reiches, welcher in dessen Entscheidungskämpfen die grossen unerschütterlichen Heerhaufen seiner Glaubensstreiter stellt und vermöge der wuchtigen Masse seiner kompakt muhammedanischen Bevölkerung den centrifugalen Elementen der europäischen Türkei gegenüber das erhaltende Element bildet. Persien ist schon jetzt; wo die russische Macht in Centralasien gebietet, zu einer blossen Dependenz der Statthalterschaft von Tiflis herabgesunken.

Daurien, das rechte Uferland des Amur, die Mandschurei und grosse Mongolei, das ungeheure Gebiet, das sich vom Baikalsee nach Südosten bis zur chinesischen Mauer ausdehnt, kannte man vor andert-

halb Jahrzehnten kaum vom Hörensagen. Heute kennen wir dieses so interessante Land genauer als manche Theile der europäischen Türkei. Nach allen Richtungen wurde es von den gelehrten Forschern, welche Russland als die Pioniere seiner Eroberungszüge dahin entsendet hat, durchwandert; seine Topographie, seine Flora und Fauna, seine Bevölkerungs-Verhältnisse wurden genau festgestellt, zahlreiche Verkehrs-Verbindungen wurden angeknüpft, und heute durchzieht der Telegraph das kürzlich noch unbekannte Land, und eine regelmässige Postverbindung, sicherer als jene, welche vor Kurzem noch die Oststaaten Nordamerikas mit Kalifornien verknüpfte, vermittelt quer durch die Wüste Gobi den Brief- und Personentransport zwischen Peking und den alten Hauptstädten Sibiriens. Wo vor zwanzig Jahren noch ein gelehrter Reisender ohne eine stattliche berittene Schutzwache seines Lebens nicht sicher gewesen wäre, steht heute eine civilisirte Poststation, auf welcher die Diligence die Pferde wechselt. Ein ähnlicher Umschwung hat sich binnen Kurzem auch in Turan vollzogen; wo vor einigen Jahren Vámbéry nur als muhammedanischer Bettelmönch verkleidet unter steter Lebensgefahr mühselig seine Notizen über Land und Leute zusammensuchen konnte, wo die Entdeckung, dass ein Reisender zu den verhassten Völkerstämmen der Europäer gehöre, ihm sofort unnachsichtlich den Tod brachte, gebieten heute europäische Gesetze und verbürgen Sicherheit der Person den sibirischen Touristen bis zur chinesischen Mauer. Von Bochâra und Samarkand aus konnte man nunmehr in die chinesische Tatarei vordringen und jene *terra incognita* durchforschen, an deren Pforte der unerschrockene Adolph Schlagintweit den Märtyrertod für die Wissenschaft erduldet hat. Diese Erweiterung der menschlichen Kenntnisse, dieses Aufschliessen neuer Kreise für das Kulturleben der civilisirten Völkerfamilien ist der beste Gewinn, den die Menschheit von jeher seit den Zügen des Sesostris und des Makedoniers Alexander aus derartigen Kriegsunternehmungen gezogen hat, und wenn Russland nichts weiter vollbracht hätte als dieses Eine, so hätte es schon eine wichtige Kulturaufgabe gelöst. Russland ist aber zugleich ein Civilisator der erfolgreichsten Art und bleibt auf asiatischem Boden selbst dem Angelsachsen überlegen. Diese sind unübertrefflich, wo es sich darum handelt, jungfräuliches Land zu kolonisiren und im Wege freier Vergesellschaftung neue Städte und Staaten zu schaffen; jene Kunst aber, barbarische und halbbarbarische Völker sich vollständig dienstbar zu machen und durch einen streng durchgeführten Amalgamirungsprozess zu verschmelzen, den die Russen längs des ganzen Südrandes ihrer asiatischen Besitzungen mit so viel Erfolg durchführen, ist dem Engländer fremd. Der Engländer kolonisirt wie der Hellene, der Russe aber wie der Römer. Seine Pioniere sind nicht jene Squatters, die im Vollgefühle einer schrankenlosen, freien Individualität sich nur ausserhalb der Heimstätten der Civilisation wohl fühlen, dieser um hundert Meilen voraneilen und den Pfad brechen, sondern die Militär-Kolonien. Mit dem System der Militär-Kolonien wurden die nomadisirenden Tataren, Kalmüken und Kirgisen in den Organismus

des russischen Staatsverbandes eingezwängt, zur Heerfolge und zum Steuerzahlen gewöhnt und allmählich auch für die vollständige Russifizirung vorbereitet. Binnen fünf und zwanzig Jahren gehören die Nachkommen jener wilden Sultane, welche an den chinesisch-sibirischen Grenzen vor einem halben Menschenalter noch an der Spitze ihrer Horden ein wildes Räuberleben geführt, eben so zu dem gefügigen Militär- und Hofadel des Zaren, wie heute die Fürstensöhne aus Trans-Kaukasien. Russland versteht also zu kolonisiren, d. h. es assimilirt sich die fremden Völkerschaften, zieht sie zu sich empor. So sehen wir überall die helle Bestätigung für den Satz, dass der Fortschritt der Kultur und Civilisation, nachdem er gegen Westen sein Ziel erreicht, sich nunmehr wieder gegen Osten wendet, zu jenen Gebieten, von welchen er ausgegangen. Bei den Kosaken Orenburgs ist der obligatorische Unterricht eingeführt, in Samarkand ward 1871 eine russische Volksschule für Eingeborne errichtet, welche glänzend gedeiht und den intellektuellen Bedürfnissen weit mehr entspricht als die bestehenden einheimischen Anstalten, in Sibirien endlich schreitet man an die Gründung einer Universität. Ein solches Wirken, das übrigens erst in seinen Anfängen steht, kann im Interesse der Völkerkultur nur freudig begrüsst werden, und es ist nicht wahr, dass blos schnöde nutzlose Eroberungssucht die russischen Adler zu stets weiterem Fluge ansporne. Was sich in Asien vollzieht, muss geschehen, es ist die nothwendige — und fügen wir sogleich hinzu — die wohlthätige Konsequenz unabänderlicher vorausgegangener Ursachen. Wie die ins Rollen gerathene Lawine, so wälzt sich unaufhaltsam das Russenthum über die tatarischen und mongolischen Stämme hin, bis dass es an den grossen Bergketten Innerasiens seine natürlichen Schranken findet.

Die Kulturzustände in Ostindien.

Indien, das alte Sonnenland, unterliegt in der Gegenwart eben so sehr dem englischen Einflusse, wie Centralasien dem russischen. Der heimische Zwist, der eigene Unfriede ist es, welcher dieses Schauspiel ermöglicht und eines der ältesten Kulturvölker unter das Joch der meerbeherrschenden Fremden beugt. Die Briten fanden das Land zerrissen und unterjocht. Den kleinen heimischen Tyrannen überlegen, hatte sich dort das muhammedanische Reich des Grossmoguls ausgebreitet; auch dieses war eine Fremdherrschaft; die fanatische Tyrannei einer fremden Religion, die mit wilder Unduldsamkeit die nationale Eigenart in Brauch und Sitte, in Denken und Fühlen bekämpfte, diese Fremdherrschaft ward nunmehr durch die Englands verdrängt, welches sein anglo-indisches Reich mit dem Schwerte aufgebaut und es noch heute zum Theil durch das Schwert regiert. Die Fortschritte des Verkehrswesen haben die militärische Stellung der Briten bedeutend gesichert; mehr ist aber nicht geschehen und ihre Macht heute so wie ehedem blos die Macht des Schwertes. Die Engländer, wenn sie kolonisiren, beuten Länder und Völker nach Kräften aus, heben sie

aber nicht zu sich empor; dem als Kolonisator so hoch gepriesenen Briten steht heute, also nach mehr denn hundert Jahren die indische Bevölkerung, und zwar die Hindu wie die muhammedanische, vielfach noch so fremd gegenüber, wie zu Clive's und Hasting's Zeit. Neben der Waffengewalt ist aber politische Ueberlegenheit die zweite Hauptquelle der britischen Macht in Asien, nicht fadenscheinige Sympathien, um die der praktische Sohn Albions sich wenig kümmert. Dessen ungeachtet hat er in Indien dennoch ein sehr ansehnliches Stück Kulturarbeit verrichtet, namentlich in materieller Hinsicht das Land unendlich gehoben. Die grossen öffentlichen Bauten, die Eisenbahnen-, Kanal- und Hafenbauten, Bewässerungsanlagen, Telegraphenlinien gingen von den Engländern aus oder wurden doch durch sie angeregt.

Noch weit wichtiger als diese materiellen Errungenschaften sind indess die intellektuellen Fortschritte der unterworfenen Hindu, welchen der Engländer alle jene Freiheiten gewährt, die er in der Heimath so hoch hält. Eine der wichtigsten darunter, die freie Presse, hat sich denn auch in grossartiger Weise dort Geltung verschafft. Lebhafte literarische und journalistische Thätigkeit zeigt sich unter den Einheimischen, sowohl in englischer Sprache als in den Landesdialekten. Die verschiedensten und oft widerstrebendsten religiösen, politischen und nationalen Richtungen finden in der Presse ihren Ausdruck; drei Fragen sind es aber, welche vornehmlich die Gemüther beschäftigen: Sprache, Religion und Volkserziehung. Das Vordringen des Islâms brachte nämlich auch verschiedene sprachliche Elemente mit sich und aus dem Heereslager *(Urdu)* der fremden Truppen ging ein eigener Dialekt hervor, der durch seine noch jetzt übliche Bezeichnung Urdu, d. h. Lagersprache sich als Militärkind legitimirt. Die Engländer, überall den bestehenden Verhältnissen Rechnung tragend, nahmen das Vorgefundene ohne Anstand hin und ihre Administration in dem grössten Theil der ihnen direkt unterworfenen Länder amtirte in Urdu oder was dasselbe ist in Hindustani-Sprache. Je mehr aber der Inder in die Wege der europäischen Civilisation geleitet ward, desto deutlicher machte sich eine mit der Sprache unlösbar verkettete Idee geltend, die der Nationalität.

Nachdem der Seapoy-Aufstand 1857 wesentlich aus muhammedanischen Anregungen hervorgegangen war, musste nothwendig mit Niederwerfung desselben ein Rückschlag gegen die muhammedanische Partei erfolgen und die Hindubevölkerung ergriff mit beiden Händen diese Gelegenheit, um sich der ihr verhassten muselmännischen Bevormundung zu entledigen. Die einheimische Journalistik begann in der Sprachenfrage Stellung zu nehmen und die beiden Parteien, einerseits die Anhänger des Hindustani, anderseits die Parteigänger des von fremden, arabisch-persischen Wörtern reineren und in dem indischen Alphabet, dem Devanagari geschriebenen Hindi, so wie der andern alten Landessprachen, begannen sich erbitterte Kämpfe zu liefern, die mit der amtlichen Verbannung des Urdu aus den Landesschulen endeten; und wohl nicht ganz mit Unrecht. Es mag oft den Engländern in Indien vor der eigenen Grösse bange werden, denn

250 Millionen Menschen regiert man eben nur so lange, als diese nicht geeinigt sind und keine nationale Idee sie belebt. Nun lässt sich nicht in Abrede stellen, dass das Urdu ganz geeignet erscheint, eine allgemeine Nationalsprache Indiens zu werden. Es ist also ganz verständig, wenn die englische Behörde die provinzialen Eigenthümlichkeiten sorgfältig pflegt und die Landesdialekte von den gefährlichen Umrankungen des nach allen Seiten seine Zweige aussendenden Hindustani zu befreien sucht.

Unterdessen dämmert jedoch den Indern immer mehr der Nationalitätsgedanke auf. Die Muselmänner, deren Zahl in Indien sich im Ganzen auf ungefähr 50 Millionen belauft, sind eifrige Vertreter dieser nationalen Richtung und sie haben in der That viele Aussicht auf Erfolg, denn der Islâm hat eine bindende Kraft, bringt eine einheitliche Leitung in die Massen, während die Hindu durch ihre Zersplitterung in eine Menge Sekten und Parteien, trotz ihrer numerischen Ueberlegenheit, sich in entschiedenem Nachtheile befinden. Nach seiner persönlichen Auffassung glaubt auch A. v. Kremer, dass der Islâm in Indien viele Aussicht hat, nicht blos die verlorne religiöse (nicht politische) Hegemonie wiederzugewinnen, sondern sogar allmählig den Brahmanismus zu verdrängen. Eine so streng monotheïstische Religion, die ausserdem so ausgezeichnet dem asiatischen Geiste angepasst ist, wie der Islâm, muss im Kampfe gegen einen veralteten Polytheïsmus siegreich bleiben. Trotzdem macht sich auch unter den Hindu ein eifriges Streben bemerklich, sich national zu befestigen.

Enge verknüpft mit der Nationalitätsidee sind die religiösen Bestrebungen. Auch auf diesem Gebiete herrscht eine fast fieberhafte Thätigkeit und die Muselmänner stehen auch hier an der Spitze der Bewegung. Unter dem Einflusse der nach Indien verpflanzten Reformidee des Wahábismus, die daselbst eine wohlthätige Läuterung des religiösen Gefühles bewirkte und eine Neugestaltung des Islâms oder richtiger eine Rückkehr zur ursprünglichen Einfachheit anstrebte, entstanden eine Menge von religiösen Schriften in Hindustani-Sprache. Die unter den Hindu täglich bestimmter hervortretende Hinneigung zum Theïsmus wirkte auf die moslim'sche Bevölkerung zurück und spornte sie an, auf schriftstellerischem und wissenschaftlichen Wege religiöse Fragen zu erörtern, wobei die Polemik eine wichtige Rolle spielt. Längst schon hat die Berührung mit dem Christenthum und Islâm die Hindu von der Nothwendigkeit überzeugt, ihre altehrwürdige, aber gänzlich unhaltbar gewordene Götterlehre und das darauf beruhende religiös-philosophische System dem Geiste der Neuzeit anzupassen und es mit den herrschenden Ideen der Gegenwart zu versöhnen. Schon im Jahre 1814 begann der edle Ram Mohan Rae eine folgenreiche reformatorische Thätigkeit, er brach offen mit dem brahmanischen Polytheïsmus und suchte denselben durch ein eklektisches Religionssystem zu ersetzen, dessen Grundlehren der Glaube an einen Gott und an ein zukünftiges Leben nach dem Tode waren. Allmählig zog diese reformatorische Bewegung weitere Kreise und die theïstische Richtung im Gegensatze zu dem alten Polytheïsmus machte sich immer

nachdrücklicher geltend. Gegen diese Neuerungen erhebt natürlich, wie überall, die orthodoxe altgläubige Brahmanenpartei laute Schmerzensschreie; ihr sind solche rationalistische Bestrebungen ein entsetzlicher Gräuel. Die Bewegung ist aber so stark dass sie sich selbst den nicht zum Brahmanismus sich bekennenden Stämmen mittheilt.

Der Gährungsprozess, den diese religiösen Kämpfe befördern, nimmt auch seinen Fortgang in Bezug auf den Unterricht und die Schule, welche bei der anglo-indischen Regierung die eifrigste Förderung finden. Beachtenswerth ist namentlich, dass der Unterricht auch in den Haremen immer grössere Verbreitung gewinnt, doch in den muhammedanischen Familien mehr als bei den Hindu. So herrscht allenthalben in dem weiten anglo-indischen Reiche eine intellektuelle Bewegung, welche früher oder später der Nationalitätsidee auch dort zum Durchbruche verhelfen muss.

China in der Gegenwart.

Ein von Indien gewaltig verschiedenes Bild zeigt uns das Reich der blumigen Mitte, das bei den Europäern fast durchweg identisch ist mit dem Begriffe des Stillstandes, der Unbeweglichkeit und des Verfalles. Der Ackerbau und das System der ländlichen Oekonomie stehen in China auf einer solchen Stufe der Vollkommenheit, wie man sie nur selten selbst in Europa antrifft. Ruhe kennt der Boden nicht und die ihm entzogenen Kräfte werden ihm durch sorgfältige Düngung ersetzt. Ganze Genossenschaften von Arbeitern wandern von Gehöft zu Gehöft, von Feldmark zu Feldmark, und beschäftigen sich mit dem Bewässern der Felder, wozu sie temporäre Brunnen und Wasserschöpfmaschinen einrichten. Ueberhaupt ist es ein unterscheidendes Merkmal der chinesischen Landwirthschaft, dass sie den grösstmöglichen Nutzen aus dem Boden zieht, ohne ihn zu erschöpfen. Die Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse ist überraschend; nach unseren Vorstellungen ist ein Pfennig ungemein wenig, aber in China kann man für noch weniger einen Brotfladen kaufen und für 40 Pf. kann eine Familie ihren Tagesunterhalt bestreiten. Die Industrie hat sich selbständig entwickelt und in vieler Hinsicht einen unnachahmlichen Grad von Vollendung erreicht. Die Organisation der Arbeit, die Zertheilung der Fabrikation in kleinste Zweige und die Mannigfaltigkeit des Handwerks ist bewundernswerth. Die Seidengewebe zeichnen sich durch Glanz, Festigkeit und Trefflichkeit der Farben aus; die Porzellanarbeiten geniessen einen Weltruf; die Schnitzereien setzen durch die Feinheit und Vollendung der Ausführung in Erstaunen. Als allgemeines Resultat können wir konstatiren: eine hohe Entwicklungsstufe der praktischen Seiten des Volkslebens, eine Masse produktiver Thätigkeit und so bedeutende intellektuelle Kräfte, dass sie im Stande sind sogar in der Berührung mit civilisirten Nationen zu konkurriren. Kann man bei solcher Sachlage den Gedanken an einen todten Organismus gelten lassen? Dennoch geht in unseren Tagen die chinesische Welt einer furchtbaren Probe entgegen. Der Verkehr mit den Stämmen der arischen Völker-

gruppe droht alle Verhältnisse im himmlischen Reiche zu verschieben, ja das ganze tausendjährige Gebäude des Staates umzustürzen. Niemand wird die Wohlthat der Eisenbahnen, Telegraphen und ähnlicher Erfindungen der Neuzeit bezweifeln wollen, aber ihre nächste Wirkung ist oft mehr zerstörend als belebend, wenn sie unter unnatürlichen und ungünstigen Verhältnissen in einem fremden Lande eingeführt werden. Die europäische Civilisation, mit aller Barbarei, die noch an ihr hängt, mag immerhin die höchste sein, die man auf dem Erdballe kennt, aber deshalb ist es doch nicht minder wahr, dass sie überall, wo sie sich einführt, zunächst zersetzend und zerstörend wirkt. So geht es auch in China, und der Kulturforscher wird gut thun, sich daran zu erinnern, dass es englische Kanonen waren, welche die widerstrebenden Chinesen vor einem Menschenalter zwangen, um englische Kaufleute zu bereichern, den Verkauf des Opiums zu gestatten. Unter den europäischen Aposteln der Civilisation stehen die Engländer obenan, und mit dem grössten Erfolge arbeiten sie seit Jahren daran, das chinesische Volk durch das Opiumgift zu beglücken, so dass es jetzt Provinzen des grossen Reiches gibt, in welchen die ganze Bevölkerung durch das Laster des Opiumrauchens für immer siech und ruinirt ist. Dem gegenüber hat es wenig zu bedeuten, wenn allmählig, d. h. sehr langsam und im Verborgenen, die moderne Civilisation auch mit ihren besseren Seiten sich Eingang verschafft und China beginnt, ernstlich Wissenschaft und Kunst anzunehmen. Es kann auch sehr billig bezweifelt werden, ob das chinesische Volk Ursache hätte, über den durch die Wucht der europäischen Gesittung in Aussicht gestellten Zusammenbruch seines uralten Staatsorganismus erfreut zu sein, und kaum kann man der Meinung zustimmen, dass erst dann China in den Kreis der modernen Staatskörper eintreten und so seine „wahre“ Aufgabe und Bestimmung zum Wohle der ganzen Welt erfüllen wird. Was die „wahre“ Aufgabe und Bestimmung China's sei, vermag gewissenhafter Weise gar Niemand auszusprechen; Niemand weiss es; richtig ist nur, dass mit dem Sturze der alten Ideen in China die reichen Schätze dieses kolossalen Reiches den europäischen Völkern zu Gute kämen, von diesen zu ihrem eigenen Vortheile ausgebeutet werden könnten, und in so ferne man unter der „ganzen Welt“ die europäische Menschheit zu verstehen pflegt, ist dieser egoistische Wunsch vollauf berechtigt. Welchen Vortheil davon Chinesen und chinesische Kultur hätten, ist eine dermalen noch gar nicht zu beantwortende Frage; verzeihlich oder richtiger natürlich ist es jedoch, wenn die Chinesen in erster Linie aus der Gesittung der Fremden jene Momente herausgreifen, welche geeignet erscheinen, den Bestand des jetzigen Reiches und seiner Einrichtungen zu sichern. Hierher gehören die wirklich grossartigen Verbesserungen im Heer- und Artilleriewesen wie in der Marine, in welcher binnen verhältnissmässig kurzer Zeit Erhebliches geleistet wurde. Nach der letzten englisch-französischen Expedition machten sich die Chinesen an die Organisation ihrer Arsenale und Fabriken. Fremde Maschinen wurden verschrieben, Ausländer, besonders Engländer und Franzosen richteten Fabriken ein und waren die ersten Werk-

meister und Instrukteure. Nur kurze Zeit ist verstrichen und jetzt besteht fast in allen Arsenalen das technische Personal in seiner Hauptsache aus Chinesen, welche stählerne Hinterladerkanonen anfertigen, ganz europäisches Pulver fabriziren und Fregatten bauen.

Viel bedeutendere Fortschritte machte China im Handel, welcher auf höchst vernünftigen Prinzipien basirt; ja die Fortschritte auf diesem Gebiete nehmen solche Dimensionen an, dass sie für viele in China ansässige engherzige Europäer Gegenstand beständiger Furcht sind. Abgesehen, dass der Handel des Himmlischen Reiches unter den wohlthätigen Auspizien der vortrefflichen, aus europäischen Beamten gebildeten Zollbehörde grossartig zunimmt, haben die praktischen und zum Handelsstande wie gebornen Söhne des Himmels, den darin liegenden Vortheil sehr bald einsehend, einen Theil und namentlich einen sehr bedeutenden Theil des Binnenhandels den Händen der Fremden entrissen. Wenn auch die chinesische Handelsdschunke noch in grosser Zahl die dortigen Meere belebt, so fangen die Chinesen doch auch hier schon an, sich in den Besitz von Dampfern zu setzen, die sie sehr bald ohne Mithilfe der Europäer zu leiten, ja selbst zu bauen verstehen. Am bezeichnendsten in dieser Beziehung ist die ins Leben getretene *China Merchants Steam Navigation Company*, deren Mitglieder sämmtlich Chinesen sind. Zur Erleichterung des Geldverkehrs bestehen unzählige Bankinstitute, klein und gross.

Mit dem Handelsgeiste der Chinesen hängt aber noch eine andere Erscheinung zusammen, welche in kultureller Hinsicht von der allergrössten Wichtigkeit ist: die Rolle, welche die Chinesen in der Fremde spielen. Die Chinesen sind nämlich das grösste Emigrantenvolk der Welt und die chinesische Auswanderung folgt mit natürlicher Nothwendigkeit aus der eigenthümlichen Begabung des chinesischen Volkes und aus der Besonderheit der Stellung, die es als Kulturvolk mitten unter halbcivilisirten, und zwar vorwiegend nomadischen Völkern einnimmt. In den Grenzländern, welche rings um China herum als mehr oder weniger ausgeprägte chinesische Colonien sich ausbreiten, gewissermassen vorgeschobene Posten des Chinesenthums geworden sind, leben mindestens 25 Millionen Chinesen und die Mehrzahl dieser Bevölkerung ist auf Einwanderungen zurückzuführen, die innerhalb der letzten 200 Jahre stattgefunden haben. Grosse Theile der Mandschurei, der Mongolei, Formosas sind auf diese Weise so vollständig chinesisch geworden, dass man sie jetzt bereits zum „eigentlichen China,“ zum Kern des chinesischen Reiches zählt. Die Anfänge und Fortschritte der chinesischen Kolonisation von Formosa geben einen ziemlich guten Begriff von deren Methode und Ergebnissen und können als ein Musterbild derselben gelten. In friedlicher Weise, die aber natürlich nicht frei ist von Betrug und den Gewaltthaten, die ja in allem Verkehr zwischen Naturmenschen und Kulturvölkern unvermeidlich sind und in demselben eine so verderbliche Rolle spielen, schoben sich die Himmlischen immer weiter ins Innere vor und der Charakter dieses Vordringens blieb unter allerlei Wechselfällen immer derselbe. Immer war es ein furchtsames, jedem offenen Kampfe ausweichendes Vorschieben

in die Gebiete der Eingeborenen, aber jeder Fortschritt wurde sofort für die Kultur des Bodens ausgenützt. Formosa ist, soweit es von Chinesen besetzt ist, mit jedem Jahre ertragreicher geworden. Dabei geht aber die Zurückdrängung der Eingeborenen sehr allmählig fort, und diese Zurückdrängung ist mit der Zeit ein Vernichtungskrieg geworden, den Chinesen und Formosaner auf der ganzen langen Linie, auf der sie aneinandergrenzen, miteinander führen. Man kann es freilich kaum Krieg nennen, denn es setzt sich zusammen aus lauter vereinzelten Gewaltthaten. Die Chinesen wissen wohl, dass sie bei solchen Zusammenstössen leicht den Kürzeren ziehen und wagen sich nicht gerne weit vor. Was sie aber mit Waffen nicht ausrichten können, das leisten sie als Handelsleute. Sie führen grosse Mengen Opium ein, das die Eingeborenen von ihnen haben rauchen lernen, und Reisbranntwein wird in Masse destillirt. Aehnlich wie bei den Indianern Amerikas findet man, das die Genüsse und Laster, welche die Kulturmenschen verbreiten, wirksamer als Waffengewalt unter den Naturvölkern aufräumen. Diese traurige Ueberlegenheit der Kultur tritt nirgends krasser hervor als hier, denn allen Urtheilen nach sind die Chinesen viel furchtsamer und im Kampfe schwächer als die Eingeborenen, aber jene haben die Lehren und Errungenschaften einer alten Kultur, und die übeln mehr als die wohlthätigen zu ihrer Verfügung und besitzen dadurch eine Ueberlegenheit, welche keinen Zweifel zulässt, dass Formosa mit der Zeit durchaus chinesisch werden wird.

Ganz ähnlich ist die Art ihres Fortschreitens bei den Mongolen und den anderen halbcivilisirten Völkern an ihren Grenzen. Opium und Branntwein spielen auch hier eine grosse Rolle. Ohne weitere grosse Opfer als von Zeit und Geduld kommen sie immer an ihr Ziel, das ein zeitgenössischer Reisender, Abbé David. treffend zeichnet wenn er sagt: „Die Thätigkeit und Intelligenz ersetzen zugleich mit einer gewissen Behaglichkeit die Trägheit und das Elend der mongolischen Hirten.“ Schon heute haben die Chinesen so ziemlich alles kulturfähige Land der Ostmongolei in Besitz genommen, und wenn man auch mit der Art nicht sympathisiren kann, wie sie es durch Uebertölpelung des ehrlichen und treuherzigen Mongolen gewinnen, so imponiren eben doch die Resultate, die sie erzielen. „So sehr auch,“ sagt von Richthofen, „ein flüchtiger Besuch für den ehrlichen und gastfreien Mongolen einnehmen könnte, so genügt doch jeder Anblick, um die Ueberlegenheit des arbeitsamen Chinesen zu illustriren.“ Die Arbeitsamkeit ist es überhaupt, welche die Ueberlegenheit des Chinesen ausmacht, auf sie gründet sich in letzter Instanz ihre ganze Kultur, ihr Reichthum, ihre Fähigkeit der Koloniengründung, ihre Fähigkeit, selbst mit dem Europäer in Handel und Wandel zu konkurriren. Nicht blos vor den Mongolen und anderen Grenznachbarn, sondern vor allen anderen asiatischen Völkern, die Japaner nicht ganz ausgenommen, sind sie ausgezeichnet als ein Volk, das hart zu arbeiten und mit den Früchten seiner Arbeit zu wirthschaften versteht. An wirthschaftlicher Tüchtigkeit sind nur die regsamsten der Europäer, vor allem aber

die Nordamerikaner mit ihnen zu vergleichen, und wenn man bloss das in Betracht zieht, was an Kultur durch emsige, ausdauernde und intelligente Arbeit ein Volk erreichen kann, so stehen die Chinesen mit in der ersten Reihe der Kulturvölker,

In noch höherem Maasse als an ihren Grenzen hatten sie Gelegenheit, das zu beweisen in anderen Theilen von Südasien, nach denen sie von alten Zeiten her Handel treiben und in grösseren Massen gerade zu der Zeit auszuwandern begannen, in der die Europäer in diese Regionen vordrangen. Heute leben in Malakka, auf den Philippinen, Borneo und in Atschin, in Siam und Annam, in Japán, auf Java und den Eilanden des ostindischen Archipels überall Chinesen in der Zahl von $2^1/_2$ Millionen. Man muss aber bedenken, dass diese $2^1/_2$ Millionen, die also als Kolonisten in Südasien leben, vorwiegend im kräftigsten, arbeitsfähigsten Alter stehen und dass sie alle von dem Triebe beseelt sind, so rasch wie möglich zu Vermögen zu gelangen. Ihre wirthschaftliche Bedeutung ist daher keineswegs nach ihrer Zahl zu messen, sondern sie wiegen ihren Leistungen nach eine viel grössere Zahl von Eingeborenen auf. Dieser Bruchtheil Chinesen arbeitet sicherlich mehr als alle Eingeborenen Hinterindiens und des Archipels zusammen. So wichtige Zweige des Gewerbes wie Bergbau, Ausbringung der Metalle, Zucker und Arackbereitung, Pfeffer- und Gambirkultur sind in ihren Händen; daneben wird, wie gesagt, der grösste Theil des Handels, des kleinen und des grossen, von ihnen betrieben, in manchen Staaten sind sie noch Steuern- und Regalienpächter und überall kennt man sie als die grössten Wucherer und Schmuggler.

Auf den Erfolgen, die der eingewanderte Chinese auch in der freien Wettbewerbung mit den Europäern beziehungsweise den Europäo-Amerikanern erzielt, beruht zu einem guten Theil der Hass, den diese ihm entgegentragen. Was man in Kalifornien und neuerdings auch in Queensland und Viktoria als Chinesenfrage bezeichnet, ist in Wahrheit nichts anderes als eine sozialistische Reaktion des weissen Proletariats gegen den chinesischen Arbeiter, der billiger und fleissiger arbeitet, als dieses es vermöchte oder gewohnt ist. Man kann allerdings gerade in den Vereinigten Staaten, wo die unheilvollen Folgen der Neger-Emanzipation vor aller Augen stehen, es nicht ernst genug nehmen, wenn eine fremde, abgeschlossene, in ihrer Art und Richtung thatkräftige Rasse sich mitten in ein anderes Volk einschiebt, und dessen Homogeneität und inneren organischen Zusammenhang stört. Man wird auch in einem Lande, wo so viele Beispiele vorliegen, dass die Freiheit allzuleicht in Zügellosigkeit übergeht, die Gefahr nicht aus den Augen lassen dürfen, dass die schlimmsten Feinde der Freiheit die ungebildeten Massen sind und die Chinesen sind in unserem Sinne politisch unzurechnungsfähig. Aber die chinesische Einwanderung hat noch in keiner Richtung eine bedrohliche Form angenommen, die Chinesen machen keine Miene, länger im Lande zu bleiben, als nöthig ist, um sich ein paar hundert Dollars zu ersparen, sie verlangen keine politischen Rechte, sie ducken und schmiegen sich; ihr einziger Fehler ist nur, dass sie

billig arbeiten und ein unter sich streng abgeschlossenes, heerdenhaftes Leben führen. Man hat bis jetzt und wahrscheinlich noch auf Jahrzehnte hinaus das Recht, die chinesische Answanderung nach diesen Gebieten rein vom wirthschaftlichen Standpunkt aus zu betrachten und von diesem Standpunkt aus kann man sie nur als einen Vortheil für die Länder betrachten, nach denen sie sich ergiesst. Es ist allerdings anders in den Tropenländern, wo der Chinese leichter lebt und arbeitet als der weisse Mann, und es ist auch anders in den süd- und mittelamerikanischen Ländern, wo die spanisch-indianische Bevölkerung an allen wirthschaftlichen Tugenden in einem solchen Grade ärmer ist, als die einwandernden Chinesen, dass man an deren raschem und dauerhaftem Gedeihen kaum einen Zweifel hegen kann. Hier werden die Chinesen die Weissen wahrscheinlich verdrängen, indem sie dieselben ähnlich wie die Mongolen zur Verarmung bringen. Dies sind Ereignisse, denen man ohne Bedauern entgegensehen kann. Wahrscheinlich ist auch in Afrika der chinesischen Kolonisation eine ähnliche Rolle vorbehalten, und es ist nach allem wahrscheinlich dass sie in den nächsten Jahren noch unendlich mehr als bisher helfen die Ausbeutung und den Austausch der Reichthümer zu fördern, und dass ihr in dieser Richtung eine grosse geschichtliche Bedeutung zukommen wird.

Das moderne Japán.

In einem früheren Kapitel[1]) haben wir die Geschichte Japáns in grossen Umrissen fast bis zur Gegenwart fortgeführt, als die nähere Berührung mit den europäischen Kulturnationen eine der denkwürdigsten Revolutionen veranlasste, von welcher die Geschichte aller Völker und Zeiten weiss. Diese Revolution, deren Einzelnheiten und Verlauf nur wenig Interesse gewähren, ging nicht von unten, vom Volke, sondern von oben, von den herrschenden Klassen des Reiches aus. Nicht der zur Rolle eines Schattenkaisers verurtheilte Mikado trat aus eigenem Antriebe aus dem Dunkel hervor, in welches ihn die usurpirte Macht der Shogune gedrückt hatte, sondern die Gewalt der Umstände zwang den Shogun selbst freiwillig von dem angemassten Posten zurückzutreten und aus freien Stücken die Macht in die Hände des Mikado zurückzulegen, dem sie von allem Anfange an allein zukam. Gleich nach Abschluss der Verträge, welche die Vertreter der europäischen Nationen natürlich mit dem ihnen allein zugänglichen Besitzer der weltlichen Herrschaft, dem Shogun, eingegangen waren, regte sich die wichtige Frage, wer diese Verträge bei der endgiltigen Ratifizirung zu unterzeichnen habe, ob der Shogun oder der Mikado. Damit war der Anstoss gegeben zu einer durchgreifenden Erörterung der Machtstellung beider Würdenträger, die alsbald in offenen Kampf ausartete, indem

1) Siehe oben B. II. S. 191.

die adeligen Dynasten sich in zwei Parteien spalteten, deren eine auf Seite des Shoguns, die andere auf jener des Mikado stand; letztere stemmte sich auch gegen die fremdenfreundliche Politik des Shoguns, welcher auch der grösste Theil des Volkes die übelsten Wirkungen zuschrieb. Immer mehr gestaltete sich für alle patriotischen Japaner die Parole zum Schlachtruf: „Ehre dem Mikado und fort mit den fremden Barbaren!“ Wie man sieht, war es keineswegs die Partei dessen, was in europäischen Augen als Fortschritt gelten würde, welche die neue Wendung herbeizuführen strebte. Mitten im Bürgerkriege schlug nun 1867 der Fürst von Tosa kühn die gänzliche Abschaffung des Shogunats vor, indem er die Unifikation der nationalen Macht in der Hand des Mikado empfahl; in der That erklärte auch der Shogun seine Bereitwilligkeit, dem Mikado die Regierung zurückzugeben und schlug ihm die Berufung einer Versammlung der Daimios vor. Erst nach längeren Kämpfen jedoch, am 2. Dezember 1868, hielt der Mikado nunmehr im vollen Besitze seiner Macht seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt Yeddo, welche von nun an Tokio hiess und in der er seine Residenz aufschlug.

Trotz des Krieges zwischen Mikado und Daimios waren die Handelsgeschäfte doch merkwürdig lebhaft in dieser Zeit. Auf der Küste des ganzen nördlichen Jaqán entwickelte sich übrigens infolge der Kriegsereignisse ein bedeutender Küstenhandel, der den Vortheil hatte, im ganzen Norden das Volk mit den Fremden bekannt zu machen und Sympathien für dieselben zu erwecken. Dieser gewissermassen illegale Handel hat nach der Versicherung von Reisenden mehr als jede andere Massregel dazu beigetragen, Japán thatsächlich dem fremden Verkehre zu eröffnen und die Japáner dem Umgang oder dem Handelsverkehre mit den Fremden geneigt zu machen. Zu hoch darf man diese Geneigtheit freilich nicht anschlagen, denn wie wir zeigten, spielte tiefer, bitterer Fremdenhass eine ansehnliche Rolle in der Revolution der Japáner; wichtig ist nur, dass die Regierung des Mikado, dessen Hof früher der Sammelpunkt aller antagonistischen Elemente gewesen, nunmehr offen auf Seite der Fremden trat. Hier hatte die Berührung mit den Ausländern wahrhaft Wunder gewirkt. Manche Daimios, welche noch nie einen Europäer gesehen, erkannten, dass diese keine wilden Thiere und ganz vernünftige Menschen seien, und heute darf man fast die Befürchtung aussprechen, dass sie in ihrer Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der ausländischen Kultur mit den dadurch veranlassten Reformen zu weit gegangen sind und über das Ziel hinausschossen.

Im Frühjahre 1869 traten plötzlich die mächtigsten und unabhängigsten Fürsten des Südens und Hauptführer des nun beendeten Krieges, die Fürsten von Satzuma, Tschosiu, Tosa und Hizen mit dem Projekte hervor, ihre souveräne Unabhängigkeit zu Gunsten des Mikado aufzugeben. Sie selbst wollten mit Uebergabe ihrer Heere und Flotten den Anfang machen. Eine solche Politik trug begreiflicherweise viel zur Befestigung der kaiserlichen Macht im Reiche bei, das sich fortan auch einer Art Repräsentativverfassung erfreute, welche aus einem in

Tokio tagenden Ober- und Unterhause besteht. Die Verwerfung der Anträge wegen Abschaffung des *Harakiri* und Beseitigung des Vorrechtes zwei Säbel zu tragen, lieferte aber den Beweis, dass die Abgeordneten den alten Bräuchen des Landes mit Zähigkeit anhängen. Auch den Fremden gegenüber war die Stimmung des Hauses nicht günstig. Die Partei der *Sako,* der Feinde der Fremden, zugleich die Priesterpartei, war die bei weitem mächtigste und bezweckte die Einschüchterung der kaiserlichen Regierung. Die angestrebte Verwirklichung der Glaubenseinheit bezweckte eine Beschränkung, wenn möglich eine Verdrängung des Buddhismus und die Rückkehr zum alten Sintokultus. Da von den im Lande befindlichen 149,280 Tempeln nur 27,000 für den Sintokult zur Verfügung standen, so ging der eigentliche Zweck dieser Kulturneuerung hauptsächlich darauf aus, eine möglichst grosse Zahl buddhistischer Tempel in Sintotempel umzuwandeln und die Güter der Tempel und Klöster der Buddhisten einzuziehen; also eine Art Einziehung von Kirchengütern. Die Rückgabe der prinzlichen Territorien an den Mikado, „um alles zwischen den Meeren einig zu machen," war nur eine Aenderung der fürstlichen Titel. Die Fürsten gaben ihre Lehenstitel dem Mikado zurück und wurden von ihm zu erblichen Gouverneuren ihrer bisher besessenen Territorien ernannt. Dem entsprechend ward der Name Daimio ausser Gebrauch gesetzt und sowohl die bisherigen Daimios (Territorialadel) als die Kuges (Hofadel) führen nunmehr den Titel *Kuazoku* (Adeliche).

Erst ein förmlicher Staatsstreich im Herbste 1871 vollendete das begonnene Werk und die frühere feudale Regierung musste dem Absolutismus Platz machen. Die Souveränetät der Daimios hörte jetzt wirklich auf, und diese hatten ihren Wohnsitz als einfache Privatleute in Toki zu nehmen. Sie behielten ein Zehntel ihrer früheren Landeseinkünfte, während die übrigen neun Zehntel der Centralregierung zufielen, die nunmehr durch ihre eigenen Agenten die Steuern erhebt und direkten militärischen Schutz gewährt. Die Regierung ernennt auch ferner neue Provinzgouverneure, welche bloss Regierungsbeamte sind. Sie nimmt dieselben aus den frühern Fürstenfamilien oder auch nicht, nach ihrem Belieben. Hand in Hand mit dieser politischen Umgestaltung ging eine andere, vielleicht noch wichtigere, soziale Reform. In den nächsten fünf Jahren (von 1871 an) sollten nämlich alle *Samurai,* welche bis jetzt von den Fürsten und Grossen unterhalten werden mussten, entlassen werden. Nach Ablauf der fünf Jahre haben sie für sich selbst zu sorgen, als Bauern, Handwerker, Kaufleute u. s. w.; nur die bessern sollen zu den wirklichen Beamtenstellen herangezogen werden. Auch soll — was früher nur ganz ausnahmsweise der Fall war — jedermann die Würde eines *Yakonin,* d. h. wörtlich eines Mannes, der ein Amt hat, bekleiden können. Endlich wurde eine Art allgemeiner Militärpflicht eingeführt. Erst hiermit gelangte die japanische Revolution zu einem Abschlusse und konnte die Aera der Reformen ihren Anfang nehmen.

Allgemein herrscht der Irrthum, dass der frühere starre Absolutismus einem freisinnigen Systeme gewichen, während, wie wir sahen,

umgekehrt der alte Feudalismus durch den Absolutismus ersetzt ward. Dieser Absolutismus war jedoch erforderlich, um der liberalen Strömung zum Durchbruche zu verhelfen, welche die obern Regierungskreise, bis zum Mikado hinauf erfasst hatte. Nur dadurch, dass der Absolutismus dem Kaiser die Gewalt in die Hand gab, seinen Willen durchzusetzen, war das Beschreiten der neuen civilisatorischen Bahnen überhaupt möglich. Dass diese Reformen mit ihrer oft sklavischen Nachahmung europäischer Institutionen der Masse des am Alten und Herkömmlichen zähe hängenden japanischen Volkes nicht behagten, ja dem Nationalgeiste oft in hohem Grade zuwiderliefen, ist eine ganz unbestreitbare Thatsache, und nichts wäre falscher als die Meinung, dass die grosse Menge die neuen Reformen mit Freuden begrüsste. Trotz mancher Ausbrüche des Antagonismus gegen das neue System blieb aber die Regierung doch ihrem Prinzipe treu, Japán mit allen Errungenschaften der europäischen Gesittung zu beglücken. So bietet das Reich der aufgehenden Sonne schon heute in fast allen Punkten das einzig in der Geschichte dastehende Beispiel, dass ein Volk von 30 Millionen Köpfen ohne besondere Krise, auf Befehl eines Autokraten, seine alte Regierungsform und mehrhundertjährige Einrichtungen aufgibt. Kein russischer Zar hat es je gewagt, seine souveräne Macht in einer solchen Ausdehnung geltend zu machen, wie der Mikado, der auch wirklich der Peter I. Japáns zu werden verspricht. Die Durchführung von Reformen und Neuerungen ist in allen Ländern der Welt mit grossen Krisen verbunden gewesen und hat die Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten nothwendig gemacht. Man kann es daher den Japanern nicht zumuthen, dass sie auf der Bahn der Civilisation übermenschliche Sprünge machen; aber dass sie auf derselben rasche Fortschritte aufweisen, um die sie manche europäische Rassen beneiden könnten, ist nicht zu läugnen.

Angesichts solcher Fortschritte auf fast allen Gebieten des sozialen Lebens dürfen wir uns nicht wundern, die europäische Presse von einem wahren Staunen über die japanischen Zustände ergriffen zu sehen. Der tiefer Blickende freilich kann auch die Gefahren dieses Vorganges sich nicht verhehlen. Es hat sich nämlich der Regierung des Mikado eine Art Legomanie bemächtigt, und so löblich Verbesserungen auf dem Gebiete öffentlicher Einrichtungen sind, so sehr solche dem Staate und Volke zugute kommen, so schädlich ist andererseits die nun zum Prinzip erhobene Einmischung der Regierung in das Privatleben des Volkes. Die Schlag auf Schlag erfolgten Verordnungen, wie das streng gehandhabte Gesetz, das den Japaner heisst, seine alte Haartracht aufzugeben, den Kopf nicht mehr zu scheeren und sich das Haar lang wachsen zu lassen, das Verbot des beliebtesten japanischen Spieles, Drachen steigen zu lassen u. a. m., sind höchst abgeschmackt, und tragen nur bei, das Nationalbewusstsein zu beleidigen. Die Japaner müssen ein gutmüthiges, loyales Völkchen sein, um solche Gesetzgebung ertragen, müssen sehr bildungsfähig sein, um alle diese Wandlungen unbeschädigt durchmachen zu können. Es fehlt auch nicht an Anzeichen eines bevorstehenden Rückschlages. Die Daimio, d. h. die frühern feudalen

Edelleute, grollen theilweise der Centralherrschaft des Mikado, und wenn es letzterem nicht gelingt, seine Regierung zu stärken, bevor der Rückschlag losbricht, so kann alle Neuerung wie ein Kartenhaus zusammenstürzen. Andererseits hat die krankhafte Ueberstürzung, womit Japán, dem die Sympathien des Westens gehören müssen, sich einer beispiellosen, von oben ausgegangenen Revolution aller herkömmlichen Sitten und Anschauungen in die Arme geworfen, nicht verfehlt, im Lande, und zwar gerade in den untern, die Masse des Volkes bildenden Schichten, eine Opposition zu zeitigen, die dem staunenden Europa wohl das Schauspiel einer Reaktion von unten gewähren kann.

Amerika und die Kolonialwelt.

Allgemeine Erscheinungen der Kolonial-Kultur.

Die Geschichte der europäischen Civilisation erhält eine wichtige Bestätigung durch jene der Neuen Welt. Der Entdeckung Amerikas folgte die Bildung von Kolonien, die sich alsbald auf alle neu aufgefundenen Länderräume erstreckten. Von den Vorstellungen des Kolonialsystems getragen, gab es bald kein Volk Europas mehr, welches nicht irgendwo seine Kolonie hatte. Die damals an der Spitze der Civilisation marschirenden Romanen gingen mit dem Beispiele voran, und es ist nothwendig, auf die allgemeinen Gegensätze zwischen Romanismus und Germanismus auch in der Kolonialfrage zu verweisen, will man den Kulturgang jenseits des Ozeans richtig erfassen. Wohl aus ganz natürlichen Ursachen legten die Romanen ihre Kolonien sammt und sonders in den heissen und wärmeren Regionen an; das nördlichste romanische Volk besass auch die nördlichste Kolonie: Kanada gehörte vormals den Franzosen. Die einstigen spanischen Besitzungen in Amerika liegen in überwiegender Ausdehnung innerhalb der Wendekreise. Nur Kalifornien, das nördliche Mexiko, Chile, die Laplata-Staaten, Uruguay und die südlichen Gebiete Brasiliens ragen darüber hinaus. Dagegen treffen wir Kolonien der kosmopolitischen Germanen in allen Zonen, in der arktischen wie in der tropischen. Besassen doch einst die Holländer eine Niederlassung, Smeerenberg, auf Spitzbergen unter 80° n. B.! So recht eigentlich wohl fühlen sich allerdings die Germanen nur ausserhalb der Wendekreise und ihre bedeutendsten Niederlassungen liegen in der gemässigten Zone: die gesammten Vereinigten Staaten, die Ansiedlungen im südlichen Afrika und alle aufblühenden Kolonien Australiens (Neusüdwales, Queensland, Victoria, Süd- und Westaustralien, Tasmanien), endlich der nördliche Theil des britischen Indien, vornehmlich das Gangesthal. Nur in solchen Gebieten ist es Weissen gelungen, die vorhandenen einheimischen Bewohner zu verdrängen und so zu sagen eine neue weisse Bevölkerung zu schaffen. Hierin liegt zugleich der Schlüssel zu der Verschiedenheit der Kulturstufen in den Kolonien. Gestiegen sind einzig jene, wo das gesittete Europäerthum auch ethnisch den Sieg davon trug. Dies ist aber nur ausserhalb

der Tropen möglich, wie die mit dieser Frage zusammenhängende Auswanderung gelehrt hat. Wohl sind in neuerer Zeit Tiroler nach Perù und Belgier nach Guatemala gewandert; Deutsche leben zerstreut allerwärts in Mexiko, Central- und Südamerika. In tropischen Kolonien gingen sie alle rasch ihrem Untergange entgegen und starben bald dahin. Das Gedeihen der Ausgewanderten hängt demnach und hing von jeher in allererster Linie mit den klimatischen und ethnischen Verhältnissen der Länder und Völker, dann erst mit sozialen und ganz zuletzt mit politischen Einrichtungen zusammen. Im nördlichen Theile der Vereinigten Staaten, in den südlichen Streifen Australiens und Brasiliens gedeihen europäische Ansiedlungen. Nach den Unionsstaaten zogen und ziehen Kinder aller Nationen, vorwiegend Deutsche und Irländer; Engländer und Deutsche wandern nach Australien, Letztere auch nach Südbrasilien und Chile, Italiener nach den Laplata-Staaten. Nach den eigentlichen Tropen verirren sich vergleichsweise nur wenige Uebelberathene und hier vermögen Germanen wie Romanen ihre Herrschaft nur durch Gewalt aufrecht zu halten; niemals ist es ihnen gelungen, die Autochthonen zu verdrängen; die germanischen Europäer bilden dort überall die eminente Minderzahl, wie z. B. die Holländer auf Java, dem ostindischen Archipel und in Surinam, die Schweden und Dänen in Westindien, die Engländer ebenda, in Dekkan und Pegu. So war von vornherein die Entwicklung der aussereuropäischen Kolonialkultur in die gemässigte Zone gebannt und indem ihre natürlichen Anlagen die Romanen in die wärmeren, die Germanen in die kühleren Erdstriche trieben, den Händen der letzteren ausschliesslich anvertraut. Wir sehen also abermals den Gang der Kulturentfaltung, und zwar an den verschiedensten Erdpunkten, von natürlichen Ursachen und Gesetzen beherrscht. Der Kodex dieser Naturgesetze, so weit sie der Ethnologie entnommen sind, lautet beiläufig wie folgt: der Mensch ist kein Kosmopolit; gleich der Pflanze, gleich dem Thiere ist jede Menschenart an einen bestimmten Verbreitungsbezirk gebunden; ausserhalb desselben akklimatisirt sich und gedeiht eine Rasse nur unter äusseren, der Urheimat möglichst ähnlichen physischen Bedingungen. Wie die Pflanze, erleidet sie aber auch dann sowohl physische als geistige Veränderungen und unterscheidet sich wesentlich von ihren Stammeltern. Der Mensch passt sich mit einem Worte dem neuen Boden an. Andererseits bewahren Völker, welche nach entfernten abgeschlossenen Ertheilen, namentlich Inseln auswandern, die Sitten, Trachten und Einrichtungen der Epoche als sie die Heimat verliessen, mit grösster Zähigkeit, d. h. sie bleiben in der Kultur zurück. So bewahrten die Isländer die in Europa längst erloschene altnordische Sprache und die französischen Kanadier sogar bis 1855 das mittelalterliche Lehensrecht. Jedoch in Gebiete versetzt, welche der Heimat in wichtigen Punkten unähnlich sind, geht das Geschlecht zu Grunde und schleppt sich je nach Umständen kürzer oder länger in Verkommenheit dahin. Zwischen den verschieden begabten, heterogenen Menschenarten entbrennt sofort der furchtbare Kampf um's Dasein.

Die gegenwärtige Inferiorität der Rassen ist eine unzweifelhafte Thatsache. Unter gleich günstigen klimatischen und Bodenverhältnissen verdrängt die höhere Rasse allemal die niedrigere, d. h. die Berührung mit der Kultur der höheren ist tödtliches Gift für die niedere Rasse und bringt sie um. Alle Versuche solche Rassen der Vorzüge höherer Gesittung theilhaftig zu machen, ja nur sie ihnen nahe zu legen, dienen blos dazu, sie desto sicherer zu erwürgen; die heuchlerische Pseudophilanthropie, welche die untergeordneten den höheren Rassen gleichstellt, hat überall noch die düsteren Resultate und blutige, Jahrhunderte lange Kämpfe zur Folge gehabt.

Ausgerüstet mit der Kenntniss dieser Gesetze, lässt sich der Kulturgang in den Kolonien befriedigend erklären. England und Nordamerika allein, d. h. germanisches Element, haben Kolonien zu gründen und zu heben verstanden, weil allein im Besitze der dazu geeigneten Landstriche. Die Art und Weise wie das germanische Element seine Aufgabe gelöst, steht jedoch in ungeheurem Widerspruche mit allen Idealen einer sogenannten Humanitätspolitik. Lange konnte man sich trösten, dass die angelsächsische Rasse an dem Rassenmord der Eingebornen, wo er wirklich stattfand, keine Schuld trage, weil man die absichtliche Vergiftung von Brunnen in Utah zur Vertilgung der Rothhäute ebenso wenig kannte, wie die Praxis australischer Ansiedler, die armen Wilden durch Geschenke von arsenikhaltigem Mehl sanft aus dem Wege zu räumen. Heute sind wir aber über alle diese Vorgänge zur Genüge unterrichtet. Der Yankee, ein energisches, materielles Geschlecht, vernichtet Alles in schroffer, brutaler Weise; er kommt, die Riflebüchse auf dem Rücken, den Revolver in der Hand, in das auszubeutende Gebiet. Nach und nach zerstört er die einheimische Bevölkerung durch das Eisen, den Branntwein, die Willkür und tausend andere Mittel, und nimmt gewaltsam Besitz von dem ihm zusagenden Boden. So sind die Indianer in den Vereinigten Staaten auf ein Minimum herabgesunken, die Indianerkriege aber, welche zeitweise dort wüthen, sind nichts als ein letztes Aufflammen der mit Füssen getretenen Eingebornen, die mit barbarischer Rohheit Rache nehmen für die raffinirte, unsägliche Grausamkeit, womit seit Dezennien der Yankee den rothen Mann bedient hat. Dieser unterliegt natürlich im Kampfe, seine Rasse verschwindet und die Civilisation schreitet über seine Leiche hinweg. Aehnlich verhält es sich in den Kolonien der Briten; sie drängen die Eingebornen von ihren Niederlassungen zurück, demoralisiren sie durch übermässige Arbeit, durch unersättlichen Gelddurst, durch Laster und Krankheiten aller Art und bereichern sich auf Kosten der sogenannten humanitären Gesetze. Squatters und Ansiedler, Kaufleute und Missionäre wetteifern mit einander im Vertilgen eingeborner Völkerschaften; in den australischen Kolonien jagen die englischen Ansiedler die schwarzen Landeskinder wie das Hochwild oder den Hasen; zur allgemeinen Belustigung späht man nach dem Schwarzen und streckt ihn mit wohlgezieltem Schusse nieder, während daheim die City-Philosophen die Phrasen von Humanität und Freiheit im Munde führen. Dafür sind die Engländer Herren in Australien und die

Kultur macht dort in jeder Hinsicht sichtbare Fortschritte. Darin liegt wiederum die grosse Lehre, dass die Entwicklung der Menschheit und der einzelnen Nationen nicht nach ethischen Grundsätzen, wohl aber kraft des Rechts des Stärkeren fortschreitet.

In Ländern, wo das germanische Element kolonisirend auftrat, wurde demnach von Anbeginn die einheimische Bevölkerung so reduzirt, dass sie keine zureichende Arbeitskraft mehr bot; diese musste nun von Aussen her beschafft werden, durch freiwillige oder gezwungene Einwanderung. Zu der letzteren gehört auch die amerikanische Negersklaverei. Dieser begegnen wir überall, wo die einheimische Arbeitskraft zur Verrichtung der nöthigen Bodenbebauung nicht ausreichte, bei Germanen wie bei Romanen. Es ist niemals Jemanden beigefallen, Neger nach Kanada oder in das nördliche Europa als Sklaven einzuführen, nicht allein aus dem Grunde, weil in jenen Himmelsstrichen der Neger nicht fortkommen kann, sondern desshalb, weil man dort der Negerarbeit gar nicht benöthigt. Die weisse Bevölkerung ist völlig im Stande, die nothwendige Bodenarbeit selbst zu verrichten, denn sie befindet sich hier in den adäquaten klimatischen Verhältnissen. Anders unter den Tropen. Dafür, dass dort die freie Arbeit der Weissen nicht gedeiht, die Tropensonne den Weissen erschlafft und zur Arbeit unfähig macht, liegen die unverwerflichsten Zeugnisse vorurtheilsloser Beobachter vor. Die Erfahrungen, wonach Ackerbaustaaten unter den Tropen mit europäischen Arbeitskräften nimmermehr gedeihen können, haben dies vielfach gelehrt. Eben so wenig als der Neger den Einwirkungen des nordischen Himmels, vermag der weisse Mann den fürchterlichen Einflüssen der heissen Zone auf die Dauer zu widerstehen. Nur in solchen Gegenden aber hat man zur Negerarbeit gegriffen, von der Meinung ausgehend, dass selbst schlechte Arbeit besser sei als gar keine, denn über die Schlechtigkeit der Sklavenarbeit sind alle Kenner einig. Die wissenschaftliche Erkenntniss führt nun zu drei Resultaten: erstens, dass die gegen dieses uralte Institut erhobenen Anklagen fast ausnahmslos die damit getriebenen Missbräuche, nicht das Wesen selbst treffen, denn es steht ganz unzweifelhaft fest, dass der Neger der kräftigste Tropenmensch ist, der bei menschlicher Behandlung in keiner Weise darunter leidet, so dass sich die Arbeitskraft und Arbeitsthätigkeit des Negers in heissen Ländern seit langer Zeit bewährt hat. Zweitens, dass unter allen gegen die Sklaverei geschleuderten Anklagen keine schwerer wiegt, als jene, welche gerade am wenigsten gewürdigt wird, nämlich die Folgen der Negersklaverei für die herrschende Rasse selbst durch die Schaffung von halbschlächtigen Menschentypen, und der damit unwiderruflich verknüpften Verschlechterung des Blutes, die gepaart geht mit sittlicher und moralischer Verkommenheit der Weissen und Farbigen. Drittens endlich, dass es ganz unmöglich ist, die Sklaverei aus der Welt zu schaffen, so lange diese von Menschen bewohnt wird. Die Form ändert sich, das Wesen bleibt.

Von allen Ländern, wohin die Ausfuhr afrikanischer Negersklaven stattgefunden, waren keine ihrem körperlichen Gedeihen förderlicher

als die südlichen Unionsstaaten. Die verflossenen Jahrhunderte haben zwar das gesammte tropische Amerika, nämlich Westindien, Mexiko, Centralamerika, die nördlichen Staaten Südamerikas und Brasiliens mit Schwarzen überschwemmt, statistisch lässt sich aber nachweisen, dass eine Vermehrung derselben ausschliesslich in den südlichen Vereinigten Staaten eingetreten ist. In allen übrigen Ländern war eine sehr merkliche Abnahme der Negerbevölkerung wahrzunehmen, selbst dort, wo sie, wie in den Kolonien der Romanen, eine gute Behandlung genossen. Die romanischen Völker, minder energisch, betriebsam und heftig in ihren Kolonisationsversuchen, zeichnen sich vor denen des germanischen Stammes durch grössere Milde und Menschlichkeit gegen ihre Sklaven aus und Jegor von Sivers hat wohl recht, wenn er behauptet, dass der spanische Kreole es allein verstehe, mit dem Neger menschlich umzugehen. Dies zeigt sich vor allem in der Milde der spanischen Sklavengesetze; der glücklichsten Lage erfreuten sich die Neger im französischen Westindien. Trotzdem vermochte diese gute Behandlung weder ihrem raschen Abnehmen noch auch ihrer sittlichen Depravation Einhalt zu thun. Gegen Norden hin hatte übrigens die Natur selbst ihrer Verbreitung eine unübersteigliche Schranke gezogen indem das Klima der nördlicheren Unionsstaaten sich für den Neger verderblich erwies.

Auch mit den einheimischen Völkerschaften räumten die romanischen Stämme weit weniger auf als die Germanen, weil in den heissen Himmelsstrichen die Energie erschlaffte; die spätere Kolonialwirthschaft der Spanier zeichnete sich durch bedeutende Milde aus; noch glimpflicher gingen und gehen die Franzosen mit ihren fremden Unterthanen um; dafür haben sie auch fast keine blühende Kolonie aufzuweisen. Da in den romanischen Kolonien die einheimische Bevölkerung grössere Schonung erfuhr, daher an Kopfzahl nicht abnahm, so hätte sie wohl die zur Bodenkultur nothwendige Menschenarbeit stellen und die Negersklaverei überflüssig machen können, wenn nicht die ausgesprochenste Arbeitsscheu sogar höher stehende Naturvölker charakterisirte. Abgesehen von ihrer geringeren körperlichen Stärke arbeiten sie in freiem Zustande eben so wenig als die Neger. Selbst der bodensässige, ackerbauende Indianer in Mexiko, Centralamerika und Perú baut nur gerade so viel, als er zum nothdürftigsten Lebensunterhalte bedarf. Genau so handelt der Malaye auf Java und den ostindischen Inseln. Nur mit Hilfe des überaus sinnreichen, jetzt schon fast ganz verlassenen *Kultuurstelsel* gelang es den Holländern, Java zur Perle der Sundasee zu machen. Das *Kultuurstelsel* beruht aber auf Zwangsarbeit, wenn auch in beschränktem Maasse. Man hätte demnach in Amerika, wollte man die Eingeborenen zur Bodenkultur benutzen — dieselben ebenfalls hierzu zwingen, d. h. mit anderen Worten die Sklaverei statt für die Neger für die Landeseingeborenen einführen müssen.

So lagen die die gesammte amerikanische Entwicklungsgeschichte beherrschenden Verhältnisse, als die Loslösung der Neuenglandstaaten vom Mutterlande sich vollzog.

Entstehen der amerikanischen Republik.

Die Vereinigten Staaten Nordamerika's sind ein Länderkomplex, der in vielfacher Hinsicht einzig in seiner Art dasteht; sie bieten das merkwürdige Schauspiel einer Nation, die kein Volk ist und sind bislang in der Geschichte das einzige Beispiel von der Anwendbarkeit republikanischer Regierungsformen auf eine zahlreiche Bevölkerung. Schon aus diesem Grunde verlohnt es sich, auf Entstehung und Wachsthum der Vereinigten Staaten einen flüchtigen Blick zu werfen. Walter Raleigh war der erste, welcher 1585 eine Kolonie nach einem Landstriche an der Chesapcake-Bai führte, den er Virginien nannte. Sie ging bald zu Grunde und erst 1607 bekam die englische Niederlassung in den zwischen 34—35° n. Br. liegenden Ländern eine dauerhaftere Gestalt. Nach der Schilderung des damaligen Generalkapitän von Virginien, Lord Delaware, empfangen wir von den ersten Kolonisten kein allzu günstiges Bild. James I. sandte, um die Anzahl der Ansiedler rasch zu vermehren, nicht allein einen Wilddieb hinüber, sondern auch zur Deportation verurtheilte Missethäter und Verbrecher, welche die Todesstrafe verdient hatten. Bald nahmen auch Holländer und Schweden von einzelnen Küstenstrichen Besitz; erstere gründeten die Niederlassung Neu-Niederland mit der Hauptstadt Neu-Amsterdam, dem späteren New-York; letztere wechselten mit den Holländern im Besitze New-Jerseys und gründeten am Delaware die Kolonie Neu-Schweden. Doch noch im XVII. Jahrhunderte rissen die Engländer auch diese Landestheile an sich und verliehen ihnen ein einheitliches Gepräge. Damit aber waren sie noch nicht zufrieden. Die Ansiedlungen der Spanier im Süden, hauptsächlich aber jene der Franzosen im Norden, die in ihrem Gedeihen die englischen halb überflügelten, erregten längst Neid und Eifersucht der ländergierigen Briten. Sie ergriffen jede passende Gelegenheit ihr Gebiet zu erweitern, und die europäischen Konflikte boten willkommenen Vorwand, Frankreich, welches in Nordamerika ein noch grösseres Territorium sein Eigen nannte als England, auch dort zu bekriegen. Damals konnte es sogar noch zweifelhaft sein, welches der beiden Mutterländer das Privilegium haben würde, dem Kontinente durch Sprache, Religion und Gesetzgebung seinen nationalen Stempel aufzudrücken. Der Kampf zwischen beiden Nationen war ein eben so harter als andauernder; der siebenjährige Krieg brachte endlich die Briten an das Ziel ihrer Wünsche; England ward alleiniger Herr in Nordamerika. Die meisten Kolonisten führte religiöser und politischer Druck im Vaterlande den nordamerikanischen Niederlassungen zu. Religionsschwärmer, besonders Puritaner, bildeten (1621—1638) die nördlichen Kolonien New Hampshire, Massachusets und Rhode Island, welche 1643 unter dem Namen Neu-England eine Verbindung schlossen; 1628 gründete der katholische Lord Baltimore für seine Glaubensgenossen die Kolonie Maryland und 1681 kam der Quäker William Penn mit vielen seiner Anhänger und gründete Pennsylvanien mit der Brüderstadt

Philadelphia. Daneben verfolgte Katholiken, besonders Irländer und deutsche Protestanten aus der Pfalz. Alle diese britischen Kolonisatoren des nördlichen Amerika genossen von jeher eine umfassende demokratische Freiheit, die Abhängigkeit von England war eine im Allgemeinen wenig empfindliche, denn die Puritaner, welche die überwiegende Menge der Einwanderer bildeten, hatten die Errichtung eines streng republikanischen Gemeindewesens durchzuführen verstanden. Dies ging freilich sehr leicht in Amerika, denn zwischen dem alten Europa und dem neuen Kolonisationsgebiete in Amerika bestand der grosse Unterschied, dass ersteres schon seit Jahrtausenden eine dichte Bevölkerung trug, die den Boden allenthalben bebaute, letzteres ein zwar fruchtbares aber erst urbar zu machendes Land war mit einer nur dünnen Bevölkerung europäischer Ansiedler. Das damals besiedelte Areal mochte etwa 826,000 □ Kilometer betragen; darauf lebten 1749: 1,460,000 und 1775: 2,803,000 Menschen. Bei einer durchschnittlichen Dünne der Bevölkerung von etwa 2 Millionen entfiel demnach 1 Europäer auf je 7300 □ Kilometer. In solch' weiten Räumen, wo meilenweite Entfernungen den Nachbar vom Nachbarn trennen, ist Jeder selbstverständlich sein eigener Herr und König; es gibt Niemand, mächtig genug seinen Willen diesen zerstreuten Menschen, weder zum Nutzen noch zum Schaden, aufzuzwingen, sie unter ein Joch zu beugen, dem sie sich nicht freiwillig unterwerfen. Dies aber thaten sie einzig und allein der Kirche gegenüber. Diese, auf breitester demokratischer Basis beruhend, besass dagegen eine geradezu überwältigende Macht. Die ganze staatliche Organisation der einzelnen Kolonien war ihr nicht nur untergeordnet, sondern lediglich Mittel zur Erreichung jener höheren Zwecke, welche die religiöse Auffassung als das „wahre Christenthum" ansah. Alles war ihrer Herrschaft unterthan und gegen Andersgläubige übte sie mit unnachsichtlicher Intoleranz einen despotischen Druck, der sich mit den Formen der ausgeprägtesten politischen Freiheit nicht nur vollkommen vertrug, sondern sogar als getreuer Ausdruck des unumschränkten Volkswillens gerade diesen Formen eine unwiderstehliche Kraft entnahm. Unter solchen Umständen dürfen wir uns über die drakonische Gesetzgebung nicht wundern, welche in einzelnen Kolonien herrschte.

Gewohnt gegen die Autochthonen mit schonungsloser Willkür zu verfahren, umfangen von weiten Gebieten, welche die Idee der Freiheit begünstigen, zur Bewältigung der unbändigen Natur auf die eigene Kraft angewiesen, ist die demokratische Freiheit und Gleichheit der Neuengländer eine so durchaus naturgemässe Erscheinung, dass sich dieselbe überall wiederholt, wo gleiche Verhältnisse walten: in den Kolonien Australiens, auf Neuseeland, am Kap, in den Freistaaten der holländischen Boers im Gebiete des südafrikanischen Orange River und Limpopo, in Kanada. An allen diesen Orten wandten die Völker germanischen Stammes von jeher sich demokratischen Staatsformen zu, führten ihre Geschäfte mit eigener Hand und brachen dem *Selfgovernment* Bahn. Als daher ein geringfügiger Anlass — die britischen Minister wollten den Amerikanern nicht zugestehen, die an

das Mutterland zu entrichtenden Abgaben sich selbst aufzulegen — zum amerikanischen Befreiungskriege führte und die Neuenglandstaaten die britische Oberherrschaft abschüttelten, war für sie keine andere staatliche Konstituirung möglich, als jene der Republik. Nicht als ein Ereigniss von welthistorischer Bedeutung und nicht als ein Sieg des republikanischen Prinzips, sondern als eine einfache Naturnothwendigkeit stellt sich die Annahme der republikanischen Staatsform für die unabhängig gewordenen Nordamerikaner dar. Die neue Schöpfung sollte auch keinen Fortschritt in der Entwicklung bekunden, vielmehr ging sie lediglich aus der zähen Anhänglichkeit der Amerikaner an das Althergebrachte, aus ihrem strengkonservativen Sinne hervor. Indem sie sich als Freistaaten konstituirten, stellten sie keine neue Theorie auf, sondern behielten blos die alten freiheitlichen Einrichtungen bei, welche als das Ureigenthum aller germanischen Stämme von Anfang an auf amerikanischem Boden ihr Gedeihen gefunden hatten und Niemand, der für die natürliche Kulturentwicklung ein offenes Auge hat, wird bezweifeln, dass bei der früher oder später eintretenden Loslösung der nicht tropischen Kolonien der Germanen überall die republikanische Staatsform adoptirt werde. Kanada in der Gegenwart ist auf dem besten Wege dazu, und in Australien gestalten sich die Dinge ganz analog. Ein Trugschluss ist es nur, dass die Nordamerikaner damit etwa einen Fortschritt bekundeten gegenüber dem in Europa schrankenlos waltenden Absolutismus, dass sie etwa dadurch ein höheres Kulturstadium verrathen hätten. Gerade weil Europa die Neuengländer um so Vieles an Kultur überragte, war es monarchisch; denn die Verdichtung der Menschheit ist die Quelle der Knechtschaft und zugleich der Gesittung. Mit der erwähnten Dünne der amerikanischen Bevölkerung ist an und für sich unwiderruflich nur ein äussert niedriger Gesittungsstand geknüpft. Die Nordamerikaner waren den Europäern so wenig an Kultur ebenbürtig, als es heute die Boers sind, welche sich gleichfalls der republikanischen Staatsform bedienen.

Die Frage nach der Berechtigung der amerikanischen Erhebung hat gar keinen Werth. Die Amerikaner machten einfach nur von ihrem Rechte des Stärkeren Gebrauch, und in Amerika waren sie eben die Stärkeren. Zudem hatten sich im Laufe der Zeit die Nordamerikaner zu einem besonderen Volke herausdifferenzirt, genau so wie im Pflanzen- oder Thierreiche Arten die von ihrer Heimat auswandern sich verändern. Trotz des beständigen Nachschubes an europäischem Blute unterlagen die Nordamerikaner einem unaufhaltsamen Naturprozesse, dem Migrationsgesetze Moriz Wagners, und bildeten einen geistig und leiblich von seinen Stammeltern verschiedenen Menschenschlag, dessen Entwicklung schon dadurch eine andere werden musste. Für diese erlittene Umänderung ist in geistiger Hinsicht die Sprache ein unumstösslicher Beweis. Das Englische ist jenseits zu einem vollkommen verschiedenen Dialekte ausgebildet, in welchem selbst die verschwindenden Indianeridiome ihre deutlichen Spuren hinterlassen, und dieser Dialekt beginnt immer mehr sich auch zur Schriftsprache zu erheben. In leiblicher Beziehung sind die charakteristischen Merkmale des neuen Typus bereits

scharf ausgeprägt. Alle wissenschaftlichen Beobachter stimmen darin überein, dass der Nordamerikaner in seiner ganzen äusseren Erscheinung sich von seinen keltisch-germanischen Brüdern in Europa in auffallender Weise unterscheide und mehr und mehr dem indianischen Typus nähere. Ich füge hinzu, dass diese Anartung an den Boden etwas durchaus natürliches ist, dass dieselbe nicht bloss in Amerika sondern überall vor sich geht, wo Europäer in längeren Generationen verweilen und dass es geradezu gegen ein Naturgesetz verstiesse, wenn die gedachte Erscheinung bei den Yankees sich nicht kundgeben würde.

Bei dem weiten Raume, auf welchem die Amerikaner zerstreut leben, kann die Umwandlung des Typus natürlich keineswegs gleichförmig vor sich gehen, und walten zwischen ihnen selbst die mannigfachsten Unterschiede ob. Die äusseren Merkmale und verborgenen Verschiedenheiten, die Engländer, Franzosen, Deutsche u. s. w. trennen, sind nämlich kaum deutlicher als diejenigen, welche den Eingebornen von Maine von den Eingebornen Südkarolinas, jenen von Ohio oder Illinois von jenem Connecticuts unterscheiden; sie sind alle Bürger der Vereinigten Staaten, aber jeder ist ein Amerikaner mit einer Besonderheit. Diese Volksverschiedenheit, zusammengehalten mit der grossen räumlichen Ausdehnung der Gebiete erklärt, dass nur ein sehr laxes Band, eine Konföderation, Elemente verbinden konnte, welche in sich die Neigung zu vollkommen selbständigen, von einander unabhängigen Staatsindividuen verspürten. So war die Annahme der Föderativ-Republik nur eine Folge natürlicher Momente und die Centralisation *a priori* durch unüberwindliche Momente ausgeschlossen. Diese Hindernisse verringern sich in dem Maasse, als die Dichtigkeit der Bevölkerung wächst und eine Verschmelzung der einzelnen Typen anbahnt. Von einem solchen Resultate ist die Gegenwart noch sehr weit entfernt, aber die ganze amerikanische Geschichte hindurch windet sich die unverkennbare Tendenz der Stärkung der Centralgewalt und Schwächung der einzelnen Glieder, der Umwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat mit immer mächtiger werdender Spitze.

In den ersten Zeiten der jungen Republik wurden die Finanzen geordnet, die Staatsschulden theils abgetragen, theils versichert, die wilden Ureinwohner theils zur Ruhe, theils zu einiger Civilisation gebracht, der Ackerbau ungemein gefördert, der Handel ausserordentlich gehoben, die Volksmenge ausser allem Verhältnisse vermehrt und das Territorium durch Hinzutritt und Erwerb weiterer Ländergebiete ansehnlich erweitert. Dieses schnelle Wachsthum des Wohlstandes und der Macht der Vereinigten Staaten ward nur 1814 auf kurze Zeit durch einen Krieg mit England unterbrochen, der aber schon im nächsten Jahre zum Abschlusse kam. Seitdem, obwohl wiederholt Verwicklungen mit europäischen Mächten zu kriegerischen Ausbrüchen zu führen drohten, erfreute die Union sich des tiefsten Friedens bis zum Jahre 1846, wo sie selbst das benachbarte Mexiko mit Krieg überzog. Wie nun einem bestimmten Kern die Krystalle anschiessen, so war

im Laufe des ersten halben Jahrhunderts ihres Bestehens fort und fort ein Gebiet nach dem andern zu den alten Unionsstaaten hinzugetreten, welche in unglaublich rascher Zeit von ihrem Stammsitze am Atlantischen Ozean die Alleghanies überstiegen und die östlichen Striche des Mississippi-Beckens in Besitz nahmen, dann auch diesen Strom überschritten und die Felsengebirge, bis endlich die Gestade des Stillen Ozeans ihrem ungestümen Vordringen gebieterisch Halt diktirten. Gleich einer unaufhaltsamen Fluth ergoss sich das Angelsachsenthum und was in dessen Gefolge, zog über die noch unbewohnten Regionen des Westens, einem Länderdurste fröhnend, der in der Geschichte ohne Beispiel dasteht. Kein monarchischer Eroberer hat je eine solche Gier nach Gebietserweiterung gezeigt, wie die transatlantische Republik, und selbst die rasche Entwicklung des russischen Kolosses nach der asiatischen Seite hin kann sich damit kaum in Parallele stellen. In der Gegenwart scheinen die Unionsstaaten so ziemlich an den Grenzen ihrer natur- und vernunftgemässen Ausdehnung angelangt, dennoch glimmt sogar jetzt noch eine schlecht verhehlte Lüsternheit nach fernerer Machterweiterung unter der Asche, und meinen nicht Wenige in blinder Verkennung der thatsächlichen Unmöglichkeiten, es werde dereinst dem ganzen westlichen Kontinente beschieden sein, sich unter den Schwingen des nordamerikanischen Aares zu bergen. Der in jeglicher Hinsicht glänzende Aufschwung der Union mochte solche Träume lange rechtfertigen, denn bisher ist die Nation von Erfolg zu Erfolg geschritten. Auch der mexikanische Feldzug endete mit neuem Gebietsgewinne, und da es gefährliche Gegner zu überwinden nicht gab, redete man sich nur zu leicht in die Ueberzeugung der eigenen Unüberwindlichkeit und Vortrefflichkeit hinein. Einen schweren Schlag, ein ernstes, in seinen düsteren Folgen noch immer mehr zu Tage tretendes Hemmniss erfuhr dieser Siegeslauf in dem grossen Sezessionskriege, der 1861—1865 tobte und der Mitwelt das Schauspiel eines sich zerfleischenden freiheitlichen Gemeinwesens bot, das mehr Opfer an Gut und Menschen erheischte, denn irgend ein Krieg dessen sonst die Geschichte gedenkt.

Ursachen und Folgen des Sezessionskrieges.

Die Ursachen zu diesem Riesenkampfe lagen in den natürlichen Bodenverhältnissen selbst begründet und stammen aus den ältesten Zeiten des amerikanischen Staatenbundes. Sie entspringen in letzter Instanz dem durch keine Menschengewalt aufzuhebenden Gegensatze von Ackerbau- und von Pflanzerstaaten. Nur die nördlichen Theile des Landes eignen sich für die ausschliessliche Bebauung mit Brodfrüchten, und hier konnten Gemeinwesen unter den nämlichen Bedingungen wie in der gemässigten Zone, der Europa vorzugsweise angehört, erstehen. Dafür kann man daselbst jene Produkte nicht ziehen, welche die Natur auf tropische oder subtropische Himmelsstriche beschränkt, zugleich aber unentbehrliche Bedürfnisse der menschlichen Kultur

geworden sind und die wichtigsten Artikel im Welthandel abgeben. Hierzu gehört vornehmlich die Baumwolle; dann weiter im Süden Zucker und Kaffee. Diese Gewächse gefallen sich nur in heissen Ländern und müssen auf sogenannten Plantagen gezogen werden. Nun erfordern gerade die erwähnten Kulturgewächse, von denen Baumwolle und Zucker in den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten gezogen werden, eine überaus anstrengende Pflege, zu welcher die weissen Ansiedler, wie wir wissen, in diesen Klimaten körperlich absolut unfähig waren und noch sind. Es ergab sich daher die Nothwendigkeit, tauglichere Arbeitskräfte zu beschaffen, und schon frühzeitig, 1619, führten die Holländer die ersten Negersklaven nach Nordamerika ein. Der Neger aber bestätigt vollauf die Lehre der Ethnologie, wornach kein Naturmensch sich freiwillig zur Arbeit bequemt, sondern nur durch Zwang dazu getrieben werden kann. Desshalb machte man den Neger zum Sklaven, und es zerfielen die Unionsstaaten von Anfang an, je nach ihrer geographischen Lage, in sklavenhaltende und in nichtsklavenhaltende, oder wie man zu sagen pflegt, in freie und in Sklavenstaaten.

Um diesen Gegensatz nun dreht sich die ganze innere Geschichte der Union bis auf die Gegenwart. Unter dem Einflusse der humanitären Ideen des XVIII. Jahrhunderts erstanden auch in Amerika, aber natürlich nur in den Nordstaaten, welche desselben nicht bedurften, dem Institute der Sklaverei zahlreiche Gegner, welche zunächst das Aufhören des Sklavenhandels, dann die Aufhebung der fluchwürdigen Einrichtung selbst erstrebten. Bereits am 6. April 1776 verbot der Kongress die Sklaveneinfuhr. Desto grösser war die Vermehrung der Neger in den Sklavenstaaten selbst, und nunmehr entwickelte sich erst der scharfe Gegensatz zwischen denjenigen Staaten, welche die Sklaverei aus sittlichen Gründen verdammten und nach staatswirthschaftlichen Erfahrungen für entbehrlich erklärten, und jenen Staaten, welche natürlichen Verschiedenheiten der Menschenstämme mehr Gewicht beilegten und die Sklavenarbeit für unentbehrlich erklärten, weil sonst ganze Landschaften unangebaut bleiben würden und die einträglichsten Kulturzweige aufhören müssten. Ganz sicher ist es, dass der Sklaverei eine Reihe von Missbräuchen anklebten, welche zu Grausamkeiten und harter Bedrückung der Neger führten, die sich sogar in der Gesetzgebung der einzelnen Sklavenstaaten aussprach. Indess hat vorurtheilslose Prüfung gezeigt, dass im Allgemeinen die Behandlung der Neger eine milde gewesen, und dass, wo die Gesetze mit rücksichtsloser Strenge gegen sie auftraten, die Selbsterhaltung der Weissen dies dringend erheischte. Heute, wo seit mehr als einem Dezennium die angeblich unnatürlichen Schranken eingerissen sind, welche Schwarze und Weisse trennten, können wir die Wohlthat der früheren Institutionen erst recht ermessen und erkennen, wie — traurig aber wahr — die humanitären Ideen kläglich zerschellen an dem harten Fels der ethnologischen Thatsachen. Dass die Humanität Anforderungen stellt, welche den wissenschaftlich gesicherten Wahrheiten geradezu widersprechen, darf sich jetzt wohl Niemand mehr verhehlen, und in dieser Missachtung liegt

eben der Hauptgrund, warum die humanitären Prinzipien in der Praxis naturgemäss scheitern müssen und ihre Pfeile tödtlich die Schützen treffen, welche sie abgesandt.

Aber nicht nur zwischen Süd- und Nord-Staaten eröffnete die Sklaverei einen klaffenden Abgrund, auch in den Süd-Staaten selbst vertiefte sie die Kluft, welche zwischen Weissen und Schwarzen gähnte. Die oft unvermeidliche Blutsvermischung der beiden Rassen schuf halbschlächtige Menschentypen in den mannigfaltigsten Abstufungen, die zwar häufig durch körperliche Schönheit ausgezeichnet, meistens von ihren Erzeugern nur die Laster, keine der Tugenden ererbt hatten. Sollte dieses lasterhafte Mischlingsvolk nicht störend in das Getriebe der südstaatlichen Gesellschaft eingreifen, so musste es mit wuchtiger Hand zu Boden gehalten werden wie der Neger selbst, und so entwickelte sich alsbald eine scharf ausgeprägte Aristokratie des Blutes, die sich mit unerbittlicher Strenge auf die weisse Hautfarbe beschränkte. Der Rassenhass zwischen den Menschen verschiedener Hautfarbe ist eben kein einfaches Vorurtheil, wie Mancher denkt und die Philanthropen behaupten, sondern ein tief in der menschlichen Natur begründetes Gefühl, das überall und zu jeder Zeit zum Durchbruche gelangt. Eben so unerschütterlich fest steht die Superiorität, die geistige wie moralische, der weissen Rasse, die also in der That eine natürliche Aristokratie im wahrsten Sinne des Wortes bildet. In den südlichen Sklavenstaaten wandelte sich nun bald diese natürliche Aristokratie auch in eine wirkliche um, welcher der Besitz der Sklaven und das Erträgniss der schwarzen Arbeit die Mittel zur Anhäufung grosser Reichthümer bot. Mit diesem glich sie zum Theile die Mängel aus, die jeder Aristokratie anhaften, hier aber noch durch die entsittlichenden Wirkungen erhöht wurden, welche die Sklaverei an sich auch auf die Herren ausübt. Die Baumwollen- und Pflanzer-Barone wuchsen zu einem ritterlichen, gastfreien Geschlechte heran, das auf den Universitäten Europas seine Bildung suchte, aber die Wahrung der eigenen Standesinteressen allein im Auge behielt. Da Reichthum allerwärts unfehlbar Macht mit sich bringt, so konnte es auch nicht fehlen, dass der Süden den Norden in politischer Hinsicht überflügelte und ihm die leitende Rolle im Staatswesen zufiel.

In den freien Nordstaaten war der Bildungs- und Entwicklungsgang ein wesentlich anderer und im Ganzen den europäischen Idealen entsprechenderer. Hier genoss man das Glück, der Sklaverei nicht zu bedürfen, und es entstand daher auch keine Aristokratie der Hautfarbe, welche selbst nicht arbeitete, sondern vom Schweisse der Neger lebte. Hier war jeder gleich, hier konnte jeder arbeiten, und Wohlstand verbreitete sich allgemein über das ganze Volk. Die europäische, schaffenslustige Einwanderung suchte mit Vorliebe der adäquaten klimatischen Verhältnitse halber den Norden auf und mied den Süden, der ihr nur die Wahl zwischen physischem Untergange oder Verzicht auf jeglichen Schaffensdrang geboten hätte. Zugleich führte sie eine Summe von Intelligenz, welche der amerikanische Boden vielleicht nie gezeitigt hätte, ins Land und mehrte die Kopfzahl des Nordens, der bald an Volks-

menge den Süden überflügelte. So kam es, dass in politischen Dingen die Majorität des amerikanischen Volkes von der Minorität des Südens regiert wurde. Ein solches Verhältniss musste über kurz oder lang zum Konflikte leiten. Die Situation drängte auch naturgemäss immer mehr zu einer Lösung, als einerseits der Länderdurst des Nordens sich immer weitere Gebietsstrecken dienstbar machte, die ihrer geographischen Lage nach so wie er selbst die Sklaverei nicht benöthigten, und andererseits das Fehlschlagen der freiheitlichen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 eine bedeutende Anzahl europäischer, namentlich deutscher Volksführer veranlasste, ihr Heil jenseits des Ozeans zu suchen. Der erstere Umstand vermehrte ansehnlich das materielle Uebergewicht des Nordens, der zweite brachte ihm Kämpfer zu, bereit den doktrinären Standpunkt ihrer in Europa gescheiterten Utopien in Amerika weiter zu verfechten. Da sie die einheimischen Talente an Bildung meist überragten, gelang es einigen dieser Freiheitstheoretiker politischen Einfluss zu gewinnen und ihre Anschauungen über die Sklavenfrage, die sie natürlich nicht vom wissenschaftlichen Standpunkte beurtheilten, zur Geltung zu bringen. Als nun nach der Entdeckung der Goldfelder Kaliforniens dieses Land in die Union als Staat aufgenommen werden sollte, platzten die Geister über die Frage, ob Kalifornien ein freier oder ein Sklavenstaat werden würde, zum erstenmale heftig auf einander, doch kam es am 9. Juli 1850 zu dem sogenannten Missouri-Kompromiss, der so wenig als irgend ein anderer die Parteien auf die Dauer zu befriedigen vermochte; vielmehr spitzten sich die Konflikte immer mehr zu. Im Norden erhob sich die Partei der Abolitonisten, welche unumwunden die völlige Aufhebung der Sklaverei verlangte und um ihr Banner Alles schaarte, was zur freisinnigen Elite des Landes zu gehören wähnte. Ihr standen die Demokraten gegenüber, welche die Südstaaten-Männer zu den ihrigen zählten und eigentlich die Herrschaft in Händen hatten. Mit der Verbitterung des Parteilebens war auch der Uebermuth des Südens gewachsen, der die Baumwolle zum König proklamirte *(Cotton is King)* und seine Macht für unerschütterlich hielt. Immer mehr trachtete dagegen das Volk des Nordens, das im Laufe der Zeit und Dank seinen mannigfachen ethnischen Elementen auch ein ethnisch verschiedenes geworden, sich von der lästigen Oberherrschaft des Südens zu befreien, wo sich zum Ueberflusse gleichfalls ein ziemlich fest ausgeprägter Volkstypus herausgebildet hatte. So standen sich denn in der Union nicht bloss Parteien und Interessen, sondern auch wesentlich und scharf von einander geschiedene Volkstypen, schroff gegenüber. Die Macht des Südens aber zu brechen, gab es ein einziges Mittel; man musste die Quelle seines Reichthums und seiner Macht für alle Zukunft zerstören, d. h. ihn der Sklavenarbeit berauben und zu diesem Behufe die Aufhebung der Sklaverei erreichen.

Man versuchte diese also zuvörderst in Güte zu bewirken und als dies misslang, appellirte man an das Recht des Stärkeren; es entbrannte der amerikanische Bürgerkrieg. So wenig sind Republiken fähig, den naturgemässen Lauf der Dinge zu ändern. Und wie seiner-

zeit die Engländer, hüllten jetzt die Männer des Nordens ihr politisches Streben in das Gewand des Humanismus; als ob es gelte, mit unerhörtem Opfermuthe der Menschheit Wohl und Wehe zu fördern, der Freiheit neue Bahnen zu eröffnen, schwangen sie das Panier der Menschlichkeit. Ein unendliches Mitgefühl für die armen „schwarzen Brüder" ergriff plötzlich den sonst so kalten, berechnenden Norden, um dessen Banner sich schaarte, was die gebildete Welt an idealbegeisterten Köpfen besass, und ihm zum Siege verhalf. Wie stets, barg sich die Selbstsucht, das materielle, allein entscheidende Interesse hinter dem Mantel des Ideals. So vertritt jedes Ideal ein Interesse. Die einstige Rolle der Religion spielte jetzt die Menschenliebe, die Menschenwürde, die Sittlichkeit; in ihrem Namen trieften die Schlachtfelder der demokratischen Union vom Blute der Erschlagenen. Lange wogte der Kampf, anfangs den Sklavenjunkern günstig, welche, obwohl numerisch schwächer, die tüchtigeren Feldherren, die verlässlicheren Truppen besassen. Der Süden focht bis zum letzten Augenblick und bis zum letzten Manne, doch musste er von dem Momente an unterliegen, wo seine Kräfte erschöpft, wo er keine Truppen mehr ins Feld zu senden hatte. Erst mit jenem Augenblicke, der unfehlbar früher oder später eintreten musste, ward der Norden Sieger. Weder die Strategie noch das Milizsystem des Nordens, dem zum vierten Theile ausländische Kräfte beistanden, erleuchtet die lange Dauer des Sezessionskrieges mit vergoldendem Strahl, aber das Endziel war erreicht: die Sklavenbarone lagen gebrochen darnieder, König Cotton war entthront, die Macht des Südens war vernichtet, die Herrschaft des Nordens gesichert.

Der amerikanische Bürgerkrieg gewährt ein Beispiel, wie das „Selbstbestimmungsrecht" der Völker in Freistaaten geachtet wird und zeigt, dass auch hier der Stärkere dem Schwächeren seine Gesetze mit Gewalt diktirt, denn nach den eigensten Grundgesetzen der amerikanischen Staaten unterliegt es keinem Zweifel, dass die Südstaaten sich trennen konnten, um selbst einen Staat zu bilden; es unterliegt dies um so weniger einem Zweifel, als die verschiedensten Staaten der Bundeskonstitution nur unter dem Vorbehalt ihre Zustimmung gaben, sich jederzeit kraft ihrer Souveränität aus der Union zurückziehen zu können [1]). Die Südstaaten wollten sich zurückziehen: mit Gewalt wurde es verhindert. Der Süden erstrebte offene Sezession, d. h. er wollte von seinem „Selbstbestimmungsrechte" Gebrauch machen. Dies galt als Rebellion in der freien Demokratie Amerikas, gerade so wie im monarchischen Europa. Es lässt sich daran nicht deuteln und mäkeln

1) So erklärte Virginien ausdrücklich: „Wir, Abgeordnete des Volkes von Virginien, erklären und thun kund zu wissen in seinem Namen, dass die Vollmachten nach der Konstitution als vom Volke der Vereinigten Staaten ausgehend, zurückgenommen werden können, sobald man damit Missbrauch treiben, Unrecht thun oder dasselbe unterdrücken würde". Newyork und Rhode-Island gaben ähnliche Erklärungen ab, ja der letztere Staat zauderte mit der Annahme der Vereinigten Staaten-Konstitution bis zum Jahre 1790.

der Bürgerkrieg war ein eigentlicher Unterjochungskrieg, denn er zwang ein Land und Volk zu einem Verhältnisse, dem es sich entziehen wollte; er war aber auch ein Eroberungskrieg, wie jener gegen Mexiko 1848 einer gewesen und die Behandlung des gebeugten Südens, die vielgerühmte Rekonstruktion, war die eines eroberten Gebietes. Denn es genügte nicht, dass dem Süden die Beherrschung des Nordens entzogen werde, — diesen Zweck hätte ja die Sezession erfüllt — es musste der Süden selbst beherrscht werden, damit die Macht des Nordens sich erhöhe. Wer hierin den Triumph eines sittlichen Prinzips erblicken will, möge es immerhin thun; die Kulturforschung hat die Aufgabe, die Thatsachen des idealistischen Schimmers zu entkleiden, worin sie der Menge vorgegaukelt werden, die wahren Ursachen in ihrer Nacktheit bloszulegen; sie tadelt nicht den Gang der Ereignisse, weil sie weiss, dass sie mit Naturnothwendigkeit kommen mussten, sie hegt keine Voreingenommenheit für die eine oder andere Partei, sie erkennt aber das Walten des Rechts des Stärkeren auch dort, wo Freiheit, Sittlichkeit und Humanität ihre Fittige darüber breiten.

Hatte in diesem denkwürdigen Kriege, welcher vier Jahre lang die gebildete Welt in Athem hielt, die deutsche Presse, die fast ausnahmslos auf nördlicher Seite stand, sich in der richtigen Schätzung der Ereignisse und Zustände in der grossen amerikanischen Union mit sehr wenigen Ausnahmen besser bewährt, als die Verkündiger der öffentlichen Meinung Frankreichs oder Englands, so hatten letztere, wie die Geschichte des jüngst verstrichenen Dezenniums beweist, doch entschieden das Richtige getroffen, indem sie den Sieg des Nordens weder wünschten noch als segenbringendes Ereigniss begrüssten. Die sogenannte Rekonstruktion des Südens führte zu dessen totalem finanziellen und volkswirthschaftlichen Ruine. Nach Beendigung des Krieges standen sich in der Union nach wie vor zwei politische Parteien gegenüber, die Republikaner, die eigentlichen Sieger, deren Ideen triumphirt hatten, und die Demokraten, deren Sympathien zu den besiegten Südländern hinneigten. Die erstere Partei behielt lange die Oberhand und vermochte sogar der versöhnenden Politik des Präsidenten Andrew Johnson, des einzigen amerikanischen Staatsmannes der Neuzeit, dem die Geschichte diesen Namen zuerkennen dürfte, Schach zu bieten. Auf ihre Macht sich stützend, befreite sie die Neger von jeglicher politischer Bevormundung, ertheilte ihnen alle politischen Rechte der Weissen und inaugurirte damit in den Südstaaten ein Regiment, welches in der Geschichte gebildeter Völker einzig dasteht. Als Bundesgenossen der unwissenden und hochmutherfüllten Schwarzen kam aus dem Norden ein Schwarm katilinarischer Existenzen, die nichts mehr zu verlieren hatten, ins Land; und diese Carpetbaggers oder Schnappsäckler sogen aus dem unglücklichen Süden, unter dem Schutze der republikanischen Bundesregierung in Washington, den letzten Tropfen aus. Was die Schwarzen selbst anbelangt, so hätte die plötzliche Emanzipation der englischen und amerikanischen Negersklaven eine Lehre sein können, wenn Völker je aus der Geschichte lernen würden;

es ist erlaubt, einem gewiegten Forscher das Urtheil nachzusprechen, dass die englische Negeremanzipation zu allen Zeiten als eine der grossartigsten, national-ökonomischen und politischen Thorheiten dastehen werde, welche die Kulturgeschichte aufzuweisen hat. Die Wiederholung des nämlichen Experiments, das man nur für ein humanitäres hielt, während es ein ethnologisches ist, konnte naturgemäss auch in den Vereinigten Staaten zu keinen besseren Ergebnissen führen.

Die Kultur der Union.

Die Geschichte der Vereinigten Staaten bietet in dem Jahrhundert, welches nunmehr seit der Gründung der transatlantischen Republik abgelaufen, das überraschende Bild eines Wachsthums der materiellen Wohlfahrt wie kein anderes Land der Erde. Die Weltausstellung in Philadelphia 1876 hat auch unwiderleglich dargethan, dass die Industrie Amerikas in vielen Stücken der europäischen nicht nur ebenbürtig, sondern stark überlegen ist. Dennoch tauchen in der Gegenwart immer mehr und mehr Stimmen auf, welche der Ansicht huldigen, das politische und das soziale Leben der Vereinigten Staaten sei stark im Niedergange, wo nicht gar im Verfalle begriffen. In der That entwickelten sich die politischen Verhältnisse der Union immer mehr in der Richtung der südamerikanischen Republiken. Am wirrsten liegen die Verhältnisse natürlich in den durch den Krieg vandalisch verwüsteten Südstaaten.

Dagegen machte sich im Norden eine beispiellose Korruption breit, von der natürlich die herrschende republikanische Partei den meisten Nutzen zog, an der sich jedoch auch die Demokraten nach Kräften betheiligten. Anstatt Fortschritte machte das Land in mancher Hinsicht Rückschritte, die amerikanische Rhederei sank, eine gewaltige Geschäftskrisis brach 1873 herein, Handel und Wandel lagen darnieder und die Rückwanderung aus Amerika nahm unerwartete Proportionen an. Die kolossale Ausbreitung der Korruption in Amerika ist gegenwärtig so offenkundig und allgemein bekannt, dass ich auf die Thatsache selbst nicht mehr länger einzugehen brauche. Als ich in der ersten Auflage dieses Buches mit kräftigen Worten auf diesen tiefsitzenden Krebsschaden Amerikas hinwies, fehlte es nicht an Stimmen, welche mich der Uebertreibung ziehen: was seit jener Zett aber ans Tageslicht gekommen, lässt Alles damals Gesagte noch weit zurück. Von kulturhistorischem Belange sind die sogenannten „Ringe,“ mächtigste Organisationen zur schamlosen Ausbeutung des Volkes und des Staates. An der Spitze solcher Ringe steht ein *Boss*, dessen Stellung genau jene der Tyrannen im griechischen Alterthume ist, nämlich ein Mensch, welcher irgendwie in einer Gemeinde, Stadt oder County, ja in einem Staate, die Macht faktisch an sich gerissen hat, dessen Wille eben so souverän in allen öffentlichen Angelegenheiten entscheidet, wie anderwärts jener des Fürsten. An diesen Bosses können wir sehr deutlich das Emporkommen der Tyrannis in Freistaaten studiren. Der be-

rühmteste „Ring“ war jener von Tammany-Hall in New-York, welcher bis 1875 fast alle städtische Angelegenheiten beherrschte, der berühmteste Boss William Tweed, das frühere Oberhaupt dieser Organisation.

Aus der grossen Verbreitung der Ringe zu schliessen, müssen ähnliche Elemente nicht blos in New-York sondern in allen Theilen des Landes vorhanden sein. Ja, die ganze Regierung ist nur Ein über die gesammte Republik ausgedehnter Ring. In Amerika, wie überall, werden die Reformbestrebungen so lange vergeblich sein, oder nur vorübergehende Wirkung haben, als Moralität, Gemeinsinn und ein gewisser Grad von Bildung nicht einen Grundzug des Volkscharakters ausmachen. Von dem Volkscharakter hängt es ab, ob die Verwaltung gut ist oder schlecht, vorzüglich in einem Freistaat, in welchem die Nation mehr wie anderswo im Stande ist, sich eine Regierung ganz nach ihrem Geschmacke zu machen. Forschen wir nach einer Definition dieser weitverzweigten Korruption, so erkennen wir mit John Becker in ihr den auflösenden Verwesungsprozess alter gesellschaftlicher Zustände, in dessen Wärme die Keime neuer sozialer Zustände zur Reife gelangen. Die Hauptursache aber liegt in der Vermischung verschiedener Volkselemente. Jedes ethnisch reine Volk hat ein feststehendes Sittengesetz, nach welchem es alle Handlungen beurtheilt. Die Lebensbedingungen und der Rassencharakter eines Volkes sind natürlich bei der Herausbildung der Moral- und Rechtsanschauungen massgebend und so ist es möglich, dass Manches von der einen Nation als rühmlich und ehrlich, von der anderen aber als verächtlich befunden wird. Vermischen sich verschiedene Volkselemente mit verschiedenen Sittensystemen als gleichberechtigte Glieder zu einem Gemeinwesen, so ist unausbleiblich, dass die sittliche Ueberzeugung der einzelnen Stämme und mithin das gesammte öffentliche Gewissen erschüttert wird. Die Zerstörung fester sittlicher Anschauungen in Folge ethnischer Vermischung öffnet aber den direkten Korruptionsursachen — namentlich ungleiche Gütervertheilung durch Glücksumstände bewirkt — begreiflicherweise Thür und Thor.

Die Geschichte zeigt, dass alle ethnisch reinen Völker frei von Korruption geblieben sind, oder wenn dergleichen Fälle bemerkbar wurden, solche stets mit einem lebhaften Verkehr mit fremden Völkern sich einstellten. Zusammengewürfelte Nationen dagegen kranken immer an Korruptionserscheinungen. Man vergleiche Holland mit Oesterreich, die skandinavischen Länder mit dem russischen Staate, die Türkei mit ihrer bunten Volksmenge mit den ethnisch reinen Stämmen Arabiens, die an keiner Korruption leiden. Das beste Beispiel bieten aber die Vereinigten Staaten, wo Germanen, Romanen, Kelten, Neger, Indianer und in neuerer Zeit Chinesen im tollen Cancan der Gleichberechtigung sich vereinigen. [1])

---

1) Eine interessante Parallele finden wir im Darwin'schen Buche *Reise eines Naturforschers um die Welt* auf S. 263 der Uebersetzung von J. Viktor Carus. Es

In den kolonialen und ersten republikanischen Zeiten, als die einzelnen, meist germanischen Völkergruppen der Eingewanderten scharf getrennt neben einander bestanden, gab es noch keine Korruption. „Zwei Generationen haben aber genügt, um den durchaus ehrlichen und sittenstrengen Verhältnissen der Republik vom Anfange dieses Jahrhunderts die Korruption der Gegenwart folgen zu lassen. Zwei Generationen, in denen der Strom fremder Bevölkerungselemente erst langsam, dann immer schneller sich ins Land ergoss und dort 7 bis 8 Millionen Individuen fremder Geburt ansiedelte, die mit ihren Abkömmlingen heute wohl ungefähr die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Dieser rasche Verfall der Sitten ist in erster Linie das Ergebniss der eingetretenen Vermischung der verschiedenen ethnischen Elemente. Dabei denken wir durchaus nicht etwa an die wirkliche geschlechtliche Vermischung, sondern zunächst nur an das Untereinanderleben verschiedener Volkselemente auf demselben Raume, unter derselben staatlichen Organisation und unter denselben Gesetzen, ein Untereinanderkommen, das allerdings früher oder später unvermeidlich zu einer mehr oder minder vollkommenen Blutsvermischung führen muss. Und zwar folgt einer solchen Vermischung die Korruption immer unvermeidlich (wenigstens liegt kein einziges Beispiel des Gegentheils in der Geschichte vor) und um so schneller und heftiger, je grösser der freie Verkehr zwischen den heterogenen Elementen ist, je weniger gesetzliche Schranken sie von einander trennen. In den Vereinigten Staaten, wo die Gesetze für jeden gleich, derartige Schranken also gar nicht existiren, wo im Gegentheile alle Volkselemente sogar in gleicher Weise im Verhältnisse ihrer numerischen Stärke auf die Gesetzgebung einwirken, geht der Prozess der Korruption, der in manchen Fällen sich beinahe in chronischer Langsamkeit vollzieht (in den Kastenländern) höchst akut und heftig vor sich."

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf das moralische und geistige Leben in der Union, so sehen wir dasselbe nirgends in hellerem Lichte erglänzen, als in anderen Staaten. Die von Vielen gerühmte Reinheit der geschlechtlichen Verhältnisse verkehrt sich nahezu in ihr Gegentheil bei tieferem Eindringen in die Geheimnisse des Familienlebens. Der dem Weibe erwiesene Kultus ist keineswegs eine Gewähr für eine höhere Sittlichkeit, wie der sogar von den gebildeten Kreisen unver-

---

heisst dort: „Die vollkommene Gleichheit unter den die Feuerländerstämme bildenden Individuen muss für lange Zeit ihre Civilisation aufhalten. Ebenso wie wir sehen, dass diejenigen Thiere, deren Instinkt sie zwingt in Gesellschaft zu leben und einem Häuptling zu gehorchen, die veredlungsfähigsten sind, so ist dies auch mit den Menschenrassen der Fall. Mögen wir es nun als eine Ursache oder als eine Folge ansehen, die civilisirteren haben immer die künstlichsten Regierungen. So waren z. B. die Bewohner von Otaheiti, welche, als sie zuerst entdeckt, von erblichen Königen regiert wurden, auf eine viel höhere Stufe gekommen, als ein anderer Zug desselben Volkes, die Neuseeländer, welche, trotzdem sie den Vortheil hatten, gezwungen zu sein, ihre Aufmerksamkeit dem Landbau zu widmen, Republikaner in dem absolutesten Sinne des Wortes waren."

schämt betriebene Abortus beweist. Die Prostitution ist in den grossen Städten Amerikas nicht geringer als in Europa und die Trunksucht hat sich nirgends in solchem Grade zu einem wahrhaft nationalen Laster entwickelt wie dort. Gewiss gibt es im Lande von allem dem zahlreiche, ehrenwerthe Ausnahmen, gerade so wie in der Geschäftswelt viele anständige Firmen von dem herrschenden Schwindel sich ferne zu halten wissen. Der Hinweis auf diese Ausnahmen, um uns der Ungerechtigkeit zu zeihen, wenn wir die Stufe der Moralität in Amerika eine tiefe nennen und das dortige Geschäftsleben vom Schwindel behaftet finden, ist jedoch kulturell durchaus belanglos; denn hier handelt es sich um jene Momente, welche bei der Masse sich geltend machen. Auch die Korruption hat hoffentlich noch viele ehrliche Leute übrig gelassen, sie verschwinden aber in der Masse der Unehrlichen. Wenn man sagt, ein Volk kranke an diesem oder jenem, so ist es selbstverständlich, dass noch viele Mitglieder dieses Volkes von dieser Krankheit nicht ergriffen sind, so wenig als wenn man von einer Stadt behauptet, sie besitze ein ungesundes Klima, man damit sagen will, dass es dort nur kranke Menschen gebe. Auch was wir Volkscharakter nennen, ist nicht auf jeden Einzelnen anwendbar; wir charakterisiren damit nur die Eigenschaften, welche im Allgemeinen einem Volke in seiner Masse am prägnantesten zukommen. Nicht anders will ich es eben verstanden wissen und dessgleichen bei den übrigen Seiten des amerikanischen Geisteslebens. Sicherlich gibt es in der Union zahlreiche Freidenker, wahr bleibt aber doch, dass eine tief religiöse Stimmung der herrschende Zug des Volksgeistes ist. Wir dürfen daher sagen, dass Amerika, wie seine zahlreichen, mitunter geradezu lächerlichen Sekten beweisen, noch tief in den Banden des Glaubens steckt, wie auch die in der Union erscheinende Literatur beweist; die Schriften theologischen oder religiösen Inhalts bilden weitaus die Majorität des Büchermarktes, und die tollsten Verirrungen des menschlichen Gehirnes finden ihren weiten gläubigen Leserkreis. Dass sich Menschen finden, die derlei schreiben, ist vom pathologischen Standpunkte aus begreiflich, dass aber, wie es in Amerika der Fall ist, Tausende und aber Tausende es andächtig verschlingen und dadurch alles Ernstes die wichtigsten Fragen der Philosophie gelöst glauben, spricht unzweideutig für eine noch tiefe Bildungsstufe der Gebildeten. Sicherlich fehlt es in Amerika nicht an wissenschaftlichen Grössen, sie sind aber dort seltener als in anderen Ländern. Die Glanzseite der nordamerikanischen Literatur bilden ihre historischen Schöpfungen, wie denn Raumer in Bezug auf Bancroft, Prescott und Sparks den Ausspruch that: „Sie haben auf dem Felde der amerikanischen Geschichte so viel geleistet, dass sich kein europäischer Historiker ihnen voranstellen darf.“ Die Wissenschaft im Grossen und Ganzen wird jedoch in Amerika mit weniger Erfolg gepflegt denn anderwärts und epochemachende Arbeiten kommen uns selten von jenseits des Ozeans zu. Religiöse Befangenheit lähmt dort noch grossentheils das freie Urtheil, wesshalb hervorragende amerikanische Gelehrte wie Dana u. A., von dem verstorbenen Adoptivamerikaner Agassiz gar nicht zu reden, zu den

Gegnern und Bekämpfern der Evolutionstheorie zählen. Der nämliche religiöse Geist beherrscht auch das Schulwesen bis hinauf zu den höchsten Bildungsanstalten, unter welchen die einzige *Cornell-University* zu Jthaka im Staate New-York bis zu einem gewissen Grade eine rühmliche Ausnahme macht. Kein Staat der Welt verwendet auf den Volksunterricht jeden Grades mehr als die Union; es gibt eine Masse von *Colleges, Academies* und *Universities*; nebst den ganz vorzüglichen Volksbibliotheken; aber die „Universitäten" erheben sich kaum über die Bedeutung unserer Gewerbeschulen. Es ist wahr, Privatpersonen vermachen öfters grosse Summen zur Gründung höherer Lehranstalten; doch alle diese Gründungen bleiben in Dunkelheit, denn theils stehen sie unter priesterlicher Kontrole, theils verdanken die Professoren verwandtschaftlichen oder politischen Motiven ihre Ernennung, fast nie aber ihren Kenntnissen. Solchen Professoren liegt dann natürlich mehr am Geldmachen, wie an der Förderung der Wissenschaft durch Originalarbeiten. Die Schule für praktische Zoologie auf Pennekese Island, eine Schenkung des Amerikaners Anderson, musste wegen Mangel an Fonds wieder geschlossen werden. Nicht ein einziges dieser Institute nimmt einen wissenschaftlichen Rang ein oder hat es vermocht ihre Vorbilder, die berühmten englischen Universitäten Oxford und Cambridge annähernd zu erreichen. Sie stehen nach dem Urtheile einsichtsvoller Amerikaner tief unter den deutschen, wie das ganze Unterrichtssystem überhaupt. Prof. O. White von der Cornell University zeigte, dass die amerikanische Erziehung und Bildung auf nichts anderes gerichtet sei, als auf Reichthum, Geld und Gewinn. Im Zusammenhange hiermit bewies er durch die Statistik die interessante Thatsache, dass in den öffentlichen Körpern, Gesetzgebungen und Aemtern die Zahl literarisch gebildeter Männer von Jahr zu Jahr in auffallender Abnahme und gleichzeitig die öffentliche Korruption in abschreckender Zunahme sei. Es genügt aber nicht, viele Schulen zu haben und viel Geld darauf zu verwenden; man muss in diesen Schulen auch etwas lernen. In Amerika existirt aber der Schulzwang nicht und die Zahl Jener, welche weder lesen noch schreiben können, ist im Steigen begriffen. Jedenfalls ist die Schulbildung in Amerika unglaublich seicht, und dies äussert sich zunächst in einem bodenlosen Aberglauben, so dass nirgends anderswo das Volk so leicht eine Beute religiöser Abenteurer und gemeiner Betrüger wird als in den Vereinigten Staaten. Wo der Humbug blüht, kann es jedoch nicht weit her sein mit der kritischen Schärfe der Geister.

Ein unendlich wichtiger Punkt, dessen Bedeutung gemeiniglich nicht genügend gewürdigt wird, ist das unglücklich wachsende Missverhältniss zwischen beiden Geschlechtern. Beinahe überall in der Union herrscht ein empfindlicher Mangel an Frauen. Die Folgen dieses Missverhältnisses kann Jeder sich an den Fingern herzählen. Dazu kommt, dass, zum Theil in Folge der Sorgfalt, welcher der geistigen Ausbildung der Mädchen zu Theil wird, weitaus die Mehrzahl physisch unfähig sind, den Pflichten ihres Geschlechtes zu genügen. Diesbezügliche Untersuchungen beweisen, dass unter zehn blos eine

Amerikanerin die physische Eignung zur Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin und Mutter besitzt. „Dagegen ist der Mann, so schrieb mir ein hoher Staatsbeamter aus Washington, wahrscheinlich in Folge seiner fast ausschliesslichen Fleischkost, der vollständige Sklave des Weibes. Der thierische Trieb ist so prominent, dass edlere Eigenschaften wie Ehrgefühl, Freundschaft, Sinn für Kunst und Wissenschaft sich nicht entwickeln können. Auf der andern Seite dünkt sich die Frau hoch erhaben über den Mann, sowie über der Arbeit, und manche geben sich sogar mit der hohen Politik ab und halten ihre halbjährlichen Weiberkongresse, die unter anderm die Erlangung des Stimmrechtes bezwecken. Da die Frau nichts arbeitet, so erschlaffen die Muskeln, die Figuren werden schmächtig, schwach und bleich, während der Mann, der völlige Sklave der Leidenschaft, bald kahlköpfig wird und einen grauen Bart erhält. Man sieht in Amerika ausserordentlich viele Männer, die trotz ihrer Jugend diesen Anblick darbieten. Mit dem vorwiegend Sensuellen steht die oben erwähnte so häufige Abtreibung der Leibesfrucht im Zusammenhang, sowie der sich in erschreckender Weise vermehrende Opium- und Whiskygenuss.“

Nicht minder bedenklich ist das Faktum, welches das *Bureau of Education* in seiner Schrift über *Vital Statistics of America* festgestellt hat, dass die Rate der Geburten in Amerika von Jahr zu Jahr sinkt, und zwar nicht in Einem Staate allein, sondern in allen Staaten. Der Rückgang ist stetig und allgemein; der nämliche in Arkansas und Alabama, wie in Massachusetts und Connecticut, in Michigan und Indiana, wie in Pennsylvania und New-York. Allerdings sind die Ueberschüsse der Geburten stärker bei den Einwanderern, immerhin aber geringer als in irgend einem Lande Europas, Frankreich in seinen trübsten Zeiten nicht ausgenommen. Das Endergebniss lässt sich leicht voraussehen. Wenn die Zufuhr europäischen Blutes aufhört — und einmal wird und muss sie ins Stocken gerathen — so müssen auch die Weissen in Nordamerika dahinsiechen. Wir erleben dann an den Angelsachsen das Schauspiel, welches die spanischen Kreolen in Mittel- und Südamerika bieten. Deutliche Anzeichen der Rassendegeneration sind bei den weissen Amerikanern schon zur Genüge vorhanden, denn die geistigen Fähigkeiten bieten leider keinen Ersatz für dahinschwindende körperliche Kräfte. Die Hauptmerkmale des Gedeihens einer Rasse sind aber körperliche Kraft und Ueberschuss der Geburten über die Todesfälle. Indess bestätigen unbefangene Beobachter, dass der angelsächsische Menschenschlag in Amerika sich verändert d. h. an physischer und schliesslich auch an geistiger Kraft verloren habe.

Hoch bedeutungsvoll ist das Zusammentreffen des Zurückbleibens der Bevölkerungszahl unter der erwarteten Ziffer mit dem Hervortreten der angedeuteten Nachtseiten. Lange überstieg das Wachsen der amerikanischen Bevölkerung die berechneten Erwartungen; 1870 blieb sie zum ersten Male tief unter ihrer voraussichtlichen Höhe und auch der Census von 1880 wies einen sehr beträchtlichen Ausfall zu den aufgestellten Berechnungen auf. Die Wendung kam, als das Volk der

Vereinigten Staaten anfing, sich vom Feldbau zur Fabrikindustrie zu wenden, vom Lande in die Stadt zu ziehen, in prächtigen Häusern zu wohnen und fremden Sitten nachzuhängen. Je mehr die Linie bodenbebauender Beschäftigung an die grossen Heideflächen heranzieht, je mehr die alten östlichen Staaten sich dem Handel und der Industrie zuwenden, je mehr die Handels- und Industrie-Emporien des Ostens sich verdichten, je mehr das Streben nach *fashion* und sozialem Zeremoniel sich der gesammten Bevölkerung bemächtigt, je mehr Nahrung, Kleidung und Lebensweise künstliche werden, je mehr das abscheuliche amerikanische Laster des *boarding* Kinder zu wahrer Last, Verlegenheit *(encumbrances)* macht, je mehr die Entwurzelung der alten ehrbaren Institutionen der Familie sich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf erstreckt, desto weniger kann es einem Zweifel unterliegen, dass wir den Prozentsatz der eingebornen (nicht eingewanderten) Bevölkerung in Amerika in Zukunft von Dezennium zu Dezennium sinken sehen werden. Die Ursachen hierzu liegen in bisher nicht beachteten und erst seit Kurzem wirksam gewordenen sozialen Kräften und Tendenzen des nationalen Lebens.

In dem Vorstehenden möchte ich nicht gerne missverstanden werden. Indem ich die Schattenseiten der heutigen amerikanischen Kultur ans Licht ziehe, möchte ich nicht die Meinung erwecken, als ob diese allein ohne jeglichen Lichtstreif das Kulturgemälde der grossen Republik ausmachten; Amerika ist vielmehr ein grosses herrliches Land mit vielen weisen Institutionen, sein Volk ist ein rastlos thätiges Geschlecht, in Vielem den Europäern ebenbürtig, in Einzelnem ihnen überlegen, in allgemeiner Kultur jedoch ihnen nicht vergleichbar. Die Gesittung Amerikas ist durchaus amerikanisch, keine Fortsetzung der europäischen. Ihre Vorzüge wie ihre Laster sind ihr ureigenstes Produkt, ihr Entwicklungsgang ist ein anderer und führt auch zu anderen Zielen. Die Kultur bewegt sich nicht, wie Einzelne behaupten, von Ost nach West, sondern tritt in jedem Kontinente ihren besonderen Rundgang an. Desswegen besitzen wir für viele Seiten des amerikanischen Lebens so wenig Verständniss, wie die Amerikaner für das unserige. Finden wir aber auch mehr Schatten- als Lichtseiten daran, so wäre es doch irrig zu glauben, das republikanische System trage daran ausschliessliche Schuld. Ich habe gezeigt, dass der föderative Freistaat in Nordamerika das einzig Mögliche und Natur- und Volksgemässe war; die jetzt in der Union auftretenden Phänomene sind gleichfalls vorwiegend eine rein volksthümliche Erscheinung. Der Zweck meiner Darlegung ist nicht etwa, den Republikanismus, die Entfaltung der Demokratie zu tadeln, den Monarchismus als etwas Besseres darzustellen, sondern nur an der Hand der Thatsachen zu konstatiren, dass umgekehrt die freistaatliche Form der monarchischen kulturell nicht überlegen ist, dass sie in keiner Weise die ihr ergebene Gesellschaft vor den Auswüchsen und Gefahren zu schützen vermag, welche die monarchisch gebliebene Menschheit Europas bedrohen, dass das Wort „Freiheit“ kein Zauber-

wort, womit man die sozialen Uebel zu heben oder zu bannen vermag. Ein solches Zauberwort gibt es einfach nicht.

Das romanische oder lateinische Amerika.

Obwohl die hier als Aufschrift gewählte Bezeichnung wiederholt mit anscheinend sehr triftigen Gründen zurückgewiesen wurde, wird der Kulturforscher dennoch kaum eine passendere finden können. Sind die Länder spanischer Zunge in Amerika auch weit entfernt einer einzigen Rasse anzugehören, spielen dort das eingeborene indianische Element wie nicht minder die zahlreichen Mischlingstypen eine überaus wichtige Rolle, so vertritt doch das romanische oder lateinische Element, so spärlich es heute noch in jenen Ländern vorhanden ist, so wenig es auch die eingeborenen Ureinwohner umzumodeln vermochte, allein die relativ höhere Gesittung und Bildung, allen einen derartig gleichförmigen Stempel aufdrückend, dass wer das Staatsleben einer der hispano-amerikanischen Republiken studirt, mit wenigen Ausnahmen in allen übrigen dieselben Vorfälle, dieselben Bestrebungen, denselben Ideengang wiederfindet.

Man kann die Frage, ob es z. B. ein peruanisches oder ein brasilianisches Volk überhaupt gebe, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ebensowohl verneinen, als dies selbst für den fortgeschrittensten aller amerikanischen Staaten, für die nordamerikanische Republik, heute noch geschehen muss. Unter Völker müssen wir uns nämlich, um mit Friedrich Müller zu reden, durch gleiche Sprache und gleiche Sitten zu einer das Volksthum begründenden Einheit zusammengehaltene Individuen denken. Diese Bedingung wird nirgends in Amerika, auch in den Vereinigten Staaten nicht, erfüllt. Die Erfahrung lehrt weiter, dass solch ein einheitliches Volksthum sich auch zugleich äusserlich durch seine leibliche Beschaffenheit kundgibt. Wir sprechen dann von einem bestimmten „Typus," wodurch jedes Volk sich charakterisirt. Solange ein solcher Typus nicht besteht, ist die Volksbildung noch nicht vollendet. Wo Mischungen eintreten, wird das Volksthum jedes einzelnen Mischungselementes alterirt, und zwar in je ungleicherer Weise, als die beiden Elemente sich ethnologisch ferner stehen. Sprachlich und ethnisch verwandte Stämme vermischen sich leicht und schaffen in relativer Bälde ein neues einheitliches Produkt, ein neues Volksthum, worin die geistigen, moralischen und leiblichen Eigenschaften der Ahnen ebenmässig assimilirt erscheinen. Solche glückliche Mischungsprodukte sind die meisten europäischen Völker der Jetztzeit; fügen wir hinzu, dass, wie die Geschichte lehrt, nur solche ethnische Einheiten die höchsten Stufen der Kultur zu erklimmen im Stande sind. Wir schöpfen daraus die überaus wichtige Lehre, dass die Herstellung der ethnischen Einheit an sich schon einen enormen Kulturgewinn bedeutet. Die ethnische Einheit pflegt dann, wofür die Ereignisse unserer Tage Beleg genug sind, das Streben auch nach staatlicher Einheit nach sich zu ziehen und der Vollzug der letztern

darf demnach abermals als ein nicht unerheblicher Fortschritt in der Kultur angesehen werden.

Diese Bemerkungen scheinen nicht überflüssig, um den nur zu gern und vielfältig ausgesprochenen Vorwurf des Kulturrückstandes der amerikanischen Staaten abzuwehren. Dieser Kulturrückstand kann ihnen niemals zum Vorwurfe gereichen, weil er das unfehlbare Ergebniss unabänderlicher, natürlicher Bedingungen ist und nur durch den langsam sich vollziehenden Prozess einer ethnischen Assimilirung der fremden Stoffe überwunden werden kann. Am weitesten sind auf diesem Wege der Assimilirung die Nordamerikaner fortgeschritten, doch sind auch sie noch weit vom Ziele und es ist eine ziemlich ungegründete Besorgniss, welche die Kultur des alten Europa von jener der Neuen Welt bedroht oder gar überflügelt sieht. Dabei erfreuten und erfreuen sich noch immer die Nordamerikaner natürlicher Begünstigungen, welche zu kennen für das Verständniss der Entwickelung im übrigen Amerika von Nutzen ist. Zu diesen natürlichen Begünstigungen ist vor allen die geographische Lage, durchweg in der gemässigten Zone, zu rechnen; diese hatte zur Folge, dass sich dahin der Strom vorwiegend germanischer Ansiedler wandte, während die Romanen, ihrer Natur nach, in die wärmeren Himmelsstriche getrieben wurden. Nun sind aber die letztern dem Gedeihen der arischen Rasse absolut unzuträglich, hinderlich, ja sie wirken geradezu vernichtend auf dieselbe. In der gemässigten Zone fanden dagegen die germanischen Stämme nahezu die gewohnten, heimischen Verhältnisse des Klimas und des Bodens wieder. Die Akklimatisirung konnte daher erfolgreich platzgreifen. Die Thatsache, dass ferner fast nur germanisches mit germanischem Blute (in weiterem Sinne) sich mischte, mit andern Worten, die nahe ethnische Verwandtschaft der Verbindungselemente begünstigte die Bildung einer ethnischen Einheit, eines besonderen Volksthumes, welches sich, wie wir oben sahen, in der Gegenwart nicht nur durch die Besonderheiten in der Sprache, sondern auch in der leiblichen Beschaffenheit zu offenbaren beginnt. Ein solches Resultat hätte aber nimmermehr schon jetzt, wenn überhaupt, erreicht werden können, hätten die Yankees die starke Aufnahme eines ethnisch heterogenen Blutes zu bewältigen gehabt. Ihnen blühte das ausnahmsweise Glück, auf dem weiten Boden ihres Gebietes nur nomadischen Jägervölkern zu begegnen, die an und für sich, infolge ihrer Nahrungsweise, wenig zahlreich, vor der herandrängenden Kultur der Weissen in die äussersten Schlupfwinkel ihrer Wälder flohen. Geistig überlegen, klimatisch gleich begünstigt, konnte endlich der weisse Mann zur Vernichtung des Indianers schreiten, der er bis in die Gegenwart mit allen erdenklichen, der Humanität oft Hohn sprechenden Mitteln gerecht wird, die aber den einzigen Weg zu weiterem Kulturfortschritte bietet. Die kriegerische Furchtbarkeit der mit vergifteten Pfeilen sich vertheidigenden Jägerstämme ist dem Wurzelfassen der europäischen Gesittung nämlich weniger gefährlich als die Friedensliebe einer im Ackerbau sich bekundenden höheren Kulturstufe der Eingeborenen, wie dies in einem grossen Theile des lateinischen Amerika der Fall. Hier

lebt eine viel dichtere Bevölkerung, vorwiegend indianisch, worüber die Weissen, in ansehnlicher Minderzahl, dank ihrer geistigen Ueberlegenheit, die Herrschaft üben. Der rothe Mann ist hier Ackerbauer, führt ein, wenn auch gedrücktes doch regelmässiges, sesshaftes Leben und bildet einen direkten Gegensatz zu den Jäger- und Nomadenstämmen Nordamerikas, welche vor dem Gifthauche der für sie tödtlichen Civilisation massenhaft dahinsterben. Im lateinischen Amerika ist hingegen der Indianer der dem Weissen im Kampfe ums Dasein Ueberlegene, der Stärkere, nicht in Folge seiner geistigen Höhe, sondern Dank seiner physiologischen Beschaffenheit. Er bildet die Masse des Volkes und diejenige Klasse der Gesellschaft, welche sich an Zahl stetig vermehrt. In Mexiko und in den Kordillerenrepubliken war also die Vertilgung des Indianers eine reine Unmöglichkeit, vielmehr musste nothgedrungen die verschwindende Minorität der Weissen in enge Berührung mit ihm treten. In den Vereinigten Staaten kam es dagegen niemals, vereinzelte Fälle ausgenommen, zu einer ausgiebigen Vermischung zwischen Indianer- und Arierthum, und hierin allein werden wir die Hauptursache des dort erzielten Fortschrittes zu erkennen haben. Es ist eine feststehende Lehre der Ethnologie, dass die Gegensätze, namentlich in Betreff der Hautfarbe, einander abstossen, indem das aus solcher Mischung entsprungene Produkt sich stets an die schlechtere Rasse anlehnt, und der Kontakt zweier so verschiedenen Kulturstufen hat dann allemal die Verwilderung der höheren Gesittung zur Folge. Unzählig sind die Beispiele, womit die Völkerkunde uns versieht, um diesen Satz zu erhärten. Zwischen Weissen und Indianern stehen die Farbigen, die Pestbeule der amerikanischen Kultur, die Folge des Kontaktes heterogener Menschenrassen, ausgestattet mit allen Lastern und keinem der Vorzüge ihrer Eltern. Die Mestizen führen die Indianer nicht zum Kreolenthum empor, sondern die Kreolen zum Indianerthum hinab. Dies fühlen die Farbigen selbst; sie sind sich ihrer Inferiorität bewusst und beweisen dies am besten dadurch, dass sie stets als Weisse gelten wollen, in ganz Amerika, in den Vereinigten Staaten wie in Brasilien. Sie selbst sehen die Bezeichnung ihrer Hautfarbe als einen Schimpf an und fühlen sich geschmeichelt, wenn man sie als Weisse behandelt. *Señor Blanco* oder *Senhor Branco* kommt fast einem Adelstitel gleich. Dieses farbige Mestizenvolk ist es, welches manchem amerikanischen Freistaat den Ruf einer Gesellschaft von Schurken, Räubern, und Mördern erwarb — Bezeichnungen, die sich die Einsichtsvolleren und Gebildeten in beschämender Selbsterkenntniss selber beilegen [1]). Es ist daher ganz unbegreiflich, wie sonst richtig urtheilende Südamerikaner es bedauern können, dass die spanische Kolonialregierung die Fusion der Rassen nach Kräften verhindert habe. Die Hoffnungen, welche

---

1) *Chez nous, rien n'est organisé que le vol*, sagte ein äusserst liebenswürdiger Mexikaner zur Gräfin Kollonitz im Jahre 1864. (Gräfin Paula Kollonitz, *Eine Reise nach Mexiko im Jahre 1864*. Wien 1867. 8°. S. 129.)

beispielsweise ein Samper von den Resultaten einer solchen Mischung hegt [1]), werden von der Völkerkunde absolut negirt; überdies haben wir in dem Volke der Paraguiten ein leibhaftiges Beispiel von dem Produkte einer solchen Kreuzung, und können an ihnen sehr gut ermessen, wie tief es unter solch sanguinischen Erwartungen bleibt.

Im Osten der Kordilleren dehnen sich in Südamerika die unermesslichen Fluren Brasiliens aus, welche die Riesenströme des Marañon und Parana-Paraguay bewässern. Die weiten Urwälder an ihren Ufern und im Innern des Landes werden aber nicht, wie im Westen von sesshaften, sondern von nomadischen Jägerstämmen tiefster Kulturstufe bewohnt. Es ist also in die Hand der Brasilianer gegeben, wenn sie nur die gleiche Barbarei wie die Yankees daran wenden wollen — und in der Behandlung der Botokuden steht das Raffinement der Brasilianer auf gleicher Stufe mit den Bestialitäten der angelsächsischen Rasse — ihr Gebiet innerhalb einer nicht allzufernen Zukunft von den Rothhäuten zu säubern. Allen Kordilleren-Republiken ist demnach Brasilien aus natürlichen Gründen weitaus überlegen; in Brasilien ist wenigstens die Möglichkeit zur Begründung der Civilisation nach europäischen Begriffen geboten, in den meisten andern Staaten ist nicht einmal diese vorhanden. Wenig nur fällt dabei der Umstand ins Gewicht, dass Brasilien der monarchischen Regierungsform treu geblieben, die wir nicht anstehen in diesem besonderen Falle als zweckdienlicher, der Republik vorzuziehen. Der natürlichen Vorzüge, deren sich Brasilien erfreut, sind nämlich auch die La-Plata-Staaten, Paraguay und Uruguay theilhaftig, kurz, die Staaten, welche, wie Brasilien, auf der Ostseite der Kordilleren liegen und nur von nomadischen Rothhäuten durchstreift werden. Diesen gegenüber befindet sich nun Brasilien, dank seiner monarchischen Verfassung in ansehnlichem Vorsprung, und die hohe Widerstandsfähigkeit der „Republik" Paraguay, welche erst nach jahrelangem, harten Kampfe niedergeworfen werden konnte, ist wohl für jeden Kenner einer der augenfälligsten Beweise zu Gunsten dieser Ansicht. In der Republik Paraguay herrschte bekanntlich ein Despotismus, der in Monarchien seinesgleichen sucht.

Ein überaus merkwürdiges Phänomen in der Geschichte Amerikas ist der Hass zwischen den Amerikanern und den europäischen Stammvölkern. Wir beobachten denselben nicht nur in Brasilien zwischen Brasilianern und Portugiesen, sondern auch in sämmtlichen Freistaaten spanischen Ursprungs, wo die Volkswuth sich zunächst gegen die überall bestehende altspanische Partei wandte. Dieselbe Erscheinung kehrt, wenn auch in gemilderter Form, im germanischen Amerika wieder, wo zwischen Yankees und Briten eine deutlich merkbare Abneigung besteht, die in der Gegenwart in eine Rivalität der beiden Staaten zu politischem Ausdrucke gelangt. Die Germanen sind der hellauflodernden Leidenschaften minder fähig als die Romanen, daher

---

1) José M. Samper, *Ensayo sobre las revoluciones politicas y la condicion social de las republicas colombianas.* Paris 1861. 8°. S. 37.

tritt bei ihnen die Antipathie an die Stelle des Hasses. Das ganze Phänomen beruht auf der uns schon bekannten Thatsache: der Mensch artet sich dem neuen Boden an, die heutigen Nordamerikaner sind, von den vorgefallenen Mischungen mit fremdem Blute ganz abgesehen, faktisch keine Engländer, die spanischen Amerikaner keine Spanier, die Brasilianer keine Portugiesen mehr. Es sind auf amerikanischem Boden neue Völker erstanden mit neuer Heimath, neuen Ideen, neuen Interessen, neuen Idealen; kurz, die Amerikaner hängen in nichts mehr mit ihren europäischen Voreltern zusammen und liefern einen eklatanten Beweis für die Wahrheit, dass die Sprache kein Merkmal einer gemeinsamen Nationalität sei. Auch die Sprache erleidet indess merkbare Veränderungen unter dem fremden Himmelsstriche; das amerikanische Spanisch klingt anders als die Sprache Calderons, das Portugiesische in Brasilien hat den Einfluss der *Lingoa geral* erfahren, indem viele Naturgegenstände des Landes, Thiere, Pflanzen, Berge, Flüsse und sonstige Oertlichkeiten mit Worten dieser Sprache bezeichnet werden. Wie wir wissen sind auch in das Yankee-Englisch zahlreiche Indianismen eingedrungen. Wie es scheint, erliegt das germanische Element der Indianisirung seines Typus leichter als die Romanen, bei denen dieselbe noch nicht in so ausgeprochener Form wahrgenommen würde, wohl hauptsächlich darum, weil sie, die spanischen Kreolen wenigstens, vor dem Indianerthum überhaupt zurückweichen und absterben.

Die Entwicklung im romanischen Amerika.

Ideen sind, die Geschichte beweist es, kontagiös. Die Wellenschläge der freiheitlichen Erhebungen in Nordamerika und Frankreich brandeten auch an den Gestaden des übrigen Amerika und reizten zur Abschüttelung des europäischen Joches; es erfolgte, wenn auch später, der Abfall der spanischen Kolonien, die sich unter dem Drucke, welchen das Beispiel der Union darbot, alsbald zu Föderativ-Freistaaten konstituirten. In Nordamerika hatte man damit einem Gebote der nothwendigen Entwicklung gehorcht, und den Boden zu einer selbstständigen Kulturentfaltung gewonnen. Im spanischen Amerika vollzog sich dieses Ereigniss ebenfalls im Einklange mit den Geistesanlagen der herrschenden Romanen, deren Sinn zwischen despotischer Knechtschaft und ungezügelter Freiheit schwankt. Während die germanische Naturanlage nur dort zur Republik treibt, wo ein Anderes an sich unmöglich ist, entspricht der Uebergang von einem Extrem zum andern der glühenderen Phantasie der Südländer. Soweit war die eingeschlagene Richtung vollkommen normal, wie es auch normal ist, dass das gemachte Experiment, weil unter total verschiedenen Bedingungen unternommen, kulturell missglückte. Die Indolenz des Indianers liess ihn die Weissen bei Regelung ihrer Staatsformen eben so gewähren, wie den Druck aushalten, den sie seit drei Jahrhunderten unter welcher immer Namen habenden Regierung auf ihn ausüben. Doch entbrennt gelegentlich dort und da ein mörderischer Rassenkampf, der nicht

immer mit dem Unterliegen der Indianer endet. Thatsächlich bewältigt der Indianer den Weissen und seine Civilisation durch zweierlei; durch seine numerische Vermehrung und seine vollkommen verschiedene Geistesanlage, welche das intellektuelle Uebergewicht der Weissen anerkennt ohne ihm den geringsten Einfluss auf die eigene Ideenrichtung zu gestatten. Dagegen ist die weisse Rasse im romanischen Amerika, seitdem sie keine Nachschübe aus dem Mutterland mehr empfängt, in stetiger Abnahme begriffen; durch die Unabhängigkeitserklärung der Kolonien sägte sie unbewusst selbst den Ast ab, auf dem sie sass. Da die Indianer aus den angeführten Gründen niemals Träger der europäischen Civilisation werden können, die Weissen aber unter dem tödtenden Tropenhimmel einem mathematisch berechenbaren Untergange entgegeneilen, so findet der Forscher in diesem Zusammentreffen natürlicher Momente den Schlüssel zu dem unläugbaren Kulturrückstande des lateinischen Amerika.

Es ist ganz gewiss, dass die Revolution von 1810 nur eine nothwendige Folge der vorangegangenen Ereignisse war; die Art und Weise, wie Spanien seine Kolonien verwaltete, mag zum Theil Schuld an der erfolgten Loslösung tragen, obwohl auch eine Summe anderer Motive, dem steigenden Weltverkehre entsprungen, unfehlbar zu dem gleichen Resultate geführt hätten. Von der Bevormundung plötzlich mit einem Rucke befreit und rathlos vor das Unbekannte gestellt, unerfahren in der Kunst sich selbst zu beherrschen, verfielen die Hispano-Amerikaner aus einer Insurrektion in die andere und manche der neuen Freistaaten sind bis zur Stunde aus der Periode beständiger Revolutionen noch gar nicht herausgekommen. In idealistischer Begeisterung nahmen die spanischen Kreolen fast allerwärts Verfassungen an, die mehr oder minder blosse Kopien von jener der Vereinigten Staaten sind, d. h. auf die thatsächlichen im spanischen Amerika obwaltenden veränderten Verhältnisse wenig oder gar keine Rücksicht nehmen. In der Theorie dürften die meisten dieser Konstitutionen richtig befunden, ja sogar als erheblicher Kulturfortschritt gepriesen werden; sie alle beschreiten freiheitliche Bahnen, und was auch Manche sagen mögen, in der Theorie wird die Leuchte der Freiheit die Menschheit stets zu höherer Gesittung weisen. Die natürliche Entwicklung hat aber nichts mit unseren Theorien zu thun und wandelt andere Wege. Ein Beispiel kann dies veranschaulichen. Niemand zweifelt, dass die Flinte eine bessere, vollkommenere Waffe sei, als Pfeil und Bogen. Dennoch ist unter Umständen in der Hand des Virtuosen der Bogen auf der Jagd weit zweckmässiger als unsere Feuerrohre, weil er mit Verschwiegenheit mordet. Ein Pfeil, der nicht trifft, bleibt unbeachtet, daher der Schütze zwei bis drei Geschosse senden kann, ohne das Wild zu verscheuchen. Wir dürfen daher nicht erstaunen, dass der Reisende Marcou in Neu-Mexiko Jäger von weisser Haut und spanischer Abkunft antraf, welche ihre Flinten beseitigt und dafür Indianerwaffen ergriffen hatten, die sie für das Waidwerk geeigneter hielten. Zu weiterer Bestätigung berichtet Reinhold Hensel von den brasilianischen Coroados, dass sie es ablehnten, Bogen und Pfeile mit Schiessgewehren zu vertauschen,

weil letztere wegen ihres Knalles, ihrer Schwere, des Zeitverlustes beim Laden und der schwierigen Beschaffung von Pulver und Blei sich schlecht für die Jagd in tropischen Wäldern eigneten.

Gerade so verhält es sich mit den Kulturmitteln. Nicht mit dem Besseren, sondern mit dem Passenderen müssen wir rechnen; das Bessere ist fast immer der Feind des Guten, dieses gewöhnlich das Beste. So stellte sich in der vom Idealismus beherrschenden Einführung der Föderativ-Republik kein kulturfördernder Faktor heraus. Man zerstückelte absichtlich, was zusammengehörte, dem Schemen der Föderation zu Liebe; man stritt angeblich um Freiheit und Knechtung, in Wahrheit um die Herrschaft. Dem Ehrgeiz und den Leidenschaften eröffnete die übertriebene Dezentralisation ein weites Feld, wobei weder an materielles noch an geistiges Gedeihen zu denken war. Dass unter solchen Umständen die verheerenden Wirren und Umwälzungen im spanischen Amerika an der Tagesordnung sein mussten, ist nur allzu natürlich und kann eigentlich Niemanden überraschen. Wenn uns aber gesagt wird, dass diese Revolutionen, so schmerzhaft sie auch seien, im Grunde nichts Anderes wären als eine Basis des Fortschritts, Elemente künftigen Friedens und solider Stabilität, dass sie ausschliesslich von Ursachen herrühren, welche aus der Zeit vor der Erhebung von 1810 stammen und also durch keine menschliche Kraft zu vermeiden waren, so kann man den letzteren Theil dieser Behauptungen wohl zugeben, für den ersteren aber muss erst die Zukunft die Bestätigung erbringen. In einigen südamerikanischen Freistaaten darf man sich fast der Hoffnung hingeben, dass die Periode der Revolutionen abgeschlossen sei, und diese Staaten schreiten dann auch nicht unbeträchtlich auf der Bahn der Gesittung vorwärts; andere dagegen, und zwar gerade solche, welche sich der theoretisch vorzüglichsten Verfassungen rühmen, sind augenscheinlich dem Stadium politischer Krämpfe noch für lange nicht entwachsen. Indessen macht man sich über die Wirkungen dieser politischen Umwälzungen meist sehr irrige Vorstellungen; sie sind dem Fortschritte allerdings hinderlich, aber nicht so sehr als man glaubt; neben den *Pronunciamientos* finden die Erzeugnisse einer verfeinerten Kultur überall Eingang und in einzelnen Strassen Limas oder Mexiko wird man kaum den Luxus der Pariser Boulevards vermissen. Aber nicht blos in dieser, sondern in jeglicher Hinsicht haben die spanisch-amerikanischen Freistaaten namhafte Fortschritte gemacht, in so ferne sie sich bemühten, mit Europa nach Kräften gleichen Schritt zu halten. Man trachtet mit Schienenwegen den grossen Kontinent zu überspannen und die mächtigen Ströme dem Verkehre dienstbar zu machen. Auf diesem Felde waren übrigens die nachtheiligen Folgen der Revolutionen am empfindsamsten, weil sie nur zu oft die nothwendigsten Unternehmungen ins Stocken brachten. Auch Geistesbildung ist im spanischen Amerika vorhanden, nur ist sie auf relativ weniger Individuen beschränkt, bei solchen aber kaum weniger intensiv als diesseits des Ozeans. Spanisch-Amerika hat seine Gelehrten wie Europa, aber es hat noch keine Wissenschaft in dem Sinne wie die Kulturvölker der alten Welt. Auch ist die

Civilisation fast durchwegs in einigen grössereren Verkehrsmittelpunkten und Hauptstädten konzentrirt, während in den Provinzialstädten und auf dem Lande, wie übrigens überall, ein merklicher Kulturabstand herrscht. So bewahrt die Gesittung Amerikas im Allgemeinen einen noch mittelalterlichen Anstrich, wie denn auch die politischen Verhältnisse lebhaft an die Zustände der italienischen Städterepubliken im Mittelalter mahnen. In gewissem Sinne hat die junge Gesellschaft in Amerika in der That ihr Mittelalter zu durchleben und es wäre unbillig ihr einen Vorwurf aus dem zu machen, was zu ändern ausser ihrer Macht steht.

Wie die Geschichte der spanisch-amerikanischen Freistaaten lehrt, scheint man im Ganzen nicht begriffen zu haben: dass nämlich wie der Missbrauch an der Gewalt haftet, so auch jede Freiheit des Missbrauchs fähig ist und dazu in gleichem Maasse anreizt wie die Gewalt, dann aber, dass jedes Mehr an politischer Freiheit auch ein Mehr an Arbeit für jeden Einzelnen bedinge. Je entwickelter das *Selfgovernment,* desto grösser die Arbeitslast, die jeder Einzelne im Interesse des Gemeinwohles tragen muss. Mit der wachsenden Arbeit gelangen die Völker von selbst zu freiheitlicheren Institutionen, daher die Arbeit erheischende Entwicklung der materiellen Kultur nicht zu entrathen ist. Andererseits ist Arbeit eine Last, und die Freiheit, die statt von der Last zu befreien sie vermehrt, scheint nur Wenigen neidenswerth. Der gedrückte Peon Amerikas, so hart er selbst arbeitet, möchte kaum mit dem englischen Fabrikarbeiter tauschen, den die Maschine unerbittlich an sich fesselt. Arbeit leistet also gerade das tropische und subtropische Amerika nicht, kann sie aus natürlichen Motiven nicht leisten; der rothe Mann weil er keine Bedürfnisse hat, der Weisse weil er nicht darf, wenn er nicht physisch zu Grunde gehen will. Denn man gebe sich keiner Täuschung hin, dass ein anderes Volk, z. B. Engländer oder Nordamerikaner, in den klimatischen Verhältnissen jener Himmelsstriche hätte je mehr leisten können als die Kreolen. Die tropische Sonne übt eine erschlaffende Wirkung, der sich gar Niemand entziehen kann. Darum sind alle Südländer, nicht blos in Amerika, indolent und zwar Eingeborne wie Eingewanderte; wer aber in südlichen Ländern gelebt, weiss dass dennoch die Eingebornen dort nicht weniger hart arbeiten als im Norden.

Eine weitere Betrachtung ergibt, dass alle bisherige Entwicklung im lateinischen Amerika auf die Lösung eines ethnologischen Problems hinauslief. Um sich in den amerikanischen Parteikämpfen zurecht zu finden, muss man nämlich fragen, nicht für welche politische Farbe sondern für welche Hautfarbe ein Häuptling aufgetreten sei. Liberale nennt man diejenigen, welche für die Gleichheit aller Hautfarben sind, Konservative diejenigen, welche die Ueberlegenheit der europäischen Kaste zu behaupten wagen. Zur letzteren Partei wird wohl jeden Ethnologen sein Gewissen drängen; und auch der Kulturforscher wird nur dem Einflusse der Weissen die Erhaltung der vorhandenen Gesittung beimessen. Hätte von allem Anfange an die empfohlene Rassen-

kreuzung in Amerika stattgefunden, so wäre allerdings ein gleichförmiges Mestizen-Volksthum entstanden, in dem es keine Kämpfe um die Hautfarbe hätte geben können. Die Periode der krampfhaften Revolutionen wäre dann wohl erspart geblieben, das lateinische Amerika besässe aber dafür eine Gaucho- oder Guarani-Bevölkerung, deren Kulturstufe, bei allen sonstigen Vorzügen, mit jener der heutigen Hispano-Amerikaner in keiner Weise zu wetteifern vermöchte. Thatsächlich steht heute in den lateinischen Freistaaten die Civilisation desto höher, je reiner und zahlreicher das weisse Element darin vertreten, je weniger das Mestizenthum zur Herrschaft gelangt ist.

Fast in allen Staaten Amerikas ist die Demokratie zur Herrschaft gelangt, auch in dem Kaisserreiche Brasilien, welches nur eine scheinbare Ausnahme von der Regel bildet; denn Brasilien ist blos der Form nach monarchisch, dem Wesen nach ganz demokratisch. Unbestritten scheint die Wahrheit, dass die Demokratie die natürliche Regierungsform der ethnisch gemischten, die Freiheit jedoch, welche etwas von der Demokratie sehr Verschiedenes ist und die sich mit der Monarchie oder dem aristokratischen Prinzip sehr wohl verträgt, bei den ethnisch reineren Völkern zu Hause sei. Daher in Europa die blutsreineren Germanen mehr Freiheit des Individuums und weniger die Demokratie, d. i. die Herrschaft des Volkes, der Masse ausbildeten, als die ethnisch zersetzten Romanen. Klima und Bodenplastik weisen in Amerika der Kultur die westliche, pazifische, trockenere Seite des Kontinents an. Der reichlichere Regen im Osten der Kordillere begünstigt dagegen die Bildung geschlossener Waldungen, welche den grössten Theil Brasiliens ausfüllen, zwischen den portugiesischen Ansiedlern an der Ostküste und den Spaniern im Westen eine breite, fast undurchdringliche Schranke ziehend. In den weiten Urwäldern schweifen wilde Jägerstämme umher, jeglicher Kultur entblösst. So ist die Gesittung des Kaiserreichs zwar noch auf vergleichsweise engen Raum, auf die Küstenplätze beschränkt, hat aber, wie die Weltausstellungen von 1867 und 1873 dargethan, fast alle Rivalen in Amerika, die Unionsstaaten ausgenommen, überflügelt. Wenn dessenungeachtet dem Brasilianer eine tiefere Stufe als dem Spanier zugesprochen wird, so erklärt sich dies wiederum aus ganz natürlichen, ethnologischen Thatsachen, nämlich aus der starken Vermischung der europäischen Portugiesen mit Negerblut. Die Brasilianer, die heutigen Nachkommen der portugiesischen Entdecker, zehren an diesem Erbtheile ihrer Ahnen, welches in seinen Wirkungen noch durch die herrschende Sitte gekräftigt wird, wonach keine Brasilianerin der besseren Stände ihre Kinder selbst stillt, weil die Erfüllung dieser Mutterpflicht für gesundheitsschädlich gilt, sondern sie in der Regel einer Sklavin, Negerin oder Mulattin, übergibt. Der Naturforscher von Tschudi schreibt aber dem Stillen weisser Kinder an den Brüsten von Negerinnen eine sehr deutliche, nachhaltende und zwar ungünstige Wirkung auf ihre spätere geistige Entwickelung zu. Eine derartig konstituirte Gesellschaft gelangte ganz von selbst zur Demokratie, nur hielt ihr praktischerer Sinn die Portugiesen von den Verirrungen ihrer spanischen Nachbarn

fern; sie milderten die Demokratie durch die Bewahrung der monarchischen Form, welche den Dingen eine gedeihliche Stabilität verlieh und den Brasilianern die Periode fortwährender Zuckungen ersparte. Im Uebrigen krankt auch Brasilien an vielen Nachtheilen, die wir stets im Gefolge der Demokratie erblicken.

Es liegt auf der Hand, sagt sehr treffend und wahr Wappäus, dass eine demokratische Verfassung, welche nach den Kompendien der modernsten Staatsgelehrten ausgearbeitet worden und ganz auf ein politisch hochgebildetes und vollkommen mündiges Volk berechnet ist, in einem Lande wie Brasilien, welches bis dahin unter einem absolutistischen Kolonialregiment von jeder selbständigen geistigen und politischen Entwicklung fern gehalten worden war, in vielen Stücken nicht hat zur Verwirklichung gelangen können. Wir erkennen daran, wie so oft in der Geschichte, dass die bestehenden Gesetze durchaus keinen sichern Schluss weder auf die Kulturhöhe des Volkes noch auf die herrschenden sozialen Verhältnisse gestatten. Ja, bei der Mehrzahl der Nationen ist diese Uebereinstimmung von Gesetzen und Sitten nicht zu finden. Wenn aus Gründen, die jedem denkenden Beobachter der menschlichen Kultur geläufig sein müssen, bei den hochstehenden Völkern Europas oft veraltete Gesetze getroffen werden, mit andern Worten, die Gesetzgebung hinter den raschen Entwicklungsstadien des beständig flüssigen Volkslebens zurückgeblieben ist, so beobachten wir in Amerika, zum mindesten im lateinischen, das umgekehrte, gleich schädliche Verhältniss. Insgesammt nahmen die Romanen der Neuen Welt Institutionen an, die einer weit höhern Gesittungsstufe entsprechen, denen sie demnach schlechterdings nicht gerecht zu werden vermochten. Gewohnheiten und Sitten sind überall stärker als das geschriebene Gesetz, und es ist ein gewagtes, meist verfehltes Unternehmen, eine höhere Kulturstufe durch Gesetze erzwingen zu wollen. Wir leugnen nicht, dass man durch weise, fortschrittliche Gesetze ein Volk zu „bilden“ vermöge, allein in der Regel führen nur dem Volksgeiste, dem Volkscharakter, kurz, dem jeweiligen Kulturstadium angepasste Gesetze zum Ziele. Jedenfalls ist der Spielraum, um den die Gesetze diese Anpassung überschreiten dürfen, ein sehr geringer. Sind selbst in den gebildetsten europäischen Staaten die nach fremdem Muster eingeführten politischen Konstitutionen vielfach nur ein Stück Papier geblieben, so kann es Brasilien nicht zu grossem Vorwurfe gereichen, dass dort noch jetzt die Konstitution tagtäglich durch Regierung und Regierte verletzt wird, und um so mehr, je entfernter dieselben, räumlich oder graduell, von den Centren der Staatsregierung und der intellektuellen Bildung stehen. In den entfernteren Provinzen und unter der zerstreut wohnenden Bevölkerung des weiten Innern müssen die durch die Verfassung gewährleisteten hohen bürgerlichen und politischen Rechte sehr häufig rein illusorisch sein, da es dort noch ganz an den Bedingungen zur Verwirklichung der konstitutionellen, freien Selbstregierung, an einem gebildeten Beamtenstande und an gebildeten Staatsbürgern fehlt. Genau dasselbe ist, bei Lichte besehen, auch vielfach in den Vereinigten Staaten Nordamerikas der Fall, und wir dürfen uns demnach nicht

wundern, wenn dann die Aehnlichkeit der Institutionen ähnliche Phänomene hervorruft.

Die Europäer in der Aequatorialzone.

Von Amerika wenden wir uns der europäischen Kolonialwelt in den übrigen Erdtheilen zu, um in flüchtiger Ueberschau auch hier die Bedingungen der Kulturentwicklung zu studiren. Am ungünstigsten finden wir diese in der eigentlichen Aequatorialzone, die sich bis zum zehnten Grad nördlich und südlich vom Erdgleicher erstreckt; Europäer vermögen hier zwar zu leben, nicht aber den Boden zu bearbeiten und sich anzusiedeln, um einen dauernden Aufenthalt im Lande zu nehmen. Wenn auch die Behauptung, dass die in Tropenländern angesiedelten Europäer unter einander sich nicht weiter wie höchstens bis in die dritte oder vierte Generation fortzupflanzen im Stande wären, durch den Hinweis auf die Perkeniers[1]) auf Banda oder die Nachkömmlinge der Holländer auf Ceylon entkräftet werden will, so steht doch durch gut beglaubigte Beobachtungen ausser allem Zweifel, dass in sehr vielen Gegenden und dann nur mit äusserst beschränkten Ausnahmen Europäer sich unvermischt nicht fortpflanzen. Ganz besonders gilt dies von den Menschen germanischer Abkunft, welche nicht einmal in Gebieten fortkommen, die von der Aequatorialzone noch weit entfernt liegen. So können die Engländer in Ostindien sich nicht akklimatisiren und ihre Kinder müssen im zartesten Alter aus diesem Lande gebracht werden, wenn sie dem sicheren Tode entgehen sollen. Ganz das Gleiche ist mit den Deutschen in Algerien der Fall, die seit 1862 dort ansehnlich zurückgehen; dagegen gedeihen dort Spanier, Malteser und Italiener. In Mexiko und Centralamerika ist die Zahl der reinen Weissen im beständigen Sinken begriffen, während die indianische Rasse sich merklich vermehrt. Auf Cuba sind es die Farbigen, Neger und Mulatten, die sich vermehren, auf Puertorico dagegen die weissen Kreolen. Apodiktisch lässt sich also darüber nichts aussprechen; doch erscheint es weniger fraglich, ob Europäer in tropischen Regionen leben und fortbestehen können in höheren Stellungen, z. B. als Beamte, Militärs, Kaufleute, Grossindustrielle und selbst Landbau-Unternehmer, sondern ob sie geeignet sind, in jenen Gegenden selber den Boden zu bearbeiten. Diese Frage wird nun durch alle einschlägigen Beobachtungen strenge verneint, weil der Mensch, wie die Völkerkunde lehrt, eben kein Kosmopolit ist. Die Geschichte der europäischen Kolonisation bestätigt auch vollauf, dass ein Volk sich zwar in ein etwas wärmeres Klima zu versetzen vermag, dass aber so grosse Sprünge, wie aus unserem gemässigten nördlichen Klima in die Tropenhitze am Aequator und umgekehrt, höchst gefährliche Experimente sind, namentlich wenn man durch

1) Nachkömmlinge ehemaliger Soldaten der ostindischen Kompagnie.

Feldarbeit oder eine andere mühsame Beschäftigung genöthigt ist, sich den Einwirkungen des Klimas wehrlos auszusetzen. Bemerkenswerth ist der Umstand, dass Juden, Araber und Chinesen, alle der subtropischen Zone entstammend, deren Klima als das Mittelmaass zwischen den heissen und kalten Ländern betrachtet werden kann, unter allen Himmelsstrichen gut gedeihen. Sowie hingegen der Nordeuropäer in heissen Ländern zu Grunde geht, tritt dies beim Neger in der kalten Zone ein. Vom Aequator nach dem subtropischen Nordamerika verpflanzt, gedeiht er daselbst, allein die Erfahrung hat gelehrt, dass nördlicher wie New-York er an der Schwindsucht zu Grunde geht, gerade so wie Leberleiden den Nordeuropäer in den tropischen Gegenden dahinraffen — aus dem einfachen Grunde, weil die Lunge des Negers und die Leber des Nordeuropäers der erhöhten, durch die Hitze und die Kälte bedingten Thätigkeit dieser Organe nicht gewachsen sind. Mit Rücksicht auf diese Verhältnisse berechtigt nichts zur Annahme, dass der Nordeuropäer im tropischen, und noch viel weniger im Aequatorial-Klima, ohne Nachtheil für seine Gesundheit, sich dem Feldbau widmen und daselbst stark vermehren und kräftig entwickeln könne.

Es versteht sich von selbst, dass in der Wirklichkeit die Klimate sich nicht nach imaginären mathematischen Linien abtheilen lassen, zumal dort nicht, wo diese Linien Länder durchschneiden, die ein gut abgegrenztes geographisches Ganzes bilden. So liegt z. B. der nördliche Theil von Britisch-Indien in der subtropischen und Norditalien in der kalten gemässigten Zone, während es keines Beweises bedarf, dass die Temperaturverhältnisse dieser von himmelhohen Bergketten, wie Himálaya und Alpen, gegen die Nordwinde geschützten Gegenden nur eine geringe Verschiedenheit von jenen des übrigen Britisch-Indiens und Italiens aufweisen dürften. Gleichwohl zeigt die Vegetation auch hier wirklich einen gewissen Unterschied.

Man muss ferner im Auge behalten, dass die gleichnamigen Zonen in den beiden Halbkugeln, der nördlichen und der südlichen, keineswegs völlig dasselbe Klima haben. Im Allgemeinen ist die Temperatur der südlichen Halbkugel etwas kälter, was sich aus der riesigen, vom Meere um den Südpol eingenommenen Fläche erklärt. Beobachtet man eine Karte der Meeresströmungen genau, so wird man sich auch überzeugen, dass längs der Westküste von Süd-Amerika, Süd-Afrika und Australien eine kalte Strömung läuft, welche natürlich zur Abkühlung des Klimas jener Länder beitragen muss. Daher kommt auch dass man gerade in der subtropischen Zone der südlichen Halbkugel mehr europäische Niederlassungen findet wie in den entsprechenden nördlichen. In der gemässigten kalten Zone der südlichen Halbkugel verhindern sogar die eiskalten Südwinde alle Vegetation auf Kerguelen-Eiland, welches gleichwohl dieselbe Breitenlage hat, wie Frankreich.

Ausserdem macht sich noch auf der nördlichen Halbkugel ein grosser Unterschied zwischen Ost und West bemerkbar. Daselbst dehnt sich nämlich das Festland, sowohl der alten wie der neuen

Welt am meisten in der Breite aus und ist es an der Ostküste stets kälter, wie an der Westküste unter derselben Breite. Namentlich längs der Westküste unseres Welttheils macht sich die heilsame Wirkung des sogenannten Golfstromes fühlbar, aber auch an der Westküste Nord-Amerikas wird die Temperatur durch einen warmen Aequatorialstrom erhöht.

Endlich versteht es sich von selbst, dass die Seehöhe des Bodens einen grossen Unterschied in der Temperatur erzeugt. In warmen Ländern, wo grosse Bergplateaux sind, herrscht ein gemässigteres Klima, wie in den niedrig gelegenen Küstenstrichen. Deshalb findet man auch die meisten Niederlassungen der Spanier innerhalb der Wendekreise auf den Hochlanden von Mexiko, Bogota, Quito und Cusco.

Aus dieser Darlegung lässt sich entnehmen, dass von vornherein zweierlei Gebiete zu unterscheiden sind; solche wo die klimatischen und sonstigen Verhältnisse der äusseren Natur eine europäische Masseneinwanderung gestatten und solche, wo dies nicht der Fall ist und die Europäer so zu sagen nur sporadisch und in bevorzugten Stellungen, d. h. als Herren des Landes vorkommen. In allen Gebieten letzterer Art ist ein Wurzelschlagen europäischer Gesittung völlig aussichtslos; die Kultur der Weissen und jene der Eingebornen, gleichviel wie hoch oder wie niedrig letztere sei, stehen sich schroff gegenüber und führen zu unvermeidlichen Konflikten, die ihren innersten Grund eben darin haben, dass man sich gegenseitig nicht verstehen kann. Wo dagegen Masseneinwanderung möglich, dort ist auch der Boden für das Erwachsen einer Kultur in unserem Sinne geebnet, aber vorläufig noch nicht mehr; denn in jeder Kolonie steht die Kultur tiefer als im Mutterlande. Dies gilt für alle europäischen Ansiedlungen, nicht blos für jene in den Tropen, und hängt mit verschiedenen Ursachen zusammen. Zunächst ist es nie die geistige Elite des Mutterlandes, welche auswandert, sondern vorwiegend die untere Klasse, welche eine Verbesserung ihres materiellen Looses erstrebt; dann pflegt die Verschiedenheit des Klimas, der Nahrung u. s. w. in der neuen Heimat an sich umbildend zu wirken; am meisten endlich aber trägt die Kreuzung mit den vorhandenen Eingebornen dazu bei, dass die Europäer, anstatt die eingeborne Bevölkerung zu veredeln, selber mehr und mehr auf deren Bildungsniveau herabsinken. Ja es bedarf hierzu nicht einmal der Kreuzung, sondern die einfache Berührung mit Menschen einer niedrigen Kulturstufe reicht dazu völlig aus. Diese Beobachtung ist von allen aufmerksamen Reisenden gemacht worden, nicht blos an ganzen Völkern, sondern auch an einzelnen Individuen; es ist beinahe unglaublich, bis auf welche Details diese Annahme wilder Sitten bei hochstehenden Nationen sich erstreckt,[1] und ich kann gar nicht oft genug auf diese Erscheinung hinweisen, welche wie ich wiederholt zeigte die unfehlbare Begleiterin eines solchen Kontaktes zweier verschiedener Gesittungsstufen und zugleich der

1) Die Zahl der Beispiele hiefür ist Legion.

einzige Schlüssel zur Erklärung mancher befremdender Kulturphänomene ist. In der günstigsten Lage befinden sich demnach jene europäischen Kolonien und Niederlassungen, welche in nur äusserst dünn bevölkerten Erdstrichen gegründet, mit den Eingebornen in möglichst geringe Berührung kommen und diese entweder ausrotten oder zum Aussterben verurtheilen. Alle Niederlassungen dieser Art liegen aber ausserhalb der Aequatorialzone.

Die Kolonisation der Romanen und Germanen.

Von den drei grossen Rassen, in welche man gemeiniglich die Völker Europas einzutheilen pflegt, sind bisher nur zwei, die Romanen und die Germanen von besonderem Interesse für die Geschichte der Kolonisation. Diese gruppiren sich in Spanier, Portugiesen und Franzosen einerseits, in Engländer, Holländer, Deutsche und Nordamerikaner anderseits; davon gehören die Kolonialversuche der Spanier und Portugiesen so zu sagen der Geschichte an, denn nur wenig haben diese beiden Nationen von ihrem einstigen ungeheuren Kolonialbesitz bis auf den heutigen Tag erhalten und dieses Wenige befindet sich in der bedenklichsten Lage. Die Perle der spanischen Besitzungen, die herrliche Antilleninsel Kuba, ist seit Jahren der Schauplatz eines verheerenden Bürgerkrieges und ein passendes Annexionsobjekt für den ländergierigen Yankee, der nur darauf lauert, dass ihm die reife Frucht von selbst in den Schoss falle. Wirthschaftlich nicht minder traurig sieht es mit den Kolonien der Portugiesen aus, worüber völlig unparteiische Reisende, wie Alf. Russel Wallace, das abfälligste Urtheil aussprechen. So dürfen denn heute nur mehr die Franzosen als die Repräsentanten der romanischen Kolonisation gelten, wesshalb wir im nachfolgenden gerade ihr System jenem der Germanen gegenüberstellen wollen.

Vielfach hört man, dass die Franzosen überhaupt nicht zu kolonisiren verstehen und werfen wir einen Blick auf die Zuckerinsel Réunion auf Guadeloupe und Martinique unter den Antillen, endlich auf Algerien, so scheinen in der That die bisher erzielten Resultate ziemlich unbedeutend, Man ist allgemein der Ansicht, es sei dem Centralisationssysteme., welches in den französischen Kolonien seine höchste Vollendung erreicht, die Hauptursache des Fehlschlagens aller Kolonisationsprojekte beizumessen. Ganz unleugbar würde aus einer vernünftigen Decentralisation für die Kolonien grosser Vortheil erwachsen sein, aber das beschützende Centralisationssystem liegt zu sehr im Geiste des Volkes. Lassen sich zwei Franzosen an einem Punkte der Erde nieder, so hissen sie die heimathliche Flagge auf und fühlen sich nicht eher als Kolonie, bis nicht ein Gouverneur, Kommissäre und Administrationsbeamte anlangen, welche in der löblichen Absicht, die Individuen zu schützen, sich in alles mengen, die Thätigkeit des Arbeiters lahm legen und entmuthigen, wo sie ermuthigen wollen. Die französischen Kolonisten sehen dies auch mitunter ein, da sie aber beinahe stets auf die Rückkehr in die

Heimath bedacht sind, finden wir sie eher geneigt, Missbräuche zu dulden, welche nur temporär auf ihnen lasten, als deutsche Ansiedler, die zumeist die Kolonie als ihre neue Heimath betrachten, deren Nachkommen in ihr zeitlebens verbleiben. Gewohnt, wirthschaftliche und geschichtliche Vorgänge ohne Voreingenommenheit für ein bestimmtes System, für eine bestimmte Nation zu beobachten, können wir aus diesem Anlass nicht umhin, auf den tiefen Kontrast zwischen Franzosen und Deutschen hinzuweisen, welcher bei beiden Völkern, wenn ausserhalb ihrer Heimath, sich kundgibt. Die Deutschen lieben es, mit einer gewissen Ruhmredigkeit von ihren „deutschen“ Eigenschaften zu sprechen und darauf zu pochen; wenn man sie hört, sind sie im ausschliesslichen Besitze der hervorragendsten Tugenden, alle anderen Völker stehen ihnen weit nach. Aus allen Welttheilen lesen wir Berichte, wie „Deutsche‘, in Rührung ihres „deutschen“ Vaterlandes gedenken, wie sie auch in der Ferne ein Hort „deutschen Fleisses“ und „deutscher“ Vorzüge seien. Aber Eine Thatsache wird gerne verschwiegen. Während nämlich die Franzosen hartnäckig Franzosen bleiben und theilweise dadurch den Aufschwung ihrer auswärtigen Besitzungen hemmen, erkaufte bisher wenigstens der Deutsche seinen Wohlstand im Auslande mit einer totalen Entäusserung seiner Nationalität. Es ist ein ziffermässig leicht zu erhärtendes Faktum, das von den Deutschen in Amerika schon die Kinder nur in sehr geringem Grade, die Enkel hingegen gar nicht mehr der deutschen Muttersprache mächtig sind; sie ziehen es vor, ein kauderwälsches Yankee-Englisch radezubrechen; aber auch seine Sitten und Gebräuche gibt der in Amerika geborene Deutsche auf, um ganz Yankee zu werden und meist mahnt der Name nur noch an den Ursprung seines Geschlechtes. Politisch ist er noch mehr Amerikaner, als der eingefleischteste Sohn der grossen Republik, wie die Geschichte des letzten Bürgerkrieges beweist. Aber auch der deutsche Ankömmling, obgleich er sich beeilt, deutsche Komités und Vereine zu stiften und im Kreise von Landsleuten deutsche Gemüthlichkeit zu pflegen, amerikanisirt sich merkwürdig schnell in Tracht, Sprache, Manier, Lebensanschauung und Gedankenrichtung. Ja, es sind uns zahlreiche Deutsche bekannt, deren Gesichtsausdruck sogar jenen eigenthümlichen Typus angenommen hat, welcher den Yankee charakterisirt. Ganz genau dasselbe lässt sich von den Deutschen in Australien und Neuseeland, und wo sie sonst noch zerstreut leben, berichten; Frankreichs beste Franzosen sind die deutschen Lande Elsass und Lothringen [1]), in den Südalpen gehen die Reste deutscher Ansiedlungen ihrem Untergang entgegen, wie ihre Voreltern dem eindringenden Wälschthum nicht zu widerstehen vermochten; in Ungarn hat sich die Mehrzahl der Deutschen magyarisirt nach Umständen aber ruthenisirt und slovakisirt, wie sich eben in Krain manche deutsche Sprachinsel voll-

---

1) Von Lothringen ist indess nur ein äusserst schmaler Streifen Landes deutsch; die überwiegende Mehrzahl der Lothringer sind Franzosen.

ständig slavisirt hat; nur in den gemässigteren Theilen Südamerikas, in den südöstlichen Gebieten der ungarischen Monarchie, in Südrussland und am Kaukasus haben Deutsche ihre Nationalität erhalten, während die Ostseeprovinzen einem energischen Russifizirungsversuche kaum siegreich begegnen dürften. Keine Nation Europas endlich hat eine der Zahl nach so bedeutende jährliche Auswanderung aufzuweisen, als eben die deutsche.

Die Beurtheilung der eben angeführten Thatsachen sei dem freundlichen Leser überlassen; sicher ist es höchst voreilig und würde überhaupt zu weit gehen, zu sagen, der Franzose verstehe ganz und gar nicht zu kolonisiren. Eine Autorität, Gerhard Rohlfs, sagt ausdrücklich, dass der französische Bauer, namentlich der aus Norden, ebenso fleissig ist wie andere, und die Bearbeitung des Bodens von den einzelnen ebenso rationell betrieben wird, wie von Deutschen. An der Tüchtigkeit der Franzosen liegt demnach keine Schuld, auch die Nachtheile einer straffen Centralisation sind bei weitem nicht so bedeutend, als man meint; Rohlfs sucht die Schuld vorwiegend in dem Systeme, welche die Eingeborenen fortwährend auf Kosten der Europäer bevorzugt.

England und Nordamerika allein, also germanisches Element, haben hingegen Kolonien zu gründen und zu heben verstanden. Wie sie dabei zu Werke gehen, ist jedoch, ich habe es schon einmal betont, im hellen Widerspruche mit aller sogenannten Humanitätspolitik. Der Franzose aber hat noch nicht begriffen, dass das Kolonisiren weit eher ein ethnologisches, denn ein volkswirthschaftliches Problem sei, wenigstens, dass ersteres gelöst sein müsse, ehe man mit dem zweiten beginne. Was über die Härte des französischen Administrationssystems gesagt wird, ist alles eitel im Vergleich zum Vorgehen der Germanen. Der Franzose wähnt die Einheimischen sich assimiliren zu können und ist innig darauf bedacht, sie mit den Vortheilen der „Civilisation“ bekannt zu machen. Er nimmt die Eingeborenen in Schutz und ertheilt ihnen Rechte; er thut also das gerade Gegentheil der Engländer, welche zuerst mit den Eingeborenen als unnöthigem Material aufräumen, sie als total rechtlose Wesen betrachten, höchstens berechtigt, ehestens vertilgt zu werden und für welche die Vortheile der Civilisation nicht existiren. Und in der That, was ist die Civilisation, wie sie sich in ihren äusseren Merkmalen fremden Völkern gegenüber kundgibt; Civilisation will besagen, Cylinderhüte, Oberröcke oder Fracks, Glanzstiefel, Table d'hote, Cafés Chantants, Maskenbälle, Perrücken, Glacéhandschuhe, Quadrillen und Polkas, Opernouvertüren, Leichenpomp, Kartenspiel, Pariser Romane, grosse Gasthöfe, Trommelwirbel, Demimonde und etwa eine Akademie der Wissenschaften und schönen Künste. Für all diesen harmlosen Luxus und noch vieles andere, was die Summe unserer Civilisation bildet und das wir unter keinen Umständen, so kindisch uns auch hie und da eine Einzelnheit bedünken mag, entbehren wollten, weiss die einheimische Bevölkerung den französischen Kolonisatoren nicht nur keinen Dank, sondern hasst sie noch obendrein, weil sie in ihren eigenen lang hergebrachten Anschau-

ungen unliebsam gestört wird. Dabei gedeihen die Eingeborenen, Dank der Schonung der Franzosen, welche stets in grosser Minderheit vorhanden sind, daher niemals das Heft in die Hand bekommen und gewöhnlich auch noch dafür verantwortlich gemacht werden, wenn den Einheimischen ein Leid widerfährt, wie beispielsweise die letzte Hungersnoth in Algerien, welche nach dem Zeugniss aller denkenden Beobachter lediglich in der Arbeitsscheu der Araber ihren Grund hatte.

Absichtlich habe ich die Kolonisationssysteme der Franzosen und Germanen einander gegenüber gestellt, um den Kontrast beider darzulegen. Wir bespötteln gerne die Civilisation, wie sie die Franzosen verstehen, und entsetzen uns, wenn sie hie und da einige Opfer an Geld und Menschen verlangt. Es ist gut, in solchem Falle sich einen Spiegel vorzuhalten, besonders dann, wenn wir unsere eigene Moral so hochhalten und preisen, und nur zu geneigt sind, andere der Unmoralität in der Wahl ihrer Mittel zu beschuldigen. Haben wir die Ueberzeugung, dass die falschen Grundsätze der Philanthropie — wie der Erfolg beweist — nicht stichhaltig sind vor der Geschichte, dann dürfen wir dem Vorgang der Engländer und Amerikaner unbedingt den Vorzug geben, müssen aber stillschweigen von Sittlichkeit und Humanität und ähnlichen Dingen. Sind wir hingegen Moralisten, glauben wir etwa an eine Wiedervergeltung in der Geschichte, an allgemein giltige Sätze der Humanität und andere wohlklingende Phrasen mehr, dann müssen wir von Herzen bedauern, dass die französischen Kolonisationsbestrebungen kein glänzenderes Resultat gehabt.

Man wähne indess nicht, dass die bespöttelte französische Civilisation mit dem ganzen Tand des Pariser Lebens eine aussichtslose sei. Yankees und Germanen, welche jetzt unverdrossen Völker vernichten, um Neues zu schaffen, deren Fleiss, Genügsamkeit und Sittlichkeit gepriesen wird, trotz ihres wenig moralischen Vorgehens, werden die ersten Abnehmer der Pariser Civilisation sein. Schon ist Amerika in diese Bahn eingelenkt, und die raffinirtesten Luxusartikel der französischen Industrie überschwemmen das Gebiet der stoischen Angelsachsen. Sie tragen keine Scheu vor den Konsequenzen dieser Civilisation; sie öffnen ihr vielmehr Thür und Thor. Nach der Arbeit folgt der Genuss; so ist es von jeher gewesen, so wird es auch immer sein. Wenn das germanische Element in den ihm von der Natur gestatteten Himmelsstrichen sattsam zerstört und Neues, Grosses geschaffen haben wird, dann wird auch das Bedürfniss nach Genuss eintreten und weniger um den sittlichen Kern gefragt werden. Griechenland und Rom, Byzanz, Genua und Venedig sind hiefür schlagende Beispiele. War die so heftig getadelte, unmoralische französische Civilisation in ihren Kolonisationsversuchen moralisch und unglücklich, so waren die sittlichen Germanen hingegen unmoralisch, aber glücklich. Dies mag nicht nach jedermanns Geschmack sein, ist aber Thatsache. Welcher der beiden Wege der bessere sei, müssen wir freilich wiederum dem Urtheil der freundlichen Leser überlassen.

Christen- und Europäerthum in der Fremde.

Das Europäerthum, welches uns gemeiniglich als im Besitze einer alleinig seligmachenden Civilisation gilt, hat seit der Gründung der Kolonien an den verschiedensten Punkten der Erdkugel Fuss gefasst und ist stets bestrebt, weitere Kreise seinen angeblichen Kulturzwecken dienstlich zu machen. Es ist hier der Ort es rückhaltslos auszusprechen, dass im Grossen und Ganzen das Wirken der Europäer in der Fremde vom kulturhistorischen Gesichtspunkte aus weit eher ein zerstörendes denn ein förderliches genannt zu werden verdient. Die Ursache dieser Erscheinung ist überaus einfach und natürlich; gerade so nämlich wie der Kontakt höherstehender Kulturen mit roheren die ersteren erniedrigt, indem er sie zersetzt, übt er eine gleiche zersetzende Wirkung auch auf die niedrigeren Stämme selbst aus. Dies hat der Reisende Georg Schweinfurth an dem Beispiele von Afrika klar gemacht [1]).

Den verschiedenen Kulturstufen seiner Bewohner nach kann man Afrika in drei Gebiete theilen, deren Grenzen den von seinen peripherischen Theilen aus auf die Binnenmasse einwirkenden Bewegungen des Welthandels entsprechen. Zunächst der Küste haben wir das besonders auf der Nordhälfte des Kontinents tief eingreifende Gebiet der Feuerwaffen, welches mit Europa einen mehr oder minder direkten Handelsverkehr unterhält. Tiefer im Innern treffen wir eine Region, welche der europäische Markt durch Vermittlung des eingeborenen Handels nur noch mit Baumwollenzeugen zur Kleidung der Bewohner zu versorgen vermag. Im innersten Centralkerne Afrikas endlich breitet sich das von jeder Berührung mit der europäischen Welt fast noch gänzlich intakt gebliebene Gebiet aus, worin die geringe Kleidung der Eingebornen sich auf selbstverfertigte Rindenzeuge und Felle beschränkt. Zwischen den beiden letzteren könnte man ein Uebergangsgebiet einschalten, worin Kupfer und Glasperlen die Hauptwerthe im Verkehr der Völker untereinander bilden; es ist zugleich das Hauptgebiet des Sklavenhandels.

Diesen Kulturkreisen entspricht auch die Stufe des Kunst- und Gewerbfleisses der jeweiligen afrikanischen Stämme, nur hat hier das Umgekehrte von dem stattgefunden, was der Entwicklungsgang der historischen Völker lehrt. Im Grossen und Ganzen kann man es als eine feststehende Thatsache betrachten, dass internationale Wechselbeziehungen aller Art, Handelsverbindungen, friedliche und kriegerische Einwanderung vielen Völkern zu höherer Kultur verholfen haben. Andere Völker sind wiederum durch den Kontakt mit einer überlegenen Kultur verdrängt und ausgerottet worden. Keinen dieser beiden

---

1) Dr. Georg Schweinfurth, *Artes africanae. Abbildungen und Beschreibungen des Kunstfleisses centralafrikanischer Völker.* Mit XXI lithographischen Tafeln. Leipzig 1875. Folio. S. VII—IX.

Vorgänge sehen wir im heutigen Afrika sich vollziehen. Die gewaltige Entwicklung des tausendjährigen Baumes altägyptischer Kultur und andere befruchtende Einflüsse gehören längst entschwundenen Perioden der Weltgeschichte an; diese Kulturquelle scheint für immer versiegt. Heutzutage kann in Afrika bloss von europäischen Einflüssen die Rede sein, und diese wirken, wie Schweinfurth uns belehrt, nur zerstörend. Dies mag freilich nur sehr übel zu den vorgefassten Meinungen jener stimmen, welche in dem Triumphe der europäischen Civilisation unter allen Umständen einen segensreichen Fortschritt erblicken wollen. An den autochthonen Künsten der Afrikaner zeigt uns Schweinfurth im Gegentheile, dass der Verkehr mit der Aussenwelt, statt zu befruchten und zu beleben, überall nur zerstörend gewirkt hat. Je grösser die Fortschritte gewesen, welche hin und wieder in unserer Zeit ein afrikanisches Volk auf der Bahn der äusseren Gesittung gemacht, um so geringfügiger gestaltete sich die eigene Produktionskraft, um so grösser wurde die Abhängigkeit in allen Bedürfnissen eines verfeinerten Lebens von der europäischen Industrie; denn diese, unaufhaltsam sich aufdrängend, schliesst von vornherein jede inländische Konkurrenz aus und erstickt jede Regung eines angebornen Nachahmungstriebes. Die Wohlfeilheit der dargebotenen Artikel auf der einen, und die guten Preise, die für rohe Naturprodukte gezahlt werden, auf der anderen Seite, erklären zur Genüge dies Verhältniss. Wie könnte man einem Negerschmiede zumuthen, sich an die für ihn so zeitraubende und mühevolle Herstellung eines gewöhnlichen Messers zu machen, wenn ihm ein Dutzend derselben im Tausche gegen einen Kautschukklumpen geboten werden, den er spielend im Walde gesammelt. Die muhammedanischen Völker, welche einen grossen Theil der Nordhälfte Afrikas inne haben, liefern dafür einen noch schlagenderen Beweis, indem dieselben von Jahr zu Jahr sich immer weniger produktiv an eigenen Erzeugnissen der Kunst und des Gewerbfleisses zeigen, und einen gleichen Einfluss, wie die europäische Welt auf diese, haben sie selbst wiederum auf die Völker in dem zweiten der vorhin erwähnten Gebiete ausgeübt, was sich am deutlichsten in den Negerstaaten des mittleren Sudans zu erkennen gibt, wo, seit sie dem Islâm verfallen, ein gradueller Rückschritt auf der Bahn der äusseren Kultur sich offenbart und die letzten Spuren eines einheimischen Gewerbfleisses in kurzer Zeit zu verschwinden drohen. Unter solchen Verhältnissen kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir bei den am meisten abgeschlossenen Bewohnern Afrikas, unter den rohesten, zum Theil noch kannibalischer Sitte huldigenden Stämmen im tiefsten Innern, bis wohin noch nicht einmal der Gebrauch der Baumwollenzeuge und noch kaum derjenige der Glasperlen gedrungen, den angebornen Kunsttrieb, die Freude an der Herstellung von Kunstgebilden zur Verschönerung und Annehmlichkeit des Lebens, die Freude am selbsterworbenen Besitze gerade am meisten erhalten finden.

Eines der wichtigsten Mittel zur Verbreitung der Civilisation in dem angedeuteten Sinne glaubt man in der Bekehrung der Heiden,

Muhammedaner und Juden zur christlichen Religion zu erblicken. Es hat dessbalb im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts die durch den Pietismus angeregte Missionsthätigkeit der christlichen Kirchen und Parteien eine Organisation und Ausdehnung gewonnen wie nie zuvor. Sie ist eine kulturgeschichtliche Erscheinung geworden, welche um so sorgfältiger beachtet werden sollte, als sie seit Jahrzehnten mit der Kultur in entschiedenen Gegensatz getreten ist. In vorhergehenden Abschnitten dieses Buches habe ich den Verkleinerern des Christenthums gegenüber den hohen Kulturwerth dieser Religion für die Entwicklung der europäischen Nationen beleuchtet; schon an einer anderen Stelle [1]) erwähnte ich jedoch, wie dieser Kulturwerth sich auf Europa beschränke, wie anderwärts das Christenthum sich civilisatorisch unfähig erweise, wie es überhaupt so wenig wie irgend eine andere Religion eine „Weltaufgabe" habe. Dies soll natürlich nicht die Erkenntniss beeinträchtigen, wie viel den Männern, welche sich der trostlosen Aufgabe widmen, unter Gefahr ihres Lebens den Samen des Christenthumes auszustreuen, den Missionären, wenn auch auf anderem als dem von ihnen beabsichtigten Gebiete, zu verdanken ist. Livingstone wäre wohl nie, ohne Missionär zu sein, der grosse geographische Entdecker geworden, als den wir ihn heute feiern. Dies vorausgesandt ist jedoch die Verbreitung des Christenthums bei den Naturvölkern ebenso überflüssig als undurchführbar, und die vielen Summen, welche in protestantischen Ländern für Missionszwecke gesammelt werden, ohne je zu genügen, sind passend als protestantischer Peterspfennig zu bezeichnen. Die katholischen Missionen, welchen das grossartige Institut *de propaganda fide* in Rom zur Seite steht, bilden im Grossen und Ganzen keine Ausnahme, haben aber in der Regel grössere Erfolge aufzuweisen, als die protestantischen Sekten. Obenan stehen, wie wir schon wissen, die Jesuiten, denen es am allerwenigsten auf das Christianisiren ankam. Die grösseren Erfolge der Katholiken erklären sich indess nicht etwa aus der Ueberlegenheit der von ihnen gepredigten Lehre, sondern weil sie im Durchschnitte die Eingebornen weniger ausbeuten, wie ihre protestantischen Kollegen. Im Uebrigen sind die Orte, wo das Missionswesen erfolgreich wirkte überaus selten [2]), obwohl die Neger, Hindu. Malayen u. A., welche den Missionären auf den verschiedenen Stationen zur Seite stehen, sich bereits nach Tausenden berechnen, und in Afrika sogar bereits ein Schwarzer, Reverend Crowther, als Bischof der gesammten Mission eines Landes vorsteht. Allein diese Tausende sind nur ein Tropfen im Meere der Millionen, welchen sie abgerungen sind; meistens werden auch die Proselyten nur durch materielle Vortheile

---

1) Siehe oben Bd. II. S. 401.

1) Der bedeutendste Erfolg ist wohl zweifelsohne die Bekehrung der regierenden Königin von Madagaskar, welche die Vernichtung der Götzen und zahlreiche Adepten zur Folge hatte. Auch nahe der Westküste von Afrika liegt einer der wenigen Punkte, wo das Christenthum nicht ohne Erfolg Wurzel fasste: Abbeokuta in den Yorubaländern.

angezogen und fallen ab, sowie diese aufhören [1]). Gilt dies von den roheren Stämmen, so wollen die civilisirteren aus anderen Gründen nichts vom Christenthume wissen. Die Muhammedaner Ostafrikas bekehren sich fast nie, weil sie von den Katholiken nicht viel zu lernen haben [2]). Die birmanischen Priester (*Phungyies*) sehen mit stoischer Ruhe dem Bekehrungseifer der verschiedenen christlichen Missionäre zu, und führen mit ihnen lange Disputationen, wobei sie, um vom Gegentheil überzeugt zu werden, mathematische Beweise verlangen [3]). Die Siamesen sind geradezu stolz darauf, dass das Christenthum bei ihnen keinen Fortschritt macht. Ueberraschend treffend ist die sehr denkwürdige Aeusserung des philosophischen Königs Mongkut von Siam, eines höchst aufgeklärten Fürsten, über das Verhalten der Missionäre und ihre Bestrebungen; er sagte: „Die christliche Religion mag für die christlichen Nationen passen, nicht für uns. Ich habe in den buddhistischen Büchern Alles verworfen, was den Gesetzen, welche die Welt regieren, zuwiderläuft. Die Bibel aber enthält Lehren, die sich mit den Forschungsresultaten der neueren Naturwissenschaften nicht in Einklang bringen lassen. Aus dem Lichte der Erkenntniss der Gegenwart kann ich nicht in die Dunkelheit und Unwissenheit der Vergangenheit tauchen. In allen Religionen finden sich Wahrheiten; wenn Euch Eure Religion lehrt mich zu lieben, wie mich die meine lehrt euch zu lieben, so müssen solche Lehren in beiden Religionen wahr und göttlich sein. Ich hindere die Missionäre nicht an dem Versuche, meine Unterthanen zu bekehren, — es ist ihnen aber niemals gelungen, und ich glaube auch nicht, dass es ihnen jemals gelingen wird. Ich gab den Katholiken 140 meiner annamitischen Gefangenen, sie sollten sie zu Christen machen, wenn sie es könnten; die Katholiken verstehen sich besser darauf, als die Protestanten.“ [4])

Gemeiniglich ist zu allem Ueberflusse das Wirken der Missionäre, soweit die Eingeborenen, um deren Veredlung und Bekehrung es sich handelt, betroffen werden, geradezu kulturfeindlich. Die Welthandel treibenden Europäer bekümmern sich hauptsächlich um den guten Absatz von Kattun, Branntwein, schlechten Waffen und sonstigen

---

1) So erzählt Gräfin Nostitz von den Christen der amerikanischen Mission in Birma: „Meistens waren es nur herabgekommene und verwilderte Subjekte, die sich um weltlichen Vortheils willen taufen liessen, da sie pekuniäre Unterstützung erhielten. Hörte diese auf, so trugen sie gewöhnlich die ihnen verabreichten Bibeln und Traktätchen an einem öffentlichen Orte zusammen und verbrannten sie mit den Worten: „Umsonst wollen wir keine Christen sein“. (Gräfin Nostitz, *Helfers Reisen in Vorderasien und Indien*. II. Bd. S. 143—144.) Ganz das nämliche berichtet Dr. Gustav Fritsch von den Kora-Hottentotten; so lange die Tabakspenden dauern, erscheinen sie zu den Unterrichtstunden der Missionsschulen, aber ohne solche Lockung ist es schwer sie heranzubringen.

2) *Revue d'anthropologie*. Vol. III. S. 707.

3) Gräfin Nostitz, A. a. O. S. 145.

4) *Globus*. XVII. Bd. S. 282 nach John Bowring, *The Kingdom and people of Siam*. London 1857.

Waaren und Dingen, deren Absatz nutzbringend und anderswo nicht viel werth ist. Hierbei spielen die Missionäre wohl in grosser Mehrzahl eine wichtige, dem Europäerthume und seiner Gesittung, nicht aber jener der Eingeborenen, was sehr zweierlei, nützliche Rolle, in der sie sehr oft mit Bibel und Branntwein kräftig und ausdrucksvoll agiren, und um so effektvoller und wirksamer auftreten, je mehr sie es verstehen, die Formen der Bibel von der Kraft des Branntweins durchgeistigen zu lassen. Nebst dem Branntweine, dem unwiderstehlichen „Feuerwasser,“ sind es die syphilitischen Krankheiten und die Pocken, welche die Europäer vielen Wilden, die davon, wie z. B. auf den Südseeinseln, rasch hinweggerafft werden, zuführen. Die dortigen englischen und amerikanischen Missionäre, anstatt diesen Uebeln vorzubeugen, tragen vielmehr zu ihrer Vermehrung bei. Verschiedenen Sekten angehörend, stiften sie Zwietracht unter den Stämmen. Mit einer Schaar von Kindern kommen sie gewöhnlich an, die versorgt werden müssen, und denken daher mehr an Spekulationen und die Ausbeutung der Eingeborenen, als an deren Civilisirung. Die katholischen Missionäre, welche im Cölibate leben, bedürfen einer solchen Ausbeutung ihrer Pfleglinge weniger und dürfen sich etwas grösserer Erfolge rühmen. Auf einigen Inselgruppen der Südsee, z. B. auf den Gambier-Inseln, wo französische Missionäre wirken, hat die Bevölkerung sogar in den letzten 20 Jahren zugenommen. Die englischen und amerikanischen Missionäre behandeln überdies den Eingebornen von oben herab wie ein niederes Wesen, und Alles, was sie ihm an Religion beibringen, besteht in einer strengen Beobachtung der Sonntagsfeier und dem Verbote aller Spiele, Tänze und Musik, welche früher das Leben der armen Leute erheiterte. Um dieses freudenlose Dasein zu vergessen, ergeben sich natürlich die Eingebornen, namentlich am Sonntage, dem Branntweintrinken, welches sie aufreibt. Der Geist des Christenthums ist bei diesen Adepten nirgends zu finden; ja es kommt eigentlich nichts weiter als ein mit etwas Christenthum gemischtes Heidenthum zu Stande, mit anderen Worten das Heidenthum wuchert unter der Tünche christlicher Formen weiter. Dass die Leute aber auch moralisch nicht besser werden, ist vielfach verbürgt[1]), wesshalb denn auch z. B. die kluge niederländische Regierung in ihren ostindischen Besitzungen die Missionäre nicht nur nicht unterstützt, sondern ihnen eher Hindernisse in den Weg legt. Die Bekehrung der muhammedanischen Javanen, welchen der Islâm den Wein verbietet, würde sie um so weniger gerne sehen, als das Christenthum nebst dem Opium, welches sie ohnehin schon allzu sehr entnervt, auch noch die Spirituosen bringen würde. Der englische Naturforscher Wallace bemerkt aber sehr wahr, dass Opium und Spirituosen Versuchungs-

1) Der kaiserlich deutsche Konsul Chr. Deetjen in Rangun berichtet, dass die dortigen Kaufleute im Allgemeinen nicht zum Christenthume bekehrte Eingeborne den Bekehrten vorziehen und dass viele Europäer dort einen christlichen Diener nicht in ihrem Haushalte dulden würden. (*Zeitschrift für Erdkunde zu Berlin*, 1874. S. 141.)

mittel sind, denen beinahe kein Naturvolk zu widerstehen vermag; für ihren Genuss entäussert sich der Naturmensch seiner letzten Habe.

Wo Missionäre ihren Sitz aufschlagen, sind sie fast immer die Vorläufer europäischer Händler, welche das Vernichtungswerk an den Eingebornen vollenden; sie bringen das Feuerwasser, welches gegen die Landesprodukte eingetauscht wird, und Trunkenheit und Verarmung halten ihren Einzug [1]). Es ist nämlich auch das Borgen von Waaren eine unwiederstehliche Versuchung für den Naturmenschen. Der fremde Händler bietet ihm Kleider, Messer, Waffen, Pulver u. dgl. auf Kredit, auf eine vielleicht noch gar nicht gesäete Ernte; dem Halbbarbaren fehlt indess die Vorsicht, nur in bescheidenem Maasse von diesem Kredit Gebrauch zu machen, zugleich aber auch die Energie, Tag und Nacht zu arbeiten, um sich seiner Schuld zu entledigen. Die Folge davon ist, dass sich Schuld auf Schuld häuft und er oft jahre-, ja lebelang Schuldner, so zu sagen Sklave des fremden Kaufherrn bleibt. Diesen Zustand finden wir sehr häufig in Gegenden, wo der Freihandel Menschen höherer Rasse mit solchen niederen Typen zusammenführt. Der Handel wird dadurch allerdings für eine Zeit ausgedehnt, der Eingeborne aber demoralisirt, wahre Civilisation nicht gefördert und der Nationalwohlstand in dauernder Weise nicht gesteigert. Diese Vorgänge haben im spanischen Amerika das schreckliche Verhältniss der Peonie erzeugt, welches besonders drückend in den nördlichen Gebieten Mexikos auftritt [2]).

Zweifelsohne wüssten wir verschiedene Erdenflecke zu nennen, wo die Missionsthätigkeit von segensreichen Folgen war; es sind dies jedoch stets vereinzelnte Lichtbilder in dem düsteren Gemälde [3]). Im Allgemeinen hat Karl Andree Recht mit seiner Behauptung, dass unsere europäische Civilisation, mit dem, was an ihr hängt, also auch dem Missionswesen, bei Völkern, denen man sie aufzwingt, das grösste Unheil anrichtet. „Sie vernichtet mit ehernem Tritte das Alte und zwingt den Menschen eine Menge Sachen und Begriffe auf, während sie doch für die ersteren kein Bedürfniss und für die zweiten gar kein Verständniss haben. Unsere Civilisation, welche wir über die ganze Welt verbreiten wollen und als die allein berechtigte hinstellen, ist durch und durch radikal und despotisch. Wenn wir sagen, dass sie alljährlich mehr Menschen hinopfere und auffresse als

---

1) Alfred Russel Wallace, *The Malay Archipelago: the land of the Orang-Utan and the bird of Paradise. A narrative of travel with studies of man and nature.* London 1869. 8°. I Bd. S. 402.

2) Siehe hierüber: *Quatre lettres au Maréchal Bazaine,* Bruxelles 1868. 8°. S. 23 bis 36 und mein Buch: *Maximilian I. Kaiser von Mexiko.* II. Bd. S. 327—328.

3) Wie sehr das ganze Missionswesen in seiner jetzigen Gestalt zum aller Mindesten einer gründlichen Reform bedürftig sei, zeigt Pfarrer Ernst Buss, *Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung. Eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift.* Leiden. 1876. 8°.

alle Anthropophagen der Welt zusammengenommen, so sprechen wir nur eine Wahrheit aus, für welche wir Thatsachen in grosser Menge aus allen fremden Erdtheilen anführen können." Viele Völker gehen je nach Umständen, rascher oder langsamer daran zu Grunde. „Wieder andere Völker, welche unserer europäischen Civilisation eine besondere, aus langer geschichtlicher Kulturentwicklung hervorgegangene Civilisation entgegenstellen können, und dabei zäh und mehr oder weniger mächtig sind, leisten Widerstand und lassen sich nicht bezwingen, sondern nur anstreifen; so die Hindu, die Chinesen und Japaner; aber wir bringen auch sie mindestens in Verwirrung, aus welcher sie eher alles Andere als Vortheil ziehen"[1]. Es beurtheilt deshalb der obengenannte britische Denker die Civilisationsbestrebungen seiner Landsleute mit den Worten: „Unser System hat noch immer bankerott gemacht. Wir demoralisiren und rotten aus, aber wir civilisiren in Wirklichkeit nicht[2].

Der Menschenhandel in der Gegenwart.

Hand in Hand mit den geschilderten Kulturwirkungen geht eine mächtige, gleichfalls im Christenthum wurzelnde Bewegung, deren an dieser Stelle gedacht werden muss: die Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels. Diese Bewegung geht von England aus, dürfte indess auch noch in anderen als religiösen Motiven eine kräftige Stütze gefunden haben. Die plötzliche Agitation Englands gegen die Sklaverei, welches früher den Negerhandel nach seinen Kolonien als ein Mittel, sie in Abhängigkeit zu erhalten, monopolisirt hatte, trifft nämlich genau mit dem Abfalle Nordamerikas, d. h. mit dem Momente zusammen, als dieses Mittel überflüssig wurde. Zugleich musste der britische Handel nunmehr andere Gebiete aufsuchen, die er in Afrika fand. Den Waaren- und Produktenhandel mit Afrika zu heben, gelingt jedoch bloss in dem Maasse, als es möglich ist den Sklavenhandel zu unterdrücken. Dies der Schlüssel zu der englischen „Humanität". Die so hoch gepriesene Entschädigung der englischen Sklavenhalter durch eine nur mit den schwersten Opfern aufzubringende Halbmilliarde stellt sich einfach als ein Gebot der härtesten Nothwendigkeit heraus, wollte Grossbritannien nicht die völlige Verarmung seiner eigenen Söhne in den Kolonien veranlassen, und sich selbst für alle Zukunft um deren reiches Erträgniss bringen. Die aufgewendeten Summen hat demnach England zunächst sich selbst und seiner Zukunft zum Opfer gebracht; dass sie den übrigen Nationen und den sittlichen Anforderungen des Jahrhunderts gleichfalls zu Gute kamen, war eben nicht zu verhindern.

Wir dürfen dem hochherzigen Streben eines Wilberforce alle

---

1) *Globus*. VII. Bd. S. 149.

2) Wallace, A. a. O.

Anerkennung spenden und dennoch sagen, dass nur tiefe Unwissenheit diesem Streben zu Grunde liegen konnte. Heute wissen wir, dass der edle Wilberforce indem er den Sklavenhandel unterdrücken wollte, einer unerreichbaren Utopie nachjagte. An der westafrikanischen Küste ist er freilich verschwunden, soweit die Aufsicht der britischen Kreuzer reicht, aber nicht um ein Haar breit weiter. Im Innern des Landes steht er in üppigstem Flor und an der Ostküste wurde er alsbald genau so schwunghaft betrieben wie früher an der Westküste. Während seines Aufenthaltes in Tripolis, Murzuk und Kuka fand der Reisende Dr. Gustav Nachtigal Gelegenheit genug, um sich von der Ausführung jener Gesetze zu überzeugen, welche die europäischen Mächte von der Türkei gegen den Sklavenhandel erzwungen haben. Nach Nachtigals Meinung bleiben sie, wie übrigens ganz natürlich ist und jeder Einsichtsvolle erwartete, ein todter Buchstabe. Sein Reisebegleiter, der türkische Gesandte selbst, war beauftragt, in Kuka zu versichern, dass dem Sklavenhandel keine weiteren Schwierigkeiten würden in den Weg gelegt werden, und während seiner Anwesenheit ging eine 1000 Köpfe starke Negersklaven-Karawane, alle in Ketten, nach dem Norden ab. Da Sklaven in Bornu leichter zu haben sind denn irgend eine andere Waare, so bilden sie fast den alleinigen Exportartikel. Würde jedoch in diesen Theilen Centralafrikas die Regierung darauf bedacht sein, so meinen Viele, die reichen natürlichen Hilfsmittel des Landes auszubeuten, so möchte der Sklavenhandel leicht zu Gunsten einer legitimeren Handelsrichtung aufgegeben werden, ohne den Wohlstand der Bewohner zu beeinträchtigen. Das Irrige dieser Voraussetzung liegt auf der Hand, denn die Leute in Bornu treiben den Sklavenhandel nicht weil sie nichts anderes zu exportiren haben, sondern weil der Sklave rentirt, mit anderen Worten, weil nach diesem in allen muhammedanischen Ländern eine lebhafte Nachfrage besteht. Mögen daher noch so viele andere Exportartikel aufkommen, der Sklavenhandel wird dadurch nicht aufhören, sondern fort und fort betrieben werden, so lange nicht die Frage nach dem Sklaven erlischt. Dazu ist aber noch für lange, recht lange Zeit nicht die geringste Aussicht vorhanden.

Wer in die Geheimnisse des Treibens der Sklavenhändler in Afrika eingeweiht ist, wer die verheerenden Wirkungen der wahrhaft entvölkernden Sklavenjagden kennt, kann nur nach Kräften die Bekämpfung dieser Einrichtung herbeisehnen. „Es sind aber ausser der Sklavenjagd, welche den Menschen aus seiner Heimath und von Allem das ihm lieb und theuer war reisst, und welche natürlich die grössten Rohheiten und Grausamkeiten mit sich bringt, der Aufenthalt bei dem ersten Erbeuter oder Käufer und der Transport auf die oft weit entfernten Sklavenmärkte, welche Jeden, der dieselben einmal mit durchlebte, auf immer mit unauslöschlichem Hasse gegen das ganze Institut erfüllen müssen“[1]). Den Kulturforscher erfüllt es daher mit Betrübniss, die

---

1) Dr. Nachtigal, *Zug mit einer Sklavenkarawane in Baghirmi.* (*Globus* XXIV. Bd. S. 217.)

Aussichtslosigkeit der Unterdrückungsbestrebungen darlegen zu müssen. Wohl wurde der Hauptsitz des Sklavenhandels an der afrikanischen Ostküste, Sansibar, lahm gelegt, doch hat man bald darauf erfahren, dass der Menschenhandel im Innern, am Nyassa-See, noch immer in allarmirender Ausdehnung betrieben wird; man stösst auf Hunderte von menschlichen Skeletten, viele Theile des Landes sind gänzlich entvölkert und 15–20,000 Sklaven werden noch alljährlich im Durchschnitte weggeführt [1]). Auch war Sansibar bei weitem nicht der einzige Punkt, wo der Menschenhandel in Blüthe steht. Ein Gleiches ist der Fall auf der Insel Sokotora und im ägyptischen Sudân, wo die mit unendlichen Kosten ausgerüstete Expedition Sir Samuel White Baker zur Unterdrückung desselben ganz nutzlose Anstrengungen machte. Das Urtheil, welches bewährte Kenner wie der Sudân-Reisende Ernst Marno über diese Frage fällen, lautet sehr wenig tröstlich für die Schwärmereien einer falsch verstandenen Philanthropie. Es gipfelt in dem eben so wahren als selten gewürdigten Satze, dass Kampf und Obsiegen des Stärkeren wie Unterdrückung des Schwächeren in was immer für einer Form ein allgemein giltiges Naturgesetz ist, dessen Aeusserungen menschliche Thätigkeit vergebens zu bannen oder in Schranken zu halten versuchen wird. Er verweist auf die bekannte Thatsache, dass Krieg, Eroberung und Plünderung unter den Negerstämmen Inner-Afrikas an der Tagesordnung stehen und dass es mit der Begriffssphäre dieser Völker schlechterdings unverträglich wäre, den Besiegten, falls er nicht getödtet ist oder nachträglich noch wird, anders denn als wohlerworbenes Eigenthum zu behandeln. Es hat daher das wie wir heute übrigens wissen völlig misslungene Unternehmen Bakers auch bei den Negervölkern selbst, welche seines Segens theilhaftig werden sollten, sehr wenig Anklang gefunden. Andererseits darf auch nicht übersehen werden, dass der Sklave des Orientalen, dessen ganze wirthschaftliche Existenz auf Sklaventhum und Sklavenarbeit gegründet ist, einer weit milderen, oder, wie die moderne Phrase lautet, „menschenwürdigeren" Behandlung sich erfreut, als unter der Hand des nur auf raschen Gewinn bedachten Europäers; er steht dort zu seinem Herrn in einem wenig drückenderen Verhältnisse, als in dem der in den meisten civilisirten Staaten erst vor wenigen Jahrzehnten abgeschafften Hörigkeit. Mit hunderten von Lebensgenüssen bekannt geworden, welche sein früherer thierischer Zustand ihm versagte, zu einem im Vergleiche mit jenem civilisirt zu nennenden Dasein emporgestiegen, hat der Sklave entschieden einen Kulturgewinn gemacht und er empfindet ihn auch als solchen. Das am schwersten wiegende Moment ist und bleibt jedoch stets das der Nothwendigkeit. Sklaven werden in Afrika gemacht und werden dort gemacht werden, so lange die Welt der afrikanischen Völker nicht aus Bahnen auslenkt, die sie wahrscheinlich von ihrem ersten Bestehen an verfolgt. Im ganzen

---

1) *Geographical Magazine* vom Juni 1876. S. 168.

Orient dagegen ist Sklavenarbeit ein unabweisbares wirthschaftliches Bedürfniss; was an dem einen Orte überflüssig, strömt an den Ort der Nachfrage und keine Macht der Welt wird solch einen Strom zu dämmen vermögen. In der That hat der Sklavenhandel, wie zu erwarten war, da ihm der Seeweg versperrt ist, sich auf den Landweg verlegt, und schon ist der Transport systematisch eingerichtet, so dass Tausende von Sklaven nach Norden befördert werden. Allmählich beginnt man zu begreifen, dass so lange der Verkauf von Sklaven im Orient nicht gänzlich abgeschafft ist, was in islamitischen Ländern völlig unthunlich, dem Handel in Afrika sich nicht Einhalt thun lässt. Wir wissen aber, dass die häusliche Sklaverei in Aegypten während der letzten Jahre nicht nur keineswegs abgenommen, sondern vielmehr grössere Verbreitung gefunden und numerischen Zuwachs erhalten hat; ja diese Gattung Sklaverei hat selbst bei der christlichen Bevölkerung Fortschritte gemacht. Die Nachfrage nach Sklaven hat ferner nicht abgenommen in Arabien, Persien und Madagaskar. Dagegen hat die englische Expedition des Sir Bartle Frere, einen neuen Sklavenmarkt auf dem afrikanischen Festlande unter den Somal am Kap Guardafui ausfindig gemacht. Diese Entdeckung ist so recht geeignet, das hoffnungslose aller Unternehmungen gegen den Sklavenhandel ins rechte Licht zu setzen, denn es gibt kein Mittel, denselben auf dem Festlande unter den Negervölkern selbst hintanzuhalten. Zu einer Jahreszeit, wo es für europäische Schiffe fast unmöglich ist an der afrikanischen Küste bis 2 oder 3° n. Br. vorzudringen, wird der Sklavenhandel nach Brava und den Küstenplätzen nördlich vom Aequator auf offener See betrieben. Bisher dachte man, dass Brava ein Stapelplatz sei, wo die Sklaven am Ende eines Monsuns gelandet werden, um dort bis Beginn des nächsten Monsuns zu bleiben, dann aber nach dem Rothen Meere und Persichen Golfe überführt werden. Nun stellt sich heraus, dass bei der im Somâli-Lande herrschenden Nachfrage dieser Handel in Brava, Merka oder Mogodoxa thatsächlich schon sein Ziel erreicht hat. Alle Einschränkungen, welche die Engländer demselben in Arabien auferlegt, haben also den Strom dieses Handels keineswegs verstopft, sondern nur in ein anderes Bett gelenkt. Indem sie den Sklavenmarkt in Sansibar gesperrt, haben sie auch nichts gethan, als ein neues, gleichfalls auf Sklavenarbeit gegründetes Handelscentrum geschaffen. Die Wenigsten, welche über diesen Menschenhandel schreiben, denken kühl genug, um zu erwägen, dass derselbe genau den nämlichen Gesetzen folgt, wie der Verkehr mit jeder andern beliebigen Handelswaare. Der Sklavenhandel wird bestehen, so lange es dafür ein Angebot und eine Nachfrage gibt. Damit diese beiden aufhören [1]), müsste Afrika in die Reihe der civilisirten Länder

1) Das einzig radikale Mittel hiezu, welches denkbar, aber nicht ausführbar erscheint, wäre das, den Orientalen zur Leistung freier Arbeit zu zwingen. Es liegt auf der Hand, dass dies nichts anderes hiesse, als die Orientalen zu Sklaven zu machen, damit die Neger frei seien, richtiger gesagt, damit die Negersklaverei auf Inner-Afrika

treten Aber nicht nur die Neger, auch ihre Nachbarn ringsumher müssten durchaus civilisirt sein. Wenn man nun auch alles Ernstes an die Civilisirung des schwarzen Welttheiles schreiten wollte, so wird jedenfalls noch viel Zeit vergehen, ehe auch nur Spuren eines civilisatorischen Wirkens daselbst sichtbar werden.

Während die europäische Gesittung sich abmüht, den Sklavenhandel in dem rohen schwarzen Erdtheile zu unterdrücken, vermag sie selbst theilweise in ihren aussereuropäischen Gebieten einen Ersatz für die abgeschaffte Sklaverei nicht zu entbehren. Wenn in solchen Kolonien, z. B. auf mehreren Inseln der Antillen, die einmal begonnene Pflanzerarbeit fortgesetzt werden sollte, so blieb nichts anderes übrig als die nöthigen Arbeitskräfte von aussen her zu beschaffen, und da für solche Niederlassungen weisse Einwanderung weder taugt noch überhaupt erhaltlich, so musste man sich anderwärts um menschliche Arbeiter umsehen. Man fand dieselben gar bald an drei Orten: in China, in Indien und in Polynesien. Kurz nach Aufhebung der Sklaverei, im Jahre 1837, begannen die Engländer den ersten Versuch einer Einfuhr von ostindischen Arbeitern zu machen, die zwar nur Kuli, d. h. Arbeiter, hiessen, in Wirklichkeit aber kein besseres Loos als die früheren Negersklaven hatten. Seither hat sich der Kulihandel in fast eben so ausgedehntem Maasse entwickelt, wie früher der Sklavenhandel der Neger, und werden Ostindier hauptsächlich nach Westindien, Guyana und Mauritius, Chinesen nach diesen drei Regionen, dann aber auch nach Tahiti (um die dort schnell aussterbenden Eingeborenen zu ersetzen), Neu-Kaledonien, Australien und Perú, Polynesier, ganz besonders Kanaken, nach den beiden letztgenannten Erdstrichen gebracht. Ueber diesen Menschenhandel in der Südsee und seine Scheusslichkeiten sind wir genügend unterrichtet, und von den Gräuelthaten auf Kulischiffen wissen die Tagesblätter der letzten Jahre genug zu berichten.

In politischer Hinsicht ist der Kuli selbstverständlich Null; sozial ist er nicht allein Arbeiter, sondern weniger selbst als ein Höriger; er besitzt nicht die Freiheit zu kommen und zu gehen, zu arbeiten und zu ruhen, wie es ihm gefällt; er ist mit einem Wort ein Sklave. Man sieht also, dass die früher der Sklavenarbeit bedürftigen Regionen sich durch ein System zu helfen gewusst haben, welches nichts anders ist als die alte Sklaverei in neuer Form. Für jeden Denkenden ist dabei nur eingetreten, was da geschehen musste. Selbsterhaltung, Fortpflanzung und Eigennutz haben stets die Triebfedern gebildet, welche jedes menschliche Gemeinwesen, von der rohesten Anthropophagenhorde bis hinauf zu der höchst gesitteten Gesellschaft beherrschten und aller menschlicher Berechnung zufolge auch stets beherrschen werden. Mit zunehmender Kultur nimmt auch

---

beschränkt und so vor den Augen des über eine gesetzmässige Erscheinung im natürlichen Entwicklungsgange der Menschheit mit christlicher Prüderie sich entsetzenden Europa etwas dichter verschleiert bliebe.

der Eigennutz in gleichem Maasse zu, und auf ihn ist zum Theil die Arbeit selbst zurückzuführen. Wer nichts für sich begehrt, nach keinem Nutzen verlangt, bedarf nur geringer Arbeit um sein Leben zu fristen; in den Tropen, wo die Natur verschwenderische Nahrungsfülle von selbst spendet, reduzirt sich die Arbeit des selbstlosen uneigennützigen Naturmenschen fast auf Null; erst wenn der Eigennutz, das Verlangen über seine Mitmenschen einen Vortheil — wäre er noch so primitiv — ins Spiel kommt, ist die Entwicklung der Arbeit denkbar. In den weniger begünstigten Himmelsstrichen der gemässigten Zone, wo die Natur sich die zum Lebensunterhalte nothwendige Nahrung mitunter nur mit harter Mühe entreissen lässt, sehen wir dessgleichen die weniger begehrlichen Menschenstämme, die vom Eigennutz minder regierten, auch auf tieferer Kulturstufe stehen. Die egoistischen Chinesen haben unter allen Völkern des asiatischen Kontinents dagegen die höchste Bildungsstufe erklommen. Die Gastfreundschaft, diese patriarchalische, uneigennützige Uebung der nomadischen Horden, verschwindet mit wachsender Kultur. Dass demnach der Eigennutz auch die schon hoch entwickelten britischen Kolonien lenken würde, durfte niemanden überraschen, konnte vielmehr von jedem vorausgesehen werden.

Es wäre schwierig, das Loos der Kuli in einem düsterern Lichte zu erblicken als es bei uns der Fall ist, und trotzdem müssen wir die Frage aufwerfen, was mit dem humanitär klingenden Gejammer allein bezweckt werden soll? Man weist auf das entsetzliche Loos der bei der Guano-Ausbeutung auf den Chincha-Inseln [2]) oder beim Baue der Panamá-Isthmus-Eisenbahn beschäftigt gewesenen Kuli hin, welche das dortige mörderische Klima zu Tausenden hinwegraffte. Kann es aber irgend Jemanden geben, der desshalb z. B. das Nichtexistiren dieses hochwichtigen Verkehrsmittels wünschen würde? Der Bau der Panamá-Bahn wäre natürlich für freie Arbeiter nicht um ein Jota weniger verderblich gewesen. Der Franzose besitzt für derartige Situationen

---

1) Man entwirft davon haarsträubende Schilderungen, die gewiss buchstäblich wahr sind. Seit den letzten zwanzig Jahren sollen weit über 40,000 Kuli dort ihr Leben eingebüsst haben. Allein es ist nicht abzusehen, wie dieser einmal an und für sich ekelhaften und gesundheitswidrigen Arbeit auf den völlig unbewohnten Inseln anders an den Leib gegangen werden könnte. Setzen wir einmal den Fall, es wären nicht Kuli, sondern freie, bezahlte Arbeiter mit der Guano-Ausbeutung beschäftigt. Lassen wir die Rücksicht ganz bei Seite, dass für den Weissen z. B. das Klima noch tödtlicher wäre als für den gelben Menschen, würde dadurch die Arbeit weniger ekelhaft, weniger verderbenbringend für den freien als für den Kuliarbeiter sein? Und hat jener, dessen gefühlvolles Herz der naive Wunsch beschleicht, es möge mit dem Guano der Chincha-Inseln recht bald ein Ende haben, bedacht, welche diese allerdings einzige gründliche Lösung der Kulifrage auf den Chinchas für die Guano verzehrenden europäischen Länder hat? Welche Lage durch die Erschöpfung der peruanischen Guanolager den deutschen und englischen Landwirthen droht, ist allgemein bekannt. Würden diese gesegneten Landstriche auch nur Ein Jahr ihrer Blüthe zu opfern geneigt sein, den auf den Chincha-Inseln verkommenden Kuli zu Liebe?

das sehr treffende, dem praktischen Leben entnommene Sprüchwort: *on ne peut pas faire d'ommelette sans casser des oeufs.* Und es bedarf eben keiner sonderlichen Weisheit, um einzusehen, dass, wo immer derartige Arbeit zu verrichten ist, man nur die Wahl hat, die Arbeit entweder ganz ungeschehen zu lassen, oder aber sie trotz aller Opfer an Gut und Menschenleben zu vollbringen. Die Kulturgeschichte lehrt, dass man stets den letzteren Ausweg gewählt hat. Der für die europäische Menschheit daraus entspringende Gewinn, darüber kann in ihren Augen kein Zweifel bestehen, wiegt im reichlichsten Maasse den Untergang vieler Tausende auf.

Die Kultur der Gegenwart.

Entwicklung der modernen materiellen Kultur.

Nur in den allgemeinsten Umrissen lässt sich die grossartige Entwicklung der materiellen Kultur in der Neuzeit andeuten. Die wissenschaftlichen Forschungen im XVIII. Jahrhunderte hatten, wie wir gesehen, das Zeitalter der Maschine vorbereitet und ermöglicht. Auf der Maschine aber beruht der Aufschwung und die Ausbreitung der modernen Industrie, die ihrerseits wieder die Erweiterung des Welthandels zur Folge hatte, der ihr in stetem Wechselverkehre aus den entlegensten Theilen des Erdballes die Stoffe zur Verarbeitung zuführt. Die letzten drei bis vier Dezennien des verflossenen Jahrhunderts legten den Grund zu der Handelsgrösse Englands, dessen Seemacht die Meere beherrschte; die Industrie lag noch in der Wiege, der Handel beschränkte sich noch vorwiegend auf den Sklavenhandel, die Verkehrswege im Königreiche selbst waren noch unvollkommen. Der Umschwung trat naturgemäss ein mit der Einführung der Maschine. Indem sich ihr Gebrauch über die Kulturländer Europas allmählig ausdehnte, rief sie überall die Entwicklung der Industrie ins Leben und zog dadurch immer mehr Nationen in die Kreise des Welthandels hinein.

Der Zeitpunkt dieser grossen Wandlung in der materiellen Kultur kam, als er der europäischen Menschheit gerade am nothwendigsten war. Trotz aller Kriege und Epidemien stand die Ziffer der europäischen Bevölkerung gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts hoch über jener des Mittelalters und war in augenscheinlichem, unberechenbaren, stetigen Wachsen begriffen. Immer mehr erschöpften sich aber die Bodenkräfte des seit Jahrtausenden bebauten Europas, immer weniger musste voraussichtlich die Bewirthschaftung des Bodens den Bedürfnissen der wachsenden Volksmenge genügen. Wir wissen, dass die allgemeine Kultur in strenger Abhängigkeit von der Verdichtung der Bevölkerung steht, und erkennen schon in dem Umstande, dass in früheren Zeiten die Kopfzahl nicht so beträchtlich sein konnte wie heute, ein ausschlaggebendes natürliches Moment für die geringere Kultur entschwundener Epochen und die Hinfälligkeit aller diesbezüglichen Verdammungs-

urtheile. Mit der steigenden Bevölkerungsziffer stieg auch die Civilisation, die dann wieder die Mittel brachte zu weiterem numerischen Wachsthume, indem sie der Menschheit neue Nährquellen erschloss. Die Maschine kam rechtzeitig auf, um den Uebergang vom Ackerbaustaate zum Industriestaate zu ermöglichen, ein Uebergang, der eine neue gewaltige Phase der europäischen Kulturentwicklung bezeichnet.

Unter „Maschine" verstehe ich natürlich überhaupt jedes Instrument, welches mechanische Kräfte an Stelle der Menschenhände setzt. Die allgemeinen Wirkungen der Maschinen gehen dahin, dass sie Erzeugnisse, Waaren liefern, deren Preise um so billiger werden, je mehr sie unter sonst gleichen Umständen Naturprodukte sind. Mit anderen Worten, die Naturprodukte vertheuern sich, während die Kunstprodukte sich verbilligen. Die Geschichte aller Volkswirthschaften von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage bewahrheitet die Richtigkeit dieses Satzes; die Maschine hatte aber zur Folge, diese gesetzmässige Wirkung zu beschleunigen, indem sie ein zweites grosses Entwicklungsgesetz, die Theilung der Arbeit, nach allen Richtungen hin vertiefte.

Als Maschinen sind auch die drei Erfindungen zu fassen, welche am meisten dazu beitrugen, das moderne Kulturleben umzugestalten: die Dampfschiffe, die Eisenbahnen und der elektrische Telegraph. Die ungeahnten Wirkungen dieser Maschinen sind oft genug aufgezählt und geschildert worden, als dass ich mich hier des Längeren darüber verbreiten sollte; ich darf sie als bekannt voraussetzen. Sie kamen zunächst dem Verkehre zu Gute, indem sie die Entfernungen verringerten, Fernes an einander rückten und klar machten, welch unschätzbarer Werth der Zeit zukomme. Sie förderten den Austausch der Güter wie der Gedanken, sie liessen die Pulse des Kulturlebens der Völker heftiger aber auch rascher schlagen. Sie gestatteten der materiellen Kultur eine Intensität zu erreichen, die bisher noch kein Zeitalter geschaut, indem sie die Produkte der Industrie in Kreise verfrachten, die fernab von ihrer Erzeugungsstätte liegen und dort dem Unbemittelten die Beschaffung von Dingen ermöglichen, die sonst wegen der Höhe der Transportkosten unerschwinglich wären.

Die Fortschritte und natürliche Entwicklung der materiellen Kultur, wie sie durch die Erfindungen und das Maschinenwesen, durch die Erweiterung des Handelsverkehres sich heute offenbart, veranschaulicht Nichts trefflicher als die Weltausstellungen, welche im Laufe der verflossenen letzten Dezennien in London, Paris, Wien und Philadelphia veranstaltet wurden. Die Eigenart der Völker tritt dabei so zu sagen plastisch zu Tage und ein Vergleich zwischen diesen Expositionen lehrt, dass auch jede von ihnen eine neue Idee zur Geltung brachte, die allemal mit der vorigen in sachlichem, naturgemässen Zusammenhange stand. Schon zu Anfange des XIX. Jahrhunderts behauptete Frankreich in Sachen des Geschmackes und der Mode, besonders in Seidenwaaren, Bronze- und Bijouterie-Arbeiten und Taschenuhren den Vorrang selbst vor dem gewerbreichen Grossbritannien, sowie überhaupt was Eleganz, Niedlichkeit und Bequemlichkeit betrifft, die französischen Industrie- und Kunstprodukte obenan

standen. Anders in Deutschland und Oesterreich noch in viel späterer Zeit, wie die Wiener Industrie-Ausstellung vom Jahre 1845 darthat. Der vorwiegende Charakter der deutschen Manufakturwaaren lag in ihren niederen Preisen, eine Folge des Ueberflusses und der guten Qualität der Rohstoffe, noch mehr aber der Handarbeit, die dem einfacheren Geschmacke und haushälterischen Leben des Volkes genügte. So waren denn die Kleinhandwerke noch sehr stark vertreten, die Grossindustrien noch vielfach in den Hintergrund gedrängt. Die wahrhaft kosmopolitische Entwicklung, der späteren Ausstellungen zeigt das immer vollständiger gelingende Einbeziehen der ferne stehenden Völker in den Kulturkreis der mitteleuropäischen Nationen. Zu den ersten Weltausstellungen liefert nämlich die Nation, von welcher sie abgehalten werden, den grössten Theil des Materials, bei den späteren tritt das Ausland und zwar auch das aussereuropäische immer mehr in seine Rechte. Die erste Ausstellung griff ferner fast nirgends über den Rahmen der wirthschaftlichen Arbeit hinaus; auf der nächstfolgenden Exposition zu Paris erscheinen schon Kunstwerke und das französische Empire nimmt ausdrücklich für sich das Vorrecht in Anspruch, der übrigen Welt ein Exempel zu statuiren von der innigen Allianz zwischen Kunst und Industrie, ein Exempel, welches wahrhaft bahnbrechend für England, Deutschland und Oesterreich wurde, indem diese in der Organisation des kunstgewerblichen Unterrichts, in der Gründung von Kunst- und Gewerbemuseen und in der Wiederbelebung unzähliger alter Kunsttechniken mit Frankreich zu rivalisiren begannen. Die nächste Londoner Weltausstellung 1862 nahm das Unterrichts- und Bildungswesen in ihren Rahmen auf, während jene von Paris 1867 der Strömung der Zeit den ungeschminktesten Ausdruck verlieh und sich als sozialökonomisch präsentirte, ein Zug, den die Exposition in Wien 1873 in quantitativ noch vollendeter Weise versinnlichte.

Als Grundlage jeder späteren und höheren Thätigkeit des Menschengeschlechtes seien vor allem die Zweige der Urproduktion ins Auge gefasst. Mit der Zunahme der Bevölkerung und mit der civilisatorisch nothwendigen Steigerung ihres relativen Bedürfnisses müssen auch die Anforderungen wachsen, welche an die Land- und Forstwirthschaft, an den Bergbau und das Hüttenwesen gestellt werden. In Europa allein hat die Einwohnerzahl seit vierzig Jahren um ungefähr 75 Millionen Menschen zugenommen und diese Menschen wollen heute durchschnittlich mehr Brod, mehr Fleisch verzehren, sie verbrauchen viel mehr Kohle und Eisen, als ihre Vorfahren aus früheren Generationen. Infolge dessen sind zuvörderst die Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht in den letzten Jahrzehnten rapid theuerer geworden, sie sind an einzelnen Orten seit zwanzig Jahren viermal so rasch im Preise gestiegen, als durchschnittlich die Manufakte. Die räumliche Ausdehnung der Bodenkultur hat ihre sehr bestimmten Voraussetzungen. In den alten und dichtbesiedelten Wirthschaftsgebieten ist die produktive Fläche bereits völlig im Anbau; es handelt sich also um die Einbeziehung neuer Produktionsländer in den Kreis der Absatzmärkte. Diese stösst in Betreff der Nahrungsmittel und Rohstoffe auf mehr

Schwierigkeiten, als anderwärts, weil alle Erzeugnisse des Bodens und der Viehzucht bei relativ geringem Werthe grosses Volumen und Gewicht haben und viele derselben rasch dem Verderben unterliegen, also einen länger dauernden Transport nicht zulassen. Diese Schwierigkeiten sind in der überraschendsten Weise bewältigt worden. Zunächst tritt für die Versorgung mit Brodfrüchten der Umschwung, welcher im Jahre 1867 erst in seinen Anfängen zu erkennen war, als vollendete Thatsache hervor. Der Getreidehandel hat durch Verbesserung der Verkehrswege und der Handelseinrichtungen, sowie durch den Uebergang von den relativ minderwerthigen zu den werthvolleren Produkten die ausgedehntesten neuen Territorien für die Ernährung der Menschen erobert; alle civilisirten Theile der Erde bilden heute einen einzigen grossen Markt, dessen Interessen solidarisch geworden sind. Selbstverständlich bemüht man sich, die Erzeugnisse der dünnbevölkerten fruchtbaren Gebiete jenen der bereits ausgesaugten oder durch Industrie und Städteleben dichtbevölkerten Länder zuzuführen. So kommt es, dass der Westen Amerikas regelmässig nicht bloss den ganzen industriellen Osten der Vereinigten Staaten, sondern auch Grossbritannien und die Länder des europäischen Kontinentes in ausgiebigster Weise mit Brodfrüchten versieht. Gleich dem jungfräulichen Boden im Nordwesten Amerikas muss auch jener des russischen Humusgebietes als der bedeutendste Ernährer der gewerbetreibenden Bevölkerung in Europa und Amerika angesehen werden. Es wäre nimmer möglich, so ungeheuere Quantitäten von Brodfrüchten selbst unter Mithilfe der üppigsten Natur zu produziren, wenn die Menschenhand an das einfache Werkzeug gewiesen, wenn ihr nicht die Maschine dienstbar gemacht wäre. Die landwirthschaftliche Maschine aber, vom einfachen Wurzelschneider bis zum vollendeten Dampfpflug, bildet eine der hervortretendsten Signaturen des seit zwei Jahrzehnten auf diesem Gebiete vollzogenen Fortschrittes. Der Dampfpflug, ein Instrument von kulturgeschichtlicher Bedeutung, ist ein wesentlicher Faktor, um unsere Ernährung mit Brodfrüchten ausgiebig und regelmässig zu organisiren. „Das Areal, welches in Europa allein jährlich zur Erzeugung der Nahrungsstoffe nothwendig geworden ist, beträgt cirka 250 Millionen Hektaren. Angenommen, dass diese gesammte Fläche im Jahre nur einer zweimaligen Bearbeitung des Bodens mit irgend einem Ackergeräthe unterworfen werden muss, um ihrem Zwecke zu dienen, und dass eine durchschnittliche Bodenkultur die Kraft von zwei Paar Pferden Tage lang per Hektare in Anspruch nimmt, so müssen der Agrikultur während der hundert im Jahre durchschnittlich für derartige Arbeiten zu verwerthenden Tage nicht weniger als zwanzig Millionen Pferdekräfte zur Verfügung gestellt werden." Es können aber durch die Dampfkultur erfahrungsgemäss durchschnittlich zwei Drittel der menschlichen Arbeitskraft ersetzt werden.

Eine auf dem gewerblichen Gebiete längst beobachtete Erscheinung wiederholt sich jetzt auf jenem der Agrikultur; mit dem Uebergange zu grösserer Intensität und zur lokalen Gruppirung der Produktion wird die Theilung der Arbeit immer allgemeiner üblich, und mit der-

selben tritt der auf einer Seite herrschenden Massenhaftigkeit andererseits die Mannigfaltigkeit entgegen. Gegenüber den ungeheueren Quantitäten von Brodfrüchten, welche in den hauptsächlichsten Agrikulturstaaten gewonnen werden, stehen die Futterfrüchte, Handelsgewächse und Erzeugnisse des Gartenbaues in anderen Ländern im Vordergrunde. Wo neben einer dergleichen intensiven Ausnützung des Bodens das Ackerland auch noch dem Getreidebau gewidmet wird, um Ueberschüsse über den eigenen lokalen Bedarf zu erzielen, wird die Konkurrenz wesentlich eine Frage des Transportes der Produkte zu den Märkten. Daher trachtet man von dem Getreidehandel zu der Mühlenindustrie und dem Mehlhandel überzugehen. Viele Analogien zu der bisher besprochenen Charakteristik der Getreideversorgung bietet der Fleischhandel. Australische Fleischkonserven, die Fabrikate der Liebig Company gehören hieher. Es genüge, auch an die grosse, den letzten Quinquennien angehörige „Wanderung der Produktion“ zu erinnern, welche mit der Kolonial-Schafwolle im Kampfe gegen die einheimische europäische vor sich ging. Die europäischen Schafzüchter beherzigen die Lehre der letzten Jahre, wenden sich der rationellen Produktion hochfeiner Wollen zu und überlassen den Massenimport der gemeinen Wolle den Squatters jenseits der Atlantis und in den Kolonien. Auch die Forstwirthschaft muss einem ähnlichen Zuge der Zeit folgen; auch hier tritt das Maschinenwesen und die Intensität der Kultur die Herrschaft an. Der Rohstoff, einst die Hauptsache, wird zurückgedrängt; industrielle, möglichst an Ort und Stelle gerückte Etablissements verfeinern den gefällten Stamm zu dem Merkantilholz, zu baulichen und architektonischen Verwendungen aller Art. Anstrengungen werden gemacht, um dem Holze den höchsten Werth zu verleihen. Sowie dieses erreicht ist, nimmt die Absatzthätigkeit ganz neue Dimensionen an und das Holz wird zu einer Waare des Welthandels. Die Konkurrenz der Kolonialhölzer aber, der prachtvollen Produkte aus Kanada und Australien, die 1862 die ganze Welt in Staunen versetzten, ist geschwunden; denn je weiter die Arbeitstheilung geht, desto zuverlässiger kann man behaupten, dass der Markt für alle Rivalen, für jede Spezialität Raum hat.

Zur Signatur des heutigen Wirthschaftens gehört die Umwandlung der Hausgewerbe unh des Handwerkes in die Grossindustrie und den Fabriksbetrieb. Von vorneherein liessen sich für den normalen Verlauf dieses in die Kulturgeschichte tief eingreifenden Prozesses allgemeine Gesetze aufstellen, nach welchen sich derselbe voraussichtlich immer und überall vollziehen muss. Der nächste Anlass, um das Hausgewerbe und das Handwerk durch die in mächtigen Dimensionen arbeitende Maschinenindustrie zu verdrängen, liegt offenbar in dem Vorhandensein eines wachsenden Verlangens nach gleichartigen Gegenständen des Gebrauches und Verbrauches. Ein solches Verlangen tritt um so intensiver hervor, eine je grössere Anzahl von Menschen dichtgedrängt beisammenwohnt und je höher die relativen Bedürfnisse jedes Einzelnen steigen. Daher ist *a priori* anzunehmen, dass dort, wo die Population zahlreicher ist oder wo bei gleicher Dichte derselben

der Wohlstand und die Lebensgenüsse höher entwickelt sind, auch ein grösserer Anlass zu dem Ersatze der Kleingewerbe durch Fabriken geboten sei. Andererseits muss sich innerhalb derselben Bevölkerung wieder ein graduell stärkerer oder minder starker Impuls für diese Umwandlung fühlbar machen, je nachdem die Artikel, um welche es sich handelt, dem Verbrauche gegenüber ein verschiedenes Verhalten zeigen. Die Grossindustrie wird eher am Platze sein, wo der Verbrauch ein sehr gleichförmiger und bei allen Ständen herrschender ist; sie kann dagegen länger entbehrt werden, wenn der Bedarf individuell verschieden und so spezifisch ist, dass man grössere Mannigfaltigkeit der Produkte verlangt. In Folge dieser beiden wirkenden Ursachen muss also auch die Verdrängung des Handwerkes durch die Grossindustrie in doppeltem Sinne mit eherner Nothwendigkeit vor sich gehen. Erstens geographisch in derselben Richtung, wie der Uebergang von der dünnen niedrigcivilisirten zu der dichten, hochgebildeten, an alle Lebensgenüsse gewöhnten Bevölkerung; und zweitens sachlich, von den Gegenständen des Massenverbrauches immer weiter schreitend zu jenen des minderen Konsums. Die konkreten Zustände, welche man in einer bestimmten Zeitepoche und in einem bestimmten Lande findet, sind die komplexe Wirkung der beiden eben erwähnten Ursachen. In dieser Art lässt sich das Naturgesetz des unter unseren Augen sich vollziehenden Ueberganges in der grössten Allgemeinheit aufstellen.

Nun lässt sich der Nullpunkt der Grossindustrie nach den oben aufgestellten Gesichtspunkten geographisch in das Centrum Asiens verlegen, wo zugleich der Kulminationspunkt der Hausgewerbe zu suchen ist. Von dort nimmt die Bedeutung der letzteren allmählig gegen den Westen von Asien und gegen den Osten von Europa fortschreitend ab. Die Grossindustrie nimmt in gleichem Sinne in steter Bedeutung zu, indem sie ihr Maximum im westlichen Europa und in den östlichen Theilen Amerikas erreicht, wo wieder der Nullpunkt des Kleingewerbes liegt. Noch weiter nach Westen vorwärts schreitend, gelangt man auf dieser Rundreise in die Gebiete der Hausgewerbe und zu dem ursprünglichen Ausgangspunkte zurück, welcher mit demjenigen Theile der Erde so ziemlich zusammengefallen scheint, wohin von Vielen die ursprüngliche Heimath des Menschengeschlechtes verlegt wird. Der Kultur- und Gewerbezustand der centralasiatischen Völker charakterisirt sich durch die Kindheit der beschränkten Hauswirthschaft. Die Bewohner von Turkestân, Afghanistân, des Kirgisenlandes und der übrigen angrenzenden Chanate kennen noch keinen anderen als den Hausbedarf. Von dem natürlichen Reichthume an Baumwolle, Seide, Metallen u. s. w. machen sie keine andere als die roheste eigene Verwendung. In Turkestân sind es vorwiegend Stickereien, Netze, Seilerarbeiten, primitive Gespinnste, Felle und Pelzwerke und die ersten Verarbeitungen der Seide, welche dafür Zeugniss ablegen. In Indien aber liefern die zierlichen Handarbeiten aus Elfenbein, Holz und Silber und die auf dem Handwebstuhl erzeugten Shawls ein beredtes Beweismittel für den aufgestellten Satz. Der Uebergang vom ärmlichsten Hausgewerbe zu den ersten Stufen des Handwerkes vollzieht sich allmählig einerseits in

der Richtung über Persien nach Kleinasien, dem östlichen Russland und der Türkei, andererseits nach Süden unter dem Einflusse des europäisch besiedelten Ostindien. Um uns bei den vielen Uebergangsstadien nicht länger aufzuhalten, sei gestattet, nur noch in Russland das gewaltige Zusammenplatzen der beiden wirthschaftlichen Unternehmungsformen zu verfolgen Da legt der Osten des Reiches eine Fülle von Produkten einer sehr bedeutenden Hausindustrie vor: Holzarbeiten, Leder- und Kürschnerwaaren, viele Metallarbeiten, wie Messerschmiede-, Nagelschmiede-Waaren u. s. w. und auch Textilwaaren; denn selbst die Baumwollindustrie beschäftigt noch 350,000 Hausarbeiter. Noch immer herrscht in den östlichen Gouvernements jener eigenthümliche Zustand, dass der Arbeiter gewerbliche Thätigkeiten neben den landwirthschaftlichen, also nur in gewissen Monaten des Jahres betreibt, während vorwiegend in den westlichen Gouvernements die in derselben Industrie beschäftigten ungefähr 100,000 Fabrikarbeiter mit mehr als 1,600,000 Baumwollspindeln und auf 13,000 Kraftwebstühlen die Massenproduktion dieser Artikel betreiben. Der bisher in seinem geographischen Laufe verfolgte Uebergangsprozess schreitet in der Türkei und den Donauländern weiter nach Westen fort. In Oesterreich-Ungarn endlich beginnt die entschiedene Superiorität des Fabrikwesens, und je mehr wir uns hier von dem Osten entfernen, desto klarer drückt die Grossindustrie ihr Gepräge der gesammten Produktion auf. Die Gegensätze zwischen Ungarn und Böhmen oder Vorarlberg bilden eines der schlagendsten Beispiele, dass sich das Uebergewicht der Fabrikindustrie nach dem Westen hin immer steigert; dieselben Erscheinungen manifestiren sich in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Belgien und gelangen in Grossbritannien zur Kulmination. Auf der Wanderung über den Ozean nach den Vereinigten Staaten von Amerika sehen wir in ebenso eklatanter Weise den Beginn des Rücklaufes; denn in Nordamerika ist die Grossindustrie höchst merkwürdig auf die dem europäischen Westen, d. i. dem Kulminationspunkte des Fabrikwesens näher liegenden Territorien zusammengedrängt, während der Westen noch immer vorwiegend zum Ackerbau neigt; hier beginnt wieder die Geltung des Hausgewerbes, welche sich über den Stillen Ozean nach Australien, Japan und China fortsetzt. In diesen beiden aufblühenden Staaten Ostasiens ist die kleine Hausindustrie, das emsige Gewerbstreiben des Einzelnen noch entscheidend. Kunstbronzen, Cloisonnés, Lackwaaren, Malereien, Papier, legen ein lautredendes Zeugniss dafür ab. Ein Artikel wie Seidengewebe, welcher in Lyon allein zirka 140,000 Fabrikarbeiter an 70,000 Webstühlen beschäftigt, wird in der Kwangtun-Provinz noch im Hausgewerbe oder von armen, im Solde der Webermeister stehenden Arbeitern in der primitivsten Weise hergestellt.

Was nun den zweiten, den sachlichen Faktor anbelangt, so zeigte sich allenthalben, dass dort, wo schon die Vorbedingungen für einen umfangreicheren Verkehr gegeben sind, die Fabrikindustrie ihren Ausgangspunkt bei den Artikeln des Massenkonsums nimmt. Unter diesen steht allemal die Textilindustrie voran, ihr folgt die grosse

metallurgische, besonders die Industrie des Eisens und seiner Abkömmlinge, weil dieselben den allgemeinsten Bedarf berühren, dann die chemischen Industrien, die auf den gewöhnlichen Hausgebrauch und endlich auf Nahrungs- und Genussmittel bezüglichen Gewerbe. In der That hat geschichtlich die mächtigste aller Textilindustrien, jene der Baumwollwaaren mit dem Verdrängen des Kleinhandwerks den Reigen eröffnet, ihr folgte fast gleichen Schrittes die der Schafwollwaaren, hierauf die Seidenindustrie und zuletzt kam Leinen — bei welchem sich bekanntlich die Hausindustrie innerhalb dieser Gruppe relativ am längsten erhielt. Unter den metallurgischen Industrien begann derselbe Wettkampf bei der Erzeugung des Roheisens; er ist in den meisten Theilen der Erde schon so lange zu Gunsten des Grossbetriebes entschieden, dass man nur in ganz vereinzelten abgeschiedenen Gebirgsländern (z. B. in Theilen von Oberkrain) noch Spuren des ursprünglichen Kleingewerbes (Bauernhochöfen u. s. w.) findet. Naturgemäss muss sich innerhalb jeder grossen Industriegruppe der Uebergang vom Handwerk zum Fabriksbetriebe bei jenen Artikeln zuerst erkennbar machen, welche die Grundlage der folgenden Verarbeitung bilden; später tritt er auf den höheren Verarbeitungsstufen und erst zu allerletzt bei den feinsten und mannigfachsten Erzeugnissen hervor. Diese Vorgänge pflegen sich fast auf typischem Wege zu vollziehen Den Anfang macht stets die Einführung eines verbesserten Werkzeuges an Stelle der schwierigen Handarbeit; bald werden diese Werkzeuge kombinirt und zu einer Arbeitsmaschine, deren Gebrauch zunächst nur die einzelnen Verrichtungen des Gewerbes erleichtert und unterstützt, aber noch immer das Handwerk als solches bestehen lassen kann. Sobald aber der nächste Schritt, die Verbindung mehrerer von einzelnen Arbeitsmaschinen verrichteten Theile oder gar die maschinelle Herstellung des komplizirten Ganzen erfolgt, beginnt die Herrschaft der Fabrikindustrie. Denn da werden die Dimensionen meist so gross, dass der Arbeiter nicht mehr zur mechanischen Bewältigung genügt; es wird nothwendig, elementare Kräfte als Motoren zu verwenden, und mit deren Hinzutritt ist die Rentabilität des Kleingewerbes dahin, seine wirthschaftlichen Kräfte werden unzureichend, der fabrikweise Grossbetrieb ist allein rationell und lohnend. Zwar wird durch das Auskunftsmittel der immer allgemeineren Eingang findenden Motoren für Kleingewerbe ein kleiner Aufschub gewährt; aber eben nur ein Aufschub, keine definitive Lösung. Im Allgemeinen liegt schon in den technischen Fortschritten die Tendenz, die Arbeitsverrichtungen des Kleingewerbes zuerst zu erleichtern, dann immer mehr davon auf sich zu nehmen; endlich den Handwerker zu depossediren. zum Arbeiter in der Fabrik und zum intellektuellen Leiter der Maschine zu machen. Einige eklatante Beispiele mögen diese Behauptung illustriren. Da sehen wir vorerst in der Textil-Industrie jene Metamorphose vom Brennpunkte aus immer weitere Arbeitszweige treffen. Dass die Spinnmaschine den Spinner, der Powerloom den kleinen Weber verdrängt, bedarf kaum der Erinnerung; aber fast Alles, was im weiteren Verfeinerungsprozesse aus Garn und Gewebe hergestellt werden kann, ge-

hört ebenfalls schon der Maschine an. Die Bekleidungs-Industrie war ausschliessende und ist noch vielfach Hausgewerbe; aber schon rückt von allen Seiten die Maschine ins Treffen. Die erste Bedingung, der Massenkonsum, und zwar ein ziemlich gleichartiger ist vorhanden; die Trachten und Kleider werden immer uniformer, und statt des Bestellens wird das Auswählen unter den fertigen Vorräthen üblich. Aehnlich wie dem ehrbaren alten Schneiderhandwerke ergeht es der Zunft der Schuhmacher. Es ist nicht mehr selten, dass Etablissements 500—600, ja bis zu 3000 Arbeiter im fabrikweisen Betriebe beschäftigen und täglich 800—1000 Paar Schuhe und darüber liefern. So wenig als hier bietet neuestens die Handschuh- oder die Hutfabrikation dem Handwerker ein sicheres Asyl; auch dafür rückt eine Maschine nach der andern in den Gebrauch ein. Von diesen gewöhnlichen zu den feinsten Bestandtheilen der Kleidung ist nur ein kleiner Schritt. Das Stricken, ein seit zwei Jahrhunderten auf den häuslichen Kreis beschränkter Erwerbszweig, wird durch den Wirkstuhl, durch den Kettenstuhl, Rundstuhl und durch die Strickmaschine allmählig auf allen Gebieten verdrängt. Das Sticken und Tambouriren, eine historisch und für gewisse Lokalitäten noch heute so bedeutende Beschäftigung des Hausgewerbes, muss der für den Massenbedarf arbeitenden Stickmaschine weichen. Nicht viel besser geht es den Spitzen, wo der Bobbinestuhl die Handspitze für den gewöhnlichen Massenverbrauch aus der Konkurrenz verdrängt und der Spitzenklöppelei ein Ende zu bereiten droht; der Metall- und Holzbearbeitung, wo ein Heer von Arbeitsmaschinen dem Kleingewerbe immer gefährlicher wird, wo die Fabrikindustrie die Spengler, Tischler, Schlosser, Drechsler, aus ihren Werkstätten depossedirt; den analogen Entwicklungsgang kann man bei der Buchbinderei und den Tapezierarbeiten verfolgen, oder aufmerksam machen, wie der Kleinmüller von Einst der mit den vortrefflichsten Mechanismen betriebenen grossen Mühlenindustrie weichen muss. Eines allerdings darf nicht übersehen werden. Es gibt ein Gebiet auf welchem diesem Prozesse Einhalt gethan werden kann und bereits Einhalt gethan ist. Das ist das individuelle Gebiet, auf welchem es sich um wahre Kunsttechnik handelt, wo der Kunstsinn und Geschmack des Arbeiters entscheidet. Auf diesem Gebiete vermag keine Maschine dem Arbeiter seine Herrschaft streitig zu machen; auf allen übrigen aber hält sie ihren Einzug.

Unter den geschilderten Umständen erhält der Welthandel eine stets wachsende Bedeutung. Die Angriffe gegen die Bollwerke, die noch bis in die Mitte des XIX. Jahrhunderts die Staaten von einander isolirten, werden von zwei Seiten zugleich geführt: von der Technik und von der Verwaltung. Jene schiebt die Pionniere des Welthandels immer weiter vorwärts in die früher verschlossenen Gebiete, diese sichert deren Existenz und internationale Anerkennung. Die Telegraphenlinien der ganzen Erde haben eine Länge von 800,000 Kilometer erreicht. In dieser einzigen Thatsache liegt schon ein genügender Hinweis auf den Sieg des kosmopolitischen Geistes; besonders da der Telegraph den Gedankenaustausch über Gebiete vermittelt

welche nach jeder anderen Art des regelmässigen Verkehrs unzugänglich sind. Telegramme eilen über den Erdball, von San Franzisco durch den amerikanischen Kontinent und den atlantischen Ozean nach Europa, von hier nach Kleinasien und den Persischen Meerbusen nach Indien oder durch die sibirische Steppe bis an den Amur und nach Ostasien. Seitenlinien schliessen Japán so gut als Australien in diesen magischen Gedankenkreis ein. Der die Menschheit verbindende Schienenstrang durchbricht die Kette der Alpenriesen in Europa, so gut wie jene der Sierra Nevada und der Kordilleren in Amerika und reicht bald von einem Endpunkte dieser Kontinente bis zum anderen. Nach einer begründeten Durchschnittsrechnung dürften täglich 4 bis $4^{1}/_{2}$ Millionen Personen und gegen 40 Millionen Zentner Güter auf den Bahnen befördert werden. In ähnlicher Weise bringt die „Weltpost" einem Jeden „täglich Nahrungsmittel des sittlichen, intellektuellen und politischen Lebens und kommt von allen Theilen der Erde mit derselben Regelmässigkeit wie die Sonne." Erinnern wir uns schliesslich noch des Anwachsens der Dampferflotte in der Handelsmarine, so vervollständigt sich das Bild der technischen Hilfsmittel des Welthandels. Angesichts eines so gigantischen Apparates von Bewegungswerkzeugen steigen die Gütermassen, welche die Bewohner dieses Planeten unter einander tauschen, in unaufhaltsamer Progression. Um diesen Aufschwung auf alle mitwirkenden Ursachen zurückzuführen, muss auch der Unterstützung gedacht werden, welche die Verkehrpolitik der Staaten im administrativen Sinne leistete. Zu Beginn der sechziger Jahre war eigentlich nur Grossbritannien dem Freihandel faktisch zugethan: die kontinentalen Staaten Europas und jene Amerikas waren durch Prohibitionen und Schutzzölle für die Weltwirthschaft versperrt. Seither haben zahlreiche Verträge fast alle Länder mit einander in innige Beziehungen gebracht, Europa ist im Wesentlichen zur Handelsfreiheit bekehrt. In jener Periode hatte jedes Land seine nationalen Maasse und Gewichte, sein eigenes Geld und Münzsystem. Heute ist umgekehrt die internationale, weltwirthschaftliche Organisation dieser Verkehrseinrichtungen zur Regel, das isolirte Festhalten an volksthümlichen Eigenheiten zur Ausnahme geworden. Die in Fluss gebrachte Unifikation, die Annahme des metrischen Systems, die Münzkonvention und alle darauf bezüglichen Abmachungen beheben eines der früheren Hindernisse des Welthandels nach dem andern. Endlich gelingt es immer vollständiger, den kosmopolitischen Charakter der Eisenbahnen, Telegraphen und Posten durch Verträge, Kongresse und Konferenzen auch staatlich zur Geltung zu bringen.

Soziale Wirkungen der Maschine.

Unschwer erkennt jeder in dem skizzirten Entwicklungsgange der materiellen Kultur das Walten eherner unverrückbarer Gesetze, gegen welche der menschliche Geist sich fruchtlos auflehnt. Im Allgemeinen hat die Kultur das mächtige Eindringen der Maschine nicht zu be-

klagen, denn es bedeutet ein Aufsteigen von der mechanischen zur geistigen Thätigkeit, in so ferne die Maschine selbst ein Werk der letzteren ist. Verschweigen darf jedoch der Kulturforscher nicht die sozialen Wirkungen der Maschine, welche den klaren Beweis liefern, dass der allgemeine Kulturgewinn sich stets nur auf Kosten eines Bruchtheiles der Menschheit vollzieht. Die Nothwendigkeit des menschlichen Elends wird vielleicht durch die an die Maschine anknüpfende soziale Bewegung am schneidendsten illustrirt. Die erste Wirkung war das Zusammenströmen der Arbeitskräfte an den Standort der Maschine, zunächst in die grossen Städte, welche auf Kosten des flachen Landes unverhältnissmässig anschwollen. Die durch solche Verdichtung rapid gestiegene Nachfrage rief naturnothwendig eine allgemeine Vertheuerung der Lebensmittel, d. i. eine Verschärfung der Noth hervor, welche die wohlthätigen, auf Verbilligung der Kunstprodukte abzielenden Wirkungen der Maschine wieder aufhebt. Das Leben in den Grossstädten ist zudem mit einer Reihe sanitärer Nachtheile verbunden, welche das Entstehen wüthender Epidemien begünstigen und auch ohnedies die Lebensdauer der Bewohner in den ärmeren Stadttheilen verkürzen. Was einst Aberglaube, Inquisition, Hexenprozesse, Kirche, Fürstenlaunen und Kabinetskriege an Opfern von Menschenleben erheischten, verlangt heute eben so gebieterisch, nur in stärkerem Maasse, in grösserer Zahl die moderne, liberale Civilisation, wenn auch aus anderen Gründen. Die Thatsache bleibt indess die nämliche. Mangel an Luft und Raum, an gesundem Trinkwasser, an genügender und zweckentsprechender Kleidung raffen, von den Epidemien ganz abgesehen, lautlos Tausende dahin. Endlich untergraben sehr viele Industriezweige an sich die Gesundheit des Arbeiters, und gönnen ihm nur ein kurzes Leben. Das Zurichten der Steck- und Nähnadeln ist durch den auftretenden Schleifstaub überaus ungesund und verderblich; ja die Wirkung ist so tiefgreifend, dass die Haare der Zuspitzer sich mit der Zeit deutlich grün färben. Der Aufenthalt in der Taucherglocke ist ebenso nachtheilig; dass nämlich die Taucher fortwährend mit den Füssen im Wasser sind, ruft gewisse Krankheiten hervor. Die Fabrikation der Zündhölzchen führt zahlreiche Phosphorvergiftungen herbei; die furchtbare Krankheit der Phosphornekrose ist ein direktes Resultat der Kultur; sie konnte vor Entdeckung und Anwendung des Phosphors nicht existiren. In den Quecksilberbergwerken leiden die Arbeiter unter den Merkurialvergiftungen. Die Glasindustrie ist nicht minder verderblich; in Kohlengruben fallen Hunderte alljährlich den schlagenden Wettern zum Opfer. Indess verlangt die Civilisation auch Tausende von Opfern, welche nicht durch die Maschine gefordert werden. Auf den Guano-Inseln sterben, wie wir wissen, die mit der Ausbeutung dieses in Europa durch die mit der Kultur verbundenen Bodenerschöpfung unentbehrlich gewordenen Dungmittels beschäftigten Kuli wie Fliegen. Die berühmtesten Diamanten Brasiliens werden gerade in höchst ungesunden Distrikten ausgewaschen und haben gewiss schon 100,000 Menschen das Leben gekostet. Eine Menge Menschenleben geht beim Sammeln essbarer Schwalben-

nester auf der malayischen Halbinsel verloren; man rechnet dass zwei Fünftel aller Schwalbennestfänger dabei zu Grunde gehen. Dennoch will und kann die wachsende Gesittung alle diese Produkte nimmer entbehren; erbarmungslos schreitet sie über die Leichen ihrer Opfer hinweg, und es wäre sicherlich interessant, die Zahl derselben zu berechnen und mit jenen des Krieges in einem gleichen Zeitraume zu vergleichen. Es möchte sich dann leicht ergeben, dass die Zahl dieser unbeklagten stillen aber stetigen Opfer der Industrie und der Civilisation jene der kriegerischen Launen der Menschheit um Vieles überwiegt.

Keine Maschine konnte ferner in den Kreis des Alltagslebens eingeführt werden, ohne alle Jene dem Elende und Untergange zu weihen, deren Handarbeit die Dienste der nunmehr vereinfachenden Maschine verrichtete. Diese leistete was früher etwa 10—20 Menschen geleistet, die dabei ihr Brod fanden. Zu ihrer Bedienung erforderte sie davon vielleicht 1—2, die Anderen, die sich nicht plötzlich einem fremden, ungelernten Handwerke zuwenden konnten, gingen beschäftigungslos zu Grunde. So knüpfen an das Walten der Maschine zwei wichtige Kulturphänome an: der *Pauperismus* und die *Prostitution*. Unter milderen Formen hatten beide früher bestanden, in ihrer heutigen Verschärfung niemals. Beide schreiten gegenwärtig miteinander Hand in Hand. In früheren Zeiten lernten wir religiöse Verirrungen, seltsame Begriffe der Gastfreundschaft und Habsucht als Ursachen der Prostitution kennen; jetzt diktirt sie die *Noth*. Die auffallende Vermehrung der *Selbstmorde* in der Gegenwart, wie in den Tagen des alten Rom mit dem Wachsen des Atheismus und dem Sinken der Volksreligion Schritt haltend, ist ein zuverlässiges Zeichen der Zeit, des herrschenden sozialen Elends. Quetelet weist auf den Einen grossen Schluss hin, den die Beobachtung des Selbstmordes zulässt, dass der Selbstmord nämlich nur das Produkt des allgemeinen Zustandes der Gesellschaft ist, und dass der einzelne Selbstmörder nur zur Wirkung bringt, was eine nothwendige Folge vorausgehender Umstände ist. Bisher fand man in den verschiedenen Ländern[1], aus welchen positive Daten vorliegen, Jahr aus Jahr ein eine und dieselbe Zahl von Personen, die freiwillig den Tod suchen, so dass man im Stande war, die Zahl der Selbsttödtungen zu prophezeien, vorauszusehen mit vollständiger Gewissheit des Eintreffens. In den letzten Jahren hat sich jedoch diese jährliche Durchschnittszahl an vielen Orten nicht unbeträchtlich vermehrt: so in Frankreich, besonders in Paris, aber auch in deutschen Städten wie in Nürnberg, in Oesterreich und Italien. In der Geistesnacht des Mittelalters, wo uns der Zustand der Völker so überaus elend geschildert wird, war dagegen der jetzt so häufige Selbstmord eine sehr vereinzelte Ausnahme. Ich gehöre nicht zu Jenen, welche den Selbstmord an sich als eine Feigheit oder Unsittlichkeit auffassen, beides wird er vielmehr möglicherweise erst durch die Umstände, welche ihn begleiten; aber auch wer der Ansicht ist, dass zum Selbstmorde mitunter wahrer Muth gehört, wird die Vermehrung dieser Erscheinung im sozialen Leben als ein Zeichen vermehrten Elends be-

klagen und zugleich bekennen müssen, dass die so düster ausgemalte Noth des Mittelalters keinesfalls so tief empfunden ward, dass sie zum freiwilligen Ausscheiden aus dem Leben bewog; was doch heute trotz aller so sehr gestiegenen Kulturmittel der Fall ist.

Die mechanischen Vorrichtungen der Maschine legen allerdings ihrem Leiter eine höhere Denkpflicht auf, spornen aber nicht zum Ueberschreiten des nothwendigen Maasses an, halten vielmehr von sonstiger Denkarbeit ab. So ist die Wirkung der Maschine auf die Arbeiter eine geistig zurückhaltende, deprimirende. Der Fabrikarbeiter wird, obwohl geistiger Leiter der Maschine, durch die Maschine geradezu aus der Reihe der kopfarbeitenden Klassen ausgestossen, zu mechanischem Denken gezwungen. Die Folge davon ist, dass in europäischen Ländern ein bedeutender Unterschied in der Gehirnbildung zwischen hand- nnd kopfarbeitenden Klassen obwaltet, völlig zum Nachtheile der ersteren. Die Maschine legt demnach den Grund zu einer physiologischen Erscheinung, welcher sich Kraft des Gesetzes der Vererbung die Nachkommen der Arbeitsklasse nicht mehr entziehen können und führt zu immer schärferer geistiger Differenzirung der Menschen, deren Gleichheit eines der beliebten Schlagworte der angeblichen Aufklärung ist. Dieser geistige Druck im Vereine mit dem Pauperismus stempelt den Fabrikarbeiter in Wahrheit zum „weissen Sklaven" und hat die heutige Form der „sozialen Frage" geboren.

Sozialismus und Sozialdemokratie.

Der weisse Sklave der Gegenwart benimmt sich genau so wie Sklaven sich immer benehmen: er strebt naturgemäss nach Befreiung, zum mindesten nach Verbesserung seiner Lage. Daher der soziale Kampf, dessen Vorhandensein weder geläugnet noch ignorirt werden kann. In unserem Jahrhundert stehen wir mitten im ausgeprägtesten Individualismus. Das Ringen der Massen nach „menschenwürdiger" Geltung geht aus dem Verlangen der bewussten Einzelnen nach „menschenwürdiger" Existenz hervor. Zu diesem Zwecke soll der Besitz seines Monopols entkleidet und die Arbeit als vorwiegend entscheidende Quelle des Reichthums erkannt, anerkannt und behandelt werden. In den allerersten Anfängen begann diese ökonomische Revolution in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich zu regen, heute strebt sie dahin, alle überkommenen Lebenslagen zu ändern. Unbegrenzte Freiheit der Arbeitskraft ist zunächst die Devise. Diese Bewegung im Gesellschaftsleben steht im tiefen Zusammenhange mit einer allgemeinen Denkrichtung von stark pantheistischem Gepräge, die auf nicht geringere Endziele hinsteuert, als auf Geltendmachung neuer religiös-moralischer Grundanschauungen und neuer politisch-gesellschaftlicher Zustände und Gestaltungen. Die fabelhaften Steigerungen des Verkehrslebens, die dadurch herbeigeführten unendlich mannigfachen Stamm- und Klassenberührungen haben nicht wenig — ganz abgesehen von den politischen Bewegungen und deren Konsequenzen — zu einem Nivellement der Stände beige-

tragen. Zur Hebung auf industriellem Gebiete hat die Wissenschaft das Ihre gethan, eine riesige Maschinenarbeit hat den Bezug von Rohstoffen aus allen Theilen der Erde, ihre Verarbeitung und die Rücksendung der Fabrikate zu einem Preise möglich gemacht, mit welchem der Handarbeiter absolut nicht mehr zu konkurriren vermag. Diese Umwälzung stellt die grossen Kapitalshäufungen von Einzelnen und Korporationen einem ebenso grossen Proletariat entgegen, die niedrige fabrikmässige Arbeit ist an das grosse Kapital gefesselt und dadurch neben anderen auch die Bildungsunterschiede zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden aufrecht erhalten.

Die immer unwiderstehlicher vorgehende und immer riesigere Dimensionen annehmende Umwandlung im Arbeitsleben, die Niederzwängung des kleinen Handwerkes und Betriebes, gleichzeitig die Vervollkommnung der Maschinen und die Vereinigung der Kapitalien zu deren Ausbeutung, das ist wohl der unwiderstehlichste, fast mit der Gewalt einer Naturkraft handelnde Faktor innerhalb der tief eingreifenden Umbildung unserer Gesellschaftsverhältnisse. Dem Beobachter, der den natürlichen Lauf der Dinge erfasst, kann dabei nicht entgehen, dass thatsächlich der Arbeiter der Gegenwart trotz der ihm gewordenen politischen Befreiung, die ihm aber den Hunger nicht stillt, die Rolle des Sklaven vergangener Epochen versieht. *Die Maschine*, mehr als die Philantropie, *hat die Sklaverei und Leibeigenschaft beseitigt, aber nur um Sklaverei anderer Art an deren Stelle zu setzen.* Sie hat den „vierten Stand" erzeugt. Den Anstrengungen des vierten Standes, den Fesseln, worein der heutige Kulturstand der Gesellschaft ihn schmiedet, sich zu entwinden, wohnt die tiefste Berechtigung inne, eben so wie seinerzeit den Kämpfen um die Volksrechte gegen die Fürstenmacht. Je tiefer dieser Kampf in die gesellschaftlichen Schichten hinabsteigt, desto heftiger sein Wüthen. Schrecklicher als der Rassenkrieg ist der *Klassenkrieg*. Auf die mancherlei Mittel, womit schon die Gegenwart diesen Krieg einleitet, kann ich hier, wo ich in grossen Strichen zeichne, nicht eingehen; das wichtigste darunter, die *Assoziation*, in den planmässigen *Strikes* den Arbeitern eine mächtige Waffe, scheint nunmehr, wie neuere Vorgänge beweisen, wo das einmüthige Zusammenstehen der Fabrikbesitzer ansehnliche Lohnherabsetzungen erzwang, in den Händen des Kapitals von noch grösserer Wucht zu werden. Das Recht des Stärkeren entscheidet wie immer auch in diesem Existenzkampfe. Wiederholt habe ich darauf hingewiesen, dass der Sozialismus keine höhere Kulturform in sich schliesst, dass wir ihn vielmehr schon in den Uranfängen unseres Geschlechtes und bei Völkern der tiefsten Gesittungsstufe begegnen. Wer wahr und billig sein will, muss aber auch anerkennen: Die *Sozialdemokratie*, in den kultivirteren Fabriksdistrikten an Bestand sichtbar gewinnend, ficht auf ihre Weise und mit dem nämlichen Rechte wie die Monarchisten, Republikaner oder Demokraten. Der Kardinalpunkt der ganzen sozialen Frage liegt für jeden Hellsehenden unzweifelhaft in der übermässigen Kindererzeugung der Arbeiter; nun hat man wohl Recht mit

der Theorie, dass wie man nicht heirathen dürfe, wenn man nicht die Mittel hat eine Familie zu ernähren, man auch nicht Kinder erzeugen dürfe, die man nicht ernähren kann. Es sei unmoralisch, Kinder zu erzeugen, denen gegenüber man diese Pflicht nicht zu erfüllen vermag; es sei endlich unmoralisch Dritten diese Pflicht aufzuerlegen. Der Gang der Welt kümmert sich aber nicht um die Moral und es finden sich auch verblendete Morallehrer, welche umgekehrt predigen es sei unmoralisch sich den Geschlechtsgenuss zu versagen, d. h. natürliche Triebe zu unterdrücken. Am wenigsten will aber der Arbeiter darauf verzichten, wo ihm sonst das Leben der Genüsse nicht allzu viele beut, und die brodlose Kinderschaar, die er in die Welt setzt, ist gerade die gefährlichste Waffe der Sozialdemokratie, die Armee mit welcher sie die Zukunft sich zu erobern hoffen darf. Ihr Sieg würde voraussichtlich die Grundvesten der jetzigen Gesittung erschüttern, ja diese selbst in Frage stellen, wird aber, wenn je errungen, wieder nur ein Triumph des alten Satzes: Gewalt geht vor Recht, und zugleich ein natürliches, logisches Ergebniss des bisherigen Entwicklungsganges sein. Und es ist ein Wahn zu glauben, dieser Prozess, der aus den bisherigen historisch gewordenen Zuständen naturgesetzmässig hervorgeht, könne durch irgend welche menschliche Institutionen in seinem Verlaufe aufgehalten werden. Weder Repressivmassregeln, noch auch die fortschreitende Entwicklung der Freiheitsidee und deren Verwirklichung im staatlichen, sozialen und praktischen Leben vermögen jemals das Elend zu bannen, welches einen Bestandtheil jeder Civilisationsphase bildet. „Die meisten Menschen verlangen von den Dingen entgegengesetzte und unvereinbare Wirkungen, sie wollen, dass der Stein, der ihre Bauten festigt, aufhöre fest zu sein, wenn er ihnen auf den Kopf fällt.“ [1]) Sie wollen die Vortheile, nicht aber die Nachtheile der Civilisation. Jede Civilisation leidet nun an solchen Gebrechen, dass, wie wir wissen, dieselbe die Summe des Wohlseins der Menschen nicht zu steigern vermag. [2]) Eine genauere Forschung ergibt jedoch, dass alle sogenannten „Gebrechen“ integrirende Elemente des jeweiligen Kulturstadiums sind. Mehl wird nur gewonnen, wenn Korn zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben wird; wer die treibenden Kräfte sind, ist am Ende gleichgiltig. Keine Gesetze und Einrichtungen der Welt können verhindern, dass in der menschlichen Gesellschaft nicht dem einen Theil die Rolle der Mühlsteine, dem andern jene des Korns zufalle. Freilich verschliesst man davor nur allzu gerne die Augen und der Russe Nikolay Gogol spricht eine bittere aber tiefe Wahrheit aus, welche die heutige Kulturentwicklung charakterisirt, wenn er sagt: „Das XIX. Jahrhundert verdient den Namen des Jahrhunderts der Humanität. Denn jedem alten Schandfleck der Menschheit hat es ein

---

1) Ludwig Noiré, *Die Welt als Entwicklung des Geistes. Bausteine zu einer monistischen Weltanschauung*. Leipzig 1874. 8°. S. 110.

2) Peschel, *Völkerkunde*. S. 156—157. Theodor Waitz, *Anthropologie der Naturvölker*. I. Bd. S. 477.

neues, edel glitzerndes, vertuschendes Mäntelchen umgehängt. Wen kümmert's, dass der alte Schandfleck darunter erneuert und vergrössert fortbesteht? Man sieht ihn ja nicht!" Und weil man ihn nicht sieht, meinen Viele, er sei auch nicht mehr vorhanden. Die Zukunft ist von dem Programme dieser Blätter ausgeschlossen, nur soviel darf man als unerschütterliche Thatsache verkünden: wie immer die Lösung der sozialen Frage ausfallen möge, das menschliche Elend und die Sklaverei werden nimmer aus der Welt geschafft. Die Menschen wechseln die Plätze, an Stelle der alten Dulder treten neue, die Form wird eine andere, das Wesen bleibt.

Geistige Triumphe der Neuzeit.

Wie die materielle, nahm auch die geistige Kultur unseres Jahrhunderts einen hohen Flug. Schon habe ich erwähnt, wie die auf die klassische Periode der deutschen Literatur folgende Romantik unter dem Hauche freiheitlicher Gedanken verendete. Diese Epoche erfüllte besonders ein Hervortreten der Kunst, die im verflossenen Jahrhunderte der Wissenschaft gewichen war. Von Winckelmann, der sich in dem alten ewig jungen Rom am Studium der Antike Begeisterung trank, ging eine neue Kunstrichtung aus, die alsbald alle Zweige des Kunstgebietes ergriff. In der Architektur, Bildhauerei und Malerei ward Bedeutendes geleistet und es zeichneten sich darin Völker aus, die bisher wenig Theil an ihrem Entwicklungsgang genommen. Der grosse Thorwaldsen war ein Däne isländischer Abkunft und einer der namhaftesten Maler der Gegenwart, Jan Matejko ist ein Pole, Siemieradzki ein Russe, Munkácsi ein Ungar. Den Anstoss zu dieser denkwürdigen Bewegung auf dem Kunstgebiete gab zunächst die Romantik, die in der Malerei wenigstens in Frankreich und Deutschland eine besondere Schule erzeugte. Dass der künstlerische Born nicht versiegte als die romantische Schule überwunden war, dafür sorgte der zunehmende materielle Reichthum, der, wie wir wissen, eine der natürlichen Bedingungen der Kunstentfaltung ist. Hatte die Romantik den Geist auf das Ideale überhaupt hingerichtet, so wollte auch die spätere Zeit den Schmuck dieses Ideales um so weniger entbehren, als sie die materiellen Mittel besass, die Anforderungen der Künstler zu befriedigen. Dazu kam, dass eine neue Religion die Gebildeten erfasste und die Kunstbestrebungen belebte. Diese neue Religion war der Kult der Freiheit. Die Kunst sagte sich los von der alten Religion, vom Christenthume und seiner Kirche, und dies verleitete zu der Meinung, dass die Kunst von der Religion getrennt im Sonderleben gedeihen könne. Man übersah, dass die neuen Ideale, um die sich die Menschheit schaarte, in ihrem Wesen zusammenfielen mit dem verlassenen Glauben; statt einer Religion, der man bewusst entsagte, schlüpfte man unbewusst in die andere hinein. Dem Walten des Idealen in der Gegenwart verdanken wir die bestehenden Kunstregungen. Würden diese blendenden Irrthümer nicht das ganze geistige Geäder der Kulturnationen durch-

zittern, die Kunst wäre rasch dahin. Die materialistische Kunst ist eben so eine Unmöglichkeit wie eine idealistische Wissenschaft. Auf diesem Gegensatze beruht indess die heutige Kulturentwicklung. Ohne ein Urtheil über die moderne Kunst zu wagen, wird doch die Behauptung kaum Anstoss erregen, dass ihr ätherischer Flug zu erlahmen beginnt, seitdem die positiven Kenntnisse in immer weiteren Kreisen den Werth der Ideale schmälern. Das allgemeine Streben der Jetztzeit trachtet nach allmähliger Verwerthung und Verallgemeinerung der Kunst zur Befriedigung des Schönheitssinnes, der mehr denn je Gemeingut der Gebildeten ist, zwingt aber dadurch die Kunst, ihren hohen Thron zu verlassen und herabzusteigen in immer tiefere Tiefen des Alltagslebens. So entwickelt sie das Kunsthandwerk, das sich besonders in Frankreich auf hohe Stufe emporgeschwungen. Das allgemeine Kunstniveau erhöht sich, die Spitzen schrumpfen dagegen ein.

Der Idealismus der Gegenwart ist grossentheils ein germanisches Produkt und nimmt seinen Ausgang von der deutschen Philosophie. Im Gegensatze zu den französischen Encyklopädisten, die mit den damals vorhandenen Mitteln der Wissenschaft die Welt in ihre Atome aufzulösen suchten, wandten die Deutschen sich wieder der tief im menschlichen Innern wurzelnden Mystik zu. „In den modernen Spiritualisten, und unter diesen Kant, der den über Raum und Zeit an sich erhabenen Schöpfer des Alls vertheidigte, in Fichte, der das schöpferische Element im absoluten Welt-Ich, Schelling, der das schöpferische An-Sich des Alls als absolute Indifferenz oder als das absolute Subjekt-Objekt ansah, und in Hegel, der wiederum dasselbe unter dem Begriffe der absoluten Idee erfasste, in Schopenhauer, der das nämliche im Willen und endlich in Eduard v. Hartmann, der es ganz sicher im Unbewussten gepackt zu haben glaubt, tritt uns dieser mystische Schöpfungsbegriff entgegen. Wie die vorphilosophischen Mystiker ihren überirdischen Schöpfer sogleich zur Hand hatten, so nicht minder die spiritualistischen Mystiker.“ [1]) Das Gewirre der aus- und ineinander laufenden Fäden der deutschen Philosophie und ihrer ausländischen Nachfolger bedrückt den nach Klarheit strebenden Denker in demselben Maasse wie die geschmähte Scholastik des Mittelalters. Sie streitet um spitzfindige Begriffe, die nicht mehr und nicht weniger Sinn besitzen als die scholastischen Haarspaltereien. Ueber den Plato und Aristoteles kommt sie nicht hinaus, „denn wer dem Plato und Aristoteles zugesteht, dass eine alle Theile und Systeme übergreifende, gleichsam dieselben in mystischer Weise schöpferisch umfassende Urkraft, nenne man dieselbe absolute Idee, Unbewusstes, Allgeist oder sonst wie, besteht, der hat einen neuen Schöpfer konstruirt, und diesen noch dazu nicht klarer und denkanschaulicher gesetzt wie die mystische Dreieinigkeit.“ [2]) So ist denn die moderne

---

1) Otto Caspari, (*Ausland* 1874. S. 629—630).

2) A. a. O. S. 630.

Philosophie wesentlich nichts anderes als die Kirchenreligion, die in der Gegenwart mit dem Ultramontanismus, nicht bloss dem katholischen, identisch geworden ist. Indem die theistisch-mystische Philosophie den letzteren bekämpft, befindet sie sich im Widerspruche mit sich selbst; sie ficht gegen Dogmen um neue Dogmen zu predigen, wie jene von der sittlichen Weltordnung und der Teleologie. Gemeinsam mit dem Ultramontanismus schleudert sie aber ihre Anathemen auf Jene, die in den Resultaten der wissenschaftlichen Forschung die Unwahrheit aller Mystik, wovon der ultramontane Kirchenglaube nur die eine Seite ist, erkennen wollen. Gegen solche „Ueberhebung" der Wissenschaft, wie das Schlagwort lautet, in Wahrheit gegen den Fortschritt, wehrt sich die Philosophie in Wort und Schrift.

In der Geschichte der geistigen Entfaltung unseres Geschlechtes darf der Kulturwerth dieser philosophischen Windungen nicht unterschätzt werden; es gebührt ihnen die nämliche Anerkennung, wie den angeblich sinnlosen Tifteleien der Scholastik, aber nicht mehr. Sie schärfen das Denkvermögen und schirmen den Idealismus gegen die wuchtigen Schläge, welche die positiven Kenntnisse ihm täglich mehr versetzen; sie schufen neue Ideale an Stelle der alten, abgenützten, die in die Rumpelkammer mehr oder minder achtungsvoll hinterlegt werden. Demuth, Gehorsam und Anhänglichkeit, die Ideale des scholastischen Mittelalters, die passiven Tugenden überhaupt, sind abgeblasst, überwunden, um wieder, da neue Tugenden so wenig entstehen können wie neue Laster, die bürgerlichen in den Vordergrund zu schieben. Statt des Glaubens füllt die Freiheit, bürgerlich, sozial und religiös, das idealistische Bedürfniss unserer Epoche aus. So wechselt die Menschheit ihre Ideale, ohne den Kreis des Idealismus zu verlassen. Sie darin zu erhalten, das blendende Licht der Wahrheit von den Augen der Menge ferne zu halten, dies das Werk der Philosophie wie einst der Kirchenreligion, die ja Beide wieder dem unversiegbaren Borne der nie befriedigten Phantasie entspringen.

Auf den Grundpfeilern der im verflossenen Jahrhunderte gewonnenen positiven Erkenntnisse thürmte sich dagegen der stolze Bau des modernen Wissens auf, der in steter Wechselwirkung die materielle Kultur ebenso sehr förderte, als er von ihr gefördert wurde. Die Empirie trat in ihr Recht gegenüber der philosophischen Spekulation. Bände liessen sich füllen mit der Geschichte der modernen Wissenschaften; auch nur annäherungsweise ihren Entwicklungsgang abzustecken, fehlen eben so sehr mir die Kräfte, als diesem Buche der Raum; wer sich aber mit diesem Spezialzweige der Kulturgeschichte befasst, wird auch hier auf Schritt und Tritt den Satz bewahrheitet finden, dass eine wissenschaftliche Errungenschaft an die andere sich reiht mit logischer und nothwendiger Konsequenz wie in einander greifende Kettenglieder. Unaufhaltsam drang die Wissenschaft vorwärts, selbst aus den Kriegen Nutzen ziehend, am mächtigsten die Wissenschaft der Natur. Nach allen Richtungen ward gespäht und geforscht, gemessen und gewogen, geprüft und beobachtet, auf dass immer hellerer Glanz ausstrahlte jenes Bündel von Disziplinen, die

wir die Naturwissenschaften nennen. An ihren Aufschwung knüpft sich das Zeitalter der Aufklärung, denn sie nahmen die Skepsis zur Führerin, sie glaubten nicht, sie trachteten zu wissen. Die Naturwissenschaften sind es, die zuerst der Kirche und ihren Lehren den Fehdebrief sandten, die einst so wohlthätigen und jetzt beengenden Fesseln des Glaubens sprengten. Wahrheiten, lange dumpf geahnt, erhoben sie zur Gewissheit und verkündeten sie mit weithin schallender Stimme. Immer klarer und deutlicher traten die Züge der atomistisch-mechanischen Weltanschauung hervor, die alle Lügen, worin die Mystik uns grossgezogen, bekämpft und beseitigt. Es kam Humboldt, es kam Darwin, der dem grossen Räthsel der Entwicklung einen Theil seiner Geheimnisse entwandt. An die Lehre des grossen Briten knüpft sich die Revolution der Geister, welche mitzuerleben uns heute vergönnt ist, eine Revolution, die obzwar friedlich, gewaltiger, umfassender in ihren Wirkungen, als die Arbeiten der Pariser Guillotine und Petroleure von 1792 und 1871. Wie der ins Wasser geschleuderte Stein immer weitere Kreise schlägt, mussten auch die Errungenschaften Darwins, einmal den Denkenden zum Bewusstsein ihres Werthes gebracht, auch auf allen übrigen Gebieten des Wissens anregend, befruchtend und revolutionär wirken. Seit dem als Darwins berühmtes Buch von der Entstehung der Arten ans Tageslicht trat, hat die Schaar seiner Anhänger in den Kreisen des engeren Wissens sich aufs Ansehnlichste vermehrt und die Vertreter anderer Disziplinen bewogen, in seine Fussstapfen zu treten. Schon ist auf national-ökonomischem Felde mit Erfolg versucht worden zu zeigen, wie die Darwin'schen Gesetze auch die Volkswirthschaft beherrschen, und das Buch, welches der geneigte Leser nunmehr zu Ende liest, gipfelt in dem Bestreben, ein Gleiches für den Entwicklungsgang der menschlichen Kultur zu erweisen. Der läppische Einwand, dass die Gesetze der Natur nicht auf das geistige Leben des Menschen sich anwenden lassen, dass ein solcher Versuch eine Ueberhebung, ein frevelhafter „Missbrauch“ sei, richtet sich wohl selbst in den Augen jedes Unbefangenen. An der Begründung und Abwehr der Angriffe auf die neuerworbenen Gesichtspunkte hat das XIX. Jahrhundert voraussichtlich noch lange zu zehren, und das kleine aber täglich sich mehrende Häuflein der Neuerer hat einen harten Stand. Im katholischen Frankreich, aber nicht minder im protestantischen England, Nordamerika und Norddeutschland treten Kirche und theistische Philosophie, die Wissenschaft beherrschend, gegen die neue Lehre in die Schranken. So mag einst das päpstliche Rom sich aufgebäumt haben gegen das Weltsystem Koperniks. Glücklicherweise sind jedoch die Gegner der neuen Weltanschauung, um mit G. Jäger zu sprechen, auf den natürlichen Aussterbe-Etat gesetzt und unberauscht von Darwin'schen Glaubenssätzen, die Glaubenssätze nur dann werden, wenn sie erst Wissenssätze geworden sind, hebt die parteilose Forschung sich zu neuem kondorgleichen Fluge empor.

Der Kulturkampf.

Die gewaltigen Errungenschaften der Wissenschaften erzeugten naturgemäss eine heftige Gährung der Geister auch ausserhalb der gelehrten Kreise. Der Skeptizismus erfasste bald alle Jene, die mit den Ergebnissen der Forschung auch nur oberflächlich vertraut wurden und bald schaarte sich um ihr Banner Alles, was für freisinnig und aufgeklärt gelten wollte. Im Namen der Wissenschaft zog man gegen die bestehenden Missbräuche zu Felde; blos was Missbrauch sei, überliess man nicht der wissenschaftlichen Entscheidung, beurtheilte man vom jeweiligen Parteistandpunkte. So ward die Wissenschaft, die über den Parteien thront, selbst zur Partei herabgezogen. Ueber die Gefahren dieser Lage wäre es überflüssig sich Illusionen zu machen und dieselben werden für Deutschland von einem geistlichen Schriftsteller [1]) etwa im Nachstehenden ausgedrückt: In Folge der Fortschritte der Naturwissenschaft und der daraus entstandenen allgemeinen Nützlichkeitstheorie, sowie des erhöhten Lebensgenusses, wohl auch des allgemeinen Missmuths über das unglückliche Ende der vielen aufeinander folgenden philosophischen Systeme in Deutschland, hätten sich dessen Gebildete „allem tieferen Eingehen in die Probleme abgewandt, welche Natur und Geist bezüglich der grossen Räthsel der Welt dem Menschen stellen.“ Die dadurch entstandene nüchterne „Verstandeskultur“, deren Wirkungen übrigens in erweiterter Volksbildung, Geschäftstüchtigkeit etc. nicht verkannt werde, zeige sich aber bereits sehr auffallend in Verkümmerung und Abschwächung der Poesie und anderer Künste, in der verminderten Empfänglichkeit für die ewigen Wahrheiten der Religion, in der trotz der Erweiterung des Volksunterrichts merklichen Zunahme der Rohheit und Unsittlichkeit, sowie der mit raffinirtem Betrug und Ueberlistung verbundenen Verbrechen gegen Personen und Eigenthum. Dauere solche Verstandesrichtung nur noch zehn Jahre fort, so müsse eine allgemeine Verödung des früheren charakteristischen Gemüthslebens der Deutschen eintreten. Der Verfasser fühlt es schon „gewitterschwül“ über uns lagern mit der Vorempfindung, dass mit der Zerstörung aller sittlich-religiösen Weltanschauung die politischen und sozialen Ordnungen selbst zusammenbrechen werden. Im Allgemeinen wird man gegen die Richtigkeit dieser Schilderung keine Einwendung erheben können, ganz besonders ist der letzte Satz eine von der Kulturgeschichte allerwärts bestätigte Wahrheit. Die Sozialdemokratie der Gegenwart hat ohnehin schon den offenen Kampf gegen die jetzige gesellschaftliche Ordnung auf ihre Fahne geschrieben und weiss sehr wohl, welche Position ihren Sieg aufhält, so wie dass sie auf der ganzen Linie gewonnen habe, wenn dieses Centrum erstürmt ist — die Religion. Sehr war sagte daher Bebel am 17. Juni 1872 im deutschen Reichstage: „Ist einmal

---

1) Wilhelm Tangermann, *Philosophie und Christenthum in ihrer Beziehung zur Kultus- und Religionsfrage.* Leipzig 1876. 8°.

die himmlische Autorität begraben, dann hört natürlich auch die irdische Autorität sehr bald auf und die Folge wird sein, dass auf politischem Gebiete der Republikanismus, auf ökonomischem Gebiete der Sozialismus und auf dem Gebiete, das wir jetzt das religiöse nennen, der Atheismus seine volle Wirksamkeit ausübt." Der sozialdemokratische Redner vergass nur, dass eine solche Perspektive nach keiner Richtung hin als eine begehrenswerthe erscheint. Der unbefangene Beobachter muss an dieser Stelle mit dem schwierigen Geständnisse herausrücken, dass in der That das Wesen der Wissenschaft, die Skepsis, jenem des Glaubens direkt zuwider ist und die wissenschaftlichen Erkenntnisse geradezu die kirchlichen Glaubensthesen vernichten. Es ist vollkommen unwiderleglich, dass Glauben und Wissen sich sowohl ihrem Wesen als ihrem beständigen geschichtlichen Verhältnisse nach kontradiktorisch ausschliessen.[1]) Das Popularisiren der Wissenschaft hat die Wissenschaft vielfach gefälscht; man hat aus ihr Waffen gegen die Kirchen, nicht aber gegen die Religion geschmiedet; man wähnt sich aufgeklärter, wenn man, natürlich fruchtlos, wissenschaftlich zu begründen sich bemüht, dass Religion und Kirche zweierlei seien, erstere eine „höhere" Gabe, letztere simples Menschenwerk. In der That sind sie aber Eins und unzertrennlich, wie kein Wesen ohne Form unserem Geiste fassbar ist. So lange man es für eine lohnenswerthe Aufgabe erachtet, die Resultate wissenschaftlichen Forschens, die Sprache des gesunden Menschenverstandes mit dem Glauben und religösen Schauen in Einklang zu bringen, so lange als man die sogenannten „Altkatholiken" feiert, weil sie einen der vielen Irrthümer des Glaubens verwerfen, so lange man einen persönlichen Schöpfer und damit zusammenhängend eine „sittliche Weltordnung" und die „Unsterblichkeit der Seele" verficht und nicht entbehren zu können meint, so lange man nicht zur Einsicht emporsteigt, dass es eine „Seele" (in dem landläufigen Sinne) überhaupt nicht gibt, Geist und Körper Eins und unzertrennlich sind, — so lange hält man die wesentlichsten Elemente fest, welche die Grundlagen des Kirchenglaubens bilden, den man zu bekämpfen vorgibt, so lange ist man in wissenschaftlichem Sinne nicht fortgeschritten. Die in Deutschland zahlreichen theistischen Philosophen im Bunde mit der ihren Lehren huldigenden Presse nützen dem Unfehlbaren mehr als alle Jesuiten.

Denn, wer je sich die Mühe genommen über die gesetzmässigen Bewegungen der Kulturentwicklung ernstlich nachzudenken, weiss, dass die durch die wissenschaftliche Forschung angebahnte Erschütterung des Kirchenglaubens, der jeweiligen Religion — und dies ist die Kehrseite der Medaille — stets eine intensive Reaktion zur Folge hatte. Steifer denn jemals hält daher jede christliche Kirche der Gegenwart an ihren Lehren fest und es ist im Gange der Ideenentwicklung tief innerlich begründet, wenn sie dermalen, von der subjek-

1) Diesen Beweis erbringt sehr schön Franz Overbeck, *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift.* Leipzig 1873. 8°.

tiven Ueberzeugung ihrer Wahrheit getragen, den Resultaten der Wissenschaft das schroffste *non possumus* entgegenstellt, wenn Rom mit Syllabus und Encyklika die falschen Sätze der Forschung verdammt. Denn die Wahrheit kann nur Eine sein, und wer die Ueberzeugung hegt, die Wahrheit erkannt zu haben, muss dadurch an und für sich Alles verwerfen, was damit nicht übereinstimmt. Die Kirche kann aber mit ihrer Verdammung der den Glauben untergrabenden Wissenschaft um so sicherer vorgehen, als, wie wir oft erfuhren, die Zeiten des vollendetsten Atheismus gerade dem heftigen Hervorquellen der religiösen Bedürfnisse am günstigsten sind. Der erstrebte Atheismus schafft sofort eine neue Glaubensepoche. Die absolute Glaubenslosigkeit des griechisch-römischen Alterthums war einer der Hauptfaktoren für die Verbreitung des eben damals entstandenen Christenthums, der Atheismus der Renaissance erzeugte die Reformation und einem ähnlichen Schauspiele wohnen wir in unseren Tagen bei. Materialismus und Atheismus haben in der Gegenwart eine seltene Kraft gewonnen, erstarken mit jedem Fortschritte der Wissenschaft, und Frankreich ist es gewesen, welches durch die Encyklopädisten am meisten zum Wurzelfassen dieser Lehren vorbereitend gewirkt hat. Indess hat sich die Glaubenslosigkeit, weil die menschlichen Gemüthsanforderungen nicht befriedigend, stets als ein morscher Stab im Leben der Völker erwiesen, und es tragen meist jene den Sieg davon, welche sich ihre religiösen Empfindungen zu wahren wissen. Das mit seiner religiös-sittlichen Erziehung prunkende Germanenthum, glaubensstark und von innerer Wärme tief erfüllt, war daher dem, trotz äusserlicher Strenge sehr indifferenten, also glaubensarmen Frankreich überlegen. Dies sah man nun dort sehr wohl ein und das Ueberhandnehmen der geistlichen Macht in Frankreich während der Siebziger Jahre war eine nothwendige, und zwar die einzig richtige Folge der erlittenen Schicksalsschläge. Diese Reaktion äusserte sich bei den niedrigen Volksschichten in dem wachsenden Einflusse des Klerus, bei den Denkern in dem Gewährenlassen desselben, ja in indirekter Unterstützung, indem man die Hauptsätze der Kirchenreligion gegen die anstürmende Wissenschaft nach Kräften vertheidigte. Ein Analogon war übrigens im eigenen Lande zu beobachten. Auch in Deutschland gewann der Atheismus an Bestand und Einfluss, und ermöglichte das Erwachen dessen, was wir Ultramontanismus nennen. Da es eine Brücke, die vom Wissen zum Glauben hinüberführt, nicht gibt, war das Vorgehen der Kirche durchaus konsequent und von ihrem Standpunkte das allein Mögliche. Durch die neuen Wissenssätze in ihren Grundvesten erschüttert, schleuderte die Kirche ihr Anathema gegen dieselben mit dem nämlichen Rechte und aus dem nämlichen Grunde als die radikalen Gegner sie bekämpfen müssen, aber auch nur diese, nämlich die wahren Atheisten und Religionsläugner. Alle Anderen haben kein Recht hierzu und handeln höchstens aus Opportunitätsgründen, schliessen daher auch sofort gerne Frieden, sobald ihnen die Kirche die Hand dazu bietet. Diese wendet sich nämlich mit gleicher Strenge gegen den zahmen liberalen Geist unserer Zeit, welcher die bequeme Fiktion

der Unterscheidung von Religion und Kirche ersann, bloss um der „Uebergriffe“ der letzteren sich wirksamer erwehren zu können. Da alle Gebildeten darin übereinstimmen, dass die Wahrheit und allein die Wahrheit zur Herrschaft berufen und berechtigt sei, die Kirche und ihre Anhänger aber die Wahrheit zu besitzen vermeinen, so leiten sie daraus folgerichtig das Recht zur höchsten Herrschaft ab, wonach die Kirche über dem Staate stünde, so wie die Seele über dem Körper. Als dagegen die Lehren der Wissenschaft die fortgeschritteneren Völker allmählig mit der Ueberzeugung durchtränkten, dass der weltliche Staat durch die Herrschaft der Kirche in seinen Interessen geistig und materiell geschädigt werde, dieser daher ihrem Einflusse sich immer mehr zu entziehen trachtete und die der Religion feindliche Strömung der Wissenschaft begünstigte, musste ganz naturgemäss das einstige freundschaftliche Verhältniss zwischen der bevormundenden Kirche und dem sich unterordnenden Staate sich trüben und endlich in die bitterste Feindschaft verwandeln. Die Interessen Beider gehen bei solchen Völkern eben nicht mehr mit- sondern auseinander. Da aber die Anzahl der Menschen, welche den Glauben dem Wissen vorziehen, jedenfalls die immense Majorität bildet, so ist es nicht zu verwundern, dass diese sich um das Banner der Kirche schaaren. Das durch den wachsenden Atheismus veranlasste straffere Anspannen der Zügel im Katholizismus musste diesen aber naturgemäss in Konflikt mit dem deutschen, überwiegend protestantischen Staate setzen, dessen Interessen jenen der katholischen Kirche schnurstracks zuwiderlaufen. Diesen modernen Kampf zwischen dem Staate und der katholischen Kirche kann man nur sehr unpassend einen „Kulturkampf“ nennen, weil er nicht im Dienste der Wissenschaft geführt wird und sich auch bloss gegen eine bestimmte Richtung, die römisch-katholische, kehrt. Seit dem Ausbruche dieses Kampfes beobachtet man in Deutschland ein auffälliges Wachsen des protestantischen Muckerthums und Pietismus, welches sich selbst im Gebiete der Wissenschaft fühlbar macht. Man begünstigt die Abwehr gegen die mächtigen atheistischen Strömungen, in der Reichshauptstadt ist die freiere Richtung, wie sie sich in der neuesten Evolution der Naturwissenschaften ausspricht, stillschweigend, selbst bei den Vertretern der Wissenschaft, gerade wie in Frankreich, in Acht und Bann gethan, und das Jahr 1883 brachte gar als jüngste Errungenschaft, dass Darwins Lehre offiziell zu der für die Schule verbotenen Dingen gestempelt wurde! Deutschland, darüber kann kein Zweifel obwalten, befindet sich in einer Periode sehr markirter geistiger Reaktion und darf mit vollstem Rechte verkünden, dass es nicht daran denke, den Glauben, die Religion selbst anzutasten. Beweis dafür die grossartige Feier des 400jährigen Lutherjubiläums, an welches sich ein weiteres Hervortreten pietistischen Geistes und muckerischer Prüderie knüpfen zu wollen scheint. Auch ist ganz unverkennbar an die Stelle der früheren Allmacht der Kirche die Omnipotenz des Staates, d. h. der weltlichen Gewalt getreten, die sicher für die Regierenden bequemer ist, als für die Regierten. Der katholische Ultramontanismus nimmt seinerseits allerwärts den ohnehin üppig wuchernden Aberglauben

in Dienst, auf der ganzen Linie seiner Ausdehnung den Kampf gegen den Staat auf, tritt mit den aus anderen, sozialen Gründen dem Staate feindlichen Elementen in naturgemässe Bundesgenossenschaft, und beansprucht endlich direkt, in der Unfehlbarkeit des Kirchenoberhauptes gipfelnd, die Oberherrschaft über Seelen und Körper, über Geistliches und Weltliches, über Kirche und Staat. Die Unfehlbarkeit, die wir schon als Attribut der islamitischen Almohaden kennen lernten, ist der einstweilige aber natürliche Schlusspunkt in der Entwicklungsgeschichte des Glaubens [1]). In dem grossen Kampfe zwischen Glauben und Wissen, der mit desto grösserer Heftigkeit entbrennen wird, als das positive Wissen die Axt an den Baum des Glaubens legt, wird, dies unterliegt, keinem Zweifel, Sieg und Recht behalten — der Stärkere.

Wer der Stärkere in diesem Kampfe sein werde, steht noch dahin, lässt sich aber doch schon einigermaassen voraussehen. Religionen pflegen Staaten zu überdauern und schon heute ist der Staat im Begriffe seine Ohnmacht zu erkennen, den religiösen Widerstand, auch wenn er von dem retrogradesten Geiste behaftet ist, zu überwinden, nachdem er selbst in der Bewältigung über das rechte Maass hinausgegangen ist. Schliesslich hat alles was er in dieser Richtung zu viel that nur zum Vortheile der Partei ausgeschlagen die er zu Boden werfen wollte. Diese Lehre verdient sorgfältig von allen Regierungen beherzigt zu werden, welche in den Kampf mit dem gefährlichsten, schlauesten und beharrlichsten aller Gegner verwickelt sind. An einen Niedergang des römischen Katholizismus ist einstweilen nicht zu denken, vielmehr macht derselbe in manchen Ländern sogar überraschende Fortschritte. In England offenbart sich in der ritualistischen Geistlichkeit das deutliche Streben einer Annäherung an den Katholizismus und die nicht unbeträchtlichen Bekehrungen hoher Aristokraten sind um so bedeutungsvoller, als diese bekanntlich seinerzeit dem englischen Volke auch die Bahnen der Reformation wiesen. Am meisten jedoch griff der Katholizismus im freien Nordamerika um sich. Die Katholiken sind dort heute an Zahl doppelt so stark als 1850, ihr Kircheneigenthum aber hat sich um das Sechsfache vermehrt. „Freilich“ sagt sehr richtig ein philosophischer Kopf der Gegenwart, „was sich im Laufe von zwei Jahrtausenden aufgebaut hat, zerfällt nicht innerhalb einiger Jahrzehnte, und eine Religion, welche die Gemüthstiefe der Menschheit gründlicher aufgewühlt hat, als je eine frühere, wird ein Bedürfniss der Menschheit bleiben, so lange es überhaupt Menschenart sein wird, sich den Erscheinungen der Natur gegenüber nach den

---

1) Ueberaus erfreulich ist es mir, in dieser Auffassung mit Leop. v. Ranke mich zu begegnen, welcher am Schlusse des III. Bds. seines Werkes: *Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten*, 6. Aufl. Berlin 1874. 8°., eine treffliche, durchaus objektiv gehaltene Geschichte des vatikanischen Konzils gibt, dessen Beschlüsse er als ein natürliches Ergebniss der modernen Entwicklung des Papstthums ansieht. Er ist weit davon entfernt, in der Infallibilitätsverkündigung einen Abfall von den Prinzipien der Kirche, eine willkürliche Anmassung zu sehen, er findet es ganz natürlich, dass es so gekommen ist.

Bedürfnissen des Gemüthes auseinander zu setzen und der Eudämonismus ein wesentlicher Bestandtheil aller menschlichen Transzendenz bleiben wird. Und selbst einer so hohen Bildung des Zeitalters wird eine solche Religion nicht weichen, so lange es Bevölkerungsklassen gibt, welchen die Resultate dieser Bildung vorenthalten bleiben. Es ist aber im Grunde die Bildung eines jeden Zeitalters und selbst die unseres vorwiegend materialistischen Jahrhunderts doch nur dazu angethan, die bestimmte Form eines religiösen Bewusstseins, welche die vorangehenden Generationen sich geschaffen, zu überwinden, nicht aber das religiöse Bedürfniss selbst zu ersetzen. Mag es auch gegenwärtig den Anschein haben, als gehe unsere Entwicklung auf Beseitigung des religiösen Gefühllebens selbst hinaus, als werde sich die Menschheit nicht nur der Form, sondern der Sache selbst entledigen, so wird sich doch herausstellen, dass eine so gestaltenreiche, so phantasievolle und psychologisch so tiefbegründete Volksmetaphysik, wie es der Katholizismus ist, nicht mit Einem Male zu einem abstrakten Gedankensysteme verblassen wird. Aber auch der religiöse Indifferentismus der höheren Bildung wird sich als eine nur vorübergehende Erscheinung erweisen" [1]).

Diesen Sätzen darf der Kulturhistoriker, welcher von vornherein erkannt hat, dass eine religionslose Zukunft ein Unding ist, den vollsten Beifall spenden; und damit ist auch der Punkt berührt, wo die Verheerungen, welche die Wissenschaft im Glauben anrichtet, in dem Glaubensbedürfnisse des Menschen ihr eigenstes Korrektiv finden. Dem Ehrlichen, Wahrheitsliebenden geziemt das Eingeständniss, dass Atheismus und Materialismus niemanden beglücken und die Menschen in die Barbarei zurückführen, der sie eben durch das Schaffen idealer Irrthümer entronnen sind. Ich habe zu Anfang dieses Buches gezeigt, wie es in der Urzeit eine Epoche gab, in welcher der Gottesbegriff noch gar nicht existirte. Wenn je, so beherrschte damals der nackte Materialismus den Menschen. Es war aber eine Periode halbthierischer Barbarei. Erst die Gebilde seiner Phantasie erhoben den Menschen zu höheren Stufen und mit der Verfeinerung derselben wuchs die Gesittung. Indem nun die Wissenschaft diese edelsten Motoren in ihr Nichts auflöst, sie zeigt als was sie wirklich sind, als selbstgeschaffene Erzeugnisse der Phantasie, d. h. als Irrthümer, würde sie unfehlbar den Menschen zur Unkultur wieder zurückleiten, stünde dem nicht das Glaubensbedürfniss erfolgreich entgegen. Wir dürfen demnach auch vollinhaltlich uns nachstehenden Sätzen des geistvollen Moritz Carriere anschliessen, wenn er sagt: „Wie gross das religiöse Bedürfniss in der Menschheit, und wie gross die Macht der religiösen Idee selbst in ihrer Missbildung und in ihrem Missbrauch für weltlich selbstsüchtige Zwecke ist, das beweist gerade das Papstthum, das der aufgeklärte Philister so gern für todt ausgibt, und das doch dem

---

1) Dr. Carl Freiherr Du Prel, *Unter Tannen und Pinien*. Berlin 1874. 8°. S. 199—200,

Deutschen Reich und der ganzen Bildung der Neuzeit den wahrlich nicht gefahrlosen, nicht leichten Kampf bietet! Ich kann mir noch nicht vorstellen wie unser deutsches Volk religionslos leben soll; ich kann mir auch nicht vorstellen, dass die Massen denen man den Materialismus predigt, sich der Folgerungen desselben enthalten werden. Wenn es für sie keinen Gott, keine sittliche Weltordnung, keinen Unterschied von Bös und Gut, kein Gewissen, kein Recht und Unrecht mehr gibt, sondern nur sinnlichen Genuss, nur die unabänderlichen, unfreiwilligen Wirkungen von blinden Stoffen und Kräften, nur das Recht des Stärkeren im Kampf ums Dasein und gegen das Elend der Welt, so werden sie vielmehr als blinde Massengewalten diesen Kampf führen und in die Barbarei zurückstürzen, aus welcher die Menschheit sich durch die Anerkennung idealer Güter und Zwecke, durch eine Ordnung des Lebens nach sittlichen Prinzipien erhoben hatte“ [1]).

Desshalb kann ich es manchem Kritiker nicht verargen, wenn er die Ansicht aufstellt, diejenigen Denker, die mit Ueberzeugung *tabula rasa* mit philosophisch-religiösen Vorstellungen gemacht haben, thäten besser, „diesen ihren Caviar nicht so absichtlich für das Volk zu präsentiren, da es erwiesen ist, dass derselbe nur von sehr geprüften und herausgebildeten Magen ohne Schaden genossen werden kann“. Ich würde diese Anschauung sogar unumwunden zu der meinigen machen, wenn nicht damit der wissenschaftlichen Forschung selbst ein gebieterisches Halt zugerufen wäre. Es liegt eben im Wesen der Wissenschaft, dass sie mit dem von ihr als wahr Erkannten hervortreten muss; denn was ein forschender Geist ersonnen aber sorgsam für sich behält, ist kein Theil der Wissenschaft. Wer also diese nicht ins Stocken gerathen sehen will, muss den Muth besitzen auch ihre traurig klingenden Wahrheiten zu vernehmen.

Die Presse und ihre Wirkungen.

„Was nämlich die Kirche einst so gewaltig machte, das war nicht bloss der starke Arm des Staates, dem sie befahl, nicht bloss die tiefste und heiligste Sehnsucht des Menschen, die Religion — es war auch der Besitz des höheren Wissens. Nun hat sich, im selben Grade als der Staat sich mit jedem Jahrhunderte freier machte von klerikalen Fesseln, auch die grosse und unwiderstehliche Macht, welche in der höheren Bildung liegt, von der Kirche abgelöst und sich mehr und mehr auf eigenen und unabhängigen Grund und Boden gestellt“ [2]). In der Ausbreitung der Bildung liegt sicherlich eine der Waffen, welche zum Siege führen. An dieser Ausbreitung arbeitet die Gegenwart rüstig mit Wort und Schrift, in Büchern und Vereinen, haupt-

1) *Beil. z. Allgem. Zeitg.* Nr. 214 vom 2. August 1874.

2) Franz v. Löher, *Ueber Deutschlands Weltstellung.* (*Beilage z. Allgem. Ztg.* Nr. 228 vom 16. August 1874. S. 3560.)

sächlich in der Presse. Keine Institution der Gegenwart hat sich von grösserer, in alle Verhältnisse des politischen und bürgerlichen, des öffentlichen und häuslichen Lebens tiefer einschneidenden Gewalt erwiesen als das bei den Kulturvölkern in eminenter Weise ausgebildete Zeitungswesen, wesshalb man nicht mit Unrecht die Presse nach dem Satze *pars pro toto* die sechste Grossmacht genannt hat. Wenn auch diese Bezeichnung streng genommen nur der sogenannten „öffentlichen Meinung“ gilt, so wird diese doch eben nur durch ihre Vertretung, nämlich durch die Presse zur Macht und in soferne als die Presse eben vertritt, was sie für die öffentliche Meinung hält oder wenigstens ausgibt, ist sie selbst diese Macht. Dass aber alle Agitationsmittel der modernen Civilisation zweischneidige Schwerter sind, die dem Gegner ebenso zu Gebote stehen und obendrein oft der Kultur ebenso viel schaden als nützen, darf sich niemand verhehlen.

Ich weiss, dass ich mich hier auf einem höchst schlüpfrigen Boden bewege, und es wurde mir seinerzeit, von Journalisten natürlich, der Vorwurf gemacht, für diesen wichtigen Faktor des Kulturlebens fehle mir das Verständniss. Wie viel die heutige politische und geistige Entwicklung der europäischen Kulturnationen der Ausbildung des Journalismus verdankt, bleibt völlig unbestritten; jeder Gebildete ist damit vertraut und ich habe nicht Raum genug, um zu wiederholen, was ohnehin Jeder schon weiss. Die Presse ist also an sich eine überaus nützliche, glorreiche Institution, so nützlich, dass ihre erbittertsten Widersacher ihrer nicht mehr entrathen können und sich ihrer als Waffe bedienen. Alles dies ist bekannt genug. Dagegen ist es wohl Pflicht, gerade jene Seiten der Kulturphänomene näher zu beleuchten, welche sich geringerer Beachtung erfreuen [1]).

Schon oben gedachte ich des Schadens, welchen das seichte Popularisiren der Wissenschaft anstiftet; dass nun die Presse wesentlich den vorgetragenen Irrthümern der popularisirten, nicht der strengen, ungefälschten Wissenschaft ergeben ist, soll weder Urtheil noch Verurtheilung sein; ich konstatire nur eine unläugbare Thatsache. Wie die Dinge heute liegen, ist die Presse ein einfaches, auf möglichsten materiellen Gewinn abzielendes Geschäft, bei dem der Satz: Vortheil treibt das Handwerk, volle Geltung besitzt. Die dürren Resultate

1) „Die Wohlthaten einer unbeschränkten Pressfreiheit wissen wir sehr wohl zu schätzen; sie hilft Ungerechtigkeiten und Missbräuche aufdecken, Wahrheit und Bildung verbreiten, die Massen aufklären und die Fürsten warnen, Reformen herbeiführen und schlechte Regierungen stürzen, das Wohl des Volkes und des Staates fördern und die Menschheit glücklicher machen. Sie hilft aber auch — wie reichliche Erfahrung uns lehrt — Ungerechtigkeiten und Missbräuche beschönigen, Hass und Unfrieden predigen, die Massen bethören und Reformen vereiteln, das Wohl des Volkes und des Staates schädigen, und die Menschen unzufrieden und unglücklich machen. Wer uns die Pressfreiheit als ein Universal-Heilmittel aller politischen Uebel anpreisen will, der möge uns erst beweisen, dass das Gute immer und überall mächtiger ist, als das Böse. (*Ein praktisches Mittel gegen den Ultramontanismus. Realpolitische Studie.* Elberfeld 1876. 8°. S. 39.)

der ernsten unparteiischen Forschung würden aber schwerlich den jeweiligen Parteizwecken der modernen Tagespresse dienlich erscheinen, und sind desshalb lieber ignorirt. Seltsam bleibt nur, dass von den Halbwissern an den Redaktionstischen, welchen das ewig rollende Rad der Zeit übrigens beim besten Willen nicht die Musse gönnt, sich in die Fragen zu vertiefen, worüber sie ihrem Leserkreise Belehrung schulden, die Aufklärung in die Massen strömen soll. Der Kulturwerth der Presse ist demnach keinesfalls so hoch anzuschlagen, als es geschieht und namentlich als sie es selbst thut. „Kein Vernünftiger wird für nöthig erachten, noch etwas zu Gunsten der Pressfreiheit sagen zu wollen. Ihr Prinzip beruht wesentlich auf zwei Grundsätzen: erstens dass man keine menschliche Gewalt zum absoluten Richter über das Urtheil setzen kann, welches der menschliche Verstand in irgend einem Falle sich herausbildet Dies ist der prinzipielle Grundsatz. Thatsächlicher Art steht ihm ein zweiter zur Seite; es gibt nämlich gar kein wirksames Mittel, die Verbreitung falscher Lehren im Wege der Presse zu verhindern. Zudem liefen die redlichsten und nothwendigsten Erörterungen Gefahr, von den Behörden unterdrückt zu werden, sobald diesen überhaupt die Mittel gegeben sind, mit irgendwelcher Willkür zu verfahren. Demungeachtet muss sich ein Gefühl des Widerspruchs aufdrängen gegen die unwidersprochene Selbstberäucherung, unter welcher die Presse in eigener Sache über sich zu Gerichte sitzt. Warum sollen hier mehr als in anderen Fragen des gemeinen Wohls zweifelhafte Behauptungen wie unanfechtbare Glaubenssätze unantastbar dastehen? Zum Beispiel: „Die Presse heilt die Wunden, die sie schlägt.“ [1]) Ist das so gewiss? Ist es nicht im ganzen Reiche der Natur viel leichter Wunden zu schlagen als sie zu heilen? Und warum sollte just die Presse von dieser Regel eine Ausnahme machen? Oder: „Die Presse kann nicht für die Verirrungen der öffentlichen Meinung verantwortlich gemacht werden; sie bringt nur zu Tage, was dieselbe in sich trägt.“ Allerdings, aber so leicht, ja noch leichter als die Regierung die bösen Anlagen eines Volkes hegen und pflegen kann, so leicht kann es die Presse. Ja, die Presse ist eine Macht. Von allen Glaubenssätzen, die auf Journalistentagen pomphaft verkündet werden, ist das der wenigst bestreitbare. Wer es läugnen will, befrage nur die Industrie der marktschreierischen Inserate. Wie viel schädlicher Unsinn findet seinen einträglichen Absatz blos weil er und obgleich er in notorisch bezahlten Ankündigungen sich selbst preist? Und wie sollte dasselbe Mittel nicht noch unendlich mehr wirken, wenn es unter dem Scheine des uneigennützigen Dienstes fürs gemeine Wohl daher kommt? Also sicherlich die Presse ist eine Macht; aber sie ist so wenig wie irgend etwas auf der Welt eine unbedingt gute, heilsame, ja heilige Macht

---

1) Diese wunderliche Logik habe ich, offen gesagt, nie begriffen. Oder soll ich Jenem noch zu Danke verpflichtet sein, der mir den Arm abschlägt, ihn dann aber wieder einzurichten verspricht?

Wie sollte sie es auch sein? Wird sie nicht von Menschen bedient, und sind diese Menschen so viel edler, erhabener, reiner als andere Sterbliche? Freilich sagen sie's selbst, wenn sie auf Kongressen zusammenkommen. Aber hat man jo angenommen, dass die Menschen just dann am meisten die Wahrheit sprechen, wenn sie sich selbst am meisten loben? Doch bleiben solche Versicherungen der Regel nach unangezweifelt, denn — so weit das Auge reicht ist Presse. „Mein ganzer Leib ist Gesicht," sagte jener Wilde, den ein König fragte, ob es ihn in seiner Nacktheit nicht friere. Und weil alles, was lautbar wird, Presse ist, können auch die zweifelhaftesten Bursche als geheiligte Würdenträger der öffentlichen Meinung an das Höchste mit der Unnahbarkeit ihres Priesteramtes hintreten" [1].

Es steht also ganz unerschütterlich fest, dass die Presse eine menschliche Einrichtung und so wie jede andere in ihrer Entwicklung an die Entwicklung der Völker gebunden ist. Die Waffe, die der Krieger im Kampfe ums Vaterland führt, sinkt in der Hand des Mörders zum gemeinen Werkzeuge herab. Eine schlechte Presse wirkt entsittlichend und verdummend, aber die Presse wird erst schlecht, wenn man sie dazu macht. Das Primäre sind niemals die Institutionen, sondern stets die Menschen, welche die Institutionen in ihrem Gebiete ausnützen. Desshalb geben die jeweiligen Einrichtungen eines Volkes noch kein Spiegelbild seines Kulturgrades; es handelt sich vielmehr darum, wie diese Einrichtungen gehandhabt werden. Daraus geht hervor, dass der Besitz der Pressfreiheit an sich noch lange kein Kriterium für die geistige Reife eines Volkes ist; ein solches Kriterium gewinnen wir erst durch die Ueberzeugung, dass die Pressfreiheit nicht nur besteht, sondern auch nicht missbraucht werde; denn es gibt in der menschlichen Gesellschaft keine Freiheit, keine Satzung, kein Privileg, welches nicht dem Missbrauche ausgesetzt wäre.

Der Missbrauch ist nun in der Publizistik um so grösser, als er nirgends leichter ist als eben hier. In ganz unverkennbarem Zusammenhange mit den modernen sozialen Zuständen steht die geistige Prostitution des männlichen Geschlechtes, die ihre Gedanken in der Gestalt ihrer Feder dem Meistbietenden verkauft und das wichtigste Aufklärungsmittel, die Presse, mit geringer ehrenwerther Ausnahme, zu einem feilen Werkzeuge der Parteileidenschaft, der Demoralisation, kurz der Volksverdummung, d. h. in ihr Gegentheil verkehrt hat. Man sagte mir, die feilen Federn gebe man mir preis; sie verkauften sich aber „bekanntlich" nicht der Freiheit oder sonst einem Ideal, welches nicht wechselfähig zu sein pflegt, sondern irgend einer reaktionären, von ihrem Volke gehassten Regierung, die über einen grossen Dispositionsfonds verfügt. Dass diese Behauptung der Wahrheit ins Gesicht schlägt, bedarf wohl für keinen Kenner der wirklichen Verhältnisse einer besonderen Versicherung. Nicht wechselfähige Ideale sind dermalen überhaupt nicht vorhanden, denn jedes Ideal vertritt zugleich

1) Ludwig Bamberger in der *Allg. Zeitg.* vom 21. Juli 1874. S. 3150.

ein positives Interesse und die wahrhaft „unabhängigen“ Blätter, was alle zu sein vorgeben, sind mit höchst seltenen Ausnahmen, noch allemal zu Grunde gegangen. Die Journale, welche nicht im Dienste einer Regierung, gleichviel ob liberalen oder reaktionären, ob vom Volke geliebten oder gehassten stehen, schreiben im Solde irgend einer Partei, sind also eigentlich ebenso wenig „unabhängig“ wie die offiziösen. Die grossen Blätter darunter gehören in der Regel reichen Gesellschaften und arbeiten daher im Interesse des grossen Kapitals. Diese Blätter treten mit rücksichtsloser Schärfe allem dem entgegen, was dem grossen Kapitale nur irgendwie hinderlich, lästig, unbequem ist, denn das grosse Kapital sieht sich heute als den fast ausschliesslich den Ton angebenden Faktor in der Gesellschaft an und *noli me tangere* ist seine Devise. Dass es leicht und angenehm ist, unter dieser Fahne zu dienen, das ist klar; wer mit Millionen umgeht, kommt dabei selten zu kurz; ein Prinzip als solches streng zu wahren, wenn es dem Geldsacke irgendwie abträglich werden könnte, fällt niemanden ein, man will ja eben ein gutes, ein grosses Geschäft machen, und da muss der Geschäftsmann, für den der „grosse“ Zeitungsunternehmer sich ansieht, vor allem wissen, welchen Nutzen er hat, wenn er sich zu Gunsten des A oder als Gegner des B erklärt; bringt der Vortheil des Blattes es mit sich, so werden in aller Ruhe über Nacht die Rollen gewechselt. Gerade in dem Journale, worin die obige Verwahrung gegen die notorische Käuflichkeit der Presse enthalten war, ist eine solche Sprache am wenigsten am Platze, weil Niemand mit Steinen um sich werfen soll, der in einem gläsernen Hause sitzt.

Ich gehe hinweg über die krankhaften Auswüchse der Publizistik, wie sie in der „Revolverpresse“ oder der Kolportage von Schandromanen sich verkörpern, denn es ist nicht angenehm, bei diesem wenig anmuthigen Kapitel zu verweilen; ich schliesse, obgleich sich vieles, vieles darüber sagen und Belege für einzelne Details in Hülle und Fülle beibringen liessen. Ich bin weit entfernt, die geschilderten Zustände als eine nothwendige Entwicklungsphase der Presse aufzufassen; verschweigen aber, dass die Presse zu solchen Zuständen gelangen könne, darf der vorurtheilslose Forscher nicht. Bleibt es bei Lichte betrachtet, ziemlich gleichgiltig, in wessen Solde das Geschriebene und gedruckte Wort steht, wenn es nicht jener der Wahrheit ist, so schadet doch die Kenntniss nicht. dass die wahre Unabhängigkeit der Presse, diene sie nun dieser oder jener Partei, — ein nur äusserst selten realisirtes Ideal ist. Man wird also den Werth der Presse weder zu niedrig noch aber auch zu hoch anschlagen dürfen.

Soziale Kulturphänomene der Gegenwart.

Die Zweischneidigkeit, die wir an einem so hervorragenden Kulturmerkmale, wie die Presse beobachten konnten, ist nicht dieser allein sondern einer ganzen Reihe von sogenannten „Prinzipien“ eigenthümlich. Nur flüchtig will ich auf einige derselben hinweisen, weil sie zur

glänzenden Behauptung der Ansicht dienen, dass keine Institution an sich einen Fortschritt begründe, kein „Prinzip" absolute Geltung besitze. Dass das Prinzip des Konstitutionalismus, die Parlamentsmajoritäten nicht immer das Rechte treffen und zuweilen das Wohl des Volkes und des Staates empfindlich schädigen, dafür fehlt es in der Geschichte der jüngsten Vergangenheit wohl nicht an Beispielen. Sie zeigen, dass die Völker um nichts klüger sind als die Regierungen, welche sie gewöhnlich der Kurzsichtigkeit anklagen. Die Geschworenen-Gerichte hat man lange als eine eminent fortschrittliche Einrichtung begrüsst; jetzt haben manche Länder die Unzweckmässigkeit dieses Institutes bewiesen, indem die Zärtlichkeit und Nachsicht für die ausgesuchteste Teufelei z. B. fast bei allen Geschworenen Italiens gleicherweise zu Hause ist [1]). Das Geschworenen-Institut ist eben nur dort anwendbar, wo das sittliche Bewusstsein des Volkes mit dem Angeklagten nicht gemeinsame Sache macht. Es beruht also auf keinem „Prinzip," wie es der Alltags-Liberalismus verkündet. Ein anderes Beispiel. Das demokratische Gleichheitssystem kann ohne die Ansicht nicht bestehen, dass die Verschiedenheit geistiger Befähigung nur die Folge einer Erziehungssünde sei und dass eine gleichmässig angewendete bessere Erziehungskunst im Stande sein müsse, das Uebel zu beseitigen, ja selbst die niedrigsten Menschenrassen mit den höchsten auf die gleiche Bildungsstufe zu heben. Es ist das ein grosser Irrthum der Zeit gewesen, ein Glaube, der sich durch keine praktischen Einwendungen beirren lassen wollte, der aber durch die neuerdings gewonnene Einsicht in den Fortgang der Kultur als einer genealogisch fortschreitenden Abänderung der Organisation vollständig seinen Boden verloren hat. Ein anderes Beispiel. Es ist nicht zu verkennen, dass die Freigebung des Wirthschaftsbetriebs nach der deutschen Gewerbeordnung für das Volkswohl empfindliche Schäden bringt. Die Meinung, als ob durch vermehrte Konkurrenz der Preis der Getränke sich mindere und die Güte sich hebe, ist durch die Thatsachen gründlich widerlegt, im Gegentheil, je mehr Winkelwirthschaften, desto schlechter die Getränke. Je mehr Gelegenheit zum Trunk, desto häufiger. Wir möchten hinzufügen, welch' betrübende Erscheinung es ist, wenn man z. B. schon Vormittags 8 Uhr aus Wirthschaften Lärm erschallen hört, der von einem Gelage, nicht von einer Erfrischung zeugt. Wie muss bei solchen Gewohnheiten die Arbeitslust, die Frische der Geistes- und Körperkräfte, die Freude des Familien- und Berufs-

---

1) Eine ähnliche Wirkung haben die Geschworenen-Gerichte zum Theil in Nordamerika, wo selten, oder gar nie ein Irländer von seinen Landsleuten schuldig gesprochen wird. Um dem Prinzipe der Gleichheit — einem der angeblichen Menschenrechte von 1789 — zu huldigen, verlieh die englische Regierung sogar den Negern in ihrer Kolonie Sierra-Leone das Recht, als Geschworene zu fungiren. Sie bildeten die Majorität und es geschah, was überall in solchen Fällen zu geschehen pflegt und die Unanwendbarkeit eines von Menschen ersonnenen Prinzips drastisch illustrirt, sie gaben nämlich regelmässig den Weissen Unrecht gegenüber ihren schwarzen Brüdern, so dass ihnen dies Recht wieder entzogen werden musste.

lebens verflachen und versumpfen: So wird der Ruin mancher Familien durch die Verführung der Gelegenheit begonnen. Aber auch für so manchen Wirth selbst ist der Beginn eines Wirthschaftsbetriebes nur der Anfang vom Ende und zwar nicht bloss der finanzielle Ruin, sondern auch die moralische Einbusse durch Störung des Familienlebens. Ein schmähliches Fiasko erlebte ferner in manchen Gegenden die als liberaler Fortschritt bezeichnete Aufhebung der Wuchergesetze. In Wien z. B. werden die Zustände, durch den Lebensmittelwucher hervorgerufen, immer ernster und lassen die Aufhebung der mittelalterlichen Taxe für Fleisch und Brod kaum als Segen erscheinen. Noch viel ärger sind die Ausschreitungen des Wuchers in Galizien: Das Nämliche berichtet man aus Ungarn. Seitdem die Gesetze, welche den Wucher bestraften, aufgehoben worden sind, hat sich die ökonomische Lage der begüterten Klasse, und zwar hauptsächlich der mittlern und untersten Schichte, entschieden verschlimmert. Der Wucher, der im Lande getrieben wird, ist zu einer wahren Kalamität geworden. „Es ist Gefahr, dass der gesammte Bauernstand (vorzüglich in Nordungarn), sowie auch die kleineren adeligen Gutsbesitzer vollständig zu Grunde gerichtet werden. Der Hypothekaranstalten gibt es in Ungarn nur wenige, Sparkassen dürfen auch nur Bruchtheile ihres Kapitals auf Hypotheken ausleihen; wer also Geld braucht und nur Gutsantheile an Pfand geben kann, nachdem er seinen Personalkredit erschöpft oder nie einen solchen besessen hat, muss sich an private Geldgeber wenden: der Bauer an die Dorfjuden, der besser gestellte Grundbesitzer an irgend welche jüdische Pächter oder christliche Wucherer. Das Geld wird anstandslos gegeben, Kapital und die angesprochenen Zinsen werden sogleich im Grundbuch vorgemerkt. Wir hatten uns selbst zu überzeugen Gelegenheit, dass Zinsen von 150—200 Prozent keine Seltenheit sind, 50—60 Prozent aber sind gewöhnlich; neulich wurde im Reichstag sogar eines Falles Erwähnung gethan, in dem 1000, sage eintausend, Prozent verlangt und grundbücherlich vorgemerkt worden sind. Der theoretische Satz, dass der Zinsfuss eines Landes stets den Verhältnissen desselben angepasst sei und sich an und für sich auf das richtige Niveau stelle, dürfte, diesen Ziffern entgegengestellt, denn doch seine allgemeine Giltigkeit verlieren. Da, wie gesagt, der bei weitem grösste Theil der wucherischen Geldgeber der jüdischen Nation angehört, so wird nicht mit Unrecht befürchtet, dass eines schönen Tages, vorzüglich auf dem Lande eine allgemeine Judenverfolgung ausbrechen dürfte."

Es war im Jahre 1875, als diese wahrhaft prophetischen Worte niedergeschrieben wurden. Seither ist es in der That in Ungarn, in Russland und anderwärts zu beklagenswerthen Ausschreitungen gegen die Juden gekommen, welche man im hochgesitteten neunzehnten Jahrhundert nicht mehr für möglich gehalten hatte und diese merkwürdige sogenannte antisemitische Bewegung ist von Deutschland ausgegangen, dem Lande, welches mehr denn irgend eines auf seine Aufklärung sich zu gute thut. Feinfühlende Gemüther, philanthropische Idealisten mussten darin ein die Civilisation unseres Jahrhunderts

schändendes Beginnen erkennen, und auch der Realist wird über die Verwerflichkeit der übrigens aussichtslosen Bewegung kaum einen Zweifel hegen; er wird ihr aber kühler gegenüberstehen, denn die nüchterne Betrachtung aller Kulturentwicklung hat ihr längst der Utopie entsagen gelehrt, dass die Gesittung solche Ausbrüche der blinden Leidenschaft zu hindern im Stande wäre. Stets wird bei noch so hoch gestiegener Kultur gegebenen Falls die menschliche Bestie zum Durchbruche gelangen, so lange Menschen eben Menschen sind Dem realistischen Beobachter kann aber der Antisemitismus auch nicht ein unerklärliches, mit dem Gange unserer Entwicklung zusammenhangloses Räthsel bleiben. Der Schlüssel zu demselben ergibt sich ihm vielmehr leicht von selbst. Er erblickt das Wesen des Judenthums nicht so sehr in der Religion als in der Rasse. Wohl hat man sich viel Mühe gegeben diese Thatsache zu läugnen, alle vorgebrachten Argumente sind indess vor dem Forum der Völkerkunde das Papier nicht werth, auf dem sie geschrieben sind. Eine wissenschaftliche Entkräftung des ethnologischen Faktums ist einfach nicht möglich. Daran sollte, daran dürfen auch die Juden nicht vergessen. So viel Unheil für sie auch Religionshass heraufbeschworen, so viel Verfolgungen er herbeigeführt, alles Uebel dürfen sie doch nicht ihm allein zuschreiben. Sie waren nie frei von Fehlern ihrer Rasse, sie sind es auch heute nicht. Ihrem starken Geisteslichte stehen leider auch oft starke Schatten gegenüber. Eine Nation des geistigen Schaffens, welche Religionen hervorgebracht, Sittengesetze geschaffen, welche sich in das feinste Geäder des Denkens und Forschens vertieft; deren Staat zertrümmert wurde wie ein abgestorbener Himmelskörper, dessen einzelne Theile sich über das Universum hin zerstreuten, die aber mitten unter fremden Nationen, unter dem Drucke und der Verfolgung nicht nur ihre Eigenart, sondern auch die ganze Kraft ihres Geistes erhalten hat; zurückgedrängt auf einzelne Gebiete des Schaffens und der Thätigkeit, auf allen Namhaftes leistete, erfreut sich nicht ungestraft solcher Vorzüge der Begabung und des eigenen Schaffens. Die Feinde lauern auf ihre Fehler, auf ihre Schwächen und fassen sie scharf daran. Ihre Fehler sind so alt wie die Rasse selbst. Ihre ganze Geschichte spricht davon. Ihre geistigen Waffen sind doppelschneidig, sind Pflug und Schwert zugleich. Das auserwählte Volk Gottes, das Volk der Religionen, wollte immer auch das herrschende sein. Es lebte mit allen Nachbarn in Hader und Streit und gerieth zweimal in fast tödtliche, den ganzen Stamm dem Untergange nahebringende Gefangenschaft. Wüthete nicht der Kampf mit den Nachbarn, so frass der Streit im Innern fort. „Mir den Vortheil!“ das war der Juden Wahlspruch. Mit allen Waffen des geschärften Geistes wurde dieser Kampf geführt, selbst mitten in den Familien. Mehr als das Sein galt diesem Volke das Gelten. Es hatte nie genug an dem, was es besass, was es errungen. Sich übernehmen war stets sein Hauptfehler. Immer empor, immer höher, Einer über die Schultern des Andern, bis die ganze Menschenpyramide zusammenbrach! Und dazu das laute Verkünden der eigenen Vorzüge, das Schimmernlassen der Schätze des Geistes, des Körpers und des Besitzes.

Reich sein genügte ihm nicht; Andere seinen Reichthum fühlen lassen, das erst machte es glücklich. Geist besitzen, geistreich sein, erfüllte es nicht mit stolzem Bewusstsein allein, Andere die Schärfe seines Geistes fühlen lassen, witzig zu sein, das war sein Triumph. Das hat den Juden Feinde gemacht zu jeder Zeit. Aber die Feinde vermochten sie nicht zu vernichten, höchstens zurückzudrängen, niederzubeugen. Die nächste Lücke in den feindlichen Reihen füllten sie wieder aus. Das Zurückweichen ihrer Feinde gab ihnen neuen Muth, sie schoben sich tastend vorwärts, erhoben sich, rückten an, füllten aus und standen wieder auf eigenen Füssen. Zerstreut und versprengt über die ganze Welt, wie erratische Blöcke des Völkerschubes, rollten sie dahin, wo sie heute sesshaft sind. Man liess ihnen nur kleine Kreise für ihre Thätigkeit, aber sie füllten sie ganz aus. Sie waren die Ameisen des Geistes und sie haben ihr Werk emsig vollbracht! Sie haben gearbeitet, errungen, zusammengelegt! Gearbeitet! Da haben wir den Schlüssel zu der Geschichte dieses Volkes. Die Arbeit hat die Juden möglich gemacht, sie hat sie erhalten, sie hat sie emporgebracht, sie hat ihnen in vielen Dingen die Herrschaft verliehen! Aber mit der Herrschaft kommt der alte Uebermuth wieder; mit dem Glanze das Glänzenwollen, mit dem Reichthum das Prunken, mit der Macht der Missbrauch derselben. Ist es da ein Wunder, wenn der alte Schrei von der Verschiedenartigkeit der Rassen wieder ertönt, wenn man der Juden gute Seiten vergisst und nur auf ihre schlechten hinweist, die Hände in ihre offenen Wunden legt und, wo diese offenen Wunden nicht vorhanden sind, neue aufreisst? Man fasse diese Vorwürfe scharf ins Auge und wird sehen, worauf sie abzielen. Den alten Satz, auf den sie sich so oft beriefen: „Den Juden hat der Christ erst so gemacht!“ lehnen ihre Feinde höhnend ab, indem sie ihnen zurufen: „Leset in der Geschichte, leset in der Bibel nach! Eure Väter besassen bereits die Fehler, die euch in endlosen Zank und Streit mit euren Nachbarn brachten! Wir haben euch nicht so gemacht, denn ihr ward, was ihr seid, als ihr zu uns gekommen!“ Man wirft den Juden vor, dass sie nur mit dem Geiste arbeiten, dass sie den Boden verlassen haben, den die Natur allen Kreaturen anwies, welche sie auf demselben erschuf, dass sie thätig mit dem Geiste sind, aber träge mit dem Körper, den Fall ausgenommen, wo sie ihre Füsse in Anwendung bringen, um dem Vortheile nachzueilen. Ackerbau, Handwerk, sagt man, tauge ihnen nicht, das überlassen sie den Sklaven, welche der Erde mühselig ihre Früchte abzuringen bestimmt sind! Sie setzen sich, sagen die Feinde, am liebsten zwischen unmündige Nationen, die sie wie der Epheu umspannen und aussaugen. Desshalb trifft man sie im Osten Europas am zahlreichsten und in der kleinsten Anzahl bei den Kulturvölkern Westeuropas. Man beschimpft sie, indem man sie „die Träger der Kultur bei den Branntweinnationen“ nennt! Woher dieses bösartige, dieses einseitige Hervorkehren der jüdischen Fehler? Woher der steigende und in allen Ländern hervortretende Hass in neuerer Zeit. Beliebt sind die Juden gar nirgends, nicht einmal dort, wo sie wie in den Niederlanden zu den höchsten Ehrenposten zugelassen werden. In

Paris erscheint gar eine Zeitschrift: *L'Antisémitique* mit dem Motto: „*Le juif, voilà l'ennemi.* Tragen die Juden vielleicht nicht doch einen Theil der Schuld an dieser Erscheinung? Doch, doch; sie spiegelten sich in ihren Vorzügen, sie sonnten sich in ihrem Glanze und dürfen sich desshalb nicht wundern, wenn nun ihre Feinde ihnen den schwarzen Spiegel ihrer Fehler vorhalten. Und dann noch Eins! Die Arbeit, die Thätigkeit ist alles auf dieser Welt! Der Besitz, der sich nicht vermehrt, vermindert sich. Was nicht fortschreitet, geht zurück. Eine Kraft, die nicht geübt wird, hört auf zu wirken und verfällt durch die Trägheit. Wodurch sind die Juden emporgekommen? Wie haben sie sich mit Mühe emporgezogen, wie sind sie geklettert, Stein für Stein empor, die Hände in die Steinfugen einklammernd wie der Epheu seine Fäden! Wie haben sie gesonnen, gegrübelt und gerechnet Tag und Nacht! Wie sind sie geeilt von Ort zu Ort; hierhin, dorthin, wo das rothe Fähnchen des Gewinnes winkte! Wie haben sie gehungert und gedürstet, sich alles versagt, um am Samstage ihrer Familie das Nothwendige zuzutragen! Dadurch haben sie es von kleinen Leuten zu grösseren Geschäftsmännern gebracht! Wie haben sie sich eingeschmeichelt und eingeredet in die Gunst der Grossen und Vornehmen. Wie sind sie an sie herangeschlichen, wie haben sie sich an sie herangedrängt und festgehalten an ihnen, sich alles gefallen lassen: Hohn und Spott, Schimpf und Verachtung! Sie haben es geduldet, getragen und leicht abgeschüttelt: denn was sie thaten, thaten sie für ihre Familie. Vor Augen stand ihnen das liebende Weib, welches ihrer harrte. Ihre schwarzen Augen glänzten ihnen aus der Ferne entgegen wie Edelsteine. Sie sahen die kleinen weissen Hände ihrer Kinder, die sich sehnend nach ihnen streckten. Und wenn sie die ganze Welt mit Füssen trat, sie wussten, wo sie die Herzen finden würden, die sie entschädigen sollten und sie entschädigten für alle Lieblosigkeit auf dieser Erde. So haben sie sich gestellt, so haben sie die Last von sich abgeworfen, so sind sie selbst in die Höhe gekommen! Die Arbeit war es inmitten der Arbeitsscheu, die Thätigkeit inmitten der Thatlosigkeit, der Verstand, welcher die träge Masse sprengte wie das Pulver den Stein und die sich nutzbar machte. Das war der Weg, den die Juden gegangen, und sie haben es weit genug auf demselben gebracht! Und nun? Ein grosser Theil von ihnen ist am Ziele angelangt, auf dem besten Wege, es ebenso zu machen wie Jene, deren Zugrundegehen ihr gesehen! Wenn sie sich selbst noch einfach und arbeitsam erhalten, ihren Söhnen überlassen sie vollkommen frei das Feld, dem Untergange entgegenzueilen. Ein Theil der Aristokratie ist verarmt, sie haben sich bereichert. Und was thun ihre Söhne? Sie ahmen die Fehler der Zugrundegegangenen nach, sind Affen ihrer Thorheiten. Sie haben das Arbeiten verlernt, werden aber die Vornehmheit nie lernen! Sie sind keine Kaufleute mehr und werden doch nie Aristokraten werden. Sie überbieten und übertreiben alles, das macht sie vollends lächerlich. Was die Alten erworben, die Söhne vergeuden es; was jene erspart, sie werfen es von sich. Jene hat man geduldet, hat man zugelassen, hat sie geachtet und geehrt, ihre Thorheiten beginnen aber bereits, die Unduldsamkeit

wieder zu erwecken. Die Alten fingen an beliebt zu werden, die Jungen machen sich wieder verhasst. Sie rufen die Reaktion hervor. Sie haben den alten historischen Adel auf seinen verfallenen Schlössern gestürzt und an deren Stelle Aktienpaläste erbaut, eine neue Geldaristokratie geschaffen, die alle Nachtheile der alten ohne einen einzigen ihrer Vorzüge besitzt. An die Stelle des alten viel bespöttelten *noblesse oblige* haben die semitischen Ritter und Barone das „Geschäft" gesetzt, das Geschäft in seiner weitesten, bisweilen auch schmutzigsten Bedeutung.

In diesen Bestrebungen haben ihnen nun ihre nichtjüdischen Mitbürger wesentlichen Vorschub geleistet, theils passiv, theils aber auch aktiv; zugleich haben letztere durch den täglichen Verkehr mit dem Judenthume, seitdem die Schranken eingerissen sind, manche früheren lächerlichen Vorurtheile gegen dasselbe über Bord geworfen. aber auch so manche Idee des Judenthums sich angeeignet. Alles was auf persönlichen Gewinn abzielt, hat stets Aussicht bei jedem Einzelnen Beifall zu finden, und die egoistischen Tendenzen verbreiteten sich mit überraschender Schnelligkeit. Der Geist der Zeit hat einen erstaunlichen Umschwung erfahren, ein Jagen nach jähem Erwerb, richtiger Gewinn, bemächtigte sich der Menge, die oft unerfahren theures Lehrgeld zahlt und doch stets wieder in dieselbe Falle stürzt; die Unsolidität in Industrie und Handel nahm überhand, das Börsenfieber, also das Spiel, drohte zum normalen Zustand der civilisirten Gesellschaft zu werden, die ruhige ernste Arbeit war in Misskredit gerathen, überall ein Jagen, Drängen und Ueberstürzen, was zu wirthschaftlichen Katastrophen führen muss. Es bedarf keines Wortes, dass von der arbeitsamen, pflichttreuen und ehrlichen Börse Niemand Böses spricht. Es gibt aber noch eine andere Börse. Eine Börse, welche unsolide Unternehmungen schafft und sie mit schwindelhaften Anpreisungen dem Privatbesitz in die Hände spielt, eine ächte Gründerbörse, das ist ein „Giftbaum". Eine Börse, welche das Lotteriespiel im Prämienwesen zum Bedürfniss des kleinen Kapitalisten macht und täglich durch grosse Anzeigen zu diesem Spiel anlockt, so dass einen leider grossen Bruchtheil des Volkes, die Staatsbeamten und Privatbeamten, die Geschäftsleute und Handwerker die Sucht nach mühelosem Gewinn erfasst, so dass der Kurszettel zum Gebetbuch geworden ist, und nicht nur Männer, sondern Weiber und Kinder von der verbotenen Frucht naschen, ist ein „Giftbaum". Eine Börse, welche kein Geld hat, wenn das Vaterland in Gefahr ist, aber die Anleihen des Feindes zeichnet und jeder Vaterlandsliebe sich entäussert, ist ein „Giftbaum". Wollen wir diesen Zustand mit einer einzigen Bezeichnung charakterisiren, so stellt sich uns unwillkürlich nur das eine Wort zur Verfügung: Korruption.

Unter den wirthschaftlichen Fragen, welche zugleich im eminentesten Sinne Kulturfragen sind, greift keine tiefer ein in das Leben der modernen Nationen als das System der Heeres-Organisation. Was Preussen seit lange besitzt, was Oesterreich, Italien und in letzter Zeit auch Russland organisirte, ist im wesentlichen nichts anderes als ein stehendes Heer, möge man es noch so schön „Volksheer" oder das

„Volk in Waffen“ nennen. Früher waren die stehenden Heere, wenn es hoch kam, 200,000 Mann stark, jetzt erreichen sie eine Million und darüber. Der sogenannte Präsenzstand einer Armee ist gegenwärtig schon viel grösser als bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die gesammte Armee des betreffenden Staates gewesen ist. Nach dem für die Entwicklung des Militarismus äusserst günstigen Jahre 1848 behielten die Kontinentalmächte grosse Armeen, die sie im Laufe der Ereignisse aufzustellen gezwungen gewesen, unter den Fahnen. Bald jedoch mussten die Kriegsminister den bedrängten Finanzen Rechnung tragen und sich entschliessen den Stand der Heere zu verringern. Um für alle Eventualitäten gesichert zu sein, geschah dies in der Art, dass der ursprüngliche hohe Stand jeden Augenblick wiederhergestellt werden konnte. Man liess die Kadres stehen und beurlaubte jeden zweiten oder dritten Mann. Auf den ersten Ruf konnte dieser auf den ihm bekannten Platz wieder einrücken. Alles was in den letzten zwanzig Jahren auf dem Gebiete der Militärorganisation geschehen, war nur die weitere Ausbildung dieses Vorgangs: man hat die Beurlaubungen einfach in ein System gebracht. Preussen war, durch die Umstände veranlasst, seit lange mit gutem Beispiel und starken Schritten vorangegangen; es hatte das System der Beurlaubungen auf das vollkommenste ausgebildet, und war allen Anforderungen desselben gerecht geworden.

Das sogenannte Milizsystem kennt im Frieden die Armee nur auf dem Papier; die stehenden Kadres sind äusserst gering, die gesammte Armee bildet sich erst bei Beginn eines Krieges. Es ist dies ein sehr vernünftiges System, da im Frieden eigentlich keine Armeen nothwendig sind; leider ist aber nicht alles was vernünftig auch möglich. Das preussische System legt gerade das Hauptgewicht auf die Aufrechthaltung der Kadres an Offizieren und Unteroffizieren (letztere werden durch Prämien und allerlei Begünstigungen an die Fahnen gefesselt) und einen relativ starken Präsenzstand. Die schwache Seite eines Milizheeres wird daher auch immer der Mangel an kriegskundigen Offizieren und brauchbaren Unteroffizieren sein. Bei einem durchschnittlich höheren Bildungsgrade des Volks wird der Soldat noch den relativ besten Theil der Armee bilden. Bei Stämmen niederer Bildungsgrade hingegen bewährt sich nicht einmal der gemeine Mann, wie das Beispiel Serbiens beweist, welches in dem Kriege gegen die Türken nur über Milizen verfügte. Milizen können aber nie gegen reguläre Truppen aufkommen, und so lange daher nicht alle Staaten das Milizsystem einführen, kann e i n Staat nicht daran denken. Man muss im Gegentheile fortfahren auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht die grösstmöglichsten Armeen zu organisiren und eventuell aufzustellen.

Man hat natürlich nicht verfehlt den M i l i t a r i s m u s als ein überaus schädliches System zu bezeichnen, welches Opfer an Zeit und Geld verschlinge, die auf Erziehung, Landwirthschaft, Verkehrsmittel u. s. w. verwendet, grossen Nutzen hervorbringen würden, der aber dem Militarismus zu Liebe unterbleiben muss. Die Kurzsichtigkeit dieses Raisonnements hat sich aber nicht einmal die Frage vorgelegt, ob der

Militarismus in seinem gegenwärtigen Systeme den Nutzen, welcher ihm zu Liebe unterbleiben muss, nicht reichlich hereinbringe durch einen viel grösseren Nutzen, der auf eine andere Art gar nicht zu erzielen wäre. Man weiss, dass die stehenden Heere den physiologischen Werth der Menschen erhöhen, welcher sich kraft der Vererbung auf die späteren Generationen überträgt und zum Kampfe ums Dasein tauglicher macht. Am richtigsten und bündigsten hat dies in neuester Zeit eine Frau, die Prinzessin Salm-Salm aufgefasst, indem sie sagt: „Fremden scheint es ausserordentlich hart, dass junge Männer ihre Karriere so lange unterbrechen müssen, „um Soldaten zu spielen". National-Oekonomen entrüsten sich darüber, dass so viele Arbeiter der Industrie und dem Ackerbau entzogen sind und berechnen bei Heller und Pfennig den Schaden, der dadurch dem Lande zugefügt wird. Wenn auch diese Berechnungen sehr richtig sein mögen, so vergessen doch die Gegner des preussischen Militärsystems, dass diese Arbeitskräfte arbeitskräftiger gemacht werden; denn der Ackermann und der Handwerker lernte nicht nur die Handgriffe mit dem Gewehr und den Parademarsch, er hatte einen Erziehungskursus durchzumachen, welcher aus ihm in jeder Hinsicht einen tauglichen Menschen machte. Man sorgte nicht nur dafür, dass das, was er in seiner ländlichen Schule gelernt hatte, verbessert und vervollständigt wurde, man nahm auch Rücksicht auf seine körperliche Ausbildung. Ausserdem, und das ist von Wichtigkeit, wurde er an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt, und durch den Verkehr mit seinen Kameraden wurden seine Ansichten erweitert und seine ganze Lebensart verbessert. Seine Kameraden waren nicht wie in alten Zeiten der Abschaum der Nation, sondern er stand im Gliede Ellbogen an Ellbogen mit jungen Leuten aus den besten Familien des Landes; und selbst wenn er gemeine Gewohnheiten und Neigungen mitgebracht haben sollte, so musste der Einfluss dieser Klasse von Kameraden, welche in Folge der Sorgfalt, welche man auf nationale Erziehung verwendet, in überwiegender Anzahl vorhanden ist, ihn an Ausübung derselben hindern und seine Moral verbessern."

Aus allen diesen Betrachtungen gewinnen wir bloss die Bestätigung der uralten Binsenwahrheit, dass jedes Ding seine zwei Seiten habe, und so geht es nicht bloss mit einzelnen Einrichtungen, sondern auch mit unserer Kultur im Grossen und Ganzen. Auch da ist nicht alles Licht, wie auch nicht alles Schatten ist. Auch sie kann man einer ungezählten Reihe von Verbrechen anklagen, deren sie sich namentlich gegen Leben und Eigenthum schuldig macht. Der Tod musste einst, wenn er ein Opfer haben wollte, an dasselbe sich sachte heranschleichen, eines nach dem anderen, einzeln und langsam erlegen; jetzt aber schwingt er seine Sense und mit einem einzigen wuchtigen Hiebe derselben erlegt er Hunderte. Ein Reisender stürzt mit dem Wagen, er stirbt an den erlittenen Verletzungen, und nur ein Häuflein der nächsten Angehörigen trauert um ihn. Wie sicher waren nicht die alten Strassen und Chausséen! Jetzt aber fährt ein Eisenbahnzug mit der rasenden Schnelligkeit des Sturmes, ein Ruck, ein lockerer Nagel, eine falsche Weichenstellung und dreissig, fünfzig, hundert Reisende bezahlen

mit ihrem Leben den Massentransport der Civilisation, bezahlen die Sturmwindfahrt der Kultur mit ihrem Leben. Tief in den Bergwerken drunten, wo die schlagenden Wetter drohen, arbeiten Tag aus, Tag ein, Jahr aus, Jahr ein Hunderte und Tausende von Menschen, um die Kohle ans Licht zu fördern, die Kohle, das unentbehrliche Werkzeug der Civilisation, mit dem sie das Eisen schmilzt und mit dem sie die Schiffe und die Waggons und das unermessliche Räderwerk der Fabriken bewegt, mit dem sie die Städte und die Wohnungen und die Theater beleuchtet; und ein kurzer Blitz, ein dumpfer Knall, und Hunderte von Bergleuten sind dahin gerafft. Was früher ein vereinzeltes Unglück gewesen ist, das ist unter der Herrschaft der Civilisation zu einer grossen Katastrophe geworden. Die Civilisation umgibt den Menschen mit unendlichen Gefahren. Die Wasserleitungen unterwaschen, wenn sie schadhaft werden, die Fundamente der Häuser. Die Gasleitungen strömen die tödtliche Luft in die geschlossenen Räume aus, wo Menschen wohnen, um sie zu ersticken, oder um sie durch plötzliches Aufflammen zu tödten. Die Drähte der Telegraphen und der Telephone, die sich über die Häuser hinwegziehen, sie locken den Blitz an und die Zahl der vom Blitz Erschlagenen wird von Jahr zu Jahr grösser, seit dem die eisernen Nervenstränge der Civilisation sich verdichten. Das elektrische Licht, es schwächt die Sehkraft, und kommt Jemand in ungeschickter Art mit den Leitkabeln des Stromes in Berührung, so kann er das mit seinem Leben bezahlen. Was in den Theatern, wie sie die moderne Civilisation haben will, durch die szenische Kraft derselben geschehen kann, das hat man des öfteren schaudernd miterlebt. Wie die Kriege beschaffen sind, denen die Civilisation ihre Waffen der Zerstörung liefert, das zeigen die Verlustlisten der Armeen. Niemals hat es früher eine ähnliche Zerstörung des Eigenthums gegeben, niemals ist das Leben der Menschen bedrohter gewesen als jetzt, und je grösser die Fortschritte der Civilisation werden, desto ungeheuerer werden auch die Gefahren, welche den Menschen bedrohen. Die Wüste, die von räuberischen Nomaden durchzogen wird, sie ist die Sicherheit selbst gegenüber unseren Städten, unseren Eisenbahnen, unseren Bergwerken, Fabriken, und der Urwald, in welchem der Indianer lauert, ist eine Zuflucht gegenüber den Kulturgegenden des modernen Menschen. Und da war, so schliesst der Ankläger, noch gar keine Rede von den Börsen, von den Spekulationen, von den wirthschaftlichen Krisen und den ökonomischen Katastrophen, welche die Civilisation über das Menschengeschlecht gebracht hat, um dasselbe elend zu machen, wenn sie es nicht ganz vertilgen kann.

Dagegen ist es nicht minder wahr: dort wo einstens nur einige elende Horden in ewigen Kämpfen mit Noth und Drangsal aller Art ein kümmerliches Dasein zu fristen vermochten, leben jetzt Millionen von Menschen in Ordnung und in Sicherheit und geschützt vor den Qualen des Hungers. Dort, wo einst vor einem roh bemalten Holzblock Menschen als Opfer geschlachtet wurden, erheben sich die prachtvollen Gotteshäuser der Gläubigen. Dort, wo abgrundtiefe Sümpfe ihre tödtlichen Ausdünstungen verbreiteten, stehen volkreiche Dörfer, um-

geben von fruchtbaren Gefilden. Dort, wo in langen Zwischenräumen ein ängstlicher Wanderer dahinschlich, ziehen die Eisenstrassen sich fort. Wollen wir zurück in die Vergangenheit? Nein, es ist unmöglich, irgend einen der Fortschritte zu missen, welche die Civilisation bringt, und deshalb müssen die Nachtheile, die sie in ihrem Gefolge hat, mit in den Kauf genommen werden. Die Sünde der Volksaufklärer ist aber die, dass sie, von einseitigem Parteigeist getränkt, und nur die Vortheile oder nur die Nachtheile der Gegenwart beleuchten. Die Empfindlichkeit unserer Nerven wird immer grösser, und vielleicht ist das der schwerste unter den Nachtheilen der Civilisation. Die Uebel werden viel lebhafter empfunden, die Belästigungen viel ungeduldiger ertragen, die Schmerzen viel heftiger gefühlt. Und deshalb ist auch kein Komfort gross und kein Genuss raffinirt und kein Wissen reich und keine Kunst vollkommen genug.

Der Kulturstrom, ein Rückblick.

Jene Civilisation, welche in den europäischen Völkern der Gegenwart ihren Gipfelpunkt erreicht und die Phantasie dereinst als ein Gemeingut der ganzen Menschheit träumt, ist einem mächtigen, vielfach gewundenen Strome vergleichbar, den tausend und abertausend Wasseradern, kleine und grosse, bedeutende und schwache, längere und kürzere, reissende Gebirgsbäche und schleichende Steppenflüsse schwellen. Auch einem Bauwerke ist sie vergleichbar, das schichtenweise auf den im Boden versenkten Grundvesten zu luftiger Höhe sich erhebt. Und gleichwie diese Grundvesten dem Auge verborgen sind, gleichwie die Quellen mancher Ströme oft nur geahnt werden, an ihrer Existenz aber kein Zweifel haften kann, so ruht auch die Civilisation auf heute nicht mehr sichtbaren Fundamenten, auf Quellen, deren Erinnerung im Zeitenlauf verblasste und die erst neu aufgespürt werden müssen. Einige dieser Quellen aufzudecken habe ich versucht; auch die wichtigsten Nebenadern, so weit die Grenzen dieses Buches gestatteten. Vollständigkeit freilich darf ich nicht beanspruchen, denn wer sollte in so knappem Rahmen die Bäche und Bächlein alle nennen, die von Bergeshöhen und aus Waldesdickicht niederbrausen ins einsam stille Thal, die aus sonnverbrannter Flur in schattenloser Oede, weite Tümpel bildend, hin zum Strome ziehen, wer, sage ich, wollte den vielverzweigten Verästelungen allen folgen, deren ungeheures Netz das Stromgebiet umspannt? Bescheiden musste ich mich dieser Zuflüsse wesentlichste anzudeuten, und es verlohnt sich an dieser Stelle die Mühe eines kurzen Rückblicks.

Die natürliche Entwicklung der Kultur im Auge, begannen der geneigte Leser und ich unsere gemeinsame Wanderung an den Quellen des Kulturstromes. Ich vermied es, Jenen gleichzuthun, die sich an seine majestätische Mündung begeben und dort nur mit Verachtung, Hohn und Ingrimm des engen Flussbettes im Hochthale, der noch unscheinbaren Quelle gedenken. Anders wir. Wir haben uns in einer

Fahrt versucht in die frostigen Höhen der Gletscherwelt, wo ewige Stille die Natur umlagert; kein Halm sprosst hier, hier grünet kein Reis, kein Insekt durchschwirrt mehr die eisige Luft, kein Zeichen des Lebens dringt an unser Ohr. Doch da, am unteren Gletscherrande bricht aus starrer Kruste murmelnd ein Bächlein hervor, und hier und dort und weiterhin dessgleichen. Es sind die Quellen, deren durch die Gletschermilch getrübte Fluthen sich späterhin im Thale zum mächtigen Wasser vereinigen sollen. Schon hier aber in einsamer Höhe, wo der fernere Lauf der Quelle zu unseren Füssen uns nicht unbekannt, wissen wir, dass er nur durch natürliche Gesetze geregelt werde. Natürlichen Ursachen verdankt er seine Geburt im harten Gletschereis, natürliche Ursachen lenken seinen Lauf. Wir schreiten thalab, wo über weite Schutthalden das Bächlein mit Mühe nur hindurch sich zwängt, dem Auge fast entschwunden, dann munter weiterhüpft aus dem wilden Felsgestein hinab ins grünende Thal. Da, an ungeahnter Windung, vermählt sich ihm ein anderer Bach, um in gemeinsamer Hast über Stock und Stein dahinzurasen. Wir machen Halt. Was ist aus all den anderen Quellen geworden, deren Murmeln droben unser Ohr erfreut? Warum von ihnen allen dieser eine Zufluss nur? Prüfend erkennen wir dann, wie bald die eine sich in sumpfiger Matte verliert, bald die andere zu jähem Sprunge in bodenlose Kluft gezwungen, zerstäubt, die dritte endlich durch Bodenfaltung in ein anderes Thalbett geleitet wird; kurz wir vermögen zu ermitteln, wie dem Nichterscheinen der Einen, dem Hinzutritte der anderen, dem verschiedenen Laufe der dritten Quelle stets natürliche Ursachen zu Grunde liegen. So gelangen wir hinab, wo eingezwängt in enger Felsenspalte der Bach ein Fluss geworden in zischender Gischt leckt und nagt an seinen Betteswänden, dann plötzlich heraustritt in die breite Mulde und in wildem Ungestüm sich darüber hin ergiesst. Klarer schon werden seine Wasser, ruhiger sein Lauf, als plötzlich dort aus schwarzer Kluft ein wilder Gefährte sich ihm beigesellt und weithin seine Fluthen mit düsterer Farbe mengt. Freiwillig nicht, gezwungen nur ist diese Bruderschaft. Kein anderer Ausweg war geblieben, in längst entschwundenen Erdperioden hatten sich ewigen Gesetzen zufolge die schwarzen Schieferwände hier emporgethürmt und gebieterisch dem Wasser den Weg in die Thalmulde gewiesen. So ziehen denn Beide, bald in Eins verschmolzen, fort durch die bergigen Gelände bis wo zur Ebene verbreitert das Thal dem schrankenlosen Schwalle freies Spiel gewährt. Wer will das Elend nun, der Verwüstung Gräuel alle schildern, die hier das tückische Element oft verrätherisch vollbringt, und wer doch hat den Muth, zu lästern, tadeln, wirft er den Blick hinaus ins offene Land. Dort entblösst vom Ungestüm der Jugend zieht es in majestätischer Fülle hin, in stolzer Ruhe bewimpelter Last den Rücken bietend, ein reicher Segen für die Flur.

Unnöthig, an dem Laufe des Kulturstromes die hier bildlich ausgedrückten Einzelnheiten anzudeuten. Jeder erräth sie wohl von selbst. Worauf es hauptsächlich ankommt, ist die Erkenntniss, dass der Segen des breiten Stromes gleich jenem der friedlichen Kultur nur um den

Preis vergangener Gräuel erkauft, dass Beider Lauf bis in die kleinsten Einzelnheiten durch natürliche Momente bedingt wird. Wenn für manche Erscheinung eine natürliche Ursache nicht angegeben zu werden vermag, so ist daraus noch nicht zu schliessen, dass eine solche Ursache nicht bestehe, sondern nur, dass es noch nicht gelungen sei, dieselbe zu entdecken, dass also hier noch eine Lücke in unserem Wissen existire. Obwohl es solcher Lücken noch sehr viele gibt, sind wir doch im Stande, einen durchaus natürlichen Entwicklungsgang der Kultur zu behaupten und vorauszusehen, wie die Erweiterung unserer Kenntnisse eine stetige Ausfüllung dieser Lücken mit sich bringen müsse. Das Flussnetz des Kongogebietes ist bislang nur unvollkommen bekannt; Niemand zweifelt aber an dessen Bestehen und natürlicher Entwicklung, noch auch, dass es mit der Zeit gelingen werde, dasselbe genau zu durchforschen. Natürliche Ursachen waren es, welche die Anfänge der Kultur, das Erheben über rein thierische Zustände bei den Menschen bedangen, und natürliche Ursachen auch, welche einzelne dieser Anfänge zu einer langandauernden Entwicklung, zu einem Zusammenfliessen veranlassten, andere hinwieder nach nur kurzem Laufe zum Stillstande brachten.

Das baldige Versiegen der Kulturquellen kann man an den sogenannten Naturvölkern der Gegenwart beobachten. Freilich war hier selbst der Lauf der Kulturentwicklung ein weit längerer und grösserer, als wir ahnen, der Stillstand trat — sehr ungleich übrigens — erst sehr, sehr spät ein. Zweifelsohne ist der Weg von den heute am tiefsten stehenden Botokuden oder Hottentotten zu Humboldt und Darwin ein kürzerer, als es jener vom Thiermenschen zum Botokuden oder Hottentotten war. Diesen kürzeren Weg haben indess nur wenige Völker zurückgelegt, während andere an verschiedenen Punkten desselben stehen und damit zurückblieben. Wo Alles nach vorwärts eilt, ist Stillstand Rückschritt, so sagt man gewöhnlich; die Wahrheit ist, dass nicht Alles, sondern nur sehr Wenig nach vorwärts eilt, die grosse Menge der Erdenbewohner es aber durchaus nicht eilig hat. Denn der Stillstand, das Versiegen der Kulturquellen bei den Naturvölkern ist streng genommen nur scheinbar; sie alle sind in naturhistorischem Sinne in steter Entwicklung begriffen, ihre geringe Kultursumme ist heute zweifelsohne grösser, als vor einem Jahrtausend, das Wachsthum aber so unmerklich, dass im Vergleich zu den sogenannten Kulturnationen es füglich als Stillstand aufgefasst werden darf. So spricht man von Fixsternen, obgleich es wirklich fixe Sterne nicht gibt. Die Schnelligkeit, womit die einzelnen Völker die Bahn ihrer Entwicklung durchlaufen, ist eine sehr verschiedene, stets aber in natürlichen Momenten begründet. Eine Schnecke und ein Hase bewegen sich beide mit sehr verschiedener Geschwindigkeit, welche durch die Anlagen ihres Körperbaues bedingt wird. Aehnlich ergehts den Menschen mit dem Fortschreiten auf der Kulturbahn.

Begreiflich wendet sich das Interesse vorzugsweise den angeblichen Kulturvölkern zu; bei ihnen ist ja die Gesittung zu jenem breiten, mächtig segenspendenden Strome gediehen, von dem ich oben sprach.

Seinen Entwicklungslauf zu schildern, war bisher meine Aufgabe. In ausführlicher Breite war es hiezu erforderlich, die Kultur der ältesten Völker zu erörtern, um auszuscheiden, was von den damaligen Gesittungsschätzen auf ihn überging. Es musste gezeigt werden, wie die Kulturen der Assyrer und Babylonier, Aegypter, Phöniker und Perser zusammenflossen und erzeugten, was als hellenische Kultur für ein Urprodukt der Griechen gilt. Diese griechische Civilisation mit ihren Lichtpunkten und Schattenseiten ward aufgesogen vom Römerthume, welches sie über die halbe Welt verbreitete und befestigte; nicht minder nöthig war es, zu erörtern, wie diese antike Kultur die einzelnen Nationen auffrass und sich selbst ihrer ethnischen Stützen beraubte; wir begreifen dann, warum neue rohe Stämme an deren Stelle treten, zugleich aber die Schule der Kultur wieder von vorne beginnen mussten. Wir studiren an ihnen das langsame aber sichere Emporklimmen auf der Kulturleiter, während im Oriente die Ueberreste der römisch-hellenischen Gesittung von den ursprünglich eben so rohen aber verschieden begabten Arabern heisshungrig verschlungen werden, nicht um diesen, die daran in Bälde zu Grunde gehen, sondern den halbbarbarischen Europäern zu Gute zu kommen. Die Verkettung der natürlichen Ursachen und Wirkungen ist unverkennbar: die Kulturströme Aegyptens und Asiens vereinigten sich in jenem Griechenlands, dieser in jenem Roms: der römische Kulturstrom ergoss sich durch sein asiatisches Bett in jenen der Araber und dieser endlich in den der Modernen. In der That waren die Araber die letzten Lehrmeister der Europäer, darum mussten ihre Leistungen so ausführliche Beachtung finden. Fürderhin verfolgen Europas Völker ihre eigenen Entwicklungsbahnen; der Strom ihrer Kultur wird von keinem fremden ethnischen Elemente mehr in gleichem Maasse geschwellt; erst seither beginnt die Europa allein eigenthümliche Kulturentfaltung.

Werfen wir nach dem Gesagten den Blick nach rückwärts, so sehen wir die Geschichte der Menschheit, der Staaten und Völker, auf Bahnen wandeln, die sich selbst vorzuzeichnen sie unvermögend sind, wo Recht, Sittlichkeit und Moral leerer Schall sind und auch sein müssen, schon desshalb, weil Niemand vorhanden, der ihnen Geltung verschaffen könnte. Gegen den Willen eines Volks, gegen den Geist der Zeit, — mag er sein gerecht oder ungerecht, sittlich oder unsittlich, edel oder niedrig, gut oder bös — gibt es keinen Appell. Dieser Wille, dieser Geist der Zeit aber, er gehorcht unbewusst den höheren, immanenten Gesetzen der Natur, die jenen kolossalen Widerspruch hervorbringen, in welchem sich zumeist der Einzelne der Gesammtheit gegenüber befindet; sie bedingen die Verwerfung des „Prinzips" als von Menschen, nämlich von ihr untergeordneten Wesen, ausgehend, und setzen an die Stelle triumphirend ihr eigenes diktatorisches Ich. Wie diesen Gegensätzen zu begegnen sei, ist zu erörtern nicht meine Aufgabe, nicht mein Zweck; ich begnügte mich, ihr Vorhandensein zu konstatiren und daraus die Erscheinungen im Leben der Menschheit zu erklären. Wie Proudhon die Widersprüche der Volkswirthschaft aufgedeckt und gezeigt hat, dass Alles in seinem inneren

Sein den Widerspruch in sich selbst trägt [1]), so bemühte ich mich, das System von sich verschlingenden und wieder aus einander laufenden Widersprüchen in allen Stadien des menschlichen Daseins, des politischen Denkens, des Staats- und Völkerlebens anzudeuten, ein furchtbares Gesetz von Gegensätzen, welches hinüberspielt in die unberechenbaren Gewalten der Naturkräfte, in Anwendung auf die Menschheit aber lediglich durch die Erkenntniss und das Wirken der Letzteren genügend erklärt werden kann.

Die Ideale und die Wissenschaft.

Schlusswort.

Noch ein kurzes Schlusswort sei gestattet. Im Verlaufe der menschlichen Kulturentwicklung haben wir das Wachsen der Intelligenz beobachtet, welche die heutige Gesittungshöhe ermöglicht. Wir haben gesehen, wie die Civilisation ein immer grösseres Entfernen des Menschen von dem, was wir seinen Naturzustand nennen, erstrebt und dennoch die Lehre empfangen, dass alle Zustände der Menschheit, auch die der Kultur eben das Ergebniss ihrer Natur sind. Eben desshalb ist alle Kulturentwicklung ein Naturprozess, den auch keine anderen als die Naturgesetze beherrschen. Diese Erkenntniss erfüllt uns mit der Gewissheit, dass die Herrschaft dieser Gesetze eine ewige ist. Sich ihnen je zu entwinden, ist in der Zukunft ebenso unmöglich. als es in der Vergangenheit gewesen und in der Gegenwart ist. Solches Bewusstsein stählt zugleich den Muth der Lebenden, die Mängel der gegenwärtigen Zustände zu ertragen, indem wir sie als unabwendbare, nothwendige Resultate des Entwicklungsganges auffassen. Nutzlos, über Militarismus, Verkümmerung der Volksrechte, Absolutismus und wie die Parteischlagworte alle heissen, zu klagen, wenn wir sie klar als nothwendig gewordene Durchgangsstadien der Kultur erkennen. Wir wissen auch, dass diese heutigen Zustände in Zukunft anderen, neuen Entwicklungsphasen weichen müssen, d. h. vorübergehende sind. Wie sich diese Entwicklungsphasen einer späteren Kultur gestalten mögen, ist menschlicher Kurzsichtigkeit zu errathen verschlossen; nur das Eine wissen wir,

---

1) *Rerum concordia discors.* (Horat.)

dass die Herrschaft der Naturgesetze unter allen Umständen unangetastet bleibt, der innere Zwiespalt zwischen ihrem Walten und jenem der Menschheit ein unaufhörlicher sein wird. Darum wird im Kampfe ums Dasein — einem Naturgesetze, das keine Civilisation aufzuheben vermag, weil sie eben unter seinem Einflusse steht — allemal das Recht des Stärkeren sein Szepter schwingen. Wer und was der Stärkere sein wird, ist uns verhüllt; gewiss ist nur, dass es immer einen Stärkeren geben wird. Friedensapostel, deren Menschenliebe hohe Achtung gebietet, wähnen in dem Gange der Kultur ein langsames Streben nach der Utopie des „ewigen Friedens" zu erspähen. „Ein einziger Schritt bleibt noch zu thun: Herstellung eines wahren Völkerrechtes als allgemeines Menschheitsgesetz, bindend für die Nationen — ähnlich wie in den einzelnen Staaten die allgemeinen Landesgesetze bindend für dessen Angehörige sind, so dass die Einzelnen, wenn nöthig, von der Gesammtheit aller Anderen zur Befolgung gezwungen werden." Gezwungen? Durch was? Doch nur durch Gewalt, d. h. Krieg, den man vermeiden will. Das wohlgemeinte Trugbild zerstäubt in sein hohles Nichts bei näherer Prüfung Die Anerkennung und Beobachtung der allgemeinen Landesgesetze ist möglich, weil die sehr reelle Staatsgewalt darüber wacht. Welche Gewalt soll über dem wahren Völkerrechte, dem allgemeinen Menschheitsrechte wachen? Die Allgemeinheit der Völker, d. h. jener, welche eben durch dieses Recht gebunden werden sollen? Praktisch ist aber jedes Recht hinfällig, das nicht mit Gewalt erzwungen werden kann, denn die Gewalt bleibt immer die *ultima ratio*. Und wenn der Stärkere sich diesem Rechte nicht beugen will? Wer wird ihn daran hindern? Wieder die Allgemeinheit. Wie dann aber, wenn dieser Stärkere stärker ist als die Uebrigen? Und welches Mittel bleibt, um zu entscheiden, wer der Stärkere ist, als der offene Kampf, der Krieg? Wahrlich, es ist nicht zu wundern, dass die Friedenskongresse in der Regel mit einer allgemeinen Prügelei enden.

Angesichts solcher Erwägung darf man wohl mit einem deutschen Schriftsteller [1]) fragen: „Wer ist im Rechte: Alles kämpft mit einander und Jedes hat Recht! .... Der Kampf ums Dasein ist der naturgemässe Zustand der Menschheit; er ist der Motor der Weiterentwicklung, ohne ihn stockt und stirbt Alles; er treibt, belebt, zeugt, bewegt und eben desshalb ist er auch unsere Aufgabe, ich möchte sagen: unsere Religion. Alles kämpft — der Arme, der den Kommunismus verlangt, der Reiche, der ihn verdammt, der strebende Kopf, der verrottete Aristokrat, der Geistliche, der Soldat, der Republikaner, der behäbige Konstitutionelle, der Monarch, sie alle sind im Rechte, — es handelt sich um ihr Dasein. Es handelt sich darum, wer siegt. Wer es auch sei, er muss über die Leichen der Besiegten hinwegschreiten, das ist Naturgesetz. Wer davor zaudernd zurückschreckt,

---

1) Robert Byr.

bringt sich selbst um die Chancen der Existenz. Ein sogenannter versöhnender Abschluss ist bei solchem Grundgesetz freilich unmöglich. Der Kampf ist unendlich."

Zweierlei bedingt dieser gewaltige Kampf, wie wir ihn im Völkerringen sowohl als im einzelnen Menschenleben beobachten: dass der Zweck die Mittel heilige, ein Wort, dessen furchtbare Konsequenzen nicht erst bei seiner Anerkennung entstehen, sondern Faktum sind seit jeher, — dann den Ausschluss der Liebe. In der That, so weit und so viel wir die Geschichte durchblättern, nirgends verzeichnet sie eine That der Liebe, der grossen allumspannenden Menschenliebe, die entscheidend eingewirkt hätte auf die Geschicke der Völker, ja nicht eine Geschichtshandlung ist zu nennen, die ein Volk aus Liebe, aus bewusster uneigennütziger Menschen- und Nächstenliebe vollbracht hätte. Was allenfalls geschehen, haben Einzelne gethan uud die grösste Wirkung solch seltener Liebeshandlungen beschränkt sich darauf, ein grosses Leid um weniges zu mildern. Fremd steht die Masse einem Gefühl gegenüber, welches doch den Einzelnen bewegt, von dem Schwärmer sagen, es sei ihr Leitstern alles Thun und Lassens. Wie wahr ist auch hier des Dichters Wort, der da spricht: „Kämpft und ringt, würgt und erhebt euch — lasset eure Interessen zusammen oder wider einander gehen, nützt eure Kräfte einzeln oder verbündet, überbietet euch mit den Waffen des Friedens oder des Krieges, streitet um Euer Dasein mit oder ohne Bewusstsein, mit Kühnheit oder feiger Zähigkeit, folgt dem ewigen Drange, der euch beherrscht, von der Geburt bis zum Tode — aber lügt nicht, dass ihr einander liebt."

„Die Idee der Geistergemeinschaft und friedlichen Bruderliebe war eben nur eine Idee, die im Kampfe ums Dasein unterlegen ist. Nur dem Scheine nach drang sie durch und er ist es, der die Menschheit gegenwärtig noch äfft. Der Kampf ist das Zauberwort, dem die Menschheit gehorcht; sie theilt und schaart sich heute nach ihrer Zunge, wie sie früher sich nach ihrem Glauben geschieden und nach anderen Gemeinsamkeit geschaart, um völkerweise ihr Dasein zu erstreiten. Der Waffenstillstand ist das Aufathmen vom blutigen Kriege, und während desselben wird in anderer Weise weiter gekämpft. Der Friede aber wäre Erschlaffung — Tod. Eine untergegangene Nation hat Frieden!" Es geht ihr genau wie dem Einzelwesen, welchem auch erst der Tod Erlösung vom Kampfe, Frieden bringt. Er ist der grosse Wohlthäter der Menschheit wie des Individuums, der vollauf die Lobeshymne verdient, welche ein deutscher Poet der Gegenwart, Arthur Fitger, eben so schön als wahr ihm singt:

Unter den Freunden der erdumwohnenden
Menschen vor Allen preis' ich den Tod.
Ob Dionysos, ob Eros dem frohnenden
Jammergeschlechte mit köstlich belohnenden
Stunden versüsse die Jahre der Noth,
Ob in dem Boot

Seligen Traums die betrogenen Geister
Schaukeln von Eiland zu Eilanden fort —
Schlaf ist Geselle; — Tod aber der Meister
Führt uns zum Port.

. . . .

. . . .

Freundlicher Tod, du heilsam geschäftiger
Gärtner, beschneidend ums üppige Beet
Wandelst du ewig und tilgst, was in heftiger
Wucherung aufschoss, dass voller und kräftiger
Blühe das Eine, wenn Andres vergeht.
Nimmer gefleht
Hab' ich um Schonung für mich und mit Wonne
Steig ich hinunter in Aides Nacht,
Wenn meinen Brüdern mein Scheiden die Sonne
Lieblicher macht.

Es heisst nicht dem Pessimismus huldigen, wenn an der Hand der modernen Wissenschaft man zur Erkenntniss sich erhebt, dass alle Ideale, die je die civilisirte Menschheit bewegt haben, die sie heute noch bewegen, gleich werthlos und gleich werthvoll sind. Die besiegten Ideale haben vergangenen Geschlechtern die nämlichen Dienste geleistet, wie der Gegenwart die Schlagworte von „Humanität", „Menschenwürde", „Freiheit". Und es ist ein müssiger Streit zu entscheiden, welches von diesen, ob z. B. Nationalität oder Freiheit höher stehe, denn ein Beweis lässt sich weder für noch wider erbringen. Ideale vorschreiben zu wollen, ist um so vermessener, als wie wir wissen, künftige Zeiten andere Ideale bringen, vor denen der Glanz der jetzigen erblassen muss. *O vanitas vanitatum!* rief schon der Weise von Zion und Alles in Natur und Geschichte predigt mit laut schallender Stimme die Vergänglichkeit alles Irdischen. Die Epoche wird kommen, ja sie muss kommen, kraft des unaufhaltbaren Gesetzes der Entwicklung im Ideenreiche, wo man die Ideale der Nationalität und nicht minder der Freiheit ebenso belächeln wird, wie wir nunmehr jenes des Glaubens. Eines ist nur gewiss, dass das Idealisirungsvermögen selbst, eine natürliche Gabe, niemals aufhören kann thätig zu sein, dass es Ideale, d. h. nothwendige Irrthümer geben wird, so lange Menschen noch auf Erden wandeln.

„Scheu muss sich die Seele des Menschen in sich selbst zusammenziehen vor einer Schöpfung, die in ewiger Starrheit dem Spiele des Menschengeschlechtes zusieht und nur das Eine Wort: Vergänglichkeit! für uns hat . . . . . Wenn schon die grossen Gemälde einer grossen Vergangenheit hier farblos erblassen, so muss auch das Bild unseres eigenen Lebens als bedeutungslos von dieser Folie sich abheben. Sind schon die grossen Ströme der Geschichte, die hier vorüberrauschten, spurlos verlaufen, was kann da wohl das menschliche Einzelleben noch gelten? Und was die Regungen aller Art, die eine kurze Spanne Zeit

hindurch ein kleines Menschenherz pulsiren machen? Ist denn nicht auch diese innere Welt der Vergänglichkeit verfallen? Wie die Wellen des Wildbaches dort unten eilig vorüberlaufen und herunterziehen zu dem Meere, in dem sie zur Ruhe kommen, so fliehen die Jahre und Tage des Menschenlebens dem Meere der Vergessenheit zu, und indem der Wanderer in dieser Wildniss dem unablässigen Rauschen aus der Tiefe lauscht, hört er gleichsam hörbar die Zeit vorüberrauschen, die auch sein Leben mit sich führt. Unaufhaltsam im gleichen, flüchtigen Gange vergeht das Leben und weit überholt im eiligen Laufe sind die unerfüllt gebliebenen Ideale der Jugend. Nicht des Herzens Wünsche sind erreicht worden, und die kühnen Pläne, mit welchen wir uns hoffnungsvoll in der Jugend getragen, sie sind nicht zum Vollzug gekommen. Ein leeres Dasein ist es nur, dessen wir uns bewusst werden, wenn die Jahre längst die Erfüllung hätten bringen sollen. Wo sind sie hin, diese Jahre, die so goldig leuchtend vor dem Jüngling lagen, wohin alles holde Glück, das oft so fassbar und unverlierbar vor ihm stand und doch zwischen den Fingern ihm zerrann, wenn er darnach greifen wollte? Was hat das Leben gehalten von Allem, was es ihm versprochen? Es ist Alles verschwunden und nichts ist geblieben als das Wissen, dass er noch das gleiche Wesen ist, das einst mit so goldenen Hoffnungen in die Zukunft sah, und das nun um alle sich betrogen sieht"[1]. — Wer gedenkt da nicht Schillers herrlicher Worte:

> . . . . und die einzige
> Ausbeute, die wir aus dem Kampfe des Lebens
> Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts,
> Und herzliche Verachtung alles dessen
> Was uns erhaben schien und wünschenswerth.
> (Jungfrau von Orleans.)

Und damit stehen wir an dem Punkte, der die teleologische Weltanschauung, die Theorien der Weltverbesserer, aus den Angeln hebt und den Menschen zurückschleudert in die Reihe aller übrigen Organismen, über die er sich, Dank seinen Idealen, so hoch erhaben dünkt. Die Wissenschaft hat den Schleier der Zukunft zerrissen und auch das Ende der Menschheit erschaut. Ich habe den gütigen Leser am Anfange dieses Buches auf die noch lebenslose Erde geführt, der Schluss führt zum Anfange uns zurück. Wie die ausgestorbenen Thiergeschlechter entschwundener Erdperioden ist der Mensch selbst nur eine vergängliche Erscheinung auf Erden. Wenn auch in unendlich ferner Zukunft, aber unfehlbar, so lautet der Spruch der Wissenschaft[2], werden mit dem Verbrauch der Kohlensäure und des Wassers gleichzeitig die Organismen und der Mensch mit ihnen verschwinden; das Ringen der Naturkräfte und Elemente, der Kampf ums Dasein unter den belebten Wesen wird schliesslich

---

1) Carl Freiherr Du Prel, *Unter Tannen und Pinien.* S. 251—252.
2) Zittel, *Aus der Urzeit.* I. Bd. S. 17.

aufhören. Wenn einst die Reaktion des heissen Kernes gegen die Rinde durch gleichmässige Abkühlung ihr Ende erreicht und der Angriff des Wassers und der Atmosphäre gegen den festen Erdkörper durch chemische Verbindung oder Absorption in Fesseln gebannt ist: dann wird die ewige Ruhe des Todes und des Gleichgewichtes über der Erde herrschen. Dann wird die Erde, ihrer Atmosphäre und Lebewelt beraubt, in mondgleicher Verödung um die Sonne kreisen, wie zuvor, das Menschengeschlecht aber, seine Kultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale sind gewesen. Wozu?



Berichtigung:

Bd. II. S. 440. Z. 9 von oben muss es heissen: am leichtesten statt am wenigsten.

Register.

Die römische Ziffer bezeichnet den Band, die arabische die Seitenzahl.

